Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertachtundfünfzigster Band
40. Jahrgang : 1916 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buttenhof 36.

Inhalt des 158. Bandes: Juli / August / September 1916

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des türkischen Ministers des Innern
Talaat Bey.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 158. Heft 502. Juli 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Unsere türkischen Freunde.

Das Aprilheft von „Nord und Süd" war vorzugsweise der „neuen Türkei" gewidmet. Ich schilderte meine Eindrücke in Konstantinopel anläßlich meiner Fahrt mit dem ersten Balkanzug, die für alle Teilnehmer dieser denkwürdigen Reise ein geschichtliches Erlebnis wurde, das sich zum unentwindbaren geistigen Besitz verdichtet hat. Die Logik der Geschichte feierte Triumphe. Und wenn Taine einmal die Logik als „lebende Geometrie" anspricht, so empfanden wir Zugsteilnehmer dieses welthistorische Ereignis als „lebende Geschichte". Meine Unterredungen mit dem Prinzen Medjid, dem Minister des Inneren, Talaat Bey, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Widmung an mich das vorliegende deutsch-türkische Sonderheft schmückt, dem Minister des Äußeren, Halil Bey, und dem Scheich ül Islam sind im Aprilheft niedergelegt. Daran schlossen sich Arbeiten von Professor Martin Hartmann, dem Scheich Prof. Abd-el Aziz Schauisch über türkisch-ägyptische Fragen, und von Dr. P. Martell „Über den Koran". Inzwischen hat sich der Besuch der deutschen Parlamentarier in Konstantinopel (Ende April) und der Gegenbesuch der türkischen Parlamentarier in Berlin (Ende Mai) vollzogen. Wie wir nun unser Juniheft, den Gepflogenheiten unserer Zeitschrift entsprechend, zu einer deutsch-bulgarischen Nummer ausgestaltet haben, die von der deutsch-bulgarischen Gesellschaft allen Teilnehmern und den politisch orientierten Kreisen zugänglich gemacht worden ist, so haben wir das jetzige Heft im Einverständnis mit den in Betracht kommenden Instanzen zu einem deutsch-türkischen Sonderheft ausgebaut. Die disjecta membra der Wechselreden, die in den Tagesblättern leicht auseinanderfallen, haben wir zusammengefügt und zu einem organischen Ganzen verbunden. Wenn auch Tausend Blitze noch keine Sonne ausmachen, so lassen sich doch Hundert Blumen, auch Redeblumen, zu einem Strauß winden. Und gerade diese Einheit ist die Endabsicht unserer gegenwärtigen Sondernummer. Was in alle Winde zu zerflattern droht, soll hier als Dokument von weltgeschichtlichem Zuschnitt durch einen Einheitsband fest zusammengefügt werden. Das W. T. B. hat mir seine Berichte bereitwillig zur Verfügung gestellt, wofür ich an dieser Stelle meinen Dank ausspreche. Wo uns die Redner selbst ihre Manuskripte zur Veröffentlichung in „Nord und Süd"

übergaben, habe ich dies ausdrücklich vermerkt. Da die Tageszeitungen aus Raummangel meist nur kurze Auszüge aus den vielfach bedeutsamen Reden brachten, so dürfte eine von den Rednern durchgesehene Sammlung ihrer Ansprachen in unverkürztem Text an dieser Stelle doppelt willkommen sein. Handelt es sich doch um eine dokumentarische Sammlung aller deutsch-türkischen Kundgebungen, die den Mitlebenden ein wertvolles Angebinde und den Rednern selbst ein bleibendes Gedenken, den späteren Geschichtsschreibern aber eine übersichtliche Zusammenfassung historisch bedeutsamer Offenbarungen darbieten dürfte.

Diesem deutsch-türkischen Heft schicke ich einige Unterredungen voraus, die ich mit führenden Persönlichkeiten der neuen Türkei hatte. Ich beginne mit einer Schilderung meiner Eindrücke im Komitee „Einheit und Fortschritt". Dr. Nasim Bey, ein führendes Mitglied des sagenumwobenen Komitees „Einheit und Fortschritt", das von den Türken selbst als Inbegriff politischer Geheimmacht hingestellt wird, sagte mir in Berlin: „Wenn Sie nach Konstantinopel kommen, dann stehen Ihnen die Türen des Komitees offen!" Dr. Nasim hat, wie von einem Türken zu erwarten ist, Wort gehalten. Als ich mit dem ersten Balkanzug nach Konstantinopel fuhr, begrüßte mich bereits auf der Station vor Konstantinopel der Generalsekretär des Komitees, Mithad Schükri Bey, und überbrachte mir die wiederholte Einladung Dr. Nasim Beys, der ich am ersten Tage meines Konstantinopeler Aufenthalts Folge leistete.

Die puritanische Einfachheit des Sitzes des allmächtigen Komitees hat mich geradezu verblüfft. Man ist von Konstantinopel her an solche Märchenpracht gewöhnt. Die Türken halten so sehr auf Repräsentation, daß man auch im Komitee, dem die meisten aktiven Minister als Mitglieder angehören, zum mindesten ein wohnliches Heim erwarten konnte. Statt dessen gewollte strengste Einfachheit. Keine Teppiche, keine belegte Treppe, ein paar Stühle, nur Schreibtische, das ist alles, was jener dürftig eingerichtete Raum in sich barg, von welchem aus die mächtig emporstrebende jüngere Türkei ihre Weisungen empfängt.

„Wie haben Sie es eingerichtet," so fragte ich, „daß Sie ungeachtet aller Widerstände und Fährlichkeiten in einer Welt von Feinden wieder ans Ruder gelangten?"

„Was uns aufrecht erhielt inmitten aller Verfolgung und heimtückischer Niedertracht, das war der Mut zur jungtürkischen Gegenwart und die unbedingte Zuversicht auf die Wiederbelebung einer neu erstandenen türkischen Nation. Nicht einen Augenblick haben wir den Mut verloren."

„Worauf gründen Sie," fuhr ich fort, „die Hoffnung auf eine nationale Türkei, die erst von gestern ist? Denn das zusammenhaltende Band der osmanischen Welt war bisher die Religion, und nicht der Nationalbegriff, der für die Türkei erst jüngeren Datums ist. Worauf stützen Sie Ihre Zuversicht, daß Sie die theokratisch fundierte Türkei nationalisieren werden? Fürchten Sie

keinen Zusammenstoß zwischen dem alten Religionsbegriff und dem neuen Nationalbegriff?"

„Nein," antwortete mir ein anderes führendes Mitglied des Komitees, „denn wir schonen die religiösen Begriffe, ohne ihnen aber jenen zwingenden und überwältigenden Einfluß einzuräumen, den sie bisher auf unser staatliches Leben ausgeübt haben. Wir haben von den anderen Nationen gelernt, daß grundstürzende Reformen, die über Nacht eingeführt werden, den Tag nicht überleben. Wie die Natur keine Sprünge macht, so auch die Geschichte. Wir gehen deshalb behutsam Schritt für Schritt vor und werden allmählich eine saubere Scheidung zwischen dem rein kirchlichen und rein weltlichen Element des Staates vornehmen."

„Trauen Sie," so warf ich ein, „der türkischen Nation soviel Jugendfrische und Lebenskraft zu, daß sie diesen Wiederbelebungsprozeß überdauert? Aus welchen Quellen saugen Sie die Säfte, die zu einer solchen grundlegenden Überführung eines jahrhundertelang theokratischen Staates in einen künftigen modernen Rechtsstaat befähigen?"

„Wir haben," so sagte ein medizinisches Mitglied des Komitees, „die jungfräuliche Unverbrauchtheit unserer Rasse. Die Familien sind rein geblieben. Während des ganzen Krieges habe ich nur zwei Fälle von Irrsinn unter Türken feststellen können, während ich früher in meiner Pariser Studienzeit Tausende und Abertausende von Fällen, die meist auf Alkohol und venerische Krankheiten zurückgehen, behandelt habe."

„Wenn Ihre Rasse so unversehrt geblieben ist, woher kommt es, daß die Bevölkerung der Türkei eine vergleichsweise so dünne ist? Auf meiner Herfahrt durch türkisches Gebiet habe ich weite Strecken mit saftigem Humus beobachtet, die förmlich danach schreien, von menschlicher Hand beackert zu werden. Warum haben Sie nicht genug Hände, um diesen fruchtbaren Boden entsprechend auszunützen? Bei uns finden Sie bei schlechterem Boden keinen Quadratkilometer unbebauten Landes, während Sie doch hier Hunderte von Quadratkilometern urbar machen könnten, wenn Sie nur fleißig schaffende Hände dazu hätten? Wie steht es um Ihre Kindervermehrung? Wenn Ihre Rasse so rein ist, so müßte doch die Kinderzeugung einen ganz anderen Umfang annehmen, als dies statistisch offenbar der Fall ist?"

„Sie haben," sagte Dr. Nasim, der ebenfalls Arzt ist, „den Finger auf eine offene Wunde gelegt. Aber Ihre Voraussetzung ist eine falsche. Die Dünne der Bevölkerung rührt nicht daher, daß die Kindererzeugung etwa nach westlichem Zweikindersystem rückständig wäre, sondern daher, daß unsere hygienischen Verhältnisse vollkommen unentwickelt sind. Die Kindersterblichkeit ist bei uns unverhältnismäßig größer als im Westen. Ferner ist unsere ganze Bevölkerung ebenso unterernährt, wie der Westen im Durchschnitt meist überernährt ist. Unsere meisten Familien haben im Durchschnitt sieben bis acht Kinder; aber Scharlach und sonstige ansteckende Krankheiten raffen bei uns mehr als zwanzig Prozent der

Kinderschar in der frühesten Jugend dahin. Wenn unsere Komitees und die jetzige Regierung fortfahren, den Geist des Westens auf die neuerstandene türkische Nation einwirken zu lassen, so werden wir uns negativ vor den Untugenden des Westens bewahren, aber die Tugenden um so ausgiebiger nützen. Was wir anstreben, ist die goldene Mitte zwischen Über- und Unterernährung. Wir möchten gar nicht für unsere Bevölkerung eine solche Opulenz in Fettverbrauch und Fleischnahrung, wie sie der englische Arbeiter durchweg fordert und durchsetzt. Wir halten nach wie vor Genügsamkeit für die Stärke unserer Nation, zumal wir eine Kriegerkaste darstellen, die seit Jahrhunderten ständig im Felde liegt. Dazu sind Schmerbäuche die denkbar ungünstigste Ausrüstung. Wenn wir erst Eure hygienischen Errungenschaften bei uns einbürgern und auf die ganze Bevölkerung wirken lassen, und wenn wir unserer zur Mäßigkeit neigenden Kriegerschar etwas mehr Nahrung zuführen können, als es bisher geschehen ist, dann stellt unsere Armee eine moralische und physische Kraft dar, mit der die Welt zu rechnen haben wird. Wer uns endgültig auf seiner Seite hat, der kann auf eine physisch und moralisch intakte Armee zählen, die ebenso leicht zu ernähren wie zu dirigieren ist. Laßt uns ein Vierteljahrhundert in ruhigem Tempo fortfahren, Eure westliche Kultur bei uns einzubürgern, dann werden es unsere Verbündeten nicht zu bereuen haben, daß sie sich im entscheidenden Augenblick des Weltkrieges uns angeschlossen haben."

Auf die wiederholten Besprechungen mit den Mitgliedern des jung-türkischen Komitees folgte eine Unterredung mit dem Großwesir, deren wesentlichen Inhalt ich wiedergebe.

Der Großwesir Prinz Said Halim Pascha verkörpert den Grundsatz der Überlieferung. Ist er doch ein Enkel des großen Mehemed Ali, des Begründers der ägyptischen Kedivendynastie. Sein Vater Halim war der Bruder des Vizekönigs Ismail, der den Suezkanal eröffnet hat. Der große Reichtum des Großwesirs kommt seinem Ansehen in der Türkei nicht wenig zustatten. Sein persönliches Einkommen wird auf anderthalb Millionen Mark angegeben, während seine vor wenigen Monaten verstorbene Gattin, gleichfalls eine ägyptische Prinzessin, ihm und den beiden Kindern eine weitere Rente von 2 200 000 Mark hinterlassen hat. Die Prinzessin, eine wunderschöne Frau, ist vor wenigen Monaten plötzlich gestorben, seither führt der Großwesir ein völliges Einsiedlerleben. Seine ganze Liebe gehört seinen beiden Kindern. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß der Sohn des Großwesirs mit der Enkelin des Sultans verlobt ist.

Die mannigfaltigen Beziehungen und dynastischen Verbindungen des Großwesirs kommen dem jungtürkischen Regime überall zugute. Die vornehme, zurückhaltende Natur des Großwesirs, der seine stärkste Stütze im Sultan hat, weiß überall dort vermittelnd einzugreifen, wo zwischen den neuen Forderungen des Tages und den alten Überlieferungen der Dynastie ein Spalt klafft, den es zu überbrücken gilt. Ungeachtet der kleinen Statur des Großwesirs, dessen Gesichtszüge den ägyptischen Typus nicht verleugnen können, lebt in ihm ein starker Wille,

den er mit Takt und Würde durchzusetzen vermag. Zwischen dem Ungestüm des Kriegsministers Enver Pascha und der großangelegten Natur des Ministers des Innern, Talaat Bei, hält der ausgeglichene Charakter des geborenen Grandseigneurs die Mitte.

Prinz Said Halim Pascha war vor seiner Ernennung zum Großwesir niemals in diplomatischen Diensten oder politischen Missionen tätig, wenn er sich auch der jungtürkischen Bewegung angeschlossen hatte. Er verlebte vielmehr die Hälfte des Jahres auf seinen großen Gütern, die andere Hälfte auf seinem herrlichen Schlosse Jenikeui am Bosporus. Aber der Großwesir hat sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit in seine leitende politische Stellung eingearbeitet. Er versteht seine Aufgabe als Vermittler zwischen der neuen Türkei, die sich als nationaler Staat ausbaut, und der Überlieferung, die auf den Grundsäulen eines theokratischen Absolutismus ruht, mit Glück und Geschick durchzuführen, sodaß beide Parteien ihm rückhaltloses Vertrauen entgegenbringen.

Mit großer Genugtuung sagte er mir:

„Wir Türken sind heute einiger untereinander, als wir es selbst hoffen durften, jedenfalls viel mehr, als unseren Feinden lieb ist. Das neue Verfassungsleben hat ein modernes Staatsgebilde aus der Türkei geschaffen, das seine Stellung innerhalb der übrigen Kulturstaaten behaupten wird."

„In welcher Richtung, Hoheit," so fragte ich, „machen sich die Anzeichen einer inneren Umgestaltung der Türkei und einer äußeren Umbildung zu einem Verfassungsstaat fühlbar?"

„Halten Sie nur Umschau," erwiderte der Großwesir, „im heutigen Konstantinopel, und Sie werden es gegen die Eindrücke, die Sie zum erstenmal vor einem Vierteljahrhundert hier gewonnen haben, kaum wiedererkennen. Das Verfassungsleben hat uns Ordnung auf allen staatlichen und Organisation auf allen technischen Gebieten beschieden. Seit der Aufhebung der Kapitulation atmen wir von dem Alpdruck der Jahrhunderte auf. Unser Schulsystem wird auf völlig neuen Grundlagen errichtet werden, sodaß wir sie den europäischen angleichen. An unserer Universität werden Frauen zugelassen werden. Wohin Sie in Konstantinopel blicken, werden Sie den technischen Fortschritt beobachten können. Unsere Eisenbahnen, unsere Straßenbahn, unsere elektrische Beleuchtung funktionieren im Kriege, aller Schwierigkeiten der Zufuhr ungeachtet, tadellos. Der Ausbau unseres Staatswesens nach außen und innen wird uns einen nationalen türkischen Staat bescheiden, der nicht bloß bündnisfähig ist, sondern auch in seiner Kraftfülle sich neben seinen Verbündeten wird sehen lassen können."

Bei diesen letzten Worten wuchs die schlanke und zierliche Gestalt förmlich ins Große. Während der Großwesir zu Anfang unseres Gespräches jene Zurückhaltung beobachtete, die seinem Wesen gemäß ist, wurde er im Laufe des Gesprächs immer lebendiger und mitteilsamer. Das lebhafte Auge, das sich in ruhigen Augenblicken hinter den Wimpern zurückzuziehen sucht, blitzte vor Begeisterung, als er von den

künftigen Aufgaben des neutürkischen Staates zu sprechen begann. Die gradsinnige Art, die auch die radikalere Richtung innerhalb der jungtürkischen Partei an ihm zu schätzen weiß, kam in der Bestimmtheit und Schlagkraft seiner Gedankenführung und Gedankenwiedergabe zum Ausdruck. Ungeachtet seiner französisch-englischen Bildung macht er aus seiner offenen Sympathie für die deutsche Kultur kein Hehl. „Ich bin ein Deutschenfreund," sagte er mir lächelnd, „weil ich ein guter türkischer Patriot bin." Und aus seinem persönlichen Erleben heraus kann er es England niemals verzeihen, wie es an Ägypten im allgemeinen und an seinem Vater im besonderen gesündigt hat.

Am Ende der Unterredung kamen wir auf die Organisation des türkischen Preßbureaus zu sprechen. „Unsere Presse," so sagte der Großwesir, „hat von der großen europäischen Presse, insbesondere der deutschen, noch vieles zu lernen. Wir sind bestrebt, einen türkischen Journalistenstand zu schaffen, der sich an Bildung den Vertretern der europäischen Presse an die Seite wird stellen können. Natürlich ist bei uns alles noch im Werden begriffen. Aber ich selbst erkenne die unschätzbare Wichtigkeit einer großzügig geleiteten Presse. Die großen Schriftsteller sind in meinen Augen eine wertvolle, ja, unentbehrliche Ergänzung unserer Diplomatie. Deshalb müssen nach meiner vollen Überzeugung Diplomatie und große Presse einander verständnisvoll in die Hände arbeiten, damit die nationalen Ideale durch gemeinsames Zusammenwirken nicht bloß erstrebt, sondern auch erreicht werden!"

Während des Gegenbesuches der türkischen Parlamentarier in Berlin, deren Ansprachen hier folgen, hatte ich Gelegenheit einzelnen Veranstaltungen anzuwohnen und die in Konstantinopel angeknüpften Bekanntschaften in Berlin zu erneuern und zu vertiefen. Es war mir vergönnt, den letzten Abend des Berliner Aufenthaltes mit den Führern der türkischen Parlamentsgruppe, dem Vizepräsidenten der türkischen Kammer, Hussein Dschahid, und seinem Abgeordneten-Kollegen von Konstantinopel, Selah Bey Djimdjoz, im engen Freundeskreise zu verleben. Den Gegenstand unserer mehrstündigen Gespräche bildeten natürlich die Eindrücke, die unsere türkischen Gäste davongetragen haben. Der Abschied von Berlin wurde der Deputation ungemein schwer. Selbst der Ausflug nach Potsdam, der unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen stattfand, hinterließ durch die Herzlichkeit des dortigen Empfanges ein dankbares und freudiges Gedenken.

Der Führer der parlamentarischen Gruppe, Hussein Dschahid, war ebensowenig zum erstenmal in Berlin wie sein Abgeordneter-Kollege Selah Bey Djimdjoz, der schon zum fünften Male Berlin seinen Besuch abstattet. Aber die augenblickliche politische Konstellation war eine derartig günstige, daß alle früheren Erinnerungen neben den jetzt gesammelten Erfahrungen zurücktraten und verblaßten. Hussein Dschahid war schon anläßlich eines früheren Besuches in Kiel dem Kaiser vorgestellt worden; der diesmalige Empfang der Deputation seitens des Kaisers, der sich in dreiviertelstündiger Unterhaltung mit allen Mit-

gliedern der Deputation und insbesondere mit Hussein Dschahid über die mannigfachsten Gegenstände verbreitete, hat sich allen Teilnehmern tief eingegraben. Ungeachtet jener kühlen Reserviertheit, die dem türkischen Wesen gemäß ist, ergoß sich ein Strom von Lobeshymnen über die warmherzigen Empfänge seitens der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft und des Reichstages, den Besuch im Reichskanzlerpalais und den Empfang bei Hofe, den Empfang als Gäste des Reichstagspräsidenten Dr. Kaempf und der Deutsch-Türkischen Gesellschaft im Hotel Kaiserhof, endlich über das feierliche Abschiedessen beim Botschafter Hakki Pascha.

„Wir sind," so sagte mir Selah Bey Djimdjoz, der Abgeordnete von Konstantinopel, der an sehr bemerkter Stelle eine glänzende Rede aus dem Stegreif hielt, „auf Herzenstöne gestoßen, die an Wärme nicht leicht überboten werden können. Wir haben ja alle eine französische Bildung genossen, und wir kennen die Höflichkeit der Franzosen, zumal dann, wenn sie bemüht sind, jemanden freundlich für sich zu stimmen. Aber wir Türken sind doch skeptisch und kritisch gegenüber äußerlichen Freundschaftsbezeugungen geworden. Die harte Schule der Enttäuschungen hat uns nachgerade gelehrt, den äußeren Firnis ebenso zu übersehen wie auf das innere Wesen der Dinge zu achten. Die französische Artigkeit hält keinen Vergleich aus mit der deutschen Herzlichkeit. Bei den Franzosen herrscht der kühle Verstand, bei den Deutschen das warme Gemüt vor. Die Höflichkeit der Franzosen entspringt in der Regel einer kalten Berechnung, die Wärme der Deutschen einer ehrlichen Überzeugung. Wir Türken wissen den Grad der inneren Neigung, die uns hier aus allen Schichten der Bevölkerung entgegengetreten ist, um so höher einzuschätzen, als wir durch die französische Bildung daran gewöhnt waren, in Deutschland eine kühlere Zone der Empfindung zu erwarten. Um so freudiger waren wir allesamt bewegt, als wir einer förmlichen Skala von Gefühlen in aufsteigender Linie des Wärmegrades begegneten. Wir werden zu Hause berichten, daß die zurückhaltenden Deutschen infolge unserer Waffenbrüderschaft und des gemeinsam vergossenen Blutes so aus sich herausgegangen sind, daß ihre Äußerungsformen der Zuvorkommenheit gegen uns hinter den französischen, die uns verwöhnt hatten, nicht zurückstanden. Nur waren wir beim deutschen Händedruck nicht einen Augenblick im Zweifel, daß er echt ist."

„Was uns besonders wohlgetan hat," warf Hussein Dschahid ein, „das war das tiefe Verständnis, das man hier in allen Kreisen türkischer Art und Sitte entgegengebracht hat. Erstaunlich war die Vertrautheit mit unseren jungen Einrichtungen und unseren vorwärtsstrebenden Reformen, die wir bei all jenen Kreisen vorfanden, mit denen wir in Berührung getreten sind, insbesondere aber bei der höchsten Stelle. Wir scheiden aus Berlin mit dem Gefühl, daß die Türkei für Deutschland kein Märchenreich ist, sondern ein wissenschaftlich erforschtes Land, das mit deutscher Organisation, deutschen Technikern, deutschem Kapital und deutscher Unternehmungslust befruchtet werden wird. Der Austausch der parlamentarischen Besuche zwischen Konstantinopel und Berlin wird auf allen

Gebieten die erlesensten Früchte zeitigen. Unsere deutschen Kollegen haben sich in Konstantinopel davon überzeugt, daß zwar ein gesunder Nationalismus in der jüngeren Türkei steckt, nicht aber ein Chauvinismus, der deutscher Unternehmungslust unbequem werden könnte. Der Umstand, daß wir nicht nur 17 deutsche Professoren an unsere Hochschule berufen haben, sondern darauf und daran sind, in die verschiedenen Ministerien und Verwaltungsgebiete deutsche Unterstaatssekretäre und Hilfsarbeiter heranzuziehen, beweist klärlich, daß wir uns der deutschen Auffassung von Verwaltung und Disziplin anzugleichen suchen; nur dürfen dabei die klimatischen Unterschiede nicht ausgeschaltet werden. Verordnungen, die sich für den Norden eignen, sind nicht ohne weiteres auf unsere südliche Bevölkerunug anwendbar. Länder mit langem Winter haben in Gesittung und Gehaben andere Vorbedingungen als solche mit langem Sommer. Aber wir Türken sind sehr anpassungsfähig. Wir werden aus den deutschen Einrichtungen soviel herübernehmen und auf türkische übertragen, als sich mit unserem Charakter und unserer Eigenart irgendwie verträgt. Es ist eine Frage des Taktes und der feinen Fingerspitzen, daß man berechtigte Empfindlichkeiten schont. Wir waren bisher sehr glücklich in der Wahl der uns von der deutschen Regierung empfohlenen Kandidaten. Die Professoren und die bisher ernannten Unterstaatssekretäre bewähren sich ausgezeichnet. In unserer Begleitung befindet sich der Generaldirektor des Mittelschulwesens in unserem Unterrichtsministerium M. Adil, der das deutsche Schulwesen studieren soll, um das hier Geschaute und Gelernte auf Mittelschulen ebenso anzuwenden, wie wir es bereits mit unserer Universität gehalten haben. Natürlich läßt sich eine mehr als hundertjährige französische Überlieferung nicht über Nacht umstülpen; aber Ausdauer und Geduld werden dazu beitragen, mit Hilfe deutscher Kräfte aus der Türkei ein modernes Staatswesen großen Stiles auszugestalten, das seinen weltgeschichtlichen Aufgaben völlig gewachsen ist. Was uns Türken in Berlin am mächtigsten beeindruckt hat, das war die hier gewonnene Überzeugung, daß Ihr türkisches Wesen besser verstanden und tiefer erfaßt habt als Eure Rivalen. Sogar die türkische Literatur der Neuzeit hat in Deutschland einen tieferen Widerhall gefunden als irgendwo."

Ein geistreicher Zufall wollte es, daß mir unmittelbar vor dem Zusammensein im traulichen Kreise das Büchlein „Türkische Frauen" vom Delphin-Verlag in München übermittelt wurde. In diesem Büchlein fand ich eine reizvolle Novellette, betitelt „Gorüdschüler" von — Hussein Dschahid. Als ich ihm von diesem merkwürdigen Zusammentreffen sprach, bemerkte der Vizepräsident der türkischen Kammer, der bekanntlich den Tanin gegründet hat und einer der ersten Publizisten und Dichter der jungen Türkei ist, lachenden Mundes: „Das ist echt deutsch. Kaum ist unser Wunsch hingehaucht, und das literarische Tischlein deck' dich ist fertig. Daß meine Arbeiten in's Deutsche übertragen werden, freut mich ebenso herzlich, wie ich es lebhaft bedauere, die Übersetzung nicht nachprüfen zu können. Aber bei Eurer Gründlichkeit kann ich mich darauf verlassen, daß das bezeichnende

Wort unserer gemeinsamen italienischen Feinde diesmal keine Gültigkeit hat, traduttore, traditore!"

Die Besuche der deutschen Parlamentarier in Konstantinopel und der Gegenbesuch der türkischen Parlamentarier in Deutschland haben das Ergebnis gezeitigt, daß morgenländische und abendländische Kultur in enge Berührung traten. Die Spitzen der gesetzgebenden Körperschaften haben nicht bloß ihre politischen Ideen ausgetauscht, sondern auch ihre menschlichen Gefühle einander entgegengebracht. Aus dem Kennenlernen ist ein Verstehenlernen geworden. Unsere osmanischen Freunde, die auch in Essen, Bremen und Dresden bejubelt wurden, haben den deutschen Boden mit dem Bewußtsein verlassen, daß man durch diese geschichtlich denkwürdigen Austausch-Besuche den entscheidenden Schritt vom Verstehenlernen zum Liebenlernen vollzogen hat.

Deutsche Parlamentarier in Konstantinopel.

Die deutschen Parlamentarier haben sich am 26. April in den Palast des Sultans begeben, wo sie durch die Kammerherren empfangen wurden und sich in eine besondere Besuchsliste einschrieben. Darauf haben sie den Präsidenten des Senates und der Kammer, dem deutschen Botschafter, dem Scheich ül Islam, den Ministern, dem Komitee für Einheit und Fortschritt und dem Bürgermeister von Konstantinopel ihren Besuch gemacht.

Hussein Dschahid Bei,

Vizepräsident der Kammer, hat im Pera-Palast ein Mahl zu Ehren der deutschen Abgeordneten gegeben, wobei er folgende Rede hielt:

Vor fünf Jahren reiste ein Studienausschuß, dem ich angehörte, nach Deutschland. Zurückgekehrt, habe ich meine damaligen Eindrücke im „Tanin" folgendermaßen zusammengefaßt: Wenn die ganze Zivilisation vernichtet würde und wenn auf Erden nur Deutschland übrig bliebe, so würde die Zivilisation aus diesem Lande heraus wiedererstehen können, ohne etwas von ihrem Glanze zu verlieren. Tatsächlich bringt Deutschland heute trotz der engen Absperrung, in welcher seine furchtbaren Feinde es eingeschlossen halten wollen, es nicht nur fertig, sich mittels seiner eigenen Hilfsquellen selbst zu genügen, sondern noch seinen Verbündeten Hilfe zu leisten und außerdem auf allen Schlachtfeldern seine Gegner zu schlagen. Die Mitglieder jenes Studienausschusses, welche, wenn auch nur mit einem flüchtigen Überblick, eine Vorstellung von der deutschen Organisation des öffentlichen Unterrichts und in bezug auf Militärwesen und Industrie haben gewinnen

können, sind nicht erstaunt, daß die Größe und Kraft Deutschlands sich vor den Augen der ganzen Welt bei Gelegenheit dieses blutigen Krieges bestätigt haben. Sie haben dies übrigens von Deutschland erwartet. Zugleich ist ihre Freude größer als je, da sie sehen, daß die während jener Reise geäußerten Wünsche auf Befestigung der damals schon bestehenden Freundschaftsbande zwischen den beiden Ländern sich heute in der Form eines engen Bündnisses und treuer Waffenbrüderschaft erfüllt haben. Wir danken den Herren Abgeordneten für ihren glückverheißenden Besuch, welcher dazu beitragen wird, dieser Freundschaft und diesem Bündnis eine feste Form zu geben.

Landtagsabgeordneter Otto zollte in seiner Erwiderung dem Heldenmut der türkischen Truppen Lob und sprach den Wunsch nach Erhaltung der historischen Bande zwischen der Türkei und Deutschland aus.

Kammerpräsident Hadschi Adil Bei

hat ein Mahl im Cercle de l'Orient gegeben und dabei folgende Ansprache gehalten:

Hochverehrte Herren Abgeordneten!

Zu Beginn meiner Rede möchte ich Ihnen und den hohen Körperschaften, die Sie vertreten, meinen herzlichen Dank aussprechen, daß Sie uns Gelegenheit geben, mit Ihnen unser künftiges gemeinsames Leben zu besprechen, das wir Hand in Hand mit Ihnen auf dem Wege führen werden, den unsere tapferen Armeen uns auf dem Felde der Ehre in heldenhaftem Kampfe für unsere gemeinsamen heiligen Ziele mit ihrem Blute geöffnet haben. Ich hoffe, daß solche Zusammenkünfte und Besprechungen sich künftig noch oft wiederholen werden, und daß ihnen unsere gemeinschaftliche Arbeit folgen wird, eine Arbeit zu dem Ziele, daß unsere beiden großen Nationen im Rahmen des herzlichen Bündnisses, das durch das vergossene Blut der unschuldigen Opfer dieses Krieges gefestigt worden ist, in der Kulturwelt künftighin die Stellung einnehmen, die ihrer glänzenden Geschichte und dem Adel ihres Volkstums entspricht. Ich bin überzeugt, daß ich mit diesen Worten nicht nur den Gefühlen der anwesenden Kollegen, sondern auch den Empfindungen meiner Nation Ausdruck gebe, die genau weiß, eine wie große Wertschätzung und Liebe sie seit langem im deutschen Volke genießt. Der Türke liebt den Deutschen und in diese Liebe mischt sich keine Furcht und kein Bedenken, denn wir kennen Deutschlands Standpunkt in bezug auf unser Volk und Land. Deutschland hat uns nie getäuscht und nie, auch nicht in der Zeit, als es noch keine Verfassung und keine nationale Kontrolle gab, eine unser Leben und unser Dasein gefährdende Politik getrieben, indem es eine sogenannte Einflußzone für sich in Anspruch genommen hätte. Die klägliche, heuchlerische Politik der Entente, die so lebhaft beklagt, uns heute auf der Seite Deutschlands zu sehen, ist selbstver-

ständlich außerstande, politische Beziehungen, die auf der Achtung gegenseitiger Rechte und Pflichten beruhen, überhaupt zu würdigen. Ihren heuchlerischen Bestrebungen zum Trotze, die darauf abzielen, die ganze Welt zu täuschen, erfüllt uns alle die feste Zuversicht, die auf die Gerechtigkeit unserer Sache gestützt ist, daß wir unter dem Schutze der göttlichen Gerechtigkeit einem endgültigen Siege entgegengehen. Nach dem Friedensschlusse werden wir mit unseren Verbündeten alle Fragen der künftigen Wohlfahrt und Weiterentwicklung unserer Nationen gemeinsam erledigen und der ganzen Welt dadurch vor Augen führen, daß die Existenz und ein politisches Bündnis mehrerer Nationen nicht durch Heuchelei, Hinterlist und Arroganz, sondern durch Herzlichkeit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit gesichert werden kann, wie unser Bündnis es schon heute beweist. Ich schließe mit dem Wunsche: Unsere beiden großen, edlen Nationen, unsere mächtigen Herrscher unserer beiden Kaiserreiche, wie auch der Deutsche Reichstag und das Preußische Abgeordnetenhaus leben hoch! Hoch! Hoch!

Major Ernst Bassermann, M. d. R.*)

Ansprache am 25. April 1916 im Cercle de l'Orient, Konstantinopel.

Im Namen der deutschen Abgeordneten danke ich von ganzem Herzen für die warmen Worte der Begrüßung, die Ihr verehrter Herr Kammerpräsident an uns gerichtet hat, und füge hinzu den Ausdruck unseres freudigen Empfindens für den Empfang, den wir in dieser Stadt, der schönsten Hauptstadt der Welt, gefunden haben, und für die Freundlichkeit, die uns von allen Seiten entgegengebracht wird. Seien Sie gewiß, daß die Tage, die wir hier verleben dürfen, in unserem Gedächtnis haften werden, in unseren Herzen unverwischbar eingeschrieben stehen. Gerne und mit freudiger Erwartung sind wir nach dem goldenen Horne gekommen. Der Zweck unseres Besuches ist, Ihnen, den Herren der türkischen Regierung und dem türkischen Parlament die Gefühle zum Ausdruck zu bringen, welche die Deutsche Volksvertretung für Sie beseelt. Wenn wir Deutschen an die Türkei und ihre Geschicke denken, so sind es zwei Namen, die sich in unseren Betrachtungen alsbald in den Vordergrund schieben. Es ist der Botschafter Freiherr von Marschall und der Generalfeldmarschall von der Goltz, die beide, lange Jahre bei Ihnen tätig, die Türkei und das osmanische Volk geliebt haben. Sie sind tot und ihr Verlust hat die Türkei und uns schwer getroffen. Der mir befreundete Botschafter von Marschall kam vor 20 Jahren zu Ihnen und mit seinem klaren Verstand erkannte er alsbald, welch reiche Kräfte in diesem Volke schlummern und wie es einer weisen Politik gelingen müsse, die Türkei einer großen Zukunft entgegenzuführen, und

*) Vom Abg. Bassermann für „Nord und Süd" durchgesehen und gutgeheißen.
Die Redaktion.

neben ihm und mit ihm der leider mitten im Weltkrieg heimgegangene Goltz, mit dem ich auf dem belgischen Kriegsschauplatz zusammen sein durfte, dessen heißes Bemühen Ihrer Armee galt und der noch vor seinem Tode erleben durfte, wie tapfer die türkische Armee, der er angehörte, sich gegen eine mächtige Koalition von Feinden schlug und den Sieg errang, der als greiser Feldherr noch hinaus zog nach Mesopotamien, um dort mitzuhelfen, dem englischen Vormarsch Halt zu gebieten. Diese beiden Männer, die jede Gelegenheit benutzten, um ihrem warmen Empfinden für die Osmanen Ausdruck zu geben, und denen Sie Vertrauen und Liebe entgegenbrachten, haben das Verständnis des Deutschen Volkes für türkische Art mächtig gefördert, und ihre Überzeugung, daß eine starke Türkei eine politische Notwendigkeit für die Welt und für die Friedenserhaltung ist, ist heute Gemeingut des Deutschen Volkes geworden. Als dann die große Umwälzung kam, von der Marschall, mein engerer Landsmann, — wir beide sind Badner —, des öfteren mit mir sprach, da war er es, der in einer für ihn schwierigen Zeit die hohe kulturelle Bedeutung dieser türkischen Volksbewegung richtig einschätzte, ihren Segen für die Aufwärtsentwicklung der Türkei erkannte und der neuen Zukunft des Landes Hand in Hand mit den neuen Männern, die an der Spitze dieser Bewegung standen, seine starken Kräfte lieh. Nicht im Frieden war es ihnen vergönnt, ihre Reformen durchzuführen. Krieg über Krieg ist über dies friedliche Land gekommen, bis dieser furchtbare Krieg die Türkei in richtiger Erkenntnis ihrer Interessen an unsere Seite führte. Nun kämpfen wir beide gegen den gemeinsamen Feind, gegen das unersättliche Rußland, welches seine Blicke begierig auf Konstantinopel wirft, und gegen das ihm verbündete verblendete England, welches zum Helfershelfer für die türkenfeindlichen Pläne der Moskowiter geworden ist. Das Deutsche Volk ist voll Bewunderung für die türkische Armee und ihre Führer, für den tapferen und energischen Enver Pascha, und wir sind stolz darauf, daß wir Schulter an Schulter mit den todesmutigen türkischen Soldaten bei Gallipoli standen, bis es gelang, den Feind zu verjagen und die Dardanellen zu säubern. Wir hoffen und sind überzeugt, daß auch in Asien die Türkei ihren Mann stellen und den Sieg gegen ihre Feinde erringen wird. Wir aber im Deutschen Reichstage wollen mit Ihren hervorragenden Vertretern im türkischen Parlamente im Völkerkampf Schulter an Schulter stehen. Wir wollen, die beiden großen Nationen vereint, mit Achtung gebietender, überlegener Kraft für die menschliche Kultur und ihre Weiterentwicklung und für das Wohlergehen unserer Völker wirken und schaffen. Wir wollen durchhalten treu zusammen bis zu dem Tage, der uns den endgültigen Sieg und der Welt den Frieden wieder bringt. Von diesen Gefühlen für Sie und für Ihr schönes Vaterland, dem wir eine glänzende Entwicklung wünschen und prophezeien, getragen, sind wir hier erschienen, die Vorsitzenden der großen Fraktionen des Deutschen Reichstags, und wenn unser Besuch sich fruchtbar erweist für die gemeinsamen Gedanken, die uns beseelen, so werden wir beglückt sein. Bald hoffen wir die türkischen Herren Kollegen in Berlin zu sehen und dort

ihre reiche Gastfreundschaft zu erwidern und ihnen zu zeigen, daß das Deutsche Volk einig mit uns ist, in der Liebe für unseren osmanischen Bundesgenossen.

Nochmals unseren herzlichsten Dank für Ihren warmherzigen Empfang, für das Schöne, das wir bis heute sehen konnten, für Sie alle, die Sie uns mit gewinnender Freundschaft umgeben. Ich erhebe mein Glas auf die Zukunft der Türkei, auf ihr Blühen und Gedeihen. Wir trinken auf das Wohl der Majestät des Sultans, des osmanischen Volkes und seiner Vertretung im türkischen Parlament, sie leben hoch.

Die zu Ehren der Vertreter der Parteien des Deutschen Reichstages in der türkischen Hauptstadt getroffenen Veranstaltungen erreichten — was politische Bedeutung anbelangt — ihren Höhepunkt in dem am Abend des Thronbesteigungsfestes von der parlamentarischen Partei „Einheit und Fortschritt" gegebenen Bankett im Hotel Tokatlian.

Se. Exzellenz Halil Bei,

Minister des Äußern, eröffnete die Reihe der Tischreden mit folgender Ansprache:

Meine Herren!

Als der allgemeine Krieg, der augenblicklich mit einer Heftigkeit andauert, die die ganze Menschheit und die ganze Kultur zu verschlingen droht, ausbrach, hat niemand bei uns daran gezweifelt, daß er von den Russen angestiftet war, wobei England dazu ermutigte. Wir wußten auch, daß die Russen diesen Brand entfacht hatten, um ihr nationales Ideal, ihre nationalen Ziele zu verwirklichen, die der Gegenstand aller russischen Kriege gewesen waren, seit der Zeit, als das Zarenreich sich zuerst seiner politischen Bestimmung bewußt wurde. Dieses Ideal war kein anderes, als der Besitz der Meerengen und der Zugang zu den freien Meeren. Der Balkankrieg hatte den Russen einige Hoffnung gemacht. Die von England versprochene Hilfe und Unterstützung gaben ihnen den nötigen Mut, um den Gefahren eines solchen Unternehmens zu trotzen. Die Sitzungen der Duma und des englischen Parlaments, die auf den Eintritt der Türkei in den Krieg folgten, und die Sprache der Presse bewiesen, wie richtig unsre Ansichten darüber waren. Es war nach unserem Eintritt in den Krieg, daß Ssasonoff in der Duma anzeigte, der geschichtliche Augenblick sei eingetreten. Der allgemeine Krieg würde den Russen den Zugang zum freien Meere öffnen. Auch die russischen Parteiführer und die russische Presse hatten unbedenklich erklärt, der Besitz der Meerengen sei für die russische Nation eine politische Notwendigkeit.

Jede Gelegenheit war diesen Persönlichkeiten geeignet erschienen, um diese Absichten und Gesinnungen auszudrücken. Der englische Premierminister beantwortete die Rede Ssasonoffs und erklärte öffentlich, er müsse die russischen Absichten, die die Meerengen betrafen, annehmen. Die zwischen den beiden Mächten

über diese Frage zustande gekommene Verständigung enthüllt ihr Einverständnis damit.

Ich begehe keinen Irrtum, wenn ich versichere, daß dieselben Beweggründe, die England früher angetrieben hatten, die Russen zu bekämpfen, jetzt es dahin geführt haben, sich mit ihnen zu unserer Bekämpfung und derjenigen unserer Verbündeten zu verbünden. Nichts ist leichter, als diese These zu beweisen. In demselben Maße, wie die Russen nach einem Ausweg zum freien Meere streben, vereinigen die Engländer ihre Streitkräfte, um sich zu Herren der Meere zu machen und mit Hilfe des Meerweges den Weltmarkt zu beherrschen. Die Politik der beiden Länder hatte mit der Zeit ihre Richtung verändert, ohne aber je ihr Ziel aus den Augen zu verlieren. Da England vom Standpunkt seiner Interessen aus die Ausbreitung einer großen Nation, wie es die russische ist, nach den Meeren hin fürchtete, hatte es sich uns im Krimkrieg angeschlossen. Aber die internationale politische Lage hat unter der Eisenfaust des großen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, große Veränderungen erfahren. 60 Millionen von Deutschen hatten sich zu einem einigen starken Block vereinigt. Die deutsche Nation hatte durch sein Organisationsgenie, seine besondere Arbeitsmethode schwindelerregende Fortschritte erzielt und war auf allen Märkten der Welt einschließlich Englands zu einem Nebenbuhler der englischen Produktion geworden. Sie hatte außerdem mit Hilfe ihrer Handelsflotte ihre Erzeugnisse nach allen Teilen der Erde gesandt und sich eine Flotte gebaut, mit deren Hilfe sie in den fernen Meeren die deutschen Interessen verteidigte. England, das seiner Zeit durch eine Reihe von Kriegen alle Völker Europas gegen Frankreich vereinigt hatte, richtete dieses Mal seine Bemühungen darauf, seinen jungen und mächtigen Nebenbuhler zu vernichten. Darum schloß es sich den Russen an und trug keine Bedenken uns aufzuopfern. Die Gefahr eines russischen Einbruchs in Indien hatte früher England dazu bewogen, mit uns in Freundschaft zu leben. Die Gründung des mächtigen japanischen Reiches im fernen Osten und dessen Bündnis mit England hatte aber die moskowitische Gefahr beseitigt. Darum hielt es England nicht mehr für nötig, auf uns Rücksicht zu nehmen und uns zu schonen.

Es ist wahr, daß unsere Verfassung eine große Rolle beim Umschwung in der Haltung Englands gespielt hat. Der Freiheitsstern, der von Stambul überallhin sein wohltuendes Licht verbreitete, hat in der ganzen Welt eine Zauberwirkung hervorgerufen. Besonders die Muhamedaner in der ganzen Welt sahen vor ihren Augen die Hoffnung auf eine Entwicklung zu einer besseren Zukunft aufleuchten. Der Islam verfolgte mit einer mit Dankbarkeit vermischten Sympathie die Kämpfe der osmanischen Patrioten.

Der Tripoliskrieg hatte die Möglichkeit zu einer großartigen Kundgebung der Erregung gegeben, die über diesen ungerechten Krieg durch die ganze muhamedanische Welt ging. Später hatten die nach der Türkei gesandte Mission des Roten Halbmonds der Muhamedaner Indiens und der Protest des islamitischen

Komitees von London die ganz besondere Gabe, die englischen Kreise aufzubringen. Das Unglück auf dem Balkan rief eher in England als in Rußland Freude hervor, denn England sah in dieser Niederlage den Beginn der Einkreisung Deutschlands auch vom Süden aus und außerdem bereitete diese Niederlage England das Schauspiel vom Niedergange der Erhebung des Osmanentums. Aber die göttliche Gerechtigkeit empörte sich gegen soviel Zynismus, soviel Machiavelismus, und der Balkanbund, das Werk Englands und seiner Mitschuldigen, hatte kein langes Leben. Unsere Nachbarn, die Bulgaren, befreiten sich schließlich aus der Falle, in die sie geraten waren, und schlossen sich unserer Sache an. So waren in diesem Kriege alle Elemente des Erfolges auf unserer Seite. Jüngst haben einige unserer Landleute, die sich der Veränderungen in der politischen Lage nicht bewußt waren, unter Freudenkundgebungen die Ankunft der englischen Diplomatie im Wagen eines unserer Großwesire auf der hohen Pforte verkündet, aber durch ihre Handlungsweise das Land schwer für ihren Irrtum büßen lassen. Um nicht von neuem in einen ähnlichen verhängnisvollen Irrtum zu verfallen, haben wir ohne Zaudern unser mächtiges Banner den ruhmreichen Adlern zugesellt, die sich gegen Rußland und seine Verbündeten erhoben haben. Denn wir waren überzeugt, daß sich die Russen schlugen, um einen Zugang zum freien Meer zu erkämpfen, und daß wir uns auf ihrem Wege befanden, und daß die Franzosen auf unser Ende warteten. Vom Tage, an dem der Weltkrieg ausbrach, bis zu unserem Eintritt in den Krieg waren unserer Regierung von beiden Seiten verschiedene Anträge gestellt worden. Der Antrag schlug uns vor, unsere Gebietsintegrität zu verbürgen. Da wir aber wußten, daß dieses Garantiesystem, das durch den Pariser Vertrag eingeführt worden war, nichts anderes bedeute, als eine schwere Bevormundung, und da andererseits die grausame Erinnerung an die Gebietsverluste, die wir für Rechnung der Entente erlitten hatten, in unserem Geiste noch so lebendig war, um uns als Lehre zu dienen, konnten wir natürlich derartige Vorschläge nicht annehmen. Deutschland dagegen schlug uns auf Grundlage gegenseitiger und wechselweiser Hilfe gegen jede Gefahr ein Bündnis mit Gleichstellung und für lange Dauer vor. Außerdem waren wir von der Notwendigkeit überzeugt, uns den Zentralmächten anschließen zu müssen, um das Reich vor seinem Niedergange zu retten. Auch der Wille unseres erhabenen Herrschers äußerte sich in diesem Sinne. Wir nahmen mit der Ermächtigung Seiner Kaiserlichen Majestät den Vorschlag Deutschlands an. Wir unterzeichneten mit Aufrichtigkeit den Vertrag, der die Frucht ebenso aufrichtiger Erwägungen war. So wurde unser Reich von der Bevormundung Europas gerettet, und von der Gefahr befreit, die sein Schicksal in sich schloß, beständig zwischen zwei Mächten herumgestoßen zu werden. Kurz, die Türkei rang sich zu ihrer Unabhängigkeit durch, um ein Mitglied des Dreibundes zu werden. Deutschland, das uns im Augenblick, als es seine Unterschrift unter den Vertrag setzte, versprach, uns in der Frage der Abschaffung der Kapitulationen beizustehen, hat sein Versprechen treu gehalten. Es verfaßte und sandte lange vor uns die

Vertragsentwürfe ab, die die Beziehungen zwischen den beiden Reichen regeln sollten, und die Fragen zum Gegenstand hatten, wie das Konsularwesen, Aufenthaltsfragen, Nationalität, Auslieferung und Rechtshilfe. Wir haben diese Entwürfe studiert und darin keinen Schatten der Kapitulationen gefunden. Wir haben überdies einen Vertreter nach Berlin gesandt, wo seit vier Monaten Verhandlungen im Gange sind. Ich rechne es mir zur Ehre an, Ihnen mitzuteilen, daß bis auf einige Einzelheiten das endgültige Abkommen zustande gebracht worden ist. Der erwähnte Vertrag wird in kurzem von den Herrschern ratifiziert und durch die Presse veröffentlicht werden.

Ich halte es nicht für angezeigt, in Einzelheiten einzugehen, aber ich kann Ihnen sagen, daß die Rechte und Vorrechte der deutschen Konsuln in der Türkei die gleichen sein werden, wie die der osmanischen Konsuln in Deutschland. Die Untertanen der beiden Staaten werden in beiden Ländern gegenseitig die gleichen Rechte genießen. Ich kann noch eines hinzufügen: Die Bedingungen, die Staaten, wie zum Beispiel Frankreich und England zur Regelung ihrer Beziehungen sich stellen würden, haben wir in dem Abkommen gestellt, die unmittelbar vor ihrem Abschluß stehen. Zusammenfassend kann ich sagen: die beiden Staaten, die sich durch ihr politisches Schicksal vor ihren selbstsüchtigen Feinden gefunden haben, haben sich auf der Grundlage gegenseitiger Achtung ihrer Rechte und ihrer gegenseitigen Souveränität zusammengeschlossen und haben trotz der Kriegssorgen Vereinbarungen durchberaten und getroffen, um ihre künftigen Beziehungen vor jeder falschen Auslegung sicherzustellen.

Während die Herrscher und die Regierungen damit beschäftigt sind, das Betätigungsfeld und die Beziehungen der beiden Länder auf feste Grundlagen zu stellen, und während unsere tapferen Heere tödliche Streiche gegen unsere Feinde führen, ist nichts schmeichelhafter für uns, als in unserer Mitte die Führer der verschiedenen Parteien der verbündeten Macht zu sehen, die gekommen sind, um die beiden Völker einander inniger zu nähern und um zwischen den beiden Parlamenten ein dauerndes Band zu knüpfen, das dazu dienen wird, die Folgen möglicher Mißverständnisse und persönlicher Reibungen zu beseitigen.

Ich heiße unsere verehrten Gäste von neuem willkommen und ich trinke auf das Wohl Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II., des mächtigen deutschen Kaisers, und auf das Gedeihen ganz Deutschlands.

Zur Erwiderung erhob sich Se. Exzellenz der deutsche Botschafter

Graf Wolff-Metternich

und hielt folgende Ansprache:

Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich im Namen meiner Landsleute, der Führer der großen Parteien des deutschen Reichstages, mit einigen Worten auf die bedeutungsvolle Rede des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

antworte. Seine Exzellenz Halil Bej hat mit Klarheit und Überzeugung, in einer Rede, die weit über die Grenzen dieses Reiches ihren Widerhall finden wird, die politischen Beweggründe dargetan, aus welchen heraus die Türkei sich entschlossen hat, in diesem Völkerringen mit ganzer Macht auf unsere und unserer Bundesgenossen Seite zu treten. Er hat die politische Logik gezeigt, welche notwendig dahin führen mußte, daß die Türkei ihre Geschicke mit den unsrigen verflochten hat. Die Erkenntnis der politischen Notwendigkeit gemeinsamen Handelns und gemeinsamer Ziele ist zugleich auch in das Bewußtsein der beiden Völker übergegangen. Welchen besseren Beweis könnten wir hierfür finden als in der Anwesenheit der Vertreter unseres Volkes inmitten der Vertreter der türkischen Nation? Unser Bündnis ist besiegelt durch die Politik der Regierungen, es wird aber auch getragen von dem Willen unserer Völker.

Es ist nützlich, dies festzustellen, nicht so sehr unserer selbst willen, die wir mit vollem Vertrauen aufeinander bauen, als vielmehr der Versuche wegen, die von Zeit zu Zeit gemacht werden, um den Eindruck zu erwecken, als ob wir in Deutschland kriegsmüde seien, oder als ob in der Türkei gesonderte Bestrebungen beständen, welche zu einem voreiligen Frieden drängten. Gewiß, wir wünschen alle den Frieden. Wir wünschen alle, daß die Kriegsfurie vorüberzieht und dem friedlichen Schaffen der Menschen Platz macht. Wir wollen aber nur einen solchen Frieden, der unser Dasein in der Zukunft sichert. Bis dahin bieten wir mutig der ganzen Welt die Stirn und vertrauen auf unsere Bundesgenossen, wie diese auf uns.

Die Türkei hat gewaltige Anstrengungen in diesem Kriege gemacht. Ihr Heer ist an Zahl und innerer Geschlossenheit stetig gewachsen. Sie setzt ihre ganze Kraft ein zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Zukunft. Wir tun das gleiche. Sie weiß, daß wir keine Nebengedanken haben, und daß wir auch nach dem Kriege treue Verbündete sein werden. Sie weiß, daß *wir*, im Gegensatz zu anderen, keine Interessengebiete beanspruchen, noch eine Stellung einnehmen wollen, die mit ihrer Würde und Unabhängigkeit in Widerspruch stände. Sie weiß, daß wir gern bereit sind, ihr die Freundeshand zu reichen, ihr in ihrem Bestreben, sich immer weiter aufzurichten, zu helfen, daß wir bereit sind, ihr auf ihren Wunsch unsere organisatorischen und geistigen Kräfte zu leihen. Bei unseren und der Türkei Gegnern liegt diese Uneigennützigkeit — wie die Erfahrung gezeigt hat, — nicht vor, und wenn einer unter diesen die hämische Frage stellen sollte: weshalb denn gerade bei uns?, so lautet die Antwort, einfach und klar wie die Wahrheit: weil wir auch in Zukunft eine starke Türkei wünschen, eine, die auf eigenen Füßen steht, die Herrin ihrer Geschicke bleibt, und die, wie in der Gegenwart, so auch für spätere Zeiten, ein wertvoller und treuer Bundesgenosse sein soll.

Zum Schluß möchte ich dem Herrn Minister und den türkischen Herren, die uns zu diesem denkwürdigen Abend eingeladen haben, im Namen meiner Landsleute, der Herren Reichstagsabgeordneten, sowie in meinem eigenen, herzlichen

Dank für den überaus warmen Empfang aussprechen, den sie den Vertretern des deutschen Volkes bereitet haben. Es liegt hierin mehr als nur ein Akt der Höflichkeit: Es ist dies vielmehr eine bewußte Kundgebung der Leiter des türkischen Volkes, daß wir zusammenstehen wollen in der Stunde der Gefahr, daß wir entschlossen sind durchzuhalten bis zum siegreichen Ausgang und daß wir das im Kriege begonnene Werk der gemeinsamen Arbeit auch im Frieden zu beiderseitigem Nutzen fortzuführen gedenken.

In diesem Sinne bitte ich Sie, das Glas zu leeren auf das Wohl unserer Gastgeber.

Beide Reden übten eine starke Wirkung auf die Zuhörer aus. Sie wurden wiederholt von zustimmenden Kundgebungen unterbrochen und am Schlusse zeigte rauschender Beifall das lebhafte Einverständnis aller Anwesenden. Die Rede des Herrn Botschafters wurde durch den ersten Dragoman, Herrn Dr. Weber, in türkischer Sprache wiederholt. Dabei erscholl besonders starker Beifall nach den Sätzen, in denen der Herr Redner den falschen Gerüchten von einer angeblichen Neigung zu einem voreiligen Sonderfrieden entgegentrat, und in denen er die Uneigennützigkeit der Freundschaft Deutschlands für die Türkei erklärte. Diese Sätze, im Anschluß an die unmittelbar voraufgegangene Erklärung des Herrn Ministers des Äußern, daß Deutschland der Türkei gegenüber sein Wort gehalten und sein Versprechen eingelöst habe, bildeten das Ereignis des Tages. Die beiderseitigen Erklärungen wurden im weiteren Verlaufe des Abends lebhaft und vor allem auch türkischerseits mit freudiger Genugtuung besprochen. Sie haben ein Echo in den Herzen der Zuhörer geweckt, das vermutlich noch lange nachklingen wird.

Einen harmonischen Abschluß fanden die Tischreden in folgender Ansprache des

Abgeordneten Graf Westarp:*)

Meine Herren!

Die Reden Ihrer Exzellenzen des Herrn Minister des Auswärtigen und des Herrn Botschafters, die wir soeben gehört haben, werden weit über die Wände dieses Raumes hinaus gehört werden und sind von großer geschichtlicher Bedeutung. Wenn ich gleichwohl mir erlaube, danach noch das Wort zu ergreifen, obwohl auch die anderen Herren deutschen Abgeordneten an den vorigen Tagen bereits mehrfach unsere Dankbarkeit ausgesprochen haben, so geschieht es, weil ich glaube, daß man bei Erfüllung der Pflicht der Dankbarkeit nicht genug und

*) Der Text ist vom Redner für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

jedenfalls nie zu viel tun kann. Gerade heute haben wir erneuten Anlaß zu danken, da es uns vergönnt war, Seiner Majestät dem Sultan zum Gedenktage der Thronbesteigung persönlich unsere Huldigungen darbringen zu dürfen. Wir wollen unseren Dank nicht nur mit Worten, sondern auch dadurch abzustatten suchen, daß wir, wenn wir nun nach Hause kommen, ehrlich und ausführlich über das berichten, was wir hier gesehen und gehört haben. Dieser Bericht wird offenen Ohren und willigen Herzen begegnen. Wenn wir die Schönheit der Stadt preisen, so wird man uns erwidern, daß wohl jeder Deutsche schon einmal den Wunsch gehabt hat, diesen schönsten Punkt der Welt mit eigenen Augen zu sehen. Wenn wir die Gastfreundschaft rühmen, die uns widerfahren ist, so wird man uns daran erinnern, daß Gastfreundschaft von altersher als einer der schönsten Züge im Volkscharakter der Türken bekannt ist. Wir werden aber besonders mit dem Berichte große Genugtuung hervorrufen, daß wir hier die Ehre und die Freude gehabt haben, uns mit den leitenden Männern des politischen Lebens der Türkei besprechen zu dürfen, und daß wir dabei gesehen haben, wie die leitenden Staatsmänner, die Parteiführer und Vertreter des Volkes in einheitlichem festentschlossenem Willen klare und bestimmte Ziele vertreten und verfolgen. Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mit uns über die Pläne zu sprechen, mit denen Sie die wirtschaftliche, kulturelle und politische Entwicklung und den Fortschritt des Landes auf allen Gebieten zu verfolgen beabsichtigen. Gerade als Vertreter der konservativen Weltanschauung, von der man sich im Auslande manches Mal wohl ein falsches Bild macht, freue ich mich besonders es aussprechen zu können, daß bei dem ganzen deutschen Volke ohne Ausnahme diese Ziele der wirtschaftlichen und kulturellen Förderung auf volles Verständnis und reiche Sympathie stoßen werden. Wie könnte es auch anders sein? Unser eigenes Land ist immer wieder, nach einem 30jährigen, nach einem 7jährigen Kriege, in der Lage gewesen, sich seinen Fortschritt und seine Kultur neu aufbauen zu müssen. In mustergültiger, unermüdlicher Arbeit hat unser Hohenzollernkönig Friedrich der Große ein Vorbild für die Inangriffnahme solchen Aufbaus geschaffen. Man hat von uns Preußen auch nach den napoleonischen Kriegen nicht mit Unrecht gesagt, daß wir uns zur Größe durchgehungert hätten. Ernste und planvolle Arbeit zur Hebung von Wirtschaft und Wohlstand, von Bildung und Gesittung eines Volkes findet bei uns stets verständnisvolle Zustimmung. Wie könnte es in diesem Falle anders sein, bei dem es sich darum handelt, daß das Interesse unseres Vaterlandes mit einer kräftigen und selbständigen Stellung der Türkei aufs engste verknüpft ist! Sie haben uns mitgeteilt und wir werden berichten, daß Sie bei dieser Arbeit auch auf die Mitwirkung deutscher Männer rechnen; ich glaube versichern zu können, daß sich, wenn Sie es wünschen, stets deutsche Männer bereit finden werden, ihre Kraft mit uneigennütziger Pflichttreue in den Dienst dieser Sache zu stellen.

Das sind Pläne und Gedanken auf lange Zeit hinaus. Was wir für den Augenblick hier gesehen und gehört haben, das wird, wenn wir es zu Hause

berichten dürfen, in unserem ganzen Volk besonders begeisterte Zustimmung erwecken. Wir haben alle die Tage erfahren dürfen und haben es soeben aus dem Munde des Herrn Ministers und des Herrn Botschafters bestätigt gehört, wie unseren beiden Völkern völlig gemeinsam ist der Wille, diesen uns aufgezwungenen Kampf gegen eine Welt gemeinsamer Feinde bis zum vollen Siege und bis zu einem Frieden hindurchzuführen, der all der gebrachten Opfer würdig ist und uns die Zukunft unserer Völker sichert. Auf diesen Sieg erhebe ich das Glas und ich bitte die anwesenden deutschen Herren es zu leeren auf das Wohl des türkischen Volkes, der türkischen Herren Minister und Volksvertreter.

Abgeordneter Dr. Spahn,

Führer des Zentrums, hat bei dem vom Vizepräsidenten der osmanischen Kammer gegebenen Begrüßungsmahl die Ansprache gehalten, die wir in ihren Hauptsätzen wie folgt wiedergeben:*)

„Für den uns wie am Bahnhofe so auch hier gewordenen freundlichen Empfang und für die warmen Begrüßungsworte unseres Herrn Gastgebers, des Herrn Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, danke ich im Namen der deutschen Herren Abgeordneten aufrichtig. Die Einladung des Herrn türkischen Botschafters in Berlin hat mich auf telegraphischem Wege erreicht. Der elektrische Funke hat bei mir gezündet und ich freue mich, der Einladung gefolgt zu sein.

Es war ein glücklicher Gedanke, der zu der Anregung dieses persönlichen Zusammentreffens führte, von dem wir die Beziehung der Herzen und die Kenntnis Konstantinopels, sowie der parlamentarischen Verhältnisse in der Türkei erhoffen. Die kurze Fahrt vom Bahnhofe hierher hat uns die politische, wirtschaftliche und kultur-historische Bedeutung Konstantinopels mit seiner Lage in zwei Weltteilen und am Eingange des Meeres erkennen lassen. Mit Recht wird seine Lage als die schönste gerühmt. Ein Verteidigungskrieg hat Deutschland und die Türkei zusammengeführt, zwei Länder, die an ihrer Spitze zwei Fürsten sehen, zu denen die Völker mit Liebe und Vertrauen, sowie mit unverbrüchlicher Treue emporschauen. Wir erhoffen die Fortdauer des Bündnisses auch nach dem Kriege und wir wünschen das glückliche Gedeihen der Türkei."

*) Vom Redner für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

Abgeordneter Dr. jur. Otto Wiemer

hielt anläßlich des Festessens, das Talaat Bei zu Ehren der deutschen Parlamentarier veranstaltet hat, folgende Ansprache:*)

„Ich danke, zugleich im Namen meiner Kollegen vom Reichstag, seiner Exzellenz, dem Herrn Minister Talaat Bei verbindlichst für die gastfreundliche Einladung zu dieser Zusammenkunft im engeren Kreis der türkischen Staatsmänner und Politiker und für die offenen kameradschaftlichen Worte, die wir gehört haben. Wir sind erfreut, die führenden Männer der jungen Türkei, die Träger des politischen und geistigen Lebens bei unserem Besuch in Konstantinopel persönlich kennen zu lernen. Wir haben in Deutschland ein Wort: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Wenn ich dies Wort auf unsere Reise hierher anwenden darf, möchte ich sagen: Wer den Türken will verstehen, muß in Türkenlande gehen. In der Tat, wer die Türkei, die Eigenart ihrer Bewohner, wie der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verstehen will, kann das nicht aus Büchern und Reisebeschreibungen lernen, sondern muß sich aus eigener Anschauung im Lande selbst ein Urteil bilden. Natürlich genügt für uns ein kurzer Aufenthalt von wenigen Tagen nicht, um ein sicheres Urteil zu gewinnen. Aber das empfinden wir mit jedem Tage mehr, daß türkische Art der deutschen verwandt ist. Der Türke ist zurückhaltend im Urteil, er prüft und wägt, aber wenn er sich entschieden hat, so heißt es bei ihm wie bei uns: Ein Mann ein Wort! Mit dem Herrn Minister hoffen wir auf ein festes vertrauensvolles Zusammenwirken beider Nationen. Wir freuen uns, daß die türkische Regierung deutsche Ratgeber und Inspektoren berufen will. Sollten sich, was bei der Verschiedenheit der Sprache und Vorbildung verständlich wäre, hier und da Mißverständnisse und Reibungen ergeben, so sind wir Abgeordnete gern bereit, an unserem Teil daran mitzuwirken, daß etwaige Mißhelligkeiten beseitigt werden.

Der Herr Minister hat auf die geschichtlichen Erfahrungen der Türkei hingewiesen und hervorgehoben, daß die Mächte früher darauf ausgegangen seien, die Türkei beiseite zu setzen und ein starkes Europa gegen eine schwache Türkei zu bilden. Deutschland verfolgt ein anderes Ziel: Wir wollen eine starke, blühende Türkei, die eine gleichberechtigte Stellung unter den Mächten einnimmt. Schon der große Preußenkönig Friedrich II. hat dies Ziel im Auge gehabt. Sein Enkel Wilhelm II. hat die gleiche Politik seit Jahrzehnten konsequent und erfolgreich durchgeführt. Es hat uns mit aufrichtiger Genugtuung erfüllt, daß seine Exzellenz, der Herr Kammer-

*) Vom Redner für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

präsident gestern ausgesprochen hat: Deutschland hat uns nie getäuscht, hat nie eine unser Leben und unser Dasein gefährdende Politik getrieben. Mit dem Herrn Minister hoffen wir zuversichtlich, daß die Freundschaft beider Nationen den Krieg überdauern und sich auch im Frieden bewähren wird. Wir wollen zusammenwirken, nicht bloß im Kriege, sondern auch in friedlicher Kulturarbeit auf dem Boden gemeinsamer Interessen, in unerschütterlichem gegenseitigen Vertrauen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit der Partei, die in der jungen Türkei die Zügel der Regierung führt, näher kennen zu lernen, und haben auch einen Einblick in die Organisation der Partei gewonnen. Wir wünschen ihr Glück zu den erzielten Erfolgen. Wenn der frühere Herrscher der Türkei, der jetzt drüben auf der anderen Seite des Bosporus seine einsamen Tage verbringt, die Entwicklung seines Landes verfolgt, so wird er sich eingestehen müssen, daß sein Volk mit anderen Mitteln, als er sie angewendet hat, erfolgreich geleitet und einer glücklichen Zukunft entgegengeführt wird. Wir wissen, daß Ihrer großen Aufgabe, ein modernes Staatswesen zu schaffen, Schwierigkeiten genug entgegenstehen. Aber wir sind überzeugt, daß Sie alle Schwierigkeiten jetzt oder später überwinden werden. Heute ist die Hauptsache: Der Kampf muß durchgefochten, der volle Sieg errungen werden! Wir bewundern die Leistungen der türkischen Truppen. Jeder türkische Erfolg wird bei uns in Deutschland als eigener Erfolg empfunden und gefeiert. Der Herr Minister sprach davon, daß Deutschland nicht bloß auf militärische Leistungen, sondern auch auf friedliche Arbeit Wert lege. Ganz gewiß, das deutsche Volk will vor allem der friedlichen Entwicklung dienen. Als König Wilhelm I. sich vor 45 Jahren die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, gelobte er, ein Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. In gleichem Geiste wollen wir, wenn der Friede kommt, für die Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung wirken, Sie in der Türkei, wir im Deutschen Reich, zum Besten unserer Nationen, die alle Zeit, so hoffen wir, in Vertrauen und Freundschaft verbunden sein werden."

Die Abreise der Reichstagsabgeordneten.

Am 29. April, nachmittag 3 Uhr, sind die Führer der Parteien des deutschen Reichstages, nachdem sie in Konstantinopel fünf Tage voller angenehmer und bedeutender Eindrücke verlebt haben, mit dem Balkanzuge wieder nach der Heimat abgereist. Am Vormittag hatten die Herren als Gäste der Anatolischen Bahn mittels Sonderzuges einen kurzen, aber infolge des herrlichen Frühlingswetters höchst

genußreichen Ausflug nach Ismid gemacht. Ein gütiges Geschick wollte es, daß grade in der Abfahrtstunde, als sich die deutschen und die türkischen Abgeordneten noch einmal zu freundschaftlichem Gedankenaustausch zusammenfanden, die Nachricht von dem Fall der Feste Kut-el-Amara eintrat. Freiherr von Gamp erwähnte sie in seiner Ansprache, in der er u. a. ausführte: Er und seine parlamentarischen Kollegen seien voller Dankbarkeit für alles, was sie hier gehört und gesehen, für die großzügige Gastfreundschaft, die Gnadenbeweise von allerhöchster Seite, und die wiederholten Kundgebungen aufrichtiger Freundschaft aus allen Kreisen der Bevölkerung. Sie bedauerten tief, den Kriegsminister und Vizegeneralissimus Enver Pascha nicht gesehen zu haben, aber es gereiche ihnen zur größten Freude, gerade in diesem Augenblicke noch als kostbares Geschenk die Nachricht von einem glänzenden Erfolge der türkischen Waffen nach der Heimat mitnehmen zu können. Der Redner schloß mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen" und einem begeistert aufgenommenen Hoch auf die Türkei und die Vertreter des türkischen Volkes. — Der Abgeordnete Hassan Risa Pascha übersetzte die Rede sofort ins Türkische.

Zur Verabschiedung waren auf dem Bahnhof erschienen: der Kammerpräsident Hadschi Adil Bei mit vielen Abgeordneten, sowie Vertreter des Großwesirs und der Minister des Innern und des Äußern, und des jungtürkischen Komitees. Von deutscher Seite waren seitens der Botschaft die Herren Dr. Weber und von Pannwitz erschienen, ferner Herr Generalkonsul Mertens und viele bekannte Mitglieder der deutschen Kolonie.

Reichstagsabgeordneter Ernst Bassermann: Die türkischen Gäste.

Den Abgeordneten des türkischen Parlaments rufe ich ein herzliches Willkommen zu. Ihr freudig begrüßtes Erscheinen bedeutet eine Erwiderung des Besuches deutscher Abgeordneter in Konstantinopel.

Noch stehen die Tage, an denen es uns vergönnt war, in der Hauptstadt des türkischen Reiches zu weilen, in ihrem ganzen Glanze vor uns. Strahlend lag die Sonne über Bosporus und Marmarameer, als wir am „Goldenen Horn" eintrafen, und das Wetterglück blieb uns hold. Wir sahen eine der schönsten Städte der Welt und nahmen empfänglichen Herzens die Eindrücke der herrlichen Lage in uns auf. Entgegen Erinnerungen aus vergangener Zeit sahen wir die Sauberkeit und tadellose Straßenpolizei einer vortrefflich verwalteten Weltstadt, die allen modernen Anforderungen Genüge leistet. Der Empfang, den wir fanden, war warm, herzlich und getragen von Sympathien für den deutschen Bundesgenossen. Dreimal hatten wir die Freude, den Sultan zu sehen, beim Jahresfest der Thronbesteigung, beim Selamlik und bei einer uns gewährten Audienz. Die patriarchalische, würdevolle und doch von liebenswürdiger Freundlichkeit erfüllte Persönlichkeit des Padischah verfehlte auf niemanden, der Gelegenheit hatte, sich ihm zu nahen, des Eindruckes. Warm und herzlich war der Empfang, den wir seitens der Minister und der Parlamentsmitglieder fanden. Die Minister, intelligente, frische, tatkräftige Persönlichkeiten, erfüllt von der Überzeugung der Notwendigkeit von Reformen auf allen Gebieten, und mit ihnen eng verbunden die Parlamentarier, machten alle auf uns nachhaltigen Eindruck. Wir lernten ein Staatswesen kennen, dessen Leiter und Vertreter den Glauben an die entwicklungsreiche Zukunft des Landes haben und getragen sind von dem energischen Willen, diese Entwicklung in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reiche zu fördern. Wir hatten auch Gelegenheit, in längeren Besprechungen auf einzelne Probleme der türkischen Politik einzugehen, so vor allem auf die armenische Frage, die wir in all ihren Einzelheiten erfuhren und aus urkundlichem Material zu beurteilen vermochten. Angestiftet durch die in der Wahl ihrer Mittel skrupellose Entente, wurde im Rücken der türkischen Armee furchtbarer Verrat geübt, dem viele wackere türkische Soldaten zum Opfer fielen. Dadurch wurde die Evakuierung weiter Gebiete zum Gebote der Selbsterhaltung für die Türkei. Daß bei dem Vollzug dieser Maßregel viele unglückliche Menschen zu Schaden kamen, ist vom menschlichen Standpunkte aus tief beklagenswert, aber lediglich eine Folge der Verhetzung der armenischen Bevölkerung durch die Feinde der Türkei. Wo Ausschreitungen einzelner türkischer Organe vorlagen, ist Bestrafung erfolgt.

Ein Höhepunkt war das Festmahl, das die parlamentarische Gruppe „Einheit und Freiheit" zu unseren Ehren veranstaltete. Zu ihm waren der deutsche Botschafter mit seinen Beamten, die Minister, viele türkische Abgeordnete, deutsche und türkische Offiziere, deutsche Professoren erschienen. Bei dieser Gelegenheit hielt der Minister des Äußeren, Halil Bey, eine bedeutsame Rede, in der er Kriegsursachen, Kriegserfolge und Kriegsziele besprach. Vor allem aber stellte er die erfreuliche Tatsache fest, daß die Verhandlungen mit Deutschland über die Kapitulationen einen erfreulichen Fortgang nehmen und dem Abschluß nahe sind. Aus seinen Ausführungen klang das Gefühl froher Befriedigung über das Erreichte heraus. Ihm erwiderte unser Botschafter, der, die Wichtigkeit der Ausführungen Halil Beys unterstreichend, die Festigkeit des Bündnisses, das durch den Willen der Völker getragen ist, die Notwendigkeit einer starken Türkei, die auf eigenen Füßen steht, und eines Friedens, der unser Dasein und unsere Zukunft sichert, betonte. Festes Zusammenstehen in den Stunden der Gefahr, entschlossenes Durchhalten bis zum siegreichen Ausgang und Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit auch im Frieden, diesem Ziel galt sein Hoch. Wir hatten auch Gelegenheit, Soldatentransporte und Felddienstübungen türkischer Truppenteile zu sehen und uns in den Kämpfen an den Dardanellen sturmerprobter Krieger in ihrer vortrefflichen Haltung zu erfreuen. Im Fluge sind diese fünf Tage, die wir in Konstantinopel weilen konnten, an uns vorübergezogen. Unerschöpflich und unermüdlich war die echte Gastfreundschaft, die uns vom Morgen bis in die sinkende Nacht umgab. Wir schieden mit der Überzeugung, daß es uns in freundschaftlichem Verkehr mit unseren türkischen Kollegen gelungen war, soweit es in unseren Kräften lag, das Band, das die Türkei und Deutschland umschlingt, enger zu schürzen.

Wenn heute unsere türkischen Freunde deutschen Boden betreten und Berlin und andere Teile unseres deutschen Vaterlandes sehen, dann dürfen sie überzeugt sein, daß sie überall nicht nur mit Jubel, sondern mit echt deutscher Freundschaft und Herzlichkeit empfangen werden. Wir haben alle nur den einen Wunsch, daß die Tage, die sie uns widmen können, ihnen ein Bild geben mögen von dem deutschen Volke und seiner rastlosen Tätigkeit, von dem hohen Kulturzustand und der glänzenden Entwicklung unseres Landes, und sie werden in ihre Heimat vor allem auch den Eindruck mitnehmen, daß das deutsche Volk einig und geschlossen nur ein Ziel im Auge hat, den Sieg zu erringen und mit seinen Bundesgenossen vereint einen Frieden herbeizuführen, der ein dauernder sein wird und der den politischen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands und seiner Verbündeten — vor allem auch der Türkei — in vollem Umfange Rechnung trägt.

Den türkischen Freunden rufe ich ein herzliches Willkommen zu!

Dr. Alfred Nossig: Die türkischen Abgeordneten.

Am geläufigsten, so führt Dr. Nossig im „Lokal-Anzeiger" aus, dürfte dem deutschen Publikum der Name des Führers der Abordnung sein. Hussein Dschahid-Bei, der Vizepräsident der türkischen Kammer, ist ein Mann, der seit vielen Jahren im Vordergrunde des öffentlichen Lebens der Türkei steht. Seine glänzende Laufbahn hat sich im Sinne des bekannten französischen Wortes abgespielt: „Die Journalistik führt zu den höchsten Stellungen, vorausgesetzt, daß man rechtzeitig aus ihr herauskommt." Dschahid-Bei war viele Jahre lang Herausgeber und Chefredakteur des „Tanin", der nun von Midhat Schükri-Bei, dem Generalsekretär des jungtürkischen Komitees, übernommen wurde und das offizielle Organ der Partei bildet. Eines aber hat Dschahid-Bei aus seiner publizistischen Tätigkeit in die politische Laufbahn mit hinübergenommen: seinen gewandten und wirkungsvollen Stil. Seine Ansprachen in der Kammer haben erwiesen, daß er das lebendige Wort ebenso beherrscht, wie das geschriebene. So erscheint er in hervorragendem Maße berufen zu sein, den Repräsentationspflichten, welche ihm zufallen, nachzukommen.

Neben dem Vizepräsidenten der türkischen Kammer wird Exzellenz Hassan Riza Pascha besonders in den Vordergrund treten. Wie die Journalistik, so führt bekanntlich auch der militärische Beruf oft zu leitenden politischen Stellungen, mit dem Unterschied, daß man hier immer z. D. bleibt. Der ehemalige Generalgouverneur von Basra war noch vor einem Jahre Kommandant von Adrianopel. Schon während seiner militärischen Funktionen mußte sich Hassan Riza Pascha mit administrativen, wirtschaftlichen und politischen Fragen sehr eingehend beschäftigen. Jetzt, wo er im Range eines Generalleutnants den Armeedienst verlassen hat, um in die Kammer einzutreten, kann er sich diesen seinen Lieblingsbeschäftigungen vollständig widmen. Zu den „Männern der Zeit" zählt er schon deshalb, weil er die deutsche Sprache vollkommen beherrscht. Er hat seine militärische Ausbildung in Deutschland genossen, wo er sieben Jahre, teils in Berlin, teils in Wiesbaden, verbrachte.

„Ich möchte gern — sagte mir Exzellenz Hassan Riza Pascha während der Fahrt —, daß die führenden Persönlichkeiten Deutschlands und auch das deutsche Volk es wüßten, wie volkstümlich bei uns schon das Bündnis mit Deutschland geworden ist. Unsere Kinder und Frauen sprechen davon beinahe mehr als die Männer. Die neue Generation wächst ganz im Geiste dieser politischen Orientierung auf, die eine dauernde bleiben muß. Denn selbst diejenigen unter uns, die unter dem Einfluß einer langen Überlieferung noch in der

französischen Kultur wurzeln, haben die feste Überzeugung gewonnen, daß die Türkei Sicherheit und Stärke nur in dem Bündnis mit Deutschland finden könne. Den Ausstreuungen der Entente, welche Deutschlands Freundschaft verdächtigen, schenkt niemand bei uns Gehör. Wir verstehen sehr wohl die Interessen Deutschlands und wissen, daß dem *Deutschen Reiche* gerade durch eine *mächtige Türkei am besten gedient* ist. Für Deutschlands Bedürfnisse und Absichten genügt es, wenn gewisse Punkte von entscheidender Bedeutung im Orient, wie der Suezkanal und der Persische Meerbusen, unter türkischer, nicht unter englischer Kontrolle stehen. Wir gehen *mit gegenseitigem Vertrauen Hand in Hand*. Leisten wir Deutschland einen Dienst, indem wir zur Beseitigung des weltumklammernden Druckes Englands beitragen, so erhoffen wir anderseits die *Unterstützung Deutschlands* bei dem *Wiederaufbau unseres Vaterlandes*. Denn wir haben bis jetzt nur das Veraltete niedergerissen. Unser Land liegt voll Trümmer. Es heißt den Schutt wegräumen und Neues bauen. Und dies wollen wir nach *deutschen Vorbildern* und mit der Hilfe von *deutschen Werkmeistern* tun."

Zu den Männern, die an dem Aufbau der Neuen Türkei tätigen Anteil nehmen, gehört ein weiteres Mitglied der türkischen Abordnung, Dr. *Eumer Scheffi-Bei*, Chefarzt des Dschirat-Hospitals in Stambul. Er steht an der Spitze einer sozialen Aktion, die nach längeren Vorbereitungen vor wenigen Wochen von einem Kreise von Ärzten und Politikern in Konstantinopel unternommen wurde. Sie betrifft die Grundlage aller türkischen Reformbestrebungen: die Arbeit an der Sanierung der Bevölkerungsverhältnisse. Statistiker, Sozialpolitiker und Ärzte haben erst in den letzten Jahren festgestellt, daß der an sich äußerst kräftige und lebensfähige *anatolische Volksstamm* sich nicht mehr vermehre, ja eher an Zahl zurückgehe. Es liegt dies nicht nur an den fortwährenden Kriegen, die die kräftigste männliche Bevölkerung dahinraffen, sondern auch an der Verwahrlosung des Landes, der Sumpffieberepidemie, dem Schmutz der Dörfer, den Eheverhältnissen und der hygienischen Unwissenheit des Volkes. Dr. Eumer Scheffi-Bei und seine Freunde haben sich nun vorgenommen, dieser bedrohlichen Lage durch eine planmäßige Aktion zu steuern. Sie veranstalteten zunächst in Konstantinopel eine von Dr. Scheffi-Bei eingeleitete Reihe von Vorträgen, um die türkische Intelligenz mit den die Volksgesundheit untergrabenden Momenten vertraut zu machen. Im Balkanzug konnte mir der Leiter dieser Bestrebungen Mitteilungen über die weiterhin geplanten Maßnahmen machen.

„Die Kammer — erzählte Dr. Scheffi-Bei — hat auf meinen Antrag einen Kredit von 50 000 Pfund für die nächsten Sanierungsmaßregeln ins Budget eingestellt. Da wir eine Sanierung des Bodens binnen kurzer Frist nicht herbeiführen können, müssen wir vor allem die Bevölkerung durch genügende „*Chinisierung*" vor dem Sumpffieber schützen. Eine große Schwierigkeit bereitete

uns aber die Beschaffung des nötigen Quantums von Chinin. Wir brauchen im ersten Jahre 5000 Kilo. Hiervon konnte uns Holland höchstens 1000 Kilo in Aussicht stellen. Aus dieser schwierigen Lage hat uns nun das Entgegenkommen Deutschlands befreit. Zu unserer größten Freude haben wir erfahren, daß Deutschland bereit ist, uns 4000 Kilo Chinin zu liefern. Neben dieser allerdringendsten Maßregel planen wir die Entsendung von Wanderlehrern, die die Aufklärung des Volkes in die Wege leiten sollen. Auch werden Modelle von hygienischen Bauernhäusern verschickt und neue Dörfer nach diesen Modellen gebaut. Ich hoffe, nach Abschluß des offiziellen Programms unserer Abordnung noch einige Zeit in Deutschland bleiben zu können, um die volksgesundheitlichen Einrichtungen zu studieren. Es ist ja der große Vorzug der deutschen Wissenschaft, daß sie sich nicht auf die Theorie beschränkt, sondern mit vorbildlichem Organisationsgeschick die Ergebnisse der Forschung praktisch verwertet. So dürfte durch unseren Aufenthalt in Deutschland auch ein heilsamer Nebenzweck erreicht werden."

* * *

Eines der interessantesten Mitglieder der Abordnung ist Salah Dschimdschos-Bei. Er gehört zu den jüngsten, aber auch zu den einflußreichsten Parlamentariern und vertritt in der Kammer, neben Em. Carasso, die Stadt Konstantinopel. Dschimdschos-Bei ist Quästor des Parlaments und Generalsekretär der parlamentarischen Gruppe der jungtürkischen Partei. Eine schlanke, jünglinghafte Erscheinung, macht er eher den Eindruck eines französischen Dichters als den eines türkischen Deputierten. In der Tat kommt er, gleich Dschahid, von der Literatur her, und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich mitteile, daß sein Name ein literarisches Pseudonym ist, unter dem seine Schriften großen Erfolg errungen haben. Daß auch er die politische Laufbahn ergriffen hat, ist wohl auf „erbliche Belastung" zurückzuführen. Er ist der Sprößling einer Familie, die der Türkei schon manchen Staatsmann geschenkt hat, so vor allem seinen Großvater, den Wesir Ibrahim Pascha. Dschimdschos gehört jener Gruppe von Parlamentariern an, die sich bemüht, durch legislatorische und praktisch-organisatorische Maßregeln den wirtschaftlichen Aufschwung der Türkei nach dem Kriege vorzubereiten.

„Dieser Aufschwung — führte er aus — wird sich durch eine geeignete Kombinierung des türkischen Kapitals mit dem ausländischen erzielen lassen. Es fehlt uns nicht an Kapital, doch ist unser Kapital noch viel zu furchtsam. Immerhin haben wir gelegentlich des Moratoriums festgestellt, daß es in Konstantinopel allein 13 Millionen Pfund türkischer Forderungen gab. Um die Beteiligung des ausländischen, vor allem des deutschen Kapitals zu erleichtern, werden wir an Stelle der Kapitulationen durch neue Gerichts-

organisation alle erforderlichen Sicherheiten schaffen. Die Trennung der weltlichen Gerichtsbarkeit von der kirchlichen muß ohne Aufschub eingeleitet und noch während des Krieges durchgeführt werden. Meine Freunde und ich sind entschlossene Anhänger dieses Gedankens, und wir zweifeln nicht, daß wir ihn verwirklichen werden."

Dr. Haschim-Bei, der Deputierte von Burdur, ist Professor an der Universität Konstantinopel. Der Doyen der Abordnung ist Mustafa Nedim-Bei, der Abgeordnete von Tschangra. Ferner gehört ihr der Abgeordnete von Smyrna, Saïd-Bei, an.

Wir nähern uns Berlin. Hussein Dschahid-Bei, der Führer der Abordnung, bildet jetzt ihren Mittelpunkt. Ein Vierziger, mit blitzenden, schwarzen Augen und an den Schläfen leicht ergrauten Haaren, vornehm in der Erscheinung, gemessen in den Bewegungen. Das Hin und Her des Eisenbahnzugsgesprächs macht einer erwartungsvollen Sammlung Platz. Dschahid-Bei ergreift das Wort:

„Unsere Sympathie für Deutschland ist nicht vorübergehender Art. Wir bedauern es nur, daß das Bündnis so spät geschlossen wurde, erst während des Krieges. Wäre die Verständigung früher erfolgt, so hätte sich die Türkei für den Krieg besser vorbereiten können. Wir hoffen aber, daß das Bündnis dafür um so länger dauern wird. Die ganze türkische Kammer steht heute fest auf dem Boden dieser Orientierung, ja es gibt in der Türkei keinen Menschen, der nicht von der Notwendigkeit des Bündnisses überzeugt wäre. Als Träger dieser Empfindungen kommen wir heute nach Deutschland, um die Grüße des türkischen Parlaments und des ganzen türkischen Volkes zu überbringen. Wir hoffen, daß diese Grüße so herzlich aufgenommen werden, wie sie dargebracht sind."

Die türkischen Abgeordneten in Berlin.

Mit dem um 9 Uhr 53 Minuten abends in Berlin eintreffenden Balkanzug sind am 22. Mai sieben Mitglieder der türkischen Kammer als Gäste des deutschen Reichstages in Berlin eingetroffen. Es sind dies: Vizepräsident der Kammer Hussein Dschahid Bei, Abgeordneter von Konstantinopel, Generalleutnant Hassan Riza Pascha, Abgeordneter von Hodeida, Selah Dschimdschos Bei, Abgeordneter von Konstantinopel, Seyd Hachim Bei, Abgeordneter von Bordur, Seyd Bei, Abgeordneter von Smyrna, Omer Scheffi Bei, Abgeordneter von Siwas, Mustapha Nedin Bei, Präsident des Ausschusses für die nationale Verteidigung.

Zum Empfange der Gäste hatten sich im Fürstenzimmer des Bahnhofes Friedrichstraße versammelt: In Vertretung der Regierung: Legationsrat v. Kuhlmann, Legationsrat Schmidt, Attaché Baron v. Ow-Wachendorf und Konsul Padel, ferner als Vertreter des Reichstages der Reichstagspräsident Kaempf, ferner die Abgeordneten Dr. Streesemann, Dr. Paasche, Graf Westarp, Erzberger, Dr. Wiemer, Major Frommer, Graf Karmer, Freiherr v. Gamp und Geheimrat v. Jungheim. Die türkische Botschaft war unter Führung des Botschafters Hakki Pascha und des Botschaftsrats Edhem Bei vollzählig erschienen. Ferner hatten sich zur Begrüßung eingefunden der türkische Generalkonsul Lufti Bei, der Direktor des Alten Museums, Geheimrat Wiegand, der jahrelang der deutschen Botschaft in Konstantinopel attachiert war, und eine große Anzahl von Herren und Damen der türkischen Kolonie. Die Abgeordneten wurden nach ihrer Ankunft vom Oberbahnhofsvorsteher, Rechnungsrat Jockowski, in das Fürstenzimmer geleitet, wo der türkische Botschafter die Vorstellung der Gäste übernahm. Hierauf trat Reichstagspräsident Kaempf vor und hielt folgende Ansprache: „Meine Herren! Es gereicht mir zur hohen Ehre und großen Befriedigung, Sie gleich bei Ihrer Ankunft in Berlin namens des Reichstages begrüßen zu dürfen. Wir sind glücklich, so erlauchte Gäste und hervorragende Vertreter der türkischen Kammer bei uns zu sehen, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß es uns gelingen wird, Ihnen Berlin und seine Bevölkerung von ihrer besten Seite zu zeigen und die guten persönlichen Beziehungen, die sich zwischen unseren Völkern bildeten, zu erweitern und zu vertiefen. Seien Sie uns willkommen und nehmen Sie unsere freundlichsten Grüße entgegen." Nachdem der Beifall, der der Rede gefolgt war, geendet hatte, ergriff der Vizepräsident der türkischen Kammer Hussein Dschahid Bei das Wort. Er sagte in türkischer Sprache etwa folgendes: „Die Gefühle der Freundschaft haben uns schon vor unserem Eintreffen in Deutschland bis in's Innerste gerührt. Wir haben das Bedürfnis gehabt, durch unseren Besuch den Beziehungen noch eine besonders persönliche Note zu geben. Und wir haben schon von Beginn der deutschen Grenze an feststellen können, mit welcher Herzlichkeit das deutsche Volk unserem Besuch entgegen-

sieht. Wir sind überzeugt, daß die Tage, die wir in Berlin verleben werden, dazu beitragen werden, die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen mit tiefer Herzlichkeit zu erfüllen. Wir alle danken für den warmen Empfang und die herzlichen Worte, die der Präsident des deutschen Parlaments an uns zu richten die Güte hatte." Hierauf begaben sich die Herren zu den für sie vom Militärkommando bereitgestellten Automobilen und fuhren durch die Friedrichstraße über die Linden ins Hotel Adlon, wo sie Wohnung nahmen. Vor dem Bahnhofe bildete eine nach vielen hundert Köpfen zählende Menschenmenge Spalier, die die Gäste mit lebhaften Hurrarufen begrüßte.

Die türkischen Abgeordneten folgten am 23. Mai einer Einladung der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft zum Frühstück im Gasthof Esplanade. Der stellvertretende Vorsitzende, Admiral von Truppel, begrüßte die verehrten Gäste mit herzlichen Worten. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft wollte das Ihrige dazu beitragen, daß die osmanischen Freunde sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches so schnell wie möglich heimisch fühlten.

Exzellenz von Truppel,

Vizepräsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft:

Im Namen der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft begrüße ich unsere heutigen Gäste, im Namen aller meiner Landsleute heiße ich die Herren Abgeordneten der Osmanischen Kammer, deren Erscheinen in der deutschen Reichshauptstadt den Anlaß zu unserem Beisammensein gab, herzlich willkommen. Möge diese einleitende Feier in unserer Gesellschaft dazu dienen, daß die Besucher aus dem uns verbündeten Osmanenreich sich von vornherein unter uns Deutschen in der Reichshauptstadt wohl und heimisch fühlen. Dem freundschaftlichen, ungezwungenen Charakter dieses ersten Beisammenseins entsprechend, möchte ich hier nicht von der großen historischen Bedeutung dieses Parlamentarierbesuches sprechen, nicht von den großen politischen Gesichtspunkten, von dem gewaltigen Weben der Weltgeschichte, das unsere beiden Völker zusammengeführt hat, Schulter an Schulter in einem Riesenkampfe, und das sie auch nach diesem Kriege als gute Kameraden zusammenhalten wird für neue Friedensarbeit auf der neu gewonnenen Grundlage. Die Völker bestehen aus einzelnen Menschen und die einzelnen Menschen sind schließlich die ersten und letzten unmittelbaren Träger der Volksideen, Volksideale, Volksgeschicke; darum ist es nötig, wenn zwei Völker als gute Kameraden nebeneinander und miteinander, sei es im Kriege, sei es im Frieden, erfolgreich schaffen und wirken wollen, daß auch die einzelnen Menschen sich verstehen, sich kennen, achten und lieben lernen. Auf dieses Ziel hat die Deutsch-Asiatische Gesellschaft von jeher und gerade in den beiden Kriegsjahren ihre Tätigkeit gerichtet, und ich

glaube sagen zu dürfen, durch ihre Veranstaltungen auch manches erreicht, gerade im Verhältnis zu unseren islamitischen Bundesgenossen. Diesem Ziel soll auch in erster Linie unsere heutige Veranstaltung dienen; sie soll unsere osmanischen Gäste uns näher führen von Mensch zu Mensch, von Freund zu Freund! Und wenn wir uns in diesem Augenblicke vielleicht noch einigermaßen fremd gegenüber stehen und noch nach persönlichen Anknüpfungen suchen, so vermag gerade hier im Kreise unserer Gesellschaft ein Zauberwort diesen Bann zu brechen, unsere Herzen einander zu öffnen: Der Gründer und bisherige Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, der ihr den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, war der verewigte Feldmarschall von der Goltz-Pascha, diese vorbildliche Incarnation des deutsch-türkischen Freundschaftsgedankens. Von ihm gilt das Bibelwort, das in fast derselben Fassung sich auch in den heiligen Schriften des Islam findet: „Niemand kann größere Liebe erweisen denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." Dieses Wort und seine Erfüllung durch unseren verewigten Feldmarschall bedarf keines Kommentars, nicht für uns Deutsche, nicht für die Osmanen. Suchen wir, halten wir Freundschaft, von Mensch zu Mensch, wie unseren unvergeßlichen Präsidenten ungezählte Fäden der Freundschaft verbanden mit Hoch und Niedrig im Osmanenreich. Halten wir Freundschaft von Volk zu Volk in treuem, durch Blut und Eisen gekitteten Bündnis! Und wem es etwa noch zweifelhaft dünkt, ob ein solches aus der Kriegsnot geborenes Bündnis bei unseren verschiedenartigen Interessen, Kultur- und Weltanschauungen den Frieden lange überdauern könne, dem rufe ich erst recht zu: Werdet erst Freunde als Einzelmenschen, dann werdet ihr euch auch von Volk zu Volk mit den Augen der Freundschaft ansehen, dann werdet ihr die verschiedenartigen Weltanschauungen mit den Augen der Freundschaft messen und werten und nicht mehr das Trennende, sondern das Verbindende erkennen und auf euch wirken lassen.

Diesem unseren Freundschaftswillen, unseren Freundschaftsgefühlen wollen wir Ausdruck geben, indem wir der erhabenen Herrscher unserer beiden verbündeten Völker gedenken: Ihre Majestäten der Deutsche Kaiser und der Padischah der Osmanen sie leben hoch!

Botschaftsrat Edhem Bei:*)

Exzellenzen! Meine Herren!

Da mein Chef, Seine Hoheit Hakki Pascha, einem höheren Befehl gehorchend, dieser Versammlung nicht beiwohnen konnte, gestatte ich mir, an seiner Stelle das Wort zu ergreifen, um Seiner Exzellenz, Admiral von Truppel und den Mitgliedern der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft herzlichst dafür zu danken, daß sie in so liebenswürdiger Weise hier die bevollmächtigten Vertreter der politischen und

*) Text für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

intellektuellen Welt des Deutschen Reiches mit denen der ihr eng befreundeten und verbündeten Nation vereinigt hat.

In meinen Augen ist dieses Zusammensein nicht nur eine gesellschaftlich liebenswürdige Form, seine Bedeutung scheint mir größer und von zukünftigen Resultaten begleitet. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft ist eine humanitäre Vereinigung, die ihr Ziel darin sieht, europäische Kultur unter den Völkern Asiens zu verbreiten. Ein großer Teil dieses Kontinents umschließt Millionen von Türken und noch mehr Muselmanen. Dort ist unsere Heimat, Turan.

So erfüllt sich durch dieses Zusammensein die Grundlage eines intimen Zusammenwirkens; ich bin überzeugt, daß dieses Zusammenwirken die besten Resultate zeitigen wird.

Ich möchte an dieser Stelle noch den aufrichtigen und großen Schmerz zum Ausdruck bringen, den das ottomanische Volk über den Verlust des bedeutenden und verehrten Marschalls von der Goltz-Pascha empfunden hat.

Ich erhebe mein Glas auf die kostbare Gesundheit Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, hoch! hoch! hoch!

Seyd Bei, Abgeordneter von Smyrna

ergriff hierauf das Wort, um in längerer Rede den Zusammenhang Deutschlands mit der Türkei zu schildern.*)

Generalleutnant Hassan Riza Pascha, Abgeordneter von Hodeida, hat sich der Übersetzung dieser hervorragenden Rede in überaus liebenswürdiger und formvollendeter Weise unterzogen, und die inhaltsreichen Gedanken derselben haben das allergrößte Interesse der Anwesenden hervorgerufen und werden sicher bei der Veröffentlichung auch weiteren Kreisen eine Aufklärung über manche falschen Ansichten bringen, die gerade inbetreff der islamitischen Religion bestehen, von der behauptet wird, sie sei ein Hindernis für den Fortschritt. Wir veröffentlichen nachstehend den Inhalt der außerordentlich gewandt übersetzten Rede wie folgt:

Hochverehrte Exzellenzen! Hochverehrte Herren!

Wir haben mit großer Freude der Einladung der Vertreter der edlen und im Sinne des Wortes großen Deutschen Folge geleistet. Wir sind über die herzliche, gastliche Aufnahme sehr gerührt. Wir sehen, diese Aufnahme kommt von Herzen; was von Herzen kommt, geht zu Herzen.

Die wertvolle Rede von Sr. Exzellenz dem Herrn Präsidenten hat auf uns großen Eindruck gemacht. Wir werden diese hohen Ideen bei uns zu Hause weiter pflanzen und unser Möglichstes tun, daß sie bei uns Wurzel fassen werden. Schon

*) Für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

vor diesem Kriege haben wir eine Annäherung an Deutschland gesucht und gefunden, weil wir wußten, daß Deutschland ohne Interesse das Wohl der Türkei gewollt hat. Die Staaten, die in diesem Weltkrieg an unserer Vernichtung arbeiten, behaupten bei jeder Gelegenheit, daß sie für die Türkei viel Gutes geleistet haben. Deutschland trotz seiner vielen guten Leistungen für die Türkei hat diese Behauptung nicht aufgestellt. Gerade in der Zeit kam der Weltkrieg. Die Annäherung beider Völker hat sich als Waffenbrüderschaft gestaltet. Von Waffenbrüderschaft ist sie politisch geworden, von Politik bis zu unserer Seele gedrungen. Meine Herren, was in die Seele gedrungen ist, bleibt ewig. Ich kann es offen, sehr offen sagen, das türkische Gefühl für Deutschland ist ein Verwandtschaftsgefühl. Über diese Frage will ich mich kurz fassen. Seine Exzellenz der Präsident hat in seiner Rede von Islamismus gesprochen. Ich habe nicht die Absicht, den Islamismus hier zum Ausdruck zu bringen. Nur unsere Feinde, um die Türkei in den Augen des Deutschen klein zu machen, behaupten, daß der Islamismus ein Hindernis für den Fortschritt sei. Sie machen Propaganda in ihren Zeitungen, Zeitschriften und wollen diese boshafte Idee weiter verbreiten. Meine Herren, wer den Islam kennt, wird auf eine solche Behauptung keinen Wert legen. Aber man kann nicht verlangen, daß jeder den Islam kennt. Deshalb ist das, was ich hier sagen will, nicht für den Kenner, sondern für die einfachere Volksschicht. Meine Verteidigung gegen diese boshaften Verbreitungen, wenn sie aus meinen eigenen Worten besteht, wird keine große Bedeutung haben, deshalb will ich die Worte des Begründers dieses Glaubens hier zitieren, und zwar:

1. Die hohe Wissenschaft ist ein verlorenes Eigentum des Gläubigen. Man muß sie aussuchen und sich sein Eigentum machen.
2. Lernet von der Wiege bis zum Grabe.
3. Wenn das Wissen in China ist, geht hin und lernet dort.

Es gibt noch viele ähnliche Sprüche von Mohammed, aber es gibt noch höhere Gebote. Der Koran sagt: „Die Welt gehört dem Geeigneten", d. h. man muß geeignet sein, um die Welt zu beherrschen. Ich glaube, diese erwähnten Sprüche werden uns wohl eine Idee geben, wie der Islam zum Fortschritt geeignet ist. Man kann mir entgegensetzen, warum die islamitischen Völker im Vergleich des Abendlandes und des Occidents soviel zurückgeblieben sind. Die Ursache muß man nicht in der Religion, sondern im Regierungssystem suchen. Die Regierungen des Islam suchen in ihrem Interesse den Islam im Dunkeln, in Unwissenheit zu halten. Aber dem gegenüber hat meine Partei (Einheit und Fortschritt!) das alte System vom Grunde abgeschafft und will jetzt einen Fortschritt mit Freiheit und Sittlichkeit anschaffen. Bis man den Zweck erreicht, braucht man Zeit. Wenn auch die Zeit noch lang dauern wird, so werden wir doch bei der Erreichung unseres Zweckes ausharren. Wir wollen die Deutschen nicht nur als Beispiel für unsere Armee, sondern bei allen unseren Regierungszweigen nachahmen.

Wir werden die bedeutungsvollen geistreichen Worte Sr. Exzellenz des Präsi-

denten für unsere Zukunft maßgebend halten. Gestatten Sie, meine Herren, daß ich mir erlaube, den Namen des ersten Begründers und Präsidenten der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, des verstorbenen Feldmarschalls Freiherrn von der Goltz-Pascha mit Ehrfurcht und Ehrerbietung hier zu erwähnen. Und als Schluß gestatte ich mir, auf das Wohl der Herrscher der beiden verbündeten Völker, Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Seiner Majestät Mohammed V. zu trinken. Ich erhebe mein Glas, hoch! hoch! hoch!

Zu Ehren der türkischen Abgeordneten fand am 23. Mai nachmittag in der Wandelhalle des Reichstages ein festlicher Empfang in Form eines 5 Uhr-Tees statt. Der Reichstagspräsident Exzellenz Dr. Kaempf begrüßte, unterstützt von den Vizepräsidenten Dr. Paasche und Dr. Dove, sowie dem Abgeordneten Dr. Spahn und Geheimrat Jungheim die Gäste, unter denen sich der Oberkommandierende in den Marken, Generaloberst von Kessel, die Staatssekretäre Dr. Helfferich, von Jagow, Dr. Lisco und Kraetke, die Staatsminister von Breitenbach, Dr. Lentze, Dr. Beseler, die Unterstaatssekretäre Heinrich und Wahnschaffe, Reichsbankpräsident Dr. Havenstein, der bayerische Gesandte Graf von Lerchenfeld, der württembergische Gesandte v. Varnbüler, Polizeipräsident von Jagow, Bürgermeister Dr. Reicke, viele andere Staats- und Kommunalbeamte sowie viele Abgeordnete aller Parteien befanden.

Punkt 5 Uhr setzte die Musik des 2. Garde-Regiments z. F. mit einem türkischen Festmarsch ein, als, geführt von dem türkischen Botschafter Hakki Pascha, Oberbürgermeister Wermuth und dem Abgeordneten Grafen Westarp, die türkischen Herren die Festhalle betraten.

Nach der Begrüßung richtete

Reichstagspräsident Dr. Kaempf

nachstehende Ansprache an die Gäste:

Meine Herren Kollegen von der Volksvertretung des Osmanischen Reiches!

Ein bedeutungsvoller Augenblick ist es, in welchem wir den Vertretern des Osmanischen Volkes den Willkommensgruß im Deutschen Reichstage entbieten, und uns von Volk zu Volk die Hände reichen.

Ein bedeutungsvoller Augenblick! Denn es kommt in ihm uns und der ganzen Welt zum Bewußtsein, daß sich verwirklicht hat, was unser Kaiser 1898 in Konstantinopel weitblickend ausgesprochen, daß zwei große Völker, die verschiedener Abstammung und verschiedenen Glaubens sind, wohl gute Freunde werden können und in friedlichem Wettbewerb sich gegenseitig zu nützen vermögen. Treffend hat der ausgezeichnete Staatsmann, der in dieser gewaltigen Zeit die auswärtige Politik des Osmanischen Reiches leitet, den Ausspruch des Deutschen Kaisers be-

leuchtet. Die Mächte der Entente — so führte Halil Bei aus — haben der Türkei einen Vertrag angeboten, durch den die Integrität des Türkischen Reiches garantiert werden sollte. Wir aber wissen — so fügte er hinzu —, daß dieses Garantiesystem nur eine drückende Vormundschaft bedeutet, und haben einen solchen Vertrag abgelehnt. Deutschland aber bot uns ein Bündnis zu gleichen Rechten und von langer Dauer an, auf der Grundlage gegenseitigen und gleichwertigen Beistandes gegen jede Gefahr; auf der Grundlage gegenseitiger Achtung ihrer gegenseitigen Rechte und ihrer Souveränität haben sich die beiden Staaten geeinigt. (Bravo!)

Meine Herren Kollegen von der türkischen Volksvertretung! Der gewaltige Krieg, den Sie und wir zusammen mit unseren tapferen Verbündeten führen, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Befreiuungskrieg. (Bravo!) Sie, wie wir und unsere Verbündeten, wollen unsere geistigen und wirtschaftlichen Kräfte frei entwickeln können, fernerhin nicht mehr behindert durch die englische Selbstsucht, nicht mehr behindert durch die russische Bedrückung. (Bravo!)

Das ganze Volk bei Ihnen und bei uns weiß, daß es sich in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein handelt, und übernimmt die Opfer, die dieser Krieg fordert, mutig und willig. Dieses Bewußtsein schmiedet die Völker aneinander.

So führen wir diesen gewaltigen Volkskrieg in treuer Waffenbrüderschaft. Die glänzenden Siege der osmanischen Armee auf Gallipoli, bei Kut el Amara bis zum Suezkanal, die heroischen Waffentaten unserer Verbündeten im Osten und Süden und auf dem Balkan, Deutschlands Erfolge an allen Fronten haben unseren Feinden gezeigt, daß wir mit unseren Verbündeten unbesiegbar sind.

Dies eröffnet uns die Aussicht auf eine glückliche und segensreiche Friedensarbeit, auf den Fortschritt in der Kultur, den wir uns erkämpfen wollen, zum gegenseitigen Nutzen.

Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät der Sultan Muhammed V., Kaiser der Osmanen, der Siegreiche, das türkische Volk, das ganze Türkische Reich, Hurra!

Die Musik spielte nach dem dreifachen Hurra die türkische Nationalhymne.

Darauf übersetzte Konsul Padel die Rede des Präsidenten in die türkische Sprache.

Seyd Hachim Bei,

Universitätsprofessor in Konstantinopel, Abgeordneter für Bordur, hielt darauf nachstehende, sofort vom Generalleutnant Hassan Riza Pascha, Abgeordneten für Hodeida, übersetzte Rede:

Meine Herren! Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für die gütige Aufnahme, die von Ihnen und allen Herren Kollegen uns entgegengebracht wurde. Seine Exzellenz der Herr Präsident hat einen Spruch Seiner Majestät als Basis

seiner Rede genommen, indem er sagt: Zwei Völker, wenn sie nicht von einer Rasse und von einem Stamm sind, können sich doch gegenseitig helfen, und es ist Tatsache, wenn zwei Völker sich mit beiderseitigem Vertrauen aneinander anlehnen, so wird sicherlich daraus ein sehr erfolgreiches und segensreiches Resultat herauskommen. Deutschland mit seiner Größe und Vergangenheit ist ein Kulturstaat. Klare Köpfe und hervorragende Persönlichkeiten, die Deutschland auf diese Stufe gehoben haben, haben Deutschland eine sichere und glänzende Gegenwart und Zukunft bereitet. Die Folge davon ist, daß heute Deutschland mit seiner Größe von der ganzen Welt, selbst von seinen Feinden auch, bewundert wird. Die Folge davon ist, daß die Fahne Deutschlands, dieser großen Macht, überall siegreich weht.

Wir Türken und unsere Geschichte haben auch unsere Kultur gehabt wie das deutsche Volk, aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden. Heute ist es nicht mehr der Fall. Wir haben einen neuen Krieg für unsere Zukunft unternommen. (Bravo!)

Wir werden eine gesetzliche rechtliche Nation und ein eben solcher Staat werden. (Erneuter Beifall.) Wir haben, wie der Herr Präsident auch erwähnt hat, einige Verträge mit Deutschland auf Gegenseitigkeit abgeschlossen. Wir hoffen, daß das so auf gegenseitigen Rechten gebaute Bündnis in Zukunft seine Früchte weiter tragen wird. (Lebhafter Beifall.)

Zum Schluß seiner Rede brachte Hassan Riza Pascha ein dreimaliges Hoch auf den deutschen Kaiser aus, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Nach der Hymne „Heil dir im Siegerkranz" erschollen lebhafte Beifallskundgebungen.

In zwanglosem Zusammensein unterhielten sich Deutsche und Türken noch lange Zeit bei den Klängen der Kapelle in angenehmster Weise.

Das prächtigste Wetter begünstigte den Empfang, den am 24. Mai nachmittag der Herr Reichskanzler zu Ehren der anwesenden Abordnung des türkischen Parlaments in seinem herrlichen Garten veranstaltete. Von 5 Uhr ab erschienen die eingeladenen Gäste in rascher Folge, sodaß in kurzer Zeit eine zahlreiche glänzende Gesellschaft um die türkischen Gäste versammelt war. Der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg, unterstützt vom Unterstaatssekretär Wahnschaffe, begrüßte persönlich jeden einzelnen seiner Gäste. Sämtliche Staatsminister und Staatssekretäre, die Mitglieder der türkischen Botschaft, an ihrer Spitze der Botschafter Hakki Pascha, der türkische Generalkonsul Lutfi Bey, eine größere Anzahl hervorragender türkischer Staatsangehöriger, die sich zurzeit in Berlin aufhalten, die Kaiserlich türkischen Prinzen Abdul Rahim und Abdul Halim mit ihrer Begleitung, der österreichisch-ungarische Botschafter Prinz zu

Hohenlohe, der bulgarische Geschäftsträger Dr. Nikyphoroff, der Oberhofmarschall des Kaisers, Freiherr v. Reischach, die hier anwesenden österreichisch-ungarischen Delegierten zur Beratung wirtschaftlicher Fragen, zahlreiche Mitglieder des Bundesrats, darunter Graf zu Lerchenfeld, Freiherr v. Salza, Freiherr von Varnbühler, Dr. Paulsen, Dr. Boden und andere, der Präsident des Reichstags Dr. Kaempf, Vizepräsident Spahn, zahlreiche Abgeordnete aller Parteien des Reichstags und des Landtags, die Präsidenten des Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, Vertreter der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, darunter Admiral von Truppel, Generalleutnant Imhoff, Wirkl. Geheimrat Fischer, Gesandter Raschdau, Vertreter der Deutsch-Türkischen Vereinigung, darunter Generalkonsul von Koch, Dr. Alexander, Professor Jaeckh, Dr. v. Schwabach, zahlreiche hohe Beamte, der Chef des Stellvertretenden Generalstabs Generaloberst v. Moltke, Stellvertretender Kriegsminister v. Wandel, Reichsbankpräsident Havenstein, die Direktoren v. Gwinner und Stauß, der Direktor der Dresdener Bank Herbert Gutmann, Oberbürgermeister Wermuth, Polizeipräsident v. Jagow, der Herzog zu Trachenberg und viele andere hervorragende Persönlichkeiten waren erschienen.

Die türkischen Abgeordneten, Vizepräsident der Kammer, Hussein Djahid Bey, Generalleutnant Hassan Riza Pascha, der Quästor der Kammer Selah Dschimdschos Bey, der Präsident der Gesellschaft der nationalen Verteidigung Mustapha Nedim Bey, sowie die Abgeordneten Seyd Bey, Seyd Haschim Bey, Omer Scheffi Bey und ihre Begleiter wurden von allen Seiten herzlich begrüßt und waren alsbald Mittelpunkt lebhafter Unterhaltung. Nach einiger Zeit trat der Kanzler unter die Fenster des geschichtlichen Berliner Kongreßsaales. Die ganze Gesellschaft stellte sich im Halbkreise um ihn auf, und er begrüßte mit weithin tragender Stimme, wiederholt vom lebhaften Beifalle seiner Zuhörer unterbrochen, seine türkischen Gäste. Generalleutnant Hassan Riza Pascha übersetzte die Rede des Kanzlers in die türkische Sprache. Unmittelbar darauf erwiderte der Vizepräsident der Kammer Hussein Djahid Bey unter wiederholter lebhafter Zustimmung seiner türkischen Freunde mit einem dreifachen begeistert aufgenommenen Hoch auf den Deutschen Kaiser, auf das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Auch seine Rede wurde von Generalleutnant Hassan Riza Pascha diesmal in deutscher Sprache wiederholt. Mit herzlichem Händeschütteln dankte der Reichskanzler hierauf noch persönlich dem Sprecher seiner türkischen Gäste und lud sodann die Herren ein, unter den Bäumen des in voller Maienpracht stehenden herrlichen Gartens einige Erfrischungen zu nehmen. Wiederum entwickelte sich eine außerordentlich lebhafte Unterhaltung, die sich bis gegen 7 Uhr abends fortsetzte. Der Reichskanzler ging von Gruppe zu Gruppe und hielt dadurch das interessante Gesellschaftsbild in beinahe ununterbrochener Bewegung. Mit herzlichem Danke für die ihnen gebotene eindrucksvolle Gastfreundschaft verließen die türkischen Gäste, an ihrer Spitze die Kaiserlich türkischen Prinzen, das Reichskanzlerpalais.

Ansprache des Reichskanzlers.

Der Kanzler begrüßte seine türkischen Gäste mit folgender Rede:

Meine Herren! Als unsere Kreuzer im Mittelmeer beim Ausbruch des Krieges nach erfolgreichem Vorstoß gegen französische Häfen sich ihren Weg mitten durch die Feinde bahnen mußten, bangte bei uns manches Herz um ihr Schicksal. Wir wußten, daß englische Übermacht auf sie lauerte, wie auf sichere Beute. Ein Jubel ging durch unser Volk, als die Botschaft kam, daß unsere Schiffe nach gelungenem Durchbruch in den Gewässern von Konstantinopel bei Freunden geborgen waren.

Monate harten Kampfes folgten, wo Deutschland und Österreich-Ungarn, nur auf sich selbst gestellt, dem Ansturm der Feinde trotzten. Da trat der Freund als Bundesgenosse an unsere Seite, der erste, der in uns den Sieger erkannte und entschlossen seine Sache mit der unsrigen verband. Und abermals ging eine Woge der Freude durch Deutschlands Gaue.

Den Freund, den Bundesgenossen, das türkische Volk begrüße ich in Ihnen, meine Herren. Seien Sie herzlich willkommen auf deutschem Boden, willkommen im Hause des Reichskanzlers. Wieder flattern im deutschen Winde türkische Fahnen, wie an jenen Tagen, da an osmanischer Tapferkeit das Dogma britischer Unbesiegbarkeit zerschellte. Der Ruhm von Gallipoli, der Ruhm von Kut-el-Amara begleitet Sie!

Aber, meine Herren, die Bedeutung unseres Bundes erschöpft sich nicht in glorreichen Taten des Schwertes. Herzenssache ist es dem deutschen Volke, nach vollendeter Waffenarbeit auch in Werken des Friedens treu mit dem türkischen Verbündeten zusammenzustehen. Deutschland und die Türkei haben einander viel zu bieten. Auf der gesunden Grundlage des Gebens und Nehmens, in wechselseitiger Ergänzung, in achtungsvoller Gleichberechtigung sind unsere Völker berufen, auf den Gebieten von Wirtschaft, Kultur und Recht neue Werte zu schaffen. Damit dies Ziel erreicht wird, müssen wir uns immer besser kennen und verstehen lernen. Darum war es ein glücklicher Gedanke, daß schon jetzt im Kriege Mitglieder der deutschen Volksvertretung nach Konstantinopel und Sie, meine Herren, nach Deutschland kamen. Ich hoffe, Ihr Besuch wird Ihnen Gelegenheit geben, sich gründlich in Deutschland umzusehen und Ihre Kenntnis von deutschem Wesen und Leben nach allen Richtungen zu bereichern.

Meine Herren, mit klarem Blick hat Seine Majestät der Sultan, von den treuesten Patrioten des Landes klug beraten, in geschichtlicher Stunde erkannt, wo der Platz des türkischen Reiches in diesem Völkerringen war. Mögen Ihrem erlauchten Herrscher zum Segen des osmanischen Reiches noch lange Jahre ruhmreicher Regierung beschieden sein! Seine Majestät der Sultan, hoch!

Vizepräsident Hussein Djahid

erwiderte auf die Ansprache des Reichskanzlers folgendes:

Seitdem wir den deutschen Boden betreten haben, haben wir die schöne Orientssonne nicht mehr gesehen. An deren Stelle aber eine andere deutsche Sonne. Sie trifft uns mit verstärkter Kraft und Wärme, bis ins Innerste. Das ist die Sonne der Freundschaft und Liebe. Nicht allein vom amtlichen Deutschland, nicht allein von Volks- und Stadtvertretung, von allen Seiten, selbst bei den Kindern, haben wir bei allen Deutschen aufrichtige und herzliche Beweise von aufrichtiger Aufnahme gefunden. Das beweist uns, daß das Bündnis, welches unsere Regierungen geschlossen haben, im ganzen deutschen Volke eine freudige Aufnahme findet. Wenn man sieht, in wie kurzer Zeit in Stambul die deutschen und die anatolischen Söhne sich verstehen gelernt haben, und wie schnell sie Freundschaft und Brüderschaft geschlossen haben, so begreift man, daß das Bündnis eine aus der Tiefe der Seele kommende Lebensnotwendigkeit für die ganze Zukunft ist. Die Türken denken heute nur an eins: nicht an Frieden, sondern nur an Sieg! Die Türkei, welche lange Zeit innere Wirren und hintereinander zwei Kriege durchgemacht und dabei unverdientes Unglück erlitten hat, hat in einer Zeit, wo man sie auf dem Höhepunkt der Schwäche glaubte, hat in diesem Krieg eine Armee von $2^1/_2$ Millionen aufgebracht. Sie hat sich schweren Opfern unterworfen, um dem von allen vier Seiten der Grenze angreifenden Feind entgegenzutreten. Sie hat der Welt mit den Schlägen, die sie im Irak und in Gallipoli auf den Feind herniederregnen ließ, bewiesen, daß sie ein ihrem ruhmreichen Waffengefährten würdiger Bundesgenosse ist. Wie schwer die Opfer auch sind, die auf unseren Anteil im Kriege entfallen sind, wir werden in ihm bis zum Ende ausharren, denn die Türkei weiß, daß sie einen Befreiungskrieg führt.

Wir haben mit unseren Opfern Deutschland bewiesen, daß wir es mit unserer Treue ernst nehmen; den Vertrag haben wir gewissermaßen mit unserem Blut gezeichnet! Dieses Bündnis, das uns bis jetzt Opfer auferlegt hat, soll uns in der Zukunft ein wertvoller Mittler zum Fortschritt sein. Wenn wir bis jetzt nicht mehr haben leisten können, so sind die Umstände der Zeit die Ursache dazu gewesen. Die Kapitulationen haben die Quellen unseres Reichtums ausgedörrt. Wenn die junge Türkei früher einen Bundesgenossen gefunden hätte, der ihr bei ihrer Erstarkung Unterstützung geliehen hätte, vielleicht wäre es gar nicht zu diesem Weltkrieg gekommen. Wir erwarten von diesem Kriege, daß er den bekannten Intrigen der europäischen Politik ein Ende setzen und uns freie Zeit schaffen wird, um uns zu reorganisieren. Die junge Türkei kann Reformen nicht entbehren, Reformen waren ihr Zweck. Deshalb ist sie, gestützt durch das Vertrauen des Volkes, zur Herrschaft gekommen. Auf welche Schwierigkeiten sie von Anfang an gestoßen ist, ist Ihnen bekannt, Intrigen über Intrigen im Innern und von außen. Außerdem, der Tripolis- und der Balkankrieg!

Diese Zeiten sind vorbei. Wir begreifen, daß die alten Überlieferungen nicht mehr am Platze sind. Wir fühlen die Notwendigkeit, in den Kreis der europäischen Kultur einzutreten. Wir haben die Kapitulationen abgeschafft, aber wir werden die Justiz dafür reformieren. Diese Aufgabe haben wir einem deutschen Fachmann anvertraut. Ebenso werden wir das Schulwesen umgestalten, deutsche Professoren sind an der Arbeit. Unsere Jugend, männlich und weiblich, schicken wir nach Deutschland, um ihnen deutsches Wissen und deutsche Tugend anzugewöhnen.

So wird sich das deutsch-türkische Bündnis zu einem unlöslichen Bande verdichten, und in dieser Hoffnung hebe ich mein Glas und rufe aus: unser mächtiger Bundesgenosse und sein großer Herrscher lebe hoch!

Am 23. Mai abends, nach Schluß der Vorstellung im Opernhause, waren die türkischen Abgeordneten Gäste der deutschen Parlamentarier, die vor kurzem eine Reise nach Konstantinopel auf Einladung des türkischen Parlaments unternommen hatten. Ein zwangloses Zusammensein in den Räumen der Deutschen Gesellschaft von 1914 vermittelte die Erneuerung der früheren Bekanntschaft und veranlaßte verschiedene herzliche Ansprachen von deutscher und von türkischer Seite, die den bundesfreundlichen Geist verrieten, der die ganze Reise der türkischen Abgeordneten nach Deutschland beherrscht.

Festmahl im Kaiserhof.

Am 24. Mai abends folgten die türkischen Abgeordneten einer Einladung der Deutsch-Türkischen Vereinigung zum Festmahl in dem großen Saal des Kaiserhofs.

Bankdirektor R. von Koch,

Generalkonsul der Türkei, begrüßte die Festteilnehmer mit folgender Ansprache:

Euer Hoheit! Eure Exzellenzen! Meine hochverehrten Herren!

Als Vorsitzender der Deutsch-Türkischen Vereinigung habe ich die Ehre, unsere hochverehrten osmanischen Gäste, die Vertreter des mit uns verbündeten türkischen Volkes, in unserer Mitte willkommen zu heißen.

Meine Herren, ich will nicht etwa den Versuch machen, zur Kennzeichnung unserer großen Freude über diesen Besuch allen unseren Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Die innige Zusammengehörigkeit unserer Völker ist durch gemeinsam für dieselben Ziele gebrachte Opfer uns derart in's Bewußtsein übergegangen und so selbstverständlich geworden, daß es mir überflüssig erscheint, die Versicherung unserer tiefempfundenen Freundschaft noch einmal auszusprechen. Dies erscheint mir um so weniger notwendig, als wir es bei unseren heutigen Gästen mit alten

Freunden zu tun haben, die uns schon wiederholt besucht und uns ihrerseits noch zu einer Zeit, wo wir nicht Verbündete waren, die freundschaftlichsten Grüße ihres tapferen Volkes überbracht hatten. Gern erinnern wir uns heute der großen Veranstaltung in der Handelskammer zu Berlin im Juli 1911, wo der damalige Abgeordnete von Konstantinopel, der jetzige Führer der Abordnung, Hüssein Djahid Bey uns in einer bedeutsamen Rede von den Zielen und Wünschen der jungen Türkei Mitteilung machte. Mit aufrichtiger Genugtuung stellen wir heute fest, daß der damals von Djahid Bey zum Ausdruck gebrachte patriotische Wunsch nach Abschaffung der Kapitulationen endgültig in Erfüllung gegangen ist. Dieser Entschluß und viele andere Beweise zielbewußter Energie berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für eine immer bessere Zukunft. Die große Reformarbeit, die schon während des Krieges auf allen Gebieten mit Eifer eingesetzt hat, wird nach glücklichem Friedensschluß mit um so größerer Energie fortgesetzt werden können, als wir Deutschen im eigenen Interesse eine in jeder Hinsicht starke und unabhängige Türkei wünschen und wohl imstande sind, durch praktische Mitarbeit, durch Wissen, Technik und Kapital unseren Verbündeten wünschenswerte Dienste zu leisten. Eine solche Zusammenarbeit auf allen Gebieten produktiven Fleißes wird dem schönen gesegneten Lande unserer Freunde ungeahnte wirtschaftliche Kräfte zuführen, die es uns als Bundesgenossen noch wertvoller machen werden.

Meine Herren, wir haben mit dem türkischen Volk gemeinsame Ziele, haben bereits die Siege voneinander als nationale Ereignisse von hoher Bedeutung gefeiert. Das türkische Volk, das sich mit dem Schwerte in der Hand unsere Achtung erfochten hat, das wir aufrichtig ehren und lieben gelernt haben, soll leben. Auf sein Gedeihen leere ich mein Glas.

Die Rede beantwortete in türkischer Sprache der Abgeordnete von Konstantinopel Selah Dschimdschos. Er wies auf das in Konstantinopel zu errichtende deutsch-türkische „Haus der Freundschaft" hin, wo alle Gäste aus dem Deutschen Reiche stets willkommen sein werden. Er wolle nicht von den Dokumenten sprechen, die von den Diplomaten unterschrieben werden, er wolle bloß sagen, daß das deutsch-türkische Bündnis nicht bloß ein von den Diplomaten auf Papier, sondern ein von den Völkern mit dem Herzen geschriebenes ist. Mit dem Wunsche, daß das Bündnis sich kulturell und ökonomisch ausgestalten möge, erhob der Redner sein Glas unter Hochrufen auf Kaiser Wilhelm.

Der Präsident des Reichstages, Dr. Kaempf, hatte für den 25. Mai abends die anwesenden türkischen Abgeordneten zu einem Festmahl im Hotel Adlon geladen. Über 100 Gäste hatten der Aufforderung des Präsidenten Folge geleistet. Rechts vom Präsidenten Dr. Kaempf saß der türkische Botschafter, links der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg. Außerdem waren die preußischen

Staatsminister und die Staatssekretäre der verschiedenen Reichsämter, die Mitglieder der türkischen Botschaft, der Präsident der Reichsbank Dr. Havenstein, der Präsident der Seehandlung v. Dombois, Polizeipräsident v. Jagow, der Oberkommandierende in den Marken Generaloberst v. Kessel, der Kommandant von Berlin General v. Böhn, Fürst zu Hatzfeld, die Unterstaatssekretäre Frhr. v. Stein, Wahnschaffe, Heinrichs und Dr. Richter, die Vizepräsidenten des Reichstages Dove und Dr. Paasche, der Direktor beim Reichstage Geheimrat Jungheim, zahlreiche Mitglieder des Bundesrats, sowie aller Parteien des Reichstages erschienen.

Im Verlaufe des Essens erhob sich der Vizepräsident des Reichstags, Geheimrat Dr. Paasche und hielt folgende Ansprache:

Meine hochverehrten Herren! Im Namen Seiner Exzellenz des Herrn Präsidenten Dr. Kaempf habe ich die Ehre, Sie alle hier willkommen zu heißen und namentlich den Herren Kollegen aus dem osmanischen Parlament nochmals herzlichst zu danken, daß sie in Erwiderung eines Besuches deutscher Reichstagsabgeordneter in ihrer schönen Reichshauptstadt der Einladung des Herrn Präsidenten gefolgt und hierher gekommen sind, um neue Bande persönlicher Beziehungen zum deutschen Parlament zu knüpfen. Die Tage Ihrer leider nur kurzen Anwesenheit in unserer Reichshauptstadt neigen sich dem Ende zu. Aber ich hoffe, und wir alle wünschen es von Herzen, daß die kurze Zeit, die Sie uns geschenkt haben, nicht vergeblich gewesen sein und dauernden Nutzen für unsere verbündeten Länder schaffen wird. Manchen von Ihnen ist ja Deutschland und deutsches Wesen nicht fremd, mancher von Ihnen war, wie ich von Ihnen erfahren habe, bereits in Deutschlands Hauptstadt, der Zweck Ihres Besuches war ja auch nicht der, sich selbst zu überzeugen, daß trotz aller Lügen und Verleumdungen unserer Feinde die Kraft des deutschen Volkes ungebrochen, sein Kampfes- und Siegesmut ungeschwächt ist, wir wollten Ihnen auch nicht in festlichen Veranstaltungen zeigen, daß die Hungerpläne unserer grausamen Gegner erfolglos sind.

Ihnen und uns lag daran, persönliche Bande freundschaftlicher Beziehungen zu knüpfen. Gestern sprach einer von Ihnen das schöne Wort aus, die Diplomaten schreiben ihre Bündnisse mit schwarzer Tinte auf weißes Papier. Wir verbündeten Völker wollen unseren Bund in die Herzen des Volkes schreiben. Dort soll er unvergänglich und dauernd sein. Ich hoffe, Sie werden alle aus dem persönlichen Verkehr mit uns und der Bevölkerung von Berlin den Eindruck empfangen haben, daß auch uns der Bund zwischen dem großen osmanischen Reiche und Deutschland in's Herz geschrieben ist.

Ich bedauere es, daß Sie es nicht sehen und mitfühlen können, wie das deutsche Volk, als die Kunde von der Waffenbrüderschaft zwischen Ihnen und uns bekannt wurde, aufjubelte und wie wir, hoch und niedrig, oft mit banger Sorge Ihre Berichte verfolgten, als die vereinten See- und Landstreitkräfte dreier Groß-

mächte den Kampf gegen die Dardanellen und gegen Ihre Landeshauptstadt begannen, wie wir freudig mitempfindend Ihre Siege begrüßten und alle stolz darauf waren, an dem Waffenruhm Ihrer braven Truppen herzlichen Anteil nehmen zu können. Wir alle wissen und fühlen es, daß auch über die Tage des blutigen Kampfes hinaus ein treuer Bund unsere Völker vereinen muß, wenn wir die großen Kulturaufgaben, die uns beiden nach diesen schweren Tagen der Sorge und des Kampfes bevorstehen, zum Nutzen und Segen der Kultur durchführen wollen. Das stolze Wort von „Mitteleuropa, von der Nordsee bis zum Persischen Golf" bedeutet nicht ein wirtschaftliches und geistiges Herrschenwollen des einen über den anderen, sondern hat nur deshalb begeisterte Zustimmung in allen Volkskreisen, in Deutschland und Österreich-Ungarn, gefunden, weil wir fühlen, daß wir nur in treuer Zusammenarbeit die großen Ziele unserer Kulturentwicklung unter Sicherung unserer Länder gegen habgierige Feinde erreichen können. Von der freien deutschen Nordsee soll der Weg über Österreich und Ungarns Ebenen und Gebirge über Bulgariens Fluren hineinführen durch die reichen Gebiete des osmanischen Reiches zum fernen Orient, um wahre Freiheit und echte Kultur erblühen zu lassen, ohne daß neidische Gegner uns die Möglichkeiten gesunder Entwicklung hindern können. Nicht materielle Vorteile, sondern herzliches freundschaftliches Verstehen und volles Vertrauen der Völker zueinander sichern solchen Bund für alle Zeiten. Wir alle erhoffen und erstreben ihn. Lassen Sie uns diesem Hoffen und diesem Vertrauen Ausdruck geben, indem wir unser Glas erheben auf das Wohl des erhabenen Monarchen, der unsere Völker zu diesem segensreichen Bunde zusammengeführt hat und hoffentlich vereint mit unserem Kaiser noch recht lange weiter führen wird. Seine Majestät der Sultan des Osmanischen Reiches, Muhammed V., der Siegreiche, er lebe hoch!

Mit lebhaften, wiederholten Zurufen wurde die Ansprache des Vizepräsidenten des Reichstages aufgenommen.

Alsbald erhob sich der Abgeordnete von Konstantinopel, Salah Eddin Dschimdschos Bey und erwiderte mit herzlichen Worten auf die Ansprache, er schätze sich glücklich, den wiederholten Dank für die herzliche deutsche Gastfreundschaft an dieser Stelle nochmals auszusprechen. Noch bevor die Türkei Deutschlands Verbündeter war, habe das türkische Volk die jeden Tag einlaufenden deutschen Siegesnachrichten wie eigene Siege begrüßt. Als die Regierung mit der Kriegserklärung an Deutschlands Feinde und die eigenen vor das Parlament trat, war die Zustimmung einhellig. Mit voller Zuversicht sehe die Türkei dem endgültigen Siege entgegen, im Vertrauen nicht nur auf ihre Macht, sondern auf ihr Recht, im Vertrauen auf Deutschlands Stärke, dessen mächtiger Arm nach allen Weltgegenden reiche. Der Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf Deutschland und seinen Kaiser.

Nach Aufhebung der Tafel bildeten sich in den Vorräumen des Saales bei Kaffee und Bier interessante Gruppen, in denen sich den türkischen Gästen überall

das aufmerksamste Interesse zuwandte. Erst nach Mitternacht verabschiedeten sich die Herren von dem Präsidenten des Reichstags, der unermüdlich in dem Bestreben war, seinen Gästen einen für deutsche Gastfreundschaft vorbildlichen Abend zu bieten.

Der Empfang der türkischen Abgeordneten im Rathause.

Ansprache des Oberbürgermeisters Wermuth:

„Die Stadt Berlin dankt Ihnen aufrichtig, daß ihr die Gelegenheit gewährt ist, die Vertreter des türkischen Volkes zwar schlicht, wie es der Kriegszeit ansteht, aber doch mit der ganzen Herzlichkeit des Bundesgefühls zu empfangen. Wir freuen uns, Ihnen einen Rundblick über unser kriegsgehärtetes und dennoch friedlich arbeitendes Gemeinwesen bieten zu dürfen. Wie der Balkanzug, der Sie hierher führte, alle Hemmnisse feindlicher Mächte durchbrochen hat und als ein eiserner, zu tadelloser Genauigkeit gefügter Strang Konstantinopel und Berlin miteinander verbindet, so sind die Bewohner beider Hauptstädte, beider Völker zu unverbrüchlicher Freundschaft in Not und Tod, in Kampf und Sieg zusammengeschweißt. Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen. Sie wissen, was sie aneinander haben. Seien Sie versichert, meine Herren, daß Berlins Bürgerschaft die lebhafteste Würdigung der schönen Taten hegt, die in diesem Weltkriege zu vollbringen, der Türkei beschieden gewesen ist. Die Worte Gallipoli und Kut-el-Amara sind tief in das deutsche Herz gegraben. Ihr Klang wird das Bewußtsein unserer Waffenbrüderschaft mit der Türkei auf lange hinaus wachhalten; er macht uns jeden Angehörigen Ihres Landes von vornherein bekannt und vertraut. Darum kommt es aus vollem Herzen, wenn die städtischen Behörden an der Stätte ihres Wirkens Sie begrüßen und in den Ruf einstimmen: Es lebe die tapfere Türkei, es leben die würdigen Vertreter, die sie in unsere Mauern entsandt hat."

Die Erwiderungsrede hielt der Vizepräsident der türkischen Kammer, Hussein Djahid Bey, Abgeordneter von Konstantinopel, der in türkischer Sprache etwa folgendes ausführte: Es sei jetzt gerade fünf Jahre her, daß er, der Redner, seinen ersten Besuch in Berlin gemacht habe. Damals sei der Gedanke einer Freundschaft zwischen der Türkei und Deutschland lediglich eine Hoffnung gewesen, inzwischen diese Hoffnung aber zur Tat herangereift, dank vornehmlich der großen Waffentaten der deutschen und türkischen Heere. Die herzlichen Gefühle, die man im deutschen Volke an der Türkei und ihrer Entwicklung habe, finde hier ihre schönste Bestätigung in dem herzlichen Empfang, den die Vertreter des türkischen Volkes im Rathause der Stadt Berlin gefunden. Diese Freundschaft stelle kein vorübergehendes Moment dar — sondern die

Kinder, die eben so schön gesungen, die kommenden Geschlechter, werden dereinst die vollen reifen Früchte der Freundschaft ernten. Besonders dankbar seien die türkischen Abgeordneten, daß der Sprecher der Stadt Berlin an die Siege auf Gallipoli und bei Kut-el-Amara erinnert habe. Aber daß diese Siege errungen werden konnten, das verdanke die Türkei den glänzenden Waffentaten der deutschen Armee, mit der die türkische in Waffenbrüderschaft verbunden sei. In einem dreifachen Hurra auf die Reichshauptstadt und auf das Deutsche Reich klang die Rede aus.

Die türkischen Parlamentarier statteten am 25. Mai der Stadt Potsdam einen längeren Besuch ab. In Begleitung der Legationsräte v. Kuhlmann und Schmidt vom Auswärtigen Amt, sowie des Attachés Freiherrn. v. Ow.-Wachendorff, des Konsuls Padel und Sr. Exzellenz des Generalleutnants Imhof Pascha begaben sich die Herren in Kraftwagen vom Hotel Adlon über die Döberitzer Heerstraße und Wannsee nach Potsdam. Hier an der Glienicker Brücke wurden sie von den Vertretern Potsdams, dem Oberbürgermeister und Mitglied des Herrenhauses Vosberg, dem Königlichen Stadt- und Baurat Rigmann, den Stadträten Lamm, Wernick, Dr. Lipphardt, dem Stellvertretenden Stadtverordnetenvorsteher Pauli, Geheimrat Schmueser und dem Stadtverordneten Bergemann empfangen.

Nach einer kleinen Rundfahrt legten die türkischen Herren bei einem Besuch der Hof- und Garnisonkirche an den Gräbern Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms I. einen Kranz mit einer Schleife in den türkischen Farben nieder. Dann begab man sich nach dem Hotel Stadt Königsberg, wo ein Festmahl die osmanischen Gäste erwartete.

Während des Mahles entbot Oberbürgermeister Vosberg im Namen der Residenzstadt Potsdam seinen aufrichtigen und herzlichen Willkommensgruß und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Herren Vertreter des uns seit langem befreundeten osmanischen Reiches auch nach Potsdam gekommen seien. Dann fuhr er fort: Wenn ich unter historischer und kulturhistorischer Betrachtung die Frage zu beantworten suche, an welcher Stelle im Deutschen Reich wohl der Quell desjenigen Geistes entspringt, der die soldatische Zucht und die strenge sittliche Lebensauffassung durch das Königreich Preußen und des weiteren durch alle deutschen Stämme getragen hat, dann muß ich Potsdam, die alte Residenzstadt der preußischen Könige, als die Stadt dieser Kraftquelle bezeichnen. Unsere Feinde kennen diesen Potsdamer Geist auch, und er ist es, dem sie wieder und wieder in ihrer Presse den Tod geschworen haben, und darauf darf unsere Stadt besonders stolz sein. Was uns den Feinden furchtbar macht, ist unseren Freunden eine Quelle der Freude, und unter diesen unseren Freunden steht uns das Reich des Padischah besonders nahe. Ich erinnere daran, daß schon Friedrich der Große ein Bündnis mit der Türkei eifrig gepflegt, daß

eine türkische Gesandtschaft im Jahre 1763 hier in Potsdam dem großen Könige prächtige Geschenke überreicht hat, und ich erinnere aus der neueren Zeit nur an Moltke, v. d. Goltz und an die Orientfahrt Kaiser Wilhelms II. Die waffenbrüderliche Treue zwischen unseren Völkern hat sich in stärkster Bedrängnis bewährt, und sie wird nach ruhmreichem Frieden vollends ihren handelspolitischen und wirtschaftlichen Segen bringen und einen festen Block gestalten, in welchem das Osmanische Reich den östlichen, Deutschland den westlichen Außenposten innehat. In diesem Sinne bitte ich Sie, mit uns zu trinken auf die Freundschaft des osmanischen Volkes, unserer treuen, heldenhaften Waffenbrüder, und mit mir zu rufen: Unsere verehrten türkischen Gäste hurra!

Der Vizepräsident der türkischen Kammer, Hussein Djahid-Bey dankte in seiner Erwiderung in den wärmsten und herzlichsten Worten der Stadt Potsdam für den freundlichen Empfang und für die begeisterte Aufnahme, die er und seine Landsleute hier gefunden hätten. Er trank sein Glas auf die treue Brüderschaft zwischen Osmanen und Deutschen, auf Potsdam und das herrliche Deutsche Reich.

In den späteren Nachmittagsstunden wurden noch die Friedenskirche mit dem Mausoleum Kaiser Friedrichs III., Schloß Sanssouci, die Königlichen Gärten und das Neue Palais einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

Bei dem Besuch der türkischen Abgeordneten im Gefangenenlager Zossen, wo mohammedanische Kriegsgefangene untergebracht sind, hielt

Mustafa Nedin-Bey,

türkisches Parlamentsmitglied und Präsident der Gesellschaft für nationale Verteidigung, in türkischer Sprache folgende Ansprache:

„Wir sind erfreut, von der hohen deutschen Regierung hierher eingeladen worden zu sein. Wir überbringen Euch die Grüße unseres Herrschers und Kalifen, da Ihr Glaubensbrüder seid. Für einen Soldaten ist es ein großes Unglück, gefangen zu sein. Ihr aber habt nicht für Eure Rechte, für Euren Glauben und Euren Herd gestritten, Ihr seid gezwungen in den Kampf gezogen. Dank der außerordentlichen Güte der hohen deutschen Regierung nimmt man Rücksicht auf Eure Religion, Eure Sitten und Gebräuche, ja mehr noch, woran man Euch in der Heimat gehindert hat, nämlich an der Erlernung des Lesens und Schreibens, das gewährt man Euch hier. Man hat besondere Lehrer hierher gerufen, um Euch in Eurer Religion und Sprache zu unterrichten. Wir hoffen, daß Ihr Euch dafür dankbar erweist und das, was Ihr hier erlernt habt, auch in der Heimat unter Euren Brüdern weiter verbreitet. Erinnert Euch stets, daß Ihr Söhne des Türkenvolkes seid, eines Volkes von nahezu 70 Millionen Seelen, eines Volkes, das ein Gebiet vom Balkan bis in die Mongolei hinein

bewohnt. Wenn Ihr das beachtet, werdet Ihr fortschreiten, und es wird ein Tag kommen, wo wir hoffentlich alle vereinigt sein werden, zusammengeschweißt zu einem Volke. Zum Schlusse fordere ich Euch auf, in Dankbarkeit, im Gebet unseres erhabenen Herrschers, des Kalifen, seines erlauchten Verbündeten, Kaiser Wilhelms II., unserer verbündeten sieggekrönten Heere und des großen deutschen und türkischen Volkes zu gedenken. Sie leben hoch! Tschok Jaschasyn!"

Die Anwesenden stimmten begeistert in den Hochruf ein. Darauf wurde die Rede von dem Geistlichen des Gefangenenlagers ins Tatarische übersetzt.

Die türkischen Parlamentarier im Münchener Rathause.

Am 29. Mai mittags fand im Rathause eine Festsitzung beider Gemeindekollegien zu Ehren der türkischen Parlamentsabordnung statt, an der als Ehrengäste mehrere jetzige und frühere Staatsminister das diplomatische Korps, Vertreter der Staatsbehörden, des Parlaments, des Handels und der Industrie teilnahmen. Oberbürgermeister Dr. v. Borscht richtete eine längere Ansprache an die Gäste, die als Freunde kämen, um zu bekunden, daß das Heil ihres Vaterlandes gleichbedeutend mit dem Heile Deutschlands sei. Er gedachte der glorreichen Waffentaten des osmanischen Heeres und der neuen wirtschaftlichen Verbindunug zwischen den verbündeten Reichen, an der Bayern hervorragenden Anteil nähme, und schloß mit einem Hoch auf das osmanische Volk und Sultan Muhammed V. Vizepräsident Dschahid Bey antwortete in längerer Rede, wobei er die Hoffnung aussprach, daß der heutige Besuch der Erweiterung der Kenntnis von Land und Leuten in Deutschland diene, und den Wunsch, daß auch Deutschland eine bessere Kenntnis von den Sitten und Gebräuchen der Türkei erlangen möge, deren Religion auf der Freiheit des Gewissens und der Förderung der Wissenschaft beruhe. Die Freundschaft mit Deutschland würde die Türkei treu wahren, anders als Italien. Seine Worte klangen in ein Hoch auf König Ludwig III. aus.

Ein Schreiben des Ministerpräsidenten v. Hertling.

Ministerpräsident Graf v. Hertling, der von seinem Unwohlsein noch nicht wieder soweit hergestellt ist, daß er die türkischen Abgeordneten persönlich empfangen konnte, hat an diese folgendes Schreiben gerichtet: „Auf das lebhafteste bedaure ich, aus Gesundheitsrücksichten auf die große Freude verzichten zu müssen, Sie persönlich zu begrüßen. Nur ein noch nicht ganz überwundenes Unwohlsein

und das strenge Verbot der Ärzte hält mich davon ab, Sie meinem aufrichtigen Wunsche gemäß freudigst zu empfangen und Sie namens der bayerischen Regierung in Bayerns Hauptstadt willkommen zu heißen. Herzlichen Dank sage ich Ihnen, daß Sie bei Ihrer Reise durch Deutschland auch Bayern mit Ihrem Besuche auszeichnen. Ich verbinde damit die innige Hoffnung, daß Sie während Ihres Aufenthaltes bei uns nur die angenehmsten und schönsten Eindrücke sammeln mögen. Jedenfalls soll nichts unterbleiben, was Ihnen beweisen könnte, wie sehr wir uns über Ihren Besuch freuen. Nur der Ernst der Kriegszeit hält uns davon ab, den Empfang so lieber hochverehrter Gäste so festlich zu gestalten, wie wir es wünschen würden. Trotz der Kürze des Aufenthaltes glaube ich darauf rechnen zu dürfen, daß Sie in unserem lieben Bayern, das von der Natur mit Schönheiten reich gesegnet ist, besonders auch in München, das der Gnade seiner kunstliebenden Landesherren seinen Weltruf verdankt, die Überzeugung gewinnen, daß, wie in ganz Deutschland, so auch bei uns, Landwirtschaft, Industrie und Handel eifrigst und erfolgreich bemüht sind, unserem geliebten Vaterlande in dem schweren Weltkriege auch wirtschaftlich zum Siege zu verhelfen. Sicher werden Sie aber auch bei uns allüberall aufrichtigste Sympathie für unseren türkischen Bundesgenossen und uneingeschränkte Bewunderung für die tapfere türkische Armee finden. Die zähe Verteidigung der Dardanellen und Kut-el-Amara sind unvergeßliche Heldentaten, die auch bei uns in ganz Bayern die hellste Begeisterung hervorgerufen haben. Nehmen Sie mit in Ihre schöne Heimat unsere innigsten und heißesten Wünsche für die weitere ruhmreiche Regierung Ihres erhabenen Herrschers und für eine alle Hoffnungen erfüllende glückliche Zukunft der Türkei."

Professor Dr. Ludwig Stein: Miljukow und Menschikow.

Miljukow und Menschikow, ein würdiges Brüderpaar, jener das Haupt des „Neoslawismus", dieser der Leiter der „Nowoje Wremja", wetteifern darin, aus der Schule zu plaudern. Professor Miljukow, der Kadettenführer, der als Mitglied der Dumaabordnung in London weilte, verbreitete sich in „Manchester Guardian" mit der Unbekümmertheit der Verantwortungslosigkeit über die russischen Kriegsziele. Gleichzeitig plauderte Menschikow ergötzliche Intimitäten über einen Artikel aus, den er ursprünglich gegen Deutsche und Österreicher geschrieben habe, den er aber auf Wunsch Stolypins mit „jüdischer Sauce" zu übergießen für gut fand. Es sei mir gestattet, das Gedächtnis dieser sonderbaren Heiligen etwas zu schärfen und einige Episoden aus ihrer früheren Wirksamkeit herauszugreifen.

Miljukow hat schon einmal in London durch eine Taktlosigkeit unliebsam von sich reden gemacht. Er war mit einer Deputation der dritten Duma nach England gekommen, und in einer Ansprache an König Eduard entschlüpfte ihm die Wendung: „Majestät, wir machen nicht Opposition gegen, sondern für den Zaren." Die gesamte liberale Presse Englands tadelte damals diese Hemmungslosigkeit Miljukows in begreiflicher Erregung. Um diese Ungeschicklichkeit wett zu machen, ergriff er anläßlich des Banketts beim Lordmayor noch einmal das Wort, und er sang plötzlich die russische Hymne „Bosce Zarjachrani" (Gott helfe dem Zaren). Namenlose Verblüffung herrschte im Kreise der englischen Lords ob dieser Ungeheuerlichkeit. Die Gesichter wurden immer länger, und Miljukow bekam den leisen Wink, unauffällig und geräuschlos von der rednerischen Bildfläche zu verschwinden. Nicht viel besser war es ihm auf seiner Propagandareise in Amerika ergangen. Dort kehrte er in den Kreisen der russischen Sozialisten den wildesten Radikalinski hervor, bis ihm in öffentlicher Versammlung sein politisches Seiltänzertum zum Vorwurf gemacht wurde, sodaß er mit Mühe und Not den Saal verließ, um nicht wieder Maulschellen einzuheimsen, wie es ihm einst in der Redaktion des „Rjetsch" widerfahren ist. Seit seiner Duellaffäre mit dem Oktobristenführer Gutschkow, die ein unrühmliches Ende genommen hat, spricht Miljukow grundsätzlich nur dann, wenn er keine bedrohlichen Fäuste herumfuchteln sieht.

Der ehemalige Radikale Miljukow, der Verfasser des flammensprühenden „Wiborger Aufrufs", hat sich in der Achtung seiner eigenen Partei seit einem bestimmten Vorgang in der Duma allmählich heruntergeredet. Als nämlich der Kadett Raditschef in der Duma einmal sagte: unsere Zeit könne man als „Krawatte Stolypins" bezeichnen, brauste ein Sturm durch den Saal, denn

Raditscheff spielte damit auf den sprichwörtlich gewordenen „Strick des Grafen Murawjeff" an, der die Polen so gedrosselt hat, daß man ihn als Würgengel Polens verfehmte. Diesen „Strick" milderte Raditscheff in eine Krawatte um, womit er die ganze Linke in eine wahre Raserei versetzte. Miljukow aber, der es mit Stolypin nicht verderben wollte, fiel seinem Parteigenossen in die Flanke und forderte Raditscheff auf, sich bei Stolypin zu entschuldigen. Seit dieser Zeit gilt Miljukow als Mantelträger und als Verkörperung der Zweideutigkeit. Mit den Sozialisten vollends hat es Miljukow gründlich verdorben. Die Sozialdemokraten wollten nämlich eine Interpellation einbringen, in welcher sie die Regierung wegen der Verbannung von sieben sozialistischen Abgeordneten nach Sibirien heftig angreifen wollten. Miljukow aber, der unterirdische Ministerkandidat, wußte die Einbringung der Interpellation zu hintertreiben. Er machte nämlich seine Unterschrift davon abhängig, daß der ganze Progressistenblock mitunterzeichne — derselbe Block, den er hinter den Kulissen bearbeitete, damit er seine Unterschrift verweigert. Als er von den Sozialisten wegen dieser Tücke gestellt wurde, entfuhr ihm das unvorsichtige Wort „Levoje osli" (linkeste Esel). Die Empörung war unter den Sozialisten derartig, daß Miljukow, der Schnelläufer, sich behende aus dem Staub machte, um nicht wieder in unsanfte Berührung mit Sozialistenfäusten zu geraten. Und so ist denn Miljukow heute mehr denn je davon entfernt, seiner politischen Partei die Überzeugung seines Mutes beibringen zu können, während man Menschikow den Mut der Überzeugung nicht absprechen kann.

Menschikow ist ein Publizist von feigenblattloser Ungeniertheit. An wüsten Redaktionsszenen fehlte es in der von ihm geleiteten „Nowoje Wremja" ebenso wenig wie im „Rjetsch", der ehedem von Miljukow inspiriert wurde. Auch Menschikow mußte sich gefallen lassen, daß man von nahestehender Seite der Leitung der „Nowoje Wremja" die Worte entgegenschleuderte„ die sich wie Geißelhiebe ausnahmen: „Ihr watet bis über die Hüften in Schmutz und habt Euch den Ausländern und dunklen Börsenjobbern verkauft. Ihr habt die „Nowoje Wremja" zu einem Freudenhaus gemacht." Menschikow wußte in seiner Weise Haltung zu bewahren. Mit Hilfe von geballten Fäusten und Revolvern wußte er Rede und Antwort zu stehen. Menschikow legt gar keinen Wert darauf, politischen Charakter zu markieren, der „Fürsprecher der russischen Volksseele" tritt vielmehr beherzt und furchtlos für seine jeweilige Überzeugung ein. Nur wechselt er die Überzeugung so oft, wie man in Rußland die Hemden zu wechseln pflegt. Mitten im Kriege noch schrieb Menschikow in der „Nowoje Wremja", daß der Plan einer Aushungerung Deutschlands keine Aussichten auf Verwirklichung habe, denn Deutschland produziere in Friedenszeiten etwa 75 Prozent seines Bedarfes an Getreide. Unter kleinen Entbehrungen werde es für das überernährte deutsche Volk unschwer sein, über die englische Hungerblockade hinwegzukommen, denn die Deutschen hätten die stärksten Nerven und seien deshalb unbesiegbar. Während Menschikow früher eine ständige Rubrik in der „Nowoje Wremja" mit der Über-

schrift hatte „Wir müssen siegen", hat er später, unter dem Druck der Verhältnisse, sich nachgiebigeren Überschriften angepaßt. Gegenüber der hartnäckig von Grey verfochtenen Behauptung, daß Deutschland den Krieg von langer Hand vorbereitet habe, war Menschikow in der „Nowoje Wremja" der Überzeugung, daß Deutschland vom Kriege überrascht worden ist, sonst hätte es keine Improvisationen zu vollziehen brauchen. Was Deutschland jetzt Wunderbares geleistet habe, danke es den Lehren des Krieges. Menschikow bewundert die verblüffende Geschicklichkeit, mit der das Deutsche Reich in staunenswerter Energie mitten im Kriege Großes geschaffen hat. Nicht vor dem Kriege, sondern erst im Laufe des Krieges hätten sich die gewaltigen Wesenszüge des Deutschen erst entfaltet. Und so erging es denn Menschikow, dem Erfinder der „russischen Volksseele" und der „jüdischen Sauce", wie einst Bileam: zu fluchen ging er aus, und er mußte segnen.

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest: Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

2. Graf Albert Apponyi.

Tonangebende politische und gesellschaftliche Kreise Ungarns begingen am 29. Mai feierlich das 70. Geburtsfest des Grafen Albert Apponyi, in dem das St. Stefansreich eine seiner hervorragendsten und anziehendsten Persönlichkeiten verehrt. Kaum würde man es glauben, daß der edle Graf an den Saum des patriarchalischen Alters gelangt ist, wenn man das ungeminderte jugendliche Feuer, die nimmer rastende Wirksamkeit auf politischem und sozialem Gebiete, besonders seine auf die Linderung des durch den Krieg geschaffenen Elends gerichtete Samaritanertätigkeit kennt. Seine äußere Erscheinung: eine schlanke, hochragende Figur mit charakteristischen Asketenantlitz.

Es ist keine leichte Aufgabe das Wesentliche im Charakterbilde dieses mit außerordentlichen Fähigkeiten begabten Mannes in wenigen Strichen festzuhalten. Fast könnte man bei oberflächlicher Beurteilung der großen Evolutionen, die wie Meilensteine die Abschnitte im Lebenslaufe des Grafen Apponyi bezeichnen, an der Einheitlichkeit des politischen Charakters Zweifel hegen, die jedoch schwinden, wenn man tiefer schürft.

Die Tradition seines Hauses, das im Grafen Georg Apponyi, dem Vater des Grafen Albert, einen der begabtesten Führer der konservativen Partei aufzuweisen hat, die Studien an der Kalksburger Erziehungsanstalt der Jesuiten,

die tiefe, verehrungswürdige Frömmigkeit der reichbefähigten Mutter ließen kaum ahnen, daß der Sohn, von dem man schon in seinen Kinderjahren als von einem besonders begnadeten Wesen sprach, nach den Lehr- und Wanderjahren in den Reihen der konservativen und der gemäßigten Parteien als Führer im Unabhängigkeitsheerlager kämpfen werde. Dazwischen fällt seine vierjährige Wirksamkeit als Kultus- und Unterrichtsminister und als Präsident des Abgeordnetenhauses. Wenn er an der Spitze des genannten Ministeriums nicht alle Blütenträume reifen sah, wenn er nicht das volle Maß dessen zu erreichen vermochte, wozu die Natur ihn ausgerüstet, so dürfte die Erklärung darin liegen, daß für den praktischen Regierungsmann, für den mit Verwaltungsaufgaben betrauten Minister sein Blick einen zu weiten Horizont umfaßt und ihn über manche enger begrenzte, aber nicht unwichtige Einzelaufgabe hinweggleiten läßt. Sein Ideal ist, wenn man die Quintessenz seiner wichtigsten Enunziationen zusammenfaßt, der auf nationaler Kulturgrundlage in voller Unabhängigkeit auf- und ausgebaute ungarische Staat im treuen Bunde mit der anderen Reichshälfte. Wo und wie er diesen aus mancherlei Einschalungen herausgelösten Kern am besten zur Geltung bringen zu können vermeinte, dorthin schlug er den Weg ein, und hierin dürfte auch der Grund seiner Wandlungen zu finden sein. Daß dieses politische Ideal sich erst nach und nach entwickelte, daß zu seiner Ausreife Zeit erforderlich war, lag zum Teil in den Grundanlagen seines Bekenners, zum Teil in den Ereignissen.

Es wird wie ein Paradoxon erscheinen, aber mir dünkt, daß Graf Apponyi niemals konservativer — im besten Sinne des Wortes — war, denn als Mitglied der Unabhängigkeitspartei. Zumindest, was die Weltpolitik betrifft. Er hat seit Beginn des Krieges der Regierung nicht hoch genug einzuschätzende Dienste geleistet, indem er mit hinreißender Beredsamkeit und patriotischer Begeisterung an die Pflichten des Landes in diesen schicksalsschweren Tagen gemahnte und mit unverbrüchlicher Treue die Treuga dei heilig hielt. Nach außen hin gilt das Wort, das Graf Apponyi bei einem Feste zu Ehren der bulgarischen Abgeordneten sprach, und es drängt mich, hier jenen Ausspruch zu wiederholen, den er über Deutschland tat:

„In Berlin angelangt, werden Sie den Eindruck der gewaltigen Kraft der zentralisierten Macht fühlen, einer Macht, die unbesiegbar ist durch die Mannigfaltigkeit ihrer Kraftquellen, durch ihre bewunderungswürdige Organisation und durch die sittliche Kraft, die ein stahlherziges, ehrliches, seelisch diszipliniertes, großes Volk in sich trägt. Nie konnte ich in Deutschland weilen, ohne zu fühlen, wie gut es ist, der Bundesgenosse dieser großen Nation zu sein. Nur der Neid kann ihr Gewalttätigkeit andichten. In Wahrheit verlangt das deutsche Volk bloß, daß auch ihm ein Platz an der Sonne gewährt werde, daß es auch ihm gestattet sei, seine friedliche Evolution zu entfalten, was es mit um so mehr Recht für sich beansprucht, als es ein Gleiches keinem anderen

versagt. Deutschlands Macht wurzelt darin, daß es ein Unterpfand des Friedens und der Sicherheit der gebildeten Welt ist."

Graf Apponyi hat in diesen Worten der in ganz Ungarn herrschenden Auffassung über das Deutsche Reich getreulich Ausdruck gegeben. Was jedoch in einer kargen Schilderung nicht fühlbar gemacht werden kann, das ist die zauberische Macht der Beredsamkeit des Grafen. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß heute kaum ein Parlament Europas einen Redner von dieser Größe aufzuweisen hat. Der geradezu klassische Aufbau der Rede, der Glanz des Ausdruckes, das hinreißende Pathos, getragen von einer sympathischen, klangvollen Stimme, vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen, das dem Hörer wahrhaft künstlerischen Genuß bietet. Wo immer Graf Apponyi bei Kongressen und Versammlungen das Wort genommen — er beherrscht mehrere europäische Sprachen mit voller Meisterschaft — hat er die Hörer zu enthusiastischem Beifall hingerissen. Durch seine wunderbare Eloquenz hat er Ungarn vor dem Auslande mit einer Gloriole umgeben.

Die Harmonie der Worte, die wir an ihm bewundern, entspringt sicherlich der Ausgeglichenheit seines seelischen Wesens und der feinen künstlerischen Sensivität, die ihn erfüllt. Graf Apponyi hat tiefes Verständnis für die höchsten Schöpfungen der Musik und gehört zu jener Gruppe ungarischer Kunstkenner und Musikfreunde, die als erste für die genialen Werke Richard Wagners in die Schranken getreten sind.

An den segensvollen Arbeiten, die inmitten des Wütens der Kriegsfurie möglich sind, hat Graf Apponyi sein redlich Teil herausgenommen und ist unermüdlich in der Erfüllung seiner Aufgabe. Daß er zur Winterszeit die Reise nach Stockholm unternahm, um dort als Vertreter des ungarischen Roten Kreuzes im Verein mit den deutschen Entsendeten in den Beratungen mit den Delegierten Rußlands jenes Übereinkommen zustande zu bringen, das die tätige Fürsorge zur Linderung der Leiden der Kriegsgefangenen ermöglicht, bewies von neuem die Opferfreudigkeit, die ihn beseelt, wenn es gilt, im Interesse der großen Menschlichkeitsfragen wirksam zu sein. Dabei ist er von rührender Bescheidenheit, wenn er über die Erfolge seiner Mission spricht, und stets dienstbereit, auch wenn es sich um weit geringere Aufgaben handelt.

Wenn man sonst in der Welt mit einer Art vornehm sein wollender Herablassung von der ungarischen Kultur sprach, so dürfte ein Hinweis auf Männer vom Kaliber des Grafen Apponyi genügen, um zu zeigen, daß man auf den Boden stolz sein darf, der solche Früchte zeitigt.

Victor Eftimiu: Das heutige Rumänien.

Der Fremde, der heute das neutrale Rumänien besucht, wird von der Freudigkeit, dem Lärm, dem Lebensüberfluß unangenehm berührt sein, die im gleichgültigen Bukarest herrschen. Die Rumänen werden ihm den Eindruck von Menschen machen, die auf dem Mond oder sonst wo leben: als ob sie überhaupt nicht wüßten, daß im übrigen Europa die Völker das Teuerste hinopfern, das sie haben, um ihr bedrohtes Vaterland zu schützen.

Der Fremde, der aus den ruhigen Hauptstädten kommt, wo auf aller Antlitz der Ernst und das Bewußtsein der schweren Zeit zu lesen ist, hat nur zu Recht, wenn er sich über diese an Ausschweifung grenzende Lebenslust und Gleichgültigkeit wundert.

Den Ausdruck dieser mißbilligenden Verwunderung habe ich oft in den Artikeln verschiedener hervorragender Journalisten, die sich vorübergehend in Bukarest aufhielten, wiedergefunden.

Ein türkischer Kollege hat kürzlich seine Eindrücke in einem Artikel wiedergegeben, in dem ich zu meinem Bedauern geistreiche und nur zu wahre Beobachtungen las. Das orientalische, ja byzantinische Aussehen unserer Hauptstadt haben auf ihn einen tiefen Eindruck hinterlassen. Man vergeudet bei uns das Geld, als wenn das Ende der Welt nahe wäre. Den Frauen sieht man die Genußsucht nur zu sehr an. Die Männer sind faul und mürbe, verlangen stets nach neuen Vergnügungen und leiden an Größenwahn. Die Arbeit wird von Fremden getan und die einflußreichsten Inländer lassen sich von Gold und durch schöne Frauen bestechen.

Und gleichzeitig leben die Armen in den Städten und Millionen von Bauern im größten Elend.

Wenige Kilometer von Bukarest liegen die schmutzigsten Dörfer, in denen die Einwohner mit dem vernachlässigten Vieh fast unter der Erde ein trauriges Dasein fristen. Verschimmeltes Maisbrot ist oft nur ihre Nahrung, schwach und heruntergekommen sehen sie aus. Viele Kinder gehen im Elend zugrunde. Mit einem Wort: das Rumänien von heute stellt für den Reisenden das paradoxe Bild eines Volkes dar, welches im Niedergang begriffen ist, ohne vorher eine Epoche der Blüte gehabt zu haben.

Es liegt sehr viel Wahres in dem, was ausländische Journalisten schreiben. Wir selbst veröffentlichen bei uns zahllose Artikel mit revolutionärem Charakter, so daß man leicht daraus den Eindruck erhält, Rumänien läge in der Agonie.

Glücklicherweise bleibt dem, der Rumänien genau kennt und besonders seine

Vergangenheit, noch einige Hoffnung, besonders wenn man sich daran erinnert, wie es vor 20, vor 50 Jahren bei uns aussah.

Man muß die anormale Lage des Landes in Betracht ziehen, wie auch die absonderlichen Zeiten, die wir durchleben; ferner darf man nicht vergessen, daß das lärmende Leben der Hauptstadt hauptsächlich durch Fremde gefördert wird (in allen Hauptstädten ist dies die Spezialität der Fremden); man denke auch daran, daß Rumänien erst seit einigen Jahrzehnten nach jahrhundertlanger Knechtschaft und nach der unheilvollen Herrschaft der Phanarioten-Fürsten unabhängig ist. Nach diesen Überlegungen wird man zu weniger pessimistischen Schlüssen gelangen und Rumäniens Zukunft mit mehr Hoffnung entgegensehen.

Dieses reiche Land, nach dem manch ein Nachbar trachtet, und das nur von einem kleinen Volk gehütet wird, ward während vieler Jahrhunderte der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Besonders der Orient entsandte seine beutegierigen Horden dorthin. Wie oft wurden nicht Moldau und Walachei verwüstet! Die Geschichte der Rumänen ist ein ewiger Schrei nach Rettung, ein langes Martyrium und oft ein wahres Heldengedicht.

Wenn die Völker im Westen sich in Ruhe entwickeln konnten, so verdanken sie das auch etwas dem kleinen Volk, an dem sich die ersten Wogen des hereinbrausenden Stromes brachen.

Den heutigen Wohlstand und die gewisse Sicherheit haben die Rumänen in früheren Zeiten teuer bezahlen müssen. Europas Völker konnten eine Zeitlang in Ruhe leben und sich der Arbeit widmen, denn sie wurden von dem unbezwinglichen Gürtel der Karpathen geschützt, an deren Ost- und Südabhängen die Rumänen die Eindringlinge zurückschlugen. Nicht selten haben abendländische Kirchenfürsten die Voevoden der Moldau und der Walachei „die Schildwachen des Christentums" genannt.

Wie oft habe ich nicht die alten Kathedralen Europas, ihre steinernen Bildwerke und ihre prachtvollen Holzschnitzereien bewundert, welche mit Anmut und Kunst die alten Mauern zieren. Generationen haben sie während langer Jahrhunderte in mühevoller und künstlerischer Arbeit geschaffen. Und mit Kummer mußte ich daran denken, daß wir in Rumänien fast nichts derartiges besitzen, das uns an verflossene Zeiten erinnern könnte. Wer hätte die schöpferische Muße finden, wer meisterhafte Bauten beginnen oder beendigen können, wenn sich stets neue Scharen im menschenreichen Asien sammelten, um mit Feuer und Schwert jeden Schmuck von Rumäniens Erde zu tilgen?

Die häufigen barbarischen Einfälle haben in der Seele der Rumänen Spuren hinterlassen, welche noch heute zu fühlen sind.

Die Furcht vor dem morgigen Tage macht den Rumänen vorsichtig und unentschlossen. Er überlegt sich lange, bis er etwas wagt. Er will heute gut leben,

weil er gestern gelitten hat, wie er heute lacht, weil er gestern weinen mußte. Er genießt in vollen Zügen die jetzige Freiheit nach so langer Sklaverei.

Diese Sucht nach dem Leben zeigt sich übertrieben auch bei den alltäglichsten und oberflächlichsten Gelegenheiten, so im Luxus, im Trachten nach Genüssen, in der Großmannssucht, im leichten Witz, im falschen Schimmer und der Freude am Gold. In den letzten zwei Jahren ist viel vom letzteren in's Land gekommen und mit ihm die Verschwendung und die Bestechlichkeit, welche einen beängstigenden Maßstab angenommen hat.

Auf der „Calea Victoriei" zieht eine elegante Equipage hinter der anderen mit schönen, lustigen und luxuriösen Frauen. In den Hotels und Restaurants, in den Nachtlokalen, wo der Champagner in Strömen fließt, drängt sich eine gemischte, vergnügungsdurstige Menge. Zum Glück sieht man dort nicht die Spitzen der Gesellschaft, sondern nur ihren Abschaum. Neben jenen, die dort ihr Leben genießen, gibt es andere, die in geheimer Ruhe, weit ab vom banal-trivialen Getriebe, arbeiten. Im westlichen Europa hat man sich die Arbeit geteilt; ein jeder liefert pflichtbewußt einen Teil, so daß die Bürde des einzelnen um so leichter ist. Wogegen die wenigen, welche in Rumänien ernste und wahre Arbeit leisten, den Eindruck von Riesen machen, denn sie müssen auch für die große Masse der Nichtstuer schaffen.

Tüchtige Gelehrte lesen in den Hörsälen der Universitäten, arbeiten in den Laboratorien und in der Akademie.

Auf den Straßen der Hauptstadt stehen gewaltige Bauten, neue schöne Paläste.

Die nationale Anleihe, welche kürzlich abgeschlossen wurde, hat alle Erwartungen übertroffen und in allen die Hoffnung auf Selbständigkeit im wirtschaftlichen Leben erweckt.

Man hat auch angefangen, etwas für die Bauern zu tun. Langsam sind Schulen, Krankenhäuser und ländliche Kreditanstalten entstanden. Die Neu-Liberalen beabsichtigen große Agrarreformen, von denen man nur hoffen kann, daß sie in einem Maßstabe eingeführt werden, welcher dem heutigen Zustande entspricht, ohne einer gesunden, normalen Entwickelung zuvorkommen zu wollen, wie auch die Möglichkeit, am öffentlichen Leben teilzunehmen, die man den Millionen von Bavern geben will, nicht die Grundbedingung zu einem gesunden Bauernstand bildet.

Auch in der Literatur sind wesentlich Fortschritte zu verzeichnen. Eine Plejade junger, talentvoller Schriftsteller bemüht sich, die Sprache zu fördern. Millionen von Büchern werden in allen Teilen des Landes verbreitet.

Kunstausstellungen reihen sich aneinander, denen es an zahlreichen Besuchern nicht fehlt.

Viele moderne Wohnhäuser sieht man, meist in rumänischem Stil, innen geschmückt mit nationalen Bildern und Skulpturen. In allen Zweigen kann der

Kenner und nahe Beobachter seit einem halben Jahrhundert einen wesentlichen Fortschritt spüren.

Unter seinem letzten einheimischen Fürsten, Alexander Jon Cuza, und später unter der glorreichen Regierung seines großen Königs Carol I. hat Rumänien eine Epoche des Aufblühens begonnen.

Der jetzige Weltkrieg hat diese allgemeine Entwickelung unterbrochen und aller Aufmerksamkeit auf die Förderung der Armee gelenkt, welche im gegebenen Augenblicke die in sie gesetzte Hoffnung nicht täuschen wird.

Und wenn diese für die gesamte Menschheit so schwere Zeit vorüber sein wird, dann wird auch das kleine Volk zwischen Donau und Karpathen seine Arbeit an seiner eigenen Entwickelung wieder aufnehmen und seinerseits wieder an das große Mosaik der allgemeinen Zivilisations- und Kulturarbeit ein Steinchen an das andere setzen, dank seiner warmen und groß angelegten Seele und seiner frischen und harmonievollen Intelligenz.

Wir haben das Morgendämmern unserer neuen Zeit gesehen und können nur voller Vertrauen auf die Sonne des Tages hoffen.

Ernst vom Heydt: Betrachtungen über Patriotismus und Nationalitäts-Bewußtsein.

Ubi bene, ibi patria. „Da, wo du dich wohl fühlst, ist dein Vaterland." — Dies Wort hat wohl in alten Zeiten gegolten, als die Völker noch umherzogen, um sich das Stück Land auszusuchen, das ihnen am besten gefiel, das ihnen am fruchtbarsten erschien, und das auch wohl als Lage sie am wenigsten der Unbill der Witterung aussetzte; die alten nomadischen Völker wechselten wohl so oft ihr Vaterland, als sie anderswo sich besser aufgehoben fühlten und erst die zivilisierteren unter ihnen fingen an, sich definitiv auf dem Stück Landes festzusetzen, auf welchem sie ihre Häuser gebaut, ausgestattet und zu wohnlichen Niederlassungen ausgebildet hatten. Die Notwendigkeit der zivilisierteren Völker, sich gegen fremde Eindringlinge zu verteidigen, schuf die Einheit unter ihnen und bildete sie zu festgeschlossenen Nationen aus.

Seit der majestätischen Entwicklung des Verkehrs zu Wasser und zu Lande und der Möglichkeit, sich jederzeit von einem zum anderen Punkte des Weltalls zu bewegen, hat die Idee des Vaterlandes, des Landes der Väter, eine vollständige Umwälzung erfahren.

Die Völker mischen sich untereinander, gehen zeitweilig ineinander auf, aber beim einzelnen Individuum ist in modernen Zeiten mehr und mehr das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, der er entsprungen ist, entwickelt worden. Je fester das Band innerhalb der einzelnen Nationalitäten geschlossen ist, desto schwieriger löst sich der einzelne in einem anderen Völkerzusammenschluß auf, desto seltener faßt er den Entschluß, ganz auf seine angestammte Nationalität zu verzichten und eine andere anzunehmen, d. h., um unseren modernen Ausdruck zu gebrauchen, desto seltener läßt er sich naturalisieren.

Naturalisierte Engländer gibt es sehr wenige in den verschiedenen Weltteilen, auch Franzosen verzichten sehr schwer auf ihre Nationalität, während der erst seit 45 Jahren zum Gefühl der nationalen Einheit erzogene Deutsche es ziemlich leicht mit der Nationalität seiner Väter nimmt und des öfteren nicht schnell genug das Kleid der Väter abstreifen kann. Seitdem der große Krieg ausgebrochen ist, glaube ich, daß man dem deutschen Volke Unrecht getan hat, indem man ihm als vollkommen ausgemachte Sache vorwirft, mit Leichtigkeit seiner angestammten Nationalität sich zu entledigen. Man staunt ob der Hunderttausende von Deutschen, welche bei Kriegsausbruch ins Vaterland zurückgeflutet sind, und das bisher als unberührbar feststehende Axiom: — der Deutsche allein dreht ohne Schmerz dem Lande seiner Väter den Rücken — muß revidiert werden.

Daß dem Durchschnittsdeutschen ein gewisser Sinn, eine besondere Vorliebe für alles fremdländische innewohnt, ist nicht zu leugnen; daß der Deutsche, wenn er den Staub seines Landes oder Ländchens von seinen Schuhen abgeschüttelt hat, in der neuen Heimat versucht, sich möglichst schnell den neuen Sitten anzupassen, auch kleine Äußerlichkeiten mit einer gewissen Wohlgefälligkeit annimmt — jeder, der draußen gelebt hat, kann es bezeugen. Nach ein paar Wochen sieht man den jungen Germanen in England, die kurze Pfeife im Munde, mit aufgeschlagenen Hosenrändern bei trockenster Sommerhitze, einen Whisky und Soda schlürfend — er glaubt sich ein perfekter Engländer und unsäglich erhaben über seine Zeitgenossen, die ruhig in Süd-, Nord- oder Mitteldeutschland, den Vätern nachstrebend, ihren Lebensunterhalt zu verdienen suchen! — Kaum Monate braucht der junge Sohn der Gefilde des Mains, um sich im freien Amerika den schauerlichsten englischen, oder besser amerikanischen Akzent anzugewöhnen und das „well" und „all right" fließt ihm von den Lippen, als ob er es schon in der Kinderstube erlernt hätte.

Etwas schwieriger wird es den jungen Leuten aus der Mark Brandenburg, aber um so leichter den Söhnen Germaniens aus Süddeutschland und vom Vater Rhein, sich französische Sitten anzugewöhnen — welche man im Riesenzentrum von Paris auch wohl französische Unsitten taufen kann.

Aber das alles bleiben durchweg oberflächliche Eindrücke, komische Äußerlichkeiten, die den inneren Menschen kalt lassen und es nicht verhindern, daß Herz

und Gemüt die deutsche Abstammung nach jahrelanger Abwesenheit im Auslande nicht verleugnen können.

Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, würde es schwer gehalten haben, die Probe aufs Exempel zu machen, aber der Krieg hat das Gute gehabt, daß jeder — ohne Ausnahme — genötigt worden ist, Farbe zu bekennen. Der kuragierteste Anglomane wurde von heute auf morgen unerbittlich daran erinnert, daß seine Wiege im Lande der Teutonen stand und daß es vor der englischen Polizei keine Flucht in „Äußerlichkeiten" gab; — schleunige Abreise ins beschützende Vaterland oder mehr oder weniger bequem eingerichtete Konzentrationslager waren die einzige Möglichkeit in England für einen Deutschen, der es, aus Bequemlichkeit oder Überzeugung, unterlassen hatte, die englische Justizverwaltung um Aufnahme in die allein seligmachende englische Nation zu ersuchen; sogar die Vorsichtigen, welche sich dieser ungefährlichen Operation — der das Nichtvorhandensein einer allgemeinen Wehrpflicht die Schärfe nahm — vor Jahren unterzogen hatten, waren nicht sicher vor der Gefahr, vom Konstabler aufgefordert zu werden, während der Kriegsdauer die englischen Gauen zu verlassen und in neutralen Ländern ihre Ruhe zu suchen, denn — o Ironie des Schicksals — diese räudigen Söhne Deutschlands konnten nicht ins Land der Väter zurückkehren, da sie daselbst als feindliche Brüder auch unwiderruflich den Konzentrationslagern verfallen sein würden! — —

Die Franzosen gingen in ihrem verblendeten Haß gegen die Deutschen, welche das Unglück hatten, nicht rechtzeitig den Häscherhänden der Polizei entrückt zu sein, oder im Vertrauen auf gallische Höflichkeit in Frankreich verblieben waren, noch weiter und erfanden Konzentrationslager auf französischen Schiffen, auf normannischen Inseln und auf Korsika; die nur seit einer kurzen Spanne Zeit naturalisierten Deutschen wurden ihrer jungen, französischen Nationalität per Dekret beraubt und wieder zu „Boches" und „Hunnen" gestempelt —; es ist wohl anzunehmen, daß diese dem Vaterlande zurückgegebenen Persönlichkeiten dem Frankreich von heute mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen — sie sind unbestrittenermaßen bedauernswert!

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich" müßte eigentlich der Wahlspruch aller sein, wenn unser Vaterland groß genug wäre, um alle seine Kinder vollauf zu ernähren, und wenn wir nicht ein großes Industrieland — das größte Industrieland — wären, welches genötigt ist, einen großen Teil seiner Erzeugnisse im Auslande zu verwerten, um dagegen Rohstoffe anderen Industriezweigen im Importwege zur Verfügung zu stellen; dies gestattet tausenden und abertausenden unserer Landsleute, ohne Verzicht auf ihre Nationalität, sich im Auslande niederzulassen und dort in produktiver Arbeit und als Vermittler zwischen hier und dort dem Vaterlande immense Dienste zu leisten. Der Auslandsdeutsche verschaffte bisher ohne Krieg und kriegerische Verwicklungen Deutschland den berühmten Platz an der Sonne, und wir dürfen hoffen, daß die Heimat in richtiger An-

erkennung der Verdienste des Auslandsdeutschen demselben beim Friedensschluß die nötige Unterstützung angedeihen lassen wird, um ihn wenigstens teilweise zu entschädigen für die moralischen und materiellen Verluste, die der Krieg für ihn im besonderen mit sich gebracht hat. Ein richtiges Handinhandarbeiten der Landeskinder, welche auf dem Boden der Väter ihre Existenz begründen, und des kleineren Teils, der im Auslande für die Entwicklung und Prosperität des gemeinsamen Vaterlandes seine Kräfte einsetzt, schwebt uns als ein ideales Bild der Zukunft des Deutschen Reiches vor. Dann wird auch der Deutsche auf die allgemeine Achtung und den Respekt der fremden Nationen zählen können, dann wird auch der Deutsche stets weniger daran denken, seine Nationalität gegen eine andere leichten Herzens zu vertauschen — dann wird auch der Deutsche mit Stolz sagen: „Wenn ich nicht Deutscher wäre — möchte ich nur Deutscher sein!"

Dr. Arthur Friedrich: Oberschlesien und Irland.

Was schon lange aller Welt bekannt war, hat der Weltkrieg wieder nachdrücklichst erwiesen: die Wertigkeit deutscher Arbeit. Der Weltkrieg ist ja auch eine Anerkennung deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Denn aus Neid und Mißgunst gegen Deutschland ist dieser Krieg hervorgegangen.

In den letzten 50 Jahren rang sich Deutschland zur viel beneideten Weltmachtstellung empor.

Nirgends aber in deutschen Landen dürfte der Unterschied von einst und jetzt so auffällig in Erscheinung treten als im oberschlesischen Industriegebiet. Dieses einst und jetzt nimmt noch größere Kontraste an, wenn wir noch weiter als fünfzig Jahre zurückblicken.

Solange in Oberschlesien die unterirdischen Bodenschätze nur unvollkommen oder gar nicht erschlossen und in Ausbeute genommen waren, fehlte der Landschaft eine lebhaftere wirtschaftliche Beziehung mit dem deutschen Westen; sie hatte ihm keine wertvollen Erzeugnisse zu bieten und besaß deshalb keine eigene Kaufkraft, Waren des Westens in nennenswerter Menge aufzunehmen. Wohl führten durch ihr Gebiet Handelswege nach Ungarn, Polen und Klein-Rußland; aber Oberschlesien war für diesen Handel kein Ziel und Ruhepunkt, nur ein unerwünschter, wider Willen zu überwindender Raum. Keine bedeutende Stadt von selbständiger Kraft übte einen erhebenden, befreienden Einfluß aus über ein noch so beengtes Weichbild. So behielt die polnische Nachbarschaft auf dies Land nahezu

gleich starke Einwirkung wie die deutsche. Die Landesherren der kleinen Teilfürstentümer pflegten immer lebhafte Beziehungen zum polnischen Hofe.

So führte das Land, vom Siegeszuge der deutschen Kultur nur unvollkommen erreicht, ein den Zusammenhang mit dem slawischen Kulturgebiet wahrendes Stillleben. Das Landvolk erhob sich hier nie so entschieden, wie in Niederschlesien, über die gedrückte Lage, die den niedrigen Volksschichten in Polen von Haus aus beschieden war, und sank in den Zeiten des allgemeinen großen Rückganges bäuerlicher Selbständigkeit zurück in die traurigste Knechtschaft. Für Zehntausende führte das Leben immer in Dürftigkeit, hart an der Grenze der bitteren Not hin, und wenn einmal Krankheit hereinbrach oder die Kartoffeln mißrieten, ergriff die Not in voller Strenge sofort die Herrschaft.

Ungekannt von der abendländischen Welt spann sich das verkümmerte Dasein dieses Volkes fort.

Schon die Bauern, unter denen nur sehr wenige als Freibauern auf ziemlich geringwertigen Gütern saßen, seufzten meist unter der Last unklar begrenzter Roboten, die ihnen bei ausgedehntem Besitz dessen Bestellung, bei beengtem das Erkämpfen des Lebensunterhalts erschwerten. Das Los des dienstpflichtigen Landvolks ward meist verschlimmert durch den Mangel eines festen erblichen Anrechts auf die Nutzung des Bodens, den es bebaute. Manchen vertrieb ein einfacher Machtspruch des Gutsherrn, andere die unbillige Überspannung der Lasten von seinem Gütchen. Dieser weitgehenden Unsicherheit des Besitzes stand doppelt empfindlich die Gebundenheit an die Scholle gegenüber, die Erbuntertänigkeit, welche dem Grundherrn nicht nur die Bestimmung über die Wahl des Wohnsitzes seiner Untertanen und die Gewähr oder das Versagen der Genehmigung zur Begründung eines Hausstandes anheimstellte, sondern ihn auch ermächtigte, sein Hofgesinde durch endgültiges Gebot aus seinen Untertanen auszuheben.

Der Willkür der oberschlesischen Grundherren konnte nur der Staat Schranken setzen. Das geschah zum ersten Male, als das durchdringende Auge Friedrichs des Großen auf die Zustände des Landes, das er sich errungen, prüfend sich heftete. Seit 1748 nimmt er sich nachdrücklich des Schutzes des bäuerlichen Besitzstandes gegen die das Bauernland verschlingenden Übergriffe der Grundherrschaften an. Aber für die Milderung des Druckes der Roboten und der Erbuntertänigkeit geschah nichts. Gerade gegen Ende der Regierung Friedrichs des Großen erheben sich die ersten an die öffentliche Meinung sich wendenden Notrufe, die Schilderungen des Elends und der Verkommenheit des oberschlesischen Volkes, das oft „vom Menschen nichts habe als die Gestalt".

Erst als das alte Preußen in Trümmer sank und ein neues unter freudiger Mitarbeit des ganzen Volkes sich erheben sollte, fiel 1807 die Erbuntertänigkeit, und 1811 folgte das Regulierungsedikt, welches den dienstpflichtigen Bauern und Gärtnern gegen Abtretung von einem Drittel des erblichen Besitzes und einer Hälfte des Pachtlandes die Anerkennung des freien Eigentums an dem ihnen

bleibenden Boden und die Befreiung von den bisherigen Dienstleistungen brachte. Der Grundbesitz des ganzen Staates hatte diesem Gesetz sich zu fügen. Nur den Magnaten Oberschlesiens gelang es, für diesen einer Reform besonders bedürftigen Landesteil die Wirkung des staatlichen Eingriffs erst im eigenen Interesse umzugestalten, dann sie um ein Menschenalter zu verzögern. So hatte sich die Lage des oberschlesischen kleinbäuerlichen Besitzes weiter verschlechtert, bevor endlich der Staat, durch das Revolutionsjahr aufgerüttelt, das hier in einseitiger Berücksichtigung der Interessen des Großgrundbesitzes lange gehemmte Werk der Agrar-Reform wieder aufnahm.

Zum verhängnisvollsten Zusammenwirken gelangten all die ungünstigen Seiten von Land und Leuten in der schweren Zeit des Hungertyphus 1848. Der kalte nasse Sommer 1847, der die Hauptnährfrucht des Landes, die Kartoffel, völlig fehlschlagen ließ, brachte über die Ackerbaulandschaften Oberschlesiens einen schweren Notstand. Er rief zuerst um Sohrau, im Grenzgebiet der Kreise Pleß und Rybnik, dann im ganzen Bereich beider Kreise, typhöse Fieber- und Ruhrerkrankungen hervor. Im Januar 1848 erkannte man außer diesem Herde, der seine Wirkung bis ins Industrierevier erstreckte, nördlich in einer anderen armen Ackerbaulandschaft, um Lublinitz und Rosenberg, einen zweiten. Die von beiden aus um sich greifende und im Februar auch das linke Oderufer schon in Mitleidenschaft ziehende Epidemie erreichte ihren Höhepunkt im April. Von 980 000 Einwohnern Oberschlesiens waren nach maßvoller amtlicher Schätzung, der für das erste Halbjahr 1848 eine genauere Statistik zugrunde liegt, mindestens 80 000 (8,2 Prozent) erkrankt, 16 000 gestorben. Der Kreis Pleß verlor 10 Prozent seiner Bevölkerung, 6,5 Prozent an Hunger und Seuchen, 1,3 Prozent an Hunger. Auch der Kreis Rybnik war besonders schwer heimgesucht. Die erschütternden Berichte der Ärzte, die, der eigenen Gefahr nicht achtend, den Kampf mit dem Unheil aufnahmen, geben einen Einblick nicht nur in die Größe des Elends, sondern auch in seine Ursachen. Letztere rückte namentlich Virchows Darstellung in grelles Licht. Unverkennbar war außer der für die geographische Breite von Mainz und die bescheidene Meereshöhe erstaunlichen Rauheit des Klimas, außer der stockenden Nässe des undurchlässigen Bodens, dem ungünstigen klimatischen Einfluß weiter Teich- und Sumpfflächen und ausgedehnter Wälder, der Unergiebigkeit des knapp bemessenen und armen Ackergrundes noch mancher nicht in den Naturgewalten begründete Übelstand wirksam. Die traurige Lage der mittellosen, verwahrlosten und entkräfteten Bevölkerung ward verschlimmert durch die Stockung des Verkehrs, der an der Grenze durch die Unterbindung des damals lebhaften Handels, namentlich auch der örtlichen Fischausfuhr nach der nun von Österreich verschlungenen Republik Krakau, im Lande selbst durch die arge Vernachlässigung des Wegnetzes lahm gelegt war. Die Regierungsmaschine arbeitete schlaff, und selbst nachdrückliche Vorstellungen der örtlichen Behörden strandeten

an höherer mangelhaft unterrichteter Stelle unbeachtet, bis ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland widerhallte. Die in unwirscher Witterung grundlos gewordenen Landwege verzögerten dann auch die Wirksamkeit der durch den Eifer privater Wohltätigkeit ins Werk gesetzten Hilfe. So entrollten sich entsetzliche Bilder.

Das war das Hungertyphusjahr 1848 in Oberschlesien!

In jener Zeit — um die Mitte des 19. Jahrhunderts — begann die heutige gewaltige oberschlesische Montan-Industrie sich zu entwickeln. Schon vor vielen Jahrhunderten entfaltete sich in Oberschlesien berg- und hüttenmännische Tätigkeit. Der älteste Bergbau in Oberschlesien, von dem wir Kunde haben, Silber- und Bleibergbau, nahm bei Beuthen und Tarnowitz im 12. Jahrhundert seinen Anfang. In der Mitte des 14. Jahrhunderts begann die Eisendarstellung in Oberschlesien. Sie wurde in der Hauptsache, — wie fast überall in Deutschland — deshalb betrieben, um die ungeheuren Wälder verwerten zu können. Das Eisenerz gehörte in Oberschlesien den großen Grundherren und jeder förderte davon jährlich soviel, als er mit dem Holzertrage seiner Forsten, die auf einem anderen Wege nicht zu versilbern waren, verhütten konnte.

Seit dem 16. Jahrhundert wurde Galmei (Zinkerz) gegraben. Die Darstellung des Metalles Zink kannte man damals noch nicht. Man wußte nur, daß man durch Zusammenschmelzen von Galmei und Kupfer Messing erhielt. Also zur Messingfabrikation wurde Galmei gewonnen.

Doch die berg- und hüttenmännische Tätigkeit während des 17. und 18. Jahrhunderts in Oberschlesien war äußerst gering gegenüber derjenigen, die im 19. Jahrhundert, auf neue Grundlagen gestellt, ins Leben trat. Freiherr von Reden, der Leiter des schlesischen Berg- und Hüttenwesens, war es, der Ende des 18. Jahrhunderts ein neues Zeitalter für Oberschlesiens Bergbau und Hüttenbetrieb herbeiführte. Er ließ die Friedrichsgrube anlegen, die Blei- und Silbererze förderte, die dann in der zwei Jahre später errichteten Friedrichshütte verhüttet wurden. Der alte Feind des Bergbaues, das Wasser, bedrohte aber bald das Bergwerk. Die Bewältigung des Wassers durch drei Roßkünste, wobei 120 Pferde beschäftigt waren, verschlang bei unzulänglicher Leistung übermäßige Summen, daß schließlich das ganze Unternehmen in Frage gestellt schien. Der unermüdliche Reden beschloß, ein neues Mittel anzuwenden, das sich in den Gruben Englands bewährt hatte, nämlich eine Dampfmaschine zur Hebung des Wassers aufzustellen. Der ersten Dampfmaschine aus England folgten bald andere, die zum Teil in Oberschlesien gebaut wurden. Sie wurden aber auch in anderer Beziehung für Oberschlesien von ungeahnter Bedeutung, indem ihr starker Bedarf an Heizstoff die Veranlassung zu umfassender Verwendung der Steinkohle und damit zur Erschließung der Kohlenlager wurde. Auch dabei entfaltete Reden eine unermüdliche Tätigkeit. Die Verwertung der Kohle für die Eisendarstellung

führte zur Errichtung der ersten großen Eisenwerke. Die Zinkindustrie trat — nachdem es gelungen war, das Zinkmetall aus dem Erze darzustellen — ins Leben.

Nach dem Staat waren es die oberschlesischen Magnaten, die mit der Errichtung großer Werkstätten des Bergbaues und Hüttenbetriebes vorgingen. Gerade hierfür erwies sich der Umstand, daß bedeutende Teile des Landes in den Händen einzelner Großgrundbesitzer waren, von fördernder Wirkung. In dieser montan-industriellen Betätigung nehmen unter den oberschlesischen Magnaten die beiden Häuser Henckel-Donnersmarck die erste Stelle ein. Neben die alten Geschlechter stellten sich aber auch Männer, die zum Teil aus den ärmsten Kreisen stammend durch Benutzung günstiger Umstände, vor allem aber durch rastlose Tätigkeit und Umsicht sich gewaltigen Besitz erwarben. So der Ahnherr der jetzt gräflichen Familie Tiele-Winckler, der später geadelte Franz Winckler, der im Beginn der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts als armer Bauernbursche nach Oberschlesien gekommen war und als einfacher Bergarbeiter beginnend, zu ungeheurem Besitz gelangte. Ferner Karl Godulla, der sich gleichfalls aus ärmlichsten Verhältnissen zum reichsten Land- und Grubenbesitzer emporgearbeitet hatte. Zu seiner Universalerbin ernannte er vor seinem 1848 zu Breslau erfolgten Tode ein armes Arbeiterkind, Johanna Gryschczyk, das es dem menschenscheuen Sonderling angetan hatte. Unter dem Namen von Schomberg-Godulla geadelt, reichte sie später einem Mitgliede des uralten schlesischen Geschlechts der Schaffgotsch die Hand. Endlich sei der Lokomotivkönig Borsig genannt. Ein geborener Schlesier, war er 1824 als Zimmergeselle nach Berlin gekommen; schon 1837 konnte er dort eine eigene Maschinenbauanstalt und Eisengießerei begründen. Aus ihr ging 1841 die erste Lokomotive hervor, der dann nach und nach Tausende gefolgt sind. Zur Beschaffung der notwendigen Rohstoffe an Kohle und Eisen erwarb Borsig in Oberschlesien Grundbesitz und legte damit den Grund zu dem gewaltigen Besitz an Gruben und Werken, die jetzt den Nachkommen Borsigs eigen.

Die großartige Entwicklung der heutigen Montanindustrie in Oberschlesien beruht zum erheblichen Teile darauf, daß auf große Erstreckungen hin die Muschelkalkformation mit ihren reichen Lagerstätten an Zink-, Blei- und Eisenerzen direkt über den mächtigen Kohlenflözen der Steinkohlenformation ansteht. Heute bildet die Kohle die Grundlage der oberschlesischen Montanindustrie. War noch 1780 der Steinkohlenbergbau Oberschlesiens so unbedeutend, daß das königliche Oberbergamt ihn in seinen Berichten bis dahin überhaupt nicht erwähnt, so wird er heute an Bedeutung in Deutschland nur von Rheinland-Westfalen übertroffen. 123 000 Arbeiter waren 1913 im oberschlesischen Steinkohlenbergbau beschäftigt und 44 Millionen Tonnen (= 880 Millionen Zentner) Kohle betrug die Förderung. Bietet das oberschlesische Kohlenbecken seine Schätze dem Bergbau in leicht erreichbarer Tiefe dar, so sind auch Zahl, Mächtigkeit und Lagerungsweise der nutzbaren Flötze ungewöhnlich vorteilhaft. Professor Frech hat berechnet, daß mindestens 90 Milliarden metrischer Tonnen Kohle in bauwürdiger Lage der

Ausbeutung harren. Ein kundiger Kritiker dieser Aufstellung rechnet bis 1000 Meter Tiefe 62, bis 1500 Meter 101, bis 2000 Meter 141 Milliarden Tonnen Kohle. Jedenfalls umschließt der Boden Oberschlesiens allein so viel fossilen Brennstoff, wie die Gesamtheit der britischen Inseln, und stellt alle kontinentalen Kohlenvorräte, selbst die des Ruhrbeckens, in den Schatten. Während der oberschlesische Kohlenbergbau aus dem Vollen schöpfend glänzend gedeiht, arbeitet die oberschlesische Eisenindustrie unter nicht so günstigen Verhältnissen. Die oberschlesischen Eisenerze sind relativ nur schwach eisenhaltig. Gegenwärtig stellt Oberschlesien weniger als ein Drittel der verbrauchten Erzmenge. Steiermark, Ungarn, Schweden und Spanien müssen den Hochöfen das beste Schmelzmaterial liefern. Im Jahre 1913 betrug die Roheisenerzeugung in Oberschlesien rund 1 Million Tonnen. Fast die gesamte Menge gelangt im Industrierevier zur weiteren Verarbeitung.

Im Gegensatz zur Eisenindustrie behauptet die oberschlesische Zinkindustrie nach wie vor achtunggebietend ihre Stellung. Das größte europäische Zinkerzlager liegt in Oberschlesien bei Beuthen und Tarnowitz. Jahrzehntelang lieferte Oberschlesien über ein Viertel des Bedarfs an Zink der ganzen Erde. Seit einiger Zeit beträgt der Anteil Oberschlesiens ein Fünftel. Im Jahre 1913 betrug die Produktion Oberschlesiens 169 000 Tonnen. Erwähnt sei auch der oberschlesische Bleierzbergbau — die meisten Gruben liefern Zink- und Bleierz zusammen — und die daran sich schließende Bleidarstellung, die jedoch gegenüber der Kohlen-, Eisen- und Zinkproduktion nur gering ist.

Der Gegend zwischen Oppeln, Gogolin und Groß-Strehlitz ermöglichte die reichliche Zufuhr billiger Kohle die großartige Entwicklung ihrer Kalkbrennerei, Zement- und Ziegelfabrikation. Aber ihre Schornsteine und Kalköfen bezeichnen ebenso wie die zerstreuten Hüttenwerke längs der Malapane nur den äußeren Vorhof des wahren „black country" Oberschlesiens. Die heutige Montanindustrie hat im engen Anschluß an die Kohlenfelder die Hauptwurzel ihrer Kraft erkannt. Sie hat im Gegensatz zu den alten Eisenhämmern und Frischfeuern, die in weiter Zerstreuung längs der Wasserläufe inmitten großer Waldungen ihre Plätze wählten, ihre Werkstätten um die Kohlenschächte vereinigt.

Höchst bemerkenswert ist der Umstand, mit welch seltenen Vorrechten der Großgrundbesitz seitens des Staates ausgestattet ward. 1824 gab ein besonderer Rezeß der Herrschaft Pleß eine ganz neue bergrechtliche Stellung und stattete sie mit Vorrechten aus, wie sie die Krone Preußens weder vor- noch nachher jemals einem Untertanen zugestanden hat. Das Fürstentum Pleß ist bergrechtlich ein Staat im Staate. Höchst merkwürdige Erkenntnisse, die einem Gutsbesitzer die Rechtsnachfolge in landesherrlichen Rechten der alten Piasten sicherten, begründeten das „Bergregalgebiet der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz" (Graf Tiele-Winckler). Desgleichen erhielten die Ratibor, Henckel-Donnersmarck, weitgehende Privilegien für ihre gewaltigen Besitzungen. Nirgends im deutschen

Vaterlande dürfte der Unterschied von einst und jetzt so auffällig in Erscheinung treten als im oberschlesischen Industriegebiet. Das Aufblühen der heutigen gewaltigen Montanindustrie — seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — weckte nach und nach reges fruchtbares Leben in dem früher verwahrlost daniederliegenden, verkümmerten Lande.

Wo zur Zeit, als Friedrich der Große von Schlesien Besitz ergriff, zwischen unabsehbaren Kiefernheiden spärlich verstreut in verkehrsarmen Städtchen und armseligen Dörfchen kaum zwanzig Menschen auf 1 Quadratkilometer dürftig sich ernährten, übersteigt heute seit Jahrzehnten auf einem Raume von etwa 600 Quadratkilometern die Volksdichte die ungewöhnliche Ziffer von 1000 auf 1 Quadratkilometer. Über dreiviertel Millionen Menschen gewährt der oberschlesische Industriebezirk den Unterhalt. Das Antlitz der Gegend hat sich völlig verändert und auch die Menschen, die sie bevölkern, leben jetzt ein ganz anderes Leben als damals.

In blühenden, eng gereihten Ortschaften, ungeheuren Landgemeinden und mit amerikanischer Schnelligkeit emporgeschossenen Städten drängt sich die Bevölkerung. Hütte reiht sich an Hütte, Grube an Grube, von Hunderten von Essen überragt. Die Feuer sprühen, die Hämmer dröhnen, die Räder sausen und Abertausende fleißige Hände regen sich Tag und Nacht, fruchtbare Arbeit schaffend. Deutsche Art und Gesittung findet allenthalben ihre Betätigung. 200 000 Arbeiter finden in der oberschlesischen Montanindustrie ihren Erwerb.

Daß heute im Industrierevier über dreiviertel Millionen ein auskömmliches Brot finden, daß ihr Kulturzustand ein unvergleichlich höherer ist, als er vor der Entwicklung der Montanindustrie war, das ist eben der Segen, den diese Industrie verbreitet. Und unverkennbar geht vom Industriebezirk ein wohltätiger Einfluß auf seine ganze Umgebung aus. So sind die prophetischen Worte des um die oberschlesische Montanindustrie hochverdienten Freiherrn von Reden (geschrieben im Jahre 1787) strahlend in Erfüllung gegangen: „Ich finde ein unbeschreibliches Vergnügen in der vielleicht noch entfernten Zukunft und freue mich im voraus der Zeiten, wo belebte Industrie, schnellere Zirkulation und Kultur diesen ungeachteten Winkel zur Perle der preußischen Krone erheben und dessen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen umschaffen werden."

Gewaltige Werte schafft die oberschlesische Montanindustrie, gewaltige Lohnsummen kommen ins Verdienen. Der Produktionswert betrug im Jahre 1913 dreiviertel Milliarden. 233 Millionen Mark wurden in diesem Jahre an Löhnen ausgezahlt. Einst und jetzt! Das Oberschlesien der 40er Jahre und das Oberschlesien seit 25 Jahren! Wie gründlich haben vier oder fünf Jahrzehnte dies oft geschmähte und verhöhnte Land verändert! Den ungeheuren Fortschritt über das Elend der Zeiten des Hungertyphus — 1848 — hinweg muß jeder bewundernd anerkennen. Am

eindrucksvollsten wird er dem vor die Seele treten, der in den älteren Schriften über Oberschlesien dem vor 60, 70 Jahren aller Welt geläufigen Vergleiche mit Irland begegnet, einem Lande, dessen altheimische Bevölkerung wirtschaftlich und sittlich entkräftet, verarmt und dem Trunke ergeben, hoffnungslos ums Dasein rang gegen die Vormacht des reichen, herrschenden fremdsprachigen Kulturvolkes, das die grüne Insel überwältigt und in Besitz genommen hatte. Dieser Vergleich Oberschlesiens mit Irland hatte bis vor einem halben Jahrhundert eine gewisse Berechtigung. Aber wie verschieden haben sich seither die Geschicke beider Länder entwickelt! Irland hatte 1841 8 175 000 Einwohner; die Zählung von 1901 fand nur noch 4 457 000 vor. Die dem Pfluge unterworfene Fläche verminderte sich 1860—1901 von 1 771 000 auf 992 000 Hektar. Die Mehrzahl der alteinheimischen Bevölkerung hat den Boden der Väter räumen und jenseits des Ozeans in den Proletariervierteln amerikanischer Großstädte sich eine neue Heimat suchen müssen. Und das zurückgebliebene Landvolk lebt in einem durch die jüngsten agrarischen Gesetze nur wenig gemilderten Elend. Die Erbitterung gegen die harten Herren ist heute so unversöhnlich wie jemals. Noch immer ist die Berechtigung der verzweifelten Worte nicht völlig verschwunden, die 1833 einer der edelsten Söhne Englands, Charles Napier, niederschrieb, als er die Lage des Landvolkes unter dem Druck der Großgrundbesitzer einer griechischen Insel durch den Vergleich mit der keineswegs besseren Stellung englischer oder schottischer Pächter beleuchtete. Er fuhr dann fort: „Was das Los der Iren anlangt, so will ich nicht sagen: sieh hin auf Irland! lieber, sieh nicht hin auf Irland! Sieh auf die Juden in Rußland, die Christen in der Türkei, die Schwarzen in Westindien und beachte die Wirkungen von Unrecht und Grausamkeit; aber sieh nicht auf Irland, oder dir wird es vorkommen, die Welt sei befallen von der Läusesucht, und Irland sei der Herd dieser Krankheit; von ihm gehe das ekle Gewürm aus in der Gestalt der „absentees“ (der fern von ihren Gütern lebenden Großgrundbesitzer), auf der Erde herumkriechend zum Ekel für anständige Gesinnung, zur Empörung für gesunden Verstand. O nein! sieh nicht auf Irland!“

Mit wie anderem Gefühl kann der Preuße des Landes gedenken, das einst oft mit der unglücklichen Insel verglichen wurde! Es gibt kein schöneres Beispiel als Oberschlesien, was „Verstand und Redlichkeit“, um mit Goethes Wort zu reden, aus einem lange verwahrlosten Lande in einigen Jahrzehnten machen können.

Der Engländer muß noch heute, wenn er ausnahmsweise einmal ehrlich vor seiner Tür kehrt, den Fremden bitten: „Oh no, look not at Ireland!“ Wir Preußen rufen stolz: „Sieh hin auf Oberschlesien!“

Bauberatungsämter
der Provinz Ostpreussen.

Die unterstrichenen Orte sind Sitz der Bauberatung.

Architekt A. Venitz: Vom Wiederaufbau Ostpreußens*).

Schwer richtet sich das ostpreußische Volk aus Kriegsnot auf, schwer sind die zu tragenden Lasten für alle, die in diesen von barbarischen Russenhorden gebrandschatzten Ruinen-Kleinstädten an der Arbeit sind und notdürftig weiterzukommen trachten. Aber mit der, diesem Volksstamm eigenen Hartnäckigkeit und Ausdauer, auch Anspruchslosigkeit, werden die schweren Zeiten auch überwunden. „Daß Euer Herz in dieser schweren Zeit fest werde!" rief im letzten Sonntagsgottesdienst den Ostpreußen ihr Prediger zu — und sie alle haben es gelobt — und sind fest und zuversichtlich aufs neue ans Werk gegangen.

Es ist 6 Uhr morgens in den Trümmern einer einst blühenden Kleinstadt hinter der Niederung, ganz oben im Zipfel bei Tilsit. Beim Blick aus meinem notdürftigen Quartier sehe ich, daß im Morgengrauen auf dem mit Schnee bedeckten großen Marktplatz eine Etappen-Auto-Kolonne auf dem Weg zur Front aufgefahren ist. Die Führer hoffen, in dem an der Ecke eingerichteten provisorischen Gasthof ein letztes Frühstück in der Heimat sich zu sichern; dann geht es über Kowno an den Feind.

Gegen 7 Uhr hören wir laute Kommandos über den Platz schallen. Die Russen-Arbeits-Kommandos rücken in ihre Arbeitsstellen in den Ruinen ein. Es sind bereits starke Kolonnen, die man jetzt hier überall findet. Unter Führung von Landwehrleuten geht es nach preußischer Art ungesäumt in die dichtesten Trümmerhaufen hinein. Es wird abgebrochen, getrennt, niedergelegt, gesprengt, Schutt abgefahren, gelagert und nach Möglichkeit gerettet, was es noch an Werten zu verwenden gibt. Fein säuberlich werden Steine und Eisen getrennt und vom Mörtel gereinigt, vor einer jeden Brandstelle gelagert und ordnungsgemäß aufgestellt. Es sind ja die Werte, welche an noch zu verwendendem Material den Geschädigten verblieben sind. Darum wird sehr haushälterisch mit umgegangen. Ist eine Straße oder ein Platz aufgeräumt, dann geht es in andere Teile der Stadt.

So allmählich kommen auch die bereits zurückgekehrten Ostpreußen aus ihren sehr bescheidenen Unterkünften. Gegen 8 Uhr erscheint der bauleitende Architekt, der nach Ostpreußen geeilt ist, um zu helfen, mit sorgenvoller Miene vor der Ruine seines Bauherrn, um sich von der Größe des Schadens und dem noch zu verwendenden Material und Zustand zu vergewissern. Er sucht auch noch zu verbessern während des Abbruchs, denn er muß genau angeben, wie weit die Zerstörung gegangen ist. Auf ihm ruht der Schwerpunkt der Verantwortung. Nach seinem Vertrag gibt es nur Pflichten und Arbeit — wenig Freude. Jeder ruft zuerst

*) Vgl. hierzu nebenstehende Karte.

nach ihm, muß Unterlagen haben, will Auskunft und Rat für alle Lagen und Möglichkeiten. Der bauleitende Architekt hier in Ostpreußen ist in der Regel im besten Mannesalter, erfahren und unverlegen in allen Fällen. Sorgenvoll kommt sein Bauherr später an die Stelle seines einstigen Wohlstandes, um sich mit ihm zu beraten, nach. Der Bauherr kann nicht verstehen, daß das viele Eisen, welches ihn beim Bau soviel Geld gekostet hat und nun verglüht und krumm gebrochen daliegt — nur noch als „altes Eisen" loszuschlagen ist. So gilt es überall zu raten und zu ergänzen.

Etwas später erscheint der Herr Bezirksarchitekt von der Bauberatung auf dem Marktplatz. Für die Zeit seiner Wirksamkeit ist er beamtet. Da ihm gegenüber der bauleitende Architekt verantwortlich ist, wendet er sich gleich an denselben, und beide tun gemeinsam ihr Werk. Je nachdem wie sich der Bezirksarchitekt zu helfen weiß, gibt er sich als Beamter, oder human und fördernd. Große Umsicht, volle Hingabe wird von ihm verlangt. Nicht allein praktische Anordnungen hat er zu treffen, nein, er ist die Person, die so halbwegs wissen muß, wie die künftige Kleinstadt auszusehen hat. Ist Markttag wie heute, dann ist der Bezirksarchitekt noch mehr in Anspruch genommen wie sonst.

Man schaue nur hin; kaum ist er gekommen, sofort schließt sich ein Kreis von Fragern und Antragstellern um ihn. Was er nicht weiß, muß dann der Landrat oder Bürgermeister wissen. Da sind Bauern, die sind weit her per Wagen gekommen, um die Anträge zum Aufbau von Scheunen, Ställen oder Notbauten zu stellen. Vorläufig hausen sie bei Verwandten oder nur notdürftig. Haben sie die Kriegsschadenfeststellung und den Entwurf für den Wiederaufbau mitgebracht, dann waltet der Bezirksarchitekt sofort seines Amtes. Es wird geprüft, beanstandet, begutachtet, und der Bau kann entweder mit Vorbehalt oder sofort in Angriff genommen werden. Der Landmann fährt zuversichtlich heim. Es wird alles werden.

Nicht leicht hat sich der Ostpreuße in die neuen Bestimmungen und Bedingungen für den Wiederaufbau bei Inanspruchnahme staatlicher Hilfeleistung gefunden; aber jetzt kann man sagen, daß er den Sinn der Anordnungen, gegenüber den früheren Zuständen, erfaßt.

Wie hier in dieser Kleinstadt, so regen sich überall die Hände und die Kräfte, an welchen überall Mangel ist. Die gelernten Handwerker sind spärlich gesäet, Baustoffe wie Material sind knapp, und erst das Frühjahr soll hier Wandel schaffen. Bei den Arbeiten begegnen uns auch bereits andere Vorbedingungen, wie: Bauberatung, geänderte Bauordnungen, staatliche Aufsicht und vornehmlich die allerhöchste Verordnung vom 19. Januar 1915, welche die sogenannte „Lex Adickes" für die beschädigten Gebiete in der Provinz eingeführt, die das Umlegen von Grundstücken und das Durchsetzen ästhetischer Anforderungen bei der baupolizeilichen Prüfung ermöglicht hat. Damit ist für die Gesundung

der Stadtbebauungspläne erst die rechtliche Grundlage geschaffen. Die weitaus wichtigste neue Bestimmung ist aber die, daß nur zwei Geschosse hoch gebaut werden darf. Das ist wohl das glücklichste bisher fehlende Mittel, um der Kleinstadt des Landes ihre Eigenheit zu sichern. Wie wichtig gerade dieses Mittel für die Bauberatung war, erkennt man wohl erst dann, wenn man die Straßenzüge mit ihren ein-, höchstens zweigeschossigen anheimelnden, einfachen alten Gebäuden gesehen hat und dann hier und da das Entstehen neuer „Paläste" neben der Kirche oder dem Rathaus beobachtet. In Stallupönen, Schirwindt, Neidenburg usw. habe ich richtige Wolkenkratzer mit allen „modernen Linien" des sogenannten „Fortschrittes" gesehen.

Weil dieser Unfug früher auch in Ostpreußen den Bauenden zu leicht gemacht wurde, hat die Bauberatung einen sehr schweren Stand. Deren Einrichtung wird selbstverständlich als ein Hemmnis angesehen, da sie als etwas Neues, bisher Ungewohntes erscheint. Bisher erhielt man eine Baugenehmigung, vom Unternehmer bearbeitet und eingereicht, „glatt genehmigt" zurück. Nunmehr jedoch ist die Stimme des Architekten nicht mehr die eines Predigers in der Wüste, sondern dringendes Verlangen, ja Abhängigkeit. Ausnahmen sollen zwar für örtlich begründete Fälle, für bestimmte Straßen und Plätze zugelassen werden. Es braucht hier wohl kaum angeführt zu werden, daß danach selbstverständlich jede einzige kleine und selbst kleinste Stadt gerade für sich die „unabweisbare Notwendigkeit" entdeckt, von dieser Ausnahmemöglichkeit Gebrauch zu machen. Wer in ostpreußischen Stadtverordnetensitzungen gelegentlich der Besprechungen der neuen Bebauungspläne anwesend war, weiß darüber ein langes Lied zu singen. Hier begegnet der Bauberatung das Sonderinteresse, das alte berühmte Hemmnis, und darum kein Zweifel zu den einzelnen zuständigen Stellen, daß sie den Geist der neuen Ordnung zu wahren wissen werden.

In den kleinen Städten Ostpreußens glauben jene, welche die Kriegsentschädigung beanspruchen, durch die an die Gewährung geknüpfte Bedingung zur Anpassung an die Wünsche der Bauberatung ganz besonders gehindert zu sein, und einzelne glaubten wieder, wenn ihr Anwesen zerstört wurde, berechtigt zu sein, zu bauen, wie sie lustig sind — wenn sie auf die staatliche Unterstützung Verzicht leisteten. Diese Ansicht wurde auch von einzelnen Unternehmern, die den Auftrag zum Bau bereits in der Tasche hatten, unterstützt. Hier ist die Bauberatung sehr viel Arbeit entstanden, um zu läutern und Händel zu vermeiden. Aus derartigen Gründen ist es auch ein Irrtum zu glauben, daß eine völlige Umgestaltung des Stadtbildes möglich sei. Es kann sich in Orten, die nicht völlig zerstört sind, nur darum handeln, einzelne Verbesserungen vorzunehmen und etwa vorhandene Schönheiten von Denkmalwert freizulegen. So hat man in Domnau z. B. den Blick auf die Kirche, die bis dahin von häßlichen Buden verdeckt war, freigemacht. Vor allem ist man darauf bedacht,

den Kleinstadtcharakter der Orte zu wahren und die Überschreitung der Geschosse zu dämmen.

Diese Forderungen bei staatlicher Fürsorge sind als sehr milde Verlangen anzusehen gegenüber jenen, welche in früheren Zeiten, so nach dem siebenjährigen Krieg, in der Zeit der Innungen, der Blüte des Zopfes und Barocks, von den Siedlern des Oderbruches und in Schlesien gefordert wurden, wo keine staatliche Bauhilfe gewährt wurde, ohne bestimmte Forderungen für die Gestaltung vorzuschreiben. Bereits vom Alten Fritz wurden rheinische und französische Baukünstler nach den bedürftigen Gegenden gesandt mit der Anweisung: „in sachlicher Weise, nach den Regeln der „Bauart" und „Batiments" zu wirken und Säumige anzutreiben." Es ist daraus zu ersehen, daß dabei energischer vorgegangen wurde, als wir es jetzt auf dem milden Weg der Bauberatung in Ostpreußen erleben. Darum ist es auch nationale Pflicht jener, welche Kriegsentschädigung nicht in Anspruch nehmen, sich im Interesse des allgemeinen Zieles freiwillig den Wünschen einer sachgemäßen Bauberatung zu fügen.

Gewiß kann dies auch nur dann freiwillig geschehen, wenn der Ostpreuße erkennt, daß er sachgemäß beraten wird: Einzelne hindernde Gründe sind auch auf die nicht sachgemäße Bauberatung zurückzuführen, weil viele eingestellte Bezirksarchitekten wohl ein Atelier für Architektur leiten konnten, dem Wesen einer sachgemäßen Bauberatung jedoch fremd gegenüberstanden. Daher ist noch heute in der Bauberatung Ostpreußens keine Einheit; es findet fortgesetzt Personenwechsel statt, welchem nicht zuletzt unliebsame Vorgänge zugeschrieben werden müssen. Unvermeidlich sind sie wohl auch deshalb geworden, da man bei den ersten Maßnahmen in die Bauberatung doch zu sehr die Gedankenmisere der allgemeinen Bauverwaltung hinein trug und nachher sich an die Person der berufenen Bezirksarchitekten hielt. „Architekt und Bauberater ist zweierlei", und dann ist formelle und sachgemäße Handhabung zu trennen und durchzuführen. Ich habe in meinen „Bauberatstellen", Verlag R. Kiepert, Charlottenburg, an der Hand von Tafeln und Beispielen früher schon gezeigt, was man darunter zu umfassen hat.

Auch an anderer Stelle kann man verfolgen, wie dem nicht zum Bauberater befähigten, jedoch „berufenen" Architekten zugemutet wird, daß der Erfolg allein und einzig von ihrer Person abhängig sei. Es sind Architekten als Bauberater tätig, von denen die Fachwelt bisher wohl haufenweise Konkurrenzentwürfe sah, aber nie nach diesen Entwürfen eine Ausführung von Bauten erlebt hat. Hier liegt der Mangel. Denn die Ausführung verschafft die Erfahrung. Eine Zeitlang mag dieser Zustand wohl hingenommen werden können, solange Bilder gemalt und Perspektiven konstruiert werden von

diesem und jenem Standpunkt, in Kohle und Tempera, bloß nicht vom Standpunkt der Wirklichkeit. Hierauf dominiert vorläufig der Aufbau in Ostpreußen. Wir sahen es gelegentlich der Kaiservorlage und werden daher noch weitere Überraschungen haben.

In den einzelnen Bezirken fehlt es auch an dem gesamten Anschauungsmaterial der Bauberatung: Modellen, Beispiel und Gegenbeispielen, statistischen Unterlagen, Raumvorstellungen, Tafeln für Höhen und Gelände, kurz an dem gesamten Arbeitsmaterial, wie es die rheinischen und württembergischen Bauberatungsstellen auszeichnet. Für die Herstellung der Modelle sind überhaupt keine Mittel zur Verfügung gestellt — daher greift man zu den schönen bestechenden Schaubildern als „Schneelandschaften". Erst im Raumbild kann man sich dem Bauenden gegenüber verständlich machen und näher bringen und steht zu hoffen, daß man hier zur Förderung endlich sachgemäß wird. Bei einer modellierten Entwurfsvorführung treten auch sofort die Mängel derselben und andere Begleiterscheinungen zutage, die kein genauer Grundriß und noch so sauber mit Kohle behandelte Perspektive bloßlegen. Hier habe ich aus Erfahrung und bezahltem Schulgeld geschöpft.

Dann ist immer noch kein Wille zur Einrichtung von den Handwerkerkursen unter Leitung der Bauberatung zu erkennen, die Basis und die Lebensmöglichkeit der gesamten schönen Absichten. Konstruktion und gewerbliche Geschicklichkeit liegen gerade in Ostpreußen danieder. Der gelernte Handwerker ist die nächste Instanz zur Erreichung der Ziele und Erstarkung der gesunden Bauweise. In Gumbinnen ist eine sogenannte Meisterschule; dieselbe ist veraltet und verrostet und zu entlegen, um hinzureisen. Kurse, Abend- oder Sonntagkurse am Sitz der Bauberatungsstelle (Bezirksarchitekt) sind unentbehrlich. Zunächst wird man diese Forderung lästig finden. Früher fand man dieses auch in Württemberg, wo heute die Schüler und Handwerker die Frucht und den Segen dieser Mühen und Arbeit ernten. Mit Stolz zeigen sie dort dem Fremden den Erfolg ihrer Mühen und wissen in dringenden Fällen geschickte und selbständige Anordnungen zu treffen. Es ist ihnen Herzenssache — und nicht bloß Geschäft — geworden.

Bereits heute sind die Bezirksarchitekten mit formellen Prüfungsarbeiten der Bauanträge überladen, dabei erwartet man im Frühjahr die Einreichung von etwa 15 000 Anträgen. Es ist unschwer zu erkennen und erhellt, daß die Bezirke zu groß eingeteilt sind gegenüber dem Maß der wirklich kommenden Arbeit. Zunächst hat man sich in Königsberg darauf beschränkt, einzelne Bezirke neu einzuschieben. Eine eigentliche Neueinteilung und Vermehrung der Bauberatungsstellen sind auch die eingelegten Kreisbauberatungsstellen nicht, welche richtiger „Bauhilfsstellen" benannt würden, die die Baustoffverwaltung, Abrechnung, Ver-

anschlagung und Lohnkontrolle der Russenkommandos für landwirtschaftliche Bauten zu erledigen haben. Diese Stellen sind mit Technikern besetzt und sind in sachlicher Hinsicht vom Bezirksarchitekten abhängig gemacht. Die Bezeichnung „Bauberatungsstelle" für diese Kreisstellen ist falsch und hat die Sache etwas verwirrt gemacht. Die Folge: Der Herr Landrat erteilt Bauerlaubnis und der Bezirksarchitekt verweigerte das Gutachten. Dies ist keine Verbesserung. Und haben sich diese Zustände auch scheinbar etwas behoben — bei größerer Tätigkeit werden sie sich bestimmt wiederholen. Daher mehr Bezirksarchitekten nach Ostpreußen!

Neben dem Bezirksarchitekten erfüllen heute in Ostpreußen die hingezogenen Privatarchitekten noch immer nicht den vollen Zweck, welchen sie eigentlich erfüllen sollten — und weil sie ihn beim besten Willen nicht erfüllen können. Einzelne Bezirksarchitekten erblicken in ihren eigentlichen Mithelfern Konkurrenten und bevorzugen wiederum einzelne vor den anderen mehrfach. Der in Ostpreußen zugelassene Privatarchitekt muß ein Mithelfer der Bauberatung werden. Hier muß die Bauberatung unparteiisch sein, vom Begabten lernen und den weniger Befähigten fördern. Nur so ist eine gedeihliche Wirksamkeit denkbar. Die Wichtigkeit der Privatarchitekten ersieht man schon darin, welches Maß von Vorarbeit von demselben geleistet wird, bis sie dem Bezirksarchitekten zu Gesicht kommt. Noch bevor letzterer die Örtlichkeit der Zerstörung kennt, hat der Privatarchitekt das Gebiet beackert. Daher ist Aussprache und verständnisinniges Zusammenarbeiten, Vertrauen und Ergänzung hier oberstes Gebot.

Die Verschiedenartigkeit der berufenen Persönlichkeiten, die Freiheit des Berufes, in dem sie bisher selbständig tätig waren, die reichen Möglichkeiten verschiedener Auffassung der einzelnen Aufgaben bringen es mit sich, daß das Spiel der Kräfte klingt, daß die verschiedensten Wege zum gleichen Ziele von ihnen vorgetragen werden. Und es ist einzuhalten, wenn im Hauptberatungsamt in Königsberg Förderung geübt werden will, daß nicht dieser oder jener kühne oder überlegene Gedanke an der Willkür einer herrischen Beamtenstelle scheitert. Dem auf das Mögliche, Notwendige und Zweckmäßige gerichteten Einfluß des erfahrenen Bauberaters wird es dann gelingen, gegen ostpreußische Hartnäckigkeit die wesentlichen und erhaltungswerten Züge der alten Bebauungspläne zu verbessern und zu ergänzen!

Man hat die Kriegsschäden in den Kleinstädten an Bauten in Block-, Reihen- und Einzelschäden eingeteilt. Besonders den ersten beiden Arten ist in gewissen Grenzen eine städtebauliche Gesundung des betreffenden Gemeinwesens möglich. Ihr gelten die ersten wichtigen Arbeiten der Bezirksarchitekten und Mitarbeiter. Im Innern der alten Ordensstädte können und brauchen sich diese freilich nicht so sehr auf die Abänderung der im allgemeinen einwandfreien und den Anforderungen des Verkehrs heute völlig genügenden Straßenzüge zu richten, als auf die Verbesserung der einzelnen Grundstücke nach ihren

Grenzen und oft auch nach ihren Größen; auch nach der oft zu breiten Straße staffelweises Vorziehen der Bauflucht. In diesen Beziehungen herrschten vielfach Zustände, die sich unmöglich beibehalten lassen. Um diese Arbeit zu würdigen, muß man wissen, daß Mangel an rechtsgültigen Unterlagen herrscht, und wie schwer es ist, auf dieser Grundlage zwei Nachbarn, die sich mitunter auch noch feindlich gesinnt sind, zu einer Verständigung über die Grenzveränderung zu bringen. Daß sich Förderſames dennoch erreichen läßt, beweisen einige Beispiele, und darum darf es auch am guten Willen der bodenständigen Ostpreußen nicht mangeln.

In den zerstörten Teilen sind etwa 34 000 Gebäude, allerdings meist landwirtschaftlicher Art, zu errichten. Einzelne Städte, wie Schirwindt z. B., sind ganz, andere zum großen Teil, einschließlich der öffentlichen Gebäude, zerstört. Da die Mitwirkung und Zuständigkeit der Bauberatung sich selbstverständlich auch auf diese bezieht, so ist das Maß des zu Leistenden groß. Dieser Aufgabe werden die achtzehn eingerichteten Bezirke für die Vorbereitung wohl genügen, nicht aber für die Ausführung. Denn es sind 100000 Haushaltungen ausgeraubt und verwüstet. Es gilt nicht bloß die Erstellung des Hauses, sondern: Haus, Raum und Gerät!

Noch Weiteres bleibt gerade den bauenden Behörden, Eisen-, Post-, Domänenverwaltung und Städten zu tun und zu erstreben: Ihre neu aufzuerrichtenden Gebäude künftig nicht als „abschreckendes", sondern als „erzieherisches Beispiel" zu erstellen, sowohl im Entwurf wie in der Bauausführung. Wer Gelegenheit hatte, gerade daraufhin in Ostpreußen zu beobachten, der kam aus dem Zweifel nicht mehr heraus, daß diese Vorbilder früherer Zeit im „Normalformat mit Zinkkiesleiste" das Gute in Ostpreußen herabgewirtschaftet haben — und nicht die private Bautätigkeit. In ihnen sah der kleine Unternehmer nachahmenswerte Beispiele und hat sich danach gerichtet und verrichtet. Niemand kann es daher wagen, den ersten Stein auf ihn zu werfen!

All diesen Mängeln der Privaten, wie Kunst der Öffentlichkeit ist zur Durchführung außer der staatlichen Stütze noch die Hilfe durch den gewiß glücklichen Gedanken der Patenstädte für Stadt- und Landkreise entstanden. Die Städte „im Reich", welche für Stadt- und Landkreise Patenstelle übernehmen, sammeln neben den staatlichen Mittel und führen dieselben nach Ostpreußen ab. Den Ostpreußen kommt diese Hilfe zunächst zugute. Aus diesen Mitteln müßten jedoch auch der Bauberatung Unterstützungen werden, da es nicht genügt, den Bezirksarchitekten auf gutes Gehalt zu stellen und ihm für Bureau und Hilfskräfte ganz geringe Beträge einzuräumen. Von der Lage der Privatarchitekten, die neben dem Bezirksarchitekten doch zunächst die Ersten sind, welche das gewaltige Maß von Arbeit bewältigen, als Fremde und Liebe zur Sache, sowie

ihrem aufopfernden Leben will ich nur ein Beispiel anführen: Ein begabter älterer Architekt ist seit zehn Monaten mit Aufopferung tätig. In jüngster Zeit hat er gut zu tun und bisher etwa 6000 Mark Auslagen und Kosten gehabt, dem gegenüber hat er eine wirkliche Gesamteinnahme von **120 Mark** zu notieren. Alle anderen Beträge stehen aus! Dabei hat er wochenlang in einem unheizbaren Raum, wo die Fenster mit Brettern verschalt sind und die Tür gerade noch in den Angeln hängt, gehaust! Die Lebens- und Wohnungsmöglichkeiten sind derart außergewöhnlich schlecht für den Fremden, daß nur durchaus kräftige Menschen diese Anforderungen aushalten. Um einen Liter Brennspiritus aufzutreiben, bin ich selbst bis Tilsit gefahren und — hoffnungslos, ohne Aussicht, mir Beleuchtung zur Arbeit verschaffen zu können, zurückgekehrt. Dem Einheimischen wird staatliche Hilfe sofort beim Zurückkehren durch den Kriegshilfsausschuß. Wer hilft hier dem schaffenden Baukünstler? In Königsberg ist man beim Oberpräsidium zu formell, um sich der Sache anzunehmen, daher soll **hier einmal versucht werden, das Gehör der „Ostpreußenhilfe der Patenstädte" für jene Kräfte zu finden, die hilfsbereit Behaglichkeit und normale Verhältnisse ihren Idealen geopfert haben, und deren Hände Arbeit in Ostpreußen die erste Saat zum Gelingen des Werkes ausstreut!**

Die „Ostpreußenhilfe" hat sich ja für Fälle und Aufgaben einzusetzen versprochen, auch als Reichsverband in der neuen Gestalt, für welche „Staatshilfe" nicht mehr in Frage kommen soll, also auch Unterstützung aller Organe, welche fördern, dann für den Ankauf von Gelände, für Einzelhäuser, Hebung von Übelständen aller Art, für Spiel- und Erholungsflächen, für Spazierwege, für Be- und Entwässerung, für die Denkmalpflege, Freilegung öffentlicher historischer Gebäude, für städtebauliche Verbesserungen im Stadtbild — für mustergültigen Hausrat, für Volkswohlfahrt, kurz für alles das, was den Ort hebt und verschönt, ein wenig Lebensbehagen auch bis in die einfachen Bevölkerungskreise hineinträgt und dadurch Wachstum wird, **und die Landflucht unterbunden. Und wer steht und fällt bei der Durchführung dieser großen Entwürfe und Absichten? Zunächst der Privatarchitekt.** Darum verschaffe man demselben auch Lebensmöglichkeiten durch Beispringen und verlange nicht, daß dieser Stand neben Mühe und Arbeit auch noch seine letzten Mittel wagt — in ernster Kriegszeit. Hier ist ein neues Feld für die Patenstädte und den von Lüdinghausen'schen Gedanken, wo segensreiche Arbeit und Dank winkt!

Es steht ja zu hoffen, daß sich für all diese offenen Fragen mit der Zeit die Lösung findet; jedoch im Frühjahr setzt bei der Bautätigkeit in Ostpreußen der Hochdruck ein und darum genügt es nicht mehr: „alles, als erst noch in der Entwicklung begriffen" zu bezeichnen. Soll der Baukünstler Werte schaffen, dann muß er sorgenlos gestellt sein.

Dazu eine Aufgabe, die, so groß sie ist, von den ganz großen Meistern an Ort und Stelle nicht geleistet und erwartet werden kann. Es wird eine Nutzung des Spieles freier junger Kräfte sein. Wir wollen uns gewiß nicht überheben; das aber nehmen wir für uns in Anspruch, daß ein ehrliches und emsiges Streben in unseren Tagen in der Baukunst lebt und das noch zunimmt, wenn erst die Armee die einbehaltenen Kräfte freigibt, und daß sie doch schon etwas zu sagen hat. Und der Überzeugung dürfen wir wohl sein, daß ein aus diesen Kräften neu aufgebautes Ostpreußen mit den Fehlern, die etwa eine spätere Zeit feststellen sollte, doch eine für alle Zeit beachtenswerte Leistung sein muß und vielleicht das Wallfahrtsziel wirklich werden kann.

Jedoch am Formenschatz der Alten allein können wir nicht genesen — auch ein Hauch ihres Geistes muß über uns kommen! Dieser Geist war sachgemäßer und weniger formell.

Rechtsanwalt Dr. Werneburg:

Die Bestimmung des neutralen oder feindlichen Charakters der Handelsschiffe und ihrer Waren.

Nach dem Standpunkt des heutigen Völkerrechtes unterliegt grundsätzlich das feindliche Privateigentum zur See dem Seebeuterecht des Gegners im Kriege, nicht auch das neutrale Eigentum. Zwecks Unterscheidung der neutralen und feindlichen Handelsschiffe und ihrer Waren ist eine Bestimmung darüber erforderlich, nach welchen Umständen oder Eigenschaften dieser Objekte ihre neutrale oder feindliche Charakterisierung zu treffen ist.

Vor der Londoner Seekriegsrechtsdeklaration vom Jahre 1909 war diese Frage wenig geklärt, da die Pariser Deklaration hierüber keine Bestimmungen getroffen hatte. Übereinstimmung herrschte darin, daß bei dieser Unterscheidung in erster Linie die neutrale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers dieser Güter maßgebend sein mußte. Aber schon über die weitere Frage, wonach sich die neutrale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers richten sollte, gingen die Ansichten in der Theorie und der Rechtsprechung der Gerichte in den einzelnen Staaten auseinander. Nach der französischen Praxis war nämlich die Staatsangehörigkeit des Eigentümers dieser Güter entscheidend und zwar mit der Maßgabe, daß eine Änderung derselben nach Beginn des Krieges keinen Einfluß haben sollte. Dagegen war nach der englischen und amerikanischen Rechtsprechung der

Wohnsitz des Eigentümers bestimmend. Eine Unterscheidung in dieser Richtung erübrigte sich überhaupt nach der Praxis dieser Staaten, wenn das Handelsschiff die feindliche Flagge führte. In solchem Fall unterlag das Handelsschiff nämlich selbst dann dem Beuterecht des gegnerischen Staates, wenn der Eigentümer neutrale Eigenschaft besaß. Stand andererseits die feindliche Eigenschaft des Eigentümers nach obigen Gesichtspunkten fest, so konnte natürlich auch die neutrale Flagge das Schiff nicht mehr vor dem Wegnahmerecht schützen.

Bestimmungen über die neutrale oder feindliche Eigenschaft der Handelsschiffe finden sich nunmehr in der Londoner Seerechtsdeklaration vom Jahre 1909. Hinsichtlich ihrer praktischen Anwendbarkeit ist allerdings immer zu berücksichtigen, daß diese Deklaration mit alleiniger Ausnahme der Vereinigten Staaten bisher von keinem Staat ratifiziert worden ist — namentlich nicht von England — ihr also Rechtsverbindlichkeit nicht beigemessen werden kann. Immerhin hat jedoch die hier getroffene Regelung größeren Einfluß auf das Völkerrecht selbst ausgeübt, sodaß die Vorschriften der Deklaration als Dokument der Gesamtauffassung jedenfalls nicht wertlos sind.

Für die vorliegende Frage kommt der Artikel 57 (6. Kapitel der Seekriegsrechtsdeklaration) in Betracht. Nach ihm wird nämlich die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes grundsätzlich nach der Flagge bestimmt, zu deren Führung es das Recht erworben hat. Demnach kommt der Staatsangehörigkeit und dem Wohnsitz des Schiffseigentümers nur insofern noch Bedeutung zu, als der Erwerb des Rechtes zur Führung der Flagge von Wohnsitz oder Staatsangehörigkeit abhängt.

Das Recht zur Führung der Flagge wird den Handelsschiffen nach Maßgabe der Gesetzgebung der einzelnen Staaten verliehen. Für das Deutsche Reich bestimmt der § 2 Absatz 1 des Reichsgesetzes betreffend das Flaggenrecht der Kauffahrteischiffe vom 22. Juni 1899, daß diese Schiffe nur dann zur Führung der Reichsflagge berechtigt sind, wenn sie im ausschließlichen Eigentum von Reichsangehörigen stehen. In gleicher Weise ist die gesetzliche Regelung in England, den Vereinigten Staaten, Rußland, Norwegen und Spanien erfolgt. Nach der Gesetzgebung Österreich-Ungarns, Dänemarks und Schwedens genügt hingegen schon, daß zwei Drittel des Schiffes im Eigentum ihres Staatsangehörigen steht, nach der Belgiens muß nur mehr als die Hälfte des Schiffes Eigentum seines Staatsangehörigen sein. Frankreich und Griechenland fordert in seinen Gesetzen nur, daß wenigstens die Hälfte des Schiffes seinem Staatsangehörigen gehört.

Bemerkenswert ist, daß Argentinien, Chile, Paraguay, Columbien und andere Republiken Südamerikas das Recht zur Führung ihrer Flagge auch solchen Eigentümern von Handelsschiffen verleihen, die nicht ihre Staatsangehörigen sind. Es wäre also möglich, daß beispielsweise Argentinien deutschen Staatsangehörigen das Recht verliehe, ihre Schiffe unter argentinischer Flagge fahren zu lassen. Ob allerdings auch im Kriege ein solches Verfahren seitens der krieg-

führenden Mächte Anerkennung finden würde, erscheint vom praktischen Standpunkt aus als äußerst zweifelhaft. Nach den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges dürfte auch die argentinische Flagge das deutsche Handelsschiff nicht vor der Wegnahme schützen.

Aus der Regelung der Londoner Seerechtsdeklaration ergibt sich, daß ein Handelsschiff selbst dann dem Beuterecht des gegnerischen Staates unterliegt, wenn es im unbeschränkten Eigentum eines neutralen Staatsangehörigen steht. Da die zu dem amerikanischen Morgan-Trust gehörenden englischen Gesellschaften, wie die Red Star Line und die White Star Line, sowohl betriebstechnisch wie bezüglich der Führung der Flagge selbständig geblieben sind (Andree, Geographie des Welthandels 1910, S. 407), so sind diese Schiffe in dem gegenwärtigen deutsch-englischen Kriege dem Seebeuterecht Deutschlands unterworfen.

Die Frage, ob ein Handelsschiff dem Beuterecht des Gegners auch dann ausgesetzt ist, wenn es keine, eine freierdachte oder die Flagge eines Staates führt, der keine eigene Seeflagge hat, ist in der Londoner Deklaration nicht geregelt. Die Frage dürfte jedoch in bejahendem Sinne zu beantworten sein, da in solchem Fall für das Handelsschiff ein Recht auf Schutz seitens eines Staates nicht besteht.

In vielen Staaten ist bei Erwerb des Rechtes zur Führung ihrer Flagge außer dem Eigentum auch die Staatsangehörigkeit der Besatzung von maßgebender Bedeutung. So ist nach französischem Recht außer dem Eigentum in dem bezeichneten Umfange — wenigstens die Hälfte — außerdem zum Erwerb dieses Rechtes erforderlich, daß der Kapitän, die Offiziere und drei Viertel der Mannschaft französische Staatsangehörige sind, ebenso in Griechenland. In den Vereinigten Staaten wird als Erfordernis aufgestellt, daß die Offiziere sowie zwei Drittel der Besatzung amerikanische Staatsangehörigkeit besitzen und daß das Handelsschiff in Amerika gebaut worden ist. Nach den Gesetzen Österreichs ist Bedingung, daß der Kapitän österreichischer Staatsangehöriger ist.

Bezüglich der an Bord eines feindlichen Handelsschiffes befindlichen Waren ist eine Regelung in Artikel 58 der Londoner Seerechtsdeklaration erfolgt. Der neutrale oder feindliche Charakter dieser Waren bestimmt sich gemäß dieser Vorschrift nach der neutralen oder feindlichen Eigenschaft des Eigentümers derselben. In letzterer Beziehung ist maßgebender Zeitpunkt derjenige der Verladung und, wenn die Verladung vor Kriegsausbruch erfolgt ist, der Beginn der Feindseligkeiten (Artikel 60).

Offen blieb die sich nun notwendig ergebende weitere Frage, ob für die neutrale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers dessen Staatsangehörigkeit oder Wohnsitz maßgebend sein sollte. Eine Einigung hierüber wurde nur durch folgende Leitsätze des „Comité juridique" angebahnt: „Der neutrale oder feindliche Charakter der an Bord eines Schiffes vorgefundenen Waren wird bestimmt durch die neutrale oder feindliche Staatsangehörigkeit ihres Eigentümers, und wenn dieser keine Staatsangehörigkeit oder sowohl neutrale wie feindliche Staats-

angehörigkeit besitzt, durch seinen Wohnsitz im neutralen oder im feindlichen Lande. Waren, die einer anonymen oder Aktiengesellschaft gehören, werden als neutral oder feindlich angesehen, je nachdem die Gesellschaft ihren Sitz im neutralen oder feindlichen Lande hat."

Eine völlige Übereinstimmung wurde jedoch über diesen Punkt nicht erzielt. Nach englischer Praxis ist grundsätzlich der Wohnsitz des Eigentümers maßgebend. Außerdem werden nach ihr aber auch solche Waren als feindliche angesehen, die auf feindlichem Boden produziert oder in einer auf feindlichem Boden befindlichen selbständigen Zweigniederlassung eines neutralen Eigentümers erzeugt worden sind.

Oberrealschuldirektor a. D. Julius Reuper.

Gustav Freytag. Ein Gedenkblatt.

Am 13. Juli dieses Kriegsjahres vollendet sich das erste Jahrhundert, seit dem Arzte und Bürgermeister Freytag in dem schlesischen Städtchen Kreuzburg, unfern der polnischen Grenze, sein ältester Sohn geboren wurde, Gustav Freytag, dessen zu gedenken uns heute als eine angenehme Pflicht erscheint. Wenn auch nicht mehr in voller Jugendfrische, lächeln seine „Journalisten" uns doch noch immer liebenswürdig von der Bühne herab an. Aus seinen „Ahnen" und „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" spricht auch noch heute zu uns der Geist der Vorzeit in fesselnder Weise, und seinen Roman „Soll und Haben" bucht auch das zwanzigste Jahrhundert noch als ein Meisterwerk unserer schönen Literatur.

Häufige Reibereien zwischen polnischer und deutscher Jugend, polnischer und deutscher Art, ließen Gustav Freytag schon in jungen Jahren deutsches Wesen lieben mit ganzer Seele. Zum Berufsstudium erkor der heranwachsende Jüngling sich daher dasjenige der deutschen Sprache und Literatur. Bei Hoffmann von Fallersleben oblag er demselben in Breslau. In dessen Privatissimum über Handschriftenkunde war er der einzige Hörer. Erfolgreicher noch setzte er sein Studium dann in Berlin unter Lachmann fort. Mittels einer Dissertation über die Anfänge der deutschen dramatischen Poesie erwarb er sich den Doktorgrad. Fünf Jahre hindurch wirkte er später in Breslau als Privatdozent der deutschen Sprache und Literatur. Als die Fakultät ihm dann aber verweigerte, ein Kolleg über deutsche Kulturgeschichte zu lesen, wozu er die Berechtigung allerdings nicht besaß, vertauschte er den akademischen Beruf kurzerhand mit dem des freien Schriftstellers. Schnell nacheinander schuf er nun die Dramen: „Die Brautfahrt" (des

späteren Kaisers Maximilian), „Die Valentine" und „Graf Waldemar". Die dramatische Technik jedoch kam darin noch zu kurz. Auf der Bühne festen Fuß zu fassen, vermochten sie darum nicht.

Das Revolutionsjahr 1848 machte Freytag dann zum Journalisten. Damit begann nun die zweite und vollwertige Periode seiner literarischen Tätigkeit. In Leipzig gab er jetzt mehr als zwei Jahrzehnte lang die von Kuranda gegründete Wochenschrift „Die Grenzboten" heraus, anfangs gemeinsam mit Julian Schmidt, später mit Moritz Busch und anderen, und seine formgewandten Artikel trugen wesentlich mit dazu bei, dem Blatte unter den deutschen Zeitschriften eine angesehene und einflußreiche Stellung schnell zu erobern, damit aber auch wesentlich der Idee zu dienen, in deren Dienst er sie stellte: der Überzeugung, daß Deutschlands Heil nur von einem geeinten Deutschland unter preußischer Führung zu erwarten sei.

Geistig anregenden Verkehr pflog Freytag in Leipzig mit vielen geistes- und gesinnungsverwandten Männern der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens, besonders mit den Professoren Moritz Haupt, Theodor Mommsen und Heinrich von Treitschke, dem Pädagogen, Journalisten, Finanzmann und späteren badischen Minister Karl Mathy und dem Verlagsbuchhändler Hirzel. In einem Abschieds-Trinkspruche auf Treitschke aus Anlaß von dessen Berufung nach Freiburg i. B. rühmte der Dichter dem „Zauber guter Kameradschaft" nach, daß der Deutsche diesen „völliger als jedes andere Volk" empfinde. Als den „besten Inhalt meines Lebens" pries er bei dieser Gelegenheit „das politische Glaubensbekenntnis", das Nord- und Süd-, West- und Ostdeutsche im abendlichen Freundeskreise vereinte: die gemeinsame Überzeugung, daß Deutschlands Heil lediglich von einem geeinten Deutschland unter Preußens Führung zu erhoffen sei.

Von 1851 ab verbrachte Freytag die Sommermonate alljährlich in Siebleben bei Gotha, wo er sich ein kleines Besitztum erworben hatte. Hier entstand nun das Lustspiel „Die Journalisten", das ihn mit einem Schlage berühmt machte, und das bis auf den heutigen Tag das beste deutsche Lustspiel der nachklassischen Periode geblieben ist. Mit gewandter Feder beherrschte Freytag nunmehr die dramatische Technik, die er auf der Bühne zuvor praktisch studiert hatte, und mit köstlichem Humor läßt er in seinem dramatischen Meisterstück die politischen Zustände seiner Zeit an unserem Blick vorübergaukeln. Als Dichter über den politischen Parteien stehend und den politischen Einschlag des Stoffes praktisch verklärend, schildert Freytag uns Liberale wie Konservative als echte Menschen mit menschlichen Licht- und Schattenseiten. Ein Tendenzstück zu schaffen, lag Freytag fern; die Grundidee des Lustspiels aber deutet „der Held" mit den Worten an: „Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt, zum Besten vieler." Mit anderen Worten:

Der Einzelne fühle sich nur als ein dienendes Mitglied eines großen Ganzen! — Der Bühnenerfolg des Stückes war verdientermaßen ein großer.

Um den Dichter der Verfolgung durch die Berliner politische Polizei, welche die Namhaftmachung des Einsenders einer politischen Zeitungsnotiz von ihm erpressen wollte, zu entziehen, ernannte Ernst II. von Koburg-Gotha Freytag jetzt zu seinem Vorleser mit dem Hofratstitel. Lebenslang blieb der Herzog dem Dichter dann ein gesinnungsverwandter Freund.

Auf der Höhe der Schaffenskraft zeigten Freytag nun auch seine nächstfolgenden Werke. Zunächst galt es ihm, „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen", wie sich ein Kritiker ausdrückte (Julian Schmidt war es wohl?). In dem dreibändigen Roman „Soll und Haben" spendete er uns daher ein treues und fesselndes Spiegelbild des deutschen Kulturlebens um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, eine bis auf die Gegenwart außerordentlich wirksam gebliebene erzählende Prosadichtung. Künstlerisch gestaltet zeigte Freytag uns darin einerseits den Gegensatz zwischen dem aufstrebenden Bürgertum und dem wirtschaftlichen Abstiege des Adels, andererseits jenen zwischen deutscher Art und dem Polentum der Ostmark. Die in dem Roman auftretenden Personen erscheinen uns wie aus dem Leben gegriffen, sind aber gleichwohl allesamt frei erfunden. Ebenso ist es auch die Handlung, wenn der Dichter dazu auch mancherlei Anregung durch seinen früheren Verkehr in der Breslauer Großkaufmanns-Familie Molinari einer- und den polnischen Aufstand von 1848 andererseits empfangen hatte. Gewidmet wurde das fesselnde Kulturbild aus dem deutschen Kaufmannsleben dem Herzoge Ernst II. von Koburg-Gotha.

Auf „Soll und Haben" ließ Freytag 1859 die allbekannten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" folgen. Tausende kleiner Flugschriften hatte er vor ihrer Abfassung durchgesehen. Hervorgegangen aus einzelnen Aufsätzen, die nach und nach in den „Grenzboten" erschienen waren, wuchsen sie sich später in fünf Bänden zu einer Geschichte des deutschen Lebens in Form biographischer Charakterbilder von den geschichtlichen Anfängen der Germanen bis ins neunzehnte Jahrhundert aus. Die Deutschen Österreichs sind darin leider zu stiefmütterlich behandelt worden. Gleichwohl hatte es seine Berechtigung, wenn ein Fachmann ersten Ranges wie Müllenhoff von ihnen sagte: „Sie sind das beste Werk über deutsche Geschichte, welches wir anoch haben."

Von geringerer Bedeutung als die „Bilder" war das ihnen folgende historische Trauerspiel „Die Fabier". Viel Anklang dagegen fand verdientermaßen wieder die auf langjährigen theoretischen wie praktischen Studien beruhende „Technik des Dramas", vollends aber der zeitgenössische Roman „Die verlorene Handschrift", in dem der Dichter einander zwei ihm aus eigener Anschauung bekannte, dem großen Publikum aber weniger vertraute Welten in treuen Spiegelbildern gegenüber stellte: die Professoren- und die Hofwelt. Die Anregung zu diesem Roman hatte Freytag durch seinen philologischen

Freund Haupt empfangen. Im Vertrauen teilte dieser ihm einmal mit, daß er in Westfalen ein altes Haus kenne, in dem sich die Reste einer alten Klosterbibliothek befänden, unter denen vielleicht auch eine Handschrift der verloren gegangenen Dekaden (Bücher römischer Geschichte) von Livius zu finden sei.

Großzügig als Dichter gab Freytag sich dann nach dem deutsch-französischen Kriege, den er teilweise im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen aus nächster Nähe kennen gelernt hatte, in den acht Erzählungen der „Ahnen". Aus grauer Vorzeit geleitete er darin ein deutsches Geschlecht ins helle Licht der Gegenwart, aus Thüringens Wäldern in das Schlesien des neunzehnten Jahrhunderts. Es war ein Meisterwerk dichterischer Gestaltungskraft, das Freytag uns damit schuf. Insbesondere „Ingo" und „Ingraban" sowie einige Erzählungen in der Mitte der langen Reihe glänzen sowohl durch die fesselnde Führung der Handlung, wie auch durch ein äußerst gelungenes Zeitkolorit. Daß Freytags Erfindungsgabe und dichterische Gestaltungskraft aus einem Stamme so viele verschiedenartige Blüten zu treiben vermochte, ohne wesentlich zu erlahmen, stellt ihn unter den deutschen Prosadichtern unstreitig in die erste Reihe. Echt deutsches Blut pulsiert in den „Ahnen" vom ersten bis zum letzten Gliede der langen Reihe, und Freytag'scher Freisinn läßt ein altdeutsches Fürstengeschlecht ausmünden in ein patriotisches und tatkräftiges Bürgertum. Jedes Geschlecht redet dabei seine eigene Sprache, der Sprechweise des entsprechenden Zeitalters ihre Klangfarbe entnehmend, ohne jedoch die Lesbarkeit der Erzählungen dadurch zu beeinträchtigen. Daß der Dichter in der letzten der Geschichten, „Aus einer kleinen Stadt", einen Sprößling der Familie König in Schlesien zu einem Helden der Feder werden läßt, hat Freytag den merkwürdigen Vorwurf eingetragen, er habe sich in den „Ahnen" selbst einen alten Stammbaum erdichten wollen. Jeder Kenner von Freytags Charakter aber wird darüber nur lächeln. Von sich selbst öffentlich zu sprechen, das hat ihm stets auf's äußerste widerstrebt. So unsympathisch ist ihm das gewesen, daß er die über Hirzels Wunsch, bald nach den „Ahnen" niedergeschriebenen „Erinnerungen aus meinem Leben" mit dem Schmerzensseufzer eingeleitet hat:

„Ich sollte schreiben; doch ich saß im Dämmer,
verstäubt und reisemüdig auf der Bank,
unlustig zu der Arbeit, einst Erlebtes
den lieben Deutschen auf dem Markt zu schildern."

Ziemlich dürftig sind die „Erinnerungen" denn auch ausgefallen. Bleibenden Wert aber haben darin Freytag's ausführliche Mitteilungen über das Entstehen seiner Werke.

Den politischen Traum seiner Jugend sah der Dichter 1871 zur Wirklichkeit werden. Bis zur Schlacht bei Sedan wohnte er als Gast des preußischen Kronprinzen in dessen Hauptquartier den Kriegsbegebenheiten in nächster Nähe bei. Die gehobene Siegesstimmung schenkte ihm hier die Idee zu seinen „Ahnen". Kron-

prinz Friedrich Wilhelm war der Erste, dem er von ihr eine Mitteilung machte. Dessen freudige Zustimmung hat Freytag dann veranlaßt, die acht Erzählungen der „Ahnen" der Kronprinzessin zu widmen.

Die letzten Lebensjahre des Dichters bescherten uns noch das prächtige Lebensbild „Karl Mathy" und die kleine Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". So wenig inhaltreich diese auch ist — auch in ihr zeigte sich, mit welcher Unlust Freytag von sich selber sprach —, Staub hat sie doch mehr als genug aufgewirbelt, denn wer es noch nicht wußte, erfuhr aus ihr, wie schon vor Sedan das Wiederaufleben der deutschen Kaiserwürde dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm am Herzen lag.

Seit 1879 verbrachte Freytag die Wintermonate in Wiesbaden. Als Fünfundsiebzigjähriger trat er, nunmehr Wirklicher Geheimer Hofrat, zum dritten Male vor den Traualtar. Das Jahr 1895 riß ihm dann, nach vierjähriger glücklicher neuer Ehe, am letzten Apriltage die unermüdliche Feder aus der fleißigen Hand.

Ein aufrechter deutscher Mann trat mit Gustav Freytag vom Schauplatze des Lebens ab, ein gerader, ehrenhafter Charakter ohne Trug und Falsch, nackensteif auch vor den Großen der Erde. Wie er der deutschen Einheit jahrzehntelang erfolgreich vorgearbeitet hat als Journalist, so mehrte er als echt nationaler Dichter den goldenen Hort unserer schönen Literatur durch Werke von unvergänglichem Werte. Was er auf der Höhe des Lebens schuf, gehört fast ausnahmslos zu dem Wertvollsten, das die nachklassische Zeit dem deutschen Schrifttum spendete. Ehre seinem Namen daher für alle Zeit!

Walter Friedemann: Krieg und Naturgesetz.

Bei jedem Vorgang in der anorganischen Natur untersuchen wir, wie er verläuft, und wir wiederholen die Beobachtung so oft, bis wir das Gesetzmäßige festgestellt haben. Dieses Verfahren ließ uns „einen tiefen Blick in die Natur tun". Nur dem Menschen mit seiner göttlichen Seele wies man außerhalb des Weltganzen seinen Platz an und nannte ihn einen Gast auf dieser Erde. Den Leib, der zum Staube zurückkehrt, konnte man deshalb zwar erforschen, die Regungen seiner Seele und die Beweggründe seiner Taten blieben unbekanntes Land. So schienen wir Fremdlinge, wo wir doch heimatberechtigt waren, wir sehnten uns nach der weltumspannenden Gemeinsamkeit und fürchteten den Tod, weil er uns einsam machte und ins Unbekannte hinaustrieb. Doch im Innersten empfand jeder, daß er in dieses Weltbild hineingehöre, daß er einen unlösbaren

Teil des Ganzen bilde, ohne den auch der Bau, der in die Ewigkeiten ragt, nicht wäre. Kein Philosoph brauchte es eigentlich beweisen, weil jedes Wesen es so sicher fühlte, und Gefühl war hier zwingender Beweis. Grabbes Hannibal tröstet den treuen Turnu, der mit ihm stirbt: „Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin."

Nichts sprach dafür, außer unbewiesenen Behauptungen, daß nur unser Dasein aller Ordnung und Gesetz Hohn sprechen dürfe, und weil sich alles in uns gegen diesen Widersinn aufbäumte, so versuchte man aus der Weltgeschichte Regeln und Gesetze für das Geschick des Menschengeschlechts abzuleiten. Dieser Versuch früherer Geschichtsforschung schlug fehl. Die Gesetze der Natur sind unverrückbar und an jedem Ort und zu allen Zeiten gültig. Das Menschengeschlecht aber änderte und entwickelte sich seit prähistorischen Zeiten bis zu unseren Tagen an Leib und Seele. Was für die gleiche Konstellation vor Zeiten galt, kam später deshalb nicht mehr in Frage, und man mußte verzichten, Gesetze und Regeln aufzustellen, die überall anwendbar sind und gar eine Voraussage kommender Dinge gestatten. Dafür wuchs in uns die Gewißheit, daß alle Zeiten und alle Zonen in Verbindung und in Wechselwirkung stehen, daß alles Leben ein Uhrwerk von zahllosen Rädern ist, die ineinander greifen und gemeinsam den Zeiger durch die Zeiten treiben. Wir leben in dem Bewußtsein „in einer unendlichen Abfolge wohlgeordnet einander ablösender menschlicher Entwicklungen zu stehen; es ist die Empfindung der Einheit der Zeit und des Ortes hin durch die Jahrtausende und hieweg über alle Räume des Erdenrundes. Und es ist, auf dieser Grundlage, das Glück und das Bewußtsein zugleich, nicht bloß einem einzigen Zeitalter anzugehören, sondern durch das Mittel einer historisch gegängelten Phantasie hindurch auch an dem Leben anderer Zeitalter Teil zu nehmen und dadurch, gegenüber früheren Geschlechtern, um vieles reicher zu sein an Lebenserfahrung und Lebensgenuß".

Diese Worte enthalten den Auszug des tiefen Wissens und die Frucht innigen Versenkens in die Geschichte der Menschen eines so maßgebenden Geschichtslehrers wie Professor Carl Lamprecht. Die Historie ist also keine regellose Summe von Begebenheiten, sondern eine Reihe „menschlicher Entwickelungen", die sich *wohlgeordnet* vollziehen und durch alle Zeiten und allerorts zusammenhängen. In dieser wissenschaftlichen Lehre steckt aber auch das tiefinnerliche und liebevolle Empfinden der Alleinheit, das unser Denken immer mehr ergreift und ebenso zu Siegen des Verstandes wie zu Siegen des Herzens führen muß.

Natürlich hatte der *Dichter* längst die Melodie der Weltensymphonie erlauscht. In Goethe lebte darum das Empfinden innigster Wesenseinheit von Natur und Gottseele und lohte zu Flammen auf, die dem deutschen Volke voranziehen auf dem langen Wege zu höchster Gesittung, zur All-Liebe. Von dem unfaßbar großen Weltengott weiß Goethe nichts Überzeugenderes und Innigeres zu sagen als: „Gefühl ist alles". Wir zweifeln nicht mehr, daß Gott keine enge

Form verträgt, die wir ihm anmaßen (wirklich eine Anmaßung), sondern, daß er in der unendlichen Welt lebt und deshalb gefühlt werden kann und muß. Seinen Spuren zu folgen ist Gottesdienst.

Ein moderner Forscher, der bekannte Arzt Wilhelm Fließ, hat sich nun in seinen Werken „Der Ablauf des Lebens" und „Vom Leben und vom Tod"*) durch das Wort des alten heidnischen Philosophen leiten lassen: „Der Gott rechnet." Durch wissenschaftliche Beobachtungen in langen Jahren und durch ein ungeheures statistisches Material, das er teils sammelte, teils den amtlichen, preußischen Statistiken entnahm, hat er festgestellt, daß in der Natur wirklich auch dort Ordnung und Gesetz herrscht, wo man bisher nur Zufall und Willkür annahm. Das Gesetz von periodischen Vorgängen gilt nicht nur für die Wellen des Meeres, nein, auch im Leben der Pflanzen, der Tiere und des Menschen tritt es zu Tage. Es regelt Geburt und Tod, Blühen und Vergehen, Krankheit und Wohlbefinden. Das Leben des einzelnen verläuft unter seinem unzerbrechlichen Zwang und schwingt im langen Ablauf des Geschlechts wie des ganzen Volks. Es nimmt dem Wesen nicht etwa seinen Einzelwillen, es ist nicht etwa ein Fatum, dem man nicht entrinnen kann, sondern „es erweitert die Grenzen des Individuums". Fließ zeigt, daß ein gleiches Gesetz die Tage des Knospens und Absterbens einer Clivia bestimmt wie die Geburtsdaten im Kaiserhause Hohenzollern. Dieses Gesetz hat Fließ zahlenmäßig zum Ausdruck gebracht und es somit dem Bereich der Phantasie entrückt. Nur kurz ist es möglich, aus der Überfülle des Werks in Nachstehendem herauszugreifen, was dieser Betrachtung zur wissenschaftlichen Unterlage dienen soll.

Fließ, dem bedeutende Fachgelehrte nicht genug Anerkennung zollen können, lehrt, daß alles Leben aus männlicher und weiblicher Substanz besteht, die eine Lebensdauer von 23 bezw. 28 Tagen hat. Alle Vorgänge des Lebens sind deshalb periodisch und scheinbar unregelmäßig, da sie das Produkt z w e i e r periodischer Vorgänge sind. Diese Grundbegriffe der Fließ'schen Lehre bedingen die kritischen Tage unseres Daseins, sie erklären, daß dem gesteigerten Wohlbefinden der plötzliche Schüttelfrost folgt oder gar der Tod. Durch zahlreiche, geistvolle Untersuchungen legt Fließ dar, warum nun diese Zahlen den Takt geben für den Rhythmus, in dem das Leben auch eines Geschlechts abläuft, warum der Todestag der Urahne im engsten Zusammenhange mit dem Geburtstag des Urenkels steht. Durch überraschende Folgerungen wird uns gezeigt, wie einfache Zahlenverhältnisse die Beziehungen alles organischen Lebens regeln, wie die statistisch festgestellte Zu- und Abnahme der Sterblichkeit in periodischen Schwankungen sich bewegt, und die zahlenmäßig bewiesene Bisexualität in allem Lebendigen die geheimnisvollsten Vorgänge blitzartig erhellt. Seine Lehre gipfelt endlich in dem Satz, daß Leben und Tod im Haushalt der Natur polare und ordnende Kräfte

*) Bei Diederichs, Jena.

sind. „Innerhalb einer natürlichen Gruppe von Individuen ist die Summe lebendiger Substanz ebenso konstant, wie die Summe der Energie in einem geschlossenen System." Hier ist „das ordnende Prinzip der Biologie". Die Natur selbst hat also Gruppen gebildet, innerhalb deren sie mit gleicher Unbestechlichkeit waltet, als handle es sich um ein System mechanischer Kräfte. Unser Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Geschlechts- und Volksgenossen ist also kein Wahn, keine Selbsttäuschung, und wie seltsam — diese Gefühle finden nun zahlenmäßigen Ausdruck. „In unseren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind wir von unseren Vorvätern und Vormüttern abhängig. Wir leben ihr Leben und sterben ihren Tod", und weiter heißt es: „Der Tod schafft nach einer bewunderungswürdigen Ordnung Raum für das erwachende Leben. Sterben, Lieben und Leben sind aufeinander abgestimmt und haben ihre genau gegebene Zeit in dem großen Strom lebendiger Substanz, der über die Erde flutet, und in dem wir selbst die Tropfen sind."

Wen sollten solche Worte in unseren Tagen nicht doppelt nachdenklich stimmen? Wenn Fließ aber aus dem Prinzip der Bisexualität erklärt, daß die Pappeln in ganz Mitteldeutschland kränkeln und von der Spitze her verdorren zur selben Zeit, da ihre Stammpflanze im Park von Wörlitz, aus deren Reisern sie alle gezogen sind, abstirbt, wenn er auf Erythrina indica hinweist, deren Stecklinge ihre Blätter zur selben Zeit fallen lassen wie der alte Baum, und auch das gleichzeitige Eingehen der La France-Rosen anführt, die alle, wenn auch räumlich weit entfernt, nur einen großen Rosenbusch bilden, so erweckt dieses Beispiel der Pflanzenwelt unsere tiefste Anteilnahme. Wer möchte da nicht an die seltsamen und doch verbürgten Fälle glauben, wo wir den Tod oder die Krankheit ferner Lieben ahnten? Wer möchte nicht an gleiches Leid und gleiche Freude auch ferner Volksgenossen denken?

Der Phantasie ist in diesen und ähnlichen Folgerungen unendlicher Spielraum gegeben. Gewiß ist nur, daß die Natur mit gleicher Güte gibt, wie sie nimmt, daß gerecht ein gleiches Gesetz über allem Lebendigem waltet und unser Zusammenhang mit vergangenen Geschlechtern wie mit den Zeitgenossen erwiesen ist. Ein Zahlenbeweis der Lamprecht'schen Sätze! Wieviel tröstliche Liebe in solchem Erkennen! In den natürlichen Ablauf des Lebens greifen aber äußere Geschehnisse störend ein. Der Mensch selbst sendet einander den Tod zu in ungezählten Kugeln und Mordwerkzeugen, und blühende Leben werden vieltausendfältig vernichtet, ehe ihre Zeit gekommen war. Ist etwa auch in solchen widernatürlichen Ereignissen noch Sinn und Gesetz oder gar das gleiche Gesetz aufzufinden?

Mensch, Tier und Pflanze kennen den Wechsel der Jahreszeiten und richten sich auf ihn ein. Tier und Pflanze bereiten sich zum Winterschlaf, auch ohne, daß die Luft schon kalt ist. Trotz winterlicher Kälte schlagen die Büsche aus, sprießen die Blumen, wenn ihre Zeit gekommen ist, und die Zugvögel richten ihren

Flug durchaus nicht nach dem Thermometer. Auch dem blödesten Auge sind diese Dinge sichtbar. Tier und Pflanze vollziehen also durch viele Geschlechter periodisch wiederkehrende Lebensgewohnheiten. Die Menschen machen da keine Ausnahme, selbst wenn sie schon lange in Städten der Natur entfremdet scheinen. Im Frühjahr z. B. sind sie nicht die gleichen wie im Winter, wenn man den Dichtern trauen darf. Der Volksglaube, welcher den engen Zusammenhang von Mensch und Natur von jeher empfand, war gewiß nicht zu verspotten. Wenn er auch im Seltsamen Ausdruck fand, wurzelte er doch in der Wahrheit. Vielleicht ist die Astrologie gar nicht auf so falschem Wege gewesen, als sie jedes Menschenschicksal von dem Stern der Geburtsstunde abhängig machte. Sahen wir doch schon, daß Geburt und Tod von gewissen Bedingungen abhängen und einem bestimmten Rhythmus unterliegen. Das astronomische Jahr zeigt sich an Tier und Pflanze, warum nicht am Menschen? Und wirklich sagt auch Fließ, daß „alles Leben auch im Jahrestakte kreist". Tag und Nacht beeinflussen nicht nur die Winden sich zu öffnen und zu schließen, nein, jeder von uns unterliegt diesem Wechsel. Weit verbreitet ist der Glaube, daß auch der Mondwechsel seinen periodischen Einfluß auf Nervöse ausübt. Othello sagt: „Das hat wahrhaftig nur der Mond verschuldet. Er kommt der Erde näher, als er pflegt, und macht die Menschen rasend." Der gesetzmäßige Wechsel in der anorganischen Natur von einem Extrem zum anderen, die Ähnlichkeit der Erscheinungen in der organisierten Natur hatte auch mich, ohne daß ich die präzisen Forschungen damals kannte, zu der Annahme gebracht, die gleichen Gesetze möchten für anorganische und organisierte Natur Gültigkeit haben. Weshalb sollte auch unsere Gedanken- und Gefühlswelt gar keinen oder besonderen Gesetzen unterliegen? Die Betrachtung mancher Geschichtsperioden, die scheinbar allerorten wiederkehrende Gleichartigkeit in familiären Vorgängen u. a. ließen die ersten phantastischen Ideen zu einem festen Glauben erstarken. In meinem Romane „Pendelschlag"*) hatte ich an einem Beispiel in rein erzählender Form dieser Überzeugung Ausdruck verliehen. Durch eine in die moderne Geschichte eingeflochtene Chronik konnte ich an den Geschicken zweier durch 500 Jahre getrennter Männer ausführen, daß das Pendelgesetz seine Gültigkeit behält für das Leben des Einzelnen wie für die Entwickelung eines Volkes, wie scheinbar Gestorbenes in fernen Zeiten und Ländern wieder aufzuleben vermag, und auch Ideen ihren Rhythmus erleben. Man sagt oft: „Ideen liegen in der Luft." Wirklich tauchen oft die gleichen Gedanken zu gleicher Zeit auf, selbst da, wo die eigentliche Ursache nicht ohne weiteres sichtbar ist. Aber auch das ist gewiß kein Zufall. In diesem Falle nun war es nicht anders.

Nicht lange nach Veröffentlichung des Romans erschien eine Arbeit von Erich Wulffen: „Das Problem vom Bösen", in welcher die Frage biogenetisch

*) Vita, Deutsche Verlags-Anstalt.

behandelt wurde. Wörtlich heißt es da: „Die gefundenen physischen Grundgesetze von Gegensätzlichkeit und Wechsel wiederholen sich im Psychischen des Menschen, das mit seinem Physischen eine Einheitlichkeit bildet und deshalb den gleichen Gesetzen unterworfen sein muß." Und ferner, nachdem vergleichend die Vorgänge im Weltraum und auf der Erde angeführt sind, heißt es: „Wir stehen vor dem höchsten Wellengesetz. Es heißt: Alle Entwickelung muß sich in stetem Wechsel von Gegensätzen vollziehen . . . . . Kontrast und Wechsel sind die Entwickelungsfaktoren im All."

Was hier ein Jurist schrieb, entsprach genau der Anschauung, die ich kurz zuvor als Erzähler glaubhaft zu machen wagte. In den Geschicken eines Geschlechts hatte sich das Aufflackern des deutschen Nationalgedankens als schüchterne Herdflamme in den Hansestädten, und schließlich sein hellstes Aufleuchten im Jahre 1871 zeigen lassen. Nun war in drei Kriegen der Traum vom großen, geeinten Reich zur Wirklichkeit vergröbert und der äußere Druck, der zu gemeinsamem Kampfe zusammengeschweißt hatte, war beseitigt. Jeder hatte nur noch sein persönliches Endziel vor sich, und in 20 Jahren war der Nationalismus zum Individualismus verwandelt, und der Egoismus im Geschäfts- und politischen Leben emporgewuchert. Vischers warmer Patriot „Auch einer" schien Recht zu behalten, der am Tage von Sedan ausruft: „Ach Gott, ach Gott! Soviel Glück vertragen die Deutschen nicht! . . . . wenn der Tempel aufgebaut ist, gebt acht, wie sich die Fälscher, Krämer, Wechsler, Wucherer breit darin einnisten werden!" Sie haben sich eingenistet! Kein Wunder, daß auch der Internationalismus, dem „Individualismus" ja so eng verwandt, groß wurde. Der Feminismus gewann Boden. Damen der Gesellschaft tanzten ungestraft alberne und unanständige Tänze, und deutsche Frauen verlernten ausländischen Narrenkleidern zu Liebe das Schreiten. Technik und Medizin machten die Leute bequem und sicher. Verkommene Theaterverhältnisse, Snobismus an Stelle der Kunst, und vor allem ein häßlicher Geschäftssinn, welcher jeden Idealismus der Lächerlichkeit preisgab, vervollständigten das Bild.

So hatte das Volk der Denker und Dichter in wenigen Jahrzehnten sich verändert, der nationale Gedanke war verblaßt. Wenn das Pendelgesetz kein Traum war, so mußten diese Zustände sich gründlich ändern. Danach aber sah es im Jahre 1914 nicht aus. Da kam der Krieg ! — Und mit einem Zauberschlage waren wir in eine neue Welt versetzt. Kein Feminismus mehr! „Im Felde, da war doch der Mann noch was wert." Die Tango- und Wackeltänze krochen in Erdhöhlen. Keine Diskussion mehr, ob man gemeine Mörder hinrichten dürfe, — die Gerechten wurden wie Gras gemäht. Den Geschäftssinn erschlug zwar niemand, aber Millionen gaben ihr Leben, ihr Geld, ihre Glieder jauchzend für eine völlig profitlose, ideale Sache hin, und nicht nur in Deutschland, nein auch bei unseren Feinde geschah dieses Wunder. Der Nationalgedanke loderte als Weltenbrand wieder empor.

Mit Recht weist Fließ auf die Plötzlichkeit der eintretenden Katastrophen hin, und daß es auch im Volksmund heißt: „Eines schönen Tages" traf ihn der Schlag. Je weiter das Pendel sich von seiner vertikalen Lage entfernt hat, desto weiter ist sein Ausschlag nach der Gegenseite, desto heftiger stürzt es plötzlich zurück. Wir haben seine Umkehr erlebt, wir vernehmen den Pendelschlag eines neuen Zeitalters. Wie es aussehen mag, ist der Zukunft vorbehalten, ein Zufall aber ist der Beginn dieses neuen Abschnittes nicht, ewige Gesetze ließen ihn anbrechen. Daheim weinen sie nun um die Lieben, die verbluten mußten. Unsere tapferen Brüder sind aber gewiß keiner sinnlosen Grausamkeit zum Opfer gefallen, denn die Toten senden den Lebenden eine neue Zeit herauf.

So ist es gewesen, so wird es bleiben, nach dem Worte des alten Chronisten: „De geschlechte vergaen und geschlechte kamen, mer de eerde blifft in lancheit stane."

Dr. Bruno Altmann: Die neue Religiosität.

Fragt man den reflektierenden Verstand, warum eine populäre Redensart von der „großen Zeit" spricht, so kann er die Antwort nur lückenhaft geben. Er sieht an dieser Gegenwart wenig Großes, dafür aber viel Negatives und Destruktives. Die teilweise Aufhebung des Rechtsbestandes, Zerstörung von tausend Zurichtungen für die wertvollsten Lebensinhalte. Das Bild des Chaos, aus dem kein Kosmos erwachsen kann.

Eine leere Phrase oder gar eine nationalistische Verlogenheit ist die Belegung unserer Gegenwart mit dem Attribut der „großen" dennoch nicht. Sie ist mindestens zu Anfang des Krieges von den Völkern, die an ihm beteiligt waren, so empfunden worden. Dabei war es durchaus nicht die Vorstellung des Kriegszieles, dem sich das Kollektivgefühl so leidenschaftlich ergab. Handelte es sich bloß um die Erreichung eines Kampfzweckes, etwa um eine territoriale Erweiterung, so würden alle psychischen Energien in die Sphäre des Intellekts gerichtet worden sein, und der Enthusiasmus wäre an seiner Wurzel getroffen. Auch daß uralte Instinkte, von der Gelegenheit zum Dasein erweckt oder begünstigt, sich nun ungestraft ausleben durften, hat gar nicht so große Begeisterung hervorgerufen, wie man vielfach vermutet. Dagegen opponieren sofort die Instinkte der Gesittung und der ganze ethische Fundus, den man als aprioristische Mitgift des Kulturmenschen voraussetzen darf. Daß es zwischen ihnen und jenen im Kriege unendlich oft zum Konflikt kommt, wird eher als ein tragisches Moment empfunden und als eine traurige Notwendigkeit, daß der Krieg oft den atavistischen Trieben zum Siege verhilft. Aber rein aus Neigung zur Indianerromantik, zur Räuberselig-

keit gesetz- und sittenloser Abbruzzenhelden, aus Schwärmerei für den Krieg an sich hat man der Gegenwart nicht die Etikette „große Zeit" zugebilligt.

Es geschah etwas, was das Gefühl des einzelnen und der Gesamtheit immer viel heftiger bestürmt, viel freudiger erschüttert als ein bestimmt vorgestecktes Ziel: man war vorläufig — bei Millionen traf das zu und ungezählte andere Millionen lebten ihnen ihr Dasein nach — man war vorläufig von den Zwangstätigkeiten des bisherigen Alltags losgekommen und schien eine ganz andersartige Zukunft vor sich zu haben. Die richtige Stimmung des jungen Mulus. Was in der Zukunft liegt, das Studieren, das relativ unbeaufsichtigte Leben an der Universität, die ganze Burschenherrlichkeit, das alles macht diesen noch nicht so überglücklich. Aber daß er nun endlich unter die Serie von Plagen durch Schule und Haus einen Schlußstrich setzen kann und daß jetzt weiß Gott was kommen wird, dafür dankt er mit einem aus dem Begnadigungsgefühl hervorströmenden Gott sei gelobt. Die Völker Mittel- und Westeuropas haben in der Renaissance etwas Ähnliches wie der Mulus, wie wir im Sommer 1914 erlebt. Der Drang nach Neuem, immer Neuem war da, aber noch kein bestimmt fixierter Zustand, auf den er hinarbeitete. Und mehr noch als den Drang nach Neuem fühlten die Völker damals das Bedürfnis der Abschüttelung von den bisherigen Zwangsverhältnissen der kirchlichen Zentralgewalt. Die Völker wie der einzelne fühlen ihren großen Tag gekommen, wenn sie mit einem quälenden Bisherigen brechen können und wenn ein Vorrat von Kraftbewußtsein sich der Zukunft mit dem Siegesgefühl gegenüberstellt: „Man weiß nicht, was noch werden mag." Das Dumpfe, Enge, Schablonenhafte, Reglementarische unseres Berufslebens, wie viele waren dessen überdrüssig! Nun kamen sie davon los, die zu den Fahnen eilten; Millionen, die zu Hause blieben, stellten sich auf die neuen Verhältnisse ein. Freiheitsrausch durchglühte alle. Obgleich jeder einzelne den Zwang der Kriegszustände in ganz konkreten Ge- und Verboten zu spüren bekam. Das macht: sie fühlten ihre Menschenwürde im Bewußtsein, dem Druck von so vielen bisherigen Abhängigkeiten nicht mehr ausgesetzt zu sein, gewaltig gesteigert. Sie waren somit ehrlich von der Überzeugung erfüllt, jetzt erst ihr individuelles Selbst gefunden zu haben. Und die Zukunft? Daß sie möglicherweise den alten Zwang in neuen Formen erstehen lassen würde, darum sorgte man sich nicht. So etwas geschieht in dem Falle zuerst nie. Geheimnisvoll lag die Zukunft vor ihnen, tief und rätselhaft wie das Wesen der Dinge an sich, bedeckt vom Schleier der Maja. Wer weiß, was einem noch beschieden sein würde? So bekam die Zeit den Charakter des Faszinierenden. Das Epitheton „die große" ist demnach ganz berechtigt, falls es auf die seelische Umwandlung hindeutet, die in ihr mit den Völkern vorgegangen war.

Ganz naturgemäß setzte sofort eine gewaltige religiöse Strömung ein. Der Mensch, psychisch präpariert wie damals, fühlt sich geläutert, reif und wert, die Pforten aufzuschließen, an denen jeder gern vorüberschleicht. Bloß vom Kriege

her entstand übrigens die religiöse Bewegung nicht. Sie war in den letzten Jahren vorbereitet als Reaktionserscheinung gegen den theoretischen Materialismus, der als metaphysischer Schluß aus der Arbeit der Naturwissenschaft gezogen wurde, und gegen den praktischen Materialismus der allgemein herrschenden Lebensweise. In der Entstehung von allerhand frommen Sekten, in der Exportierung des Buddhismus nach Westeuropa, in der Zunahme der theosophischen Anhängerschaft, am überzeugendsten im Kultus des Wagnerschen „Parsifal“ kam diese religiöse Renaissance zum Ausdruck. Als dann der Krieg begann, vereinigte er die äußeren Formen des religiösen Gefühls durch den Anschluß der religiös Gewordenen an die bestehenden Kirchen- und Konfessionsgemeinschaften. Man hat infolgedessen die so entstandene religiöse Konjunktur als einen Sieg der kirchlichen Mächte angesehen. Das dürfte sich aber bald als Irrtum herausstellen. Untersucht man den Typus der Religiosität, der sich neuerdings gebildet hat, so erweist sich seine Differenz mit der kirchlichen Artung der religiösen Nüancen, die immer im Dogma münden, weil sie den intellektuellen Halt brauchen, evident genug. Jener blieb ganz in der Sphäre des Gefühls. Eine Kombination von resignierender Elegie und einem hoffnungsvoll gestimmten Fatalismus, das ist die neu erwachte Religiosität. „Alles steht in Gottes Hand.“ Man sah und sieht heute noch der Zukunft entgegen wie Hamlet vor seinem Duell mit Laertes. „Es waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles.“ Eine harmonische Verbundenheit mit einer jenseitigen Macht, die man sich jedoch nicht bildlich objektiviert, so erlebte man jetzt das religiöse Gefühl. Im Grunde ausgesprochener Mystizismus, mit dem sich die Kirchen niemals befreunden konnten.

Es läßt sich gut begreifen, warum gerade der mystische Typ über die anderen Formen der Religiosität die Oberhand gewonnen hat. Unser ganzes Erwerbsleben, alle unsere sozialen Tätigkeiten strebten auf den Prozeß der bedingungslosen Rationalisierung hin. Alles sollte aufs genaueste auskalkuliert werden, alles so weit wie möglich nach Gesichtspunkten des berechnenden Verstandes geschehen. Jedes Risiko sollte vermieden oder auf ein Minimum reduziert werden. Klar und bestimmt sollte sich die Zukunft des einzelnen wie der Gesamtheit gestalten. Je länger dieses Bestreben dauerte, desto sicherer gewann man die Überzeugung, daß das geübteste Kombinieren, die allerbündigste Logik im Leben des einzelnen wie des Volkes gar nicht die entscheidende Rolle spielt, welche der Rationalismus ihnen zugedacht hatte. Am Schicksal des Individuums wie am Komplex geschichtlicher Veränderungen wirken mehr Faktoren mit, als man von vornherein in die Rechnung einstellen kann. Man hat viel mehr Unbekanntes hinzunehmen, es wird einem viel mehr geschenkt oder auferlegt, als man nach Plänen zuwege bringen kann. Der radikale Rationalismus entlarvt sich schließlich überall als schlecht beratene Superklugheit. Der einzelne, der sein Leben lang rationalistisch ver-

fahren ist, kommt, wenn er zu guterletzt das Fazit zieht, zu dem trivialen Schluß: es ist doch alles anders geworden, als ich es mir gedacht habe. Aber auch ein Bismarck, der mit Realpolitik ursprünglich Geschichte machen wollte, mußte vor Toresschluß bekennen: die Imponderabilien sind entscheidend. Und der Rationalismus als Weltanschauung ist völlig unhaltbar geworden, seitdem Kant und seine Schüler die Bedeutung der irrationellen Elemente bei der Gestaltung des theoretischen Weltbildes wie der geistig-geschichtlichen Wirklichkeit nachgewiesen haben.

Über die Menschheit mit solchen Erfahrungen brach nun der Krieg herein. Da wurde so gut wie alles schwankend und ungewiß. Berechnungen und Kalküls verloren sozusagen ihren Angriffspunkt. Jeder kommende Tag war für Millionen eine absolute terra incognita. Der Appell an die Waffen ist mindestens für die einzelnen Kämpfer, aber auch für eine Armee, so gut sie vorbereitet sei, ein Risiko, ein Appell an die Gunst einer überempirischen Potenz. Namen haben wir so manche für sie; der Herr der Heerscharen, Gott, der Schlachtenlenker usw. Aber Vorstellungen von bestimmter Ausprägung zu machen versagen wir uns, damit nicht seine supranaturale Majestät auf das Menschenmaß reduziert werde. So steuerte alles: die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, die tiefsten Besinnungen der Philosophen, die Erlebnisse während des Krieges unsern seelischen Richtpunkt auf die übergeordnete transzendente Macht hin, in der wir unser Sein und Geschick verankert fühlen. Unser Innerstes damit zu erfüllen, bis daß es voll und über ist, das ist Religion. Religion mit mystischem Vorzeichen. Kein aufgezwungenes Dogma ist zu neuer Scheinherrlichkeit erstanden. Eine seelische Bereicherung, erblutet auf einem langen Passionsweg, ist mit dieser religiösen Renaissance gewonnen worden.

Paul Friedrich:

Die ewige Brücke. Ein Weltkriegstraum.

Mir träumte jüngst ein sonderbarer Traum:

Ich wanderte leicht und frohgemut durch eine blühende Landschaft mit breitgetäfelten Ackerfeldern, an deren Rain viel bunte Blumen blühten.

Über mir im leuchtenden Blau jubilierten Chöre von Lerchen zur strahlenden Sonne, in deren goldenem Licht rings alles reifte und Frucht trug.

Oft blieb ich stehen und bückte mich, um eine schöne Rade, eine Mohnblume oder einen blauen Rittersporn zu pflücken, oder ich blickte sinnend über die weite

friedlich im Sonnenlicht träumende Erde und fühlte mich an ihrer Brust geborgen wie ein fröhliches, sorgloses Kind.

Mein Weg führte mich auch durch manches saubere Dorf. Gesundheit und Wohlstand lachten mir aus blitzenden Augen und blanken Fenstern entgegen.

Kein Haus, in dem nicht ein Schornstein bläulich rauchte, eine Blume blühte oder ein Vogel sang.

Manchmal setzte ich mich im Schatten einer breitästigen Linde, Buche oder Kastanie nieder, wischte mir die wanderheiße Stirn und zog meinen Bleistift aus der Tasche meines Rocks, um den und jenen guten Einfall festzuhalten.

Unversehens, wie das im Traum so zu gehen pflegt, stand plötzlich ein Weib neben mir, lächelte mir freundlich und herzbezwingend zu und gleich wußte ich: das ist die Rechte, die Eine.

Und es dauerte nicht lange, so saßen wir nieder im grünen Klee und herzten und küßten uns wohl an die tausendmal.

Dann gingen wir weiter, Arm in Arm, und die ganze, weite, blühende Welt schien uns allein zu gehören, ein grünes Brautbett, umsungen von Lerchentrillern und Nachtigallenschlag.

Da sahen wir vor uns einen fernen, grauen Streif. Es schien ein Fluß zu sein, der die Landschaft durchschnitt. Leise Besorgnis glomm mir im Herzen auf und ich dachte: Wie kommen wir darüber? Aber schon hatte die Meine ihn entdeckt, klatschte jauchzend in die kleinen, weißen Hände und rief: „Siehst du, siehst du dort? Das ist das Meer, das weite, unendliche Meer!"

Ein lähmendes, furchtbares Etwas griff mir in die Brust und preßte sie zusammen, daß mir der Atem stockte und ich zu ersticken meinte.

Wahrhaftig — das, was ich für ein kleines, silbernes Flüßchen gehalten, wurde breit und immer breiter, kam nah und immer näher, dehnte sich rings nach allen Seiten aus und schien das ganze lachende Grün verschlingen zu wollen.

Aber da wölbte sich, wie aus dem Nichts gewachsen, eine hohe, eiserne Brücke von dem letzten Streifen festen Bodens hoch und schwang sich in kühnem Bogen über das jetzt schon deutlich rauschende und drohend rollende und donnernde Meer.

Verflogen waren Lerchenlieder und Amselschlag. Verlöscht das Blau. Die Sonne blickte trübe wie ein mattes, rotgeweintes Riesenauge eines himmlischen Thursen durch den rasch dichter und bleierner sich herabsenkenden Nebel.

Unter unseren Füßen schwankte und zitterte der Boden. Naß, kalt und feucht kroch es mit tausend Schlangenleibern an uns empor und zischte — und bleckte die weißen schäumenden Rachen. Eine Krone von gelblichem Gischt wie giftigem Geifer lag auf dem wachsenden, steigenden Wasser. Mein Weib wurde blaß und

wollte schreien, aber die immer lauter dröhnende Brandung übertönte ihr Weh. Angstvoll waren ihre Augen geweitet.

Aber ruhig in dunkeln, mächtigen Konturen lag wie ein riesiger Schatten die eiserne Brücke vor uns, sprunggewölbt.

Ich stützte mein Weib und riß sie mit mir durch den strudelnden Sturz der Brandung, und hochaufatmend standen wir beiden an dem Brückenkopf.

Da trat plötzlich ein grauer Mann gespenstisch aus einem der schattenhaften Pfeiler hervor und forderte den Paß.

Ich hatte keinen.

Er maß uns beide forschend mit den Augen, und ich sah die mißtrauischen Gedanken, die sich in seinem Hirne durcheinander schießend ringelten. „Der Mann passiert, die Frau bleibt draußen", so dröhnte es mir in's Ohr, daß ich meinte, Gott spräche selber aus den Wolken des Weltgerichts zu mir. „So kehre ich auch um", schrie ich, aber schon packte mich eine eiserne Faust und stieß mich vorwärts. Gehorche!

Und ehe ich mich's versah, war ich allein.

Ich blickte rückwärts. Da sah ich nichts als eine graue, wogende Wasserwüste, aus der wie Saugarme eines urweltlichen Kraken die schwarzen Brückenpfeiler in den Nebel wuchsen.

Ich rief den Namen meines Weibes, lockte, schmeichelte und bat . . . Vergebens.

Nur der monotone Donner der Brandung dröhnte zu mir hoch.

Verzagt und halb entseelt vor Schrecken und Entsetzen fühlte ich, wie ich vorwärts ging, ohne zu wissen wohin . . . . Denn — die Brücke schien unendlich.

Einmal blieb ich stehn und beugte mich hinunter in die Tiefe . . .

Da gurgelte und fraß die gierige Flut und auf den Kämmen schwammen aufgedunsen, schwarz, verzerrt, entstellt, in den zusammengekrampften Fäusten noch die zerbrochene, tückisch funkelnde Waffe — Menschenleichen und Sterbende, Welle auf Welle — ohne Zahl.

Doch schon packte mich wieder eine eiskalte Faust im Nacken: „Was scheerst du dich um das, was dich nichts angeht. Weiter!"

Und schon wurde ich wieder gestoßen und geschoben, sodaß ich angstvoll schneller lief und das Entsetzen mir die Haare sträubte.

Alle 100 Meter trat ein grauer Mann aus einer Nische vor und forderte von mir den Paß, den mir der Wächter an dem Kopf der Brücke in die Hand gedrückt.

So trabte ich vorwärts unter einem drückend grauen Himmel, schwindelnd über einer aufgepeitschten Flut, die sich, je mehr ich weiter schritt, vom Scheine ferner ungeheurer Brände, deren Flammen aus dem Innersten der Erde auszubrechen schienen, und vom Blut der Leichen erötete.

Und Krachen und Pfeifen und Heulen schlug zu mir empor — Kugeln sausten und fegten über mich hin und klatschten gegen das eiserne Geländer und zwischen die treibenden Leichen in dem Meer.

Da hörte ich plötzlich wie aus himmelweiter Ferne die zarte, leise Stimme einer Frau:

„Sei nur ruhig, ich bin bei dir!"

Und da wußte ich, daß in all dem Graun und Greuel ein kleines, schwaches Menschenherz todtrotzend für mich schlug.

Das gab mir neuen Mut weiterzuwandern durch Regen und Sturm, gepeitscht vom Wind, der die Brücke erzittern machte und mir den Schaum der Brandung an die Schläfen schlug.

Der ganze Horizont war schieres Feuer!

Weltbrand, Götterdämmerung . . . Und wie ein waidwunder Ur brüllte das Giallarhorn des Völkertodes zu mir her.

So schritt ich weiter, immer weiter auf der eisernen Schattenbrücke! — jahrelang.

Und noch immer rollt und dröhnt die graue Flut zu meinen Füßen und noch immer pfeifen und fegen die Kugeln über mich.

Und die Brücke scheint in die Unendlichkeit zu wachsen. Wohin?

In strudelndes, gähnendes Nichts oder zu neuem Land, zu kommendem Tag — das weiß Gott allein . . .

Marie von Bunsen: Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

VIII.

Das Glaubensfest.

Als Vorfeier holten die „Glaubenskämpfer" Reisigbündel und zogen damit vor den Alkazar. Es war eine stattliche Truppe, zweihundertfünfzig Mann hatten sich, von Kapitänen angeführt, zum Ehrendienst des Heiligen Tribunals zusammengetan. Sie waren mit Musketen, Piken, Partisanen bewaffnet, waren prächtig in schwarz und weißer Tracht eingekleidet. Vor dem Schloß stellten sie sich auf, der Kapitän wählte das gefälligst aussehende Reisigbündel, legte ihn auf seinen Schild und begab sich hinauf zu den königlichen Gemächern. Es empfing ihn der Kammerherr, Herzog von Pastrano, und führte ihn vor das Antlitz seiner Majestät.

Don Carlos lächelte sie mit blödem, huldvollem Lächeln an: „Ich freue mich auf den Tag!" Darauf ergriff er das Reisigbündel mit seiner königlichen Hand und begab sich damit zu Donna Maria Luisa.

Die Königin ging in der Galerie auf und ab und lehrte den Meninas und Ehrenfräulein ein neues kleines Lied. Sie warf einen Blick auf das Reisigbündel und wurde blaß, verzog die Lippen und sagte kein Wort. Der enttäuschte König verfluchte leise stotternd das französische Ketzervolk; er kehrte zurück, sprach um so gnädiger mit dem Kapitän. „Hier, diesen Reisigbund sollt Ihr bezeichnen, es soll als erstes, zum Preise Gottes angezündet werden." Darauf wandte sich der fromme Herzog von Pastrano zu den Umstehenden und sagte: „Aus dieser allerhöchsten Handlungsweise erkennt man den Erben des heiligen König Ferdinand des Dritten." (Bei einem Autodafé legte dieser, um der Welt ein Beispiel zu geben, höchstselber Holz um den Scheiterhaufen.)

Darauf marschierte die Truppe mit klingendem Spiel, den kostbaren Bund voraustragend, nach der Richtstätte, zum „Quemadero" und häufte das Reisig.

Um drei Uhr nachmittags des 29. Juni, als am Tag des Heiligen Petrus, brannten Hunderte von Wachskerzen im Kolleg der Donna Maria von Aragon. Vom Lichterglanz umgeben hing am Hochaltar die Standarte der Heiligen Inquisition. Da näherte sich im feierlichen Zuge der erste Untertan der Krone, Herzog

von Medina Celi, und ergriff die Standarte. Sie war aus karmoisinroter Seide, es schmückten sie die Wappen des Königs und der Inquisition. Die reich herunterhängenden Silberquasten wurden von den Söhnen der ersten Herzöge getragen; es folgten die Granden, dann die nächste Rangklasse, die Titulados; alle mit dem Kreuz der Inquisition auf der Brust. Dieses Kreuz war grün auf schwarzem Grund, zeigte einen grünen Olivenzweig und ein Schwert; so paarten sich hoffnungsgewährende Güte mit heilbringender Strenge. All diese edlen Herren bildeten in diesen Tagen die Ehrenwache des Tribunals, die Familie; so wurden sie die Familiaren genannt.

Überall, in den Straßen, auf den Plätzen, drängte sich das Volk, um die „Prozession des Weißen und des Grünen Kreuzes" zu sehen. Als der Zug herankam, riefen sie alle mit lauter Stimme: „Es lebe der Glaube unseres Herrn Christus." Der Regidor von Madrid schritt an der Spitze, dann folgten die Familiaren, und es läßt sich gar nicht beschreiben, wie herrlich sie erschienen. Ihre seidenen Gewänder, ihre Federhüte waren mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzt, sie ritten erlesene, kostbar gezäumte Pferde; Lakaien in reichster Tracht folgten ihren Herren.

Darauf kamen kleine Knaben, die „Kinder der Heiligen Unterweisung", es folgten die Mönche der Hospitäler, dann eine unübersehbare Menge Brüder der Kapuziner-, Augustiner-, Karmeliter- und Dominikaner-Orden. Das Weiße Kreuz — Symbol der strahlenden Reinheit — durfte, zu Ehren des Petrustages, der Mayor Domo zu San Pedro Martir tragen, dann folgte der eindrucksvolle Zug des Heiligen Offiziums, dann das Grüne Kreuz mit seinem schwarzen Florbehang; es wurde vom Haupt des Predigtordens getragen. Singend folgten die Sänger der Königlichen Kapelle.

An bestimmten Stellen hielt der siebenhundert Köpfe zählende Zug; der vom Heiligen Vater in Rom allen Teilnehmern des seltenen Festes gewährte Ablaß wurde verlesen und die Glaubenstruppe gab Salutschüsse ab. Dann wurde das Grüne Kreuz nach der Tribunalbühne auf der Plaza Mayor gebracht, dort auf dem Altar befestigt. Es sang der Chor, und nachdem alle andächtig die Kreuzlitanei gebetet hatten, begab sich der Zug nach dem herrlich mit Damast behangenem Haus des Inquisitor-Generals; hier legte der Herzog von Medina Celi die Standarte in die Hände Seiner Exzellenz.

So verlief der Vortakt dieser großen Feier. An der Tribunalsbühne auf der Plaza Mayor wachten Dominikaner die ganze Nacht, lasen vom frühen Morgen an Messen an der geweihten Stätte.

Das Weiße Kreuz wurde nach dem Richtplatz geführt, dort auf einem drei Fuß hohen Untersatz angebracht. Das Symbol des reinen Glaubens sollte sich über den Flammen erheben.

Man hatte die Angeklagten in geheime Zellen verteilt; nachts um die zehnte

Stunde betrat der älteste Inquisitor, der würdige Don Antonio von Blannos, eine jede Zelle der dem weltlichen Gericht Auszuliefernden, und las einem jeden Insassen diese Botschaft: „Bruder (oder Schwester), Eure Sache ist von den weisesten Lehrern geprüft worden: Eure Sünden sind so schwer und so schlimm, daß Ihr zur Sühne, wie um ein Beispiel aufzustellen, sterben müßt." Darauf näherten sich zwei Mönche und blieben als geistlicher Beistand über Nacht in der Zelle, und zwei Familiare hielten draußen vor der Tür die Wacht. (Mit Gebäck, Schokolade, mit Süßigkeiten und Getränken wurden die ergebenen Helfer vom Tribunal aus versehen.) So wurde den dreiundzwanzig „Auszuliefernden" die Botschaft verkündet.

Die ganze Nacht über wachten dort mehrere Mitglieder des Heiligen Offiziums, um, auf Verlangen, Reuigen Gehör zu geben. Zwei Weiber stellten dies Verlangen; in gewohnter Mildherzigkeit wurde dem widerfahren, und Don Antonio Zambrono begab sich zu ihnen, nahm die Beichte entgegen.

Dann brach der inständig herbeiverlangte Morgen des 30. Juni heran. Den Tag des Heiligen Paulus, als des Triumphators über die Juden, hatte man gewählt. Zu frühester Stunde traten die Kerkermeister, von Familiaren begleitet, zu den Schuldigen und brachten ihnen die Gewänder; es waren Beinkleider von grauem Tuch, darüber kam der gelbe Sanbenitorock, mit seinem rotgelben Andreaskreuz, auf den Kopf wurde die hohe gelbe Corozamütze gedrückt. Handelte es sich um die schlimmsten Missetäter, vor allem um die Ausgelieferten, das heißt um Rückfällige, die dem weltlichen Gericht, also dem Feuertod ausgeliefert worden waren, so schmückte den Sanbenito das Brustbild des betreffenden Sünders im Glutenmeer, von Flammen umzingelt. War es ein Reuiger, dem nur Erdrosselung und die Verbrennung des Leichnams bevorstand — so waren die Flammen nach unten gerichtet, war es ein Verstockter — so zingelten sich um das ganze Gewand die nach oben gerichteten Flammen. Seltsame Teufelsgestalten tanzten umher, wiesen den Zuschauer auf die Lügengeister, die den Unseligen ins Verderben gestürzt. Ähnliche Abbildungen schmückten die Coroza, und auf jedem Sanbenito stand in großen Lettern der Name des Verbrechers.

Um fünf Uhr morgens war alles bereit, setzte sich der Zug in Bewegung. War die gestrige Prozession so prächtig, so herrlich, daß eine jede Brust in Freude schwoll, so war dies ein Anblick, als dämmerte bereits der Tag des jüngsten Gerichtes am Josephat Tal! Schon füllte die Menge in frommer Neugierde die große Plaza Mayor, alle ihre Fenster und Dächer. Bewundernd blickte man auf die kunstvoll errichtete Bühne des Tribunals. Mit Liebe und Eifer hatte man sie gebaut, auch der einfache Zimmermann vergaß dabei des Tages Hitze, die Anstrengung der Arbeit. Die Bühne war hundert Fuß breit und lang; zu oberst kam der kostbar geschmückte Thron des Inquisitor-Generals; ihm, als dem Stellvertreter des göttlichen Willens, gebührte heute der Ehrenplatz. Etwas niedriger

war der Balkon des Königs, daran schlossen sich die Balkone für die Damen des Hofes. Amphitheatralisch erhoben sich Bänke, rechts die teppichgeschmückten der Inquisitoren, links die für die Verbrecher, vorn die der Geistlichkeit bestimmten. In der Mitte, von dem Grünen Kreuz überragt, stand der Altar, ihn schmückten Herrlichkeiten der königlichen Schatzkammer. Ein käfigartiger Verschlag war für den jeweilig vorgeführten Verbrecher bestimmt, gegenüber war der Predigtpult und das Katheder, von dem der Urteilsspruch verkündet wurde. Die Kosten dieser der Würde des Tages entsprechenden Bühne trug die Stadt Madrid, die Krone befaßte sich mit der Ausschmückung der Hofbalkone, die übrigen Lasten trug das Tribunal.

Jetzt nahte sich der Zug der Missetäter, er wurde mit Grauen betrachtet. Den Anfang machten die grotesk unheimlichen Bildnisfiguren aus Pappe von vierunddreißig „in contumaciam" verurteilten Sündern (sie hatten sich der Strafe durch den Tod im Gefängnis oder durch die Flucht entzogen). Auch sie waren mit dem Sanbenito bekleidet, unter der Coroza sahen mit starren Augen die Fratzen hervor. Es folgten die Lebenden, viele waren geknebelt; man fürchtete anstoßerregende Äußerungen dieser Verruchten. Alle waren bleich, übernächtigt, hager; einzelne waren unnatürlich gefaßt, andere sahen verzweifelt umher.

Nun erschienen die Würdenträger; die Konzilien waren vollständig vertreten. Es kamen die Vertreter der Stadt, es kamen die Corregidore. Aufsehen erregten wieder die Familiare. Schon zu dieser frühen Stunde hatten sie hingebend ihres Amtes gewartet, allen fiel ihr gottgefälliger Eifer auf. Priester erzählten, daß sich der Herzog von Pastrano soeben persönlich nach einem benötigten Schlosser bemüht hätte, so den Glanz seines Namens noch durch eine edle Tat erhöhend. Feierlich trugen Mayor Domos kleine Kästchen, diese waren mit Goldbrokat bedeckt, mit Goldfranzen geschmückt und enthielten die Anklagen und die Urteilssprüche, Würdenträger schritten diesen Kästchen zur Seite. So feierlich schön war alles geordnet.

Jetzt rollten die Hofkarossen herein, auf den Balkon trat der König, den Gott behüten möge. Zu seiner Seite nahmen die beiden Königinnen Platz, neben ihnen füllten sich die Balkone mit den Palastdamen, Ehrenfräulein und Meninas. Es strahlten die Juwelen, es rauschten die blumenfarbenen, brokatenen Gewänder, und eine jede dieser vornehmen Frauen trug, den weltlichen Glanz zu mildern, auf ihrer Brust das grüne Kreuz der Heiligen Inquisition.

Als letzter erschien der Inquisitor-General, er reichte seinem Pagen den Hut, bedeckte sich mit der Tiara, mit dem goldstarrenden Ornat und betete, von seinen fünf Kaplanen umgeben, vor dem Altar. Darauf begab sich Seine Exzellenz auf den Thron und verneigte sich vor den Majestäten. Der König erhob sich und entblößte sein Haupt, er und der Inquisitor-General blieben stehen, alle anderen in dem weiten Raum beugten ihre Kniee. Der Beichtvater des Königs

reichte diesem ein Kreuz, ein Kaplan hielt das Evangelienbuch, und nach einer zweiten Verneigung schritt der Inquisitor-General die Stufen herunter, stand vor dem König und sprach den Eid ihm vor. Karl der Zweite schwur: „Ich will die Beschlüsse der Heiligen Inquisition, ohne Ansehen der Person, aufrecht halten", und erhielt darauf den feierlichen Segen.

Herrlich erschien allen Don Diego Sarmiento, er verkörperte in seinem Wesen, seinem Auftreten den obersten Wahrer des Glaubens.

Nun bestieg Don Geronimo die Kanzel, ein Kaplan hielt ihm das Missal, das Kreuz entgegen, und er sprach mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme, im Namen der Stadt Madrid, der Gerichtshöfe aller übrigen Christen, die Eidesformel: „Wir alle wollen, so wahr uns Gott hilft, den Glauben beschützen, den Unglauben vernichten." Ergriffen und ernst antworteten alle: Amen.

Dann begann die Predigt; ein beredter Mönch wies nach, daß das Amt, über den Glauben zu wachen, von unserem Herrn Christus den Aposteln, von diesen dem Papst, von diesem der Inquisition übertragen worden sei. Das Heilige Offizium sei so alt, als die christliche Religion, so notwendig, wie die Arznei bei Gebrechen. Immer waren Spaniens Könige beflissen gewesen, diesem Vermächtnis des Heilandes ihre Unterstützung zu gewähren; den lodernden Feuern dieses Gerichtes verdankten sie ihren höchsten Ruhm. Der Schlüssel zu dem Erfolg dieses heiligsten Gerichtshofes sei das Geheimnis, das ihre Schritte umgab; heute würde dieser Schleier zur Erbauung, zur Abschreckung teilweise gelüftet. Er schloß: „Möge der Allmächtige und Allgütige die Anwesenden segnen, vor allem die ihm wohlgefällige Glaubensmiliz."

Nun wurde angesichts der stummen und starren Pappfiguren das Urteil „der Abwesenden" verlesen. Dann erschienen zwei Familiare auf der Bühne (der eine war der Herzog von Hijar, der Vater der kleinen Maraquita, er trug seine berühmten Smaragdknöpfe und kostbare Mailänder Silberspitze). Sie geleiteten die ersten Angeklagten in den Verschlag, stellten sich daneben auf. Zuerst kamen die Bußfertigen; ihre Verbrechen waren sühnbar. Einer hatte, ohne die Weihen empfangen zu haben, die Messe gelesen, diese Frau aus Gibraltar hatte in ihrer Jugend maurische Tänze, Zambras und Leilos, getanzt, sie bekannte sich schuldig, man überwies sie einem Calificador, der sie in den Mysterien unseres heiligen Glaubens unterrichten sollte. Ein Obsthändler hatte behauptet, den Heiligen Vincente zu verkörpern, ein Priester hatte sich verheiratet, mehrere Männer und Frauen wurden der Bigamie bezichtigt. Ein Sevillaner hatte Darstellungen nackter Menschen, vor allem einer Venus, unter seinen Bildern geduldet, ein Schreiber hatte ungebührlich über das Heilige Offizium gesprochen. All diese wurden verwarnt, aus ihrer Heimatstadt verbannt, mit verschiedenen Strafen belegt. Mehrere wurden zu zweihundert, auf den Straßen zu erteilenden Peitschenhieben verurteilt, mehrere zu fünfjähriger Galeerenfron.

Dann kamen, mit abscheuvoller Bewegung begrüßt, die jüdischer Gebräuche Verdächtigen oder Überwiesenen. Eine lange Reihe. Die verschiedensten Beweise wurden vorgebracht, meistens auf Grund von Angaben der Nachbarn oder der Mägde. Hier hatte ein sonst ehrbarer Tuchhändler sein Messer über den Fingernagel gezogen, hierdurch untersucht, ob die Klinge ohne Scharte sei. Hier war eine Frau vierzig Tage nach ihrer Niederkunft in keiner Kirche gewesen, ein Advokat las heimlich in griechischen und hebräischen Büchern, dieses junge Mädchen hatte die Leiche ihrer Mutter mit warmem Wasser gewaschen und in ein Leichentuch gehüllt. Ein Tabakhändler hatte vor einer Reise das „Ruaya", das Trennungsmahl, im Kreis seiner Verwandten und Freunde abgehalten. (Dieser wurde von Don Manuel Guevara und von dem Verehrer der Carlotta Alba vorgeführt. Alle „Hofliebhaber" waren heute als Familiare im Dienst des Heiligen Offiziums.) Obgleich die Angeklagten sämtlich reuig in sich gingen, wurden neben körperlicher Züchtigung und Galeerenarbeit und anderen Strafen ihnen ihr Vermögen zur Hälfte oder ganz eingezogen. Einige waren rückfällig, diese wurden zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Von nun an wurde es erregend. Ein fünfzigjähriger Arzt war der Blasphemie beschuldigt; er habe gesagt, einiges aus den Evangelien sei erlogen. Man hatte ihn gefoltert, er war zu einem Geständnis nicht zu bewegen gewesen. Sein Knebel wurde entfernt, er sah wild zum Inquisitor-General empor, sagte: „Ich bin unschuldig." Drei Männer beschworen die Blasphemie. „Diese drei Männer sind meine schlimmsten Feinde." Er wurde unter großer, zustimmender Anteilnahme dem weltlichen Gericht ausgeliefert, war also dem Feuertod verfallen. Dann brachte man eine zweiundzwanzigjährige Nonne, Catarina, sie war der lutherischen Irrlehren verdächtigt, sagte einmal während des Chorgesanges der Nonnen: „schreit nur und macht, daß Baal euch hört; reißt euch den Kopf ab, so wird er euch heilen". Auch sie wurde „ausgeliefert". Dann kam ein Arzt, jüdischen Ursprungs, man hatte ihn nicht geknebelt und er begann auf das Verruchteste zu disputieren, verteidigte den Glauben seiner Väter. Die Calificadores (juristisch gebildete Theologen) beeilten sich, ihn zu widerlegen, aber es war gräßlich anzuhören, wie frech er ihre Worte verdrehte, ihre Folgerungen umstieß. Alle empfanden es, ein böser Geist müsse ihm diese Redegewalt eingegeben haben. Er wurde „ausgeliefert".

Ein „neuer Christ" aus Morisco-Geschlecht war in schreckliche Irrlehren über das Wesen Christi geraten. Er wurde „ausgeliefert".

Dann wurde eine Anna Isnatorafe in den Verschlag geführt, und während die lange Anklage verlesen wurde, küßte Donna Inez inbrünstig ein kleines, goldgefaßtes Bildchen, das ihr mit anderen Spielereien vom Gürtel hing. Es war ein Holzschnitt des Heiligen Isidore von Servando, Donna Barbara hatte es mit großer Mühe ihr verschafft, als Talisman trug sie es Tag und Nacht bei sich.

Diese Anna Isnatorafe hatte Leute verzaubert, rief dabei als Beistand zu dem Barrabbas, dem Beelzebub und zu der wunderkräftigen Donna Maria Padilla, der Heldin von Toledo. Sie beschwor einen Sternenengel und bohrte, die Augen zum Stern gerichtet, ein Messer bis zum Heft in die Erde. Sie bekannte ihre Schuld und wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Stunden vergingen, ein großes Sonnenverdeck milderte die Glut, von Zeit zu Zeit erfrischten sich die Majestäten, die auf den Balkonen sitzenden Damen und Würdenträger in den hinter ihnen befindlichen Räumen; auch für die Inquisitoren wurde geziemend gesorgt. Aber die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, und die Menge wich nicht vom Platz.

Die katholischen Botschafter und Gesandten hatten sich eine kleine Pause vergönnt. Ihre Damen baten, nach Hause fahren zu dürfen, den Anblick dieser verhärmten, stieren Menschen, die in wenigen Stunden verbrannt werden sollten, hielten sie nicht länger aus. Vergebens, es wurde keiner gestattet, das hätte dem Gatten die Stellung untergraben. Aber die Herren tauschten leise ihre Ansichten aus, erzählten von den vielen in Ansehen und Amt befindlichen reichen Juden, welche sich Duldung erkauften, oder deren Güterkonfiskation aus kluger Berechnung noch herausgeschoben wurde. So Don Ventura Dionis, der neue Marqués, und es gab manche andere! Sie wiesen auf die Verschiedenheit der Strafenbemessung, je nachdem es sich um die meistenteils unbemittelten Moriscos handelte, oder um die wohlhabenden Judaizantes. Dann rief sie ein Legationssekretär ... „Ein angeblich jüdischer Notar aus Portugal hat soeben diese Quäler und Folterer auf das Glatteis geführt!" Unglaublich geschickt hatte er geantwortet, der Inquisitor, purpurn vor Aufregung, wußte nicht ein noch aus. Die Botschafter und Gesandten saßen wieder in höflicher Sammlung auf ihren mit Seidenbehängen bedeckten Balkonen.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Die Wirkung überseeischer Kapitalsanlagen auf den Ausfuhrhandel.

Auf die Notwendigkeit einer stärkeren Beteiligunug Deutschlands an ausländischen Kapitalsanlagen wurde schon vor dem Kriege wiederholt hingewiesen. Mochte man damals auch darüber geteilter Meinung sein, soviel ist sicher, mehr denn zuvor braucht unsere durch den Krieg schwergetroffene Ausfuhrindustrie ein sich ständig erweiterndes Absatzgebiet. Wenn der Grundsatz „Der Handel folgt dem Kapital" richtig ist, so müssen überseeische Kapitalsanlagen, besonders solche in Latein-Amerika, von Deutschland stärker als bisher in Betracht gezogen werden. Die Frage verdient im gegenwärtigen Augenblicke erhöhte Beachtung, da die Vereinigten Staaten von Nordamerika die durch den Krieg geschaffene Lage zu einer völligen Umgestaltung ihrer Auslandsbankpolitik nach europäischem Muster benutzt haben. Es wurde nämlich die gesamte Notenausgabe, zu der eine Reihe dezentralisierter Nationalbanken berechtigt war, in einheitlicher Weise zwölf Reservebanken (Federal Reserve-Banks) übertragen, die seit Mitte November 1914 ihre Tätigkeit als Zentralnotenbanken nach europäischem System ausüben. Den Nationalbanken dagegen wurde das Recht eingeräumt, fernerhin Geschäfte in ähnlicher Weise zu betreiben, wie es die europäischen Kreditbanken tun. Neben den regulären Bankgeschäften wurde ihnen aber namentlich die Befugnis zugesprochen, sowohl im Inlande als auch im Auslande Filialen zu errichten.

Mit der Übertragung von bankmäßigen Auslandsgeschäften an die Nationalbanken suchte die Regierung der Nordamerikanischen Union namentlich der europäischen Konkurrenz zu begegnen und vor allen Dingen den Wettbewerb mit den deutschen und englischen Großbanken erfolgreich aufzunehmen. Die Newyorker National City Bank, die größte aller Nationalbanken der Union, ging denn auch sogleich an die Gründung zahlreicher Zweigniederlassungen an den wichtigsten südamerikanischen Handelsplätzen und beteiligte sich weiterhin an der Gründung internationaler Bankunternehmungen und Gesellschaften, die insbesondere mit dem

fernen Osten, Japan und China, arbeiten, alles zu dem ausgesprochenen Zwecke der Förderung des amerikanischen Ausfuhrhandels.

Zurzeit überwiegt in den Ländern Latein-Amerikas, die nach dem Kriege als Absatzgebiet für uns besonders wichtig sein werden, englisches Kapital. Die Kapitalsanlagen der Vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland beliefen sich vor dem Kriege in Latein-Amerika auf rund 770 Millionen Pfund Sterling oder 3850 Millionen Dollars, gleich etwa 16 Milliarden Mark. Auf diese gewaltige Summe bezifferten sich die im Jahre 1910 an der Londoner Börse quotierten Effekten, die mit durchschnittlich 4,73 Prozent verzinst wurden. Diese an sich günstige Verzinsung erschöpft aber bei weitem nicht alle Vorteile, die das englische Mutterland aus den überseeischen Kapitalsanlagen zieht. Wo englisches Großkapital auch immer an überseeischen Unternehmungen beteiligt ist, werden der englischen Industrie alle Aufträge, alle Lieferungen an Eisenbahnbaumaterial, Maschinen, Geräten usw. erteilt. Es flossen ihr vor dem Kriege nachweisbar riesige Aufträge zu. Allein in den genannten Artikeln exportierte England in Millionen Pfund Sterling

nach	1910	1911
Argentinien	5,83	5,05
Brasilien	8,51	3,68
Chile	1,17	1,60
Columbien	0,05	0,04
Peru	0,19	0,18
Uruguay	0,28	0,25
Venezuela	0,01	0,01
Mexiko	0,45	0,57
Cuba	0,34	0,39
Guatemala	0,03	0,02
Salvador	0,02	0,04
Honduras	?	0,01
Costa Rica	0,05	0,04
Summa:	16,93	11,88

also 1910 für 345,4 und 1911 für 242,2 Millionen Mark.

Diese Zahlen entstammen dem „Annual Statement of the Trade of the United Kingdom“, und soweit die mittelamerikanischen Republiken in Betracht kommen, deren „Anuarios“ und dürfen daher Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben. Sie lassen die Bedeutung des englischen Exports erkennen und erlauben treffende Rückschlüsse auf den Einfluß des in Latein-Amerika angelegten englischen Kapitals auf die Förderung der englischen Industrie. Die deutsche schwere Industrie — von der Fertig-Industrie gar nicht zu reden — und auch die amerikanische ist gewiß gegenüber der englischen leistungsfähig. Dafür legen die Aufträge, die England selbst Jahre hindurch vor Ausbruch des Krieges in Deutschland erteilte, beredtes Zeugnis ab. Sie beweisen klar, daß die deutschen Erzeugnisse hinsichtlich Preis und Güte jeder Konkurrenz überlegen sind. Trotzdem überwog unter dem Einfluß des in Latein-Amerika angelegten englischen Kapitals der englische Export dorthin. In den Jahren 1900 bis 1909 war dies besonders auffallend. In dieser Zeit lieferte England z. B. allein soviel Eisenbahnschienen nach Süd- und Zentralamerika und nach Kuba, wie Deutschland und die Union zusammen. Erst als seit 1910 der Bedarf an Schienen in Südamerika so groß wurde, daß England ihn allein nicht mehr decken konnte, stieg die deutsche und amerikanische Ausfuhr. So konnte das Deutsche Reich im Jahre 1911 137 000 To. Schienen im Werte von 14 Millionen Mark allein nach Argentinien, Brasilien und Chile exportieren, die Vereinigten Staaten führten im gleichen Jahre 256 000 To. Schienen nach Südamerika aus; aber schon 1912 belief sich Deutschlands Ausfuhr nur noch auf 84 000 To., und die der Vereinigten Staaten war auf 220 000 To.

gesunken. England aber behielt seinen Durchschnitt, auch als die Nachfrage zurückging, was lediglich dem Einfluß des englischen Großkapitals zuzuschreiben war.

Nächst England sind es, wie schon angedeutet, die Vereinigten Staaten, deren Handel in Latein-Amerika bei weitem überwiegt. In Mittelamerika stehen sie unbestritten an erster Stelle; sie sind dort bekanntlich mit fast 50 Prozent am Gesamthandel beteiligt. Amerikanisches Kapital baut dort die Eisenbahnen, in den Händen der Amerikaner sind zahlreiche Kaffee-, Kautschuk- und Bananenplantagen, mit Ausnahme Guatemalas, wo deutsches Kapital überwiegt. Die Amerikaner besitzen den größten Teil der Minen und haben als die ersten in rationeller Weise mit der Ausbeutung der überaus reichen Bodenschätze begonnen. Welche Erfolge zu erwarten sind, zeigt das Beispiel Mexikos. Seit Modernisierung der Minenbetriebe mittels der neuesten Maschinen stellen sie eine glänzende Kapitalsanlage dar. Das in Süd- und Mittelamerika in solcher Weise arbeitende amerikanische Kapital ist nicht zu schätzen; es fehlen auch leider alle Angaben darüber. Zweifellos aber ist es sehr beträchtlich. Dazu kommt, daß das Großkapital der Nordamerikanischen Union sich in verhältnismäßig wenigen Händen befindet. Wenn dies auch einerseits ein großer Vorteil ist, so ist doch auch andererseits das Mißtrauen der Staaten, geboren aus der Furcht vor einer Vertrustung des Landes, rege geworden, und man betrachtet das Vordringen des amerikanisschen Kapitals nicht mit wohlwollenden Augen. Überall haben die Trusts, diese Spezialwaffe der Amerikaner, deren Gefährlichkeit bekannt ist, die Fäden in der Hand und üben einen ganz außerordentlich großen Einfluß auf die von Washington aus geleitete Politik aus. Jener Staatssekretär Knox, der die mandschurischen Eisenbahnen einem internationalen Kapitalistensyndikat übergeben sehen wollte, war vorher Advokat und Rechtsbeistand der bedeutendsten Trusts in Chicago. Bei dem Aufstand in Kuba und namentlich bei der Eröffnung des amerikanisch-spanischen Krieges hat der Zuckertrust die Hand im Spiele gehabt; er hat viele der durch den Aufstand ganz entwerteten Zuckerplantagen gekauft; als die Insel durch die Einmischung der Vereinigten Staaten ihre Selbständigkeit erlangte und Ordnung an die Stelle der Revolution trat, gewannen die Plantagen ihren früheren Wert wieder. Dieser stieg sogar noch bedeutend, denn nun wurde der Vorzugszoll für kubanischen Zucker in den Vereinigten Staaten durchgesetzt. Bei der Abtrennung der Republik Panama von Columbien hat sicher das Newyorker Großkapital mitgewirkt. Ein nordamerikanischer Gummitrust war es, der aus einem zwischen Brasilien, Peru und Bolivien streitigen Gebiet die selbständige Republik Acre machen wollte, was freilich mißlang. Der Asphalttrust hat viel mit den Schwierigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Venezuela zu schaffen. Erinnert sei auch an das furchtbare Gebilde des Vieh- und Fleischtrusts, der vor einigen Jahren in Argentinien durch das Chikagoer Riesenkapital gegründet wurde. Und in Mexiko sind die Trusts mit sehr bedeutenden Kapitalien eingedrungen. Das Charakteristikum der nordamerikanischen Politik ist es eben, daß sie sich auf ganze Erdteile erstreckt und dabei nicht von militärischen Gesichtspunkten geleitet wird, sondern von wirtschaftlichen.

Für Deutschland ergibt sich hieraus die Mahnung, dem Beispiel unserer beiden größten Konkurrenten auf dem Weltmarkte zu folgen und deutsches Großkapital zugunsten der einheimischen Industrieen gründlich vor-

arbeiten zu lassen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht schon heute deutsches Kapital in Latein-Amerika beträchtlich interessiert ist.

Bereits im Jahre 1886 wurde die deutsche Überseeische Bank mit einem Kapital von 6 Millionen Mark in's Leben gerufen. Sie steht heute unter den deutschen Banken in Südamerika mit 30 Millionen Mark Kapital an der Spitze und besitzt eine ganze Anzahl von Zweigniederlassungen in den südamerikanischen Ländern im Anschluß an den Banco Aleman Transatlantico, so in Argentinien, Brasilien, Bolivien, Chile, Peru und Uruguay.

Es folgte die im Jahre 1887 mit 10 Millionen Mark gegründete Brasilianische Bank für Deutschland, ein Tochterunternehmen der Diskonto-Gesellschaft. Auch sie unterhält zahlreiche Filialen. Die Diskonto-Gesellschaft war es auch, die im Jahre 1895 die Bank für Chile und Deutschland in's Leben rief. Diese Bank arbeitet mit 10 Millionen Mark Kapital und ist besonders in Bolivien und Chile ansässig.

Endlich muß noch die Deutsch-Südamerikanische Bank genannt werden, welche der Dresdner Bank nahesteht und über ein Kapital von 20 Millionen Mark verfügt. Sie besitzt in Buenos Aires, Mexiko und Rio de Janeiro Filialen.

Diese deutschen Geldinstitute haben sich der englischen Konkurrenz, namentlich den einflußreichen Unternehmungen der British Bank of South America, der London and Brasilian Bank und der London and River Plate Bank gegenüber erfolgreich behauptet.

Damit ist der deutsche Einfluß aber nicht erschöpft. Um nur einige Beispiele anzuführen, sei mitgeteilt, daß der Grundbesitz der in Buenos Aires lebenden Deutschen allein auf 250 Millionen Mark geschätzt wird. Deutschlands Unternehmungen auf industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet in Mittelamerika mögen sich auf rund 600 Millionen Mark belaufen. Dazu kommt der politische Einfluß, den die zahlreichen in Latein-Amerika lebenden Deutschen ausüben oder doch im Interesse des deutschen Ansehens und des deutschen Ausfuhrhandels ausüben sollten. Ihre Zahl mochte sich bei Beginn des Weltkrieges in Argentinien auf etwa 30 000 belaufen; in Chile werden rund 25 000 und in Brasilien etwa eine halbe Million Deutsche ansässig sein. Ein entsprechendes Zusammenarbeiten des deutschen Großkapitals mit dem Exporthandel, der den Vorteil einer jahrzehntelangen Erfahrung auf seiner Seite hat, ein Nutzbarmachen der in Latein-Amerika lebenden Deutschen, die sich beständig durch die deutschen Auswanderer ergänzen und vermehren, würde dem deutschen Handel einen größeren Einfluß als bisher sichern und ein wirksames Gegengewicht gegen das gewaltige englische Kapital und die Übermacht des assoziierten Newyorker Riesenkapitals bilden und ihm Grenzen ziehen. Das Mißtrauen und die Abneigung gegen die Nordamerikaner, die z. B. die argentinische Regierung veranlaßte, die deutsche Sprache als alleinige Fremdsprache in ihren Fachschulen einzuführen, könnte gleichfalls im deutschen Interesse nutzbar gemacht werden. Deutschlands Einfluß in Latein-Amerika ist durchaus nicht gering, und er wird in demselben Verhältnis steigen, in dem nach dem Kriege das Solidaritätsgefühl der drüben lebenden Deutschen wächst und der Zugehörigkeitsgedanke zur alten Heimat erstarkt.

Daß der Besitz von ausländischen Effekten und Wertpapieren auch politisch von größter Bedeutung sein kann, hat der Krieg bewiesen, indem die Möglichkeit gegeben war, unsere Auslandswerte auf fremden Börsen zu verkaufen und dadurch die deutsche Valuta

zu heben. Wenn heute die eingeschworenen Gegner jedweden Besitzes von ausländischen Staatsanleihen vorwurfsvoll auf das starke Disagio der Reichsmark hinweisen, so werden sie später, wenn ihnen genauere Einblicke zugänglich geworden sind, bekennen müssen, daß dieses Disagio noch viel größer wäre, wenn nicht Verkäufe von ausländischen Wertpapieren bremsend gewirkt hätten. Es handelt sich, und das kann nicht deutlich und nicht oft genug ausgesprochen werden, durchaus nicht um einen Zusammenbruch der deutschen Reichswährung, sondern es liegt lediglich der Reflex einer durch den Grenzabschluß für die Kriegsdauer bewirkten Außenhandelsstörung vor. In einem künftigen Kriege vermöchte die Wiederveräußerung ausländischer Werte durch deutsche Kapitalisten einer Kursentwertung des deutschen Geldes einen wirksamen Riegel vorzuschieben.

So sollte die Tatsache, daß Deutschland hinsichtlich seines im Auslande angelegten Kapitals weit hinter England und der Nordamerikanischen Union zurücksteht, nicht zuletzt auf Grund der in diesem Weltkrieg gesammelten Erfahrungen für uns ein Ansporn sein, uns in höherem Maße als bisher im Auslande kapitalistisch zu betätigen. An überreichen Gelegenheiten, Kapitalien nutzbringend in Eisenbahnbauten, in Anlagen elektrischer Kraftstationen, im Bergbau, in der Großviehzucht, in Kaffee-, Baumwoll- und Gummikulturen usw. anzulegen, fehlt es wahrlich nicht.

Rundschau der Kriegsliteratur XII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig hat Professor Dr. Ottmar Dittrich nach dem Vorgange des großen Philosophen aus der Zeit der Befreiungskriege „Neue Reden an die deutsche Nation" veröffentlicht. Gleich den Reden Fichtes wollen sie hinausheben über den Drang des Augenblickes, einladen zur stillen Besinnung und neue Wege zu einer neuen Zukunft weisen. Aus den tiefempfundenen Reden Dittrichs spricht der Philosoph, der aus dem bunten Wechsel der Ereignisse den ewigen Gesetzen des Geschehens nachgeht, um aus ihnen seine Forderungen herzuleiten.

In drei Abschnitten behandelt der Verfasser die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft Deutschlands. Zuerst zeigt ein geschichtlicher Rückblick die Entwickelung des deutschen Volkes zur Persönlichkeit, den Weg vom römischen Kaisertum deutscher Nation zum deutschen Kaiserreiche, von den Anfängen des Christentums zu Luther, zum Zeitalter unserer klassischen Bildung, zum Idealismus, zur deutschen Idee. Von diesem Gesichtspunkte aus wird der Weltkrieg zum Krieg um die Persönlichkeit. Sehr eindrucksvoll schildert Dittrich das England einer hohen und feinen Kultur und das moderne kulturlose England, das in seiner schrankenlosen Machtgierpolitik die Welt in Brand setzt. Der dritte Abschnitt des Buches, der die vier letzten Reden umfaßt, handelt von unserer Zukunft, der Ausbildung der Persönlichkeit. Wie sollen wir künftig unsere Beziehungen zu unseren Bundesgenossen und zu unseren Feinden gestalten? Darf unsere innere Politik in dem bisherigen Geleise beharren, um ein neues Geschlecht heranzuziehen, oder welchen Zielen müssen wir hier zustreben? Welche Ideale hat jeder einzelne von uns sich zu setzen, um zur „Persönlichkeit" zu reifen und an seinem Teil die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes zu erfüllen? Das sind einige Fragen, die

der Verfasser in seinen Reden zu beantworten sucht.

Eine recht interessante, lesenswerte Schrift ist das Buch, das aus der Feder von Dr. Karl Mehrmann unter dem Titel: „Der diplomatische Krieg in Vorderasien unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn“ im Verlage: Das Größere Deutschland (Dresden) soeben erschienen ist. Der Verfasser unternimmt es, dem deutschen Volk das Werden des — wenn man so sagen darf — „vorderasiatischen“ Konfliktes in einer zeitgemäßen Geschichte der Bagdadbahnpolitik zu schildern. Er gibt mehr als eine bloße Geschichte des Bahnbaues im Verkehrsgebiet zwischen dem Mittelländischen, dem Schwarzen, dem Roten und dem Indischen Meer. Denn in diesem Werkchen schildert der Verfasser — soweit uns bekannt ist, als erster —, wie sich aus Unternehmungen, die ursprünglich überwiegend kapitalistischen Charakter trugen, allmählich ein wirtschafts- und machtpolitischer Kampf der Großmächte sich entwickelt hat, indem er den Zusammenhang zu finden sucht, der zwischen dem diplomatischen Ringen um Bahnbaukonzessionen in Türkisch-Asien und den weltpolitischen Ereignissen der letzten 25 Jahre besteht. Das Buch dürfte gerade zu jetziger Zeit geeignet sein, das Verständnis für unsere Bundesgenossen im nahen Orient und die Wichtigkeit einer starken Türkei für uns bei weiteren Kreisen des deutschen Volkes zu erwecken und zu stärken.

Unter dem Titel „Das neutrale Belgien und Deutschland im Urteil belgischer Staatsmänner und Juristen“ (Verlag von F. Bruckmann A.-G. in München) hat der Advokat am Appellationsgericht in Brüssel, Dr. Fritz Norden, dessen hervorragendes „Handbuch des belgischen Gerichtsverfahrens“ erst kürzlich im Verlage von Franz Vahlen in Berlin erschienen ist, die Verträge über Belgiens Neutralität und Unverletzlichkeit einer geschichtlich wie juristisch gleich eingehenden Prüfung unterzogen, die zu der überraschenden Einsicht von der Bedingtheit dieser Neutralität führt, wodurch das vielgeschmähte Vorgehen Deutschlands gegen das „vergewaltigte“ Belgien in wesentlich anderem Lichte erscheint. Während frühere Staatsverträge Belgiens Neutralität und Unverletzlichkeit erwähnen und festsetzen, wird in späteren Dokumenten dieser Zusatz der Unverletzlichkeit absichtlich unterdrückt. Zugleich wird auch die Gewährleistung der Neutralität mit einem Besetzungsrecht gewisser Festungen durch England und anderer durch Preußen verknüpft. Diese Abmachungen, die Belgien selbst als erste gebrochen hatte, standen in keiner Form einem Durchzug fremder Truppen entgegen. Die Übersetzung der bereits im Juli 1915 in französischer Sprache erschienenen Schrift ist von Josef Steinmeyer und Dr. Thassilo von Scheffer in München besorgt und von Professor Josef Kohler mit einem Geleitwort versehen.

Das für die Zeit nach dem Kriege außerordentlich wichtige Thema der „Kriegerheimstätten“ behandelt der Prager Universitätsprofessor Dr. Heinrich Rauchberg in einer Broschüre, die im Verlage der Manz'schen Hofbuchhandlung in Wien erschienen ist. Der Verfasser führt den Heimstättengedanken aus dem Reiche der Wünsche hinüber auf den Boden volkswirtschaftlicher Berechnungen und gesetzgeberischer Erwägungen. Seine Darlegungen sind von großer Wichtigkeit für alle, die an den Kriegerheimstätten beteiligt sind. In knappem Rahmen findet sich alles zusammengefaßt, was für die bevorstehende gesetzliche Regelung und praktische Durchführung der Heimstättenorganisation in Betracht kommt.

Der bekannte nationalliberale Führer Ernst Bassermann ver-

öffentlicht im Reichsverlag, Berlin eine treffende, kurze Charakteristik des unvergeßlichen Organisators der deutschen Marine, „Tirpitz". Solange es eine deutsche Flotte geben wird, solange wird auch dieser Name mit ehernem Griffel in die Geschichte unserer Marine geschrieben sein.

Von der im Verlage von G. D. Baedeker in Essen erscheinenden Sammlung „Kriegshefte aus dem Industriebezirk" schildert das 15. Heft „Die Ukraine und die ukrainische Bewegung". In kurzen Worten gibt Dr. Paul Ostwald eine klare Übersicht über das Wesen dieses von den Russen unterjochten Volksstammes, über seine Bedeutung für das heutige Rußland und über die Bewegung, die darauf hinzielt, die alte verlorene staatliche und kulturelle Selbständigkeit für dieses reich gesegnete Land zurückzuerobern.

Das 16. Heft dieser Sammlung, das G. A. Fritze zum Verfasser hat, schildert „das Schicksal der Seekabel im Kriege und die Leistungen der deutschen Seekabel-Industrie in Vergangenheit und Zukunft".

* * *

Die bereits zahlreich vorhandene Literatur über Belgien ist durch zwei interessante Neuerscheinungen bereichert worden.

Im Verlage Art. Institut Orell Füßli in Zürich gibt der Züricher Architekt Eugen Probst die Eindrücke wieder, die er auf mehrwöchentlichen Reisen in „Belgien" im Winter 1914 und im Laufe des Jahres 1915 zu sammeln Gelegenheit hatte. Dem Verfasser war die Möglichkeit geboten, sich eingehend über die Folgen zu orientieren, welche die deutsche Okkupation in diesem Lande gezeitigt hat. Probst hat den Zustand der historischen Bau- und Kunstdenkmäler in den Städten Löwen, Aerschot, Lier, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Dendermonde, Aalst, Namur, Dinant und Lüttich aufs genaueste geprüft. Die in diesen Städten gemachten Wahrnehmungen, sowie die im Verkehr mit belgischen Gemeindevorstehern und Einwohnern gewonnenen Erfahrungen setzen ihn in den Stand, die Unwahrheit vieler leichtsinnig in die Welt geschleuderter Behauptungen und Anklagen unserer Gegner untrüglich darzutun. Sehr dankenswert und von besonderem Interesse sind die sechs Stadtpläne, die Probst seinem Büchlein beigegeben hat, und auf denen gewissenhaft die zerstörten Häuser in diesen Städten deutlich markiert sind.

Sehr interessant und lesenswert ist auch eine geographisch-geschichtliche Studie über „Belgiens Vergangenheit und Zukunft" aus der Feder des Prager Professors Josef Langhammer. In dem im Verlage von Ed. Strache in Warnsdorf erschienenen Buche weist der Verfasser klar und deutlich nach, daß Belgien weder neutral war, noch neutral sein könnte, und zeigt, wie das kleine Belgien von den Gegnern Deutschlands bestimmt war, eine so gewaltige Rolle zu spielen.

Unter dem Titel „Wie wir im Kriege leben" (Verlag von J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart) veröffentlicht der Professor der Erdkunde an der Universität Berlin Dr. Albrecht Penck, dessen Buch „Von England festgehalten" wir in einer früheren Rundschau erwähnt haben, einen ausführlichen Brief an den früheren Professor an der Harvard-Universität, jetzt am Rockefeller-Institut in Princeton, Theobald Smith, der vor einigen Jahren in Deutschland als Austauschprofessor tätig war. Penck schildert, wie wir während des Krieges leben, wie es in unseren großen Städten und auf dem Lande zugeht, und was an den Universitäten geschieht. Die Grundstimmung in diesem Briefe ist, daß jeder Deutsche seine Pflicht tut, daheim oder an der Front. Hinter dem großen deutschen

Heere steht ein zuversichtliches, tatkräftiges, fleißiges Volk, das nicht ausgehungert und wirtschaftlich erschöpft werden kann. Das Fühlen aller wird beherrscht von dem Wunsche durchzuhalten. —

Sehr vernünftige und beherzigenswerte Gedanken entwickelt Dr. Georg Landauer in seinem Buche „Der Verruf des Fremden", das in der Manz'schen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien erschienen ist. Der Verfasser wendet sich vor allem gegen das unsinnige Bestreben einiger Leute, die plötzlich alles, was auch nur irgendwie etwas Fremdländisches an sich hat, aus Deutschland verbannen, insbesondere unsere Sprache von jedem ausländischen Unrat reinigen wollen, der sich im Laufe der Jahrhunderte um sie gerankt hat. Der Verfasser gibt selbstverständlich unumwunden zu, daß der Kampf „gegen eine Vorliebe für fremdländische Ware zum Schaden unserer heimischen Wirtschaftskraft, gegen den Zwang geschmacks- und wesenswidriger fremder Mode", und gegen ähnliche Ausländerei gut und vollkommen gerechtfertigt ist. Dazu sei jedoch nicht das Verrufsgeschrei erforderlich gewesen; dieses sollten wir ruhig unseren Feinden überlassen.

Aber der Verruf des Fremden eröffnet auch einen traurigen Ausblick in das Innenleben der Mittemächte und das Zusammenleben der beiden Reiche mit den übrigen Kulturstaaten nach dem Kriege. „Welche Riesenarbeit wird nach dem Kriege zu verrichten sein von jedem einzelnen in seinem eigenen Lebensbereiche und von allen Staatsbürgern gemeinschaftlich zum Wohle des Staatsganzen! Was wird es nicht alles aufzubauen, neu zu bauen und umzubauen geben! Und was werden wir nicht alles umlernen müssen, um diese Arbeit zu einem gedeihlichen Ende führen zu können! Und da mutet uns die Verrufsbewegung noch zu, daß wir ohne Not und und ohne Nutzen für uns und unsere Nachkommen, im Gegenteile zu unserem und ihrem Schaden, so ziemlich alles, was unser körperliches und geistiges Leben ausfüllt, von den scheinbar nichtigsten Dingen, wie etwa die Benennung unserer Speisen, bis zu den höchsten Gütern, die uns über die Mühen des Alltags erheben, umformen und ummodeln unter dem Schreckenszwange sonstiger Ächtung durch unsere Volksgenossen!"

In einem kleineren Aufsatze, der dem Buche beigefügt ist, wendet sich der Verfasser gegen den zu Anfang des Krieges aufgebrachten Gruß: „Gott strafe England", den er als „undeutsch, unschön und unchristlich" bezeichnet, da er die gerechte und gesunde Entrüstung des Deutschen gegen England „krankhaft entstellt". —

Der Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig veröffentlicht zwei lesenswerte Vorträge, die Professor Dr. Theodor Ziehen im November 1915 in der „Urania" zu Wien gehalten hat. In dem ersten Vortrage entwickelt Ziehen in kurzen Worten „die Psychologie großer Heerführer", während sich der zweite Vortrag mit dem Thema: „Der Krieg und die Gedanken der Philosophen und Dichter vom ewigen Frieden" befaßt.

Dr. Kurt Floericke veröffentlicht bei der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart eine Schriftenreihe „Gegen die Moskowiter", deren erster Band uns vorliegt, der „Die Masurenschlachten" behandelt. Der Band, der die Befreiung Ostpreußens von der Russenherrschaft und die gewaltigen Siege Hindenburgs schildert, dürfte viel Anklang finden.

In demselben Verlage ist auch eine zweite Schriftenreihe erschienen „Gegen Frankreich und Albion", die Anton Fendrich zum Verfasser hat. Im 2. Halbband gibt Fendrich eine Schilde-

rung der Ereignisse „Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens“. Diese Schrift ist um so mehr zu begrüßen, als es bisher an einer ausführlichen Schilderung der Schlacht an der Marne in den Septembertagen 1914 und des Rückzuges der deutschen Armee von dort gefehlt hat. Von besonderem Interesse und besonderer geschichtlicher Bedeutung sind die Gründe, die nach Fendrichs Angabe damals die Armeen Kluck, Bülow, v. Hausen usw. zum Rückzug zwangen. Fendrich schreibt hierüber: „Erst als der deutsche Rückzug vollendet war, zeigte es sich, warum dieser nötig gewesen war. Es erwies sich, daß das russische Heer auch durch die Riesenschlacht bei Tannenberg nur an einer leichten Stelle getroffen war. Neue Kolonnen wälzten sich sofort nach der Flucht Rennenkampfs vor Hindenburg gegen Schlesien und brachen in Galizien immer tiefer ein. Es sah dort nicht aus, als ob die Österreicher allein des Feindes Herr werden könnten. Von der italienisch-französischen Grenze kam die Nachricht, daß die Franzosen ihre Truppen dort wegnahmen. Italien ging schon auf den Wegen des Verrats. Was aber auch sonst noch erst nach Friedensschluß bekannt werden mag über die Gründe zum Rückzugsbefehl, das kann nichts ändern an der Tatsache, daß der Rückzug aus der Schlacht an der Marne ein geniales, strategisches Manöver größten Stils und der Sieg der Franzosen ein erst in allerletzter Stunde staunend entdeckter war. Dem „großen Sieg an der Marne“ fehlt vor allem das Wesentliche eines wirklich großen Sieges, die überwältigende Zahl unverwundeter Gefangener.“

Wenn wir auch der letzten Begründung Fendrichs nicht beistimmen können, daß die Zahl der Gefangenen das Wesentliche eines wirklich großen Sieges sei, so können wir ihm darin vollauf beipflichten, daß von einem „großen Siege“ der Franzosen nicht die Rede sein kann. Die kleine Schrift ist sehr lesenswert und interessant geschrieben. Möge sie daher einen großen Leserkreis finden. —

Von der Front unserer österreichischen Bundesgenossen berichtet Norbert Jacques in seinem bei S. Fischer in Berlin erschienenen Buche „In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen.“ Wesen und Absicht dieses Kriegsbuches lassen sich am besten mit den Worten kennzeichnen, die der Verfasser seinen Ausführungen vorausgeschickt hat: „Das Friedensbündnis, das einem im Krieg zusammengeschweißten Verhältnis zwischen Völkern folgen wird, muß auf gegenseitige Waffentüchtigkeit aufgebaut sein, damit es gut sei. Der Krieg darf im Krieg nicht stehen bleiben, sondern muß die Blutsaat und die Bluterneuerung der Völer, die sich in ihm bewährt haben, für eine lange Friedenszeit brauchbar machen.“ Die von Jacques geschilderten Erlebnisse bei den österreichisch-ungarischen Truppen sollen dem kommenden Bündnisse zwischen Deutschland und der Donaumonarchie dienen.

Ein anderes Büchlein „Wir von der Südfront“, von Dr. Wilhelm Winkler (Manz-Verlag in Wien) gibt ernste und heitere Bilder aus den Kämpfen unserer Bundesgenossen in Serbien und am Isonzo.

Kriegsgeschichtliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Noch immer tobt das gewaltige Völkerringen, noch immer zwingt der furchtbare Krieg, der das Weltall erschüttert, unsere ganze Aufmerksamkeit in seinen Bann. Wenn wir auch unsere seelischen Kräfte auf andere Gebiete

konzentrieren wollen, wir vermögen uns doch nicht der fieberhaften Spannung zu entziehen, die in uns die gewaltigen Vorgänge auslösen, die auf der großen Weltbühne sich ereignen. Diese Ereignisse spiegeln sich in unserem Schrifttum wider, nicht bloß in der Literatur der Tagespresse, sondern auch in unseren Zeitschriften. Wir finden hier an Lesestoff so manches, was für den Tag geschrieben, dennoch wert ist, den Tag zu überdauern. Aus diesen Erwägungen hat wohl der Verlag einer unserer wertvollsten Zeitschriften, des „Daheim", sich entschlossen, die Kriegsblätter dieser Zeitschrift abgesondert von ihrem übrigen Inhalt zu sammeln und unter dem Titel: „Der Weltkrieg, illustrierte Kriegschronik des Daheim" (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing) herauszugeben. Bisher sind drei Bände erschienen, jeder in dauerhaftem Leinenband zum Preise von 8,50 Mark. Der erste Band umfaßt die Ereignisse des Jahres 1914, der zweite die des Jahres 1915 bis zum Eingreifen Italiens in den Weltkrieg, und der dritte reicht bis zum Beginn der Kriegsoperationen in Serbien. Alle drei Bände bringen außerordentlich wertvolle Aufsätze aus der Feder erster Mitarbeiter, lebendig geschriebene Kriegsberichte, interessante Feldpostbriefe von allen Kriegsschauplätzen der deutschen und der verbündeten Heere, von hoher See und aus den Kolonien. Diese Prosadarstellungen werden begleitet von den schönsten Proben unserer besten Kriegslyrik. Die Darstellungen werden unterstützt durch ausgezeichnete Vollbilder unserer ersten Kriegsmaler, unter denen sich nicht wenige Darstellungen von Buntdrucken befinden, die in vorzüglicher Technik hergestellt sind. Der Text ist durchsetzt mit sehr vielen Illustrationen nach Photographien, die uns nicht nur die Landschaften und Städte vor Augen führen, die von dem Kriege heimgesucht worden sind, sondern auch Blicke tun lassen in das Leben und Treiben unserer Feldgrauen an der Front und hinter ihr. Erhöht wird der Wert dieser Bände noch durch die vorangestellte, im Zusammenhang fortgeführte Chronik des Weltkrieges von Professor Dr. Otto Hoetzsch, die einen ausgezeichneten Überblick über die Kriegslage und die Kriegsoperationen gibt und durch lebendige Darstellung zu interessieren weiß. Wertvolle Karten, von denen jedem Bande mehrere in der bekannten ausgezeichneten Technik des Verlages beigegeben sind, ermöglichen dem Leser ein Verfolgen der von Hoetzsch geschilderten Kriegsoperationen. Im Anhange bringen alle Bände die wichtigsten Urkunden und Telegramme. — Unter den Beiträgen dieser Bände fallen besonders die Feldbriefe auf, die Hans Weber unter dem Titel: „Aus meinem Kriegsbilderbuch" beigesteuert hat. Gewandt und fesselnd geschrieben, geben sie nicht nur Schilderungen von Erlebnissen an der Westfront, sondern sind durchtränkt von Gemüt und starker Empfindung. Diese Briefe sind unter dem gleichen Titel im gleichen Verlage in der Sammlung: „Aus den Tagen des großen Krieges" als selbständiges Bändchen erschienen.

In dieser Sammlung sind als achter Band Briefe und Tagebuchblätter eines in Rußland gefallenen Studenten unter dem Titel: „Mein Kriegsfreiwilliger" erschienen, die, von seinem Vater herausgegeben, als schlichtes Denkmal dieses jungen Helden gedacht sind. Wir erleben in ihnen den gewaltigen Krieg mit seinen Leiden und seiner Last, mit seinen tiefen Erschütterungen und großen Erhebungen, mit seiner täglichen kleinen und großen Not und seinen stündlichen Gefahren, wie er sich in der jungen Seele des einfachen Soldaten spiegelt, den das gewaltige Erlebnis seines Va-

terlandes aus Heimat und Familie herausgerissen und mitten hineingeschleudert hat in die größten weltgeschichtlichen Begebenheiten. Diese einfachen Briefe und Tagebuchblätter sind wundervolle Zeugnisse einer reinen, stark empfindenden, begeisterungsfähigen jungen Seele und zeugen von dem starken Heldentum deutscher Jugend, die mit dem Gesange: „Deutschland, Deutschland, über alles . . ." die feindlichen Linien stürmt. — Das Denkmal für einen anderen feldgrauen Helden, der für das Vaterland sein junges Leben hat hingeben müssen, bildet ein kleines Büchlein von Karl Storch: „Vom feldgrauen Buchhändler". (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, M. Kretschmann, Magdeburg). Der junge Buchhändler, dessen Tagebuchblätter uns in diesem Büchlein von seinem Leben an der Front, seinen Leiden und seinen Kämpfen berichten, hat im Frühling des vorigen Jahres in den Karpathen den Heldentod gefunden. Was er uns auf diesen Blättern schlicht und anspruchslos zu erzählen weiß, vermittelt stärkere Eindrücke von den großen Strapazen und aufreibenden Kämpfen unserer Karpathenstreiter als die literarisch aufgeputzten Berichte unserer im Automobil von Regiment zu Regiment reisenden Kriegsberichterstatter. — Den neunten Band der Sammlung des Verlages von Velhagen u. Klasing, Bielefeld, bilden Kriegstagebuchblätter unter dem Titel: „Ein Jahr an beiden Fronten" von Carl Freiherr von Berlepsch. Sie führen uns in anziehender Schilderung von den ersten Ereignissen des Krieges und dem Vormarsch in Frankreich nach den Argonnen und nach Flandern, zeichnen Bilder voll Lebendigkeit und Farbe aus dem Feldzuge in Polen und schließen mit der Einnahme von Warschau. — Gleichfalls Erlebnisse und Eindrücke von dem östlichen Kriegsschauplatze vermittelt das Büchlein von Oskar Usedom: „Der Kampf mit dem russischen Koloß", (Hesse u. Becker, Leipzig.) Zum größten Teil auf dem Schlachtfelde geschrieben, geben diese lebendigen Berichte farbige, frische Bilder von den furchtbaren Kämpfen im Osten, Stimmungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers, der als höherer Offizier auch das große Ganze zu überschauen vermag. Wir erleben durch die Vermittlung des Verfassers auch das Grauen und die Angst, die der herandringende russische Koloß in der ostpreußischen Bevölkerung verbreitete und lernen so die Schrecknisse bis zur Neige kennen, die der Krieg für die friedliche Bevölkerung im Gefolge hat.

Der Verlag von Velhagen und Klasing bringt auch ein Lebensbild des volkstümlichsten unserer Seehelden, Otto Weddigens, von Heinrich Richter heraus. Der Pfarrer aus der Heimatstadt Weddigens, Herford, erzählt in anheimelnder, schlichter, zu Herzen gehender Weise von dem kurzen Lebenslaufe dieses Lieblings des deutschen Volkes, der so früh im Kampfe fürs Vaterland den Heldentod fand. Das Büchlein ist mit 34 Abbildungen, zwei farbigen Beilagen und der Nachbildung eines Briefes Weddigens ausgestattet.

Von den Kriegsbriefen des Kriegsberichterstatters Paul Schweder, die unter dem Titel: „Im Kaiserlichen Hauptquartier" vom Verlage von Hesse u. Becker in Leipzig herausgebracht und von mir im Novemberheft des vorigen Jahrganges besprochen wurden, sind inzwischen zwei weitere Bände erschienen: „Von den Vogesen zur Nordsee" und „Von der Yser zum Isonzo". Auch sie bringen wie der erste eine Fülle von Schilderungen aus den Kämpfen vor dem Feinde und hinter der Front und wissen von manchen interessanten Begebenheiten zu erzählen. Sie werden nicht bloß den Lesern willkommen sein, die

Schweders Kriegsberichten in den Zeitungen begegnet sind, sondern auch anderen, die sich über das Leben hinter den Fronten unterrichten möchten. Die Ausstattung und der Bilderschmuck sind ebenso vorzüglich wie beim ersten Bande. — Im gleichen Verlage erschien bereits der erste Band einer Sammlung von Feldpostbriefen und anderen Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen unter dem Titel: „Vom Kriegsschauplatze", herausgegeben von Carl Quenzel, der in diesen Blättern gleichfalls besprochen wurde. Kürzlich ist der die Sammlung abschließende zweite Band ausgegeben worden. Er wird eingeleitet durch den bekannten Offenen Brief Björn Björnsons an Clemenceau. Mit Recht betont der Herausgeber in seiner Einführung, daß wir in diesen beiden Bänden nicht eine wahllose Anhäufung von Feldpostbriefen vor uns haben, sondern sorgfältig ausgewählte Berichte, die für den Geist unseres Heeres wirklich bezeichnend sind, oder die uns Besonderheiten des Weltkrieges vor Augen führen. Wer den Weltkrieg so unmittelbar miterleben möchte, wie es einem Daheimgebliebenen nur möglich ist, der greife zu dieser Sammlung.

Eine eigenartige, hochbedeutsame Veröffentlichung bringt der Verlag von George Westermann auf den Büchermarkt. Es ist dies das bisher in drei Bänden vorliegende, mit Urkunden, Bildnissen und Karten ausgestattete Werk von Eduard Engel: „1914. Ein Tagebuch." Die gewaltige Zeit, die mit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 anbrach und eine Weltwende bedeutet, weckte in dem Verfasser den feurigen Wunsch, „eine Geschichte dieses Krieges, dieses Sieges, dieser nie erhörten einzig gearteten Hochgehzeit" zu schreiben. Es konnte dies kein objektives Buch werden, und als beste Form der Ausführung bot sich dem Verfasser die Form eines Tagebuches dieses Weltkrieges. Für Eduard Engel ist dieses Tagebuch nach seinem eigenen Geständnis die Rettung aus der Tatenlosigkeit des Daheimgebliebenen geworden, die ihn sonst geistig und körperlich vernichtet hätte. So haben wir in diesem Tagebuch ein Werk erhalten, das von Gemüt, Klugheit, Leidenschaftlichkeit und überströmender Vaterlandsliebe erfüllt ist, das uns in lebensvoller Darstellung und in reiner deutscher Sprache noch einmal die hohen Stimmungen erleben läßt, die das deutsche Volk in dieser großen Zeit erfüllten. Es ist ein Buch geworden für die Gegenwart, das deutsche Haus, die reifere Jugend, das uns nie vergessen lassen wird, was wir alle, alle in dieser gewaltigen Sturmzeit einer großen Weltenwende fühlten und dachten, liebten und haßten, bejubelten und verachteten. Diesem in Liebe und Haß geschriebenen Tagebuch gegenüber stellt die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München, ihre durchaus objektive und rein sachliche „Chronik des Deutschen Krieges", deren zwei ersten Bände in diesen Blättern bereits besprochen wurden. Auch die vier folgenden Bände, die bis Mitte Juli 1915 reichen, bringen ohne jede persönlichen Bemerkungen nur die amtlichen Berichte und zeitgenössischen Kundgebungen zum Abdruck. Sie stellen infolgedessen ein rein sachliches, historisches Quellenwerk dar, das späteren Forschern ausgezeichnete Dienste leisten wird.

Auf Schloß Mainberg, einem eigenartigen „Erholungshaus für Menschen", in dem Suchende jeder Richtung und jeder Herkunft während der Sommermonate ein behagliches Heim und Anregung zu ursprünglichem persönlichen Leben finden, hat Johannes Müller seinen Gästen eine Reihe von Reden über den Krieg gehalten, die unter dem Titel: „Die deutsche Not. Erlebnisse und Bekenntnisse", im Ver-

lage der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München, gesammelt erschienen sind. Es ist viel geredet und viel geschrieben worden bei Ausbruch dieses Krieges, um die vielen Probleme einer Lösung näher zu bringen, die er auf allen Gebieten des Lebens aufgewühlt hat. Unter diesen Versuchen nehmen die Müller'schen Reden nicht den letzten Platz ein. Sie tragen zum großen Teil den Stempel des Improvisierten. Geschriebene Reden lesen sich flüssiger. Aber sie haben sich dafür auch die natürliche Frische des gesprochenen Wortes bewahrt. Vor allem aber heben sie sich inhaltlich aus der großen Fülle der Kriegsreden heraus. Sie geben Zeugnis, wie ein deutscher Mann in seinem Innersten ringt, um das Ungeheure dieses Kriegserlebnisses in sich zu überwinden, zu klären, sich geistig darüber zu erheben. Und darum vermögen sie auch andern bei dieser Arbeit zu helfen.

Gleichfalls aus tiefstem Erleben des Krieges geboren sind die Bilder aus der Kriegszeit: „Wir in der Heimat", die Helene Voigt-Diederichs soeben hat erscheinen lassen. (Eugen Salzer, Heilbronn.) Nur daß hier die starken Empfindungen nicht in gedankentiefen Reden ausströmen, sondern künstlerische Gestaltung gefunden haben. In allem, was auf der Straße und in der Elektrischen, in den Häusern und auf dem Lande ihre scharf beobachtenden Dichteraugen erschauen, sucht sie die gewaltigen Erschütterungen, die der Krieg in den Seelen aufgewühlt hat, und ihr psychologischer Tiefblick, den wir aus so manchen Erzählungen kennen, vermag dabei tiefer zu dringen, als der Blick von Alltagsmenschen. In künstlerisch geformten Bildern, die mitunter, wie das Stück „Das Gleiche", wie kleine Charakterstudien und Novellen anmuten, stellt sie das Erschaute vor uns hin, Dokumente aus dem Leben der Daheimgebliebenen, die auch an ihrem Teile mitzutragen haben an der Last und Not des Weltkrieges.

So manches brennende Auge schaut heute unter schwarzem Schleier hinaus in die öden und weiten russischen Landschaften, hinaus in die blutgetränkten Gefilde Flanderns oder Frankreichs und sucht ein teures Grab, in dem unter fremder Erde ein junges, blühendes Leben schläft. Wie gerne möchten liebe Hände diese Gräber schmücken, wenn sie es vermöchten. Diese Heldengräber sind zu heiligen Erinnerungsstätten des ganzen deutschen Volkes geworden, und es ist gewiß nicht zu früh, wenn heute schon Bestrebungen sich regen, sie in künstlerischer, würdiger Weise auszugestalten, um Zeugnis auch in späten Tagen davon abzulegen, wie das deutsche Volk seine toten Helden zu ehren gewußt. So manches Massengrab, so mancher Soldatenfriedhof, so manches Denkmal in Feindesland zeugt heute schon von dem tiefen Ernst, dem sittlichen Geist, dem hohen künstlerischen Sinn unseres Volkes. Aber auch in den Denkmälern daheim, in den Erinnerungszeichen, die das Gedenken an die großen Tage wach erhalten sollen, muß jetzt und in Zukunft das gleiche Leben sich offenbaren. Hierbei will eine Sammlung von Entwürfen hervorragender Künstler helfen, die soeben im Verlage von R. Oldenbourg in München erschienen ist: „Soldatengräber, Krieger-Denkmäler, Erinnerungszeichen", Entwürfe und Vorschläge, herausgegeben vom Bayrischen Kunstgewerbe-Verein, München. Die Entwürfe und Vorschläge erstrecken sich nicht bloß auf Soldatengräber, Massengräber und Gedenkzeichen im Felde, sondern auch auf die Errichtung von dauernden Denkmälern und Ehrenzeichen in der Heimat, in der freien Landschaft, wie in den großen und kleinen Städten. Möge das reiche Anregungen bietende Werk einen recht tiefgehenden Einfluß ausüben, daß ein

späteres Geschlecht des künstlerischen Ausdruckes, den die große Zeit in unseren Tagen gefunden hat, sich nicht zu schämen braucht.

Literarische Rundschau.

Von Assaf Siffrin.

Es ist soviel über das moderne und alte Frankreich geschrieben worden — man wird viele Bände noch über dieses Volk und seinen Geist mit guten und schlechten Betrachtungen füllen — allein die meisten Bücher haben den großen Fehler, ihre Geburt nur augenblicklichen Eintagsströmungen der politischen Zeitläufte oder einer kleineren Ferienreise zu verdanken; sie sind daher so politisch subjektiv, wo sie wissenschaftlich objektiv zu sein vorgeben; sie sind überaus persönlich und hätten gern das Allgemeine und Wesentliche zu fassen gewünscht. Ein Schlagwort gesellt sich zum anderen, es werden buntscheckige Phrasen — die im Grunde ein Fünkchen Wahrheit wohl enthalten — zu lautem Trommelwirbel gerührt, und in diesem überlauten Gepolter verliert selbst der innere Kern seine Wahrheit, weil er von marktschreierischen Brüdern umgeben ist. — Es ist eine subtile Aufgabe, ein so lebendiges, vielfältiges Volk, wie das französische es ist, mit einigen wenigen Worten und Begriffen klar zu umzeichnen. Völker, und im besonderen große Völker, die eine jahrhundertealte Kultur in sich tragen, mit jedem Tag sich durch ihren schöpferischen Geist — eben, weil sie Kulturvölker sind — neu gebären und entwickeln, sind nicht wie tote Gemälde, wo Licht und Schatten deutlich einander meiden und in klaren Zügen fertig vor dem Beschauer liegen. Das Volk ist lebendig und bewegt: ein Meer, dessen innerste geheimste Regungen nur durch das Oberflächenwellenspiel sich dem Auge künden und ihm sagen, daß in den Tiefen etwas Gewaltigeres wohnt, — was wir lebendiges Volkstum nennen —, das wir erst dann zu erkennen vermögen, wenn wir hinabsteigen und mit unpersönlichem, unbefangenem Gefühl uns einzuleben versuchen. Allein nicht jedem ist es gegeben, sich in die ihm meist wesensfremde Eigenart eines Volkes zu vertiefen, und so entstehen über ganze Völker Märchen und Pseudowahrheiten, die persönlichsten Urteile, die von Wesensverwandten des Urteilsfällers aufgenommen und weitergegeben werden.

Und Formeln — am besten selbst nicht abgeleitete — sind nun einmal notwendig, um sich das Gedächtnis zu erleichtern. Zwei Worte, besser noch: ein einziges Wort, ein Begriff, und man glaubt, das Wesen eines Volkes mit der persönlichsten Geistesschärfe formuliert zu haben. So entstand die Weisheit von den „Barbaren" und manche andere noch; auch wir haben mitgeprägt, weil wir in die Fußtapfen von einigen Überpersönlichen getreten sind — denen es irgendwo im Ausland vielleicht nicht gefiel. Persönlich sein mit solchem Urteil ist oft Unrecht tun.

Karl Nötzel hat in der Sammlung der „Schriften zum Verständnis der Völker"*) ein Büchlein erscheinen lassen, das, wie er selbst betont, im Grunde nur persönlichste Auffassung ist. Was dem einen als ein Vorzug des Volkes erscheint, gilt dem anderen als die höchste Untugend. Der Verfasser vermißt sich auch nicht, ein absolutes Urteil über das Volk fällen zu wollen, sondern untersucht mit

*) Französischer und deutscher Geist. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

mehr und minder Glück — ganz persönlich, *dieses* eine *Tugend*, *jenes* eine *Untugend* nennend — die wesentlichen Merkmale französischen und deutschen Geistes und gelangt zu Schlüssen, denen man — vorausgesetzt, daß man Frankreich, Franzosen und französische Kultur ohne Vorurteile kennen gelernt — nicht immer wird beipflichten können. Indessen gibt die kleine Schrift über manches Aufschluß, erzählt uns von Denkweise, Eigenart und Lebensauffassung des Franzosen und nennt oft das Ding beim rechten Namen. Es sind meist Wahrheiten, die wir lämgst gekannt, die nur in ihrer Formulierung neu sind.

Er spricht uns von der französischen Toleranz im Großen, ihrer fanatischen Unduldsamkeit im Kleinen, sobald man einen Schönheitsfehler an ihrem Vaterland, ihrer Nation zu entdecken sich anschickt. Von der Furcht des Franzosen, durch Autoritätsweisheiten „düpiert" zu werden, weswegen er seine Selbständigkeit im Urteil vieler Dinge — wenn es auch außerordentlich „persönlich" ausfällt — zu bewahren sucht. Vom Dilettantismus, von dem „Schweben" über den Dingen, ohne in den Kern der Dinge sich hereinzuwagen, aus „Furcht vor der Unendlichkeit" (sic!) — die der Deutsche nicht besitzt.

Bei vielen solcher Urteile, deren der Verfasser zur Charakterisierung des deutschen und französischen Geistes benötigt, finden wir soviel Worte und soviel Begriffe, daß uns bange wird. Es wird keiner, — eine so „persönliche Auffassung" er auch haben mag —, leugnen können, auch der Verfasser nicht, daß die Wissenschaftlichkeit *an sich*, ob sie von deutschem oder französischem Geist betrieben wird, um *Wissenschaftlichkeit* genannt werden zu dürfen, eben weil sie im Gebiet des Geistes und absoluter Forscherarbeit liegt, nicht an sich *Verschiedenes* bedeuten kann. Wissenschaftlichkeit ist stets dasselbe, trägt das gleiche Gewand, ist derselbe Quell, der zum großen Meer unserer wissenschaftlichen Erkenntnis fließt — ganz gleich, ob durch Büsche und Berge, durch heitere Wiesen und sonniges Land. Henri Poincaré — meines Wissens — hat einmal den Unterschied beider Wissenschafts*methoden* (Methoden nur!) dahin zu charakterisieren gesucht: die französischen Wissenschaftler (insbesondere die Mathematiker) neigten zur *intuitiven* Forschungsart, während ihre deutschen Kollegen die analytisch-logische *meist* vorzögen; er sprach aber nicht von der „*Furcht vor der Unendlichkeit*", um deutschen und französischen Geist zu kennzeichnen. Der wahre Wissenschaftler hat nie so über den Dingen „geschwebt", wie es der Verfasser dem französischen Forschergeist eigen zu machen scheint. Über den Dingen schweben die Vielen, die Hinzugekommenen, die noch vom Wunder, das ein großer Geist entdeckt, etwas zu erhaschen und nachzuentdecken wünschen. Die Züge dieser „Nachentdecker" mögen in der Schrift gut gezeichnet sein.

In Frankreich wird die Art, über etwas zu schweben und geistreich zu plaudern, „esprit" genannt. Der Verfasser zerlegt den an sich köstlichen „esprit" in seelenlose Bestandteile: Dilettantismus, Oberflächlichkeit usw., daß fast einem die Meinung aufkommt, wir hätten es überhaupt nicht mit einem wissenschaftlich schöpferischen Volk zu tun. Das, was manchmal oberflächlich erscheint ist oft nur die Grazie, selbst an den schwärzesten Dingen, Betrug und Tod, leicht und spielend mit Molièreschem Lächeln vorübergehen zu können — einem lächelnden Weinen.

Auch die leichte Schreibart französischer Künstler und Wissenschaftler, der Stil, den jeder mit gesundem Hirn zu verstehen vermag, mag manchem un-

wissenschaftlich scheinen. Es könnte sie aber mancher um diesen leichtverständlichen, klaren Stil neiden, der vermeint „abgrundtiefe" Dinge mit Worten und Begriffen — den trefflichen Instrumenten des Streits — erledigen zu können. Treffend ist der Unterschied in den Begriffen des Vaterlandes für den Deutschen und „Nation und patrie" für den Franzosen dargelegt.

Im ganzen gibt das Buch interessante — nur nicht so leicht zu verstehende — Aufschlüsse über das Wesen französischen und deutschen Geistes, das an sich lange nicht so kompliziert ist, wie man es durch Glossierung mit Worten und Begriffen machen kann.

*

In den „Preußischen Jahrbüchern" ist eine interessante, sehr lesenswerte Arbeit über die Kapitulationen von Dr. Wilhelm Bein erschienen. In kurzer, knapper Übersicht sind Geschichte und Wesen der Kapitulationen — die ursprünglich Vereinbarungen und nicht einseitige Rechte waren — gezeichnet. Eigentlich religiösen Ursprungs, dem Schutze eines Andersgläubigen in den orientalischen Ländern beigegeben, haben sie sich allmählich zu einem politischen Machtfaktor verdichtet und zu Instrumenten europäischer Staatskunst entwickelt. Wie überhaupt im Orient die Religion Politik und Dasein bedeutet, der Islamglaube innig mit den weltlichen Dingen verquickt ist, weil die orientalische Welt in erster Reihe die Welt eines Prophet-Kalifen, eines Gott-Herrschers bis vor kurzem war, so werden in stetiger Entwicklung religiöse Toleranz zu religiösen Sonderrechten, später zu politischer Bevormundung ausgebaut — wie es ja die Geschichte der Pilger nach dem Heiligen Grabe, die ursprünglich im Auftrage ihres Gottes und nicht ihres weltlichen Staatsoberhauptes kamen, zeigt. Daher haben die Kapitulationen der islamischen Länder besonders mächtige Wurzeln geschlagen und sich später bedrückend eng um den Staatsbau der Türkei geschlungen.

Wenn sie sich dem Inhalte nach kaum geändert haben — d. h. religiöse und andere Garantien enthielten, so sind sie der Form nach immer nach der politischen Machtseite hin gedehnt und gezerrt worden; später ließ man diese Schlinge nicht mehr los, zog so straff an ihr, daß die Unabhängigkeit der Türkei ernstlich in Frage gestellt war.

Der Verfasser benutzt viele Quellen, setzt einander oft diametral entgegengesetzte Auffassungen gegenüber und beleuchtet das juristisch komplizierte Wesen der Kapitulationen, die gerade in ihrer Kompliziertheit den fremden Mächten stets Gelegenheit zu neuen Komplikationen und Vorteilen gaben. Im Grunde war es stets eine Machtfrage; solange sich alle europäischen Mächte einig waren und für die Wahrung ihrer Sonderinteressen geschlossen auftreten konnten, hat stets die Türkei — ob sie im Recht war oder nicht — in allen Streitfragen klein beigeben müssen. Das ist von je der Fluch der Schwächeren gewesen, da nicht Recht vor Macht geht. — Nach der Spaltung und Neugruppierung der europäischen Staatenverbände ist es die erste Tat der Türkei gewesen, die Kapitulationen abzuschaffen; die rechtliche Seite dieser Handlung wird ausführlich behandelt.

Nun sind die Kapitulationen als Gesamtbegriff fremdländischer Vorrechte im Osmanischen Reich abgetan. Mit deren Tod ist die Geburt staatlicher Unabhängigkeit und unabhängigerer Politik erfolgt.

*

Ein ganz vorzügliches Buch hat die Sammlung „Männer und Völker" (Verlag Ullstein, Berlin) bereichert. Es ist von einem gediegenen

Schriftsteller, Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann, verfaßt und nennt sich „Die Kolonialreiche der Großmächte". Wenn ich nicht irre, ist es derselbe Legationsrat Zimmermann, der eine Schrift über die „Weber" Schlesiens vor vielen Jahren geschrieben, die in ihrer Klarheit und unpolitischen Wahrheit außerordentlich packend verfaßt war — und nicht allein als nationalökonomische Arbeit, sondern als literarisches Werk über die Tragödie des Webervolkes geschätzt wurde. Gerhart Hauptmann fand in diesen realistischen Schilderungen den Untergrund zu seinem erschütternden Volksdrama.

Das kleine Buch, das viele ungeschminkte Wahrheiten über Diplomatie im allgemeinen enthält, gibt die Geschichte der Kolonialreiche der Großmächte und ist in einer Knappheit verfaßt, die eher von der Überfülle an geschichtlichem Material als vom Mangel an Kenntnissen herrührt. Die Knappheit ist fast dramatisch; in großen Zügen, das Einzelne, das uns vielleicht interessieren könnte, nicht übersehend, entwickelt er lebendig die Geschichte der Kolonialreiche vor uns. Ränke und Intriguen spielen bei so großen Staatsorganismen eine ebenso bedeutende Rolle, wie bei uns Einzelwesen; wir sind erstaunt, all die Züge menschlicher, allzumenschlicher Schwächen in den Regierungsgesichtern wiederzufinden; in solchen Antlitzen, die doch aus so viel verschieden gearteten Antlitzen und Seelen sich zusammensetzen. Bald ist es Betrug, bald ein Geheimvertrag, bald reine Macht, die den ewigen Fluß politischen Werdens beherrschen. Es ist kaum eine Spur von dem in diesem Krieg so oft betonten Kulturtrieb aller Völker zu finden, die Wilde beglücken, Unerlöste erlösen zu sollen vermeinen. Es war das Geschäft in reinster Kultur, das richtunggebend gewesen, der Trieb aller Großmächte. Kultur ist in staatlicher Hinsicht die Politik des Geschäfts, ein politisch-geschäftliches Unternehmen mit unbeschränktem Kapital.

Zu den interessantesten Kapiteln des Buches gehören die Erörterungen über die Erwerbung ausgedehnter Länder durch Rußland — ein an sich nicht so bekanntes Gebiet der Kolonialgeschichte. Wir finden gerade dort, in dem Anwachsen des russischen Kolonialreiches die tiefsten politischen Gegensätze zu England, die nur durch den gemeinsamen Haß gegen Deutschland überbrückt wurden, und eng damit greift der Verfasser die kurzsichtige Politik des Reiches an, die den Gegensatz nicht rationell auszunutzen verstand. Manches ist schlecht gemacht worden, wenn auch bei der Begründung und Ausdehnung der deutschen Kolonialgebiete das Schicksal des Zuspätgekommenen übel mitgespielt hat.

So erzählt uns Zimmermann den Hergang des öffentlichen Bruches der englischen freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland: vom Zug der englischen Freiwilligen unter dem Oberst Grey gegen Johannisburg, deren völlige Niederwerfung durch die Buren, was den Kaiser veranlaßte, ein Glückwunschtelegramm an den Präsidenten Krüger zu senden. Von 1896 ab ist Englands Weltpolitik eine Deutschland unfreundliche gewesen. Es ist außerordentlich lehrreich und packend, den Ausführungen Zimmermanns zu folgen, die neben vielen, ganz persönlichen, wertvollen Überlegungen eine Fülle von Material liefern, um uns ein klares, — über die gewöhnliche, subjektive, einseitige Schulauffassung hinausragendes — Bild zu machen . . . von den vielen verpaßten Gelegenheiten, den dauernden Frieden in Europa durch Bindung staatlicher Sympathien und Kräfte zu schaffen! Machen wir uns selbst ein Bild und reden wir nicht nach, was

parteipolitischer Übersubjektivismus uns täglich in den Zeitungen vorsetzt!

Das Buch dient mit Erfolg der Kur zur Klärung mancher mit Schlagworten gespickten, mit ererbten Vorurteilen verdünnten Anschauungen.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Die deutsche bildende Kunst im Weltkrieg.

Die stolze Selbstbesinnung des deutschen Volkes auf sein eignes Ich, wie sie dieser ungeheure Krieg auf sämtlichen Gebieten gezeitigt hat, kann ihre wohltätigen Folgen auch auf das „leichtlebige Künstlervölkchen“ nicht verleugnen. Nannte man nicht vor dem Kriege in einer uns freilich schon märchenhaft fern dünkenden Vergangenheit alle Maler, Bildhauer und Bildner schlechthin so? Wir deutschen Kunstfreunde, die wir uns in Rom und Paris fast so heimisch wie in den deutschen Kulturstätten, etwa München, Berlin, Dresden oder Wien, fühlten, wir haben es wohl nie geahnt, daß so bald die Zeit herannahen könne, in der wir uns unserer unleugbaren Vorliebe für romanische Kunst, wenn auch fürwahr nicht zu schämen, aber ihr doch mutig eine Zeitlang zu entsagen entschlossen sein müssen. Ich denke an die Streifzüge in den Pariser Ateliers der Montmartre- und Montparnasseviertel zurück, wo deutsche und französische Künstler in holder Eintracht nicht etwa nur ihre nächtlichen Gelage feierten, sondern wo auch tagsüber ein lebendiger, wechselseitiger künstlerischer Einfluß sich Geltung verschaffte. Ich erinnere mich der Wanderungen durch den „Großen“ und lieber noch durch die vielen kleinen Salons der französischen Hauptstadt, und ich verstehe es, warum man auch heute noch, in den ersten zwei Jahren nach Ausbruch des Krieges diese französischen Einflüsse in den deutschen Kunstausstellungen recht deutlich wahrnehmen muß: zu lang ist die Linie geschichtlicher Zusammenhänge zwischen deutscher und romanischer Kunstübung, zu eng die Nachbarschaft, um trotz eines scheinbar unversöhnlichen politischen Hasses der beiden stammverwandten Völker plötzlich abgebrochen werden zu können. Aber andererseits war die Regung tiefster Menschlichkeit in allen Deutschen infolge dieses tückisch feigen nationalen Überfalles aller auf einen zu stark aus ihrem Innersten aufgewühlt, um nicht auch die Künstler, und gerade diese, zur Zusammenraffung ihrer gesamten seelischen und künstlerischen Schaffenskraft anzuspornen.

Von diesem Standpunkt aus müssen wir an die zahlreichen Ausstellungen herantreten, die im Zusammenhang mit dem Weltkriege stehen; unermüdlich erleben unsere deutschen Maler und Zeichner das Weltgeschehen mit und nach, und es hat für uns alle etwas Rührendes und Erschütterndes zugleich, zu beobachten, mit welcher heiligen Freude selbst solche Künstler sich ganz von den Weihen und Schauern dieser eisernen Zeit durchschütteln lassen, die vor diesem Kriege es sich so oft gefallen lassen mußten, als bloße artistische Spieler, oder aber als mehr repräsentative Bildnismaler angesehen zu werden. Ich denke hier namentlich an zwei Vollkünstler, die inmitten des Krieges zu großen Persönlichkeiten emporgeschossen sind — (denn es liegt in der Tat fast etwas Jähes und Unmittelbares in ihrer wundersamen Reifwerdung). Ludwig Dettmann heißt der eine dieser beiden Maler; sein Werk zog an uns vorüber in jener unvergeßlichen Kriegsbilder-Ausstellung, die in der Berliner

Akademie der Künste Auge und Nerven ganz mit dem unentrinnbaren Weltgeschehen verknüpfte. Unermüdlich findet, nicht sucht Dettmann die Szenen, die sich ihm als Maler zu Ausschnitten aus dem Kriege gestalten; bei allem grausigen, hie und da blutrünstigen Realismus spüren wir doch überall die Bändigung durch ein männlich sieghaftes Malernaturell, das stets noch so viel Konzentration aufbringt, um das malerische Erlebnis nicht völlig dem stofflichen zu opfern. Dettmann ist der Typus des norddeutschen Erlebniskünstlers dieses Krieges; er steht an der Spitze einer ganzen Gruppe von Zeichnern (natürlich nicht etwa wörtlich, sondern nur stilistisch für uns, seine Beobachter), unter denen ich dem Königsberger Heichert unbedenklich den Lorbeer reiche, so viel Anregung ich auch anderen, etwa Fabian oder Hugo Vogel, verdanke. Dieser Gruppe steht nun Fritz Erler, der Münchener, gegenüber; ich nenne ihn, den Schlesier, einen Münchener in dem bereits kunstgeschichtlich gewordenen Begriffe jener fröhlich impulsiven Gemeinde von Malern und Zeichnern, die sich in der Isarstadt vor etlichen Jahrzehnten zusammengeschlossen haben, die „Scholle" bildeten, an der „Jugend" mitarbeiteten und schon in diesem Zeichen ihrer jugendlichen Aufnahmefreudigkeit schlagendsten Ausdruck gaben. Entsinnt man sich noch des fast sensationellen Aufsehens, das vor Jahren bei der Eröffnung des Kurhauses in Wiesbaden die allegorischen Fresken Fritz Erler's gemacht haben? Und heute? Welche wiederum sensationelle Wandlung hat das Urteil über Erler und über die gesamte damalige Moderne bereits durchgemacht! Heute läßt sich der deutsche Kronprinz hinter der Front in Lebensgröße von eben diesem Erler malen, ohne ihm die geringsten Vorschriften zu machen. Im Gegenteil: dieser fahlgelbe Hintergrund, der die sehnige Sportsmanngestalt des Thronfolgers mit den wie gemeißelten Zügen schärfst beleuchtet, klingt wie eine Fanfare Erlerscher dekorativer Malerei, ist wie ein Symbol persönlichster Bildnisauffassung, wie sie übrigens gerade Fritz Erler in seinen sonstigen Heerführerbildnissen weniger betont. Warum ich trotzdem gerade diesen Künstler als besonders charakteristisch für die Wandlungen hervorhebe, die in so vielen und gerade in manchen der scheinbar zügellosesten „Modernen" durch den Weltkrieg sich abgespielt haben, beruht in der höchst eigenartigen Weise, wie er den Typus des Feldgrauen, und hier vielleicht besonders des feldgrauen Bayern, behandelt. Mit einer Technik, der man die Herkunft von der Illustration in dem feinen Aderwerk der Töne deutlich anmerkt, weiß Erler trotzdem malerisch das Allerletzte zu geben: ein einziger roter Farbfleck kündet von den Grauen und verbissenen Leiden eines Schwerverwundeten mehr, als noch so raffinierte Palettenberechnungen, die andere Maler dazu anstellen müssen; vor allem aber ist es von geradezu erschütternder Wirkung, wie Erler die Typen der „gemeinen" Soldaten alle wie einen, alle für einen nebeneinander aufreiht: als ein Symbol blutgeschmiedeter Kameradschaft, als ein Erlebnis unbeugsamer Kraft und todentschlossener Opferwilligkeit und zugleich doch auch im einzelnen als Bildnisstudien.

Es führt eine gerade Linie von dieser offiziellen Kriegsbilderausstellung der Akademie zu all' den anderen ähnlichen Darbietungen, wie sie nicht nur in Berlin, sondern auch in den anderen Hauptstädten Deutschlands und Österreichs in diesen Kriegsjahren bereits stattgefunden haben und wohl weiterhin noch stattfinden werden; selbst die sinn- und augenverwirrende Farbenschau, auch „Große Berliner Kunstausstellung" genannt, hatte — abgesehen von ihrem stattlichen Ehrensaal mit den Bildnissen

deutscher Geisteshelden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — ihren Strahlen- und Ausgangspunkt in der Kriegsbilder-Abteilung. Mit fast demonstrativer Muße versenkten wir alle uns in die Zeichnungen, Radierungen und Gemälde, die hier aus dem k. k. österreichischen wie aus dem deutschen Kriegshauptquartier zur Verfügung gestellt waren und uns erneut zum Bewußtsein führten, mit welch' packender Schlagkraft unsere Kriegsmaler auf ihrem Posten sind, wo es gilt, charakteristische Bilder aus den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu geben. Unter den Österreichern, die an dieser Stelle auffielen, nenne ich vor allem den ungarischen Radierer Josef Bato und den Maler Nikolaus Schattenstein; letzterer ist auch draußen noch der ganzen inneren Sammlung des geborenen Porträtmalers fähig: seine Pinselführung hat unsagbar starkes Temperament, wird an Leuchtkraft der Farben noch derjenigen des Malers F. Pautsch weit überragt.

Doch nicht in dieser Kriegskunst allein äußert sich der starke innere Anteil der deutschen Künstlerschaft an dem ungeheuerlichen Kriege. Es gilt hier vor allen Dingen, der umfassenden Organisation ein helles Loblied zu singen, die sich mit der Errichtung von Kriegergräbern und Kriegerfriedhöfen beschäftigt. Die Städtische Kunsthalle zu Mannheim, selbst eine Stiftung hochherziger Bürger dieser ungemein kunstfreudigen Stadt (deren kaufmännische Bevölkerung mit ihrem inneren Interesse für die Künste für so manche „führende" Stadt vorbildlich sein könnte!) hat eine solche Ausstellung von Kriegergräbern zu allererst veranstaltet. Es ist das ein Unternehmen, weit, weit schwieriger, als es dem Laien im ersten Augenblick erscheinen mag, und es zeugt von dem trefflichen und ungetrübten Zusammenarbeiten militärischer und ziviler Behörden, daß es so leicht gelungen ist, Ordnung zu bringen in das Chaos der Feldgräber, die in der Hast nach den Schlachten aufgeworfen wurden und die es nun gilt, zu erhalten, ohne ihnen das Gepräge der soldatischen Einfachheit zu rauben. Unendlich mannigfach sind die Entwürfe der deutschen Architekten für solche Einzelgräber sowohl, wie für jene Reihengräber und Friedhöfe, die in tragischer Unabsehbarkeit aus den Schlachtfeldern in West und Ost und Süd immer neu hervorwachsen. Ungemein eindrucksvoll ist der einfach große monumentale Zug, der durch all' diese Anlagen geht.

Doch auch den Kriegsbeschädigten und deren Angehörigen neue Freude an Dasein und Arbeit zu schaffen, ist die deutsche Künstlerschaft rege bemüht. Die Siedlungen von Kleinwohnhäusern, wie sie bereits vor dem Kriege allenthalben in deutschen Landen angelegt wurden, erfordern während, besonders aber nach dem Kriege, eine besondere Sorgfalt. Auf diesem schwierigen und verantwortungsvollen Gebiet, das ja gerade auch für die Volkshygiene und die künftige Wehrkraft des deutschen Volkes von der allergrößten Bedeutung ist, sahen wir auf den Ausstellungen, die in Berlin und anderwärts veranstaltet wurden, ein überaus fruchtbares Arbeiten.

Es wäre traurig, wenn neben dieser eigentlichen Kriegsarbeit die bildenden deutschen Künstler nicht auch ihrer friedlichen Mission stets gegenwärtig blieben. So ist es denn möglich gewesen, daß die beiden Berliner Sezessionen, die alte und die „Freie", in ihren Häusern am Kurfürstendamm Ausstellungen veranstalteten, die sich von denen im Frieden durch etwas sehr Wesentliches abhoben: nämlich durch die Durchleuchtung der werdenden neuen Kunst durch die altewige Überlieferung; so begegneten wir in der Freien Sezession zwischen den Gebilden übereifriger

Rundschau

Expressionisten und anderer Vertreter allerletzter theoretischer Erkenntnisse (und Irrwähne!) unvermutet den Meisterwerken der Böcklin, Thoma, Slevogt, Liebermann und Trübner. Sehr stark sind die Eindrücke der Schwarzweiß-Kunst in beiden Sezessionen gewesen; die alte im besten Sinne handwerklich treue Überlieferung deutscher Kunst lebt in den reifen Blättern eines Ernst Oppler, eines Willi Heckel und anderer machtvoll wieder auf. Auch die Bildnerei nimmt bei uns einen erfreulichen Aufschwung: zu den reifen Meistern, unter denen namentlich Lederer jetzt die höchste Zinne seines Könnens erreicht hat, gesellen sich in Barlach, in Metzner, in Fritz Huf und Georg Kolb Künstler, die mit tiefstem Ernst zu ihren Zielen hinanstreben. Selbst inmitten der „Juryfreien“, die sich freilich vielfach allzu zügellos über die primitivsten Gesetze der Ästhetik hinwegsetzen, ragt mancher Könner, etwa ein Erich Büttner oder L. Kainer hervor. Kurz: es blüht und sprießt auch im Lande der deutschen Kunst allüberall, eine reiche Saat reift langsam, aber stetig empor, deren Früchte zu ernten uns ein baldiger dauernder Frieden hoffentlich bald Gelegenheit geben wird! Dann wird das deutsche Kunstempfinden endlich auch durchgereift und zur vollsten Selbständigkeit so erstarkt sein, daß es in sich selbst Genüge finden kann, ohne indessen fremdem Schaffen mit dem blinden Chauvinismus anderer Völker verständnis- und willenlos gegenüberstehen zu müssen!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkő), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Fürsten Karl von Wedel, Durchlaucht, ehemaliger Statthalter in Elsaß-Lothringen und früherer Botschafter in Wien.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 158. Heft 503. August 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die Waffenbrüder in Ungarn.

Die Pfingstreise der reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung nach Budapest, der sich die österreichische Sektion mit so namhaften Vertretern wie Exzellenz Ernst von Plener, Exzellenz von Baerenreither, Exzellenz Exner, Reichsratspräsident Dr. Sylvester u. v. a. angeschlossen hat, gestaltete sich zu einer politischen Pilgerfahrt, die sämtlichen Teilnehmern unverlierbar im Gedächtnis haften bleiben wird. Was in früheren Jahrhunderten die religiöse Stimmung vermochte, nämlich Kitt und Zusammenhalt unter den Angehörigen verschiedener Himmelsstriche abzugeben, das ist unter den erschütternden Geburtswehen eines neuen Zeitalters dem waffenbrüderlichen Geiste vorbehalten. Neben den religiösen treten heute die nationalen Motive mitschwingend und mitklingend so merklich hervor, daß die letzteren meist die Obertöne, die ersteren vielfach die in's Unbewußte zurückgeschobenen Untertöne darstellen. Die konfessionellen Schattierungen treten in diesem Weltkriege völlig in den Hintergrund, während die nationalen Färbungen oberhalb der politischen Bewußtseinsschwelle die Gemüter gebieterisch in ihren Bann zwingen.

Die geschlossene Einheit der ungarischen Nation, die des Schmelztiegels gemeinsamer Leiden zwar nicht bedurfte, um ihre volle Wirksamkeit zu enthüllen, die aber doch auf den Schlachtfeldern den österreichischen und deutschen Waffenbrüdern deutlich vor Augen geführt hat, wie durchgreifend sie ihre Belastungsprobe vor dem obersten Forum der Geschichte bestanden hat, war ein außerordentlich günstiger Nährboden für die Begründung einer ungarischen waffenbrüderlichen Vereinigung. Eine Opposition gibt es in Ungarn nur nach innen, nicht nach außen. Der nationale Wille Ungarns nimmt die Kantische Form des kategorischen Imperativs an: D u k a n n s t , d e n n d u s o l l s t. Alle Einzelwillen der Individuen und Parteien, die in Friedenszeiten weit auseinanderstreben und bei der überragenden rhetorischen Begabung der Ungarn ihren beredten und temperamentvollen Ausdruck zu finden pflegen, fließen jetzt zu einem nationalen Gesamtwillen zusammen, da es gilt, die heiligsten Güter der ungarischen Nation zu schützen und zu wahren. Und so hat denn auch der Aufruf der „reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung", den wir hier im Wortlaute folgen lassen, in Ungarn einen so mächtigen Widerhall geweckt, daß Opposition und Regierungspartei einander

einträchtig die Hände reichten, als es galt, eine ungarische waffenbrüderliche Vereinigung zu begründen und feierlich zu verkünden.

Es gereicht mir zu besonderer Genugtuung, daß ich vom Anbeginn der Wirksamkeit der „Waffenbrüderlichen", deren Ausschuß ich gleich bei ihrer Begründung beigetreten war, mithelfen durfte, die ungarische Schwesterorganisation in's Leben zu rufen. Als Männer wie Graf Andrássy, Akademiepräsident v. Berzeviczy, Graf Apponyi, früherer Ministerpräsident Wekerle und Exzellenz Josef Szterényi, die treibende Kraft der ungarischen „Waffenbrüderlichen", inne wurden, daß es sich hier nicht um e i n e, sondern um d i e Vereinigung handle, da war der nationale Wille in einer einzigen Stunde gemeinsamer Besprechung zur Tat geworden. Und als die Herren Oberlandesgerichtsrat Schiffer, M. d. R. und M. d. A., sowie Sanitätsrat Dr. Bartz, die Seele der „Waffenbrüderlichen", nach Budapest reisten, um die entscheidenden Vorbereitungen zu treffen, fanden sie nicht bloß die genannten Führer der ungarischen Nation, sondern auch den Ministerpräsidenten Grafen Stephan Tisza, der selbst mit den Ministern seines Kabinetts inzwischen den ungarischen „Waffenbrüderlichen" beigetreten ist, freudig bereit, eine ungarische waffenbrüderliche Vereinigung im gemeinsamen Zusammenwirken in's Leben zu rufen und am Pfingstsonntag durch eine nationale Kundgebung zu eröffnen. Ein solcher Erfolg der Einmütigkeit ist nur zu erzielen, wenn eine Nation nicht bloß weiß, was sie will, sondern auch das will, was sie weiß.

Seit Jahrzehnten gehe ich der Verinnigung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Reichsdeutschen und dem Ungartum bedachtsam und beharrlich nach. In den unvergeßlichen Pfingsttagen des Jahres 1916 sah ich ein Stück jenes politischen Lebenswerkes, zu welchem mich Geburt und Bildungsgang gleicherweise prädestiniert haben, vom ersehnten Erfolge gekrönt. Der Traum meiner Jugend, da ich mit den Grafen Tisza und Andrássy — vor vier Jahrzehnten etwa — gemeinsam zu den Füßen der Großen der Berliner Universität sitzen durfte, ging in Erfüllung und wurde zu erhebender Wirklichkeit. Und da ich an den Wandlungen der ungarischen Politik in den letzten Jahrzehnten nicht bloß als soziologischer Betrachter oder geruhsamer Statist, sondern als stiller Mitwirkender werktätigen, wenn auch bescheidenen Anteil nehmen durfte, so sah ich mit hoher Befriedigung die Früchte reifen, welche die Ungarn ihren österreichischen und reichsdeutschen Waffenbrüdern in goldener Schale kredenzt haben. Daß wir in „Nord und Süd" dieser waffenbrüderlichen Kundgebung eine Sondernummer widmen, werden unsere Leser um so eher von uns erwarten, als wir ja die Juni-Nummer als deutsch-bulgarische und die Juli-Nummer als deutsch-türkische Sondernummer, der Überlieferung unserer Zeitschrift getreu, haben erscheinen lassen. Der waffenbrüderliche Gedanke wird auch unsere bulgarischen und türkischen Bundesgenossen ergreifen, und nach der feierlichen Konstituierung der österreichischen waffenbrüderlichen Vereinigung auch Sofia und Konstantinopel erreichen. Unser Rahmen ist

weit genug gespannt, um auch unsere Waffengenossen im nahen Osten zu umfassen, wie denn auch Bulgaren und Türken an der offiziellen Veranstaltung in Budapest teilgenommen und ihre Bereitschaft zur Mitarbeit kundgegeben haben. Das Wesen der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung" ergibt sich, wie aus dem beifolgenden Texte ihres Aufrufes, so aus der Reihe der unterzeichnenden Persönlichkeiten, deren Namen vielfach Programme bedeuten.

Hinter der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung, so heißt es im Aufruf, liegt ein Jahr reger Tätigkeit für das Ziel: die Verbindung der Völker der europäischen Mitte, die jetzt wie Brüder in Waffen stehen, mehr und mehr zu verinnerlichen und zu vertiefen, einer weiteren Annäherung und Entfaltung ihrer gemeinsamen Kräfte den Boden zu bereiten und an dem Völkerbund mitzuschaffen, der in Zukunft zum starken Bollwerk des europäischen Friedens werden soll. In Österreich und in Ungarn hat sich freudige Bereitwilligkeit gezeigt, in gleichartigen Organisationen mit uns Hand in Hand für dasselbe Ziel zu arbeiten. In den anderen verbündeten Ländern ist das gleiche zu erwarten. So ist uns eine hochwillkommene, bedeutsame Aussicht mehr für den erstrebten Erfolg eröffnet.

Unsere eigene Tätigkeit ist damit aber auch in einen neuen Abschnitt eingetreten. Der Fortgang der Dinge gebietet, unsere Ziele und die einzuschlagenden Wege schärfer zu kennzeichnen und mehr ins Einzelgehende darzulegen und gleichzeitig unsere Organisation auf eine breitere Grundlage zu stellen.

Es gilt uns vor allem, die Erkenntnis der weitreichenden Übereinstimmung unserer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen zu verbreiten, daneben aber die Achtung vor der Eigenart der verbündeten Völker und das Verständnis für sie zu pflegen. Jene Erkenntnis und dieses Verständnis müssen Gemeingut aller Volksgenossen werden. Wir müssen wissen, was wir an einander haben, was wir einander sein können. Je mehr wir einander kennen lernen werden, desto mehr werden wir einander schätzen.

Als Mittel zum Zweck bieten sich: die vielfältige Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift über die politische, wirtschaftliche und Kulturgeschichte unserer Verbündeten, über Art von Land und Leuten, Recht und Sitten; die Förderung der Sprachenkenntnis; die Ausgleichung des Rechts und die Erleichterung des Rechtsverkehrs; der Austausch und die Verbreitung von Werken der Kunst und der Literatur; die Annäherung und der Zusammenschluß der gleichen Bildungs- und Berufsschichten in den verbündeten Staaten, der Industriellen, Kaufleute, Landwirte, der Gelehrten, Künstler, Ingenieure, der Juristen, Ärzte, Geistlichen, Lehrer, der Vertreter mannigfachen Sportes; die Veranstaltung von gemeinsamen Fahrten, Tagungen und Kongressen. Schon in unserer Jugend soll ferner das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der waffenbrüderlich vereinten Völker gepflegt werden, insbesondere durch die unmittelbare Arbeit des Schüler- und Studentenaustausches an den beiderseitigen Hochschulen und Universitäten. Ebenso soll auch

der Wander- und Reise-Verkehr zur besseren Kenntnis, zum besseren Verständnis unserer Bundesgenossen weit mehr, als es bisher geschehen, in die befreundeten Länder geleitet werden.

Den mannigfachen Einzelaufgaben, die hier noch zu erledigen sind, werden sich unter dem Präsidium, dem Hauptausschuß und dem Vorstand besondere Abteilungen und Ausschüsse in selbständiger Arbeit widmen.

Wer unsere Ziele billigt, helfe mit, daß sie erreicht werden, unterstütze uns durch Rat und Tat und trete in unsere Reihen.

Für das Präsidium, den Hauptausschuß und den Vorstand:

Wermuth, Wirkl. Geheimer Rat, Oberbürgermeister von Berlin, von Mackensen, Generalfeldmarschall, R. von Koch, Generalkonsul, von Friedlaender-Fuld, Geh. Kommerzienrat, M. d. H. (Schatzmeister), Prof. D. von Harnack, Wirkl. Geheimer Rat, Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Just, Direktor im Reichsamt des Innern a. D., Kühn, Staatssekretär a. D., Staatsminister, Dr. Mehnert, Wirkl. Geheimer Rat, Prof. Dr. Nernst, Geh. Regierungsrat, Schiffer, Oberverwaltungsgerichtsrat, M. d. R. u. M. d. A., Fürst von Wedel, General der Kavallerie, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs,

Bratz, Sanitätsrat (für den Vorstand).

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kündigte die Fahrt nach Budapest mit folgenden Worten an:

Am Freitag begibt sich eine stattliche Anzahl von Mitgliedern der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung nach Budapest, um, zusammen mit Abgesandten der österreichischen Organisation, der ersten Generalversammlung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung beizuwohnen. Aus Ungarn haben sich die Träger der besten Namen der Bewegung angeschlossen. Aus dem Reich nehmen an der Fahrt führende Gelehrte, hohe Beamte, Männer der juristischen Praxis, Schriftsteller und Parlamentarier aus allen Lagern teil.

Inzwischen hat sich auch — ähnlich wie das schon in Budapest geschehen ist — bei uns eine literarische Abteilung innerhalb der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung gebildet. Dem Ausschuß der Abteilung, deren Geschäfte einstweilen von dem Vorstand der Nachrichtenstelle des Reichsamts des Innern, Freiherrn von Braun, und Dr. Richard Bahr geführt werden, gehören an die Herren: Dr. Julius Bachem, Herman Bachmann, Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", Georg Bernhard, Reichstagsabgeordneter Matthias Erzberger, Dr. Paul Goldmann, J. E. Freiherr von Grotthus, Landtagsabgeordneter Konrad Haenisch, Dr. Gerhart Hauptmann, Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Reichstagsabgeordneter Otto

Keinaht, Hermann Kienzl, Dr. Paul Lensch, M. d. R., Dr. Heinrich Mantler, Direktor des Wolff'schen Telegraphenbureaus, Paul Marx, Chefredakteur des „Tag", Dr. Friedrich Naumann, M. d. R., Professor Dr. Adolf Neumann-Hofer, Dr. Georg Oertel, M. d. R., Dr. Rudolf Presber, Heinrich Rippler, Chefredakteur der „Täglichen Rundschau", Otto Runge, Chefredakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Dr. Willy Ruppel, Vertreter der „Kölnischen Zeitung", Prof. Heinrich Sohnrey, August Stein, Vertreter der „Frankfurter Zeitung", Prof. Dr. Ludwig Stein („Vossische Zeitung").

Als Programm für die Pfingsttage 1916 in Budapest war vorgesehen:

Sonnabend, den 10. Juni abends: Veranstaltung des Ungarischen Juristenvereins mit Vortrag des Vizepräsidenten des Reichstages, Geh. Rat Dr. Dove über „die zwischenstaatlichen Rechtsbeziehungen vor und nach dem Kriege". Festessen.

Sonntag, den 11. Juni, vormittags: Generalversammlung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung unter Teilnahme der Vertreter der deutschen und österreichischen Vereinigung. Festessen. Nachmittags: Ausflug auf der Donau mit einem Sonderschiff. Abends: Empfang.

Montag, den 12. Juni: Gemeinsames Essen ungarischer, deutscher und österreichischer Parlamentarier als Gäste des Grafen Andrássy im Park-Klub. Besuch der deutschen und österreichischen Parlamentarier im ungarischen Parlament und Begrüßung seitens der Präsidenten des Abgeordnetenhauses und des Magnatenhauses.

Die Liste der Teilnehmer an der Pfingstfahrt setzte sich aus folgenden Namen zusammen:

Abel, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Österreich. — Ablaß, Dr. Justizrat, M. d. R. — Amsel, Dr. Prof. — Arnold, Kommerzienrat, M. d. R., Landtagspräsident in Coburg. —

Bahr, Dr. Richard. — Becker, Dr. Amtsgerichtspräsident, Vorsitzender des Vereins sächsischer Richter und Staatsanwälte, Dresden. — Bickel, Dr. Rechtsanwalt, Hauptmann der Landwehr. — Boisly, Geheimer Justizrat, M. d. R. u. A., Landgerichtsdirektor, Vorsitzender des preußischen Richtervereins Halberstadt. — Bollert, Justizrat, M. d. R., Rechtsanwalt. — Bondi, Felix, Dr. Justizrat, Dresden. — Braun, Freiherr von, Landrat. — Bratz, Dr. Sanitätsrat. — Bredt, Dr. Professor, M. d. A., z. Z. Kreischef in Czenstochau. — Brockhausen, von, Landrat, M. d. R., Stettin. — Büchting, Geh. Reg.-Rat, Landrat, M. d. A., Major, Kreischef des Kreises Bendzin. — Bülow, Geh. Justizrat, M. d. A., Berlin. — Baerenreither, Exzellenz,

Dr. Josef Maria, wirkl. Geh. Rat, Wien. — Braß, Herrenhausmitglied, Wien. — Beuerle, Dr. Karl, R.-A. — Peter Behrens, Professor. — Bachofen, Freiherr von, Wien. — Bratz, Redakteur. — Bernhard, Georg, Direktor im Verlag Ullstein. —

Coloredo, Graf Robert, Wien. —

Dernburg, Staatssekretär a. D., Dr. Exzellenz, wirkl. Geh. Rat. — Dietrich, Geh. Justizrat, Hauptmann, M. d. R., Prenzlau. — Dove, Geh. Justizrat, Vizepräsident d. R., Syndikus der Handelskammer, Berlin. — Dronke, Geh. Justizrat, Vertreter des Staatssekretärs im Reichsjustizamt. — Deichsel, Kommerzienrat, Hauptmann d. L. —

Ecker, Verwaltungspräsident der Provinz Ostflandern. — Exner, Wilhelm, Exzellenz, Wien. — Erzberger, Matthias, Schriftsteller, M. d. R. — Engel, Friedr. von. —

v. Friedländer-Fuld, Geh. Kommerzienrat, Herrenhausmitglied. — Fuchs, Eugen, Dr. Geh. Justizrat, Vertreter des Deutschen Anwaltsvereins Leipzig, Berlin. —

Gnischel, Chefredakteur. — Glockner, Adolf, Reichstagsabgeordneter, Wien. — Groß, Gustav, Dr., R.-A. — Goldschmidt, Königlicher Regierungsrat. —

Haußmann, Rechtsanwalt, M. d. R. — Härtel, Dr. Heinrich von, Rechtsanwalt. — Hedemann, Prof. Dr., Oberlandesgerichtsrat, Jena, z. Z. Senatsvorsitzender der Reichsentschädigungs-Kommission. — Heller, Handelsrichter. — Henckel-Donnersmarck, Graf Guidotto. — Holtschke, Amtsgerichtsrat, Geh. Justizrat, M. d. R. u. A. — Heni, Rudolf, R.-A., Wien. — Hummer, Gustav, R.-A., Wien. — Hirsch, Ehrenpräsident der Produktenbörse Mannheim. — Hruza, Hofrat. — Hartrich. — Heyerle.

Just, Ministerialdirektor im Reichsamt des Innern. —

Kornrich, Rechtsanwalt Dr. Alfred (Österreich). — Kruigs, Fabrikbesitzer, M. d. R. — Künzer, Erster Bürgermeister in Sosnowice. — Kittinger, Karl, R.-A., Wien. — Kopsch, M. d. R. u. A. — Kielmannsegg, Graf, Exzellenz. —

v. Landesberger, Dr., Präsident der Anglo-Bank. — Landsberg, Dr. ord. Prof., Geh. Justizrat, Bonn. — Liesching, Rechtsanwalt, M. d. R. — Liebmann, Otto, Dr. jur., Herausgeber der Deutschen Juristenzeitung, Berlin. — Löffber, Alexander, Dr. Professor, Wien. — Löwenfeld, Dr. Justizrat, Berlin. — Ludewig, Dr. Justizrat, M. d. A., Hauptmann, Erfurt. — Lützow, Graf, Exzellenz, Wien. — Luksch, Josef, R.-A., Wien. — Lensch, M. d. R. — Löblich, Dr. Oskar, Finanzsekretär.

Medinger, Dr. Wilhelm von, R.-A. — Mühlwert, Dr. A. von, R.-A. — Magnus, Justizrat, Berlin. — Mayer, Joh., Ober-Finanzrat. — Mindroff, Sofia. —

Naumann, M. d. R., Schriftsteller. — Neumann-Hofer, Prof., M. d. R. — Nüchtern, August. —

Oberneck, Dr. Justizrat, Berlin. — Ofner, Dr. Julius, Österreich. — Oberleithner, Dr. H., R.-A. — Oppenheimer, Felix, Freiherr von, R.-A. —

Preissa, Dr., Vortragender Rat im Königl. Preußischen Justizministerium, Geh. Justizrat, Vertreter des Justizministers. — Pulvermacher, Dr., Sanitätsrat. — Plener, Baron Ernst, Exzellenz, Wien. — Protitsch, Sofia. —

Rechenberg, Freiherr von, Dr., Exzellenz, wirkl. Geh. Rat, Gouverneur a. D., M. d. R. — Richter, Generaldirektor, Handelsrichter. — Roller, Oberlandesgerichtsrat, Wien. —

Schey, Prof. Dr., Freiherr von. — Schiffer, Oberverwaltungsgerichtsrat, M. d. R. u. A., Berlin. — Schwind, Prof. Dr., Freiherr von, (Österreich). — Schrutka, Emil von Rechtenstamm, Prof. Dr. — Schaps, Oberlandesgerichtsrat. — Stein, Professor Dr., Universitätsprofessor, Chefredakteur. — Stolz, Ad., Dr., Landgerichtsrat. — Sudermann, Schriftsteller, Berlin. — Supper, Generalstaatsanwalt, wirkl. Geh. Oberjustizrat, Berlin. — Sukup, Martin, R.-A. — Sylvester, Dr. Julius, Präsident des Reichsrats, Subow, Sofia. —

Teufel, Oskar, R.-A. —

Urban, Karl von, R.-A., Wien. —

Waldstein, Justizrat, M. d. R. u. A., Altona. — Warmuth, Amtsgerichtsrat, Berlin. — Wermuth, Oberbürgermeister, Exzellenz, Dr., Wirkl. Geh. Rat, M. d. H., Berlin. — Waldeyer, Geheimrat, Berlin.

Ein Teil der reichsdeutschen Waffenbrüder war über Wien gereist, um sich dort der österreichischen Gruppe der „Waffenbrüder" zur Weiterfahrt nach Budapest anzuschließen. Die Mehrzahl der Reichsdeutschen wählte die direkte Linie Breslau—Oderberg. Drei Schlafwagen waren bereitgestellt. Generaldirektor Richter vom Vorstand der „Waffenbrüderlichen" hatte fürsorglich Vorbereitung getroffen, daß alle Paßschwierigkeiten an der Grenze behoben wurden. Als man ungarischen Boden betreten, lachte uns der Lenz sonnenfroh entgegen, als kümmere sich die Natur nicht im geringsten darum, was Menschenfürwitz verschuldet. Die gesegneten Fluren prangten in verheißungsvoller Üppigkeit, als wollten sie der Legende der Aushungerung Zentral-Europas ein kräftiges Dementi entgegensetzen.

Die „Waffenbrüder“ sagten sich, daß es auch wirtschaftlich nur eine Front für unsere Gruppe gäbe. Hilft man sich gegenseitig mit Menschen aus, dem Kostbarsten, was die Erde trägt, so wird man sich wechselseitig auch mit den Früchten des Bodens aushelfen, sodaß unsere gemeinsame wirtschaftliche Front der Blockadepolitik der Vierverbandsmächte ein trotzig-wildes: Nie und nimmermehr entgegenhalten wird. Euren Pariser Tintenbeschlüssen setzen wir die Blutsbrüderschaft auf Gedeih und Verderben entgegen. Solange ein Blutstropfen in uns pulst, ein Nerv in uns zuckt, ein Atemzug in uns lebt, werden wir gemeinsam durchhalten in Not und Tod.

Als ein Vertreter des ungarischen Blattes „Az Est“ uns entgegengereist war, um von der Frühstücksstation ab Hermann Sudermann, Exzellenz Dernburg, Exzellenz von Rechenberg, von Bülow, Oberlandesgerichtsrat Schiffer, Geheimrat Dove, den Vizepräsidenten des Reichstages u. a. über ihre Eindrücke in Ungarn zu befragen, da schallte ihm allseitiger Jubel entgegen. Im herrlichen Sonnenglanz an den Donauufern entlang fahren und überall einen Gottes-Garten bewundern, der uns in diesem Jahre unendlich viel mehr bedeutet als in Friedenszeiten, das verleiht gehobene Stimmung und unbeirrbare Zuversicht. Die Begrüßungsworte der Notabeln Ungarns, die wir hier nach dem „Pester Lloyd“ wiedergeben, bestärkten alle Teilnehmer schon bei der Ankunft in Budapest in der Überzeugung, daß es sich nicht um ein kongreßähnliches Ereignis, sondern um ein großes nationales Erlebnis handelt.

Ganz Budapest war zum Empfange der „Waffenbrüderlichen“ festlich beflaggt. Für jeden Teilnehmer war schon auf dem Bahnhof, wo Exzellenz Szterényi, Prof. Vámbéry und Generaldirektor von Krausz die einfahrenden Gäste begrüßten, vortrefflich gesorgt. Die ritterliche Nation entfaltete jene sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft, die alle Herzen gewinnt. Die norddeutsche Art der Zurückhaltung wich von Stunde wie Minute jener weicheren und geschmeidigeren Zutraulichkeit, wie sie das persönliche Fluidum mit sich bringt, das vom ungarischen Temperament ausgeht. Verjährte Vorurteile wurden vielfach zu Grabe getragen, verschimmelte Legenden, die Rost angesetzt hatten, wanderten in den Orkus. Drei Tage wechselseitiger Fühlungnahme in Budapest haben wettgemacht, was drei Jahrzehnte der Verständnislosigkeit verschuldet haben mochten. Die Reichsdeutschen sehen die Ungarn nicht mehr im fremden, sondern in ihrem eigenen Lichte, und das wirkt befreiend. Die Begründung der ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung bedeutet einen Markstein in den geschichtlichen Beziehungen des deutschen Volkes zur ungarischen Nation.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder.

Willkommworte ungarischer Notabilitäten.

Dr. Johann Csernoch,

Kardinal-Fürstprimas von Ungarn, Erzbischof von Esztergom:

Es gereicht uns zur großen Freude, die Söhne unseres glorreichen Verbündeten bei uns begrüßen zu können.

Jenes freundschaftliche Verhältnis, welches zwischen Deutschland und Ungarn schon früher bestanden hat, reifte in dem großen, uns aufgedrungenen Verteidigungskampfe zu einem wahren brüderlichen Bündnis, welches wir auch künftighin mit aufrichtiger Treue bewahren, kräftigen und befestigen wollen.

In diesem großen Verteidigungskampfe krönt eine lange Reihe der glänzendsten Siege unsere glorreichen Fahnen, worin wir ein augenscheinliches Eingreifen der Vorsehung erblicken und fest überzeugt sind, daß die Hilfe von oben unserer gerechten Sache auch fernerhin nicht ausbleiben, ja dieselbe zum endlichen Siege führen wird.

Schon vor dem großen Kriege lautete das einstimmige Bekenntnis der Zeitgenossen, daß Germania docet, und Deutschland hat durch seine stramme Organisation, durch seine großartig entwickelte Technik, durch seine blühende Industrie, durch die heldenmütige Aufopferung seiner ganzen Bevölkerung alle, selbst die größten Erwartungen übertroffen und die Berechnungen der Feinde samt der grausamen und unmenschlichen Aushungerungstheorie zuschanden gemacht.

Mit Freude begrüßen wir deshalb die Vertreter unseres glorreichen Verbündeten in unserer Hauptstadt, und indem wir mit gerechtem Stolz auf die glänzenden Erfolge unserer heldenmütigen Armeen blicken, erfüllt unser Herz die sichere Hoffnung und feste Überzeugung, daß das edle, durch die gemeinsamen Siege und Leiden gestärkte Bündnis zum endlichen Siege, zum dauernden gerechten Frieden und zum Wohle der verbündeten Nationen führen wird.

In dem Erscheinen der geehrten Vertreter unseres unbesiegbaren Verbündeten sehen wir das Unterpfand der schöneren Zukunft, und daher rufen wir ihnen zu mit patriotischer Begeisterung ein dreifaches Eljen und Willkommen!

Paul v. Beöthy,

Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses:

Gäste treffen im Laufe des heutigen Tages ein. Sommitäten des politischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und literarischen Lebens des großen Deutschen Reiches beehren uns mit ihrem Besuche. Ihr Besuch trägt keinen offiziellen

Charakter. Nicht ein bestimmtes politisches oder wirtschaftliches Ziel ruft sie in unsere Mitte. Nein! Ein stärkerer Antrieb als das. Die gemeinsamen Interessen, die sich in dem fast zweijährigen gemeinsamen Kampfe in ihrer vollen Realität herauskristallisiert — das gemeinsame Aufeinanderangewiesensein, das nach Beendigung des Krieges ebenso stark sein wird wie heute — und die auf beiden Seiten offenbar gewordene Sympathie, die in zahlreichen gemeinsam durchkämpften Schlachten wurzelt und durch das gemeinsam vergossene Blut noch stärker geworden ist, all das hat unsere Gäste veranlaßt, uns in unserem Heim aufzusuchen und sich zu bemühen, uns bei unserer täglichen Arbeit, inmitten unseres kriegerisch-bürgerlichen Lebens, inmitten unserer politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit kennen zu lernen.

Sie seien uns herzlich willkommen. Jedes einzelne Mitglied der ungarischen Gesellschaft begrüßt sie mit dem Gefühl warmer Freundschaft, aufrichtiger Wertschätzung und wahrer Freude. Sie mögen sich bei uns möglichst heimisch fühlen. Sie mögen sich persönlich davon überzeugen, daß der Ungar nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem Felde der bürgerlichen Arbeit in der Weltkonkurrenz seinen Mann stellt. Mögen sie mit eigenen Augen sehen, daß die Widerwärtigkeiten eines Jahrtausends, während dessen die ungarische Nation in diesem Lande gelebt, durch ihr reichlich vergossenes Blut die von Osten herkommenden großen Anstürme aufgefangen und den geographisch günstiger wohnenden Söhnen des Westens eine ruhige Entwicklung ermöglicht hat, daß selbst diese traurige Reihe langer Jahre, um die innere Uneinigkeit und die Kämpfe um die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und ihres selbständigen staatlichen Lebens, die der Möglichkeit der friedlichen bürgerlichen Entwicklung gewidmete Zeit geschmälert hatten, nicht imstande waren, diese Nation auf dem Wege ihrer natürlichen Entwicklung aufzuhalten.

Mögen sie uns anschauen und kennen lernen! Und wenn sie zu der Überzeugung gelangen, daß es sich lohnt, mit einer Nation, die durch tausend Jahre unter so zahlreichen Kämpfen und Widerwärtigkeiten die Selbständigkeit ihrer Verfassung zu bewahren, den Stempel ihrer nationalen Individualität dem von ihr geschaffenen und aufrechterhaltenen Staate aufzudrücken vermochte, die die Kraft besaß, sich unter Aufrechterhaltung ihrer individuellen Eigenart der Kultur des Westens anzuschmiegen, die in Jahrzehnten die Versäumnisse von Jahrhunderten auf allen Gebieten nachzuholen imstande war, und die in zäher Ausdauer sich die Möglichkeit der Geltendmachung ihres staatlichen Willens nach innen und nach außen schuf, wenn sie, wie gesagt, zu der Überzeugung gelangen, daß es sich in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse verlohnt, mit dieser Nation auch fürderhin nicht bloß in politischem Bündnis, nicht bloß in einem, die Interessen beider Parteien berücksichtigenden wirtschaftlichen Verstehen, sondern in gegenseitiger vertrauter Freundschaft zu leben, so mögen sie unsere ihnen entgegengestreckte Freundesrechte erfassen. Dieser Händedruck wird die auf

die Harmonie der Interessen und Gefühle sich gründende Freundschaft symbolisieren, die ein stärkeres Band als der geschriebene Buchstabe ist. Der Ungar läßt seinen Freund nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Gebiete der bürgerlichen Arbeit nicht im Stich.

Dr. Albert v. Berzeviczy,

Minister a. D., Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften:

Wir begrüßen die Vertreter unserer Verbündeten in unserer Hauptstadt mit aller Wärme einer erprobten Freundschaft. Wir begrüßen sie als Waffengenossen, die aber diesmal zur Weihe eines Unternehmens hergereist sind, welches den Beruf hat, den Krieg zu überleben und ein mächtiger Förderer unserer Friedensarbeit zu werden. Es sind eigentlich hervorragende Kulturinteressen und Kulturfragen, welche uns zusammenführen, und von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß diese Zusammenkunft in Budapest vor sich geht. Hier, im Herzen eines Landes, das nach vielen bitteren Kämpfen seine nationale Selbständigkeit auch auf dem kulturellen Gebiete zu begründen gewußt hat und diese seine Selbständigkeit eifersüchtig bewacht, soll die Verbrüderung der deutschen, ungarischen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Kulturbestrebungen ihren ersten feierlichen Ausdruck finden, und sollen die Rahmen ihrer künftigen Entwicklung festgelegt werden. Die deutsche Kultur, welche uns ein unglückliches politisches System mit der Verdrängung unserer nationalen Eigenart aufzwingen wollte, findet hier jetzt nur begeisterte Freunde, Bewunderer und Befolger. Unsere Nation, durch die geographische Lage ihres Landes zwischen Ost und West gestellt, ist auch infolge ihrer Stammverwandtschaft die berufenste Vermittlerin der durch das Deutschtum zu so herrlicher Blüte gelangten mitteleuropäischen Kultur gegenüber unseren östlichen Nachbarn, welche durch die Erfahrungen dieses Krieges die feste Überzeugung gewinnen konnten, daß die Mittelmächte nicht nach dem Muster ihrer Feinde den Orient auszunützen und zu vergewaltigen trachten werden, sondern im Gegenteil, in ihrem eigenen Interesse bemüht sein werden, durch die Förderung der Kulturarbeit jener Länder sie zu festen Bollwerken unseres Bündnisses auszubauen.

Graf Karl Khuen-Héderváry,

Ministerpräsident a. D., Vorsitzender der Landeskommission für den Wiederaufbau kriegszerstörter Heimstätten, Präsident der Partei der nationalen Arbeit:

Das Pfingstfest bringt uns liebe deutsche Gäste.

Der Vorstand und zahlreiche hervorragende Mitglieder der Deutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung kommen nach Budapest, um in unserer Haupt-

stadt mit den Vertretern der österreichischen und ungarischen Vereinigungen ein gemeinsames Programm für das „Mitteleuropa der Kultur“ durchzuberaten.

Es soll ein weiterer Schritt getan werden zur Vertiefung der zwischen dem Deutschen Reiche und Ungarn schon bestehenden innigen Beziehungen, unsere auf den Schlachtfeldern in Nord und Süd so herrlich bewährte Waffenbrüderschaft soll sich fortab auch auf alles kulturelle Streben erstrecken. Die wir in Not und Tod treu zueinander gestanden sind und den uns aufgezwungenen Krieg vereint durchkämpfen bis zum endgültigen frohen Sieg, wollen schon heute, inmitten des uns von allen Seiten noch umbrandenden Schlachtgetümmels den Keim der gemeinsamen Friedensarbeit hineinpflanzen in die Herzen unserer im gemeinsamen Kampfe einander lieb gewordenen Völker.

Die gemeinsame Friedensarbeit kann aber meines Erachtens durch nichts besser vorbereitet, die junge Saat des Zusammenwirkens nach dem Kriege durch nichts kräftiger befruchtet werden, als durch gegenseitiges Entgegenkommen auf dem Gebiete des Wiederaufbaues dessen, was der Krieg zerstört, vernichtet hat, in allerbuchstäblichster Bedeutung des Wortes.

In diesem Sinne hat die Ungarische Landeskommission für den Wiederaufbau kriegszerstörter Heimstätten alsbald nach ihrer Konstituierung der zu ähnlichem Behufe in's Leben gerufenen „Ostpreußenhilfe“ ihre Teilnahme an dem Wiederaufbau der vom gemeinsamen Feinde verwüsteten deutschen Grenzmarken angeboten. Das Anerbieten wurde in liebenswürdigster Weise angenommen, und so teilt sich jetzt in die Kriegspatenschaft über die zerstörte ostpreußische Stadt Gerdauen das durch die Landeskommission vertretene Ungarn mit der deutschen Reichshauptstadt.

Der Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz v. Wermuth, der als Präsident der Deutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung, einer der bedeutendsten unserer lieben Pfingstgäste ist, rief daraufhin den Bundeshilfsverein Berlin in's Leben, der, die allerbesten Namen Deutschlands vereinigend, eine sich auf das ganze Reich erstreckende großzügige Aktion zugunsten unserer vom Feinde zerstörten Karpathendörfer eingeleitet hat, — ein Liebeswerk, das im Herzen eines jeden Ungarns dankbare Anerkennung findet.

Als die Frage der Kriegsgräber unserer Karpathenhelden geregelt wurde und die Landeskommission mit den berufenen Militärbehörden eine kooperative Bewerkstelligung dieser pietätvollen Arbeit vereinbarte, übernahm sie auch die vom Kriegsminister Krobatin anerkennend zur Kenntnis genommene Liebespflicht, die Heldengräber der auf ungarischem Boden gefallenen deutschen Krieger mit derselben Liebe zu hegen und zu pflegen und deren pietätvolle Instandhaltung den Schulen der wiederaufzubauenden kriegszerstörten Gemeinden genau so zur institutionellen Verpflichtung zu machen, wie die Gräber unserer eigenen Söhne.

Gemeinsam betreute Ruhestätten der im gemeinschaftlichen Karpathenkampfe gefallenen Helden, gemeinsam wiedererwecktes Leben und Blühen an den Grenzen, aus denen wir den Feind verjagten: das ist der mit Liebe besäte Boden, aus dem die Saat der gemeinschaftlichen Kulturarbeit der Zukunft sprießen wird. Die Aufgabe der nächsten Generation aber wird es sein, darüber zu wachen, daß die Saat zur segenbringenden Frucht reife.

Graf Julius Andrássy,

Minister a. D., Vorsitzender der Verfassungspartei:

Die am Pfingstsonntag stattfindende gründende Versammlung der Ungarländischen Waffenbrüderlichen Vereinigung ist ein bemerkenswertes und erfreuliches Ereignis, denn es geschieht seit Kriegsausbruch das erste Mal, daß zahlreiche gewichtige Persönlichkeiten des deutschen, österreichischen und ungarischen öffentlichen Lebens zusammenkommen und ihre Solidarität zum Ausdruck bringen. Besonders hervorzuheben an dieser Zusammenkunft ist, daß maßgebende Elemente dreier Parlamente unter Führung leitender Persönlichkeiten sich begegnen und einen Ideenaustausch pflegen werden.

Erfreulich und ehrend für Budapest ist es, daß dies hier stattfindet, und es wäre zu wünschen, daß diese Zusammenkünfte auch an anderen Orten sich wiederholen, denn es ist erstrebenswert, in der Zeit dieser großen Kämpfe, da unsere vornehmste Kraftquelle die Solidarität bildet, diese letztere so innig wie nur irgend möglich zu gestalten. Auch unsere bisherigen Siege danken wir ja zum großen Teil dem Umstand, daß, während unsere Feinde lediglich durch den gemeinsamen Haß zusammengehalten werden, uns die Lebensgemeinschaft und das Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit miteinander verknüpft und daß wir geographisch in der Lage sind, im ununterbrochenen Verkehr miteinander zu stehen, ohne uns Wagnissen von der Art Kitcheners aussetzen zu müssen.

Dies gilt es auszunützen und zu steigern, und dazu ist geeignet ein Tag wie der heutige, und eine Organisation wie die Waffenbrüderliche Vereinigung, deren Ziele sich nicht allein auf die gegenwärtige Kriegszeit beschränken, sondern hauptsächlich in der Zukunft wirksam sein wollen. Die Waffenbrüderliche Vereinigung widmet sich ja dem Berufe, unter den gegenwärtig verbündeten Staaten die gesellschaftliche Annäherung, das gegenseitige Erkennen, das Zusammenwirken in der Kulturarbeit zu fördern, Güter, die jetzt leider für die Gesamtheit der zivilisierten Welt verloren sind, die wir aber einstweilen in unserem engeren Kreise desto liebevoller hegen wollen.

Die Waffenbrüderliche Vereinigung, deren Gründung eine Gelegenheit ist, die politische Solidarität zum Ausdruck zu bringen, ist keine politische, sondern eine rein gesellschaftliche Organisation, mit dem Zwecke, die kulturellen und wirtschaft-

lichen Verbindungen nach allen Richtungen hin auf freier gesellschaftlicher Grundlage zu organisieren. Ihr Arbeitsgebiet beschränkt sich nicht allein auf das Deutsche Reich, Österreich und Ungarn, sondern es erstreckt sich auch auf alle übrigen verbündeten Staaten. Bulgarien hat schon zu unserer gegenwärtigen Versammlung drei Vertreter entsendet. Auch die Türkei wird durch ihren Generalkonsul vertreten sein. Ich aber halte es für angezeigt, daß die Ungarländische Waffenbrüderliche Vereinigung sofort ihre besondere Aufmerksamkeit der Aufgabe zuwendet, unsere südlicheren Bundesgenossen und Freunde je inniger heranzuziehen, denn unsere Budapester Organisation ist ja in erster Reihe zur Vermittlung zwischen Ost und West berufen, wie dies nach geschichtlichem Herkommen auch die Mission der ungarischen Nation stets war. Ich denke: die Waffenbrüderliche Vereinigung der verschiedenen Länder, diese auf selbständiger nationaler Grundlage stehenden Organisationen, werden sich am wirksamsten betätigen, wenn sie alle verbündeten Völker zu einer Kulturarbeit höhrer Ordnung zusammenfassen. Das will in keiner Weise eine absperrende Mauer den übrigen Kulturen und Völkern gegenüber sein. Im Gegenteil: als den ersten Schritt zur gemeinsamen zivilisatorischen Arbeit betrachte ich diese kulturelle und gesellschaftliche Organisation der gegenwärtigen Verbündeten, woraus, wie aus der Knospe die Blume, das heilsame und unumgängliche Zusammenwirken aller Kulturvölker der Welt und die frühere Solidarität der Menschheit dereinst wieder erstehen werden.

Dr. Graf Albert Apponyi,

Minister a. D., Präsident der Unabhängigkeitspartei.

Da ich Gelegenheit haben werde, mich über die Ziele der Waffenbrüderlichen Vereinigung vor unseren geehrten Gästen zu äußern, will ich hier nur auch meinerseits dem herzlichen Willkommgruß Ausdruck verleihen, der ihnen von allen Seiten entgegengebracht wird. Ich hoffe, sie werden die Wärme der Atmosphäre fühlen, welche hierzulande unsere Verbündeten umgibt. Dies gilt für die Österreicher sowohl wie für die Reichsdeutschen. Wenn wir Dinge, an denen wir unter allen Umständen festhalten müßten, mitunter schroff formulieren, wenn ich selbst darin vielleicht oft vorangehe, so spricht sich auch hierin der Wunsch aus, jene wahre und tiefe Freundschaft zu pflegen, welche nur auf Wahrhaftigkeit beruhen kann. Mehr als die Söhne aller anderen Völker müssen gerade deutsche Männer das verstehen. Sie vor allen sind stahlhart, wo es darauf ankommt, und wissen daher, daß es sich nicht lohnt, mit solchen sich einzulassen, die es nicht sein können. Aber ihre Härte ist gemildert durch Gemüt, dieses kostbare Gut der deutschen Seele. Und es ist wohl kein Zufall, daß für das Wort Gemüt in keiner Sprache der Erde ein ganz gleichwertiges Wort zu finden ist, außer in der ungarischen. Auch die Sache werden sie bei uns finden, so wie das Wort. Gute Menschen,

brave Menschen, geistig hochstehende Menschen werden sie überall finden: Gemüt, außer bei sich, nur bei uns. Das wird wohl das gegenseitige Erkennen leicht und erfolgreich machen.

Dr. Julius v. Wlassics,

Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes.

Das ungarische Publikum ist über Wesen und Richtung der Waffenbrüderlichen Vereinigung noch wenig orientiert. Es wird daher angebracht sein, die Bestimmung der Waffenbrüderlichen Vereinigung, von jeglicher irrigen Auffassung oder vollends Mißdeutung geläutert, deutlich darzustellen.

Unser Leitgedanke ist, daß das mitteleuropäische Waffenbündnis, das in dem großen Völkerringen an Wunder grenzende große Erfolge erzielt hat, auch in der kommenden Friedenszeit die Segnungen des Zusammenschlusses, des wechselseitigen Erkennens und Verstehens fühlen lasse. Laut ihrer Satzungen verfolgt die Vereinigung gesellschaftliche und kulturelle Zwecke. Ihr eigentlicher Beruf aber ist meines Erachtens, daß wir einander wirklich kennen und auf Grund der Erkenntnis auch schätzen lernen. Aus dem Wirken der Vereinigung schließen die Statuten das politische Ziel aus, allein indem sie dieses Ziel ausschließen, werden wir, wie ich glaube, gerade durch unsere gesellschaftliche und Kulturarbeit in dieser Vereinigung die richtigste und wertvollste gesellschaftliche und Kulturpolitik machen, die in ihrem Endergebnis ein eminent politisches Ziel fördert, das Ziel, das diplomatische und Waffenbündnis der Staaten zu einem innigen Herzensbündnis der Völker, zu einem auf dem wechselseitigen Verständnis der Volksseelen beruhenden, sich in wechselseitiger Schätzung offenbarenden Volksbündnis zu veredeln. Dies ist die sicherste Grundlage für ein diplomatisches und militärisches Bündnis. Wenn Völker, die durch ein diplomatisches und militärisches Bündnis aneinander geknüpft sind, sich nicht zum gegenseitigen Verständnis ihrer gesellschaftlichen und Kulturwerte erheben und auf Grund dieses Verständnisses nicht zu wechselseitiger echter Wertschätzung gelangen, dann bleibt das militärische und diplomatische Bündnis ein brüchiger Mechanismus, den der erste Windhauch leicht zertrümmert.

Darum behaupte ich, daß obgleich unsere Statuten von der Arbeit der Waffenbrüderlichen Vereinigung die im engeren Sinne genommene Politik ausschließen und das ganz richtig tun, dennoch diese gesellschaftliche und Kulturarbeit die heilsamste Politik bedeuten wird. Denn diese Arbeit, betrieben mit den Mitteln, die unsere Statuten bezeichnen, wird das unauflösbare völkerpsychologische Band schaffen, das stärker als alle diplomatischen Bindungen ist, da es seinen wirklichen Wert von der in den Seelen der verbündeten Völker lebenden Anhänglichkeit und von der werktätigen Interessengemeinschaft der Bundesgenossen empfängt.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder

Wenn wir wissenschaftliche und aufklärende Vorträge veranstalten, Bücher solchen Inhaltes veröffentlichen, Kunstausstellungen arrangieren, im Dienste gemeinsamer Ziele miteinander beratschlagen, so sind das durchwegs Mittel, die dahin führen, daß wir einander kennen und schätzen lernen. Insbesondere wir Ungarn sind sehr stark darauf angewiesen, daß die großen Mißverständnisse und Mißdeutungen aus der Wertskala der Welt endlich getilgt werden, durch die unsere Widersacher unser Volkstum, unser staatliches Leben, unsere nationalen Eigenschaften in ein falsches Licht gestellt haben. Für uns ist es eine große Notwendigkeit, daß unsere Waffenbrüder die Geschichte unserer Nation und den Beruf, den wir im Dienste der Menschheitskultur eben durch unser nationales und staatliches Dasein erfüllt haben und noch zu erfüllen bestimmt sind, aus unmittelbaren Quellen erkennen und beurteilen. Nicht allein bei unseren Gegnern, auch bei unseren Bundesbrüdern finden sich häufig aus Irreführungen herstammende irrige Urteile über unsere Nation. Was wir verlangen, ist nichts weiter, als sachlich gerechte Beurteilung. Wir wünschen bloß, daß unsere Bundesgenossen aus unmittelbaren Quellen und Erfahrungen erkennen, in welcher Weise wir durch ein Jahrtausend hindurch die großen Interessen der Menschheitskultur, unseren volks- und staatsbildenden Beruf hier im Donautal wahrgenommen haben. Erkennen mögen sie, daß hier ein Volk lebt, das nicht von heute auf morgen vegetiert, das vielmehr inmitten unerhörter Gefahren und Schwierigkeiten einen Staat zu bilden und durch ein Jahrtausend zu erhalten vermochte, dort, wo viel mächtigere Völker mit ihren Staaten zugrunde gegangen sind. Erkennen mögen sie, daß unsere Vorfahren, sowie sie sich hier niedergelassen hatten, sofort einsahen, daß ihr staatliches und völkisches Leben in Europa davon abhängt, ob sie das Christentum annehmen und nach Annahme des Christentums sich der abendländischen Zivilisation anschließen oder nicht. Mit einer großen Entschließung haben unsere Vorfahren nicht bloß das Christentum angenommen, sondern sich auch der damals herrschenden germanischen Strömung nicht entgegengestemmt. Dies ist wohl einer der überzeugendsten Prüfsteine ihrer politischen Weisheit.

An unserer nationalen und staatlichen Selbständigkeit haben wir im Laufe der Zeiten stets mit Ausdauer und todesverachtendem Mut festgehalten; die Rechte unserer staatlichen Selbständigkeit haben wir nie aufgegeben. Wir wurden weder des Deutschen Kaisers, noch des römischen Papstes Vasallen. Echte Christen sind wir gewesen, und die befruchtenden Ideen der abendländischen Zivilisation haben wir in uns aufgenommen. Wir sind Christen gewesen, ohne uns von dem Fieber religiöser Unduldsamkeit erfassen zu lassen, dem Nationen, die viel fortgeschrittener waren als wir, zum Opfer fielen. Stets haben wir die germanische Kultur aufrichtig wertgeschätzt. Vieles haben wir aus dieser reichen Quelle gelernt und übernommen, aber aus dem Übernommenen haben wir eine spezifisch ungarische Kultur zu schaffen verstanden. Diese Kultur ist nicht gekünstelt, nicht aus dem Stegreif gemacht. Sie ist auch kein künstliches Treib-

hausgewächs; sie ist aus den Fäden einer tausendjährigen Vergangenheit gewoben. Auch in den schwierigsten Zeiten, als wir die europäische Zivilisation gegen den Osten mit unseren Waffen zu verteidigen hatten, als wir von der Gefahr der Unterdrückung und der Einschmelzung bedroht waren, haben wir diese Kultur immerdar liebevoll gehegt. Die eigenartige Entwicklung unseres Rechtslebens, unserer staatlichen Organisation, unseres Schrifttums, unsere künstlerische Individualität, sie alle werden durch die Wurzelfasern einer tiefreichenden geschichtlichen Entwicklung zusammengehalten. Die rohe Rezeption ist niemals ungarische Eigenart gewesen. Wohl aber war es stets ungarische Eigenart, für die Ideen des Fortschrittes und für die Güter der Zivilisation die lebhafteste Empfänglichkeit zu betätigen. Freilich auch die fortschrittlichen Ideen übernahmen wir nicht in ihrem ursprünglichen Radikalismus. Unser Leitprinzip war stets, diese Ideen der ungarischen Volksseele *anzupassen*, sie in die Eigenschaften unseres Volkes *einzuordnen*. Ungarische Eigenschaften sind die Freiheitsliebe, die Anhänglichkeit an die Verfassung und an den Rechtsbesitz, und vor allen Dingen: die Königstreue. Diese Eigenschaften erteilen Antwort auf die Frage, auf welche Art die ungarische Nation und der ungarische Staat inmitten so vieler Gefahren sich durch ein Jahrtausend hindurch zu behaupten vermocht haben.

Unsere Waffenbrüder bitten wir, die Vergangenheit unserer Nation und ihre Gegenwart, alle unsere Tugenden und alle unsere Gebrechen kennen zu lernen. Wir haben keinen Grund, die Bilanz zu scheuen. Und sie werden sich überzeugen, daß wir nicht allein auf den Schlachtfeldern tapfer und aufopferungsvoll unsere Pflicht tun, daß wir auch mutige und arbeitsame Soldaten der großen Interessen des menschlichen Fortschrittes waren und sind. Wir schätzen unsere *anderssprachigen Mitbürger*, und wir wollen, daß sie in diesem ungarischen Vaterlande sich wohlfühlen und ihm mit Leib und Seele anhänglich bleiben. Bis zu den äußersten Grenzen gehen wir in der Befriedigung der Nationalitätenansprüche, nur das können wir nicht zugeben, daß *die Einheit des ungarischen nationalen Staates* erschüttert werde, daß innerhalb des ungarischen Staates ein *vaterlandverräterischer Irredentismus* sein Haupt erhebe. Eine der schönsten Aufgaben der Waffenbrüderlichen Vereinigung wird es sein, unter unseren Bundesgenossen auf Grund persönlicher Erfahrungen die Überzeugung zu vertreten, daß wir die Kultur unserer anderssprachigen Mitbürger achten und jegliche Vergewaltigung meiden. Andererseits werden unsere Bundesgenossen aus den Quellen unserer historischen Vergangenheit sich auch die Überzeugung holen, daß die ungarische Nation ihre weltgeschichtliche Mission auch bisher erfüllt hat und daß auf diesem Stück Erde den großen Interessen der Menschheit bloß ein mit Österreich und der Habsburg-Dynastie in treuem Bündnis lebender, starker ungarischer Nationalstaat nützlich sein kann, der sich nicht allein auf eine historisch entwickelte staatsrechtliche Organisation, sondern auch auf eine in Jahrhunderten gewordene eigenartige ungarische Kultur stützt.

Große Erwartungen knüpfen wir an die Arbeit der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung und an die Mittel, die uns unsere Statuten vorschreiben. Allein es ist mein Wunsch, daß unser Wirken sich nicht auf Festlichkeiten, feierliche Zusammenkünfte und Mahlzeiten beschränke, daß wir auch an die Pflege der Gefühlssolidarität und der Freundschaftsbande denken. Wir wollen einen möglichst regen Privatverkehr mit unseren Waffenbrüdern suchen. Wir wollen einander ohne Festlichkeiten aufsuchen, einander in der Nähe, an unseren häuslichen Herden kennen lernen. So wird jeder unserer Mitbürger seinen Platz in der Vereinigung finden und wertvollere praktische Ergebnisse aufweisen, als sich durch Festreden, Vorträge und Feierlichkeiten erzielen lassen. Das Publikum muß aufgeklärt werden, daß dies nicht bloß eine Vereinigung von Rednern, Künstlern, Schriftstellern, vortragenden Gelehrten ist, sondern jeder einzelne auch unter den Verhältnissen des Privatlebens mit Nutzen seine waffenbrüderlichen Pflichten erfüllen kann. Die Hauptsache ist, daß wir die wirklich guten Eigenschaften unserer Völker kennen lernen, eine möglichst große Anzahl von Interessenverknüpfungen schaffen und einander niemals Schaden zufügen, daß wir freundschaftliche und Familienbande schaffen, daß wir nicht fremde Einrichtungen einander aufoktroyiren wollen, die Selbständigkeit eines jeden Staates und seine geschichtlich entwickelten Einrichtungen achten und immer bestrebt bleiben, den wechselseitigen Verkehr zu erleichtern und das diesen Verkehr ordnende Rechtsleben durch parallele Maßregeln identischer Natur zu regeln. Unter keinen Umständen dürfen wir uns zu der Übertreibung hinreißen lassen, die Einheit ganzer privatrechtlicher und strafrechtlicher Systeme als Ziel anzustreben. Dies wäre die größte Verirrung, und dieser Verirrung wollen wir in weitem Bogen ausweichen.

Politische Bündnisse können nur durch Interessengemeinschaft geknüpft werden. Da die Interessengemeinschaft zwischen uns unzweifelhaft vorhanden ist, so wollen wir sie von den unvergänglichen und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererbenden Gefühlen der wärmsten und innigsten Freundschaft, der wechselseitigen Achtung und des aufrichtigen Verstehens beseelen lassen. Möge das durch Vernunft gestiftete Bündnis sich in den Seelen und in den Herzen festwurzeln.

Mit diesem Wunsche begrüße ich die Arbeit der Waffenbrüderlichen Vereinigung.

Dr. Stefan Bárczy,

Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Budapest.

Über den Zusammenschluß Deutschlands, Österreichs und Ungarns und in noch weiter auswirkendem Kreise auch Bulgariens und der Türkei, sowie über seine verschiedenen Formen und Einzelheiten würde sich jedes Wort erübrigen, wenn die

Sache nicht für sich selbst spräche. Menschliche Anstrengung ist zur Ohnmacht verurteilt, wo ihrem Trachten die Geographie entgegenwirkt, und vergebens würden Menschenhände verhindern wollen, was der Geist der Geschichte gebietet.

Die Geschichte liebt es bisweilen, a contrario zu beweisen. Ich habe vielerlei gelesen und gehört, wodurch bewiesen werden sollte, daß dieser große Zusammenschluß eine geschichtliche and natürliche Notwendigkeit sei; aber ich erinnere mich nicht, einen Hinweis darauf gefunden zu haben, daß jedes der Völker, die in dem gegenwärtigen Bündnis beisammen sind und noch entschlossener beisammen zu bleiben wünschen, es auch mit einer anders gerichteten Politik, mit einem anderen Zweckverband versucht haben oder versuchen hätten können.

Unsere türkischen Brüder hatten ja reichlich Gelegenheit, jede Liebenswürdigkeit, jeglichen Nutzen und jegliches Wohlwollen der Entente aus nächster Nähe kennen zu lernen; — es muß seinen guten Grund haben, daß sie durch all das sich nicht ködern ließen. Unsere bulgarischen Freunde stellen es nicht in Abrede, daß die russische Protektion ihr Verdienst und ihren Wert für sie hatte; — es muß seinen guten Grund haben, daß sie gleichwohl sich von dieser Schirmherrschaft losgerungen haben. Unsere deutschen Freunde haben das Vermächtnis der preußisch-russischen Freundschaft mit dem edelsten Eichstempel als Erbe übernommen; — es muß seinen guten Grund haben, daß sie dieses Erbe von sich warfen und sich mit entschiedenem Widerstand dagegen auflehnten. Was nun aber unsere Monarchie betrifft, so hat sie, abgesehen von dem kurzen Geisterspuk der „Revanche für Sadowa", auch noch in jüngster Zeit sich der liebenswürdigen Zumutung des Britenkönigs Edward VII. gegenüber befunden, der großartigen Einkreisungspolitik beizutreten und als Entgelt dafür die Gewährleistung des gegenwärtigen Besitzstandes ihrer Staaten entgegenzunehmen; — es muß seinen guten Grund haben, daß wir dieses freundliche Ansinnen abgelehnt haben. Und keineswegs lag dieser Grund darin, als ob wir, die Freunde von heute, uns übermäßig bemüht hätten, einander etwa durch kleine Geschenke zu verpflichten. Weder ist unsere Monarchie, durch die deutsche Wirtschaftspolitik, noch sind die Balkanvölker durch diejenige unserer Monarchie jemals verwöhnt worden. Wir haben einander niemals goldene Berge versprochen und tun es auch heute nicht. Ein Kampf, wenn es sein muß, bis zum letzten Blutstropfen: das ist es, worin wir dermalen nebeneinander stehen. Arbeiten, so es sein muß, bis zum Auspressen unseres letzten Schweißtropfens, das ist es, wozu wir weiterhin Schulter an Schulter rüsten.

Das ist es eben: Wir sterben nicht, solange wir vereint kämpfen, und wir können arbeiten, solange wir zusammenleben. Nicht um ein Paradies handelt es sich, sondern um ein irdisches Leben nach irdischen Interessen, nach den Geboten der Geographie, nach dem Glück der inneren Linie, die nicht allein für die kriegerische, sondern auch für die Arbeitsstrategie unermeßliche und zur Ausnützung verpflichtete Vorteile bietet. Wir passen zueinander, und das ist unser Glücksfall, da wir ja auch aufeinander angewiesen sind. Ich glaube nicht, daß es Zynismus

wäre, wenn ich in diesen Momenten die Sittlichkeit, und, wenn sie zustande kommt, die Bürgschaften des dauernden Erfolges unserer gegenseitigen Annäherung erblicke.

Graf Josef Mailáth,

Wirklicher Geheimer Rat, Mitglied des Magnatenhauses:

Niemand ist so empfänglich für deutsche Kultur, Wissenschaft, Fleiß, Gründlichkeit und Organisation, wie der Ungar, niemand erkennt mit mehr Bewunderung diese Eigenschaften der deutschen Nation an, als wir Ungarn, da sie ja uns in mancher Beziehung fehlen.

Ich hatte selbst Gelegenheit, in den Achtziger- und Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, beinahe alljährlich beim Besuch der landwirtschaftlichen Wanderausstellungen, die in den verschiedensten Gegenden des Deutschen Reiches abgehalten wurden, zu sehen, wie diese Eigenschaften des deutschen Volkes das zu ersetzen imstande sind, was die Natur zu schenken vergaß. Das politische Bündnis unserer Monarchie mit Deutschland, das jetzt auch militärisch sich bewährte, wird aber nur dann für die Zukunft wirklich reiche Früchte tragen, wenn das Bündnis auch in volkswirtschaftlicher, verkehrspolitischer, also in engerer wirtschaftlicher Beziehung zu einem herzlichen, zu einem die gemeinsamen großen Interessen gleich billig und rücksichtsvoll behandelnden Bunde erwachsen wird. Wir Ungarn sind auf nichts so empfindlich, als auf die Unversehrtheit der Attribute unserer staatlichen Selbständigkeit. Auch sind wir bis zum Leichtsinn edeldenkend und nachgiebig, wenn man uns zu behandeln versteht, aber mißtrauisch gegen jeden Versuch, der darauf ausgeht, uns unseren Besitzstand schmälern zu wollen. In der Hoffnung, daß das wirtschaftliche Bündnis ein einwandfreies sein wird, begrüße ich herzlichst die Waffenverbrüderung der in Freud und Leid nunmehr zusammengeschweißten Nationen.

Die Gründungssitzung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung.

Im Rahmen solenner Feierlichkeiten hat sich Sonntag vormittag die Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung konstituiert. Die konstituierende Generalversammlung ging unter reger Teilnahme von vielen hundert Gästen im Beratungssaale des neuen Stadthauses vor sich. Außer den bereits angeführten aus Deutschland und Österreich eingetroffenen hervorragenden Politikern und Gelehrten wohnten der Konstituierung bei: in Vertretung der Regierung die Minister Baron Samuel Hazai, Johann v. Sándor, Béla von Jankovich und Eugen v. Balogh, die Staatssekretäre Karl Némethy,

Ludwig Karátson, Wilhelm Lers und Ludwig Ilosvay, ferner der deutsche Generalkonsul Graf Fürstenberg, der deutsche Konsul Hoffmann, der türkische Generalkonsul Ahmed Hikmet Bey, die Geheimen Räte Franz Volgár, Julius v. Wlassics, Baron Gabriel Daniel, Graf Karl Khuen-Héderváry, Gustav Kálmán, Anton Günther, Franz Nagy, Graf Aladár Zichy und Graf Johann Zichy, Magnatenhausmitglied Adolf Ullmann, Universitätsrektor Zsolt v. Beöthy, die Geheimen Räte Georg Lukács und Alexander Plósz, Generaldirektor Simon v. Krauß, zahlreiche Abgeordnete, die Professorenkörper sämtlicher Universitätsfakultäten, zahlreiche Munizipalausschußmitglieder und ihre Damen.

Die Sitzung wurde um 12 Uhr mittags vom Grafen Julius Andrássy mit folgender Ansprache eröffnet:

Eröffnungsrede des Grafen Julius Andrássy.

Der Zweck unserer heutigen Versammlung ist nicht die Politik, nicht eine Besprechung des Verhältnisses der verbündeten Staaten, nicht eine Feststellung der Prinzipien der wirtschaftspolitischen Richtung. Ihre Bestimmung ist ausschließlich, den freien Zusammenschluß der Gesellschaften der verbündeten Staaten zu fördern. Dennoch können wir uns heute nicht jeglicher Politik verschließen, vielmehr gilt mein erster Gedanke der Politik, indem ich mit Freuden betone, daß diese Zusammenkunft namhafter und einflußreicher Vertreter der gemeinschaftlich kämpfenden Staaten jene ehrliche Waffenbrüderschaft, jene innere Seelenharmonie zum Ausdruck bringt, die eine unentbehrliche Vorbedingung zum Erringen des Sieges, unsere Stärke ist, der wir bis auf den heutigen Tag so viele Siege verdanken dürfen und ohne die wir diesen titanenhaften Kampf nicht mit Erfolg ganz durchkämpfen können, bis zum letzten bitteren Ende, wie ihn uns unsere Feinde allem Anschein nach aufzwingen wollen. Die heutige Zusammenkunft bezeugt und wird, wie ich hoffe, den Geist noch kräftigen, der inmitten von Kämpfen das große gemeinsame Ziel, das gemeinschaftliche Interesse von uns allen, das Erringen des Sieges über jedes andere Spezialinteresse erhebt und eine Gewähr dafür bietet, daß wir, einer für den anderen, standhalten mit jener inneren Ehrlichkeit, jener inneren Harmonie, die gemeinhin nur in den Kämpfen völlig einheitlicher Nationen zur Geltung zu kommen pflegt.

Wenn auch die Waffenbrüderliche Vereinigung keine politische, sondern gänzlich und ausschließlich eine gesellschaftliche Vereinigung ist, ist ihr Ausgangspunkt doch jener Kampf auf Leben und Tod, den Mitteleuropa und Westasien um ihre Existenz führen, jene Empfindung, die in den wechselseitigen und gemeinschaftlichen Kämpfen mit elementarer Kraft zum Ausbruch gekommen ist. Die großen

Empfindungen der heutigen großen Zeiten wollen wir der Kulturarbeit der Zukunft nutzbar machen.

Die Zukunft nach dem Kriege wird noch von der Ungewißheit dichtem Schleier verdeckt. Menschlicher Verstand vermag noch nicht zu wissen, wie und wann die in der menschlichen Zivilisation so notwendige Harmonie und menschliche Solidarität der Kriegsleidenschaften Herr werden wird, wie und wann in der Seele der Völker mit so verschiedenartigem Nervensystem das Sine qua non kulturellen Fortschrittes und wirtschaftliche Blüte, welches ein friedliches Zusammenwirken, einen friedlichen Wettstreit verschiedener, ja zuwiderlaufender Kräfte, ein sich gegenseitig ergänzendes und stärkendes Zusammenwirken dieser Kräfte erheischt, — wie und wann, sage ich, dieses Erfordernis gesunden Kulturlebens siegen wird über jenen Haß, über jenen nervös-hysterischen Seelenzustand, der eine unvermeidliche Folge des heutigen Weltkrieges ist. Wer vermag das heute zu sagen, wer vermag das heute vorauszusehen? Wird doch der Erfolg der Wiederherstellung des normalen Lebens mit von den Friedensbedingungen und davon abhängen, welche Lehren von den Völkermillionen aus diesem noch nie gesehenen Weltkriege, aus diesen noch nie mitgemachten Kraftanstrengungen gezogen, worin die erzieherische Wirkung der heutigen riesenhaften Tragödie bestehen wird.

Wenn wir aber den hehren Gedanken menschlicher Solidarität nicht aufgeben wollen, wenn wir die auf eine Kräftigung dieser Solidarität abzielende Arbeit nicht einen Augenblick lang unterbrechen wollen, wenn wir nicht wollen, daß heute, zumindest in internationaler Hinsicht, der Dämon der Wildheit, des Hasses, der Verwüstung die einzige Kraft sei, die Raum gewinnt und erobert, wenn wir wollen, daß auch die Harmonie, das Zusammenwirken der Nationen — unerläßliche Faktoren des Fortschreitens der Zivilisation — sich kräftigen, so müssen wir auch als erste Vorboten späterer menschlicher Solidarität den Zusammenschluß jener Nationen, die Harmonie, das Zusammenwirken der Seelen jener Nationen hegen und pflegen, die heute in ein Lager zusammengebracht werden von ihren gemeinsamen Interessen und für immer verknüpft werden durch die Erinnerung an gemeinsame Erfolge, gemeinsamen Ruhm, gemeinsame Leiden und gemeinsame Opfer. Neben den unvermeidlichen Schrecken des Krieges, neben dem Erwachen von viel Wildheit, Roheit und grausamen Trieben, mit denen der Krieg verbunden ist, produziert das Treffen der Nationen viel edle, viel wunderbare Opferwilligkeit, viel Altruismus, Patriotismus, Pflichterfüllung. Er fördert das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit der Nationen und stärkt die Bande von Patriotismus und Treue, die das Rückgrat jeder Nation bilden, doch reißt er die Nationen voneinander und zerrt die gegensetigen Beziehungen und Gefühle der Nationen in die Anarchie, auf das Niveau vorzivilisatorischer Zeiten.

In dem internationalen Solidaritätsgefühl des internationalen Zusammenschlusses der heute verbündeten Nationen erblicke ich den Keim der menschlichen Solidarität, die Arche Noes der internationalen Gesittung, aus dem sich mit der

Zeit von neuem das alte Band, die alte Möglichkeit eines Zusammenwirkens, das alte gegenseitige Verstehen unter den zivilisierten Nationen entwickeln muß und wird. Es ist meine feste Überzeugung, daß die innere Erstarkung der Solidarität in Mitteleuropa und Westasien und unter sämtlichen heute verbündeten Völkern und Staaten nicht zur Aufrechterhaltung der heutigen antisozialen Lage beitragen, im Gegenteil den wirksamsten Schutz dagegen bieten wird, und daß die Erstarkung jener Bande, die uns zu einer festen moralischen Einheit verknüpfen, Schutz bieten wird gegen die internationale Anarchie und dagegen, daß der heutige Kampf auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete auch nach Abschluß des Friedens fortgesetzt werde.

Geistige Kraft und Vermögen, die innerhalb des Kreises der heutigen Verbündeten vorhanden sind, sind zu groß, um boykottiert werden zu können. Würde jemand von Haß, blinder Leidenschaft, zerrütteten Nerven zu einem solchen Unternehmen bewogen werden, der fügte selbst seinem geistigen und körperlichen Lebebn eine Wunde zu. Niemand kann sich dem uns eigenen Können und Genius, den uns zur Verfügung stehenden Schätzen ungestraft verschließen; wer dies tut, schlägt sich selbstb, straft sich selbst. *Je besser wir allein leben können, je mehr wir uns selbst genügen, umso gewisser ist es, daß wir nicht allein bleiben* und daß die in uns vorhandene Objektivität, Besonnenheit und das unaustilgbare Gefühl der Solidarität der Menschheit die Möglichkeit zu dieser Kulturarbeit wieder geben wird.

Und die vielseitigen Fähigkeiten der verbündeten Nationen, ihre vielfachen Eigenschaften und vielfachen geistigen und materiellen Güter werden Brücken zu schlagen wissen, werden einen Kontakt zu finden imstande sein zu vielen Zweigen und Tendenzen der heute feindlichen Menschheit, sobald die Besonnenheit nach und nach zurückkehren wird. *Diese vielen Verbindungen, diese Kontakte* werden infolge jener *inneren Bande und Sympathien*, die uns miteinander verknüpfen werden, mächtig *zur Wiederherstellung der Solidarität der ganzen zivilisierten Welt beitragen können.*

Wahrlich, was wir jetzt tun, ist eine wohltätige, schaffende Kulturarbeit, deren Früchte in erster Reihe wir selbst, dann aber auch die ganze Menschheit genießen wird. Wir selbst, weil wir durch die Einheit der Gefühle beständig Macht gewinnen, die Menschheit, weil unsere Macht mit unserer Friedensliebe und Gesittung zur Herstellung und Sicherung der normalen Zustände führen muß. Ein wohltuendes Gefühl, ein erhebendes Bewußtsein kann es — soll es sein sogar in den Augenblicken des heutigen zerstörenden Kampfes, etwas im Interesse der menschlichen Solidarität leisten zu können.

Was wir wollen, das kräftigt uns, ohne jemand zu bedrohen. Wir wollen untereinander jenes Verhältnis schaffen, das innerhalb der ganzen zivilisierten Welt zu verwirklichen das Ideal der Entwicklung ist.

Denn was wollen wir verwirklichen, was ist unser Ziel? Die Schaffung eines gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen ständigen Zusammenschlusses, der nicht ausschließlich auf dem unmittelbaren Nutzen einzelner, auf schroffer Gewinnsucht fußt, sondern dessen Triebkraft jene Sympathie ist, die sich zwischen einen ehrlichen Kampf Schulter an Schulter ehrlich ausfechtenden Nationen herausbilden muß, wenn sie sich über jene kleinlichen, störenden Momente erheben, mit denen jede Koalition verbunden ist; es handelt sich um jene große Gefühls- und Interessensolidarität einander unterstützender Nationen, die nicht darauf angelegt ist, sich gegenseitig auszubeuten, sondern bestrebt ist, daß einer den anderen unterstütze, stärke, Nutzen bringe. Der aus den Lehren des heutigen Weltkrieges geborene gesellschaftliche und kulturelle freie Zusammenschluß fußt in dem Bewußtsein, daß des anderen Kraft gleichzeitig auch die eigene Kraft bedeutet. Und wenn wir wollen, daß jedem Faktor eine wirkliche Kraft zur Verfügung stehe, dann müssen wir auch die Eigenheiten des anderen in Ehren halten, die Entwicklung der besonderen Individualität eines jeden fördern. Wir wollen nicht einer den anderen aufzehren, absorbieren, sondern stellen unsere Kulturwaffen in den Dienst unserer gegenseitigen wirklichen inneren kraftvollen Entwicklung. Den notwendigen Geist des Zusammenschlusses werde ich am besten zum Ausdruck bringen können, wenn ich darlege, was ich, die Politik natürlich nicht erwähnend, von dem inneren Zusammenschluß für Ungarn von Osten und von Westen erwarte.

Ich erwarte in erster Reihe, daß uns unsere Freunde unmittelbar erkennen lernen. Mit Recht durften wir bisher Klage führen, man wisse außerhalb unserer Grenzen über die Verhältnisse Ungarns manchmal viel weniger, als vielleicht über die entlegensten Gebiete von Afrika oder Asien. Wir erwarten von dem Zusammenschluß, daß dieser Zustand aufhören wird, daß unsere Freunde sich ihre Meinung nicht aus zweiter Hand, sondern aus unmittelbarer Beobachtung bilden. Ich bin nicht blind für die Fehler meiner Nation, doch darf ich selbstbewußt behaupten, daß wir gewinnen werden, wenn man uns kennen lernt. Eine auf gründlicher Kenntnis fußende Kritik des wohlwollenden Auslandes werden wir aber mit Freuden vernehmen, weil wir daraus nur lernen können. Durch den Zusammenschluß wollen wir für uns selbst Gelegenheit schaffen, die Kultur unserer Freunde aus bester, unmittelbarer Quelle kennen zu lernen, nicht um sie nachzuahmen, nachzuäffen, sondern um von ihr zu übernehmen, was uns stärkt, was sich für unsere Individualität schickt und unsere Qualitäten entwickelt. Lasset uns nicht nachahmen, nicht nachäffen, sondern lernen an dem Beispiel anderer, an ihren größeren Erfahrungen, an ihrem größeren Wissen. Der Ungar ist wertlos, wenn er den Deutschen spielen will: wenn er seine Originalität verliert, er erinnert höchstens, selbst im besten Falle an eine verschlechterte, über-

flüssige Ausgabe eines ausgezeichneten Werkes. Unser Ziel kann nur sein und ist es auch, uns selbst, unsere nationalen Fähigkeiten, nationalen Eigenheiten zu pflegen, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Nur mit solchen Bestrebungen werden wir jenen moralischen Verpflichtungen gerecht werden können, die wir uns selbst schulden, jenen unzähligen Kämpfen, die unsere Vorfahren viele Jahrhunderte hindurch um den Bestand unserer Nation zu führen gezwungen waren.

Und nur so können wir der Menschheit, unseren Freunden von Nutzen sein, denn der macht eine traurige Figur, der sich selbst verleugnet, der seiner eigenen Vergangenheit vergißt, der nicht aufrichtig ist, weil er nicht den eigenen Instinkten folgt, sondern mit einer fremden Seele schmachtet. Wir Ungarn haben unter den Kulturvölkern die turanische Völkerfamilie lange allein vertreten, der wir angehören. *Heute eilen unsere Brüder, die Bulgaren, aus langem Scheintode erwacht, raschen Schrittes demselben Ziele zu, dem auch wir zustreben: dem Olymp der Kultur.* Auch der turanische Türke strebt nach Zivilisation und Gesittung; seine bewußte Arbeit wird, ich hoffe und weiß es, bei Aufrechterhaltung und Entfaltung des eigenen Genius, der europäischen Zivilisation zum Nutzen gereichen. Unsere Aufgabe war bisher, diese Völkerfamilie in der zivilisierten Welt allein zu vertreten. Heute sind wir berufen, zwischen unseren im Aufstieg und in der Entwicklung begriffenen Brüdern und dem Westen mit sympathischem Verständnis, das uns von unseres Blutes Stimme, von unserer Interessen Geheiß und unseren orientalischen Zügen erleichtert wird, zu vermitteln und sie zu unterstützen, und wir können, sofern sie uns hierzu auffordern, ihnen in der Arbeit des Fortschritts behilflich sein. Diese Mission können wir nur vermittels einer lebensfähigen, auf selbständiger nationaler Grundlage ruhenden Entwicklung ausfüllen und um diese zu dieser Mission nötige seelische Selbständigkeit und nationale Kultur bangt mir auch bei dem stärksten Einfluß des mächtigen deutschen Geistes nicht. *Eine nationale Energie braucht man nicht und läßt sich nicht durch Schutzzoll erziehen.* Vieles, unermeßlich vieles können wir vom Deutschen lernen, gerade das, was uns am meisten nottut: Selbstdisziplin, jene Organisationsfähigkeit, in der der Deutsche unerreichbar ist, den unbegrenzten Kultus der Wissenschaften, der ihm zu eigen ist, und jenen Geist, der geschäftliche Geschicklichkeit und Tätigkeit mit solider, realer, ehrlicher Arbeit vereint. Wir wollen und werden nicht einseitig sein und wollen uns in jede große Kultur der Welt vertiefen, doch erachten wir es als ein besonderes Glück, daß wir besonders deutscher Gründlichkeit und deutscher Wissenschaft aus unmittelbarer Nähe beikommen und mit ihr in unmittelbare häufige Berührung treten können, denn wir wissen, daß, gleichwie wir ihr in der Vergangenheit unberechenbar viel verdanken, auch in der Zukunft außerordentlich viel von ihr lernen können, ohne daß unsere Beobachtungsgabe und unser Urteil den ureigenen Schmelz verlöre. Das ungarische Nationalbewußtsein ist so stark, ist uns so sehr angeboren, ist so unaus-

rottbar, daß es mir darum selbst bei einer innigsten Berührung mit einer viel mächtigeren Kultur als unsere es ist, nicht bangt. Die Ambition und das Begehren von uns Ungarn geht dahin, der Welt zu zeigen, daß wir kleine Nation unsere Individualität, die Freiheit unseres Geistes vor dem der Eroberungssucht bezichtigten Deutschtum nicht zu fürchten brauchen, sondern daß wir gerade mit seiner ehrlichen und sicheren Stütze all das entwickeln wollen und werden, was wertvoll an uns ist: unsere ureigene nationale Begabung und Fähigkeit.

Doch damit schließe ich meinen einleitenden Vortrag, und jetzt erübrigt bloß, diejenigen zu begrüßen, die heute in unserer Mitte erschienen sind. Vor allem mögen jene unseren heißen Dank empfangen, die das waffenbrüderliche Gefühl aus dem mächtigen, unbesiegbaren Deutschen Reiche zu uns geführt hat. Ganz Ungarn ist hoch geehrt und hoch erfreut, daß die hervorragendsten Vertreter der politischen, wissenschaftlichen und literarischen Welt zu uns gekommen sind, um an unserer heutigen konstituierenden Sitzung teilzunehmen. Es erfüllt mich mit Stolz, daß die deutsche Nation, eine der größten Nationen der Welt, der ganzen Vergangenheit und der Gegenwart, die auf einer Höhe steht wie nie zuvor, die Kraft mit Können und Bildung zu vereinen weiß, hier durch so gewichtige und wertvolle Persönlichkeiten vertreten ist. Die Deutschen werden nie sich in den Ungarn täuschen.

Mögen auch die *bulgarischen Gäste* unsern Dank entgegennehmen. Die Freiheitsliebe der bulgarischen Nation, die Zähigkeit und Unbesiegbarkeit des bulgarischen Nationalgefühls findet bei uns ganz besondere Wertschätzung und Widerhall. Das Schicksal Bulgariens gemahnt uns in vieler Hinsicht an das eigene Schicksal, und ich bin überzeugt davon, daß der von gemeinsamen Idealen und Interessen geleitete gesellschaftliche Zusammenschluß besonders warm und segensreich sein wird.

Wir danken dem *türkischen Generalkonsul* dafür, daß er erschienen ist und seine Nation vertreten hat, an die uns so viele Traditionen und Erinnerungen knüpfen, Traditionen und Erinnerungen, die durch die jetzige Waffenbrüderschaft und Blutstaufe neue Kraft gewinnen werden.

Zuletzt erwähne ich, da sie uns infolge des staatsrechtlichen Bandes am nächsten stehen und sich am heimischesten bei uns fühlen dürften, unsere österreichischen Freunde, jene *österreichischen Zelebritäten*, die hierher gekommen sind, um Zeugenschaft abzulegen von ihrer Solidarität mit uns. Gesetzliche Bande, *völlige Gleichheit der Interessen, Gemeinsamkeit gewisser Gefühle weisen uns geradezu an, eine häufigere gesellschaftliche Berührung zu suchen* und im Wege dieser häufigeren Berührung die Überzeugung von der gegenseitigen Verläßlichkeit und das Bewußtsein zu verschaffen, daß wir die meiste Kraft daraus schöpfen können, wenn wir einander verstehen, einander schätzen, unsere Individualität und unsere Rechte gegenseitig in Ehren halten.

Dank sei auch jenen Ungarn, die durch ihr Erscheinen die Sympathie für unsere Waffenbrüder bekundeten, und besonders den Vertretern der Regierung und der Hauptstadt.

Nach seiner mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede betraute der Vorsitzende den Universitätsdozenten Dr. Rustem Vámbéry mit der Führung und den Baron Alexander Voinich, sowie Hofrat Dr. Illés Pollak mit der Authentizierung des Protokolls.

Sodann ergriff der Oberbürgermeister von Berlin, Geheimer Rat Wermuth, das Wort.

Rede des Oberbürgermeisters Exz. Wermuth.

Ew. Exzellenz danken wir, Vertreter der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung, besonders für die gütigen Worte, die Sie an uns gerichtet haben. Wir sind Ihnen ganz hervorragend dankbar auch deswegen, daß Sie die Güte gehabt haben, uns die Wärme Ihrer Gefühle in unserer Muttersprache zu vermitteln. Wir sind dadurch in der Lage, Ihnen sofort gegenüber einem leisen Zweifel, den Sie äußerten, zu bezeugen, daß wir Deutsche Ungarn schon seit langem liebgewonnen haben (Bravo!) und daß wir lebhaft danach trachten, uns mit ihm und seinen Vorzügen immer vertrauter zu machen. (Lebhafter Beifall.) Das möge Ihnen auch die große Zahl der heute hier erschienenen deutschen Gäste beweisen, die von der großartigen Gastfreundschaft Ungarns Gebrauch zu machen sich anschicken. (Lebhafte Bravorufe und Applaus.)

Meine Herren! Der Krieg treibt die Bewohner der in glorreicher Waffenbrüderschaft vereinten Länder unwiderstehlich zueinander. Die so Gewaltiges gemeinsam tragen, so Herrliches gemeinsam vollführen, wollen sich darüber auch miteinander aussprechen, miteinander freuen. Schon hat uns Bulgarien Vertreter gesandt, die unseren Einrichtungen innigen Anteil widmeten. Schon haben wir mit gleicher Freundschaft die Sendlinge der Türkei empfangen dürfen. Und nun war es an der Zeit, daß die Herzländer Europas, daß Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich sich das eine Mal recht froh und kräftig sagen, was ihnen die Seele belebt und erhebt.

Wir sind nicht gekommen zu festlichem Zwecke. Der Himmel bewahre uns vor Kongressen, während der Kampf unsere Söhne und Brüder niederstreckt, vor Kongressen, wie die in vergangener schwüler Friedenszeit, bei denen wir mit leichtflüssigen Sympathieversicherungen — man sieht, in welcher Aufrichtigkeit — überflutet wurden. Nein, was die Waffenbrüderliche Vereinigung bringt, ist Arbeit, trockene, wohl auch einmal widerspenstige Arbeit. Wohl ist der Reif fest geschmiedet, der die verbündeten Reiche für immer zusammen-

schließt. Aber wir Waffenbrüder möchten helfen, die Verbindung, die wir unseren Armeen und ihren Siegen danken, zu einer innerlich-organischen zu machen. Sprache, Unterricht, Handel, Verkehr, Rechtspflege, Wissenschaft und Kunst sollen nicht Scheidewände bleiben, sondern Bindeglieder werden. Nicht im Sinne schematischer Gleichmacherei, sondern mit dem Streben, das Mannigfaltige harmonisch zusammenzufügen, das Beste und Edelste auszuwechseln und so alle Teile zu bereichern. Das ist leicht gesagt und schwer getan. Es gilt, die Eigenart zu schonen, die Grundlage berechtigten nationalen Stolzes, es gilt, die wirtschaftlichen Güter unangetastet zu lassen, durch die das Gedeihen des Staates bestimmt wird, es gilt auch, die Wege zum Weltverkehr und zur großen Menschheitskultur offen zu halten, und es gilt dennoch, aus all diesem für die verbündeten Länder eine Sonderstärke herauszuholen. Wahrlich, eine Aufgabe, die den höchsten Takt und das sorglichste Sachverständnis kluger und begeisterter Männer verlangt.

Und deshalb bedürfen wir außer dem festen Entschlusse zu mühsamer Arbeit doch auch des mächtigen, sie durchdringenden Gefühlsstroms. Dieses Gefühl finden wir bei Ihnen, bringen wir mit. Es ist das Gefühl der Befreiung, die erhabene Wonne neugefestigten Selbstbewußtseins inmitten des Taumels der internationalen Beziehungen. Weder Österreich-Ungarn noch Deutschland haben den Krieg gewollt. Sie sind ihm aus dem Wege gegangen, solange sie irgend vermochten. Nur ein vieljähriges Ränkespiel, das den Druck auf die Mittelmächte bis zur Unerträglichkeit steigerte, hat zu der chaotischen Verwirrung geführt, aus der der Krieg geboren wurde. Aber nun, da er losgebrochen, empfinden wir befreite Erleichterung. Der Alp ist von uns genommen, der im unruhigen Schlaf der letzten Friedenszeit auf uns lastete. Die törichte, anmaßende Nichtachtung, mit der feindliche Mächte ringsum uns niederzuhalten wähnten, verfliegt wirkungslos in alle vier Winde. Jetzt endlich zeigt sich, wo die Manneskraft, die Schulung der Selbstzucht, die Überlegenheit von Geist und Herz wohnt. Jetzt endlich erzwingen es sich unsere Völker, daß sie in der Welt so bewertet werden, wie sie es wert sind.

Unter den schönsten Zukunftszeichen sind Österreichs und des Deutschen Reiches waffenbrüderliche Vertreter hierher geeilt, um die Geburtsstunde der ungarischen Schwester mitzufeiern. Erde und Meer, Süd, Nord, West und Ost ertönen von dem Donner unserer Geschütze. Jeder Tag bestärkt die Überzeugung, daß es uns beschieden sein wird, den Frieden bald zu erkämpfen, einen Frieden, wie er dem kriegerischen Erfolg entspricht. Die wirtschaftliche Wohlfahrt der auf ihre Leistungsfähigkeit allein angewiesenen Zentralmächte wird durch beinahe glänzend zu nennende Ernteaussichten stärker als je gegründet. So dürfen wir die

heitere, mutige Stirn zum Himmel heben, gerüstet auf neue Widrigkeiten und Gefahren und bereit, auch ihnen zu trotzen. Und wenn die Waffen der Toga weichen, die Brüderlichkeit werden wir als schönstes, unverlierbares Vermächtnis aus dem schwersten aller Kriege in die verheißungsvollste aller Friedenszeiten hinübernehmen. Gegrüßt sei die neugegründete Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung. (Stürmischer Beifall.)

Im Namen der Mitglieder der Österreichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung hielt sodann Exzellenz Freiherr Ernst v. Plener folgende Ansprache:

Exzellenz Ernst von Plener.*)

Ich danke dem Vorsitzenden für seine warme Begrüßung der erschienenen österreichischen Vereinigung, wir freuen uns dieser freundschaftlichen Bewillkommung, denn wir sind überzeugt, daß Österreich und Ungarn durch eine Jahrhunderte alte Geschichte und durch Gemeinsamkeit der Interessen miteinander verbunden sind und für jeden ernsthaften österreichischen Politiker ist dieses Zusammenwirken Gegenstand fester Überzeugung und die Grundlage aller Politik. Wir sind verknüpft miteinander durch die loyalen Gefühle für unseren erhabenen Monarchen (lebhafter Beifall), und wenn es noch eines geschichtlichen Beweises für diese Verbindung bedürfte, so hat ihn der gegenwärtige große Krieg mit aller Wuchtigkeit geführt. Unsere Truppen fechten gemeinsam auf allen Kriegsschauplätzen, an allen Grenzen der Monarchie, und haben diese Zusammengehörigkeit mit ihrem Blut besiegelt. (Lebhafter Beifall.)

Der Gedanke, die kulturellen Beziehungen zu pflegen, ist ein glücklicher, denn gerade die deutsche Kultur ist es, die in den Reden der Feinde mit Hohn und Spott genannt wird und der sie ihre angeblich höhere Zivilisation entgegenstellen, nun wissen wir aber, daß der Begriff der Kultur als einer geistig und sittlichen Durchdringung des Lebensinhalts höher steht als die oft nur äußerlichen Formen der Lebensführung und Lebensbedingungen, die jene Zivilisation nennen und es nicht bloßer Wortstreit, wenn wir diese beiden Dinge unterscheiden und einander gegenüberstellen, und es ist keine Überhebung, wenn wir behaupten, daß die deutsche Kultur uns zu dem Begriff der Weltanschauung geführt hat, die uns ein Regulativ für unser Denken und Handeln bietet, die aber bezeichnenderweise im Wortschatz der Sprachen unserer Feinde einfach fehlt. Wir schätzen die Früchte der deutschen Kultur darum hoch und wir dürfen sagen, daß die edelsten ungarischen Geister von dieser Kultur erfüllt und durchdrungen waren, wie sich denn die geistige Bildung Ungarns durch die Geschichte und die geographische Lage von selbst in einträchtiger Beziehung zur deutschen Kultur entwickelt hat, sodaß wir alle, die hier vertreten sind, bei aller Achtung vor nationaler Eigenart

*) Das Manuskript der Rede hat Exzellenz von Plener für „Nord und Süd" durchgesehen und gutgeheißen. Redaktion.

von einer Kulturgemeinschaft sprechen können, und darum lassen Sie die kulturelle Kleinarbeit, welche die nächste Aufgabe unserer Vereinigungen ist, immer getragen sein von dem höheren Gedanken, daß die Förderung der Kultur nicht nur der Stolz eines Landes, sondern eine Quelle der allgemeinen menschlichen Erhebung ist. Aber diesen Schatz, den wir besitzen, können wir nur dann weiter entwickeln, wenn unsere staatliche Existenz gesichert ist, denn der Staat ist heute mehr als je der erste Kulturträger, und diese staatliche Existenz und Bewegungsfreiheit fechten unsere Feinde an, wir kämpfen heute mehr noch als zu Beginn des Krieges für unsere Daseinsmöglichkeit gegen Feinde, die unsere Existenz vernichten oder verkümmern wollen. Wir wollten nicht die Vernichtung der Gegner, wir wollten im Anfang keine Gebietserweiterung, aber Rußland und Italien stellten die Zertrümmerung unserer Monarchie als ihr Kriegsziel auf und werden darin von ihren andern Alliierten unterstützt. Durch die Tapferkeit unserer Armee und die Waffenbrüderschaft des Deutschen Reiches und unserer anderen treuen Verbündeten wurde diese Gefahr abgewendet. Aber die feindlichen Mächte wollten die geschaffene Kriegslage nicht anerkennen und setzen den Krieg fort, in den ehrgeizige Politiker und skrupellose Journalisten ihre Völker hineingehetzt haben. So müssen wir den Kampf weiter führen, und hier sind es unsere Armeen, welche die wahre und starke Waffenbrüderschaft bilden, ihr Heldenmut und ihre Ausdauer sind bewunderungswürdige Beweise ihrer einträchtigen kriegerischen Arbeit, und diese edle Gesinnung, die sich durch alle Gefahren des Krieges bewährt hat, sie möge auch unsere friedlichen Bestrebungen durchdringen, es ist der Geist der gegenseitigen Hilfe, des sich gegenseitig Verstehens, und die Rivalität soll nur darin bestehen, daß jeder immer trachtet, das Gute noch besser zu machen und gegenüber einer Welt von Feinden eine aufrichtige Freundschaft zu unserem Nutzen und Frommen aufzurichten und für immer zu befestigen. Das ist der Geist, der auf den Schlachtfeldern über den verbündeten Armeen waltet, und das ist der Geist, den wir heute anrufen, um unsere Arbeit mit jenem Eifer und guten Willen zu erfüllen, der allein einen Erfolg verspricht.

Bürgermeister Stefan Bárczy:

Nach alldem, was über den Zweck unserer Zusammenkunft, über den Plan unserer Bestrebungen gesagt worden ist, erübrigt mir bloß, die aus brüderlicher Fremde in diese Stadt geströmten Gäste im Namen dieser Stadt, der Hauptstadt Ungarns, der Residenz des Königs von Ungarn, des Brennpunktes der ungarischen nationalen Bestrebungen und der ungarischen bürgerlichen Arbeit von Herzen wärmstens zu begrüßen. Ich glaube, in jeder Beziehung, in der ich jetzt Budapest gedachte, ist diese Stadt befugt, für die Konstituierung unserer Vereinigung, für die Anreihung an die den gleichen Zweck verfolgenden deutschen und österreichischen Vereinigungen, für das Zusammengehen mit unseren

deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Freunden heute ein festlicher Schauplatz, später, an Werktagen, ein Tummelplatz der Arbeit zu sein.

Das Bündnis, darin wir heute bewaffnet stehen und darin wir in Zukunft — wie ich hoffen will, in nicht all zu ferner Zukunft — mit Hammer, Spaten, Wage, Feder in der Hand stehen werden, ist eine aus der Geographie und der Geschichte sich automatisch ergebende Verbindung zu dem Zwecke, daß jeder Teilnehmer die Vollständigkeit und Selbständigkeit seines Lebens am wirksamsten sichere. Am Leben zu bleiben, ein ganzes und eigenes Leben zu leben: hierzu stärken wir die Möglichkeiten, indem jeder der Verbündeten mit dem eigenen Leben Wache steht für das Leben des anderen, und indem jeder mit eigener Arbeit unser Zusammengehen so auszurüsten hilft, daß jeder Faden zur Anknüpfung an die große Welt, aber auch jedes Mittel vorhanden sei, damit, wenn es sein muß und es sich wieder so schicken sollte, ein jeder alles, dessen er zum Fortkommen bedarf, auf dem eigenen und dem Gebiet seiner Freunde finden könne. Lassen Sie mich ein fertiges Programm, ja ein Zeichen der Verwirklichung eines Programmpunktes unserer Vereinigung in der Tatsache erblicken, daß ich unsere geehrten Gäste an der Spitze einer ungarischen Großstadt und, wie ich schon gesagt habe, an der Spitze des Hauptsitzes der ungarisch-nationalen Kulturbestrebungen begrüßen kann. Wie ich es bei einer Gelegenheit unseren uns besuchenden bulgarischen Freunden gesagt habe, sind sie unter anderem unsere Gefährten auch auf jenem Wege, der aus dem lachenden Dorfe in die arbeitsame Stadt führt. Die Bulgaren und unsere türkischen Blutsverwandten sind unsere Gefährten — Sie, unsere deutschen und österreichischen Freunde, sind unser Vorbild auf diesem Wege —, und wir Ungarn sind vielleicht nicht unbescheiden, wenn wir uns als eine nicht unbedeutende Station fühlen auf der — von der Nordsee bis nahezu an den Persischen Golf glücklich und in Triumph wieder eröffneten uralten Weltstraße. Nicht nur von West nach Ost, sondern auch von Ost nach West, hin und her strömen hier Wechselwirkung und Befruchtung, und gezwungen und begünstigt von unserer geographischen Lage übernehmen wir demütig und verrichten selbstbewußt die Vermittlung zwischen beiden Richtungen. Ein beglückendes Bewußtsein sowohl für den Größten, wie für den Kleinsten, sowohl für den, der das älteste, wie für den, der das frischeste, das große Leben führt, der erst jetzt dem Leben entgegengeht oder die alte Größe wiedergefunden hat, daß wir nicht nur einander, sondern der ganzen Menschheit von Nutzen sein werden, indem wir, um das Wort eines seither zu Schaden gekommenen Feindes zu gebrauchen: mit heiligem Egoismus für uns selbst, gleichzeitig aber mit klugem Altruismus alle auch für einander arbeiten.

In einer Hauptstadt, wo von der höchsten Obrigkeit bis zum niedrigsten Arbeiter alle Klassen beisammen leben, sind die politischen Scheidewände dünner, die gesellschaftlichen Bande stärker. In einer Großstadt ist das Nationalgefühl stark, doch gerade im Bewußtsein seiner Stärke hat es den Mut, auch mit der Aus-

strahlung anderer Kulturen die Verwandtschaft zu halten, und weiß Anschluß an sie zu finden. Im Namen der von Parteienwettstreit freien gesellschaftlichen Politik, des von Nationalgefühl gestärkten Menschheitsgedankens, begrüßt unsere Stadt diese glänzende Versammlung, in der sich berufene Repräsentanten avitischer Überlieferungen und moderner Bestrebungen nicht deshalb verbünden, um eine Partei zu schaffen, um Politik zu treiben oder Weltherrschaftszielen nachzujagen, sondern um die Bahn frei zu machen für die Politik, die Materie aufzuarbeiten für die Politiker, die Brücke zu bauen für die Staatenlenker, auf daß sie realen Zielen sicheren Schrittes zuschreiten und für das Leben lebensklug arbeiten können.

In diesem Kriege konnten wir lernen, daß es ohne Idealismus keine Realpolitik gibt, die Realpolitik aber ist der wahre Idealismus. Unsere Realpolitik strebt, wie erwähnt, dem Ziele zu, daß uns von der Nordsee bis zum Persischen Golf niemand und nimmermehr in unserem sicheren Gedeihen stören könne. Unser Idealismus besteht darin, daß jeder von uns, aufrichtig und eingestandenermaßen für sein eigenes Gedeihen kämpfend, mit allem Gewünschten in des gemeinsamen Zieles Diensten steht; im Dienste des gleichen Gedeihens von uns allen.

Die Stadt, die Sie liebevoll in ihren Mauern sieht, treibt keine Politik, aber aus ihrem innersten Empfinden heraus darf ich vielleicht die Voraussetzung verdolmetschen, daß weder diese unsere Vereinigung, noch im allgemeinen der deutsch-österreichisch-ungarische, und in noch weiterer und erfreulicherer Zusammengehörigkeit der bulgarische und türkische Zusammenschluß nach keiner Richtung einer Kriegserklärung gleichkommt, nicht einmal in der Richtung unserer Feinde. Über den Ausgang des Krieges sind wir uns gewiß, und wir sind dessen gewiß, keine Sanguiniker zu sein, wenn wir mit unserer Vereinigung diesen Ausgang gewissermaßen vorwegnehmen. Bei unseren Feinden steht es dann, was sie, ernüchtert und in sich gegangen, bei uns finden werden. Wenn sie wollen, können sie an uns einen starken Helfer in der Vervollkommnungsarbeit der Menschheit finden. Sie können aber, sollte es ihnen auch dann noch so gefallen, ein starkes, unumstößliches und ewiges Hindernis finden vor dem Neid, vor der Gier, vor der Gewalttätigkeit.

Ich heiße unsere Gäste, ich heiße unsere Vereinigung willkommen.

Exz. Albert v. Berzeviczy.

Der nächste Redner war der Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften Geheimer Rat Albert v. Berzeviczy. Nach einigen einleitenden ungarischen Worten führte der Redner in deutscher Sprache folgendes aus:

Ich hoffe auf das volle Einverständnis unserer deutschen und österreichischen Freunde rechnen zu können, indem ich bei der Beleuchtung der Ziele und Aufgaben unserer Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung auf die Gegenseitigkeit und Gleichheit hinweise, die unseren gesellschaftlichen Zusammenschluß im Interesse

unserer gemeinsamen Ziele innewohnen müssen und die von den Vorkämpfern der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung ebenso freimütig wie entschieden ausgesprochen wurden.

Es wurde ja in Reden und Schriften mit seltener Einmütigkeit, mit eindringlicher Beredsamkeit und niemals ohne freundlichen Widerhall verkündet, daß es sich hier um ein Völkerbündnis, um einen innerlichen Bund der Herzen handelt (Rufe: So ist es!), um eine Schicksalsgemeinschaft, um ein Bündnis, das nicht mit der Tinte der Diplomaten, sondern mit dem Herzblut der Völker geschrieben wurde und das sich nicht nur im Kampfe mit den Waffen, sondern fortan auch mit unserem wirtschaftlichen und geistigen Fortkommen und Aufstieg betätigen muß. (Lebhafter Beifall.) Es wurde ausgesprochen, daß wir Bundesgenossen in voller Freiheit sein müssen, daß es sich nicht um eine Germanisation, sondern um die Selbständigkeit der verbündeten Staaten handelt. Es soll jeder in seiner Art Geber und Empfänger zugleich sein, keiner soll seine Minderwertigkeit zu fühlen bekommen. Wir werden überall für unsere gemeinsamen Ziele schätzenswerte Kräfte und Güter finden; eine Ausgleichung der Werte, nicht eine Bevormundung soll angestrebt werden, da wir ja alle in gleicher Weise die Notwendigkeit des Zusammenschlusses fühlen.

Die große geistige und zugleich sittliche Überlegenheit, die uns von unseren Feinden unterscheidet, und sie uns jeder numerischen und physischen Übermacht gegenüber den Sieg sichern muß, äußert sich ja eben darin — und dies gilt auch für unsere Waffenbrüderlichen Vereinigungen —, daß bei uns keiner dem andern dient, sondern daß alle in gleicher Weise nur dem gemeinsamen großen Ziele ohne jeden Abbruch ihres eigenen Patriotismus dienen.

Und wenn ich hier ein Wörtchen über das besondere Verhältnis Ungarns zu Deutschland, der ungarischen Kultur zur deutschen sprechen darf, so möchte ich das hauptsächlich dem endgültigen Beilegen der Mißverständnisse widmen, die in neuerer Zeit wohl immer mehr verschwinden, uns aber früher vielfach entzweit haben. Ich meine den zuweilen mit historischer Begründung auftretenden Anspruch auf eine Vormundschaft der deutschen Kultur gegenüber der ungarischen und andererseits die angebliche unfreundliche Gesinnung des zur Selbständigkeit erwachten ungarischen nationalen Geistes dem Deutschtum gegenüber.

Ich möchte vor allem betonen, daß ich der letzte bin, der irgendetwas von den Verdiensten der deutschen Kultur in der Entwicklung der unsrigen abzuschwächen gesonnen wäre. Die Ergebnisse des deutschen Einflusses haben bei allen besonnenen Elementen unserer Nation eine Dankesschuld gezeitigt, die viel zu zarter Natur ist, als daß sie einer Mahnung oder auch eines Bekenntnisses bedürfte. Die deutsche Nation ist viel zu stolz und die unsrige viel zu ehrlich, um ein solches Bekenntnis und eine solche Mahnung zu erfordern. Aber wenn

Sie, unsere verehrten deutschen Freunde, was wir nunmehr vielleicht hoffen können, in wachsender Zahl und in unvermittelter Weise der Erkenntnis der Entwicklung und des Wesens unserer nationalen Kultur nähertreten werden, dann werden Sie, wie wohl schon viele Ihrer Gelehrten, ebenfalls zu der Überzeugung gelangen, daß das Problem dieser unserer nationalen Kultur viel komplizierter ist, als es dem oberflächlichen Blick erscheint, und daß man hier nicht von einer einfachen Abzweigung deutscher Kultur sprechen kann. Wohl hat sich der deutsche Geist in unserem Städte- und Gewerbewesen schon frühzeitig betätigt, im allgemeinen sind hier aber seit tausend Jahren viele verschiedene geistige Einflüsse am Werke gewesen, um den historisch nachweisbaren Gang der Entwicklung zustande zu bringen. Und wir waren tatsächlich schon im Besitze einer auch literarisch vollkommen ausgebildeten Sprache, wir hatten schon trotz der Alleinherrschaft des Lateins in Wissenschaft und Staatsdienst Ungarisch schreibende nationale Dichter, Glaubensstreiter von Bedeutung, ehe der deutsche literarische und wissenschaftliche Einfluß so recht eigentlich erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts einsetzte.

Von dieser Zeit war der deutsche Einfluß allerdings der überwiegende und entscheidendste, doch niemals der alleinige, und die Wirkung der reichen Schätze, die uns der deutsche Geist offenbarte, war immer nur dort und dann vollständig und ersprießlich, wo sie einem Bedürfnisse entsprach und freiwillig aufgenommen wurde. Um in diesem Punkte richtig zu urteilen, müssen wir an der Tatsache festhalten, daß in der Vergangenheit zweimal — einmal gegen Ende des achtzehnten und einmal in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — versucht wurde, unsere nationale Eigenart in germanisierendem Sinne auszurotten. Dieses Bestreben kann gottlob heutzutage als vollkommen abgetan betrachtet werden, sodaß wir uns über diese geschichtliche Tatsache auch unseren österreichischen Freunden gegenüber nunmehr unbefangen aussprechen können. Um die *wahre Gesinnung der Ungarn dem Deutschtum gegenüber* kennen zu lernen, müssen wir vor Augen halten, daß uns lange Zeit alles, was unserer nationalen Eigenart, unseren Traditionen, unserem Recht und unserer Freiheit widersprach, in deutscher Sprache vermittelt wurde, und zwar durch Leute, die in den meisten Fällen nicht einmal echte Deutsche waren, ja sogar manchmal ein jämmerliches Deutsch sprachen! Gegen diese Träger eines politischen Systems und einer Kultur, die *wohl ungarfeindlich, aber niemals eigentlich deutsch* war, richtete sich all die Abneigung, die sich im ungarischen Volksmund *irrtümlich* an den deutschen Namen knüpfte.

Wenn wir jetzt rückhaltslos und mit aufrichtiger Überzeugung einer Bewegung beitreten, die auch in geistiger Beziehung einen *innigeren Anschluß an die deutsche Kultur* anstrebt, so geschieht das nicht nur unter dem überwältigenden Eindruck der geistigen und seelischen Leistungen, die das deutsche Volk in unseren Tagen und vollends in diesem Weltkriege aufweist. Es ist der auf einer wahren Seelenverwandtschaft beruhende *Drang unserer natio-*

nalen Psyche nach der Beteiligung an Geistesschätzen, deren Wert wir längst erkannt und erprobt haben; es ist die freiwillige Huldigung des nunmehr Mündigen und Freien, die wir der deutschen Kultur darbringen, zu deren Überlegenheit wir nicht mehr mit Scheu und Mißtrauen, nur mit Bewunderung emporblicken. (Beifall.)

So wollen wir denn rüstig an das gemeinsame Werk gehen; als Waffenbrüder, die wir heute sind, aber eigentlich als Arbeiter eines großen Friedenswerkes: des gemeinsamen Aufblühens der verbündeten Nationen durch den siegreich zu erkämpfenden Frieden. (Lebhafter Beifall.)

Non bellum, pacem paramus! Unser Zusammenschluß, unsere Arbeit gilt eigentlich den Aufgaben des Friedens. (So ist's! So ist's!) Die noch übrigen Aufgaben des Kampfes können wir ruhig unseren heldenmütigen Armeen und deren erprobten Leitern überlassen. Wir wollen beweisen, daß, wie auf dem Schlachtfelde, so auch in unserem Landesinneren alle teuflisch bösen Absichten unserer Feinde in das Gegenteil umschlagen müssen, und statt zu unserem Verderben, zu unserem Heile dienen sollen. (Beifall.)

Sie haben uns übermütig zum Kriege gezwungen, und aus der uns zugedachten Niederlage ist unser Sieg hervorgegangen. Sie wollten uns vernichten und unseren Besitz als Beute unter sich verteilen, und nun sind einige ihrer Länder von der Landkarte Europas vorläufig verschwunden. Sie wollten militärische Spaziergänge nach unseren Hauptstädten unternehmen, und nun sind unsere Truppen in sämtliche kontinentalen Feindesländer tief eingedrungen. (Lebhafter Applaus.) Als sie unserer militärischen Überlegenheit gewahr wurden, wollten sie uns wirtschaftlich erdrosseln; unser Leben hat sich aber als zu zähe für eine solche Drosselung erwiesen, und Wissenschaft und Gewerbefleiß sind an der Arbeit, um uns das zu schaffen, was sie uns schnöde entziehen; unser Boden wird, vom Blut der Edlen getränkt, nie geahnte Saaten aufgehen lassen. Sie wollten uns auch eine geistige Sperre auferlegen, uns aus der Gemeinschaft der Kulturvölker ausstoßen; wir werden darum auch geistig nicht darben, im Kreise unseres Bündnisses werden wir uns neue und immer neue Quellen geistiger Kraft durch Zusammenschluß und gegenseitige Förderung eröffnen und ruhig und unbekümmert abwarten, bis einmal sie wieder an unserer Tür pochen und um die Wiederkehr der alten Kulturbeziehungen nachfragen werden. (Lebhafter Beifall.)

Daß unser wirtschaftlicher und geistiger Fortschritt durch die fürchterlichen Opfer dieses Krieges nicht gehemmt, nicht gelähmt werde, sondern im wiederhergestellten Frieden einen noch kräftigeren Aufschwung nehme, das ist unser Ziel. (So ist's!) Durch Eintracht und Zusammenwirken wollen wir dieses Ziel verwirklichen. Es ist unsere Pflicht, nicht nur der lebenden Nation gegenüber; diese Schuld haben wir abzutragen auch an jene toten Helden, die auf den Schlachtfeldern dieses fürchterlichen Krieges ihr Leben hingegeben haben, nicht damit ihr Vaterland verkümmere, sondern damit es immer herrlicher erblühe.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder

Exz. Dr. Graf Albert Apponyi:*)

Wirkl. Geh. Rat, Minister a. D., Reichstagsabgeordneter:

Wenn ich bei Begrüßung unserer Waffenbrüder der Freunde aus Österreich nur in kurzen Worten gedenke, so werden sie dies nicht mißverstehen und nicht so auslegen, als ob ich ihnen nichts zu sagen hätte. Im Gegenteil, ich habe ihnen sehr viel zu sagen. Alles eingegeben durch den Wunsch und auch durch die Zuversicht des Gelingens, daß wir infolge der großen Weltereignisse, die wir zusammen durchzukämpfen hatten, einander auf der Basis des richtigen Erkennens, auf der Basis der frohen Botschaft, die uns bereits durch berufene Vertreter Österreichs verkündet worden ist, auf der Basis der rückhaltlosen Anerkennung der gegenseitigen Rechte näherkommen und unsere moralischen Bande fester knüpfen werden. Aber unsere Beziehungen zueinander sind doch so eigenartig, daß ich mir die weitere Besprechung dieses Themas vorbehalte für eine Zeit, wo wir allein zusammenkommen, wo wir uns untereinander aussprechen können. Denn ich möchte nicht, daß die Aussprachen, die bis jetzt stattgefunden haben, ich möchte nicht, daß die Annäherungen, die so glücklich begonnen haben, den Charakter eines baiser d'amourette tragen. Auf Dauerhaftigkeit, Aufrichtigkeit, auf voller Aussprache müssen die Bande beruhen, die so fest zu sein berufen sind, wie sie zwischen uns sein müssen. Ich spreche Ihnen daher heute nur die Freude darüber aus, daß Sie bei der Begründung der ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung erschienen sind und dadurch unsern Verbündeten gegenüber die volle Solidarität zum Ausdruck gebracht haben, welche in allen Beziehungen zu andern Mächten, zu anderen Staaten uns vereinigen muß.

Ebenso werden unsere geehrten Gäste aus Bulgarien es mir nicht verübeln, wenn ich für sie heute auch nur ein Wort der Begrüßung und des Dankes habe, für sie ebenso, wie für die Türken, für jenes andere, uns stammverwandte Volk, dessen Angliederung an unseren deutsch-österreichisch-ungarischen Bund eine notwendige Ergänzung des Machtgebildes ist, welches wir zu friedlichen Zwecken festlegen wollen. Auch ihnen gegenüber halte ich mir die Aussprache für jene Zeit vor, wo entweder ich das Glück haben werde, bei ihnen zu erscheinen, was, wie ich hoffe, in nicht allzuferner Zeit geschehen wird, oder, wo wir sie aus ähnlichem feierlichen Anlaß bei uns werden begrüßen können.

Es liegt wohl in der Natur der gegenwärtigen Veranstaltung, daß ich meine Worte, vornehmlich unseren reichsdeutschen Gästen widme und mich vor allem an sie wende, zu ihnen spreche, wenn auch das Wesen dessen, was ich sage, allen jenen gilt, die hier aus den anderen verbündeten Staaten anwesend sind.

---

*) Den Text der Graf Apponyischen Rede, die mächtigen Widerhall geweckt hat, geben wir nach der Niederschrift des „jungen Europa“ von Dr Elemér Halmay. Die Redaktion

Was ist der Zweck der Waffenbrüderlichen Vereinigung? Ich werde ihr Programm nicht wiederholen. Ich werde trachten, es in einem Wort zu sagen: Es ist das Eindringen in die Volksseele des Verbündeten. Das kann die offizielle Vertretung, wenn sie noch so tüchtig ist, nicht leisten. Das kann man durch statistische Mitteilungen, durch Bücher, durch Studium aus der Ferne auch nicht annähernd erreichen. Dazu ist das Erscheinen in der Mitte jenes Volkes und seiner repräsentativen Männer notwendig, welches man kennen lernen will, das wiederholte Erscheinen. Jenes Studium ist auch notwendig. Aber es ist unwirksam, naturnotwendig unvollständig, wenn es nicht ergänzt wird durch die lebenden Eindrücke, durch das Aug in's Auge Schauen, durch die vielen Wahrnehmungen, welche der an Beobachtung Gewohnte auch in kurzer Zeit durch persönliche Anwesenheit in dem Lande macht. Also die Volksseelen sollen wir studieren, die Volksseelen sollen wir kennen lernen, und alles, was wir unseren Waffenbrüdern sagen: es hat den Zweck, dieses Studium unserer Volksseele zu erleichtern. Wir wollen nichts anderes, als das vollständige Bekanntwerden mit all' unseren Fehlern und Schwächen, mit allen unseren Vorzügen, wie ein Redner unserer Versammlung sagte: „Wir fürchten die Bilanz nicht", und welche sie immer sei, wir halten nur dasjenige für berechtigt, was auf Wahrheit und auf Erkennen des Wahren beruht.

Die ungarische Volksseele, wie sieht die aus? Ja, wie sie auf dem Schlachtfelde aussieht, darüber bitte ich Hindenburg und Mackensen zu fragen. Wie sie sonst in Literatur, in Kunst, in Wissenschaft, in ökonomischer Leistungsfähigkeit aussieht: darüber uns gegenseitig zu unterrichten, soll ja eben ein Zweck unserer fortlaufenden Tätigkeit sein, das kann ich jetzt in ein paar Minuten nicht auseinandersetzen. Wir wollen uns aber ansehen, nur in wenigen Strichen, wie sie entstanden ist, wie sie sich gebildet hat, wie sie herangewachsen ist. So eine Zeppelinfahrt möchte ich machen über die Vergangenheit, zwei Jahrhunderte im Durchschnitt auf die Minute.

Also, vor tausend Jahren sind sie hergekommen, unsere Vorfahren, und haben nach einigen Schwankungen ihren providentiellen Beruf erfüllt, auf diesem höchst gefährdeten und problematischen Punkte Europas etwas Bleibendes, etwas Stabiles, etwas Starkes, etwas Widerstandsfähiges zu organisieren. Und als sie diese Aufgabe zu lösen hatten, da standen sie am Scheidewege: die eine Straße führte ostwärts, die andere nach dem Westen. Das Christentum, die Grundlage unseres Eintrittes in die zivilisierte Völkergemeinschaft, wurde uns angeboten von Byzanz, es wurde uns angeboten aus Deutschland. In jener schicksalsschweren Stunde lenkte die Vorsehung die Schritte unseres ersten großen Königs dahin, daß er nicht aus Byzanz, sondern aus Deutschland das Christentum annahm und dadurch Ungarn für immer die Orientierung in die westliche Völkerfamilie gab.

Und das geschah durch Deutschlands Vermittlung. Es ist unsere erste Dankesschuld an Deutschland.

Doch war vielleicht schon die eine Vergeltung. Denn ehe unsere Vorfahren hier Ordnung machten, war ein großer Slawenfürst, Svatopluk, schon daran, ein geordnetes Staatswesen auf diesem geographischen Punkt zu schaffen, und ich frage: Wie würde die Zukunft des germanischen Volkes sich gestaltet haben, wenn es damals, als das Territorium Preußens noch slawisch war, auch hier an dieser Stelle noch eine slawische Macht gefunden hätte?

Nun ging die Sache weiter. Ich will Wort halten und jetzt zwei Jahrhunderten höchstens eine Minute widmen. Und darum überspringe ich die ersten Mißverständnisse, die ersten Versuche — oder eigentlich, ich überspringe sie nicht, ich will sie nicht unausgesprochen lassen zwischen uns, weil diese Dinge sehr lehrreich sind, — die ersten Versuche, die ersten Bestrebungen der deutschen Kaiser, Ungarn zu einem Vasallenland zu machen, welche sofort einen Rückschlag, erst heidnischer Reaktion, dann byzantinischen Einflusses herausforderten, bis die Episode vorüberging und man mehr Freude an unserer freundschaftlichen Nachbarschaft hatte, als an dem Versuch, uns zu unterwerfen.

Und nun kam die Türkennot, wo wir nach anderthalbhundertjähriger Wehr, die wir nicht nur für Ungarn, sondern für ganz Westeuropa zumeist allein leisteten, endlich unterlagen und in weitere entsetzliche hundertundsiebzig Jahre hineinglitten, während derer im Lande selbst die äußerste Korruption, Klassengegensätze, soziale Revolution, Religionskriege, Verfassungskämpfe, alles, was am Mark eines Volkes zehren kann, über uns dahinging. Aber auch die Befreiung von dem Türkenjoch brachte kein Ende der Prüfungen, sondern einen neuen Kampf für die Erhaltung unserer Freiheit, welcher damit endete, daß es gelang, Aussöhnung mit dem freigewählten Herrscherhaus herbeizuführen und die ungarische Verfassung zu sichern. Die unmittelbare Folge davon war, daß das Erbfolgerecht dieser Dynastie auch in der weiblichen Linie anerkannt, die Verfassung und die Unabhängigkeit des Landes mit neuen Gewähren versehen wurde; daß dann in der großen Prüfung, welche die erste weibliche Erbin des Thrones durchzumachen hatte, Ungarn bereits die Hauptkraft war, auf die sich ihr Widerstand gegen eine halbe Welt stützen konnte.

Und dann kamen wieder Prüfungen. Das alles übergehe ich: es ist noch zu aktuell. Es führte zur großen Wiederauferstehung, zur großen Rekonstruktion vom Jahre 1867. Und nun stehen wir nach all' diesen Wechselfällen von Jahrhunderten, nach Prüfungen, erschütternden Tragödien, zermalmenden Zwischenfällen, die wir als kleines, kaum 3 bis 4 Millionen zählendes, durch innere Kriege zerklüftetes Volk siegreich durchgemacht haben, durch Gottes große Gnade da stärker, gesicherter, entwickelter denn je, noch weit entfernt von jenem Gipfel, den wir ersteigen wollen, aber immerhin als ein Volk, das zwanzig Millionen Seelen in seiner strammen staatlichen Organisation einigt und im großen Kriege, in schweren Prüfungen, in großen Erschütterungen seine Gewalt politisch und militärisch in die Wagschale zu werfen vermag.

Wie mag wohl eine Volksseele aussehen, welche aus dem Schmelztiegel solcher Ereignisse hervorgegangen ist?

Wenn Sie einem Einzelnen begegnen, von dem Ihnen erzählt wird, daß sein Körper aus schweren Leiden und Todeskrankheiten gestärkt hervorgegangen ist, daß seine Seele Trauer, Prüfung, Leiden, schwindelnde Höhen erstiegen, dann wieder entsetzliches Stürzen durchgemacht hat und daraus gestählt hervorgegangen ist: wie werden Sie sich die Seele eines solchen Menschen vorstellen? So wollen Sie sich auch die ungarische Volksseele vorstellen, hervorgegangen aus dem Stahlbad der schrecklichsten Prüfungen, harmonisch in sich selbst, lange noch nicht dahin entwickelt, wohin sie sich entwickeln soll, aber in voller Kraft der Entwicklungsfähigkeit und im vollsten Entschluß des Daseins — und des Entwicklungswillens.

Wie muß eine solche Volksseele denn aussehen? Der anwesende geniale Verfasser von Mitteleuropa hat das Wort ausgesprochen: „In allem," sagte er, „was ihre Individualität, die Behauptung ihrer Eigenart und ihrer Unabhängigkeit anbelangt, sind die Ungarn stahlhart."

Jawohl, das ist die ungarische Volksseele: darin, was zum Wesen ihrer Aufgabe, was zum Wesen ihrer selbst gehört, stahlhart und härter als Stahl; darin liegt unser ganzer Wert. Wären wir weich, könnten wir nichts gelten: und abwechselnd weich und hart sein können wir doch auch nicht. Ist man und soll man hart sein in der Stunde der Prüfung, so muß es wohl hingenommen werden, daß dieses Wesen immer hart ist, auch wenn etwa Weichheit von anderen Gesichtspunkten bequemer erschiene. Nur durch ethisches Empfinden, Pflichtgefühl und Gemüt kann solche Härte gemildert werden; was immer an äußeren Zwang, an Fesseln erinnert, hämmert sie noch stärker zusammen. Und diese Seele, diese Volksseele, hart, stahlhart, aber nicht nur in der Behauptung ihrer selbst und dessen, was ihr gebührt, sondern auch stahlhart in der Erfüllung dessen, wozu sie verpflichtet ist, diese Seele, noch nicht auf der Höhe ihres Könnens angelangt, aber treu und wahr: diese Seele bieten wir der deutschen Treue an, welcher dies alles ja kongenial sein muß.

Es ist ein kleines Volk, welches da zu einem großen Volke spricht. Ja, mein Gott, vorläufig spreche ja nur ich; aber in diesen Sachen, die ich Ihnen heute sage, weiß ich mich, der ich durch bald ein halbes Jahrhundert alles Empfinden, Leiden, Streben und Wollen der ungarischen Volksseele durch meine Seele durchgelassen, ganz in mich aufgenommen habe, weiß ich mich so eins mit allen meinen Landsleuten und deren Empfindungen, daß ich ohne Vermessenheit sagen kann: Wir, ein kleines Volk, aber im Besitze und an der Stelle eines Schicksalsortes für Europa und von der Vorsehung ausgestattet mit jenen Gaben, welche die Mission an diesem Schicksalsorte erfordert, und in jenen Verbindungen stehend, welche die historische Entwicklung, die Verhältnisse für uns notwendig gemacht haben, in Verbindung, in untrennbarer Verbindung stehend mit den übrigen Ländern Seiner Majestät, welche der König von Ungarn in seiner Eigenschaft als Kaiser von

Österreich beherrscht, stets bereit, alle, aus dieser Verbindung, aus der Pragmatischen Sanktion folgenden Pflichten bis auf den letzten Punkt treu zu erfüllen, auf allen Rechten bestehend, welche das natürliche und gesetzliche Äquivalent jener Verpflichtungen sind: wir, dieses kleine, harte, treue Volk blicken vertrauensvoll, mit Zuneigung und mit der Hoffnung, wieder Zuneigung zu finden, zu dem großen deutschen Volke auf und bieten ihm die Hand, nicht, daß dieser Hand Fesseln angelegt werden, sondern daß die treue deutsche Hand in die treue ungarische Hand einschlage.

Und weshalb das alles? Weshalb über diese Zusammenkunft und was daran hängt, so viel Aufhebens machen? Herr, meiner Güte! Den Allianzvertrag, den Bundesvertrag, den schließen wir ja nicht ab; der ist ja bereits abgeschlossen, ratifiziert durch alle, die zu ratifizieren haben; der wird erneuert werden. Was suchen wir noch da dabei?

Was wir suchen? Jene Ratifikation wollen wir diesem Vertrag anhängen, jenes große, größte aller Siegel, ohne welches alle andern Ratifikationen in eitel Staub zerfallen: die Ratifikation des Volksempfindens, die Ratifikation des Volksbewußtseins, die Ratifikation des Erkennens — hüben und drüben — daß unsere Verbindung nicht ein Produkt einer momentanen Lage, nicht eine Eingebung eines oder des anderen kalkulierenden Politikers, sondern eine Naturnotwendigkeit ist, daß ihre Grundlagen in Verhältnissen, in Interessen, in Gefahren begründet sind, welche alle bleibender Natur sind und daher diese Verbindung vertieft, verallgemeinert und stabilisiert werden muß, vertieft, so tief, als die Gefahren sind, die uns in unserer Existenz bedrohen. Denn es ist schon heute gesagt worden, aber ich kann es nicht oft genug wiederholen: es galt unsere Zertrümmerung von seiten unserer Feinde. Genau so, wie das russische Programm die territoriale Zertrümmerung der österreichisch-ungarischen Monarchie und zunächst des Königreiches Ungarns zum Zwecke hatte, genau so hören wir auch jetzt von der westlichen Seite, daß das Niederringen, die Vernichtung der Militärmacht Deutschlands das Ziel ist, welches sich der Feind vorsteckt. Also nicht um einzelne Vorteile, sondern um die Grundlagen der Existenz, der Sicherheit und die mit der Sicherheit verbundenen Entwicklungs- und Fortschrittsmöglichkeiten, um die Ruhe, um das Wohlsein, um das Behagen unserer Kinder und Kindeskinder handelt es sich in diesem Kampfe, dessen Ende wir alle herbeisehnen, von dem wir aber nicht ablassen werden aus Müdigkeit der gegenwärtigen Generation zu Lasten der künftigen Generation, sondern den wir auskämpfen werden mit allen Opfern zum Besten unserer Nachkommen.

Und wenn der Kampf ausgefochten ist, o, dann wird die Welt nicht sofort eine Idylle sein. Und das führt mich ja dahin, weswegen die Garantien des Bündnisses, die geschriebenen, die von den kompetenten Faktoren in Vertragsformen gesetzten ebenso, wie die psychologischen und moralischen, welche wir hier

vertiefen wollen, fortdauern werden über diesen Krieg. So wenig unsere Haltung zu Beginn des Krieges eine aggressive war, so wenig hat auch der Fortbestand unseres Bundes nach dem Kriege einen aggressiven Charakter. Nein! Wir streben sie ja an, wir sehnen sie herbei; die Wiedervereinigung der zivilisierten Menschheit, die eine Völkerfamilie unter der Herrschaft des Rechtes im Zeichen des kühnen, raschen, sicheren, kulturellen Fortschritts, wir sehnen sie herbei, diese Versöhnung der Völker; — aber zunächst wird es nicht so sein. Es wird die Arbeit vieler Jahre erfordern, bis dieser erwünschte Zustand in unserem Weltteil wieder hergestellt wird und bis dahin müssen wir in einer militärisch, politisch und wirtschaftlich unangreifbaren Defensivstellung sein, die es uns möglich macht, an diesem großen Werke geduldig zu arbeiten.

Und darin empfinde ich die ganze Schönheit dieser Stunde, daß sie uns die Möglichkeit bietet, uns, die wir alle, wie wir hier sind, repräsentative Männer Ungarns genannt werden dürfen, daß wir uns auseinandersetzen können mit den repräsentativen Männern des Deutschen Reiches, daß wir ihnen, ich möchte sagen, unser Innerstes eröffnen können, ihnen zeigen, welches Ideale, welche Gedanken uns beseelen und daß wir wahrzunehmen glauben, daß es die nämlichen sind, die gleichen sind, welche mit ungleich größeren Machtmitteln, ungleich größeren Möglichkeiten der Durchführung im Deutschen Reiche, im Herzen des deutschen Volkes wohnen, ohne daß unsere Mitwirkung und die Mitwirkung jener, zu welchen wir die Vermittlung bilden, die unserer südöstlichen Nachbarn, dabei gut entbehrt werden könnte.

Antwort auf die Rede des Grafen Apponyi:

Oberverwaltungsgerichtsrat Schiffer*),

Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses.

Gestatten mir Eure Exzellenz, auf die Ausführungen, die wir soeben aus Ihrem Munde gehört haben, namens der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung und ihrer hier erschienenen Mitglieder mit einigen Worten zu erwidern. Zwar kann ich nicht daran denken, diese Erwiderung irgendwie umfassend zu gestalten. Es wäre eine Vermessenheit, wenn ich auch nur versuchen wollte, den Kreis der Dinge zu erschöpfen, den die Rede Eurer Exzellenz durchlaufen hat; alle die Fragen zu erörtern, die Sie im Laufe Ihrer Darlegungen berührt haben; in die Tiefen hinabzusteigen, auf die Sie hingewiesen haben. Dem

*) Von Herrn Abgeordneten Schiffer für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

Zeppelinfluge Ihrer Gedanken mit dem Automobil meiner Beredsamkeit zu folgen, ist für mich eine Unmöglichkeit. Meine Aufgabe ist bescheidener. Sie besteht lediglich darin, in allgemeinen Umrissen den Eindruck wiederzugeben, den Ihre Ansprache auf uns gemacht hat; einige der Fragen herauszugreifen, die Sie angeschnitten haben; und einige der Fäden aus Eigenem weiter zu spinnen, die Sie aufrollten. Das und nur das kann ich tun; und das will ich tun.

Aber bevor ich mich dem sachlichen Teil dieser meiner Aufgabe zuwende, habe ich ein Recht geltend zu machen und eine Pflicht zu erfüllen. Ich habe das Recht und die Pflicht, Eurer Exzellenz und Ihren Landsleuten den Dank der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung für den uns bereiteten Empfang auszusprechen. Die Herzlichkeit, mit der Sie uns entgegengekommen sind, kann nur übertroffen werden durch die Dankbarkeit, mit der wir Ihr Entgegenkommen aufgenommen haben. Die Gefühle, die aus allen Ihren Worten, Darbietungen und Veranstaltungen jeder Art sprechen, wirken um so stärker und nachhaltiger auf uns ein, als sie ihren Widerklang in den Empfindungen finden, die uns selbst beseelen. Aus dem rauschenden Willkommen, das Sie uns immer und immer wieder zurufen, und unserer freudigen Beantwortung dieser Rufe tönt deutlich für jedes Ohr vernehmbar der Gleichklang unserer Seelen heraus. Mit echt ungarischer Gastfreundschaft haben Sie uns aufgenommen, als wären wir alte Freunde; und Freunde, wenn auch noch nicht alte Freunde, sind es in der Tat, die zu Ihnen geeilt sind. Daß uns ein Herzensbedürfnis trieb, diese Reise anzutreten, erhellt schon aus der bloßen Tatsache, daß wir sie unternommen haben. Denn das Reisen über weite Strecken und insbesondere über die Landesgrenzen hinaus ist heute ein ander Ding als ehemals, als in Friedenszeiten. Man setzt sich nicht mehr im raschen Entschlusse nachmittags in Berlin in den Zug, um am folgenden Morgen nach ungestörtem Schlafe in Budapest zu erwachen. Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind umfangreicher und nicht gerade bequemer Art, und das Überschreiten der Grenze bringt wiederum kleine oder größere Mißhelligkeiten, die freilich in dem Kriegszustande ihre volle Begründung und Rechtfertigung finden. Das alles muß also in den Kauf genommen werden, wenn man eine solche Reise vorhat. Dazu kommt aber ein Anderes und Größeres. In dieser furchtbaren Zeit trennt sich der Mensch schwerer von der Stätte, in der er wurzelt; verläßt er nicht leichten Herzens den Ort, wo die Familie, eng aneinander geschmiegt, die Ereignisse des Tages abwartet, in gemeinsamer Sorge sich um diejenigen bangt, die fern im Felde weilen, und auf Nachrichten von ihnen wartet. Es liegt im Zuge der Zeit, daß niemand sich ohne Not, ohne zwingenden Grund von der Scholle löst, auf der er das Gefühl hat, festzustehen, während alles um ihn herum in's Wanken gerät. Ohne Not, ohne ernsten Grund tut das niemand, und deshalb sind auch wir nicht ohne ernsten, innerlich gerechtfertigten Grund zu dieser Reise geschritten. Daß ein solcher Grund und Anlaß wirklich vorlag — all das, was wir hier erleben, beweist es. Dafür ist nicht der Glanz der Feste,

die Pracht der Empfänger, der Jubel unserer Gastgeber ausschlaggebend. Wie Exzellenz Wermuth heute früh zutreffend ausgeführt hat, sind wir gewiß dankbar auch für die äußeren Zurüstungen, die uns zu Ehren getroffen wurden. Aber nicht um Feste zu feiern, sind wir hierher gekommen, und nicht in den Festen, so unauslöschlich auch ihr Eindruck bei uns ist, erschöpft sich der Zweck unseres Hierseins. Er liegt in tieferen Gründen verankert, und welches diese Gründe sind, welcher Art und welcher Natur sie sind, das haben gerade Eurer Exzellenz Worte wiederum offenbart.

Denn diese Worte haben uns tief bewegt. In raschem Fluge enthüllten Sie uns den Werdegang Ihres Volkes, der ein Weg vieles ruhmreichen Kämpfens, aber auch vieler Bitternisse und vieles Leides gewesen ist. Mit genialem Blick zeigten Sie die Höhen und Tiefen dieser Entwicklung aus und wiesen die Ziele, denen sie zustrebt. Aus dem harten und unerbittlichen Walten der Geschichte wußten Sie uns die letzten und tiefsten Geheimnisse der Entwicklung klarzumachen, die Ihr stolzes und starkes Volk dahin geführt hat, wo es jetzt steht. Aus einer Geschichte, die scheinbar weitab von der unsrigen sich vollzog und nur an einzelnen Stellen sich mit ihr — nicht immer freundlich — berührte und kreuzte, bewiesen Sie mit Schärfe und Sicherheit, daß es das Gegebene, das Gebot der Zeit und der Stunde ist, zusammenzustehen in dem Kampfe und über ihn hinaus. Das haben Eure Exzellenz mit einer Meisterschaft getan, die ihresgleichen schwerlich hat. Indem ich mich vor dieser Meisterschaft neige, huldige ich dem Genius dieses Ortes, dieses Landes, dieses Volkes. Aber Sie wollen mir verzeihen, wenn ich es wage, zu behaupten, daß die Begründung, die Sie unserem Bündnis und seiner engeren Ausgestaltung gegeben haben, für mich, meine Empfindungen und meine Entschließungen nicht unbedingt ausschlaggebend ist; daß, so fesselnd und hinreißend sie war, sie trotzdem auf mich nicht in der Weise einwirkte, als es der Fall gewesen wäre, wenn ich ganz unbefangen und unvoreingenommen ihr entgegengetreten wäre; daß sie mir nicht den letzten Anstoß für meine Stellungnahme gegeben hat. Mit anderen Worten: so dankbar ich für diese Begründung bin, und so sehr sie mein Wissen bereichert, meinen Blick weitet, mein Verständnis für das Geschehen der Dinge vertieft — im letzten Ende bedurfte ich ihrer nicht. Ich bedurfte ihrer nicht, weil stärker als alle Gründe die Dinge selbst, die Tatsachen sprechen. Die Notwendigkeit unseres Zusammenstehens und Zusammenbleibens aber ist für mich eine Tatsache, wenn Sie wollen, eine brutale Tatsache, jedenfalls aber eine Tatsache, die für sich selbst und aus sich selbst spricht. Uns hat das Schicksal zusammengeschweißt und aus dem frei geschlungenen Bündnis eine ehern geschmiedete Schicksalsgemeinschaft gemacht. Wir kommen gar nicht mehr auseinander, selbst, wenn wir es wollten, es sei denn, daß wir uns selbst verlieren und aufgeben wollten. Die dira necessitas hat uns Schulter an Schulter gestellt und zwingt uns, Schulter an Schulter zu bleiben. Wie einer unserer feinsinnigsten Männer es bei anderer Gelegenheit ausgedrückt hat: wir haben gelernt, zusammen zu

sterben; jetzt bleibt uns nur noch übrig, jetzt müssen wir nur noch lernen, zusammen zu leben. Dieses Muß ist ein so deutliches, ein so klares, ein so unbedingtes, daß kein Mensch mehr fragt, warum wir es müssen, daß jeder sich mit der Erkenntnis begnügt, daß wir es müssen. Deshalb ist denn auch diese Notwendigkeit rasch und tief in die Seelen der Völker eingedrungen und hat von ihnen Besitz genommen. Trieb einst der Ruf: „Gott will es" Tausende und Abertausende mit der Macht fanatischer Begeisterung in die Kreuzzüge; so erscheint es auch uns als der Wille Gottes, als das Walten des Schicksals, als der Odem des Geistes der Geschichte, was Deutschland Österreich und Ungarn zusammendrängt und zusammenhält. Keines unserer Völker würde Ketten tragen, die fremde Hände geschmiedet und ihm auferlegt haben. Aber wie die Zimbern und Teutonen trotz ihres Freiheitsstolzes, der ihnen nie gestattet hätte, Ketten der Knechtschaft zu dulden, Ketten trugen, die sie selbst sich geschmiedet und angelegt hatten, um im Sturme der Schlacht eine unzerreißbare einheitliche Front zu bilden, so sind auch wir bereit, uns mit unzerbrechlichen Ketten der Einigkeit aneinander zu binden, auf daß wir gemeinsam den Feinden von heut und morgen Widerstand leisten. Deutschland, Österreich und Ungarn gehören zusammen, kämpfen zusammen, leiden und sterben zusammen, werden zusammen siegen und nach dem Siege zusammen durch die Pforte des Friedens treten, um Hand in Hand den Weg der Zukunft zu wandeln.

Diese Erkenntnis hat die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung gewiß nicht erst geschaffen; sie hat sie bereits vorgefunden — nicht immer ganz klar, nicht immer scharf umrissen, aber doch als eine elementare seelische Empfindung. Sie weiter auszugestalten, zur vollen Klarheit zu bringen, zu verbreiten und zu fördern, zu vertiefen und zu stärken und schließlich aus dem Empfindungsleben heraus in die Welt der Tatsachen und der praktischen Gestaltung zu überführen, ist ihre Aufgabe. Deshalb hat unsere Vereinigung zunächst sich auf dem Gebiete der Stimmungsbeeinflussung hauptsächlich betätigt. Sie hat dafür gesorgt, daß unseren Waffenbrüdern aus Österreich und Ungarn diejenige Freundschaft von unserer Seite auch im einzelnen entgegengebracht wurde, deren sie so überaus würdig sind. Sie hat ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß an den Tagen der Siegesfeste nicht bloß deutsche Fahnen, sondern auch österreichische und ungarische Farben sich in den Straßen und auf den Plätzen zeigten, daß österreichische und ungarische Truppen besonders feierlich und freundlich eingeholt, begrüßt und verpflegt wurden, daß Verwundete aus den Reihen unserer Bundesgenossen ein Heim fanden, in dem sie das peinigende Gefühl der Fremde vergessen konnten, daß ihr Briefwechsel erleichtert, sprachliche Schwierigkeiten überwunden wurden; daß Liebesgaben in großer Zahl gerade denjenigen Heeresteilen zuflossen, die aus den Truppen der Bundesgenossen gebildet wurden; daß die Großtaten unserer Bundesgenossen durch Beglückwünschungen geehrt wurden— vielleicht im einzelnen nur Kleinigkeiten und doch als Imponderabilien nicht ohne Bedeutung.

Nun ist diese erste Epoche in der Geschichte unserer Vereinigung freilich schon weit überholt; aber verfehlt wäre es, nunmehr ganz darauf zu verzichten, Stimmung und Empfindung zu berücksichtigen und zu beleben. Denn wenn wir uns fragen, in welcher Gestalt die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreich-Ungarns sowie unserer anderen Verbündeten sich weiterhin verwirklichen und offenbaren soll, so wissen wir ja, daß es an äußerem Rüstzeug hierzu nicht fehlen wird. Unsere Staatsmänner werden ein engeres diplomatisches Bündnis vereinbaren; unsere Militärs werden für Abmachungen auf ihrem Gebiete sorgen; unsere Handelssachverständigen werden handelspolitische Abreden zu formulieren wissen. Alles schön und gut und gewiß notwendig und nützlich. Aber wir wollen uns doch darüber nicht mehr täuschen: allzuviel ist damit noch nicht erreicht. Der Wert geschriebener Verträge ist nach den Ereignissen dieser letzten Jahre im Kurse tief gesunken. Soweit sie mit der Tinte der Diplomatie geschrieben sind, ist diese Tinte verlöscht; soweit sie auf Papier verzeichnet sind, ist das Papier zerrissen worden. Unser neues Bündnis ist mit Blut geschrieben worden, und Blut ist dicker nicht nur wie Wasser, sondern auch wie Tinte. Unser neues Bündnis ist, um ein Wort der Kaiserin Katharina von Rußland zu gebrauchen, nicht auf Papier, sondern auf die kitzlige Menschenhaut geschrieben; und die hält fester wie Papier und Pergament. Kein Vertrag, keine Urkunde hat uns vor schmählichem Treubruch ehemaliger Verbündeter geschützt. Warum nicht? Weil die Urkunde eben nur ein Stück Papier war, weil der Vertrag eben nur eine Reihe von Paragraphen war, weil hinter dem Vertrage nicht das Herz der Völker stand, die daran beteiligt waren. Das Herz der Völker brauchen wir, um, was zunächst nur ein Wort ist, zur Wahrheit zu machen. Niemals kann ohne Zutun, ohne Mitwirkung des Herzens große Geschichte gemacht werden. Klügelnder Verstand, bohrender Scharfsinn mögen hier und da und auf kürzere Zeit einzelne Erfolge erringen; gewaltige große Wendungen im Völkerschicksal kann nur der herbeiführen, der die ganze Seele des ganzen Volkes für sich hat, mit sich reißt und von ihr getragen wird. Unda fert nec regitur — die Welle trägt und wird nicht gelenkt, war eines der Worte, zu denen unser unvergeßlicher Altreichskanzler, Fürst Bismarck, sich bekannte, wenn er Leitsätze seiner Weltauffassung kennzeichnete. Damit wollte er sagen, daß das Tun des Einzelnen ohnmächtig ist, wenn er nicht die starke Welle, die tragende Woge des Gemeinwillens, des Gemeinempfindens für sich hat. Graf Andrássy, des großen Mannes großer Freund, hat mit genialer Fassungskraft es herausgefühlt, wohin bereits zu seiner Zeit die Welle des Schicksals drängte, und sich mit raschem und kühnem Entschlusse ihr anvertraut. Diesem Strome weiter zu folgen, der jetzt freilich nicht mehr Wasserwellen, sondern blutige Wellen in seinem Bette birgt, ist unsere Aufgabe, und das Verständnis für die Notwendigkeit, sich ihm anzuvertrauen, weithin in unseren Völkern zu verbreiten, ist die erste unabweisbare Aufgabe unserer waffenbrüderlichen Vereinigungen. Sie wird auch nicht etwa sich erledigen, wenn einst der Tag des

Friedens erscheint. Im Gegenteil, stärker vielleicht noch als jetzt wird alsdann die Pflicht uns erstehen, für das Durchhalten, das Festhalten, das Hochhalten der waffenbrüderlichen Stimmung und Empfindung zu sorgen. Denn mit dem Kriege wird auch nur allzu leicht die hochgespannte Begeisterung abflauen, die uns jetzt erfüllt, beschwingt, beflügelt; sie wird den kleinen und kleinlichen Dingen des Alltages Platz machen, die den Menschen zu gewöhnlichen Zeitläuften, mehr als gut ist, beherrschen. Statt der nervösen Spannung, in der wir alle uns jetzt befinden, wird eine Abspannung eintreten, die nur zu natürlich ist, und der wir doch nicht erliegen dürfen. Wenn die Gefahr besteht und zur Wirklichkeit wird, daß wir in den Jämmerlichkeiten des Einzellebens, in Parteistreit und Parteizank das Große der jetzigen Zeit vergessen, dann sollen die Waffenbrüderlichen Vereinigungen ihre Stimmen erheben und an die Glocken schlagen, die uns die Erinnerung an die Zeit des Kampfes und Leidens wachrufen, die Erinnerung beleben an die Zeit, in der die Herzen zusammenschlugen und die Hände sich fanden, auf daß wiederum die Hände sinken, die gegeneinander in Haß und Zwiespalt erhoben sind, und die Herzen empfinden, daß wir, so groß der Widerstreit unserer Interessen im übrigen sein mag, im Letzten und Höchsten doch zueinander gehören.

Aber Begeisterung und Überschwenglichkeit sind verschiedene Dinge. Begeisterung müssen wir haben und behalten; Überschwenglichkeit sei uns fern. Würden wir ihr verfallen, so wäre ein kurzer Rausch der Erfolg, und das Erwachen aus ihm nichts weiter als eine schwere Enttäuschung, die mit dem Rausch auch die Begeisterung fortschwemmen könnte. Darum müssen wir neben der Begeisterung doch auch kühle und klare Überlegung wahren und können ihrer nicht entraten, müssen uns in ruhigem Erwägen klarmachen, welche Wege im einzelnen wir zu beschreiten haben, um dem Ziele näher zu kommen. Da tut vor allen Dingen eines Not: wir müssen einander kennen lernen; wir müssen viel tiefer, als es bisher geschehen ist, eindringen und uns verständnisvoll vertiefen in das Wesen des anderen Teiles. Zu diesem Zwecke ist es allererste Aufgabe, die Menschen zueinander zu führen, Land und Leute einander näher zu bringen und aus unzähligen einzelnen Fäden ein Gespinst herzustellen, das uns zum gemeinsamen, uns umhüllenden Mantel wird. In Freiheit sich finden, ist ein Werk, das die staatliche Annäherung vorbereitet, ergänzt, trägt und unterstützt. Unendliches ist hier zu tun. Angefangen von den Reisen, die, nachdem uns die Länder unserer Feinde und zweifelhafter Neutraler für unabsehbare Zeiten verschlossen sind, uns die Schönheiten unserer wechselseitigen Landstriche offenbaren sollen, bis zu den engen Verbindungen zwischen allen Kräften des Kulturlebens und ihren Trägern — welch riesiges Gebiet bietet sich hier freudiger Schaffenslust dar. Mögen die Juristen und die Ärzte, die Kaufleute, Industriellen und Landwirte, die Geistlichen und die Gelehrten, die Lehrer und die Studenten, die Sänger und Turner und Wanderer, mögen sie und alle anderen Angehörigen der Stände und Berufe als einzelne, wie alle ihre Organisationen einander die Hand reichen, miteinander in

Berührung, in Fühlung, in Freundschaft treten, sich besuchen und gemeinsame Tagungen abhalten, ihre Schriften, ihre Mitglieder und ihre Meinungen austauschen und alles tun, was geschehen kann, um im wechselseitigen Geben und Nehmen sich wechselseitig nicht zu berauben, sondern zu bereichern — und der Erfolg wird nicht ausbleiben, der Erfolg des immer stärkeren Ineinanderwachsens unserer Völker.

Freilich gilt es, auch auf dem Wege zu diesem Erfolge nicht planlos in's Weite zu schweifen, sich zu zersplittern und zu verlieren. Auch auf diesem Wege müssen wir die Schranken und Grenzen sorglich einhalten und wahren, die unserem Vorwärtskommen durch die Natur der Dinge gezogen sind. Vor allem darf eines niemals außer acht gelassen werden: als Gleichberechtigte stehen wir und arbeiten wir zusammen. Die Gleichberechtigung, die Selbständigkeit, die Souveränität jedes der verbündeten Staaten ist unverletzlich und muß unverletzlich bleiben. Nicht ein Mischmasch von Staaten und Völkern, nicht ein neues staatsrechtliches Gebilde gegenüber den bestehenden Staaten wollen wir schaffen, sondern in vollkommenster Selbständigkeit wollen wir miteinander verhandeln, verkehren und gegen Dritte wirken. Was von der staatlichen Souveränität gilt, gilt aber auch von der nationalen Eigenart; wir wollen sie nicht schmälern, sondern wollen sie verstärken; wir wollen sie nicht beschneiden, sondern wollen ihr gerade umgekehrt die Sicherheit geben, daß sie sich ausleben und entfalten kann. Wie denn unser Zusammengehen, unsere Einigkeit überhaupt nicht dazu bestimmt ist, dem anderen etwas zu nehmen, sondern dazu dienen soll, jedem das Seine zu lassen und zu mehren durch die Stütze, die er im Freunde und Bundesgenossen findet. Der Ausgangspunkt für jeden der Verbündeten muß insoweit das wohlverstandene eigene staatliche und nationale Interesse sein und bleiben. Deshalb können wir es ruhig aussprechen: bei aller Begeisterung und Opferfreudigkeit und Opferwilligkeit, bei all den starken seelischen Trieben, aus denen heraus dieses Bündnis gewachsen ist, und von denen es getragen werden muß und wird, ist ein gesunder, nationaler Egoismus nicht ausgeschlossen, ja nicht einmal zu entbehren. Aber dieser Egoismus richtet sich nicht gegen den anderen Teil und will sich nicht auf seine Kosten betätigen. Deshalb kann man ihn sehr wohl einen heiligen Egoismus nennen, einen Egoismus, der sicher viel heiliger ist als der „sacro-egoismus“, den die Treubrecher jenseits der Alpen zu ihrem Motto gemacht haben. Denn heilig kann ein Egoismus nicht sein, der sich in der Zerreißung beschworener Verträge zeigt; wohl aber ist heilig ein Egoismus, der Verträge wahrt und auch in Not und Tod ausführt. Nicht heilig ist ein Egoismus, der es gestattet, dem Freunde von gestern in schwerster Stunde heute meuchlerisch in den Rücken zu fallen; aber heilig ist ein Egoismus, der es mit sich bringt, im Kampfe ums Dasein dem Freunde mit gesammelter Kraft zu Hilfe zu eilen. Nicht heilig ist ein Egoismus, der sich bereichern will durch Hab und Gut, Länder und Städte, die dem einstigen Freunde gehören; aber heilig ist ein Egoismus, der das Eigen des anderen Teiles mit schützen hilft. Italien

hat das Wort heilig entheiligt und entweiht; wir geben ihm den ruhigen Glanz und die stolze Würde zurück, die ihm gebührt.

Und nun lassen Sie mich schließen, aber nicht, ohne noch mit wenigen Worten auf ein ganz abliegendes Gebiet zu kommen. Gewiß werden uns, wenn wir die Heimreise antreten, noch lange die Gedanken bewegen, die hier vor uns entrollt und von uns erörtert worden sind. Gewiß wird diese Gedankenwelt auch noch bei uns zu Hause den Gegenstand unseres Nachdenkens, unserer Erörterungen, unserer Gespräche bilden. Aber daneben wird unsere Erinnerung und unser Zurückdenken doch auch noch etwas anderes in sich aufnehmen und mit nach Hause nehmen. Da ist das Bild eines Stromes, der in majestätischer Breite und in wundersamen Windungen dahinfließt, während Strahlen der Frühlingssonne und das bleiche Licht des Mondes zauberisch auf seinen Wellen sich spiegeln. Da sind Höhenzüge, die diesen Strom geleiten und in köstlichen Linien dem Auge einen Ruhepunkt bieten. Da sind Brücken, die in stolzem und zugleich zierlichem Schwunge den Strom überbrücken. Da sind breite Straßen, glänzende Plätze, schimmernde Paläste, ragende Kirchen, stolze Monumente, die ein Städtebild von überwältigender Herrlichkeit schaffen. Da sind endlich Menschen, stattlich von Wuchs, kühn in der Bildung des Gesichts, liebenswürdig im Benehmen, hochgemut im Wesen. Da ist ein Volk, kernhaft und tüchtig, stark und stolz, zielbewußt und fest, erprobt im Leiden und kraftvoll im Handeln. Das alles schließt sich zusammen zu dem Bild, das uns nach Hause geleitet und uns ein unvergeßliches Geschenk dieser Tage bleibt. Daß die Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung uns Gelegenheit gegeben hat, dieses wundersame Bild in uns aufzunehmen, dafür sei ihr nochmals und herzlich gedankt. Vergessen auch Sie uns nicht, wie wir Sie nicht vergessen werden. Vergessen Sie über das sachliche Zusammenwirken hinaus nicht diese persönliche Berührung, die uns hier zuteil geworden ist. Wenn auch Sie wieder zurückkehren in Haus und Heim, wenn sich längst Hunderte und Tausende von Meilen zwischen Sie und uns gelegt haben, dann möge noch leise und verhallend und doch deutlich der Ruf in Ihren Ohren und in Ihren Herzen nachklingen, in den ich jetzt meine Freunde und Landsleute und die Gäste aus dem uns befreundeten Österreich und Bulgarien einzustimmen bitte: Die heute begründete Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung, sie möge das große und stolze Werk, das sie in Gemeinschaft mit uns zu vollführen trachtet, zur Vollendung bringen; sie möge die Hoffnungen, die wir auf sie setzen, erfüllen, möge mitwirken zum Heil unserer Staaten und Völker, zum Erstarken unserer Zusammengehörigkeit, zur Festigung unseres Bündnisses; sie möge blühen, wachsen und gedeihen; sie lebe hoch!

Ein Brief des früheren Botschafters in Wien Fürsten Wedel.

Fürst Wedel, der frühere deutsche Botschafter in Wien, später Statthalter von Elsaß-Lothringen und derzeit Generaladjutant des Deutschen Kaisers, schrieb an den Geheimen Rat Szterényi folgenden Brief:

Eure Exzellenz hatten die große Liebenswürdigkeit, mir zu der konstituierenden Generalversammlung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung und den damit verbundenen Veranstaltungen eine besondere Einladung zugehen zu lassen, eine Aufmerksamkeit, für die ich hierdurch meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Leider bin ich verhindert, der Einladung Folge zu leisten. Ich bedauere das umso lebhafter, weil mir dadurch die Gelegenheit geraubt wird, in der Hauptstadt Ungarns an dem Taufakte einer Schöpfung teilzunehmen, die bestimmt ist, dem in Jahrzehnten treu bewährten und durch gemeinsam vergossenes Blut gekitteten Bündnisse unserer Reiche immer festere und dauerndere Grundlagen zu schaffen. Dabei würde es mir zur besonderen Freude gereicht haben, der tapferen ungarischen Nation, zu der ich durch meine amtlichen Stellungen während längerer Jahre in unmittelbaren Beziehungen stand, erneut meine warmen Sympathien bekunden zu können. Mit der Bitte, dem Herrn Vorsitzenden Grafen Julius Andrássy meine aufrichtigsten Empfehlungen übermitteln zu wollen, bin ich mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung Ew. Exzellenz ganz ergebenster Fürst Wedel.

Exzellenz Dr. Bernhard Dernburg.

Ansprache in der juristischen Abteilung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung.*)

Man verspricht sich viel für die Herstellung dauernd warmer und freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn von einer weit gehenden wirtschaftlichen Verständigung, und so sehr ich einer solchen Verständigung zugeneigt bin, und so stark ich sie wünsche, muß ich doch sagen, die Gleichrichtung wirtschaftlicher Interessen oder deren Aussöhnung vermag viel, aber nicht alles und vor allem nicht das wichtigste, nämlich eine Annäherung und Freundschaft dauernder Art, die nur auf Sympathie und Verständnis beruhen kann. Wäre

*) Vom Verfasser für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

ein guter und nutzbringender Güteraustausch für eine solche Verständigung das entscheidende, wie viele Freunde hätte Deutschland in dieser Krisis haben müssen und wie viele hat es gehabt? Selbst Völker, die im erbittertsten wirtschaftlichen Kampf stehen, können angenähert werden und bleiben, wenn sie auf kulturellem Gebiet gleiche Ideale besitzen. Die Rivalität Japans mit China in der Mandschurei ist ja bekannt, und Sie können sich denken, in welcher erfreulichen Lage ich zwischen meinen chinesischen und japanischen Adjutanten mich vor einigen Jahren in Mugden befunden habe; beide typische Vertreter der sich bekämpfenden wirtschaftlichen Interessen. Und da habe ich diesem unerträglichen Zustand durch eine Kriegslist ein Ende gemacht, die Ihnen zeigen soll, was ich meine. Die chinesische Schrift ist eine Bilderschrift und Schriftzeichen der Japaner und Chinesen sind die gleichen. Da die Völker aber verschiedene Sprachen sprechen, so können sie sich nicht verstehen, denn das Schriftzeichen, das bei den Chinesen „Pferd" ausgesprochen wird, heißt bei dem Japaner vielleicht „Gaul". Doch folgt daraus, daß der Chinese japanisches, der Japaner chinesisches verständlich lesen müßte. Diese Gemeinschaftlichkeit, die auf eine alte Kultur hinweist, habe ich benutzt, zur Frage: „Kannst du, japanischer Freund, das lesen, was mein chinesischer hier aufschreiben wird?" Auf die Antwort: „Ich denke wohl", ließ ich ihm einen Spruch aus dem Confucius aufschreiben, den sie beide mit verschiedenen Worten mir in's Englische übersetzten. Und aus dieser Entdeckung gab es eine Orthographie-Vergleichung und eine angeregte Unterhaltung und eine persönliche Freundschaft der beiden Herren, sodaß, als ich vier Wochen später wieder durch Mugden kam, sie mich beide gemeinsam am Bahnhof begrüßten.

Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung hat besonders ihre Rechtsabteilung ausgebaut und hofft sich mit ihren ungarischen und österreichischen Freunden in nutzbringender Arbeit zu finden. Dieses Gebiet ist wie kein anderes geeignet, jenes tiefere Verständnis für Wesensart und Ziele zu erzeugen. Denn das Rechtssystem und die einzelnen Gesetze sind doch nur der Niederschlag des moralischen Empfindens und des Temperaments der Völker. Sie folgen der Entwicklung, geben ihr die Form, die der artikulierte Teil der Bevölkerung verlangt, fördern und hemmen der nationalen Eigenart entsprechend, und darum lege ich gerade der juristischen Sektion, der ich angehöre, eine große Bedeutung bei. Man hat sich sehr gewundert in Deutschland über die unfreundliche Stellung, die die Vereinigten Staaten uns gegenüber in dieser Krisis eingenommen haben, und man hat geglaubt, daß das geschäftliche Interesse Amerikas diese Haltung diktiert habe. Das ist sicher nicht der Fall, und es wäre auch nicht zu erklären, weshalb die Rufer im Streit insbesondere die Gelehrten, die Professoren gewesen sind, die ja mit Geschäften auch in Amerika nichts zu tun haben. Viel näher an's Ziel trifft die Erklärung, daß Amerika ursprünglich eine englische Kolonie war. Aber auch das ist nicht ganz richtig. Bei den Beratungen über die amerikanische Konstitution

und über die amerikanische Nationalsprache blieben die Stimmen für die deutsche Sprache hinter den für die englische nur ganz wenig zurück. Aber die Annahme der englischen Sprache hat den Bezug englischer Geistesprodukte ebenso wie englischer Gelehrter, Prediger, Ärzte unendlich erleichtert. Den Hauptgrund aber sehe ich in dem gleichartigen Rechtssystem, dem beständigen Austausch von Rechtserfahrung, ja der Gültigkeit englischer Präjudizien in gewissen amerikanischen Rechtsfragen. Hierdurch erhält die politische Geistesannäherung einen ganz besonders starken Impuls, und die Frage nach Recht und Unrecht in diesem großen Kampf ist die in Amerika am meisten gestellte und ihre Entscheidung zu ungunsten Deutschlands für die Haltung der Geistes- und Geschäftswelt das bestimmende gewesen.

Ich wünsche also eine sehr intensive Arbeit der juristischen Sektion und glaube, daß aus dieser jenes Verständnis eher als das jeder anderen Arbeit unserer Vereinigung hervorgeht, welches nötig ist zu einer dauernden guten Kameradschaft. Man vergesse nicht, daß die Regelung der Handels- und Industrie-Beziehungen sich niemals nach ganz reinen Linien vollziehen kann, sowohl zwischen den vertragschließenden Ländern, als auch innerhalb dieser zwischen den Produzenten der einzelnen sind Kompromisse nötig, und nicht zu umgehen. Diese Schwierigkeit fällt auf dem Gebiet der juristischen Annäherung wie auf allen anderen auf dem Planum der Ideen fort.

Aber nicht nur für das gegenseitige Verständnis der Völker und als eine feste Grundlage für die bestehende Sympathie zwischen unseren Ländern, sondern auch zur Förderung der eigenen Institutionen ist die intensive Beschäftigung mit den Rechts-Institutionen ideologisch veranlagter Völker bedeutungsvoll. Das politische Ziel unserer beiden Nationen ist beiderseitig die bürgerliche Freiheit. Aber wir suchen sie im Gegensatz zu Amerika und dem europäischen Westen nicht gegen den Staat und gegenüber dem Staat, sondern vom Staat und als seine Glieder. Der Geist, der dem deutschen Leben am stärksten sein Gepräge gegeben hat, weil er vorfühlend auch sein bester Interpret war, Goethe sagt in einem nachgelassenen Sonett:

> Vergebens werden ungebundene Geister
> Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
> Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister;
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Diese Freiheit durch das selbstgegebene Gesetz, durch die Selbstdisziplin des staatlichen und privaten Lebens, der Dienst an der Allgemeinheit als die Grundlage der bürgerlichen Rechte ist das gemeinsame Ideal, dessen Ausbau durch die Berührung, Vergleiche und Anfeuerungen nur gefördert werden kann.

Besuch im Parlamentsgebäude.

Die in Budapest weilenden Mitglieder der Reichsdeutschen und der Österreichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung fanden sich am 12. Juni nach 10 Uhr vormittags im Kuppelsaale des Parlamentsgebäudes zusammen, wo sie von ihren ungarischen Gastgebern empfangen und vom Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, Elemér v. Simontsik mit folgenden Worten begrüßt wurden:

Meine Herren! Indem ich meiner aufrichtigen Freude darüber Ausdruck verleihe, daß Sie gekommen sind, die Hallen der ungarischen Gesetzgebung zu besichtigen, entbiete ich Ihnen, von den lebendigen Gefühlen der Bundestreue durchdrungen, mit wärmstem kameradschaftlichen Empfinden unsern Gruß. (Beifall.) Lassen Sie uns hoffen, daß Sie, unter den festgefügten Schwibbogen dieses unseres Heimes wandelnd, neue Stützpunkte seelischer Gemeinschaft finden werden, um das Denken und Fühlen der ungarischen Nation zu erfassen, in deren Gesinnung als einheitliche und unbeugsame Urkraft der unbezwingbare Wille lebt und lodert, im Einvernehmen mit ihrem gekrönten König ihr Leben und ihre Existenz zu verteidigen, ihre Selbständigkeit zu wahren und die Fortsetzung ihrer tausendjährigen glorreichen Vergangenheit in der Form einer würdigen Zukunft zu sichern. Gott zum Gruß! (Lebhafte Eljenrufe.)

Hierauf erwiderte der Vizepräsident des deutschen Reichstages Heinrich W. Dove folgendes:

Hochverehrter Herr Präsident! Gestatten Sie mir, im Namen der deutschen Parlamentarier, der Mitglieder des deutschen Reichstages und der einzelnen Landtage unseren tiefsten Dank für die freundliche Begrüßung auszusprechen. Wir sind ja eigentlich nicht in unserer Eigenschaft als Parlamentarier nach Budapest gekommen; aber wer sollte in Budapest weilen, ohne dieses herrliche Gebäude in Augenschein zu nehmen? Und kommt doch in ihm recht sinnfällig zum Ausdruck, welche Kraft und welche Macht das Parlament im ungarischen Verfassungsleben hat, Verfassungsfragen sind es ja, die wesentlich Ihre Geschichte ausmachen, wie uns mit hinreißender Beredsamkeit in den letzten Tagen wiederholt vor Augen geführt wurde. Jedes Parlament ist ein Kampfplatz, auf dem die verschiedenen in der Nation lebenden Kräfte sozialer wirtschaftlicher Natur, die verschiedenen Weltanschauungen, Rechtsanschauungen miteinander ringen, um so sicher zur Geltung zu bringen. Aber es gibt Augenblicke, wo der eiserne Hammer der Notwendigkeit ein Volk zusammenschweißt, sodaß alle Parteien verschwinden, und in solcher Zeit leben wir. Uns Deutschen wird unvergeßlich bleiben jene erste Sitzung des Reichstages nach der Kriegserklärung, als auch in den Parlamenten — und gerade in Ihrem besonders — zum Ausdruck kam der einige Entschluß des ganzen Volkes, dieses furchtbare Geschick zusammen mit aller Kraft zu ertragen bis zum glücklichen Ende, bis zum Siege.

Je länger der Krieg dauert, um so schwerer wird es natürlich, diese Einigkeit zu erhalten. Aber das Beispiel unserer Kämpfer da draußen, die Disziplin halten bis zum letzten Augenblick und die mit ihrem Herzensblut für unsere Sicherheit bürgen, muß auch für uns maßgebend sein (Beifall), denn wir müssen überzeugt sein, daß es sich hier handelt um die Grundlage, auf der auch das parlamentarische Leben unseres Vaterlandes beruht: Ihres und des unsrigen. Und darum soll diese Einigkeit auch erhalten bleiben, zumal wir, die Parlamente, ja auch berufen sein werden, dereinst das Bündnis, das zwischen uns früher geschlossen wurde und das jetzt noch fester geworden ist, auch in verfassungsmäßiger Form auszubauen. Treibt uns ja doch alles, besonders seit wir uns auch persönlich kennen gelernt, alles, was wir bisher aus Ihrer Freundlichkeit in Budapest gesehen haben, zur Überzeugung: ja, wir stehen doch hier unter Freunden. Und wir schlagen ein in die Hand, die uns geboten wird. (Beifall.) Wehe dem Volk, wo im Laufe des Krieges der alte Parteigeist wieder auflebt! Wir sehen es ja doch an Beispielen anderer: wer die Treue des Bundesgenossen nicht halten kann, der vermag auch die Einigkeit im eigenen Volke nicht zu wahren, nicht so zu halten, wie wir. (Beifall.) Wir aber wollen in Einigkeit zusammenstehen und auch in Zukunft ein einiges Bündnis miteinander pflegen, um in harter Friedensarbeit dann weiter auch auf verfassungsmäßiger Grundlage gemeinsamen Kulturbestrebungen zu dienen. (Lebhafte Bravorufe und Beifall.)

Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Dr. Julius Sylvester, sprach hierauf folgende Worte:

Meine Herren! Gestatten Sie auch mir, Ihnen als Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses unseren herzlichsten Dank darzubringen. Ich bin zwar nicht mehr berechtigt, im Auftrage unseres Hauses zu sprechen, das ja geschlossen ist, wiewohl ich noch geschäftsführender Präsident bin. Ich kann aber im Namen meiner engeren Freunde, die hier erschienen sind, Ihnen deren wärmsten Dank überbringen.

Aus den Reden, die wir gestern gehört haben, und aus der persönlichen Aussprache ist hervorgegangen, daß eine vollkommene Umgruppierung unserer Gedankenwelt stattfindet. Während wir in früherer Zeit unsere Kinder nach dem Westen gesandt haben, und während Not und vielleicht Abenteuerlust unsere Leute nach Amerika getrieben, tritt heute ein neuer Gedanke in den Vordergrund, und das ist die Renaissance des Ostens. Wir richten wieder unsere Blicke in die alten Uranfänge der Menschheit zurück: nach Mesopotamien, wir schauen auf Kleinasien und wir müssen auch unsere Stellung revidieren Ihnen gegenüber und der Ostwelt gegenüber. Und da müssen wir auch sagen: Die sprichwörtliche Gastfreundschaft, mit der Sie uns hier empfangen haben — ist es doch in deutschen Landen überall gang und gäbe, daß die Ungarn wirklich eines der gastfreundlichsten Völker der Erde sind —, diese sprichwörtliche

Gastfreundschaft möge sich umwandeln in die Nachbarfreundschaft. Leider ist eben bisher in unseren gegenseitigen Beziehungen die Zeit wiederholt durch Zwistigkeiten ausgefüllt worden; auch Leute, die Scholle an Scholle wohnen, haben wohl Streitigkeiten; aber wir müssen unsere Stellungnahme revidieren und wir müssen trachten, unsere gegenseitige Freundschaft mit Ungarn für die Zukunft zu beleben. Die Donau, die da unten fließt, ist das silberne Band, das uns, die beiden Staaten, vereinigt. Möge sie zu einem goldenen Bande werden im Interesse beider Reiche, im Interesse beider Staaten, und in diesem Geiste gebe ich meinen Handschlag: wir wollen treue Freunde bleiben. (Lebhafter Beifall.)

Nach diesen eindrucksvollen Reden unternahmen die Erschienenen unter Leitung der ungarischen Abgeordneten in kleineren Gruppen die Besichtigung des Parlamentsgebäudes.

Exz. Graf Stefan Tisza, Ministerpräsident.

Vor der Ernte.

Den nachstehenden Aufsatz entnehmen wir der volkstümlichen Wochenschrift „Igazmondó“, nach der deutschen Übersetzung des „Pester Lloyd“.

Unter tausend Schwierigkeiten und Sorgen, bei verdoppelter Arbeit geht die Zeit rasch über den ungarischen Landwirt dahin. Kaum haben wir die Frühjahrsarbeiten hinter uns, und schon sind wir mitten drin in der schweren Arbeitszeit des Sommers. Das Ährenmeer des Alföld legt seine goldgelbe Feiertagstracht an, wir sind an der Schwelle der Erntezeit, und damit stehen wir vor der größten Aufgabe, die dieser Krieg bisher der landwirtschafttreibenden Bevölkerung auferlegt hat.

Die ganze Mannheit der Nation steht im Felde. Die Millionen Männer, deren starker Arm sonst die Sense schwang, verteidigen jetzt auf fernen Schlachtfeldern das Vaterland.

Wer wird in der Heimat ihre Arbeit verrichten? Kriegsgefangene und beurlaubte Soldaten?

Es wird alles geschehen, damit auch diese so zahlreich wie nur irgend möglich sich zur Arbeit stellen. Seit langen Monaten sind hierüber unausgesetzt Verhandlungen im Zuge zwischen der Regierung und der Heeresleitung.

Auch die letztere ist sich dessen wohl bewußt, daß die Verrichtung der Erntearbeiten eine große und notwendige Aufgabe ist. Sie unterläßt auch nichts, um der landwirtschaftlichen Bevölkerung behilflich zu sein. Für die Erntezeit überläßt sie der Landwirtschaft auch solche Gefangene, die sonst für anderweitige

Arbeiten, wie beispielsweise Straßenbau, in Anspruch genommen sind. Auch werden die entbehrlichen Reserven für die Erntezeit in die Heimat entlassen.

Aus der Reihe der letzteren stellen wir bloß Arbeiter, die keine eigene Wirtschaft besitzen, den größeren Wirtschaften zur Verfügung. Selbständige Landwirte oder deren Kinder können nach Hause gehen, um in erster Reihe ihre eigene Fechsung einzuheimsen. Doch müssen auch diese sich bei der wirtschaftlichen Kommission ihrer Gemeinde unverzüglich melden. Diese Kommission ist berechtigt und verpflichtet, dafür zu sorgen, daß auch diese Leute den Ernteurlaub gut ausnützen und nach dem Schnitte ihrer eigenen Ernte bei den Erntearbeiten ihrer im Felde weilenden Kameraden mit dem größten Eifer behilflich seien. Jede Gemeinde wird daher in der Lage sein, die Arbeitskraft der mit Ernteurlaub heimkehrenden Soldaten in der zweckmäßigsten Weise zu verwerten.

Ich wiederhole, wir sammeln alle entbehrlichen Leute und diese Arbeitskraft verteilen wir gerecht unter die kleinen und die großen Landwirte und unter die verschiedenen Gegenden des Landes.

Wir dürfen uns aber nicht dem Glauben hingeben, damit allein über die Klippe hinwegzukommen. Der Krieg hat Millionen der landwirtschaftlichen Arbeit entzogen. Zum Ersatz für diese Millionen können wir, auch wenn wir alles zusammenraffen, bloß Hunderttausende stellen. Die Zahl der für die Erntearbeiten eingestellten Kriegsgefangenen und beurlaubten Soldaten ist um so vieles geringer als die Zahl der im Felde stehenden Landwirte und landwirtschaftlichen Arbeiter. Dieser Tatsache können wir durchaus nicht abhelfen. Die Regierung tut, keine Mühe scheuend, alles Mögliche, aber das Unmögliche kann auch sie nicht möglich machen. Da kann nichts anderes helfen, als der Fleiß, die Ausdauer, die Willenskraft der Daheimgebliebenen. Diese alle, die ganze Bevölkerung, klein und groß, müssen jetzt ihren Mann stellen. Wir alle müssen uns von dem Gefühl durchdringen lassen, daß die Sache unseres einen Kampf auf Leben und Tod führenden Vaterlandes in diesen Erntewochen uns eine große und heilige Pflicht auferlegt, die wir ohne Zagen, einander beistehend, unsere Kraft bis zum Äußersten anspannend, erfüllen müssen.

Die Regierung hat auch in dieser Richtung alles, was sie tun konnte, getan, indem sie die Behörden und die aus dem Kreise der landwirtschaftlichen Bevölkerung gebildeten Komissionen mit Rechten ausstattete, kraft deren jeder arbeitsfähige Mann so lange zur Arbeit verhalten werden kann, bis die ganze Ernte eingeheimst ist. Die landwirtschaftliche Bevölkerung kann also selbst die Arbeit organisieren. Möge sie energisch, eifrig und weise sich der ihr übertragenen Macht bedienen. Möge sie Vorsorge treffen, daß bis zum Abschlusse der Erntearbeiten kein Müßiggänger im ganzen Lande sei. Und möge jedermann mit heiliger Begeisterung an die Arbeit schreiten. Wir müssen trachten, unserer auf dem Schlachtfelde kämpfenden Söhne würdig zu sein. Während sie ihr Blut für das Vaterland

vergießen, wollen wir, die Daheimgebliebenen, auch unsere Arbeit tun. Lasset uns daher mit der gleichen Willenskraft, Entschlossenheit und opferbereiten Vaterlandsliebe diese um so vieles leichtere Arbeit tragen, als es diejenige ist, mit der unsere wackeren Söhne gegen die Übermacht unserer Feinde ankämpfen!

Wir wollen geloben, uns ihrer würdig zu erweisen. Auch in der Niederringung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden uns die auf den Kriegsschauplätzen siegreichen Tugenden des ungarischen Volkes zum Siege verhelfen.

❧

Georg Bernhard:

Die Waffenbrüder.*)

Budapester Erinnerungen.

Ein strahlender Sonnentag war es. Ein lustig bewimpeltes Schifflein hatte Reichsdeutsche, Österreicher und Ungarn hindurch zwischen Ofen und Pest die Donau entlang zur Margarethen-Insel geführt. Inmitten des Parks auf der Terrasse standen die Tafeln zu feierlichem Festmahl gerüstet. Die Lebensfreude des ungarischen Volks, die ihm keine Not der Zeit zu rauben vermag, sandte jubelnde Juchzer zu den versammelten Männern herüber! Drunten im Grünen wickelte sich das Volksfest „der Tausend Backfische" ab, das Budapester Mädchen zu Kriegsunterstützungszwecken veranstaltet hatten. Über der Festversammlung aber lagerte der Ernst der östlichen Russenerfolge und ließ die Stunde, da die Waffenbrüder aus Wien, Budapest und Berlin ihren Bund erneuern wollten, besonders bedeutsam erscheinen.

Das Stimmengewirr der stattlichen Tafelrunde verstummte plötzlich. Am Haupttische wuchs eine Gestalt empor, lang und immer länger, bis sie schließlich in voller Größe dastand: Graf Albert Apponyi. Ein schlanker sehniger Körper mit einem Kopf, der zunächst merkwürdig anmutet, namentlich, wenn auf ihm ein kleines, eigen geformtes Hütchen balanciert. Aber ein Kopf, der fesselt, wenn man ihn betrachtet, und der entzückt, wenn er in nervöser und doch schöner Bewegung die Worte des Redners begleitet, wenn die große Hakennase sich bläht, um mitzuhelfen, dem Atem einer hinreißenden Beredsamkeit Raum zu schaffen.

Man hört oft, wenn Männer zu irgendeinem Zweck schmausen, schöne Reden. Schillernde Worte gleiten an einem vorüber, und wenn man am nächsten Tage sich ins Gedächtnis zurückrufen will, was denn eigentlich ihr Inhalt war, so sucht man vergebens und findet nichts. Wir wissen, daß es eine ungarische Nationaleigentümlichkeit ist, reden zu können. Aber wenn die Ungarn selbst — die im

*) Mit Genehmigung des Verfassers der „Vossischen Zeitung" entnommen.
Die Redaktion.

Grafen Tisza einen Redner von Kraft und Klarheit, im Grafen Andrássy einen Meister feinziselierter Satzbildungen besitzen, und die nach vielen Dutzenden ihre sogenannten guten Redner zählen — den Grafen Apponyi für ihren besten Redner halten, so durfte man sich ein Fest von seltener Weihe erwarten, als er im Sonnenglanz und Frühlingsgrün zu deutschen Gästen zu sprechen anhub. Aber die Erfüllung war unendlich viel schöner als die Erwartung. Beifallsstürme unterbrachen fortgesetzt den Redner, wenn er wieder einmal mit Geist, Mund und Hand einen Satz besonders schön geformt hatte. Diese Hände — groß und doch fein — begleiten alle seine Worte, wie wenn sie an unsichtbarer Masse herumformten, und sie geben sichtbar Zeugnis davon, daß hier keine glatte geölte Beredsamkeit gewohnte Spulen abhaspelt. Hier ringt dauernd der Geist mit der Form, und die Bilder wachsen dem Redner allmählich und immer schöner aus den Tiefen seines Herzens heraus. Nie hörte und sah man freudigeren Beifall als am Schluß der Apponyischen Rede. Die Eljen- und Bravorufe erschütterten die Luft, und sie kamen nicht nur von der Festversammlung, sondern von den Hunderten von Ungarn in Zivil und Feldgrau, die in immer größerer Zahl während der Rede aus dem Garten zur Terrasse heraufgeströmt waren. Da war kein Unterschied zwischen Freund und Gegner. Graf Albert Apponyi hat eine wechselvolle politische Laufbahn hinter sich. In reifen Jahren hat er sich allmählich von rechts nach links entwickelt. In jeder neuen Partei ist er Führer und Anreger gewesen. Kein Wunder, daß er neben begeisterten Freunden auch ebenso eifrige Bekämpfer hat. Aber an jenem sonnigen Sonntage, da rauschte der Beifall aller einmütig zu ihm empor, und einer, der am eifrigsten Hand auf Hand schlug, war der alte Graf Khuen-Hédervár̈y, der außer Stefan Tisza vielleicht sein ausgesprochenster politischer Gegner ist.

An jenem Tage wurde noch viel und gut gesprochen. Am besten vielleicht vom Reichstagsabgeordneten Schiffer, der die deutschen Waffenbrüder führte, und dem es gelang, selbst nach der Apponyischen Glanzleistung seinen klugen und starken Worten Gehör, Verständnis und Beifall zu verschaffen. Aber die Worte dieses Tages wirkten nach und waren nicht beim Dämmern des neuen Morgens verblaßt. Der Graf Apponyi hat, was all seine Landsleute werden anerkennen müssen, seinem engeren und auch seinem weiteren Vaterlande, der gesamten Doppelmonarchie, durch seine Rede einen außerordentlichen Dienst geleistet.

Es war schön, sehr schön, als er Ungarns Geschichte an uns vorüberziehen ließ und uns dabei auch mit plastischer Anschaulichkeit in jene Zeiten führte, da Ungarn mit seinen Scharen Europa gegen das Überfluten durch die Türken schützte. Es war nicht unnütz, daß der Graf zur Erwägung stellte, was wohl aus Europa geworden wäre, wenn seinerzeit Ungarns erster christlicher König das Christentum von Byzanz angenommen und sich damit nach dem Osten hin orientiert haben würde. Aber trug das alles auch dazu bei, der Rede historischen und politischen Gehalt zu verleihen, die große Bedeutung der Worte des Grafen Apponyi bestand

doch darin, daß er uns Deutschen einen tiefen Einblick in die ungarische Seele und in das eigenartige Verhältnis verschaffte, das zwischen Österreich und Ungarn besteht. Er wollte, wie er wiederholt sagte, nichts weiter, als daß wir Reichsdeutschen unsere Kenntnisse über Ungarn nicht nur auf dem Umweg über Wien, sondern auch direkt von Budapest und Ungarn selbst beziehen.

Wenn man diesen Wunsch vernimmt, so kann er auf den ersten Blick wie eine Unfreundlichkeit gegenüber Österreich anmuten. Und es hat im Vorhinein auch bei uns eine ganze Menge ängstlicher Menschen gegeben, die vor der Reise nach Budapest bange machten und die es beinahe so hinstellten, als ob da eine Verschwörung zwischen Budapest und Berlin gegen Wien angezettelt werden sollte. Aber gerade darin liegt die politische Bedeutung der Waffenbrüdertagung in Budapest, daß alle diese Befürchtungen von denen, die in Budapest gewesen sind, als eitel erkannt wurden. Die direkte Verständigung zwischen der Residenz des ungarischen Königs, der zugleich Österreichs Kaiserkrone trägt, und dem Deutschen Reiche, dessen Hauptstadt durch ihren Oberbürgermeister als eines der Häupter der Verständigungsaktion vertreten war, hat bei den meisten von uns wohl eine wesentliche Korrektur unserer Anschauungen über die Verhältnisse in Österreich-Ungarn gebracht. Nach einer ganz anderen Richtung hin als die Leisetreter bei uns und auch in Wien erwarteten.

Es hat einmal einer gesagt — und ähnliche Anschauungen hat man auch in den Reden der Budapester Festtage hören können —, daß man in Deutschland über die politischen, staatsrechtlichen und völkischen Verhältnisse Österreich-Ungarns schlechter unterrichtet sei als über die Türkei oder über irgendein afrikanisches Land. Das ist übertrieben. Aber wir wollen doch ganz ehrlich eingestehen, daß vielfach der Zusammenhalt zwischen den Staaten Österreich und Ungarn bei uns nicht ganz unähnlich der Auffassung beurteilt wurde, die die Franzosen und Engländer etwa von der Stimmung zwischen Preußen und den deutschen Südstaaten haben. Bei unseren Feinden dringt noch jetzt manchmal so etwas wie eine Hoffnung durch, daß doch endlich Bayern und Württemberg ihrem heißen Wunsche folgen könnten, sich von Preußen zu trennen. Ganz so haben wir ja nicht über Österreich und Ungarn gedacht. Aber daß mindestens bei einer starken Minderheit der ungarischen Bevölkerung die Idee: Los von Österreich! in einem Winkel ihres Herzens schlummere, das schien manchem von uns als nicht erst zu erweisende Tatsache. Von solchem Wahn ist jeder, der ihn etwa hegte, durch die Budapester Tage gründlich geheilt worden.

Ich habe in Budapest und auch noch in Wien die meisten der für die ungarische Politik bedeutsamen Männer gesprochen. Männer aller Parteien und aller Schattierungen. Minister und solche, die es werden könnten, wirkliche und vermeintliche Staatsmänner, Angehörige der Aristokratie, der Finanz, der Presse und der verschiedensten Volkskreise. Je nach der Parteistellung und dem Tempe-

rament war Ton und Inhalt ihrer Auslassungen über die augenblickliche Regierung über Österreich und über Deutschland verschieden. Aber über eins waren sich all diese Männer klar: für Ungarn ist nirgendwo anders Platz, als an der Seite von Österreich. An der Seite von Österreich. Darauf allerdings legen sie alle Gewicht: nicht unter Österreich. (Wie Österreich anderseits auch betont, nicht unter Ungarn.) Aber nur eine Stimme besteht von der äußersten Rechten, die durch Tiszas starre Junkernatur geführt wird, bis zur äußersten Linken, über die Grafen Karolyi und Zichy, daß die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie gleichzeitig das Lebensinteresse Ungarns bedeutet. Vielleicht sieht man in Ungarn schärfer als an manchen Stellen Österreichs, daß diese Erhaltung der Gesamtmonarchie am besten und befriedigendsten durch die enge Freundschaft mit Deutschland verbürgt werden kann. Aber man kann getrost sagen, daß es eine gewissenlose Verleumdung bedeutet, wenn vielfach ausgestreut worden ist, daß die Ungarn (gleichgültig, ob Regierung oder Opposition) unter Ausschaltung Österreichs zu Deutschland wollen. Mit heiligem Respekt sprechen auch die temperamentvollsten Oppositionsleute in Ungarn von der Person und vom Amt ihres Königs, und die pragmatische Sanktion gilt für sie als ein unantastbares Gut.

Es soll späteren Ausführungen vorbehalten bleiben, über die einzelnen Probleme staatsrechtlicher und politischer Natur zu sprechen, die sich demjenigen aufdrängen, der mit eigenen Augen sich in Budapest und Wien umgesehen hat. Aber gar nicht schnell genug kann der, der aus den Ländern des uns verbündeten greisen Monarchen zurückkehrt, den Eindruck fixieren, den er über die unwandelbare Loyalität der Ungarn empfangen hat. Denn dieser Eindruck beweist, wie ersprießlich die Fahrt der Reichsdeutschen in's Land der Ungarn gewesen ist. Ersprießlich für das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn. Ersprießlich aber noch viel mehr für unser Verhältnis zu Österreich. Denn gerade durch das, was wir in Ungarn sahen und hörten, haben wir gelernt, wie stark im Grunde doch das Staatengefüge der uns verbundenen Doppelmonarchie ist. Viel läuft da an Strömungen und Strebungen neben- und durcheinander. Viel ist da zu hören und zu sehen von Verärgerungen und Mißverständnissen. Aber immer handelt es sich dabei um innere Fragen, in die sich hineinzumischen dem Feinde, ja vielleicht auch dem Freunde schlecht bekommen würde. Da ist Gärung und Umformung. Altes will sich wandeln und Neues sich emporringen. Aber keine Rede kann sein von Zersetzung und Fäulnis. Und darin, das scharf und klar gesagt zu haben, darin, daß er allen, die ihn hörten, die Augen öffnete, um mit Empfänglichkeit später das zu betrachten und zu verstehen, was um ihn herum vorging, darin bestand das große Verdienst, das Graf Albert Apponyi sich um Ungarn, um Österreich und um uns in jener festlichen Stunde auf der Donauinsel erworben hat.

Dr. Otto Liebmann,

1. Schriftführer der Abteilung für Recht und Rechtspflege:

Mitteleuropäische Rechtsannäherung.*)

Bericht über die Tagung der deutschen Rechtsabteilung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung in Berlin am 4. Juni und die gemeinsame Tagung deutscher, österreichischer und ungarischer Juristen in Budapest vom 10. bis 12. Juni.

Der Gedanke, daß die treue Waffenbrüderschaft der mitteleuropäischen Staaten bleibenden Wert für ihre Kulturentwicklung auch nach dem Kriege haben müsse, gewinnt mehr und mehr Raum. Unsere DJZ. hat schon seit ihrem Bestehen den engeren Anschluß der Juristen dieser Länder zu verwirklichen gesucht. Sie hat am 1. Februar 1916 in dem Artikel: „Deutsch-österreichisch-ungarische Juristen, vereinigt Euch!" einen neuen Anstoß gegeben. Überhaupt darf mit Fug und Recht gesagt werden, daß die Juristen es sind, die zuerst den Gedanken gemeinsamer werktätiger kultureller Arbeit zwischen den verbündeten Staaten tatkräftig zu verwirklichen bestrebt sind. Den Lesern unserer DJZ. sind die Vorgänge bekannt. Es bedarf nur eines Hinweises auf den Aufsatz des Oberverwaltungsgerichtsrates, Abg. Schiffer, S. 457 d. Bl., in dem er in großzügiger Gestaltung zeigte, wie jeder der drei Staaten, Deutschland, Österreich und Ungarn, gleichmäßig Nutzen aus dem Zusammenschluß ziehen könnte. Kein Geringerer als Franz Klein hat in dem Aufsatze an der Spitze dieser Nummer die Worte geprägt: „Es ist ein Augenblick gekommen, wo auch die Juristen Geschichte machen können; sie sollten ihn nicht versäumen." Die deutschen Juristen haben ihn nicht versäumt.

Wir hatten S. 462 d. Bl. berichtet, wie der weitere Verlauf der Dinge sich gestaltete, über die Beschlüsse und Stellungnahme der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin und des Deutschen Juristentages, sowie über die erste Tagung des Ausschusses für Recht und Rechtspflege der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung am 9. April; heute gilt es, über den guten Fortgang der Arbeiten weitere Mitteilungen zu machen und zu zeigen, welch lebhaften Widerhall diese Ziele in weitesten Kreisen gefunden haben.

1. Die Tagung des deutschen Ausschusses in Berlin am 4. Juni im Kammergerichtsgebäude.

Der Verlauf des ersten Kongresses am 9. April war ein derartig glückverheißender, daß es erforderlich schien, die deutsche Abteilung für Recht und Rechtspflege sofort zusammenzuberufen und mit ihren Arbeiten beginnen zu lassen. Mehr

*) Mit Genehmigung des Verfassers der Deutschen Juristenzeitung Nr. 13 und 14 entnommen.
Die Redaktion.

als 70 Mitglieder ihres Ausschusses fanden sich in dem neuen, prachtvollen Kammergerichtsgebäude zusammen, maßgebende Vertreter aus Wissenschaft und Praxis des Rechts, der Verwaltung und des Wirtschaftslebens aus allen Teilen des Reiches. Auf Vorschlag des Präsidenten des Kammergerichts, Exzellenz Dr. Heinroth, wurde zunächst der Vorstand der Rechtsabteilung gewählt. Er besteht aus: Oberverwaltungsgerichtsrat, Mitglied des Reichstages und Abgeordnetenhauses Schiffer, dem Schöpfer dieser Abteilung, als erstem, Exzellenz Prof. D. Dr. Wach, Leipzig, dem Meister der Rechtswissenschaft, als 1. stellvertr., Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. v. Tischendorf, Leipzig, dem um die Rechtsvergleichung so hochverdienten früheren Mitgliede des Reichsjustizamtes, als 2. stellvertr. Vorsitzenden, dem Schriftleiter der DJZ., Dr. Otto Liebmann, Berlin, als 1. Schriftführer, dem Privatdozenten Dr. Waldecker von der Universität Berlin und Referendar Dr. Tiburtius als stellvertr. Schriftführern. Folgende 20 Beisitzer bilden den engsten Vorstand: Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg, Berlin, Präsident der Oberrechnungskammer Holtz, Potsdam, Präsident des Reichstages, des Deutschen Handelstages und der Ältesten der Kaufmannschaft Dr. Kaempf, Berlin, Staatsminister Kühn, Berlin, Unterstaatssekretär a. D. Dr. Petri, Straßburg, Ministerialdirektor Dr. Freund, Berlin, die Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Düringer, Karlsruhe, und Dr. von Staff, Marienwerder, Generalstaatsanwalt Supper, Berlin, Senatspräsident des Oberverwaltungsgerichts Dr. Strutz, Berlin, der Präsident der Justizprüfungskommission Ule, Berlin, Geh. Justizrat Prof. D. Dr. Kahl, Berlin, Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann, Berlin, Präsident des Kaiserl. Patentamtes Robolski, Berlin, Ministerialrat Dr. Meyer, München, der Vorsitzende des Preußischen Richtervereins, Geh. Justizrat, Landgerichtsdirektor, M. d. Abgeordnetenhauses H. Boisly, Halberstadt, der Vorsitzende des Deutschen Anwaltsvereins Geh. Justizrat Dr. Haber, Leipzig, die Rechtsanwälte Dr. Hachenburg, Mannheim, Geh. Justizrat Dr. Heinitz, Berlin, und Geh. Justizrat Dr. Wildhagen, Leipzig.

Um dem Bau ein breiteres Fundament zu geben, wurde außerdem ein größerer Ausschuß gebildet, in dem alle einschlagenden Gebiete und Materien von namhaften Kennern und zugleich die einzelnen Sonderstände, Rechtslehrer, Richter, Verwaltungsbeamte, Staatsanwälte und Rechtsanwälte, ebenso die Kreise des Wirtschaftslebens durch führende Männer vertreten sind. Dieser Ausschuß wurde aus etwa 125 Persönlichkeiten aus dem ganzen Deutschen Reich zusammengesetzt.

Diesem mehr persönlichen Teil der Tagesordnung folgte der sachliche: die Aufstellung eines Arbeitsprogrammes. Es wurden insgesamt folgende 22 Gruppen gebildet für 1. Universitätsausbildung, 2. Fortbildungskurse, 3. Vorträge, Kongresse, Verkehr, 4. Literatur, 5. Rechtsverkehr, Rechtshilfe,

Auslieferung, Vollstreckung von Urteilen, 6. Übergangsrecht, Friedensvertrag, Forderungsausgleich, Moratorien, 7. Zwischenstaatliches Recht, insbesondere Zuständigkeit, 8. Schiedsgerichte, 9. Justizstatistik, 10. Verwaltung, 11. Steuer, 12. Kartelle, 13. Bank- und Kreditwesen, 14. Strafvollzug, 15. Militärrecht, 16. Soziales Recht, 17. Jugendrecht, 18. Polizei, 19. Völkerrecht, 20. Rechtsanwälte, 21. Richter und Staatsanwälte, 22. Notare und Notariat. Dieser verhältnismäßig großen Gruppenzahl werden sich aber voraussichtlich noch weitere anschließen, so z. B. über gemeinnützige Rechtsauskunft. Zu Leitern dieser Gruppen wurden die bekanntesten Spezialisten auf diesen Gebieten gewählt, deren Vorsitzende oder ihre Stellvertreter in kurzen Berichten die Gesichtspunkte darlegten, nach denen auf den einzelnen Rechtsgebieten die Annäherung an die entsprechenden Bestrebungen der österreichischen und ungarischen Juristen erfolgen soll. Diese Gruppen, deren Arbeit alsbald aufgenommen werden wird, sollen sich durch geeignete Fachleute ergänzen. Wir werden über ihre Zusammensetzung noch berichten. Sie bilden die eigentlichen sachlichen Arbeitsämter und werden in der Weise arbeiten, daß jede Gruppe zunächst für sich die für ihren Bereich in Betracht kommenden Gesichtspunkt erörtern und sich alsdann mit den in Österreich und in Ungarn einzusetzenden gleichen Gruppen in Verbindung setzen wird.

Das Ergebnis der Aussprache auf dieser ersten Tagung war eine völlige Übereinstimmung. Jeder Redner sprach seine Meinung dahin aus, daß nicht mehr die Frage zu stellen wäre, ob eine Rechtsannäherung auf diesen Gebieten praktisch durchführbar wäre, sondern, daß nur noch über das Wie zu beraten wäre. Die Versammlung trennte sich in der Überzeugung, daß der erste Baustein gelegt sei, um dem hochgesteckten Ziele näher zu kommen.

2. Die Tagung in Budapest vom 10. bis 12. Juni 1916.

Waren es die Pfingsttage, war es die Anziehungskraft der ungarischen Hauptstadt, war es die Gewalt des Gedankens der Rechtsannäherung: fast 50 deutsche und zahlreiche österreichische Juristen, eine große Zahl Parlamentarier und bekannte Persönlichkeiten beider Staaten fanden sich mit ihren ungarischen Kollegen in Budapest zusammen. Von Juristen Deutschlands seien nur u. a. erwähnt: die beiden amtlichen Vertreter des Staatssekretärs des Reichs-Justizamtes und des preußischen Justizministers: Geh. Oberregierungsrat Dronke und Geh. Justizrat Dr. Preiser, Berlin, die in ihrer Eigenschaft als vortragende Räte mit vielen Vertretern der meisten anderen Reichsämter, preußischen Ministerien und Landesjustizverwaltungen auch schon an der Tagung im Kammergericht teilgenommen hatten, und die nun durch ihre Anwesenheit in Budapest zeigten, ein wie lebhaftes Interesse ihre Chefs der Rechtsannäherung entgegenbringen; das Mitglied des Präsidiums der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung und ihr eigentlicher Leiter, Oberbürgermeister Exzellenz Wermuth, Berlin, der Vorsitzende und der 1. Schriftführer der Rechtsabteilung, Oberverwaltungsgerichtsrat Schiffer und Dr. Liebmann, Berlin, Geh. Justizrat, Vize-

präsident des Reichstages Dove, Generalstaatsanwalt Supper, Berlin, Ministerialdirektor a. D. Just, die Vorsitzenden des preußischen und des sächsischen Richtervereins: Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Boisly, M. d. A., Halberstadt, und AG-Präs. Dr. Becker, Dresden, Geh. Justizrat Dr. Fuchs, Berlin, als Vertreter des deutschen Anwaltsvereins nebst mehreren Rechtsgelehrten, Richtern, Rechtsanwälten usw. Von österreichischer Seite waren u. a. erschienen: Exzellenz v. Plener, Statthalter Graf Kielmannsegg, Exzellenz Baernreither, der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Sylvester, die Abgeordneten Groß und v. Langenhan, die Professoren, Hofräte v. Schey, Wien, und Hanausek, Graz, der Vorsitzende des österreichischen Richtervereins Oberlandesgerichtsrat v. Engel, der Vizepräsident der Wiener Advokatenkammer, Dr. Ofner.

Die eigentliche Tagung begann am 10. Juni im Ungarischen Juristenverein. Mit dem Justizminister, Exzellenz Dr. v. Balogh, waren die beiden Staatssekretäre Exzellenz v. Töry und Vadász mit zahlreichen Ministerialbeamten und vortragenden Räten erschienen, ebenso der Kultusminister v. Jankovich und andere Minister, viele maßgebende Richter aller Instanzen und Advokaten. Der den Berliner Juristen durch seinen ausgezeichneten Vortrag in der Berliner Juristischen Gesellschaft bekannte Staatssekretär a. D. Exzellenz Dr. v. Nagy begrüßte die Kollegen aus Deutschland und Österreich. Den Vortrag des Abends hielt Geh. Rat Dove, Berlin über „Zwischenstaatliche Rechtsbeziehungen vor und nach dem Kriege". Seine Ausführungen fanden lebhaften Beifall.

Am nächsten Tage fand die Generalversammlung zur Begründung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung im neuen Rathause statt. Am Vorstandstische waren: als Vorsitzender Exzellenz Graf Julius Andrássy, von Deutschland Exzellenz Wermuth, von Österreich Exzellenz von Plener, ferner der Honvedminister (Landesverteidigungsminister) Hazai, der ehemalige Kultusminister Exzellenz v. Berzeviczy und der um die Sache besonders verdiente Prof. Dr. Vámbéry, der zum Generaldirektor der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung gewählt wurde. Eine stolze Versammlung der ganzen geistigen Welt Ungarns war Zeuge dieser engen Verbrüderung der mitteleuropäischen Mächte. Auch drei amtliche Vertreter von Bulgarien und der türkische Generalkonsul waren anwesend. Es würde über einen juristischen Bericht weit hinausgehen, wollten wir auch nur annähernd den Inhalt der großzügigen Reden wiedergeben, die unter starkem Beifall der glänzenden Versammlung gehalten worden sind. Wir Deutschen dürfen es besonders dankbar empfinden, daß unser Vertreter, Exzellenz Wermuth, mit Beifall geradezu überschüttet wurde.

Der eigentlichen Rechtsarbeit war gewidmet die Begründung der ungarischen Rechtsabteilung am darauffolgenden Tage. Unter dem Vorsitze des ausgezeichneten Rechtslehrers und Rechtsgelehrten, dessen Name auch

in Deutschland einen hohen Klang genießt, des Hofrates, Prof. Dr. v. Szászy-Schwarz, fand diese Begründung statt. Stellvertr. Vorsitzender wurde Hofrat Prof. Dr. v. Pap, Vizepräsident der Budapester Advokatenkammer. In geistvoller, rednerisch vollendeter Weise zeigte der Vorsitzende, wie notwendig und erwünscht das gemeinsame Vorgehen der Juristen Ungarns mit denen Deutschlands und Österreichs ist, wenn auch noch manche Schwierigkeit sachlicher Natur zu überbrücken sei. Die Rechtsannäherung könne nicht so gedacht werden, als sei ein völliger Rechtsausgleich in gesetzgeberischer Hinsicht möglich; sie müsse vornehmlich auf dem Gebiete der persönlichen Annäherung liegen. — Nach mehreren Begrüßungsreden hielt der bekannte Strafrechtslehrer an der Universität Wien, Prof. Dr. Löffler, einen Vortrag über die Strafrechtsvereinheitlichung, in dem er an praktischen, aus dem Leben gegriffenen Fällen aus seinem Spezialgebiete zeigte, wie sehr auch hier eine Annäherung möglich und durchführbar sei.

Namens der Reichsdeutschen Rechtsabteilung gab der unterzeichnete Schriftführer eine Übersicht über das bereits von der deutschen Rechtsabteilung Geleistete, ihre Organisation und ihre Ziele. Ausgehend von der Entstehungsgeschichte dieser Abteilung, berichtete er über die Tagungen in Berlin am 9. April und 4. Juni (vergl. oben), über die Gruppenbildungen, um daran anschließend zu zeigen, wie die Aufgabe einer engeren Arbeitsmethode der Rechtsabteilungen am besten gelöst werden könne. Nicht schablonenhaft solle vorgegangen werden. Die eine Gruppe könne aus mehr, die andere aus weniger Mitgliedern bestehen. Die eine möge in der Form eines Gutachtens, die andere in der Form eines Gesetzesvorschlages mit Begründung, die dritte vielleicht wieder auf anderem Wege durch mehr schriftstellerische Arbeiten dem Ziele zusteuern. Aber alle Gruppen sollten in engster Fühlung mit den gleichartigen Gruppen der beiden anderen Länder und der sich vielleicht später noch anschließenden aus Bulgarien und der Türkei bleiben. Er gab ferner in großen Umrissen ein Bild von der begeisterten Aufnahme des Gedankens, auch in der Fachpresse, von der lebhaften Anteilnahme maßgebender amtlicher Faktoren und bemerkte, daß bereits eine Reihe von korporativen Beitrittserklärungen (z. B. des preußischen und des sächsischen Richtervereins, des Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten, der Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin, des Internationalen Notarkongresses, des Vereins für das Notariat in Rheinpreußen) erfolgt wäre. Das Hauptgewicht in den Rechtsabteilungen müsse zunächst auf die persönliche Aussprache, auf das Sichkennenlernen gelegt werden. Mit Eifer und Tatkraft müßten unverzüglich die Gebiete der Vorträge, Kongresse, des Verkehrs, der Aus- und Fortbildung und der Literatur in Angriff genommen werden. Es sollten Besichtigungen von staatlichen und städtischen Verwaltungs-, Polizei- und Gefängniseinrichtungen, von Fabriken usw. eingerichtet werden, nach dem Vorbilde unserer staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse. Es wäre dahin zu streben, daß die Studienzeit innerhalb der Fakultäten der drei verbündeten Länder angerechnet würde, daß die Justiz-

minister Urlaub für Ferienkurse und für Besichtigung kaufmännischer und gewerblicher Unternehmungen gewähren, daß deutsche Assessoren nach Österreich und Ungarn kommen sollten und, ähnlich wie der preußische Erlaß vom 3. Juli 1912 es anordnet, ein praktisches Jahr dort abgeleistet werden sollte und umgekehrt, daß hierfür bestehende Einrichtungen, Handelskammern, juristische Verbände, Rechtsauskunftsstellen, Jugendgerichtsorganisationen, zu benutzen wären. Auch Austauschprofessoren sollten zwischen den verbündeten Staaten eingeführt und Preisausschreiben, Reisestipendien usw. geschaffen werden. Gerade in dieser persönlichen Annäherung, in dem Kennenlernen von Land und Volk, der Einrichtungen der verbündeten Staaten sei die nächste Arbeit zu erblicken und durchzuführen. In dieser Weise soll, das war auch die Meinung vieler Anwesenden, sofort vorgegangen werden. Die deutsche Rechtsabteilung wird hierin auch ihre erste Arbeit erblicken; wir werden über den weiteren Verlauf der Arbeiten bald berichten.

Damit war der sachliche Teil der ersten Zusammenkunft der Juristen der drei Staaten beendet. Umgeben war sie von einer großen Zahl festlicher Veranstaltungen. Ihre Aufzählung würde den Rahmen dieses Berichtes weit überragen. Das Festessen im Stadtwäldchen, die Empfänge im Hotel Hungaria, bei dem Grafen Andrássy im Parkklub, im Nationalklub des Magnatenhauses, mehrere private Veranstaltungen, die von herrlichem Sonnenschein begleitete Dampferfahrt auf der blauen Donau zwischen den Palästen Ofens und Pests hindurch bis zur festlich geschmückten Margareteninsel, das herrliche Gartenfest: alles das steht noch lebhaft vor unseren Augen, wie die Reden noch immer in unseren Ohren nachklingen. Daß Ungarn das Land der Redner ist, hat es wieder einmal gezeigt durch zahlreiche glänzende Reden, die in den Ausführungen des Grafen Andrássy und eines Grafen Apponyi ihren dramatischen Höhepunkt erlangten. Das waren keine Festreden in des Wortes üblicher Bedeutung, sondern tiefgehende historische und politische Darlegungen in meisterhafter Gestaltung, mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache, das waren Reden, die die Begeisterung widerspiegelten, die der treuen Waffenbrüderlichkeit der drei Staaten galt. Bedeutsamen Inhaltes waren auch die Ausführungen des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, des ehemaligen Kultusministers Berzeviczy. Von deutscher Seite fanden die kraftvolle Ansprache Wermuths, die des Prof. Landsberg (Bonn), vor allem aber die kernige, echt deutsche Rede Schiffers besonders begeisterten Widerhall, von österreichischer die feinsinnige Verbrüderungsrede des Präsidenten des Abgeordnetenhauses Sylvester in der schlichten, aber denkwürdigen Feier im Monumentalbau des ungarischen Parlaments und die juristisch-sachlichen, zielbewußten Ausführungen des Oberlandesgerichtsrats v. Engel. So wird die dankbare Erinnerung an die sonnenhellen Tage in der prächtigen Hauptstadt Ungarns noch lange im Herzen jedes Teilnehmers fortleben und auch sie zur freundschaftlichen Verbrüderung zwischen den Juristen Deutschlands, Österreichs

und Ungarns wesentlich beitragen. Aber diese Tagung hat zugleich alle in der Überzeugung bestärkt, daß die Annäherung der Zentralmächte nicht nur ein dringendes Gebot, nicht nur ein Ergebnis dieses großen Krieges sein müsse, sondern daß auch die Rechtswissenschaft und Praxis jedes der beteiligten Staaten dauernden Nutzen ziehen wird aus der engen Verbrüderung mit den Kollegen der anderen Staaten. Zu diesem doppelten Ziele bitten wir die deutschen Juristen, sich diesen neuen Bestrebungen mit Ernst und Eifer zu widmen, Mitglieder der deutschen Rechtsabteilung zu werden, diese aber auch durch tatkräftige Arbeit zu unterstützen.

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest: Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

III. Graf Karl Khuen-Héderváry.

Präsident der imposanten Reichstagsmehrheit zu sein, mag tiefinnere Genugtuung gewähren, sich ihren Schöpfer nennen zu können, geht über emphemere politische Erfolge weit hinaus. Man bleibt innerhalb der Grenzen gerechter Beurteilung, wenn man dem Grafen Khuen-Héderváry dieses Verdienst gutschreibt. Kaum würde man es ihm, dem Ideal der Besonnenheit, zugetraut haben, daß er es unternehmen werde, als kühner Fahnenträger einer Werbeschlacht zugunsten der Idee von Siebenundsechzig aufzutreten und die — nach langer parlamentarischer Zerfahrenheit — fast für unmöglich gehaltene Wiedererstehung einer kompakten Mehrheit als Erfolg einzuheimsen.

Traditionen sind an Orte geknüpft, und es ist von sinnbildlicher Bedeutung, daß Graf Khuen-Héderváry im ungarischen Reichstage den Budapester Innerstädter-Bezirk, den einstigen Wahlsitz Franz Deák's, vertritt. Er ist auch wirklich der getreue Bewahrer des vom Weisen des Vaterlandes geschaffenen Ausgleichs von 1867, dieser Grundlage des neuauferblühten Ungarns, deren aufrichtige, unbehinderte Befolgung eine segensreiche Zusammenarbeit der beiden Staaten der Monarchie ermöglicht.

Die politische Tätigkeit des Grafen Khuen-Héderváry zerfällt, in Zeitabschnitten von fast gleicher Dauer, zur Hälfte auf Kroatien, zur Hälfte auf Ungarn. Als Einleitung zu der hervorragenden Verwaltungstätigkeit der folgenden zwanzig Jahre mag seine Wirksamkeit als Obergespan des Komitates Győr (Raab) gelten, wohin er im Jahre 1882 kam, und als Einunddreißigjähriger durch seine Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf sich zog. Ein Jahr später wurde

er zum Banus von Kroatien ernannt, und es war keine geringe Aufgabe, all' den Wünschen gegenüber, die man in Agram auf das von Deák mit nobler Geste dargebotene „Weiße Blatt" geschrieben hatte, standzuhalten. Der neue junge Banus war auch nicht auf Rosen gebettet. Während der zwei Jahrzehnte, die Graf Khuen-Héderváry in dieser Stellung blieb, war er manchen Stürmen ausgesetzt, aber man mag als Beweis seiner richtigen Auffassung, der ihm obliegenden Mission, den Umstand anführen, daß ihm die Ungarn vorwarfen, er sei zu sehr Kroate, und die Kroaten, er sei zu sehr Ungar; er hatte demnach die gerechte Mittellinie eingehalten. Die Gegner des Grafen waren erstaunt und erzürnt, erkennen zu müssen, daß der durch seine Urbanität und sein konziliantes Wesen ausgezeichnete Mann auch eiserne Energie und ungeahnte Kraft entfalten konnte. Und wenn wir heute vor dem erfreulichen Bilde der Harmonie zwischen Ungarn und Kroatien stehen, so darf man trotz der einstigen stark aufgebauschten Fehden und Wirren manchen Grundstein als in jener Epoche gelegt betrachten, da Graf Khuen-Héderváry die oberste Leitung in Zagreb (Agram) inne hatte.

Für eine fruchtreiche Wirksamkeit in Ungarn selbst war Graf Khuen-Héderváry schon durch seinen durch keinen Hauch getrübten Freisinn prädestiniert. Die kräftigende, alle Miasmen des Vorurteils verbannende liberale Strömung der Deák'schen Epoche fand wenig verläßlichere Kämpen als ihn und seine tiefe, stets offen bekannte Überzeugung war, daß Ungarn nur durch aufrichtige liberale Politik vorwärts kommen könne. Dazu sein konziliantes Wesen, wie geschaffen, Gegensätze auszugleichen, und wiederholt erfolgreich, wenn es galt, Mißverständnisse zwischen Wien und Budapest aufzuklären, Bitternisse im Keime zu ersticken.

Und es gemahnt an eine Ironie des politischen Weltgeistes, daß es dem Grafen Khuen-Héderváry trotz dieser Qualitäten im Laufe seiner mehrfachen Ministerschaft versagt war, die Versöhnung zwischen den Parteien, die Beilegung des mit ungewöhnlicher Heftigkeit wütenden parlamentarischen Sturmes zu erzielen. Aber gerade in jenen schweren Tagen, deren Geschichte ein besonderes Kapitel erfordern würde, zeigte er seine Charakterstärke. Anhänger und Gegner waren überzeugt, daß Graf Khuen-Héderváry in diesen Kämpfen niemals von Rücksichten für die Erhaltung seiner Stellung, noch von Motiven äußerlichen Ehrgeizes, noch auch von persönlicher Eitelkeit geleitet war. Als er seine Stunde gekommen sah, zog er sich bescheiden zurück und übergab einem anderen die Zügel.

Graf Khuen-Héderváry ist kein großer Redner in der gewohnheitsmäßigen Bedeutung. Er hat das Wort, besonders das ungarische, nicht genug in seiner Gewalt, um in extemporierter Rede für jede feine Schattierung den richtigen Ausdruck zu finden; auch sind seine Reden so sehr sachlich und auf wohlerwogene Argumente aufgebaut, daß oratorische Floskeln ihnen wie geliehene Flitterkleider anstünden. Aber wenn männliche Offenheit und tiefe Überlegung einer Rede Wert und Gehalt geben, dann darf Graf Khuen-Héderváry auf diese Qualitäten reichlich Anspruch erheben.

Der Weltkrieg fand ihn außerhalb jeder leitenden politischen Tätigkeit. Seine große organisatorische Kraft stellte sich nun freiwillig in den Dienst der während der Wirren des Krieges noch möglichen schöpferischen Wirksamkeit. Es gelang ihm, an der Spitze der für den Wiederaufbau der von den russischen Horden zerstörten Karpathendörfer tätigen Komitees, eine segensreiche Arbeit zu vollbringen. Über sechs Millionen Kronen sind bereits für diesen Zweck aufgebracht, die Pläne entworfen und eine Reihe von Ortschaften zum Teile wieder hergestellt. Da, wo einst kümmerliche Behausungen ohne jegliche hygienische Sorgfalt ordnungslos sich aneinander lehnten, wo eine dichte Bevölkerung in dumpfen, finsteren Stuben hauste, werden freundliche, gesundheitlich fürsorgevoll geordnete Dorfschaften erstehen, und dank der erhebenden Opferwilligkeit der Bevölkerung, der rührenden, sich in reichlichen Beiträgen äußernden Teilnahme der im Felde stehenden Helden und nicht zuletzt der eifrigen Mitarbeit der Presse wird neues Leben aus den Ruinen erblühen, und an diese Palingenesie wird der Name des Grafen Khuen-Hédervary ruhmvoll geknüpft sein.

IV. Baron Samuel Hazai.

Der ungarische Landesverteidigungsminister ist eine Frucht der modernen Epoche des St. Stefansreichs. Nicht Jahrhunderte alter Familienruhm, nicht eine lange Kette von hohen Würdenträgern oder Staatsdienern glätteten ihm die Bahn zu seiner besonders in diesen Tagen so hochbedeutsamen Stellung; er hat sich aus eigener Kraft emporgearbeitet, und daß er dabei nichts vom rasch Emporgestiegenen an sich hat, daß er voll Bescheidenheit und aufrichtiger Jovialität ist, gibt seiner Persönlichkeit eine besonders anziehende Eigenheit.

Wenn man durch den riesigen Vorsaal, wo sporenklirrende Adjutanten mit den breiten seidenen Dienstschärpen quer über die Brust den militärischen Bureaugeist glänzend vertreten, in das Arbeitskabinett des Ministers gelangt, fühlt man sich sogleich in eine andere Atmosphäre versetzt. Baron Hazai, trotz seiner 64 Jahre in voller Manneskraft, hat nichts von der manchen Militärs eigenen Steifheit und Kasernenstrenge, er ist ein Weltmann in der besten Bedeutung des Wortes, ja trotz seiner hervorragenden Soldatenqualitäten ein von humanistischer Ausgeglichenheit erfüllter Mann.

Man war auch im Abgeordnetenhause sehr angenehm überrascht, als der im Jahre 1910 an die Spitze der Landesverteidung gestellte Honvédminister das Wort nahm. Nicht nur die aus natürlicher Befähigung quellende Beredsamkeit hatte großen Erfolg, sondern die zum Ausdruck gelangten, weitblickenden, aus humanistischem Born stammenden Ideen und Argumente. Man darf nicht vergessen, daß die jahrhundertelange Herrschaft des Lateinischen als wissenschaftliche und als Textsprache des Gesetzbuches, ja der Landtags-Verhandlungen bis ungefähr 1840 den humanistischen Studien in Ungarn einen weiten Raum gaben und daß jedes Echo dieser Kulturrichtung auf große Empfänglichkeit rechnen kann.

Baron Hazai hatte in der Epoche seiner Wirksamkeit an der Ludovica Academia, dieser militärischen Hochschule Ungarns, Gelegenheit, nicht nur die Jugend, sondern auch seine eigene Geistesarbeit einer höheren Disziplin zuzuführen und jene Qualitäten zu erwerben, die ihm später als Minister so sehr zu statten kamen.

Sein tiefer Einblick in die moderne Kriegswissenschaft, der sich auch in wertvollen publizistischen Arbeiten bekundete, verlieh ihm die Eignung zu jenen großen organisatorischen Arbeiten, die er — noch vor seiner Ministerschaft — im Honvédministerium durchzuführen begann und deren glänzendes Ergebnis durch die stete Kampfbereitschaft und bewunderungswürdigen Leistungen der ungarischen Truppen offenbart wird. Wer sich der Zeiten erinnert, da noch wahrhaft patriarchalische Zustände in diesem Ministerium herrschten und da man an manchen Stellen von den Honvéds mit einer Art herablassender Nachsicht sprach, den muß der gegenwärtig herrschende stramm militärische Zug, die auf Minute und Sekunde klappende Präzision, zur höchsten Anerkennung hinreißen. Wenn es dem Grafen Tisza, der trotz fast unüberwindlicher parlamentarischer Schwierigkeiten die Bewilligung der Mittel für die Heeresausstattung durchsetzte, in erster Reihe zu danken ist, daß Ungarn nicht unvorbereitet von dem Weltkriege überrascht wurde, so steht ihm an Verdiensten am nächsten Baron Hazai, dessen großangelegte Organisationsarbeit aus der Honvédarmee ein so machtvolles Instrument dieses Krieges gemacht hat.

Was die ungarischen Truppen während des ganzen Feldzuges, besonders aber in der großen Karpathenschlacht geleistet haben, wo es galt den heiligen Boden des Vaterlandes zu verteidigen, das zu besingen wird die Aufgabe der künftigen großen Epopöendichter sein, wir müssen uns als „Ährenleser vor dem Schnitter" mit der Aufzeichnung der Tatsache begnügen.

Für uns ist besonders die Haltung des Barons Hazai während der schwersten Epoche dieser Kämpfe interessant. Man kann sich denken, mit welcher Spannung er um diese Zeit allabendlich im Klub der nationalen Arbeiterpartei erwartet wurde und wie man seinen Meldungen mit heißer Ungeduld entgegensah. Oft kam er mit bewölkter Stirne, doch stets ein Lächeln auf den Lippen, und selten ließ er sich zu weitläufigen Mitteilungen herbei, fast stereotyp lautete sein lakonischer Bericht: Meine Herren, wir stehen gut! Freilich wurde dieser lapidare Satz für denjenigen, der ein feines Ohr hatte, mit verschiedenartiger Betonung ausgesprochen, je nach der mehr oder minder günstigen Lage auf dem Karpathen-Kriegsschauplatze.

Es war am Jahrestage der glorreichen Offensive bei Gorlice, als ich die wirkliche Freude hatte, mit Baron Hazai über manche interessante Gegenwartsfrage zu plaudern, und ich bleibe ihm dankbar dafür, daß er mir die Stellung der modernen Kriegswissenschaft im Kreise und als Mittelpunkt der gesamtwissenschaftlichen Bestrebungen darlegte, die es begreiflich macht, daß der moderne Chef des Militärwesens auch die tiefe psychologische und humanistische Seite seines Problems erfaßt haben muß, um Ersprießliches wirken zu können. Unser Gespräch wurde ab

und zu auch in deutscher Sprache geführt, die der Honvédminister fließend, mit einem kleinen Anhauch magyarischen Akzents spricht.

Baron Hazai ist General der Infanterie und Besitzer so und so vieler militärischer Auszeichnungen, deren Aufzählung ich mir erspare, sie würde zu lang werden. Aber wenn ich den Mann richtig beurteile, so mag ihm die Inhaberschaft des tapferen Szegeder Regiments wohl unter allen am liebsten sein. Er erfreut sich der besonderen Hochschätzung des obersten Kriegsherrn, aber auch der Sympathien des ungarischen Parlaments und der Bevölkerung. Wenn auch nicht alles erreicht ist, was zum vollständigen Ausbau der Honvédarmee erforderlich wäre, so sind doch die Wege dazu angebahnt und „in magnis et voluisse sat est".

Professor T. Panoff in Sofia: Die Abstammung der Bulgaren von den Hunnen.

Die aktuellen Ereignisse in Europa haben eine sehr interessante Frage in den Vordergrund geschoben, nämlich die: wer sind die Bulgaren ihrer ethnisch-rassigen Abstammung nach?

Die Russen, die in dem gegenwärtigen europäischen Kriege Bulgarien Seite an Seite mit Deutschland und Österreich-Ungarn seine historisch-nationalen Interessen verteidigen sehen, warfen sich auf die Bulgaren in ohnmächtiger Wut mit allen möglichen Beschimpfungen, die die einfachsten Regeln der Korrektheit und Höflichkeit verletzen, die der Mensch auch seinen Feinden gegenüber befolgen muß.

Die schwerwiegendsten Motive, die sie angeblich zu ihren Schmähungen veranlaßten, waren folgende: 1. Die Russen haben uns befreit, und folglich sind wir das undankbarste Volk, 2. da wir Seite an Seite mit den Deutschen kämpfen, verraten wir als Slawen das Slawentum.

Sie gehen von diesem äußerst oberflächlichen Gesichtspunkte aus, der wohl für die große Masse verzeihlich ist, aber nicht für ernste Männer, — sogar die russische Intelligenz, die doch die Ereignisse objektiver analysieren müßte, bewarf die Bulgaren mit Schaum auf den Lippen mit Epitheta wie „Verräter", „Judas" usw.

Soll man die alte Meinung wiederholen, daß nur der sich ärgert, der Unrecht hat?

Bei der ersten Beschuldigung wollen wir nicht lange verweilen, — sie ist

nicht der Gegenstand dieses Artikels. Wir wollen sie nur vorübergehend streifen: Die Russen erschienen nicht auf dem Balkan im Jahre 78 als Befreier der Bulgaren, sondern als Gründer der Donau-Gouvernements, um die alten russischen Träume zu realisieren — und die Meerengen in Besitz zu nehmen. Die Gründung des selbständigen Bulgariens war für die kurzsichtige russische Diplomatie die unangenehmste Überraschung. Vierzig Jahre lang war Rußland unter der Maske des Befreiers bemüht, den gewährten Fehler gutzumachen, — die Unabhängigkeit Bulgariens zu vernichten.

Unsere sogenannte „Befreierin" — trennte einen Teil von unserem nationalen Organismus und schuf Ost-Rumelien; rein bulgarische Gebiete, wie Wranja, Nisch, Pirot, Saitschar schenkte sie Serbien; als wir im Jahre 85 unsere Unabhängigkeit proklamierten, schickte sie die Serben gegen uns; sie berief alle russischen Instruktionsoffiziere aus unserer Armee zurück und ließ uns im kritischsten Moment ohne Offiziere; durch bestochene Offiziere wurde unser erster Fürst Alexander Battenberg entthront, weil er nicht ein Spielzeug Rußlands sein wollte; die russischen Vertreter in Bulgarien disponierten wie in einem Vasallenstaat; russische Agenten organisierten bei uns Aufstände in Ruce, Silistra, Burgas usw.; Rußland wollte lange unseren zweiten Fürsten, seine Majestät Zar Ferdinand, nicht anerkennen; Rußland schuf in Mazedonien die serbische Propaganda und unterstützte sie; als im Jahre 1908 unsere Unabhängigkeit erklärt wurde, knirschte Rußland mit den Zähnen; die bulgarische Katastrophe des Jahres 1913 wurde von der russischen Diplomatie vorbereitet und geleitet usw.

Es fragt sich jetzt, — wofür wir Rußland „ewig dankbar" sein müssen? oder wo unsere „Undankbarkeit" ist?

Im Gegenteil, das bulgarische Volk war zu lange, viel zu lange blind durch diese unglückselige „Dankbarkeit", — die einige unserer Politiker veranlaßte, „keine Politik mit Rußland zu machen", — was das Land dahin führte, daß es beinah jede nationale Unabhängigkeit verlor.

Der objektive Historiker wird wahrscheinlich nicht einmal wagen, an die „bulgarische Undankbarkeit" zu denken, — im Gegenteil, er wird mit gerechtem Erstaunen unsere unbegreifliche „dumme Dankbarkeit" unterstreichen, mit der wir im Laufe von vierzig Jahren die Hand küßten, die uns die Grube grub. —

Die russische Intelligenz beschuldigte uns, daß wir als Slawen das Slawentum verraten haben, indem wir mit den Deutschen ein Bündnis schlossen.

In erster Linie leben wir in einem Jahrhundert, in dem Rassen-Sentimentalität auf die Realisierung nationaler Aufgaben keinen Einfluß hat. Das ist ein Axiom. Andererseits sind die Bulgaren durchaus nicht Verräter des Slawentums, — da sie überhaupt keine Slawen sind.

Die Theorie über die slawische Abstammung der Bulgaren wurde in den 20—30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts von einigen russischen

Phantasten*) aufgestellt, die mit allen Mitteln bemüht waren, die Wahrheit für bereits vorbereitete schablonenmäßige Rahmen, deren Zweck vorher bestimmt war, zurecht zu stutzen. Sie wollten, daß die Bulgaren Slawen seien, und dieser idée fixe wurde jede historische Wahrheit geopfert. Es genügt Wenelin zu lesen, um davon überzeugt zu sein, daß seine Arbeit eher eine Hymne über die Leiden „der bulgarischen Brüder" ist, — als eine historische Forschung, und Ilowaiski ist in seinen Argumenten, alles dem vorweggenommenen Ziel anzupassen, bis zur Naivität belustigend.

Es besteht kein Zweifel darüber, und am wenigsten wollen wir einen Schatten auf die edlen Motive dieser Personen werfen, die damals vielleicht in der russischen Gesellschaft Sympathien für das bulgarische Volk wecken wollten und hofften, daß das offizielle Rußland bereit sein würde, die Bulgaren zu befreien, wenn bewiesen wäre, daß diese reinblütige Slawen seien.

Das Ziel, für das diese Personen die historische Wahrheit verstümmelten, war zum wenigsten naiv-illusorisch. Bewußt oder unbewußt schlossen sie die Augen über die Tatsache: das offizielle Rußland, von dem sie die Befreiung der „slawischen Bulgaren" erwarteten, hatte soeben die archi-slawische Ukraina bezwungen, es hatte noch nicht die Hände gesäubert, die von dem Blut der slawischen Polen besudelt waren, — und diese Ereignisse waren damals doch so frisch und spielten sich vor aller Augen ab!

Außer der slawischen Theorie über die Abstammung der Bulgaren existieren noch zwei andere Theorien, über eine spätere Abstammung: 1. die finnisch-uralische**) und 2. die türkisch-tatarische.***)

Besonders die zweite dieser Theorien wird jetzt von einigen bulgarischen Professoren, die mit der bulgarischen Geschichte einfach im 5. bis 6. Jahrhundert beginnen möchten, mit großer Hartnäckigkeit verteidigt.

Es ist erklärlich, daß der Rahmen eines journalistischen Artikels irgend welche kritische Betrachtungen über diese beiden letzten Theorien nicht gestattet.

Wir persönlich behaupten jedoch, daß die Bulgaren Nachkommen der alten Hunnen sind, die nach Europa kamen, und daß die einzigen ihnen verwandten Völker auf unserem Erdteil die Madjaren und Finnen sind.

---

*) Raitsch, Geschichte verschiedener slawischer Völker 1794. — Wenelin, Die alten und die jetzigen Bulgaren 1829. — Ilowaisky, Forschungen über die Anfänge Rußlands. — Surowezki, Erörterungen über die ersten slawischen Völker.

**) Tunmann, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen Völker 1774. — Engel, Geschichte der Bulgaren 1797. — Schafarik, Slawische Altertümer. — Hilferding, Sammlung von Aufsätzen T. I. — Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan 1875. — Poujoulat, Histoire de Constantinople 1853. — Lavallée, Histoire de la Turquie. — Grousse, La Peninsule Greco-Slave 1876. — Zeiß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.

***) Marin, Drinow, Slatarsky, Iretschek, Pogodin u. s. w.

Die Abstammung der Bulgaren von den Hunnen T. Panoff

Die Theorie über die Abstammung der Bulgaren von den Hunnen wurde zuerst im Jahre 1869 von dem türkischen Politiker bulgarischer Abstammung Gawril Krstowitsch geäußert. Er gab in Konstantinopel nur einen Band seiner „Bulgarischen Geschichte" heraus, — wurde jedoch von den damaligen Slawophilen derartig angegriffen, daß ihm wahrscheinlich die Lust verging, seine Forschungen fortzusetzen.

Als wir im Jahre 1913 die „Psychologie des bulgarischen Volkes" schrieben, mußten wir uns mit der Lösung der Frage über die ethnische Abstammung der Bulgaren befassen. Nach langem allseitigem Quellenstudium kamen wir zu dem Schluß, daß die Bulgaren sowohl wie Madjaren und Finnen direkte Nachkommen der Hunnen in Europa sind und die Balkanhalbinsel ungefähr seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. bevölkern.

Die chinesischen Historiker beweisen, daß im 3. Jahrhundert v. Chr. die Hunnen das Gebiet zwischen Tibet und dem Baikalsee und Korea einnahmen.*)

Im Jahre 207 v. Chr. fand in Mittel-Asien ein großes Ereignis statt — an die Spitze der Hunnen stellte sich ein gewisser Maotun. Dieses älteste Urbild des Attila erschlug seinen Vater, tötete seine ganze Sippe, befestigte seine Macht und fing an Eroberungen zu machen. Er besiegte ganz Nord-Ost-Asien und hatte die Absicht, in China einzufallen. Daran hinderte ihn jedoch der Tod.

Das mächtige Reich der Hunnen der Epoche Maotun, das durch die persönlichen Eigenschaften des letzteren geschaffen war, zerfiel nach seinem Tode in zwei feindliche Kaiserreiche — das nördliche und südliche. Die Hunnen des südlichen Kaiserreichs vereinigten sich mit den Chinesen und überfielen die nördlichen Hunnen, die im Norden auch von den Dinlen (oder Deszen) bedrängt wurden. Die nördlichen Hunnen wurden besiegt, und da sie sich den südlichen Hunnen nicht unterordnen wollten, zogen sie zum Aralsee, wo jetzt Kirgisen nomadisieren. Aber voraussichtlich durch den unfruchtbaren Boden der Aral-Steppen dazu getrieben, wanderten diese Hunnen im 2. Jahrhundert v. Chr. weiter nach Westen, besiegten die Alanen und ließen sich in der Ebene zwischen dem Asowschen, Kaspischen und Schwarzen Meere nieder.

Die nördlichen Hunnen, hatten außer ihrem allgemeinen Sammelnamen „Hunnen" noch andere Stamm- und Lokalnamen, — denn als sie sich im nördlichen Kaukasus ansiedelten, hießen sie bereits B u l g a r e n. Ob diese Bezeichnung aus dem Wort B a i k a l (Bai-Kul = der reiche See) stammt, darüber wollen wir nicht entscheiden. Tatsache aber ist, daß der armenische Historiker

---

*) Neumann, Die Völker des südlichen Rußlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, 1847. — Ilowaisky, Forschungen über die Anfänge Rußlands, Moskau 1836. — Ilowaisky, Ergänzende Polemik in der bulgarisch-hunnischen Frage 1889. — Hunfalvy, Ethnographie von Ungarn 1877. — Pallmann, Wietersheim, Die Artikel über „die Hunnen" in ihren Aufsätzen über die Völkerwanderung. — Guignes, Histoire générale des Hunes. — Wasiljewsky, Radlow, Inostranzew, Prof. Petrow, Pogodin u. s. w.

Moses Chorenski in seiner „Armenischen Geschichte" erzählt, daß zur Zeit des armenischen Kaisers Arschak, Sohnes des Wacharschak, im Jahre 120 v. Chr. in der Nord-Kaukasischen Gebirgskette ein wichtiges Ereignis zu verzeichnen war, — wahrscheinlich der Sieg der Hunnen über die Alanen, — nach dem die Bulgaren die Kaukasische Gebirgskette überschritten und die armenische Provinz Koch einnahmen. Der Historiker fügt hinzu, daß diese Bulgaren sich noch Wihndur-Bulgaren Nechuni-Bulgaren — nicht hunnische Bulgaren) nannten.

Der andere Zweig, die Hunnen-Bulgaren, die sich im nördlichen Kaukasus angesiedelt hatten, zogen weiter nach Norden und bildeten an der Wolga ein selbständiges Bulgarisches Kaiserreich, das eine hohe kulturelle Entwicklung erreichte, eigene Städte hatte und ausgedehnten Handel mit Rußland, Persien und Arabien unterhielt; später (im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr.) nahmen sie den mohammedanischen Glauben an und bewahrten ihre Unabhängigkeit bis zum 14. Jahrhundert n. Chr.*)

Der dritte, recht bedeutende Teil der Bulgaren-Hunnen verließ seine Stammgenossen zwischen dem Asowschen, Kaspischen und Schwarzen Meere, wandte sich nach Westen und gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. bevölkern sie die Mündung der Donau im Norden, das ganze jetzige Bulgarien, Mazedonien und Thrazien. Diese Tatsache wird durch das Zeugnis des Dionysius in seiner „Beschreibung der Erde", die im 1. Jahrhundert n. Chr. geschrieben wurde, bestätigt; hier erwähnt er, daß die Hunnen unter Bastarnen und Roksalanen leben. Was die Bastarnen für ein Volksstamm sind, ist nicht bekannt, aber die Roksalanen sind ein gotischer Volksstamm, der im 1. Jahrhundert in den Kaspischen Gebieten lebte.

In diesem Sinne ist für uns auch das einheimische Dokument, das von Pretschek zitiert wird (S. 158) und zur Hälfte in einer vollständig unverständlichen, zur Hälfte in slawischer Sprache geschrieben ist.

Im 4. Jahrhundert n. Chr. geschah in Europa ein wichtiges Ereignis — der Einfall der Hunnen unter Führung des Attila. Hier lenken wir die Aufmerksamkeit des Lesers besonders auf die Tatsache, daß Attila bei den Bulgaren-Hunnen, die an der Wolga und im nördlichen Kaukasus wohnen, beinah auf gar keinen Widerstand stößt, im Gegenteil, sie vereinigen sich mit dem Heere des Attila, um den Widerstand der Goten zu brechen, die damals das südliche Rußland beherrschten.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient folgendes Ereignis: als Attila aus dem westlichen Europa zurückkehrte und in Pannonien halt machte, besiegte er die

*) Kenen, Die Wolgaer Bulgaren. — Erdmann, Die Ruinen Bulgariens. — Grigorjew, Die Wolga-Bulgaren. — Charmoy, Relation de Masoudy et d'autres auteurs. — Beresin, Garkawi, Lichotschew, Pittich, Ibn-Chardabbe, Ibn-Forlana, Tabari, Al-Massudi, Ibn-Dasta, Ibn-Batuti, Edrisi u. s. w.

Hunnen-Bulgaren, die die Balkanhalbinsel bevölkerten, und zwang Byzanz mit reichen Geschenken um Frieden zu bitten.

Nach dem Tode des Attila zerfiel sein Reich, wie bekannt, und Byzanz beginnt von neuem die verlorenen Gebiete bis zu den Ufern der Donau zurückzuerobern; eine Reihe Festungen wurde am Ufer der Donau errichtet und der Heerführer Cholwudija dorthin gesandt. (Prokopi — „Bauten", „Anekdoten", „Geheime Geschichte"). Auf diese Weise mußten die Bulgaren-Hunnen, die Bulgarien, Mazedonien und Thrazien bevölkerten, sich wieder der byzantinischen Macht unterwerfen, da ihnen die starke Hilfe Attilas fehlte. Unabhängig blieben die Bulgaren-Hunnen, die nördlich von der Mündung der Donau wohnten (das jetzige Ost-Rumänien), sie gründeten ein selbständiges Reich, sympathisierten mit den Bulgaren-Hunnen am südlichen Ufer der Donau, von Zeit zu Zeit setzten sie über die Donau und verwüsteten byzantinische bewohnte Orte.

Die Anhänger der türkisch-tatarischen Abstammung der Bulgaren beginnen gewöhnlich unsere Geschichte im 6. Jahrhundert, als Asparuch aus Asien mit einem 25—30 tausend Köpfen zählenden Heer auf den Balkan kam. Uns scheint es, daß dieses die schwächste Stelle ihrer Theorie ist. Ein Heer von 25—30 000 Kriegern, denen Volk und Sprache fremd waren, konnte ohne jede Basis kaum den Kampf auf zwei Fronten führen: mit dem byzantinischen Reich und mit der fremden inländischen Bevölkerung. Die Tatsache scheint uns sehr leicht erklärlich. Asparuch war Kaiser der Bulgaren-Hunnen, die ein selbständiges Reich an der nördlichen Mündung der Donau besaßen, und im Augenblick, da Byzanz am meisten geschwächt war, gingen sie einfach von dem einen Donau-Ufer zum andern über, und da sie aktiv von den Bulgaren-Hunnen, die im Süden der Donau lebten, unterstützt wurden, besiegten sie Byzanz und zwangen Kaiser Konstantin Pogon Frieden zu schließen, indem er ihnen die Reichsprovinzen abtrat.

Zugunsten der von uns verteidigten These spricht auch folgendes: im Vertrag, der zwischen Asparuch und Konstantin Pogon geschlossen wurde, tritt Byzanz seine Gebiete an das Bulgarische Kaiserreich ab; solch einen deutlichen juridischen Termin konnten die schlauen Byzantiner nur gebrauchen, wenn ein bulgarisches Kaiserreich tatsächlich vorhanden war, und es wäre ausgeschlossen gewesen, wenn Asparuch nur das Haupt eines Nomadenhäufleins gewesen wäre.

Wir haben hier nur in Kürze die Grundlage unserer Theorie auseinandergesetzt, ohne uns in Einzelheiten einzulassen; diejenigen, die Einzelheiten interessieren, weisen wir auf die „Die Psychologie des Bulgarischen Volkes", Seite 50 bis 91, hin.

Indem wir die Theorie der hunnischen Abstammung der Bulgaren aufrechterhalten, sind wir jedoch weit davon entfernt zu behaupten, daß Bulgaren reine Hunnen sind. Von einer Reinheit der Rassen in Europa kann jetzt überhaupt kaum die Rede sein, und um so weniger von der Reinheit des Blutes der Bul-

garen, die auf der Brücke wohnten, die Asien mit Europa verband und der Weg vieler Völker war, die von Westen nach Osten und wieder zurück wanderten. Und welche Völker haben auf der Balkanhalbinsel nicht ihre Spuren zurückgelassen?

In den Adern der Bulgaren fließt Blut der alten Thrazier, der Slawen, türkisch-tatarischer Völker, der Kumanen usw., — aber unsere Grundthese ist — daß der größte Teil des Blutes Hunnenblut ist.

Die Bulgaren haben bis heute die Grundzüge des hunnischen Charakters und der physischen Konstruktion bewahrt. Wir haben eine Menge anthropometrischen Materials gesammelt, das demnächst veröffentlicht werden wird, aus dem mehr als offensichtlich hervorgeht, daß Bulgaren nicht slawischer Abstammung sind.

Vergleichen Sie den Charakter des Bulgaren mit dem irgend eines slawischen Volkes, — der Russen, Serben, Tschechen, Polen, und sie werden kaum einen verwandten Zug finden. Der Slawe ist expansionsfähig, verträumt, aufrichtig, unbeständig, träge, willensschwach, der Bulgare im Gegenteil — kaltblütig, positiv, verschlossen, eigensinnig, arbeitsam, willensstark.

In diesem Sinne ist eine kleine Parallele charakteristisch: das russische Reich besteht über 1200 Jahre, es konnte nicht die guten inneren Reichs-Einrichtungen schaffen, die Bulgarien im Laufe von 40 Jahren erzielt hat. Dasselbe könnten wir in bezug auf unsere Nachbarn, die Serben, sagen, die ein längeres politisches Leben haben.

So ist auch die zweite Beschuldigung der russischen Intelligenz, daß wir als Slawen das Slawentum verrieten, — mehr als unbegründet.

Es scheint uns, daß sogar die, die in Rußland so gern auf der altmodisch-sentimentalen Schalmei „der Dankbarkeit" und der slawischen Solidarität zu spielen lieben, in der Tiefe ihres Herzens selbst diesen Fabeln nicht glauben. Zu welchem Slawentum rufen sie uns denn eigentlich? Zum „Slawentum" der russischen Kamarilla? zum „Slawentum", das den Polen und Ukrainern nicht gestattet, in der heimischen Sprache zu beten und zu lernen? zum „Slawentum", das in mittelalterlichem Regime das russische Volk selbst hält? (Denn die Bauern der Gouvernements Moskau und Tula sind doch Slawen!).

Nein, Gott sei Dank, daß Bulgaren nicht Slawen sind! Als junge, lebenskräftige, enthaltsame Nation mußten unsere ethnischen Eigenheiten uns unbedingt zu den Nationen treiben, die Träger der Kultur und des Fortschrittes sind, — und der teutonisch-hunnische Bund wird der kulturellen Entwicklung und der nationalen Selbstbestimmung einen mächtigen Stoß geben.

Dr. Paul Ostwald: Umgestaltungen und Neuformungen in Ostasien.

Die letzten Wochen haben aus Ostasien häufige Kunde davon gebracht, daß dort manches am Werke ist, was wichtige Umgestaltungen und Neuformungen politischer Art für die Zukunft veranlassen kann. Da selbstverständlicherweise die Ereignisse der europäischen Kriegsschauplätze uns ganz in ihrem Banne halten, so tritt das Interesse für die ostasiatischen Fragen im allgemeinen sehr zurück, ja man könnte versucht sein, von einem Vergessen zu sprechen. Und doch darf das nicht sein. Wir dürfen trotz allem, was in Europa vor sich geht, nicht den fernen Osten unbeachtet lassen, und müssen uns auch über die dortigen Vorgänge immer klar sein, denn Deutschland hat ja in Ostasien starke wirtschaftliche Interessen, für deren weiteres Wachsen wir auch nach dem Frieden hoffen. Von unseren Feinden wird ja so manches geplant, um unseren während der letzten beiden Jahrzehnte in Ostasien immer mehr gestiegenen wirtschaftlichen Einfluß zu vernichten. Es gilt also wahrlich auch nach dorthin die Augen offen zu halten, um nicht von Ereignissen überrascht zu werden, die uns unliebsam sein könnten.

Die erste Frage, die wir uns da vorzulegen haben, gilt deshalb der Stellung, die heute unsere Feinde zueinander in Ostasien einnehmen, es handelt sich ja da vornehmlich um England, Rußland und Japan. Da ist einmal festzustellen, daß der Krieg Dinge, die schon sich vorbereiteten, schneller zum Abschluß gebracht hat, nämlich die Annäherung zwischen Rußland und Japan, und auf der anderen Seite eine Entfremdung zwischen England und Japan.

Die Annäherungsversuche zwischen Rußland und Japan reichen ja zurück bis in das Jahr 1910. Als damals die Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Neutralisationsvorschlage der chinesischen Eisenbahnen hervortraten, sahen die einstigen Gegner von Port-Arthur und Mukden ihre Rechte in der Mandschurei gefährdet. Das war für beide Mächte Veranlassung genug, ihre frühere Feindschaft zu vergessen und gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind Front zu machen. Der Grund zur Versöhnung war gelegt, und dieser einmal beschrittene Weg wurde nun eifrig weiter begangen. Vor allem lag Rußland viel an der freundschaftlichen Haltung Japans. War es doch durch England wieder mehr für seine alten Ostsee- und Mittelmeerpläne gewonnen worden, und um diese ruhig verfolgen zu können, bedurfte es der Freundschaft seines ostasiatischen Nachbarn und früheren Gegners. Auch in Tokyo war man mit der Wendung der Dinge nicht unzufrieden, da man hoffen konnte, auf diese Weise „ohne Blut und Eisen" vielleicht eher als durch einen neuen Zweikampf das gewünschte Ziel, die völlige Abdrängung Rußlands aus der Südmandschurei, zu erreichen. Die Abhängigkeit des Zarenreiches

von dem guten Willen Japans, ohne den doch alle seine europäischen Pläne von vornherein unausführbar waren, war eine Lage, wie sie sich günstiger für die Tokyoer Regierung nicht denken ließ. So war es eben klar, daß die japanische Presse eifrig das Lied von dem Wert der nahen Beziehungen zwischen Rußland und Japan sang. Als ein Beispiel sei hier nur an den Leitartikel der „Nichi Nichi" vom 28. Mai 1914 erinnert, der die Überschrift: „Japanisch-russische Freundschaft" trug und in dem es u. a. folgendermaßen hieß: „Die Beziehungen zwischen Japan und Rußland dagegen, die noch vor 10 Jahren einen so heißen Kampf auskämpften, sind von Jahr zu Jahr inniger geworden. Auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiete ist eine ganze Reihe von Abkommen zwischen beiden Staaten zustandegekommen . . . . Minister Sasanow hatte in derselben Rede (in der Duma) gesagt, daß die deutsch-russischen Beziehungen nicht ganz auf der Höhe gewesen seien. Deshalb gewinnen die japanfreundlichen Äußerungen erst recht an Gewicht. Rußland will sich in Sibirien, der Mandschurei und der Mongolei entwickeln. Seine Maßnahmen in diesen Gegenden brauchen aber nicht gleich den Argwohn Japans zu erregen. Eine weitere Verinnerlichung der japanisch-russischen Beziehungen wird für den Frieden der Welt die allerbeste Folge haben können."

So standen die Dinge vor dem Krieg, und der machte die loyale Nachbarschaft Japans für Rußland erst recht zur ersten Notwendigkeit. Rußland mußte die Freiheit haben, seine sibirischen Truppen gegen die Zentralmächte führen zu können, Rußland brauchte aber auch Japan zur Lieferung von Munition, Waffen und Ausrüstungsstücken aller Art. Besser, als man es sich in Tokyo vielleicht irgend hatte träumen lassen, konnte Japan sich jetzt seine „Freundschaft" bezahlen lassen. Was es in dieser Beziehung schließlich erreicht hat, das erklärt uns der kürzlich geschlossene russisch-japanische Staatsvertrag. Die „Nichi Nichi" war im April dieses Jahres in der Lage, einiges davon mitteilen zu können. Da ich an anderer Stelle*) darüber schon im genaueren berichtet habe, so möchte ich hier nur die Hauptpunkte kurz zusammenfassen. Es handelt sich in dem Abkommen der beiden Mächte einmal um nicht weniger als um die völlige Räumung der Südmandschurei durch Rußland, da die ostmandschurische Bahn, Charbin—Wladiwostok, japanisch werden soll. Dazu kommen dann noch große wirtschaftliche, besonders handelspolitische Vorteile für Japan in Wladiwostok und Ostsibirien. Rußlands ostasiatische Stellung ist dadurch in stärkster Weise gefährdet, und Japan kann wahrlich mit seinem Erfolge zufrieden sein.

Die Annäherung an Rußland ist aber auch noch aus anderen Gründen so eifrig durch die Tokyoer Regierung gepflogen worden, und zwar hängen diese zusammen mit der Wandlung der Stimmung England gegenüber. Auch mit einer

*) Siehe meine Arbeit: Die Bedeutung des russisch-japanischen Staatsvertrages, Deutsche Politik, 4. Mai 1916.

solchen haben wir seit dem Jahre 1910 und seit dem russisch-japanischen Mandschureiabkommen zu rechnen. Man nahm es nämlich in Tokyo der Londoner Regierung recht übel, daß sie die amerikanischen Pläne wegen der Neutralisierung der chinesischen Eisenbahnen unterstützte. England tat nun auch in den folgenden Jahren nichts, was diesen Unwillen, der einmal erweckt war, wieder hätte beruhigen können. Vielmehr waren alle seine politischen Handlungen in Ostasien dazu geeignet, den Unwillen zu verstärken. In erster Linie ist da an die Erneuerung des Bündnisvertrages im Jahre 1911 zu erinnern und an den darin aufgenommenen Artikel 4. Hierin sichert sich nämlich England seine Neutraliät für den Fall eines Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika, also für den Krieg, der Japan am meisten droht und in dem ihm Englands Hilfe von dem größten Wert sein kann. Dazu kamen dann die Ablehnungen eines gemeinsamen wirtschaftlichen Vorgehens in China, der Öffnung der englischen Kolonien für die japanischen Einwanderer. So war denn schon vor dem Kriege gerade nicht mehr eine solche Begeisterung für England vorhanden, wie sie 1912 zu finden gewesen war. Man hatte im japanischen Volke doch recht deutlich gemerkt, wie wenig entgegenkommend die Londoner Regierung war, wie sie nur einzig und allein den Bundesgenossen zum eigenen Vorteil benutzen wollte.

Die kriegerischen Ereignisse, vor allem die Lügenmeldungen, das Benehmen der Engländer in der Südsee und vor Kiautschou, waren nicht geeignet, in Japan eine Änderung der Meinung über England hervorzurufen. Man braucht nur einen Blick in die japanische Presse zu tun, um das festzustellen. Schmeichelhafte Worte bekommen die Engländer da ebenso wenig zu hören, wie solche der englische Truppenführer in Tsingtau von seinem japanischen Kollegen gehört hat.

Dieses Abrücken Japans von England in Ostasien bedingt einen näheren Anschluß an Rußland. Ob deshalb aber schon mit einem Bruche des englisch-japanischen Bündnisses zu rechnen ist, ist vorderhand zweifelhaft. Jedenfalls hat Kato in Kioto erst noch kürzlich erklärt, daß das englisch-japanische Bündnis die Grundlage der japanischen Politik bleiben müsse. Das in Europa geschlagene Rußland hat Japan augenblicklich auch nicht viel zu bieten, und man wird in Tokyo jetzt noch nicht den Augenblick für geeignet halten, England sich zum Feinde zu machen. So ergibt sich dann für den Augenblick und die nächste Zukunft zunächst ein engerer russisch-japanisch-englischer Zusammenschluß. Ob ein solcher allerdings längere Zeit haltbar sein wird, wird dann vor allem an England liegen und an seiner Stellung, die es Japans Wünschen nach der Vorherrschaft in Ostasien entgegenbringt.

Die zweite Frage von Wichtigkeit, die wir uns beantworten müssen, betrifft das Schicksal Chinas selbst. Hier sieht es insofern wenig günstig aus, als es Yuanschikai*) wohl kaum gelingen wird, den Präsidentenposten zu behalten. Melden

*) Yuanschikai ist unterdessen gestorben.

doch die Blätter schon den Namen seines Nachfolgers! Wir dürfen es als ziemlich gewiß hinstellen, daß Yuanschikai, der „Wallenstein" des Reiches, wie man ihn wohl auch mehr oder weniger zutreffend genannt hat, am Ende seiner großen Pläne steht. Damit aber sind auch zugleich alle Hoffnungen zerronnen, die wir für ein politisches und wirtschaftliches Erstarken Chinas tragen konnten; auf jeden Fall sind diese nur ein bedeutendes Stück wieder abgerückt.

Fragen wir nach der Ursache des Scheiterns der Pläne Yuanschikais, so haben wir diese bei den Mächten der Ententegruppe, vor allem bei Japan zu suchen. Noch mehr als in London, Paris und Petersburg hat man in Tokyo ein Interesse daran, daß geordnete Zustände in China so leicht nicht einkehren, denn nur so kann Japan seine politische Machtstellung China gegenüber behaupten. Man ist sich in Japan völlig klar darüber, daß man mit China nicht wie mit Korea verfahren kann. Bei seiner geringen Volkszahl von 60 Millionen, dem fast von 400 Millionen Menschen bewohnten China gegenüber, wird es für Japan immer eine Unmöglichkeit bleiben, seine unmittelbare Herrschaft über „das Reich der Mitte" auszudehnen. Absichten auf Einverleibung in das japanische Reich verfolgt man in Tokyo nur in bezug auf gewisse chinesische Randprovinzen, so bei der Mandschurei und der Mongolei.

Da man so aber in Tokyo die Grenzen seiner Macht China gegenüber wohl kennt, so fordert man die Integrität dieses Reiches, wie es ja auch in dem genannten russisch-japanischen Staatsvertrag erst wieder zum Ausdruck kommt. Ins Japanische übersetzt, heißt das natürlich nichts anderes, als daß China zwar weiterbestehen soll, aber eben als ein Reich, das sich seine Vorschriften aus Tokyo zu holen hat. Zwingend sind dafür in allererster Linie wirtschaftliche Gründe, wie sie ja die bekannten 21 Forderungen, die Japan vor einem Jahre an China stellte, es uns genügend bewiesen. China soll das Absatzgebiet für die sich emporarbeitende japanische Industrie werden, China soll aber auch Rohstoffe liefern, die Japan entbehrt, so vor allem das Eisen. Es sei hier nur erinnert an das, was schon kurz vor dem Kriege, am 3. Mai 1914, die „Tokyo Manichi" u. a. schrieb: „Wenn Japan außerhalb seines Gebietes keine Bergwerke hat, so ist es in einer üblen Lage. . . . Unglücklicherweise hat Japan kein Eisen. Aber wenn Japan dies braucht, so gibt es in der Nähe ein großes Reich, das reich ist an Eisenerzen. Das Aufblühen Japans hängt ab von der Gewinnung an Eisenbergwerken in diesem Lande. . . . In China gibt es außer Eisen noch Gold, Silber, Kupfer, Petroleum und Steinkohle. Soll Japan der Verteilung dieser Mineralien zusehen, ohne nachdrücklich zuzugreifen? Die Hauptsache ist eine kräftige Politik und die Entschlossenheit des Volkes . . . Japan wird aus der Reihe der Großmächte ausgeschlossen, wenn es zu wenig Entschlossenheit zeigt."

Den für Japan so wünschenswerten wirtschaftlichen Einfluß kann es aber in China eben nur ausüben, wenn es dort auch die politische Macht in den Händen

hat. Diese ist ihm aber nach der Lage der Dinge nur sicher, solange China ohnmächtig und unselbständig bleibt. Ein durch innere Unruhen zerrissenes China liegt dann einzig und allein im Interesse Japans, jeder Versuch, das chinesische Reich innerlich zu kräftigen und zu festigen, muß der Regierung in Tokyo ein Dorn im Auge sein, und Yuanschikai hat deshalb in Japan seinen schärfsten Gegner gefunden. Wollte er doch China wieder die innere Ruhe schenken, und das in einem Augenblick, wo Japan in Ostasien tatsächlich tun und lassen kann, wie es ihm behagt. „Die japanisch-chinesische Freundschaft", so sagt u. a. das japanische Memorial, „ist solange unmöglich, als Yuanschikai an der Spitze der chinesischen Republik steht. Japan darf eine Gelegenheit, die sich in tausend Jahren einmal bietet, nicht verpassen, um den Weg seiner künftigen Generationen von allen Hindernissen zu säubern. Japan wird nur die Hand freundschaftlich annehmen, die eine wohlwollende Aussicht Japans in China anerkennt." Nach diesen Worten hat Japan denn auch gehandelt. Es hat die gegen Yuanschikais Regierung sich erhebenden südlichen Provinzen Chinas mit Geld und Waffen nach Kräften unterstützt; auch waren japanische Offiziere in der Armee der Revolutionäre tätig, um die Truppen auszubilden. So blieb es denn nicht aus, daß der Aufstand immer weiter um sich griff. Der Provinz Jünnan, die sich als erste von der Zentralregierung lossagte und der Rufer im Streit wurde, folgten bald alle Nachbarprovinzen. Wie gut die Armee der Revolutionäre ausgerüstet war, geht aus japanischen Zeitungen hervor, die zu berichten wußten, daß reichlich Gewehre modernster Konstruktion, und für jedes Gewehr über 4000 Patronen zur Verfügung standen. Schlimm wurde dann für Yuanschikai vor allem weiter der Mangel an Geld. Gingen ihm doch die Einkünfte der ausländischen Provinzen verloren und wurden diese doch noch dann von Japan finanziell reichlich unterstützt. Diesem von den Revolutionären und von Japan gemeinsam durchgeführten Druck hat Yuanschikai nicht standhalten können. Schon am 22. März dieses Jahres gab er insofern nach, als er den Republikaner Tuanschignei zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister machte. Doch auch das scheint seinen Gegnern nicht genügt zu haben, die eben seinen völligen Rücktritt fordern und ihn nun wohl auch erreicht haben.

Diesen Lauf der Dinge in China können wir wenig als willkommen begrüßen. Uns Deutschen, die wir nicht auf den Erwerb irgend eines größeren chinesischen Gebietes ausgehen, muß natürlich bei unseren rein wirtschaftlichen Interessen ein in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung möglichst selbständiges China am Herzen liegen. Yuanschikais Rücktritt aber gibt Japan erst recht freie Bahn.

Franz Eber:
Belgien unter fremder Herrschaft einst und jetzt.

Ein auffallender Widerspruch lag häufig zwischen den Worten und den Taten der Franzosen und tritt auch wieder in diesem Kriege hervor. Während die Italiener sogleich bei ihrem Eingreifen in den Weltkrieg die „Erlösung“ gewisser Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie offen als ihr Kriegsziel hingestellt haben, behaupteten die Franzosen, im August 1914 die von den Deutschen Überfallenen zu sein. Die jahrelangen Vorbereitungen nicht nur auf militärischem Gebiete, sondern vor allem auch in Wort und Schrift, haben sie nicht daran gehindert, diese den Tatsachen widersprechende Behauptung aufzustellen. Die Franzosen maßten sich sogar bald nach Kriegsausbruch im Namen der Zivilisation das Recht an, die „Erlösung der annektierten Provinzen“ von der Gewalt „der germanischen Barbaren“ vornehmen zu müssen. Merkwürdig schnell arbeitete die französische Druckerpresse; schon in den ersten Tagen des Augusts überschwemmten die Franzosen die elsässisch-lothringischen Lande mit ihren Proklamationen, und sogar die Markenpresse wurde schleunigst in Schwung gesetzt. Ob das Vorgehen des französischen Heeres in Elsaß-Lothringen dazu angetan war, die Sympathien der dortigen Bevölkerung für Frankreich zu heben, mag dahin gestellt bleiben. Die Verwüstung vieler schöner Wohnstätten und die Verschleppung unschuldiger Menschen, von denen gar manche in der Verbannung unter traurigen Umständen ihren Tod fanden, stehen im krassen Widerspruche zu dem Wortschwalle der französischen Proklamationen. Wenn solche Dinge sich in den „unerlösten Provinzen“ ereignen konnten, so läßt sich ermessen, was erst geschehen wäre, wenn es den Franzosen gelungen wäre, in echtdeutsches Gebiet einzudringen. Wahrscheinlich hätten sie dort nicht viel besser gehaust als ihre Bundesgenossen, die Russen, in Ostpreußen, wovon uns außer vielem Abbildungsmaterial neuerdings die amtliche Denkschrift eine gute Vorstellung gibt. Man braucht aber nicht etwa bis zu den Zeiten Ludwigs XIV. zurückzugehen, um an die auch von französischen Geschichtsschreibern geschilderten Verwüstungen der Pfalz durch Mélacs Heer u. a. m. zu erinnern. Als vor kaum mehr als 120 Jahren das französische Heer in Belgien eindrang, erließ ihr Befehlshaber Dumouriez zwar eine Proklamation, in der er versprach, das Eigentum, das Leben und die nationale Unabhängigkeit Belgiens achten zu wollen (Vergl. Thiers, Histoire de la révolution française, livre X.)*) Aber die

*) Dumouriez hatte schon im Oktober 1792 dem Konvent versprochen, die Könige anzugreifen und die Völker von der Zwingherrschaft zu befreien. Am 14. Oktober hielt Collot d'Herbois eine vom Beifall des Konvents vielfach unterbrochene Rede, in der er Dumouriez seine schöne Aufgabe vorzeichnete;

Taten der Franzosen stimmten wenig zu ihren Worten. Um die erlösenden Ideen kennen zu lernen, die die französische Republik beseelte, nachdem sie einmal in den Besitz Belgiens gelangt war, braucht man nur in den zeitgenössischen Quellen nachzuforschen. Als Dumouriez dem französischen Finanzminister Jos. Cambon vorwarf, daß er durch seine Maßnahmen die Belgier entfremde, äußerte sich dieser folgendermaßen: Er sähe keine Hilfsmittel mehr, um den Krieg zu beendigen; das gemünzte Geld (le numéraire) koste bereits 55 Prozent Aufgeld, bald werde es sich nur noch mit 100 Prozent Aufgeld beschaffen lassen, da bleibe ihm kein anderes Mittel übrig, als sich des ganzen gemünzten Geldes Belgiens, des gesamten Silberschatzes seiner Kirchen und aller Kassen zu bemächtigen; wenn man die Belgier ruiniert habe, wenn man sie in dieselbe Notlage gebracht wie die Franzosen, dann würden sie sich notgedrungen ihrem Schicksale anschließen, wie dies die Lütticher getan, die sich uns (den Franzosen) in die Arme warfen, weil sie elend und verschuldet waren; dann würde man sie als Mitglieder in die Republik aufnehmen ... Die Maßnahmen, die man durch das Dekret vom 15. November**) getroffen, seien sehr dazu geeignet, diesen Zweck zu erreichen, weil sie darauf abzielten, alles zu desorganisieren, und das wäre das Beste für Frankreich, seine Nachbarn zu desorganisieren, um sie auf denselben Standpunkt der Anarchie zu bringen. — Also Verelendung der Länder als Mittel zur Fesselung ihrer Geschicke an die Frankreichs — so lautete das edle Programm der vielgefeierten großen französischen Revolution und eines ihrer hochgeschätzten Staatsmänner! Die Quelle, aus der wir obiges geschöpft haben, ist eine Geschichte Frankreichs seit der Revolution von 1789 nach zeitgenössischen Memoiren und Manuskripten, die auf den „depots civils et militaires“ gesammelt wurden. Der Verfasser dieses 1803 in Paris erschienenen Werkes ist der „Bürger“ F. Emmanuel Toulongeon, ancien militaire, ex-constituant, membre de l'Institut national de France — ein Quellenwerk, das auch neueren Geschichtsschreibern bekannt ist, wie es z. B.

---

u. a. verglich er seinen Auftrag mit den Taten des Themistokles. „In Ketten liegende Völker harren Deiner Ankunft: Du wirst sie befreien. Welch glorreicher Auftrag! — Du mußt Dich aber vor einer überflüssigen Großmut gegen die Feinde hüten ... In Brüssel wird die Freiheit unter Deinen Füßen wieder aufsprossen. — Bürger, Mädchen, Frauen, Kinder werden sich um Dich drängen; welches Glück wirst Du genießen, Dumouriez! ...“ (vgl. Thiers, a. a. O. Livre X. und Note II der Anlagen zum 3. Bande).

**) Gemeint ist damit wohl das „völkerbeglückende“ Dekret des Konvents vom 15. Dezember, das die Einrichtungen der französischen Revolution in allen von den französischen Heeren besetzten Gebieten einführte. Der englische Geschichtsschreiber Dunn-Pattison schildert die Aufnahme, die diese Maßnahme bei den Belgiern fand, folgendermaßen: Das belgische Volk war wütend, als ihm die Wirkung dieses Dekrets klar wurde. (Cambridge Modern History Bd. VIII, S. 418 oben).

die Bibliographie im 8. Band der „Cambridge Modern History" beweist. Auch ein anderer zeitgenössischer Ausspruch eines Beamten der großen französischen Republik ist zu charakteristisch, als daß man ihn in den modernen französischen Geschichtswerken antreffen würde; der französische Kommissar Chaussard faßte seine Wertschätzung des belgischen Volkes in folgenden Satz zusammen: „Le voeu d'un peuple enfant et imbécile serait nul parcequ'il stipulerait contre lui-même!" — ein Bekenntnis, das hier im Original wiedergegeben zu werden verdient, da es durch Übersetzung nur verlieren könnte, und das zur Genüge zeigt, wie weit die französische Bevormundung stets gegangen ist. Zu den wertvollen Dokumenten aus der Zeit selbst gehört auch ein Bericht Dumouriez', der folgende Angabe enthält: die belgischen Bauern, zur Verzweiflung gebracht, mordeten die französischen Soldaten, wenn sie sie nicht in größeren Trupps anträfen (nach A. Sorel, L'Europe et la Révolution française; ouvrage couronné par l'Académie française. Bd. III, S. 277) — also ein echter Franktireurkrieg, damals jedoch auf Rechnung der Franzosen und durch ihre Gewalttaten zur Genüge provoziert! Am 26. Januar 1793 ging Danton — wohl gegen den Willen Dumouriez' — sogar so weit, die belgischen Truppen dem französischen Heere einzuverleiben.

So also benahm sich die französische Republik, als sie als Sieger über die Geschicke Belgiens, einer teilweise stammverwandten Nation, entscheiden zu können glaubte. Die Engländer aber nahmen die Besitzergreifung Belgiens durch die Franzosen, besonders die Öffnung der Schelde durch das französische Dekret vom 16. November 1792, zum Vorwand, um durch geschickte Manöver die französische Republik dahin zu bringen, daß sie ihr den Krieg erklärte, nachdem schon drei Monate vorher (nach dem Sturze des französischen Königtums) die diplomatischen Beziehungen mit der französischen Republik sozusagen abgebrochen waren.

Die Ereignisse des jetzigen Krieges bieten keine genaue Parallele zu obigen Vorgängen, wohl aber hätten die vor 120 Jahren gemachten Erfahrungen der belgischen Regierung zu denken geben können. Leider hat sie es aber versäumt, aus der Geschichte die richtigen Lehren zu ziehen. So ist Belgien durch Versprechungen auf französische und englische Hilfe getäuscht in den Krieg hineingezogen worden, obwohl die Gesandten Belgiens an fremden Höfen rechtzeitig die Gefahren erkannt und die maßgebenden Stellen davor gewarnt hatten. (Vergl. „Belgische Aktenstücke 1905—1914"). Nachdem die Engländer die Belgier in der starken Festung Antwerpen durch ein ganz ungenügendes und zu spät eingetroffenes Truppenkontingent unterstützt, zogen sie sich noch rechtzeitig vor dem Falle dieser Festung zurück und überließen es den Belgiern, zuerst an der flandrischen Küste und dann an der Yser, das Vordringen der deutschen Heere zu hemmen. Dann suchten die Engländer und Franzosen, die in ihr Land geflüchteten Belgier in's Heer zu zwingen. Bevor noch das allgemeine Wehrpflichtgesetz zur Ausführung gelangt ist, machen nun die Engländer

einen letzten Versuch, alle wehrfähigen Belgier zum Waffendienst heranzuziehen. Unter dem Vorwande, die belgischen Arbeiter nähmen den englischen das Brot weg, eröffneten die englischen Blätter „Daily Expreß“ und „Daily News“ wieder eine neue Hetze gegen die schwer heimgesuchten Belgier. Ein Artikel der (in London erscheinenden) „Indépendance Belge“ verwahrt sich gegen diese neuen Gewalttaten, die Scharen von Belgiern veranlaßt haben, nach Südfrankreich auszuwandern. Auch schalten die Engländer nach einem Artikel des bekannten belgischen Industriellen, R. Villiard, die belgischen Geschäftsleute selbst vom Zwischenhandel mit ihrer eignen Armee aus und berauben diese Kaufleute, die kaum genügende Kapitalien haben, um selber Fabriken zu errichten, eines hauptsächlichsten Verdienstzweiges. Nicht genug damit, will man (nach dem in Maastricht erscheinenden belgischen Blatte „Les Nouvelles“) jetzt auch die holländischen Industriellen und Arbeitgeber, die dienstpflichtige Belgier beschäftigen, zwingen, sie sofort auf die Straße zu setzen, indem man diesen Holländern andernfalls die Lieferung von Rohmaterialien vorenthalten zu wollen droht.*)

Im Gegensatz dazu stehen die Maßnahmen, die die deutsche Regierung nach der Besetzung Belgiens getroffen hat. In kürzester Zeit hat sie versucht, Handel und Verkehr des Landes wiederum in Schwung zu bringen. Die von den Belgiern selbst systemlos zerstörten Eisenbahnstrecken und Kunstbauten wurden wiederhergestellt und neu in Betrieb gesetzt, der Bank- und Postverkehr mit Hilfe deutscher Beamten neu organisiert und von Monat zu Monat ausgedehnt — neuerdings sogar der Postscheckverkehr in einigen Orten eröffnet. Statt den Franzosen der „großen Revolution“ zu folgen und das Land systematisch auszuhungern, bemüht sich die deutsche Verwaltung, die Armen zu unterstützen, ihnen Arbeit und Verdienst zu geben und dadurch die durch den Krieg geschaffene Notlage zu mildern.

*) Erst nach dem (bereits Mitte Juni erfolgten) Abschlusse des Manuskripts wurde dem Verfasser durch eine Notiz der Frankfurter Zeitung „Belgien und die Entente“ (in Nr. 169 v. 20. Juni Abendblatt) bekannt, daß die belgische Regierung in Havre alle dienstpflichtigen Belgier zwischen 18 und 40 Jahren unter die Waffen gerufen hat. Aus dem von der Frankfurter Zeitung im Auszuge gegebenen Artikel de Wandeleire's in der in Holland erscheinenden belgischen Wochenschrift „De Toorts“ geht hervor, daß die Hetzartikel der „Daily Expreß“ und „Daily News“ nur den Auftakt zu den Maßregeln darstellen, durch die man in England und Frankreich auf die belgische Regierung den nötigen Druck ausgeübt hat, der zum Erlaß des Dekrets führte.

Dr. Siegfried Marck: Staatssozialismus und Liberalismus.

In der Auseinandersetzung mit der westeuropäisch-amerikanischen Demokratie, die als Kulturkrieg den Kampf an den europäischen Fronten begleitet, haben sich die Deutschen recht eigentlich zu dem Selbstbewußtsein ihres Staatsgedankens hindurchgerungen. Die europäischen Anklagen gegen das reaktionäre Deutschland haben uns zu der Erkenntnis gebracht, daß die deutsche Staatsidee und der deutsche Freiheitsgedanke etwas grundsätzlich anderes bedeuten, wie ihre romanisch-angelsächsische Erfassung. Schließt nun dieser mit voller Kraft in seiner Eigenart erfaßte deutsche Staatsgedanke den Liberalismus von sich aus? Daß diese Schicksalsfrage für den Liberalismus in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblicke gestellt ist, hebt ein so ernergischer und weitsichtiger Vertreter seines Ideengehalts wie Leopold von Wiese mit rücksichtsloser Schärfe hervor.*) Man kann diese schwere Frage auch in die Worte kleiden: ist Liberalismus notwendig gleichbedeutend mit den Gedanken West-Europas? Oder enthält der deutsche Staatsgedanke einen spezifisch deutschen, respektive mitteleuropäischen Liberalismus?

Die deutsche Staatsidee ist der S t a a t s s o z i a l i s m u s. In dieses Schlagwort strömt letzten Endes alles zusammen, was uns in der Gegenwart zum deutschen Staatserlebnis geworden ist. Staatssozialismus ist der Gedanke der vor und über den Individuen bestehenden selbständigen Staatspersönlichkeit, die die Individuen zu einem belebten Ganzen organisatorisch zusammenfaßt. Dieser Staatsbegriff ist weder konservativ, noch sozialistisch im Sinne des proletarischen Klassensozialismus. Er ist überhaupt nicht zum Angelpunkte irgend eines bestehenden politischen Programmes gemacht worden, eben weil er die zukünftige europäische Daseinsform in sich enthält. Vielleicht haben wir in dem preußischen Militarismus (im Sinne der Männer, die ihn vor 1813 schufen) und in der idealistischen deutschen Staatsphilosophie seine Vorwegnahme, aber nur diese, zu erblicken. Mit voller Kraft gedacht, ist er grundsätzlich neu und von kühner Modernität: so muß man schon die weltbewegenden Ideen von 1789 heranziehen, um ihnen den Staatssozialismus als den Gedanken von 1914 gegenüber zu stellen. Als erster hat dies mit vollständiger Klarheit Johann Plenge getan („1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes." Berlin. Verlag Julius Springer, und „Der Krieg und die Volkswirtschaft". Münster i. W., Verlag Borgmeyer u. Co.).

Nun ist dieser Gedanke von 1914 allerdings antiliberal, wenn der Liberalismus als krasser Individualismus im Geiste von West-Europa gefaßt wird, wenn

*) Vergl. Leopold v. Wiese, „Staatssozialismus". (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Liberalismus ein dogmatisches und rückschrittliches Festhalten an den Ideen der französischen Revolution bedeutet und diese nicht im Sinne der Gegenwart fortentwickeln will. Der zu seiner deutschen Form zu Ende gedachte Liberalismus aber ist nicht nur mit dem Staatssozialismus verträglich, sondern muß in ihn übergehen.

Dies zeigt zunächst eine philosophische Besinnung auf den deutschen Freiheitsgedanken. Schon die Denker, die von den Ideen von 1789 leidenschaftlich erfaßt wurden, Kant und Fichte, haben den Gedanken der Freiheit zu etwas neuem gemacht. An die Stelle der unerfüllten Emanzipation des Einzelnen vom Zwange der Autorität setzen sie seine positive Befreiung durch Bindung an überindividuelle Gesetzlichkeiten und Werte. Sie denken die Freiheit individualistisch, aber auf dem Umwege über das Objektive und Allgemeine. Hierzu fügt dann Hegel den großen Gedanken: die überindividuellen Werte bilden zusammen ein Reich zugleich konkreter und wirklicher, wie überempirischer und ideeller Gemeinschaften. Sie haben sich niedergeschlagen in den großen historischen Gebilden, wie Ehe, Kirche und Staat. Beruhte bei Kant und Fichte die Freiheit des Individuums auf seinem Gehorsam gegen abstrakte Gesetze, so nunmehr auf seiner Hingabe an die ihm vorausgehenden großen Gebilde der Kulturgemeinschaft. Bürgerlich-politische Freiheit ist also Hingabe des Individuums an das vor ihm historisch vorhandene sittliche Ganze des Staates. Aus dieser Quelle stammt auch die Definition, die Troeltsch kürzlich von der deutschen Freiheit gegeben hat, nachdem er ihr gegenüber die englische, französische, amerikanische meisterhaft entwickelte. Wenn er in der englischen Freiheit vor allem individuelle Unabhängigkeit, in der französischen die rationalistische Gleichheit der einzelnen, in der amerikanischen eine Verbindung beider Gedanken sieht, so lautet seine Erklärung der deutschen Freiheitsidee: „Freiheit ist Dienst in einer Organsstellung".*)

Hierin liegt aber das Beste der Ideen von 1789 enthalten. Die Gleichheit aller als Bürger, d. h. als gleichwertig dienender Organe der Gesamtheit. Die auf die Erfüllung seiner Pflicht gegründete unantastbare Rechtssphäre des einzelnen. Die Brüderlichkeit, mit der auf dem Wege über die Gesamtheit allen einzelnen geopfert wird.**) Mag sich die Betätigung dieser deutschen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit noch in manchen historisch überlebten Formen mit all ihren Mängeln und Härten vollziehen, ihr gedanklicher Gehalt weist in die Zukunft und gibt zugleich in seinen politischen Folgerungen jedem berechtigten Verlangen nach einer Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens Raum. Kein Staatssozialismus, keine Organisation, ohne daß die Gesamtheit überall die tüchtigsten Organe zu ihrem Dienst benützt. Denn Organ sein heißt an der für die Gesamtheit richtigen

*) Vergl. Ernst Troeltsch „Deutsche Zukunft". (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

**) Vergl. dazu die rechtsphilosophischen Schriften Stammlers, bes. „Wirtschaft und Recht". Ferner meine Schrift „Deutsche Staatsgesinnung" (Oskar Beck, München 1916).

Stelle der höchstmöglichen eigenen Leistungsfähigkeit stehen. Die demokratische Forderung ist nicht der Kerngedanke des Staatssozialismus; aber ein Programm, wie das von Hugo Preuß in seinem Buche „Das deutsche Volk und die Politik“ aufgestellte, auf innigste Einheit von Staat und Volk abzielende kann auch der Staatssozialismus zu dem seinigen machen.

Bei der deutschen Freiheitsidee handelt es sich um die gesinnungsmäßige Seite des Staatssozialismus. Seine akutere Bedeutung aber, von der er seinen Namen trägt, ist die wirtschaftliche Idee der Genossenschaft,*) der gemeinwirtschaftlichen Organisation als einer notwendigen Lebensform des sich selbst überwindenden kapitalistischen Zeitalters. Der Staatsgroßbetrieb, das soziale Wirtschaftsganze, die „Volksgenossenschaft“ sollen in ihm den individualistischen Kapitalismus der ersten Epoche ablösen. Damit wächst er zu einer neuen Lebensform über Klassensozialismus und Kapitalismus heran. Er ist Sozialismus und Kapitalismus zugleich, aber durch ihre innige Einbeziehung in den Staat erhalten diese beiden einen neuen Sinn. Der Staatssozialismus unterscheidet sich vom Klassensozialismus, der „alles verstaatlicht, nachdem er den Staat selbst entstaatlicht hat“,**) durch die Vorherrschaft des Staates als des sozialen Ganzen über die Klasse und die Gesellschaft. Er ist ferner durch den Gedanken des großen Staatsunternehmers Kapitalismus mit Wendung gegen das Unternehmertum des einzelnen. Er ist daher mit Recht als ein bloß formaler Sozialismus bezeichnet worden, der in der Tat ebenso Staatskapitalismus wie Staatssozialismus ist.

Dieser wirtschaftlichen Bedeutung des Staatssozialismus gegenüber offenbart sich uns eine bedeutende Rolle, die der Liberalismus in ihm zu spielen hat. Dieser nämlich ist notwendig für die Überbrückung des sozialistischen und des kapitalistischen Gegensatzes im Staatssozialismus, er muß über ihre Synthese wachen, er allein kann ihr Gleichgewicht regeln und ein Überwuchern der alten sozialistischen und der alten kapitalistischen Tendenz verhindern. Die kapitalistische Gefahr des Staatssozialismus ist ausartender Fiskalismus: der Staat ein nur in größere Ausdehnungen gesteigerter Unternehmer im Sinne des alten Kapitalismus, der Ausbeutung der einzelnen, unter Hintansetzung des sozialen Ganzen (hier gleich aller seiner Teile) treibt. Ihm muß der liberale Gedanke des Rechtsstaates und der durch Recht gesicherten Unabhängigkeit jedes einzelnen entgegenwirken. Die sozialistische Entartung des Staatssozialismus aber ist der Zukunftsstaat des Klassensozialismus: Staatszuchthaus, Panbureaukratie, Lahmlegung der freien Konkurrenz! Hier ist und bleibt der individualistische Zug des Liberalismus das Heilmittel. Der Staatssozialismus kann nicht Beseitigung der freien Konkurrenz bezwecken und auch nicht kritik-

*) Deren ganze Bedeutung Otto von Gierke historisch und sachlich aufgedeckt hat.

**) Deutsche Staatsgesinnung a. a. O.

lose Übertragung eines „Kriegssozialismus“ auf den Friedenszustand. Sondern nur die Richtung des privaten Unternehmertums auf den Staat, seine Einordnung in die Gesamtheit, seine Unterordnung und Fruchtbarmachung für das Staatsganze. Dem Gedanken der Organisation ist nichts ferner als eine langweilige und mechanische Unterdrückung der einzelnen dienenden Glieder. Die Organisation bedarf überall der differenziertesten, d. h. aber der in ihrem Bereiche persönlichsten und freiesten Organe. Diese Freiheit leistet der staatssozialistischen Organisation ihr Bestandteil von Liberalismus. Er wird sie zugleich auch vor der Gefahr der Überorganisation bewahren, die jeder bureaukratischen Regelung des Wirtschaftslebens droht. Von einer wesentlich positiveren Wertung des Staatssozialismus aus stellt sich hier ein der Stellungnahme Leopold von Wieses nicht sehr fernes Ergebnis heraus.

Im Verhältnis von Staatssozialismus und Liberalismus bewährt sich Hegels doppelsinniger Gedanke, der „Aufhebung“ als einer Kategorie des geschichtlichen Denkens. Der Staatssozialismus ist eine geschichtlich entwickeltere Form des Liberalismus, den er überwindet, indem er ihn in sich enthält. In diesem Sinne allein hebt er ihn auf.

Mathilde Freiin v. Leinburg: Zum 60. Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich II. von Anhalt.

Waffenlärm und Kanonendonner überdröhnt allüberall den freundlichen Reigen der Musen. Auch in dem „deutschen Kulturwinkel“ Dessau, wo in sorglosen Friedenstagen die Künste, namentlich die der Bühne, sich zur schönsten Blüte entfalteten, hat ernste Kriegsstimmung ihren erstarrenden Reif über diese Blütenpracht gebreitet. Jetzt gelten alle Gedanken des edelherzigen Fürstenhauses und seines an der weltgeschichtlichen Aufgabe begeistert mitarbeitenden Volkes allein dem Wohle des Vaterlandes, der Ehre der ganzen deutschen Nation und der dankerfüllten Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihre Angehörigen, und das Theater, von jeher die eindringlichste Stätte der Bildung, hat dort jetzt nur noch den hohen Zweck, über diese schweren Zeiten erhebend und tröstend hinüberzuhelfen, und vor allem durch die liebevolle Großmut des gütigen Landesvaters, auch den aus dem Felde zurückgekehrten tapferen Kämpfern heitere Stunden zu bereiten.

Die ehrenden Worte, die der Kaiser gerade den anhaltischen Truppen zu spenden für wichtig fand, sind durch eine jahrhundertelange soldatische Zucht und

einen über tausendjährigen kriegerischen Geist der anhaltischen Fürsten und ihrer Mannen bedingt, denn das ruhmreiche Geschlecht der Askanier, dessen gegenwärtiger Thronerbe, Herzog Friedrich II., am 19. August sein sechstes Lebensjahrzehnt beschließt, kann wie nicht leicht eine andere Regentendynastie auf eine stattliche Reihe von für das Land Anhalt und das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit verdienstvollen Feldherren und Kriegshelden zurückblicken. Muten uns die Vorgänger in der Herrschaft dortigen Gebiets, das in der Gegend der durch die Baukunst Bernhard Sehrings neuauferstandenen Roseburg bei Ballenstedt einstmals ansässige Geschlecht der Wölsungen und auch der kraftvolle Slavenbändiger „margrâve Gêre" († 965), „der Ritter gut" aus dem Nibelungenliede, noch fast sagenhaft an, so klingt uns der Name Albrechts des Bären († 1170), von dem zeitgenössischer Volksmund sang:

„Hinrik de Leu un Albrecht de Bar
Darto Frederik mit dem roten Har,
Dat waren dre Herren,
De konden de Welt verkeren",

schon viel vertrauter, denn dieser askanische Markgraf von Brandenburg, der erfolgreiche Bekämpfer der heidnischen Wenden und Gründer Berlins, hat ja den eigentlichen Grundstein zur heutigen Macht der Hohenzollern gelegt. In der Manesse'schen Liederhandschrift ist uns noch das Bildnis des sangesfrohen Minnesängers Heinrich I. von Anhalt († 1244) erhalten, dessen Staatskunst es gelang, die weitverstreuten anhaltischen Besitzungen zu einem Fürstentum zusammenzufassen. Wer aber gar der „Alte Dessauer" († 1747) gewesen ist, auf dessen militärisches Vermächtnis, die Reorganisation des deutschen Heeres, die auch von unsern erbittertsten Feinden anerkannte und gerühmte Tüchtigkeit und Ausdauer der deutschen Soldaten im gegenwärtigen Weltkriege ursprünglich zurückgeführt werden muß, das braucht den Deutschen gewiß nicht erst gesagt zu werden. Auch noch andere Sprossen des askanischen Heldengeschlechtes, wie der treue Kampfgenosse Kaiser Maximilians I., Fürst Rudolf († 1510), der fromme Reformationsfürst und Freund Luthers, Wolfgang († 1566), der lange nach seinem Tode noch von Goethe gepriesene deutsche Sprachreiniger Fürst Ludwig († 1650), der unerschrockene Recke aus dem dreißigjährigen Kriege, Fürst Christian II. († 1656), von dem in der Münchner Hofbibliothek noch ein Kriegstagebuch bewahrt wird, das stellenweise wie ein Dokument aus unseren gewaltigen Tagen berührt, und aus dem letzten Jahrhundert der ritterliche Mitkämpfer und Anfeuerer seiner anhaltischen Truppen im Siebzigerkriege, Herzog (damals noch Erbprinz) Friedrich I., der 1904 dahingeschiedene Vater unseres erlauchten Geburtstagsjubilars, sind Namen, die unzertrennlich vom glänzenden Werdegang der deutschen Geschichte und Kultur bleiben.

So kriegerisch geschult der nunmehrige Regent aus diesem heldenreichen

Fürstenhause auch ist, so stellten doch die 44 Jahre unseres so glücklichen langen Friedens weder in der Politik noch im Militär für einen Bundesfürsten den Ehrgeiz befriedigende und die ererbten Feldherrnanlagen zu verwertende Aufgaben. Eine eigene Schicksalsfügung wollte es hingegen, daß sich zu diesem gezwungen brach liegenden strategischen Talente auch ein entschiedenes Kunstempfinden, hauptsächlich eine von frühester Jugend an gepflegte und fachmännisch ausgebildete Musikbegabung gesellte, die schon den noch jugendlichen Erbprinzen befähigte, das ihm von seinen großen Ahnen überkommene organisatorische Genie — den veränderten Bedingungen einer langen Friedenszeit angepaßt — auf dem Gebiete des Theaters in einer bühnenblicksicheren Beherrschung des szenischen Gesamtkunstbetriebes zu betätigen. Bereits 1894 hatte Erbprinz Friedrich die oberste Leitung der Dessauer Hofbühne und der Hofmusik selbst in die Hand genommen und ist auch sein eigener Intendant geblieben, seitdem er seinem das Theater gleichfalls mäcenhaft bedenkenden Vater 1904 in der Regierung folgte.

In einem Vortrag über „Die Kunst der Regie", den der frühere Dramaturg am Münchner Hoftheater, Dr. Karl Wolff, vor wenigen Jahren in München hielt, versuchte dieser den Begriff der Regie und des Regisseurs zu zergliedern und dabei aufzuzeigen, welche Wandlung die Wertung der Regisseurtätigkeit in den letzten fünfzig Jahren erfahren habe. Er sagte u. a.: „Bekanntlich hat man um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von dem Regisseur kaum Notiz genommen, ihn gewissermaßen als eine Art von höherem Inspizienten angesehen, der für die Aufführung etwa als funktioneller Beamter wenig in Betracht kam. Heute haben sich die Dinge auf den Kopf gestellt, indem, wie in Reinhardt, Regisseurtypen möglich wurden, die Weltruhm erlangt haben. Es gibt zwei Anschauungen, die eine, daß die Tätigkeit des Regisseurs hinter dem dargestellten Kunstwerk völlig zu verschwinden habe, die andere, daß das Kunstwerk sich hinter dem Regisseur zu verbergen habe." Dr. Wolff, der im Regisseur vor allem den Organisator sieht, der die einzelnen Kräfte zu einem neuen Ganzen zu verbinden hat, suchte diese Umwertung des Regisseurs als Organisator als eine getreue Spiegelung der Zeitläufte im Theater zu erklären. Die Frage, wer die Eignung zum Regisseur im Sinne des großen Organisators besitze, beantwortete der Vortragende dahin, daß es sich in der Begabung zum Regisseur nicht um irgendwelche, im Anschluß an andere Fertigkeiten und Disziplinen erlernbare Fähigkeiten handle, sondern, daß man zu dieser schöpferischen Tätigkeit geboren sein müsse.*)

Diese oberste Forderung Wolffs erfüllt der herzogliche Intendant des Dessauer Hoftheaters in vollkommenem Maße, denn er ist, nach dem einstimmigen Urteile aller Fachleute, wahrhaftig „der geborene Regisseur". „Regie kommt von regieren; sie soll wenigstens jederzeit zeigen, daß der Spielleiter die Masse als autoritative Persönlichkeit auch wirklich bezwingt und beherrscht",

*) Nach dem Referat über Dr Wolfs Vortrag in den „Münchner Neuesten Nachrichte".

ist einer der treffenden Aussprüche Herzog Friedrichs selbst, dessen ganz eigene gedächtniskünstlerische Begabung ihn bei seiner Regietätigkeit noch obendrein auf jedes Text- oder Regiebuch, auf jeden Notenauszug vollkommen verzichten läßt und ihn befähigt, ohne irgend solche Hilfsmittel, auch das kleinste, mit der Musik nicht auf die Note übereinstimmende bühnentechnische Versehen — geradezu verblüffend bei den in dieser Hinsicht die schwierigsten Aufgaben stellenden Werken Richard Wagners, — mit unfehlbarer Sicherheit festzustellen.

Durch seine hochselige Mutter, Herzogin Antoinette, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Herzogin zu Sachsen, nahe verwandt mit König Ludwig II. von Bayern, der im Begeisterungsrausch einer idealüberfüllten Jugend imstande war, ein Weltgenie, wie das Richard Wagners, vorausahnend zu erkennen und, einem Heere von Widersachern entgegen, durch die königlich-freigebige Aufrechterhaltung seiner künstlerischen Überzeugung einer ganz neuen Ära der Kultur die Bahn zu eröffnen, hat der hohe Herr in den für die ganze künftige Kunstrichtung so entscheidenden Jugendtagen das sieghafte Aufleuchten Richard Wagners mit dem königlichen Wagnererretter gemeinsam erlebt und sich daher die stilgetreu vollkommene Wiedergabe der Schöpfungen dieses deutschesten der deutschen Tondramatiker zur Hauptaufgabe gemacht. Wagners Kunst und ästhetische Gesetze klingen auch wie ein alles beherrschender Grundton durch den ganzen Betrieb der anhaltischen Residenzbühne hindurch, aber das doch nicht mehr, als es Wagners gewaltige Bedeutung als Wort-Tondramatiker und Kulturpionier erfordert. Was das Hoftheater sonst, auch Außerwagnerisches, unter der Aegide des kunstsinnigen Landesherrn brachte, davon dürfte gar vieles, wegen der Dessauer Eigenart, mit altem, erbeingesessenem Theaterschlendrian endgültig zu brechen und in der Erstanwendung noch nicht eingebürgerter Verbesserungen mutig voranzugehen, andern großen Bühnen zum Vorbild dienen. Nicht nur Uraufführungen, wie z. B. Joseph Reiters „Totentanz" oder „Der Tor und der Tod" von Hugo von Hofmannsthal, sondern auch bloße Neueinstudierungen oder Neuinszenierungen sind für die Theatergeschichte von bleibendem Wert, weil in Dessau unermüdlich daran gefeilt wird, die Meisterwerke ganz getreu nach den Absichten ihrer Schöpfer zu behandeln. Bei solchen Grundsätzen ist es selbstverständlich, daß in „Dessau-Bayreuth", wie Anhalts Hauptbühne in Wagnerkreisen (Cosima Wagner reiht Dessau unmittelbar nach Bayreuth!) in Anerkennung ihrer die höchste Stufe erreichten Stiltreue genannt wird, Wagners Werke ganz ohne Striche zur Aufführung gelangen und auch der „Fliegende Holländer" in einem einzigen Aufzuge gegeben wird.

Der Spielplan des Dessauer Hoftheaters hat sich schon von jeher durch sein Bestreben, nach Möglichkeit deutsch zu sein, ausgezeichnet, und es bedurfte dort nicht erst der schmerzlichen Erfahrungen des großen Weltkriegs, um vor einer unseres Deutschtums unwürdigen Ausländerei gewarnt zu werden. Veranlaßt durch die Vollendung ihrer Opernaufführungen, machte man dieser Bühne

indes schon öfter den Vorwurf, sie verlege ihre Haupttätigkeit zu sehr auf die Oper und lasse das stiefmütterlich zur Seite geschobene Schauspiel viel seltener zu Worte kommen. Hier genügen zur Widerlegung schon die nackten Zahlen: 1906/07 — 75 Opern, 78 Schauspiele; 1907/08 — 72 Opern, 77 Schauspiele; 1908/09 — 69 Opern, 77 Schauspiele, u. s. f. mit jedem Jahre in aufsteigender Vermehrung. Ebenso wie Dessau für Méhuls „Joseph in Ägypten" oder für die in der trefflichen Bearbeitung des Eislebener Ästhetikers Hermann Stephani über die Szene gegangene „Euryanthe" von Weber seine gastlichen Pforten öffnete, damit diese Meisteropern hier ihre Wiedergeburt erproben könnten, so ist gleichwohl dem zweiten Teile des „Faust", Kleist's „Hermannsschlacht" und „Käthchen von Heilbronn" dort eine dem verfeinerten und anspruchsvolleren Kunstideale der Gegenwart entsprechende Neubelebung zuteil geworden.

Es ist eine in der Geschichte der Kultur schon oftmals nachgewiesene Erscheinung, daß die für die Kunst, meist für die Pflege eines einzelnen Zweiges davon, wichtigsten Städte immer abseits vom großen Weltgetriebe liegen. Eduard Engel schreibt einmal: „Seit einem Menschenalter steht meine Überzeugung fest: die Großstadt, besonders die Riesenstadt, ist für die meisten schaffenden Geister das Verderben. Abgewendet kann es von denen, die in solch' einem menschenfresserischen Steinungeheuer zu leben gezwungen sind, nur dann werden, wenn sie sich eine Insel schaffen, zu der nur sie den Kahn besitzen. Wie wenigen aber gelingt solche Insel! Es ist keine Mode, nein, es ist nur starkes Gefühl der Notwehr, der Lebensgefahr, wenn sich jetzt einer nach dem andern aus dem Rachen der Menschenfresserin zu retten sucht in die gottlob noch blühenden kleineren Städte. Ich kenne ihrer Dutzende und weiß von meinen gelegentlichen Vortragsreisen her, welch' tiefes und reiches und selbständiges Geistesleben in unseren feinen kleinen Städten, nicht bloß in den Residenzen, gedeiht. Ohne dieses Leben, nur angewiesen auf den Geist der Riesenstädte, müßte die deutsche Welt verblöden."

Ist das auch etwas scharf ausgedrückt, so haben doch Städte wie Weimar und Düsseldorf, Meiningen und Bayreuth, den innern Sinn der Engel'schen Worte vollauf bewiesen. Zu diesen die Ideale bewahrenden Geistesstätten muß seit Jahren auch die anhaltische Residenzstadt Dessau hinzugezählt werden. Das Ansehen ihrer Hofbühne ist bekannt, haben doch schon Wilhelm Köhler (1846), Richard Wagner mehrmals in seinen „Gesammelten Schriften", Wilhelm Hosäus (1882), Paul Lindau („Nord und Süd", Februar 1883), Moritz von Prosky (1884), zahlreiche neuere Fachschriftsteller, wie Ernst Hamann, Ludwig Gerlach, Paul Marsop und andere, sowie auch der norwegische Komponist Gerhard Schjelderup schon längst auf die Vortrefflichkeit der dort gebräuchlichen szenischen und musikalischen Vorarbeiten rühmend hingewiesen. Aber ebenso wie die historische Vergangen-

heit des kriegstüchtigen Anhaltlandes erst jetzt in dem großen Geschichtswerke des Zerbster Geheimen Archivrates Prof. Dr. Hermann Wäschke (Verlag Schulze, Cöthen 1912/13) eine unserer Zeit angemessene, gesamtübersichtlich klare Darstellung gefunden hat, so wurde gleichzeitig auch dem Musik- und Theaterleben dieses schon durch das dortige Wirken eines Johann Sebastian Bach ausgezeichneten Landes in dem umfangreichen Prachtwerke „Ascania" des Dramaturgen am Dessauer Hoftheater Prof. Dr. Arthur Seidl (Verlag Bosse, Regensburg 1913) erst jetzt eine der Sache würdige ästhetische Betrachtung zuteil. Späteren Forschern wird diese vielbringende Aufsatzsammlung einmal sehr erwünschtes Zubehör zu einer „Musikgeschichte Anhalts" bieten; die bis in das Jahr 1829, Wagners ersten dortigen Aufenthalt, zurückführende Abhandlung „Richard Wagner in Anhalt" ist überhaupt unerläßlich notwendig zum näheren Verständnis des heutigen anhaltischen Kunsttreibens und seiner Vorgeschichte. Am meisten gibt aber die musikhistorisch wertende Aufzählung des durch Jahrhunderte hindurch angesammelten Bestandes der „Musik-Bibliothek des Herzoglichen Hoftheaters" ein deutliches Bild von der jeweiligen Kunstrichtung im Herzogtum. Daß in den „Ascania" auch die persönlichen Verdienste des führenden Geistes der allzeit glänzend gelungenen Kunstdarbietungen des Hoftheaters in Sonderartikeln eigens betont wurden, ist nach dem Vorhergesagten nur recht und billig. Die Aufsätze: „Ein Wagnerianer auf dem Fürstenthron", „Zum Jubiläum eines genialen Bühnenleiters", „Kulturbriefe aus dem ‚Deutschen Winkel'" und „Goldene Regeln eines fürstlichen Theaterleiters" werden das stille und selbstlose Wirken Herzog Friedrichs II. von Anhalt bald auch allgemein kennen lehren. Diese Veröffentlichungen über den herzoglichen Intendanten sind keine Fürstenverherrlichung, sie sind bloß die gerechte Würdigung einer genialen Künstlernatur, eines großen Menschen, der sein auch unter den ersten Fachgenossen hervorragendes Können nur dazu verwendet, um seine ihm von Gott anvertrauten Landeskinder zu seiner eigenen idealen Höhe emporzuziehen. Darin gipfelt eben — ganz im Gegensatze zu seinem königlichen Vetter Ludwig II. von Bayern — Herzog Friedrichs II. heilige Auffassung von dem Berufe eines Landesfürsten: die seiner Künstlerseele zum Lebensbedürfnis gewordene Kunst nicht auf einsamer Höhe nur für sich allein zu genießen, sondern seine ihm als Himmelsgeschenk in die Fürstenwiege gelegte Künstlerschaft, der sich ein Regent mit seinen Pflichten ja nicht frei hingeben darf, nur zum Ruhme seines Landes, zur geistigen Erhebung seines Volkes, immer noch höher strebend, auszuüben.

Wie freudig dankbar würde sich das ganze Anhaltland nun rüsten, um den 60. Geburtstag seines geliebten und bewunderten, großherzigen Landesherren festlich zu begehen, wenn nicht der Krieg und wegen ihm der eigene Wille des hohen Jubilars jede Feier verwehrt hätte. Doch auch diese bange Zeit des ganz Europa erschütternden Kampfes wird vorübergehen und Deutschland wird, von dem

schweren Alpdrucke befreit, froh aufatmen. Dann darf auch die Kunst wieder zu ihrem Rechte gelangen und sie wird dann im „Garten Deutschlands", wie Anhalt seines prächtigen Wald- und Wiesenreichtums wegen oft genannt wird, unter dem selbstschöpferisch mittätigen Regenten und seiner dem kunstsinnigen badischen Herrscherhause entstammenden erlauchten Gemahlin ihre hohe Mission mit bis in die fernsten Zeiten nachwirkende Segen erfüllen. Dem volksveredelnden Urheber aber dieses Goldenen Zeitalters der Bühnenkunst in Anhalt, Herzog Friedrich II., möge durch rastloses, begeistertes Mitschaffen all seiner Helfer, deren anerkannte Namen ja schon den Erfolg verbürgen, aus seiner idealen Kunstschöpfung soviel Freude erwachsen, daß sich Martin Greifs Dichterworte jederzeit bewähren: „Selig der Fürst, dessen Thron die Musen umstehen!"

Alberta von Puttkamer: Blutrote Blumen.

Sacht mit ihren Frühlingszweigen
Pocht an's Fenster sie zur Nacht,
Und sie redet durch das Schweigen:
„Knospend ist der März erwacht —

Tausendschöne, weite Auen,
Wälder, die da selig ruh'n, —
Und in letzten Tiefen blauen
Jene Wunderblumen nun;

Deren Aug' ist himmelfarben,
Und ihr Duft vom Paradies —
Viele sind's, die um sie warben,
Wen'ge, wo ich sie verhieß . . .

„Weißt du: wo im Wäldergrunde
Märchen schlafen und der Traum,
Wo die Schönheit krönt' die Stunde,
Steht die Blume keusch im Raum —."

„Pflücke sie aus diesem Lenze,
„Blaue Blume" nenn' ich sie,
Möchte sie in meine Kränze
Winden, ich, die Poesie . . ."

— — — — — — — — — — —

„Göttin, ruhest im Entrückten
Sternenhoch und urquelltief,
Nahest heimlich dem Entzückten
Nur, wenn dich die Sehnsucht rief . . .

„Weißt nicht, daß in wilden Wirren
Und in Feuern rast die Welt;
Tausend arge Kugeln irren
Über blutbetautes Feld . . .

„Dennoch such' ich jene Blume,
Weil die Herrin es gebeut,
Heb' sie aus dem Heiligtume
In den blut'gen Lenz von heut . . ."

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Und ich war in letzten Waldesgründen —
Tag' und Nächte sanken hin in Not —
Konnte nicht die blaue Blume finden:
Alle, alle Blumen waren — — rot . . .

Josef Kiß Budapest:
Das Lied vom Kühelein.

Aus dem Ungarischen von Armin Barát (Budapest).

Armes Küh'lein, Blonde, welches Unterfangen,
Bist gar, mir nichts, dir nichts, in den Krieg gegangen!
Statt ruhig zu kauen, das ist nicht geheuer,
Suchst du Abenteuer.

Eines schönen Morgens zog sie unverdrossen
Durch des Hauses Pförtchen, das ja nie geschlossen,
Reckt sich ganz gemächlich, wie sie 's sonst tut gerne,
Und zieht in die Ferne.

Wedelt mit dem Schweife, trippelt weiter sachte,
Trifft auch keinen einz'gen Nachbar, der sie fragte:
— Wohin, Blonde, ziehst du gar so früh von hinnen?
Bist gewiß von Sinnen!

Kein bekannter Köter hat sie angefahren,
Alles ist geflüchtet, die Klugen, die Narren,
Fort sind Menschen, Hunde, als sie Wind bekommen,
Daß die Russen kommen!

Männer rafften Sensen, Weiber Kinderwiegen,
Ließen ungeknetet ihren Brotteig liegen —
Wem, wozu auch kneten? Öde und verlassen
Die Häuser, die Gassen.

Was war das im Dorfe für ein wüstes Treiben!
Alles jagte, kreischte, — niemand wollte bleiben —
Griff nach Tand und Fetzen . . . Gold und teure Schließen
Unberührt sie ließen.

Traurig zieht das arme Küh'lein seines Weges,
Achtet nicht der Kräuter hart am Saum des Steges.
Hebt das Köpflein plötzlich, als ob 's horchen täte, —
Nach dem Dorf es spähte.

Wo seid ihr, wo bleibt ihr? Seid alle verschollen?
Läßt mich einsam irren über wüste Schollen!
Klagend tönt ihr Brüllen, voll von bangem Sehnen,
Wie zum Abschiednehmen.

Zieht zum Dorfesende, wo an der Kapelle
Steht ein morsch-vermoostes Glockenstuhl-Gestelle,
Wo zur Schwärmezeit der Bienen lust'ge Haufen
Summend sich verschnaufen.

Da hielt sie — so pflegt sie 's jeden Tag zu treiben —
Um die dürre Lende an's Gebälk zu reiben.
Das war so ihr Ständchen — währte niemals lange —
Vor dem Weidegange.

Lebhaft wird es ringsum jetzt mit einem Male:
Gräben, Festungswälle bauen sie im Tale,
Fahren auf Kanonen, ganze Kriegerscharen,
Schneidige Husaren.

Husaren von hüben, Kosaken von drüben,
Ist 's nicht, als ob Träume Gaukelspiele trieben?
Nie sah Küh'lein so 'was, — und sie ist kein Kalb mehr!
Wahrlich, das ist lang her!

Und nun erst, schau nur schau, — geht 's mit guten Dingen? —
Stellen sich die Feinde auf zu düst'rem Ringen.
Schon knattern die Flinten, donnern die Kanonen, —
Es geht nicht um Bohnen!

Kugeln schwirren, manche ihr das Fell schon zwicken,
Meint das tapf're Küh'lein: ei, die frechen Mücken!
Schlägt um mit dem Schweife, daß es sie vertreibe:
— Bleibt mir doch vom Leibe!

Mählig sinken nieder jetzt des Abends Schatten,
Sonst zur Vesperandacht sie geläutet hatten,
Sonst um diese Stunde kam der Bursch sie holen,
Wie 's der Wirt befohlen.

Heute schweigt das Glöcklein, niemand ist zu sehen,
Als ob alle Welten sollten untergehen!
Küh'lein harrt ein Weilchen, blickt umher verdrießlich,
Trollt nach Hause schließlich.

An dem Glockenstuhle hält das Küh'lein wieder,
Reibt sich da, wo gestern, seine müden Glieder . . .
Wie das schmeckt! Solltest du 'mal ein Jucken spüren,
Kannst es selbst probieren.

Plötzlich tönt es dröhnend: aus der Luft geflogen
Saust eine Granate her in weitem Bogen.
Platzt mit mächt'gem Knalle: tausend Splitter fliegen.
Kuh und Glocke wimmern in den letzten Zügen.

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Schluß.

Mehrere portugiesische Männer und Frauen, welche, des Judentums geständig, ihren Irrglauben abschworen, wurden zu ewigem Kerker begnadigt. Zwei Schwestern, Maria und Violante Enriquenz Lopez hatten schon früher eine Verwarnung erhalten, waren jedoch wieder in jüdische Gebräuche verfallen; ihre Güter wurden konfisziert, sie wurden „ausgeliefert". Ebenso Leonora Pereira aus Evora, und der Handlungsreisende Antonio, alias Jakob Vicente. Der muselmännische Renegat Lazaro Fernandez, alias Mustafa aus Cadiz erhielt den gleichen Spruch.

Hiermit war die Reihe der dem weltlichen Gericht, also dem Feuertod, Ausgelieferten beendet. Sechs Familiare, darunter der Herzog von Albuquerque, Gatte der Camarera Mayor, und der allmächtige Minister Don Geronimo von Eguya, ordneten den Zug. Zuerst kam eine Schwadron der Glaubenstruppe, dann die Figuren, dann die einundzwanzig Lebenden, in ihren gelben, mit Flammen und Teufeln verzierten Gewändern. Unter den gelben Corozas sah man die teils sinnlos verzerrten, teils hochmütig starren, fahlen Gesichter dieser Männer und Frauen.

Da wurde Donna Maria Luisa aschgrau und ergriff die Hand des Königs; auch Donna Marianna zitterte, hatte aufgewühlte Züge; aber sie warf ihrer Schwiegertochter einen strengen Blick zu. Diese zog ihre Hand zurück und schloß die Augen. Karl der Zweite sah die beiden Königinnen mit gekränkter Miene an: „Wollt ihr mir durchaus diese Stunde verderben! Es ist doch alles so feierlich und schön!"

Die Hofdamen sahen erregt auf den Zug, verschlangen eine jede Gestalt mit den Augen, murmelten einen Rosenkranz nach dem andern, und dankten dem Heiland und der Virgen Maria für die Befreiung Spaniens von so vielen gottlosen Sündern.

Die letzten verschwanden unter dem Durchgang nach der Calle Mayor, es folgten Soldaten, dann die Vertreter der weltlichen Macht, zum Schluß der Sekretär der Inquisition, Don Fernando Alvarez von Valdéz, welcher dem Heiligen Offizium später die Urteilsvollstreckung zu melden hatte.

Nun wurden die einzelnen Erklärungen der Bußfertigen verlesen, der Alkaide führte einen jeden vor den Thron des General-Inquisitors; dann an den Majestäten vorbei, dann zum Altar. Hier, angesichts des Grünen Kreuzes, knieten sie nieder, um ihren Widerruf herzusagen. Von seinem Thron aus gab ihnen der Inquisitor-General die Absolution, die Schwadron der Glaubenstruppe feuerte jedesmal einen Salut, die Musik spielte jedesmal eine frohlockende Weise.

Erst nach 9 Uhr abends erreichten die Hofstaaten erschöpft aber hochbefriedigt den Palast. Vielen der Dienerschaft hatte man Urlaub gegeben, sie waren mit der übrigen Volksmenge nach der Puerta da Fuencarral herausgestürmt. Dort draußen, auf erhöhtem Feld erhob sich der „Quemadero".

Nach Mitternacht wurde an den Türen der Hofdamen geklopft. Vor Aufregung bebend, mit vorquellenden Augen standen dort die Kammerfrauen, wollten ihren Herrinnen alles berichten. Aber erst sollten sie eiligst sich Mäntel überwerfen. „Die Wendeltreppe nach dem Eckturm ist aufgeschlossen, die leuchtende Rauchsäule wird noch sichtbar sein."

Stotternd, unzusammenhängend, mit wilden Gesten erzählten sie das Erlebte. Nie würden sie es vergessen. „Einer nach dem andern wurde angebunden; die älteste der zwei Schwestern, Violante, fiel im letzten Augenblick in Zuckungen und rief: „Ich will widerrufen." Darauf wurde sie erdrosselt und nur der Leichnam verbrannt. Aber die andere Schwester, Maria, blieb verstockt; sie litt wohl von allen am längsten, ihr Schreien und Wimmern, ihre Krümmungen wollten gar nicht aufhören. Nur diese eine, Violante, hat widerrufen, die zwanzig andern verbrannten in ihrer gotteslästerlichen Sünde. Dabei haben die Mönche das Feuer nur ganz langsam angesteckt, nur ganz langsam kamen die Flammem heran, denn die guten Mönche hofften immer noch eine Seele vor der ewigen Glut zu bewahren. So dauerte es viel länger, als Euere Sennorien sich denken können.

Wir haben alles sehr schön gesehen, denn der eine Stallmeister und zwei Mundköche brachten uns ganz nach vorn.

Die Menge war vor Aufregung wie toll! Einige bewarfen die Angebundenen mit Steinen, einer sprang auf die Reisigbündel und hieb mit seinem Degen, daß das Blut nur so herunterrann, auf die nächsten Sünder ein. Nein, was die schrieen, wenn die Flammen sie erreichten, sie sengten, sie verbrannten! Ich habe den Klang noch in den Ohren! Aber nicht alle schrieen. Mehrere blieben wie versteinert und beteten, und zwei Judaizanten und die lutherische Nonne sangen Psalmen."

Jetzt waren sie alle oben angekommen. Da lag unter dem Sternenschein die große Stadt, dunkel erhoben sich die Dächer, die Kirchtürme, die Kuppeln. Von den hier und da spärlich erleuchteten Straßen erklang ungewohntes, undeutliches Stimmengewirr. In der Ferne stieg ein blutroter Rauch zum Himmel empor.

Die Frauen knieten und murmelten dankbare Gebete.

IX.

Erfüllung.

Vormittags trat die Dienerin an das Bett ihrer jungen Herrin, brachte ihr Eiswasser und Schokolade, erzählte ihr, wie immer, die Neuigkeiten, die sie am Austeilungsamt erfahren hatte. „Und die arme Donna Benita, Gemahlin des Don Manuel, ist tot. Wegen eines Fieberanfalls war sie gestern nicht beim Autodafé und fiel nachmittags in eine schwere Ohnmacht. Dann kam sie zur Besinnung und ist nach dem Empfang der Sterbesakramente gestorben. Es war eine gute Dame, und daß sie an einem Gott so wohlgefälligen Tage verschied, wird ihr die Fegefeuerqual gewiß verkürzen" . . . .

Inez lag regungslos mit geschlossenen Augen da, ihr Herz schlug zum Zerspringen, es sauste ihr in den Ohren. Dies war die Erfüllung. Was sie ersehnt, war ihr in übervollem Maße geworden.

Sie warf sich ein leichtes Gewand über, kniete vor der Mutter Gottes an der Wand. Die Oberduenna in Fuentevero, eine sehr fromme, wenn auch oft unleidliche Frau, hatte sie ihr mitgegeben, hatte selber das kostbare purpurbrokatene Reifrockgewand angefertigt. Inez sagte einen Dankrosenkranz nach dem anderen her, und zwischen jedem warf sie sich auf den Boden, berührte den Boden mit der Stirn. Darauf begann sie zwanzig Rosenkränze für die Seelenruhe der Donna Benita. . . . Sie kniete und betete und dankte noch immer, als ihre Frauen hereintraten, um sie anzukleiden. Die Königin empfing in Abschiedsaudienz die Herzogin von Ossuna; ihr Mann war zum Gouverneur von Mailand ernannt.

Am Nachmittag fand ein Erdbeben statt; es dauerte bloß die Zeit eines Vaterunsers, richtete in Madrid keinen Schaden an, zerstörte nur sechs Städte in entlegenen Provinzen. Donna Inez hatte die Empfindung einer feierlichen Bekräftigung ihrer Gebete. Ihr inneres Erlebnis war so groß, die Erde fühlte mit.

* * *

An einem der Abende wurde in den Prado gefahren; nur gelegentlich beteiligte sich der Hof an diesem allabendlichen Zusammenfluß der Karossen, heute war so ein Tag. Durch die großen Schwarzpappelalleen rollte der Königliche Wagen mit dem altfränkischen Wachslederbezug, sechs herrliche Schimmel wurden vorgespannt, das Geschirr war mit unzähligen kleinen Rosetten aus goldenem und rosarotem Band geschmückt. Die grünen Damastvorhänge mußten zugezogen werden, nahte sich der königliche Wagen, so galt es für respektvoll, ebenfalls die Vorhänge zu ziehen. Die Königin frug: „Wozu soll ich mich putzen, wenn ich doch nicht gesehen werde. Was habe ich davon, nur durch kleine Löcher in den Vorhängen herausschauen zu können? Die Hofdamen begriffen sie wieder einmal nicht, ein Ausflug war auch hinter den Gardinen immerhin überaus lohnend. —

Die ganz großen Madrider Damen beteiligten sich selten an der Pradofahrt, nur als neuvermähltes Ehepaar mußten sie sich im ersten Jahre möglichst oft zeigen.

So saß auch heute Donna Lorenza, das frühere Hoffräulein, stockaufrecht, mit zurückgeschlagenen Vorhängen, in ihrer Karosse. Ihr gegenüber, ebenso aufrecht, ebenso schweigsam der junge Gemahl. Einfache Leute hatten sich unter den Bäumen niedergelassen, spielten die Laute und tranken frisches Wasser, das die Aguadores ihnen reichten. Überall waren diese zu sehen, unter dem Arm trugen sie die großen Krüge, sie waren in rauhe Friesröcke gekleidet, Stricke befestigten die Sandalen an den bloßen Beinen. Die Kavaliere ritten langsam auf prächtig gezäumten Pferden vorbei, betrachteten die Insassinnen der Wagen. Viele von diesen waren die Frauen von Bankherren, Advokaten und Ärzten, noch mehr waren Schauspielerinnen und Kurtisanen. „Wenn die Dunkelheit anbricht," so erzählte eine Duenna, „sitzen die Herren ab, gehen zu Fuß umher, steigen auf das Trittbrett eines Wagens, in dem sie eine schöne Frau vermuten, bewerfen diese mit Wohlgerüchen, mit Blumen. Ja, wenn es ihnen gestattet wird, setzen sie sich in den Wagen herein. Und wenn es spät wird, kommen wirkliche große Damen, sie hüllen sich in einen weißwollenen Mantel, aber an ihrer Haltung, ihrem Gang, werden sie erkannt. Es nähern sich ihnen unsere Herren vom Hof, sagen ihnen gewagte Schmeicheleien, machen witzige Scherze, und die Damen geben Antworten in gleicher Münze. Ja, so sollte es in unseren Kreisen nicht zugehen, aber so ist es nun mal!"

All dieses Interessante durften die Hoffräulein natürlich nicht erleben. Vor anbrechender Dunkelheit kehrte der lange Zug der Palastwagen zurück.

An der Puerta del Sol sahen sie am großen, mit churriguerresker Überladung verzierten Brunnen eine Gruppe tieftrauernder Männer, die sich nach der Kirche von Buen Suceso begaben. Inez schlug das Herz, sie hatte Don Manuel erkannt. Er und seine Diener trugen lange schleppende Mäntel, einen hohen, spitzzulaufenden, mit Krepp bedeckten Hut, hinter ihnen folgte der leere Wagen; wie die Pferde, war auch er vollständig in Schwarz gehüllt.

Als Don Manuel die Hofwagen erblickte, verdeckte er sein Antlitz, ein Gruß wäre nicht ziemlich gewesen. So sah man deutlich die dünne Dürftigkeit seines schleppenden Mantels, seiner Kleider, erkannte die Löcher, mit der hier und da durchschimmernden Haut.

Es war eine überaus korrekte, distinguierte Trauer, die auch von allen Damen gewürdigt wurde. „Sei es als Stierkämpfer, sei es als Witwer, immer," sagte Donna Laura Alagon, „zeigt Don Manuel einen vollendeten Sinn für die richtige Note."

* * *

In der Galerie der Königin schauten die Bilder der steifgeschmückten Vorgängerinnen auf Maria Luisa herab. Müde schritt sie in der Last ihrer zehn Seidenröcke auf und nieder. Sie war erst neunzehn Jahre alt und frug sich oft, wie ein solches Leben zu ertragen sei.

Heute würde wenigstens auf kurze Augenblicke ein frischer Luftzug sie berühren, denn der französische Botschafter hatte um Audienz gebeten.

Jetzt stand der Marquis von Villars vor ihr, ein Stück ihrer Heimat, in heimischer Tracht; der Vertreter des christlichen Königs, ihres schwärmerisch bewunderten, im Grunde ihres Herzens vielleicht geliebten Oheims.

Sie bat ihre Damen, am andern Ende des Raums zu verbleiben, wies den Marquis, auf einem der goldbestickten Goldbrokatstühle neben ihr Platz zu nehmen. Instinktiv hatte sie die Nähe eines gewissen Vorhanges gemieden. Dort verbarg sich oft Karl der Zweite, belauschte seine Gemahlin. Heute jagte er zwar Kaninchen im Prado, doch hatte sie es sich angewöhnt, diese Stelle zu vermeiden.

Ohne, der Etikette gemäß, sich nach dem Zwecke der nachgesuchten Audienz zu erkundigen, ging ihr plötzlich das Herz über und sie klagte ihrem Landsmann in schrankenloser Offenheit ihr Leid. „Ich bin jung, ich habe Blut in den Adern, da ist es keine Freude, die Gattin eines solchen „Mannes" zu sein! Und zum Hohn wirft man mir noch Kinderlosigkeit vor. In den Straßen von Madrid — die Nicolle Quentin hat es mir erzählt — singt man freche „coplas". Könne ich nicht gebären, möge ich nach Paris abreisen. „Si paris, paris a Espana, Si non paris, paris a Paris." „Auch mit Schande zurückgeschickt zu werden, wäre mir eine Wonne; so geht es nicht länger." Sie lehnte sich im hohen Sessel zurück, schloß halb die Augen, aber die Tränen rannen auf ihr frisches Gesicht.

Der Marquis beugte sich väterlich und beruhigend vor, strich die Argenson-spitzen seines Ärmels, murmelte, davon könne keine Rede sein. Aber sein Blick überschaute den goldenen Raum; da standen, lemurenhaft, die vertrockneten Duennas in ihren grauen Witwengewändern, da standen die schwarzen Kavaliere, mit ihren scharf und hartgeschnittenen Zügen. Regungslos, wie Idole, saßen auf den Matten die Herzogin von Albuquerque und die Ehrendamen, die schmalen Ellbogen zurückgehalten, die Augen gesenkt. Da saßen sie auf den Matten, mit Schmuck behängt, von der Fülle ihrer brokatenen und goldgestickten Röcke wie von einer buntschillernden Glorie umgeben. Ihn dauerte die junge, „fille de France" in ihrem goldenen Kerker, und doch konnte er ihr nicht helfen, heute mußte er sie sogar auf's tiefste verletzen.

Ludwig der Vierzehnte hatte ihm geschrieben, ihm befohlen, die überaus heikle Sache zur Sprache zu bringen. Nach einigen entschuldigenden Worten schluckte er, schloß die Augen auf einen Moment und begann: „Mein hoher Herr hat soeben erfahren, daß Herr von Saint Chamans, der als Kapitän der Ehrenwache Euere Majestät nach der spanischen Grenze geleitete, Unglaubliches erzählt. Anscheinend hat er den Kopf verloren, hat sich damals leidenschaftlich — Euere Majestät verzeihen den Ausdruck — in Euere Majestät verliebt. Nun hat er zwei — bedauerlich unvorsichtige Briefe von Euerer Majestät erhalten . . . ."

„Briefe von mir — niemals, niemals!" Donna Maria Luisa wurde blutrot vor Zorn.

Villars sah aus den Augenwinkeln unruhig im Saal umher, machte ihr ein Zeichen, sich nichts anmerken zu lassen.

„Herr von Chamans hat zwei Briefe, von Euerer Majestät eigenhändig geschrieben, empfangen, sein Stolz, sein Glück kannten keine Grenze, er hat die Briefe seinen Freunden gezeigt. Es wurde Seiner Majestät hinterbracht, Seine Majestät haben die Briefe einverlangt, haben sie mir mit tiefbetrübten Worten zugeschickt, haben mich angewiesen, sie Euerer Majestät Seiner Wohlgeliebten Nichte zu zeigen."

Aus seinem Brokatrock zog Villars seine goldgepreßte Ledertasche und überreichte zwei gekniffte, zerlesene Briefe.

Mit starr vortretenden Augen, mit hastenden Atem, errötend, erbleichend, litt die junge Königin den ihr vollständig unvorbereiteten Schlag. Mit einer raschen Geste, mit spöttisch zitternden Lippen wies sie die Briefe zurück. „Ich werde doch kein von dem Narren angefaßtes, geküßtes Blatt berühren. Die Briefe sind gefälscht."

Ihre Farben kamen und gingen, ihr Atem versagte, endlich fand sie Worte.

„Als ich damals an jenem unseligen Tag das Palais Royal verließ, habe ich Tag und Nacht geweint. Nachher wurde ich ruhiger, nahm an den Reiseerlebnissen Teil. Aber ich habe schwerlich drei Worte mit diesem Kapitän geredet, ich erinnere mich seiner kaum, weiß nur, daß er klein und blond war, und fünfmal täglich untertänigst nach meinem Allerhöchsten Befinden frug. Madame hat mir über seine lächerliche Verliebtheit geschrieben, hat mich gewarnt. Ich habe nur die Achsel gezuckt, fand die Geschichte töricht grotesk.

Nun, hat man d a s von mir geglaubt. Auch der König, auch Sie, Herr Botschafter, haben das von mir geglaubt. Gott weiß es, selbst ohne gemeine Beschuldigungen ist es schwer genug, Königin von Spanien zu sein. Wo hat man dies ausgesponnen! Hat man in Madrid oder in Toledo oder in Wien mir den Strick gedreht?"

Sie sprach leise, nur Villars konnte ihre Worte verstehen, aber ihre Erregung, ihre Empörung wurde allen im goldenen Raum gewahr. Die Duennas, die Camarera, die Ehrenfräulein und Kammerherren rührten sich nicht, aber sie bewegten die dunkelbraunen Augen, und von Zeit zu Zeit benetzten sie die Lippen.

Donna Maria Luisa sah auf sie mit Verachtung und Haß.

* * *

Wochen vergingen; glühend, verzehrend brannte die Sonne auf Madrid. Die Kachelböden wurden an jedem Morgen mit Wasser überschwemmt, die marmorglatten weißen Wände wurden abgewaschen, kühle, geflochtene Matratzen zum Sitzen, zum Anlehnen benutzt. In den Mittagsstunden lagen die Damen entkleidet im verdunkelten Zimmer auf dem mit glatt marokkanischem Leder bedeckten Lager.

Eine erschlaffende, aufreibende Zeit für alle, schlimm für Inez, welche, ihre Ruhe wieder verlierend, sich um Don Manuel härmte.

Seit der letzten Begegnung hatte sie ihn nicht gesehen, nicht von ihm gehört. Gewiß, er war in tiefer Trauer und hielt viel zu viel auf Sitte und Herkommen, um sich ihr jetzt schon zu nahen. Aber irgend ein Zeichen hätte er senden können, irgend eine Blume, irgend einen Gruß.

Wenn beim Aufstehen ihre Frauen sie mit dem starkduftenden Orangenblütenwasser besprengten, empfand sie, schaudernd, in aufregendem Genuß, den feinen Sprühregen auf der heißen blassen Haut, als wäre es eine Liebkosung von ihm. Er benutzte diesen Orangenblütenduft.

Abends saß die Königin matt und still im Palastgarten unten am Manzanares im Schatten der Rüstern, dort aß sie mit ihren Damen zur Nacht. Die von Karl dem Fünften hergebrachten Raben krächzten, flatterten mit dem leuchtend schwarzen Gefieder umher. Zwerginnen machten ihre Späße; leider war der König nicht zugegen, um sich daran zu erfreuen.

Ein diensttuender Kammerherr nahte sich, in einer kleinen Entfernung folgte ihm eine hochschwangere Frau aus dem Volk. Der Kammerherr kniete: „Die Frau ist in die Räume des Schlosses gekommen, habe in ihrem Zustand das Verlangen, die Königin zu besehen und zu befühlen." Die Königin meinte, das Sehen würde wohl genügen. Der Kammerherr rührte sich nicht, sah Donna Laura bedeutungsvoll an; im Kreise der Damen wisperte man: „Was ist das für eine Landesmutter! Diese Ausländerin hat auch gar kein Herz." Donna Laura sagte: „Falls Euere Majestät sich weigern, das „antoja" (Verlangen) der Frau zu erfüllen, trägt Euere Majestät auch die Schuld, wenn das Kind tot zur Welt kommt." Die Königin erinnerte sich, daß der König neulich eine Unterredung mit dem Generalkommissar der Kreuzzüge unterbrechen mußte, weil eine in gesegneten Umständen befindliche Gärtnersgattin ihn zu sehen verlangte. Sie winkte der Frau, sich ihr zu nahen; der Kammerherr und die Pagen entfernten sich taktvoll. Stolz und befriedigt trat die einfache Frau heran, segnete umständlich die Königin und die ganze Gesellschaft, betastete den ungewohnt weißen Hals und Busen der Königin, die Rubinnadel im Haar, hob die gestickten Röcke auf, zählte deren Zahl, streichelte bewundernd die seidenen Strümpfe. Maria Luisa begann hysterisch zu lachen; die Damen sahen sie verwundert an.

Die Stimmung war gezwungen und gespannt. Donna Laura, die gewandteste der Damen, brachte das Gespräch wieder in Gang. „Gräfin Orgaz muß jeden Augenblick hier sein, sie wird uns über die Einkleidung der neuen Nonne, der Condestabile, erzählen." Angesichts des recht weltlichen Lebens der Maria Mancini Colonna wirkte die Gedankenverbindung erheiternd.

„Der Gemahl hat es also tatsächlich durchgesetzt."

„Ja, sie fand das Kloster doch immerhin überaus vornehm, die Regeln diskret und die Tracht kleidsam."

Gräfin Orgaz, die Palastdame, war schon in Sicht, machte schon die Verbeugungen und küßte den Saum des königlichen Rockes. „Alles ist durchaus gut verlaufen. Die Condestabile wurde von den Schwestern an der Pforte mit brennenden Kerzen empfangen und nach dem Chor geleitet. Während der Einkleidung und nachher war ihre Haltung vorzüglich. Als sie mit der Prozession durch das Schiff kam, zwinkerte sie allerdings dem Sekretär von der französischen Botschaft — wie heißt er doch? — zu."

Man kam auf das jungvermählte ehemalige Hoffräulein, Donna Lorenza, zu sprechen. Die Gräfin Orgaz meinte: „Nächstens muß wohl wieder eine Stelle neu besetzt werden, denn die in Aussicht genommene Nachfolgerin der Donna Lorenza, Donna Teresa von Bazan wird sich in absehbarer Zeit verloben."

„Mit wem denn?"

„Mit Don Manuel von Guevara. Die Sache steht fest. Wegen seiner Trauer wird die Veröffentlichung erst in zwei Monaten erfolgen. — Inez, Ihr tätet gut, Euch nach einem neuen Verehrer umzusehen. Vielleicht wird Donna Teresa sich nicht so sanftmütig als die arme Donna Benita erweisen."

Donna Barbara, die alles wußte, Doloritas und Camila, die manches ahnten, sahen im Verstohlenen ängstlich herüber. Inez dachte an den sterbenden Advocado und wahrte ihre Würde: „Wenn sich nun kein Ersatzverehrer findet?" meinte sie lächelnd.

Alle, auch die Königin, widersprachen höflich und überzeugt.

„Eine sehr vernünftige Heirat", urteilte Donna Laura. „Er ist aus guter Familie, aber er ist kein Grande. Da lag es nahe, sich durch eine Erbtochter die Grandezza zu verschaffen."

„Ja, das hat diese unbedeutende, unscheinbare Teresa Bazan sich vor einem Jahr nicht träumen lassen," meinte Arabela, „damals lebten noch ihre beiden Brüder. Über Nacht ist sie die begehrenswerteste Erbin der Monarchie geworden."

„Und über Nacht, durch das Stiergefecht, wurde Don Manuel der bewundertste Kavalier Spaniens", versetzte Donna Laura. „Ich sagte es schon — eine überaus vernünftige Heirat."

Glühend versank die Sonne hinter der Sierra de Grados, blutrot leuchtete der Himmel, die Flammen schossen aus den schweren, purpurnen Wolken und tiefdunkle Raben flatterten vorbei. Inez blickte nach der fernen Glut. Wäre es nur der Untergang der Welt! Käme nur jetzt der Erzengel auf feurigem Wagen, spaltete sich doch diese fluchbedeckte Erde, verschlänge sie doch alle, alle in den Schlund!

* * *

Donna Barbara wachte die Nacht bei Inez; kaum auf ihr Zimmer gelangt, war diese in einem Weinkrampf zusammengebrochen. Donna Barbara schickte die

Kammerfrauen fort, entkleidete das junge Mädchen, brachte sie rasch zu Bett, hielt ihre Hand.

Donna Doloritas und Donna Camila wurden auf ihr leises Klopfen nicht eingelassen. Sie gingen im Flur auf und ab und besprachen den Fall.

„Nicht dankbar genug können wir unseren Eltern sein. Das sieht man nun an der armen Inez, was von einer Erziehung auf dem Land hängen bleibt. Sie ist nicht dumm, aber was hat sie für eine schiefe, konfuse Auffassung vom Leben."

„Wäre eine von uns je darauf gekommen, im Hofanbeter den künftigen Gatten zu sehen! Nicht im Traum! Natürlich werden wir heiraten, vermutlich sehr glänzend. Aber doch nicht einen von diesen Herren, das ist doch anerkannter Zeitvertreib für sie wie für uns."

„Arme kleine Inez, mit ihren kindlichen Illusionen."

„Aber ihre Haltung war einwandsfrei."

Auf ihrem Lager sich windend, jammerte Inez: „Donna Barbara, wenn Ihr mir nicht helft, muß ich sterben. Nur zum Hohn haben „jene" in Toledo mir das Glück versprochen."

Die vertrocknete, gutuherzige Duenna konnte es nicht länger anhören: „Donna Inez, mein Herzchen, seien Sie ruhig, ich helfe Euerer Sennoria."

Und am nächsten Tag, als Inez, nachdem sie ihren Tischdienst anmutig wie immer verrichtet hatte, nun vom erstickten Gram matt auf ihrem Lager ruhte, brachte Donna Barbara mit geheimnisvollen Mienen ein Fläschchen. „Ich habe es von einer überaus erfahrenen, in ganz Madrid bekannten Frau erhalten, es ist ein Liebeselirier."

Inez stutzte: „Denkt doch an das neuliche Glaubensgericht!"

„Ach, dieser Frau und ihren Klienten wird kein Haar gekrümmt! Der Herzog von Medina Celi hat eigenhändig bei ihr Tränke für seine von ihm zärtlich geliebte, hinsiechende Herzogin geholt. Er befragt diese Frau in Sachen der Gesundheit und des Herzens. Ich habe das Allerwirksamste verlangt und erhalten. Diese Flüssigkeit besteht aus der Asche von Kupferstichen kanonisierter Heiliger, aus Schwefel, Agatpulver, Wachsfingern, ist noch mit anderen heilsamen, aber gefährlichen Substanzen, die ich nicht nennen darf, gemischt."

„Aber nur ein Viertel des Fläschchens dürfen Euere Sennoria trinken, nicht mehr, es ist ein überaus starker Trank. Dann, nach dem vierten Tag, werde ich den Don Manuel, durch Vermittlung des Don Oliviero, an die Hoftreppe von Atocha bestellen. Da wird er Sie sehen, Donna Inez, und da wird er nicht länger an die reiche Donna Teresa und an die Grandezza denken, er wird nicht umhin können, um Ihre Hand beim Herzog von Casarubios anzuhalten."

Inez lächelte mit einem verzückten Lächeln.

Abends, als sie sich zur Nacht hinlegte, leerte sie, sei es, weil sie den Augenblick zu verzehrend herbeisehnte, sei es, um die Wirkung zu verstärken, das Fläschchen mit einem Zug.

Es war, als hätte sie Höllenfeuer getrunken; ihr Hals, ihr Inneres brannte, sie verfiel in kalten Schweiß, das Herz klopfte heftig. Sie rief ihre vor der Türe schlafende Dienerin herbei, ließ Donna Barbara holen. Der Schmerz, die Schwäche nahmen zu. Donna Barbara schickte erschrocken zum Arzt. Er tat, was er konnte, fand den Zustand bedenklich.

Inez fühlte sich so kraftlos, daß sie den schwarzen Tod herannahen sah. Es ist alles vorüber, sagte sie sich, nie werde ich dem Geliebten angehören. So will ich wenigstens als Heilige sterben. Sie kommunizierte andächtig, aber das taten alle, das genügte nicht.

Sie betete die schönsten Gebete, versuchte, was sie nur im Leben versäumt hatte, gutzumachen. Donna Barbara, Camila, Doloritas und die Kammerfrauen umgaben ihr Lager, mußten genau merken, was sie ihnen bestellte. Lange Entschuldigungen, Grüße und Segenswünsche an die Eltern und Geschwister. Mit blaßen, trocknen, zwischendurch immer nach kühlem Wasser verlangenden Lippen, mit stockender Stimme zählte sie Listen ihrer Vergehungen auf: Unwahrheiten aus Angst vor Strafe, unfreundliche Behandlung einiger der Duennas. Unhöflichkeit zum Abate, Naschhaftigkeit, lieblose Bemerkungen über die fromme Oberduenna ...." „Ich bitte all diese inständig um Vergebung und verspreche, im Himmel fleißig für diese und alle anderen in Fuentevero zu beten. Auch für die hier im Schloß, für den König, die Königin, die Camarera Mayor, Donna Laura" — — — — sie murmelte viele Namen, wurde unverständlich, wies mit den zitternden Fingern auf die Umstehenden und nannte noch mit großer Anstrengung „Don Oliviero". Sie fühlte, daß die Kräfte ihr vergingen, daß sie unklar wurde, und weinte bitterlich. Nur noch einige Tage möge der liebe Gott ihr gewähren, wie könne sie sonst als Heilige sterben!

In der Schloßkapelle läutete eine kleine, dünne, den Schloßbewohnern unheimlich bekannte Glocke. Es drängten sich in den Fluren des Frauenquartiers die Duennas und Dienerinnen, die Ehrenfräuleins und Palastdamen, sie beteten Rosenkränze und Sterbelitaneien.

Da entstand eine Bewegung, die Königin kam. Ihr folgte die Camarera Mayor; da Ihre Majestät hierauf bestanden hatte, wollte sie dem eigentlich unstatthaften Besuch einen noch möglichst guten Anstrich geben. „Donna Inez," so murmelte sie, „tut mir ja unsäglich leid, aber eine Königin gehört nicht in das Sterbezimmer eines Ehrenfräuleins, dürfte sich diese enge Wendeltreppe nicht hinaufbemühen."

Arzt und Priester gingen der Königin entgegen, öffneten ihr die Tür; sie trat an das Lager, streichelte die Hand der Sterbenden, weinte und sagte: „Arme, kleine Inez." Inez sprach wirr von den Engeln, glaubte jetzt Unsere liebe Frau von Atocha in ihrem Brokatkleid, mit ihrem Diamantenschmuck vor sich zu sehen. Sie dankte der Mutter Gottes höflich, war dann wieder abwesend, murmelte von Fuentevero und dem Himmel. Die Königin ging. Es blieben Donna Barbara,

Camila, Doloritas und die Frauen. Schüttelfröste traten ein, Donna Inez entschlief in der stillen Nacht.

* * *

In der Schloßkapelle türmte sich der vergoldete Hochaltar mit seinen Heiligengestalten und Statuen, rings umher hingen die gewirkten Teppiche mit den großartig schauerlichen Darstellungen der Apokalypse. Gerade unter den sich bäumenden Reitern stand der offene Sarg. Er war aus kostbarem indischen Holz, ruhte auf einer feuerfarbenen, mit Silbertressen verzierten Decke. Rings umher flackerten die Kerzen, in ihrem flackernden goldenen Licht schien Donna Inez zu leben. Sie lag da, in einem hellblau und weißen Nonnengewand, Lippen und Wangen waren leicht geschminkt, die langen dunklen Wimpern ruhten auf der zarten Haut. Überaus schön war die Tote anzusehen.

Da präsentierte die gelbe, burgundische Wache; die betenden Nonnen und Kammerfrauen zogen sich in den Hintergrund zurück. Es schleifte und rauschte auf dem Marmor, und in ihren schwarzen, schleppenden Trauergewändern nahten sich die Hofwürdenträger zum letzten Akt.

Donna Doloritas breitete den weißen Schleier der Palmsonntagsprozession über die Gestalt, der Guardadamas, Don Oliviero, drückte behutsam, liebevoll den Deckel zu, die Guarda Mayor Donna Laura drehte den goldenen Schlüssel ab, überreichte ihm dem hervortretenden Mayordomo Mayor. Dann hallte der gleichmäßige Schritt der Garden, sie traten an, brachten den mit der flammenfarbenen Decke verhüllten Sarg hinaus; an ihrer Spitze schritt der Almirante von Kastilien.

Unten warteten sechs Granden des Reichs, sie verneigten sich vor der toten Dame, nahmen den Sarg, trugen ihn in den Schloßhof. Dort stand der Wagen. Er war mit einer blumenbestickten weißen Samthülle bedeckt. Die Herren legten den Sarg hinein, ehern erdröhnten die Lanzen der salutierenden Wachen auf den steinernen Fließen. Oben an den Fenstern stand die Königin mit ihren Damen, sie weinten und winkten.

* * *

Auf der sonnenversengten kastilischen Ebene zogen, weit auseinandergespannt, in langer Reihe sechs Maultiere den Trauerwagen. Unter dem weißsamtenen Verdeck war die feuerrot und silberne Umhüllung des Sarges zu sehen. Stumm saß der alte Guardadamas in der folgenden Karosse; er würde dem Vater den goldenen Schlüssel übergeben.

Die Landleute blieben stehen, erkundigten sich bei den nachreitenden Bedienten. Diese antworteten: „Es ist die Leiche der sechzehnjährigen Donna Inez von Zuniga und Cardenas, Tochter des Herzogs von Casarubios in Fuentevero, Hoffräulein unserer Frau Königin, die Gott beschützen möge."

(Ende)

Rundschau

Wirtschafts-Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Deutsche Auslands-Handelskammern.

Die Förderung des deutschen Ausfuhrhandels durch die Reichsbehörden ließ vor dem Kriege manches zu wünschen übrig, und nicht in allen Fällen vermochte privater Unternehmungsgeist und Weitblick ausreichenden Ersatz zu schaffen. Vor allem waltete über den wenigen deutschen Auslands-Handelskammern ein Unstern. Die im Jahre 1894 gegründete Brüsseler Deutsche Handelskammer mußte bekanntlich, nachdem ihr eine finanzielle Beihilfe vom Reich trotz mehrerer Eingaben versagt blieb, im Jahre 1904 ihre Tätigkeit wieder einstellen. Der einzigen bei Beginn des Krieges noch bestehenden Deutschen Handelskammer in Genf widerfuhr ein gleiches bedauerliches Schicksal. Und doch sind unsere Handelsbeziehungen mit der Schweiz so bedeutend, daß sie eine ständige Vertretung ganz sicher rechtfertigen, und doch befindet sich Belgien seit fast zwei Jahren unter deutscher Verwaltung. Es ist aber nichts in der Öffentlichkeit darüber laut geworden, daß die deutsche Handelskammer in Brüssel mit Hilfe der deutschen Regierung jetzt ihre Auferstehung gefeiert hätte. Dagegen vernahmen wir von unerhörten Anstrengungen, die unsere Gegner zur Eroberung unserer Absatzgebiete machen. Wir hörten, daß die seit langem bestehende französisch-russische Handelskammer in Petersburg — auch Belgien, Italien und neuerdings auch die Vereinigten Staaten unterhalten Handelskammern daselbst — in Charkow eine französische Handelskammer ins Leben rief. Unmittelbar darauf folgten die Engländer, die den Franzosen ein Absatzgebiet im Donetzbecken nicht gönnten. Sogar Belgien, dessen staatliche Existenz zurzeit doch recht fragwürdig ist, wollte in Charkow eine Handelskammer errichten. Doch wurde ihm dies von seinen Verbündeten in brüsker Weise verweigert. Deutschland steht aber in dieser Hinsicht noch immer weit hintenan, und doch wäre es so dringend nötig, nunmehr bald dem Vorbilde anderer Länder mit der

Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande zu folgen. Wirtschaftliche Interessenvertretungen im Auslande sind nun einmal eine notwendige und unentbehrliche Stütze des Handels, und ihr Fehlen hat sich für Deutschland vor dem Kriege und während desselben merklich und schmerzlich fühlbar gemacht. Denn es bedarf keines Beweises, daß überall da, wo im Auslande die Handelskammer eines fremden oder gar eines uns feindlichen Staates besteht, die deutschen Interessen stets gefährdet sind. Unseren Konsulaten, über deren Wert oder Unwert vor dem Kriege manches geschrieben wurde, kann unmöglich zugemutet werden, die Arbeiten einer Handelskammer mit zu übernehmen, schon aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil ihnen die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung stehen, und weil die Konsuln auch die täglich auftauchenden wirtschaftlichen Fragen nicht so beherrschen können, wie eine Handelskammer. So dankbar man ferner auch die Arbeit der deutschen Handelssachverständigen anerkennt, so kann diese Institution, wenngleich sie sich ganz gut bewährt hat, eine ständige Interessenvertretung im Auslande keineswegs ersetzen. Mangels einer festen Anstellung und genügender Selbständigkeit der Stellung sind diese Herren zudem des öfteren in Privatdienste getreten, um dort die gesammelten reichen Erfahrungen zu verwerten, die somit den deutschen Auslandsinteressen verloren gehen, was beim Bestehen von Handelskammern unmöglich wäre. Gerade jetzt aber und nach Beendigung des Krieges bedarf es ganz besonderer Anstrengungen, um uns den früheren Platz an der Sonne wieder zu erobern.

Die Aufgaben, die der Deutschen Auslands-Handelskammern harren sind wichtig und zahlreich. Vor allem würden sie der deutschen Regierung selbst wertvolle Dienste zu leisten berufen sein. Diese steht vor der gewaltigen Aufgabe des Abschlusses zahlreicher neuer Handelsverträge. Es gilt, alsbald die einschlägigen Fragen in allen Einzelheiten wohl vorzubereiten. Welche Institution könnte hier wohl besser der Regierung helfend und beratend zur Seite treten als eben die Auslandshandelskammer! Aber nicht nur die heimische Regierung würde sie als unschätzbare Informationsquelle, die ihr bald genug unentbehrlich werden müßte, benutzen können; auch im Interesse der Konsulate und sämtlicher Auslandsdeutschen, nicht zum wenigsten der deutschen Exporteure und Fabrikanten liegen solche Auslandshandelskammern. Alles Material, das zur Hebung der wirtschaftlichen Beziehungen der Länder dienen kann, hätten sie zu sammeln und zu sichten und die feinen Fäden, die sich von Land zu Land ziehen, und die auch der Krieg nur verwirrte, nicht zerriß, fester zu schürzen. In erster Linie natürlich im Interesse der Deutschen, doch versteht es sich, daß auch der ausländische Importeur sich ihrer mit Nutzen bedienen könnte, wenn er Auskunft über Bezugsquellen oder Absatzgebiete und -Gelegenheiten zu erhalten wünscht. Daß solche wirtschaftliche Zentralstellen eine gebieterische Notwendigkeit sind, beweisen die Ansätze, die sich in der Bildung von Wirtschaftsvereinen, nach Ländern geordnet, bemerkbar machen. Ist deren Tätigkeit durch den Krieg lahmgelegt, so wird sie nach Friedensschluß um so kräftiger einsetzen. Wieviel besser würden diese Korporationen, die eigene Geschäftsstellen unterhalten, ihre bedeutsamen und für die gesamte Volkswirtschaft wichtigen Aufgaben erfüllen, wenn ihnen in den betreffenden Ländern in einer deutschen Handelskammer gewissermaßen eine Auslandsgeschäftsstelle zur Seite stünde! Ein solches körperschaftliches Zusammenarbeiten der

deutschen Interessen im Inlande und im Auslande mit dem ausgesprochenen Zwecke der Förderung der Handelsbeziehungen und damit der Stärkung des Nationalvermögens und -bewußtseins müßte von größter Bedeutung und von größtem Segen werden können. Zugleich aber wäre damit die Sicherheit gewährleistet, daß die Regierunug wirklich sachgemäße Auskunft in allen wirtschafts-, handels-, zoll- und verkehrspolitischen Fragen, die diese Länder betreffen, erhält. Damit sind indessen die Aufgaben solcher Interessenvertretungen im Auslande keineswegs erschöpft. Sie werden als starke Kämpen auf dem Plane erscheinen, wo immer es die Förderung der deutschen Weltwirtschaft gilt, wenn Aufwendungen für deutsche Kultur und deutsche Sprache nötig werden. Dazu gehört eine großzügige Unterstützung der deutsch-freundlichen und besonders der deutschen Presse im Auslande. Was die Abhängigkeit von den englischen und französischen Telegraphenbureaus bedeutet, hat der Krieg sattsam zu unserem Schaden gelehrt. Glücklicherweise ist ja jetzt endlich durch die Schaffung eines deutschen Weltnachrichtendienstes damit begonnen worden, dem unwürdigen Zustande ein Ende zu bereiten, daß die ganze Welt alle Ereignisse von Bedeutung nur durch die englische, französische oder amerikanische Brille sieht.

Private Bemühungen und Mittel reichen nicht aus, das Ziel zu erreichen. Hier bedarf es des tatkräftigen Eingreifens der Reichsregierung. Mögen die bestehenden Wirtschaftsvereine die hier gegebene Anregung aufgreifen. Sie sind auch in der Lage, die deutsche am Export interessierte Kaufmannschaft zur Unterstützung heranzuziehen, wozu diese um so eher bereit sein wird, als durch die Gründung deutscher Handelskammern im Auslande die Bestrebungen zur Gewinnung und weiteren Erschließung ausländischen Absatzgebietes gefördert werden. Bei den Auslandsdeutschen aber wird der Ruf nach deutschen Handelskammern ein lautes Echo finden. Ein Netz solcher muß nach dem Kriege die Erde umspannen, und eine jede muß ein Stütz- und Knotenpunkt des deutschen Handels und damit ein Angelpunkt des Deutschtums in der Welt sein.

Rundschau der Kriegsliteratur XIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

„Russische Köpfe" betitelt sich der neueste Band, der in der schon oft genannten Sammlung des Ullstein-Verlages „Männer und Völker" erschienen ist. Einer der besten Kenner der russischen Geschichte, Professor Theodor Schiemann gibt in diesem Bande einen kurzen, interessanten Einblick in die Geschichte unseres östlichen Nachbars, der leider noch viel zu unbekannt bei uns ist, und um deren Erkenntnis sich Schiemann unvergeßliche Verdienste erworben hat, da für das Kennenlernen eines Volkes die Kenntnis seiner Geschichte von unschätzbarem Werte, wenn nicht geradezu eine Grundbedingung ist. Schiemann entwirft in dem neuen Ullstein-Buche, das für ein weiteres Publikum bestimmt ist und sicherlich auf zahlreiche Leser rechnen darf, kurze Skizzen von denjenigen Persönlichkeiten, die bestimmend gewesen sind für die Entwickelung der Geschicke des russischen Staates und Volkes von den Zeiten Peters des Großen an, der erst den slawischen moskowitischen Staat zu einer euro-

päischen Großmacht emporgehoben hat, bis zu unseren Tagen, bis zur Regierung Nikolaus' II. Er schildert uns die noch von asiatischen Sitten völlig beeinflußte, dennoch überall nach europäischem Anstrich und Muster suchende Regierung Peters I., den Einfluß der „drei deutschen Russen", wie der Verfasser sie nennt, Ostermann, Münnich und Biron, und die Zeit der zweifellos bedeutenden, aber ebenso berüchtigten Katharina II. Die weiteren Kapitel sind Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts gewidmet; die vielfach falsch beurteilte Gestalt Alexanders I., der durch seine Liebenswürdigkeit jeden zu bestricken wußte, wenn man auch seine Worte niemals auf die Wage der Wahrheit legen durfte, das Leben und Denken des Revolutionärs Michael Alexandrowitsch Bakunin und schließlich die Zeit von Nikolaus I. zu Nikolaus II. zieht am Leser vorüber. Das Ganze bietet — wie bereits hervorgehoben — ein interessantes und treffendes Bild von den Zuständen und dem Leben im „heiligen Rußland". —

Im Ullstein-Verlage ist auch eine neue Sammlung „Die Fünfzig Bücher" erschienen, von der bisher sechs Bändchen zum Preise von je 50 Pfennig vorliegen. Der erste Band „Der junge Fritz in Rheinsberg", zu dem Walter von Molo eine Einleitung geschrieben hat, zeigt Friedrich II. als Kronprinz in der Zeit vom Hochsommer 1736 bis Ende Mai 1740. Diese Rheinsberger Jahre sind von größter Bedeutung für die selbsterzieherische Entfaltung seines Genies gewesen, das sich in der Stille des märkischen Städtchens für seine europäische Sendung sammelte und vorbereitete. Der Band enthält zahlreiche Briefe an Voltaire, an Friedrichs Schwester Wilhelmine, an den General von Grumbkow u. a.; ferner erhält der Leser einen, wenn auch natürlich nur ganz oberflächlichen Einblick in die bekannte politische Schrift Friedrichs des Großen, den „Antimacchiavell", in der sich seine wohldurchdachte, ernste und menschenfreundliche Auffassung des fürstlichen Berufes ausspricht.

Der nächste Band „Paris 1870/71" mit einer Einleitung von Karl Scheffler bringt Äußerungen von Männern und Frauen, die in der Mehrzahl das große Ereignis der Belagerung der französischen Hauptstadt von innen mitangesehen und miterlebt haben, wie z. B. Victor Hugo, Sarah Bernhardt, Goncourt und Gautier.

Eine kleine Auswahl aus den Familienbriefen der Kaiserin „Maria Theresia", die Stefan Großmann mit einleitenden Worten versehen hat, wird vielen ein klares Bild geben von einer der klügsten, interessantesten und historisch wichtigsten Frauen, in der sich Weibliches mit Königlichem zu ehrfurchtgebietender Einheit verband.

Ein weiterer Band mit einer Einleitung von Paul Ernst bietet eine Auswahl aus dem Werke des Vaters der europäischen Geschichtsschreibung „Herodot", und die beiden letzten Bände schließlich enthalten drei „Berliner Novellen" von E. T. A. Hoffmann und vier „Österreichische Novellen" aus der Feder von hervorragenden Vertretern der kleinen Prosadichtung: Grillparzer, Friedrich Halm, Adalbert Stifter und Ferdinand Kürnberger. —

Auch die von Professor Dr. Franz v. Mammen bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" herausgegebene „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" hat einige neue Hefte erscheinen lassen. Die vom Herausgeber selbst verfaßte Schrift „Friedrich List, Deutschlands größter Volkswirt in seinem Wirken und seiner Bedeutung

für die Gegenwart" hat sich zur Aufgabe gestellt, das Interesse für unseren großen deutschen Volkswirt, dessen Lehren sich bis in die neueste Zeit im wirtschaftlichen Leben der Völker so trefflich bewährt haben, immer mehr auch in den breiteren Schichten unseres Volkes zu beleben und zu vertiefen. Der Verfasser geht hierbei von dem richtigen Standpunkte aus, daß gerade ein Studium der List'schen Schriften geeignet ist, demjenigen, der sich ernsthaft bemüht, die Zusammenhänge unseres Wirtschaftslebens zu ergründen, eine wertvolle Fundgrube zum Verständnis unserer Wirtschaftspolitik zu sein. Mammen würdigt eingehend die wissenschaftliche und praktische Bedeutung List's und schildert seine hervorragendsten Züge als Patriot, Journalist, Agitator und Politiker.

Das 16. Heft enthält politische und wirtschaftliche Streiflichter über „Die Praxis der Monroedoktrin" von Emil Engelhardt. Es ist richtig: nur wenige wissen, was eigentlich unter dem Begriffe „Monroedoktrin" zu verstehen ist, obwohl sie ihn alle paar Tage in der Zeitung lesen. Dieser Unklarheit kommt die vorliegende Schrift zu Hilfe, indem sie die ganze Entstehung und Entwickelung der Praxis der Monroedoktrin zeigt, die natürlich im Laufe der Zeit manche Änderung erfahren hat und heute ganz anders ausgelegt wird, als der Vater dieser Doktrin — wenn man nun einmal von einer „Doktrin" reden will —, der Präsident Monroe, sie sich bei ihrer Darlegung in seiner Botschaft vom 2. 12. 1823 gedacht hat. Ausgehend davon, daß der Amerikaner etwas wie den „Deutschen Gedanken", in seine Verhältnisse übersetzt, nicht kennt, weist der Verfasser nach, wie sich der Amerikaner bewußt wird, daß die Monroedoktrin nicht eine willkürliche Theorie oder nur ein selbstbewußtes kontinentalpolitisches Programm ist, sondern das Lebensprinzip der Union überhaupt. Die Abhandlung verdeutlicht die Praxis der Monroedoktrin in allen Zeiten amerikanischer Politik: den spanisch-amerikanischen Krieg, die gewaltsame Gründung der Republik Panama zum Bau des Kanals, das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Japan und Mexiko, das in der jetzigen Zeit von besonderem Interesse ist, den Weltkrieg und zum Schluß die bedeutsamen Einflüsse auf Amerikas zukünftige Politik gegenüber den Republiken in Mittel- und im Norden von Südamerika, deren reiche Ölquellen erst vor kurzer Zeit entdeckt sind. — Die Ausführungen des Verfassers können natürlich nur einen kurzen Abriß geben von diesem äußerst wichtigen Problem, das die ganze Politik der Vereinigten Staaten beherrscht; wer sich genauer über die Monroedoktrin zu unterrichten wünscht, der sei auf das ausgezeichnete Werk des Leipziger Privatdozenten W. Kraus über die „Monroedoktrin" hingewiesen.

Derselbe Verfasser hat bereits im 12. Heft dieser Sammlung eine sehr lesenswerte Abhandlung über „Japans Weltpolitik um den Stillen Ozean" erscheinen lassen. Engelhardt, der mehrere Jahre in Hawaii gelebt hat, sieht in Japan den „Generalnenner für alle weltpolitischen Zukunftsprobleme des Stillen Ozeans, die unvermeidlich mit der Politik der Vereinigten Staaten in Kollision geraten müssen, will die Union nicht alle imperialistischen Pläne aufgeben, und ihren ostasiatischen Markt zugunsten Japans räumen." Das „England des Ostens" geht konsequent und rücksichtslos seinen Plänen nach, wobei es sich, „nicht um einen theoretischen Imperialismus im Stillen Ozean handelt . . ., nicht um eine Verdrängung der Amerikaner, nur „um des Triumphes der gelben über die weiße Rasse" willen. So paradox

Politik um den Stillen Ozean geht gar nicht im letzten Grund um den Ozean, sondern um festländische Fragen: um die wirtschaftliche Vormachtstellung Japans in China und um die Auswanderungsfrage: „Kalifornien, Kanada und Australien.“ Der Kampf um die und Australien.“ Der Kampf um die Gleichberechtigung in den angelsächsischen Ländern wird nach Beendigung des Weltkrieges besonders hell aufflammen und England sowie der Union manche unruhige Stunde bereiten. —

Auch das 13. Heft der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft“: Curt Fritzsche: „Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV.“ sei im Zusammenhang kurz erwähnt. Der Verfasser, dem es fern lag, eine wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben, schließt sich in der Hauptsache an den 5. Band der „Deutschen Geschichte“ Heinrich von Treitschkes an. —

Im 17. Heft derselben Sammlung behandelt Professor Dr. Ludwig Geiger die Frage „Los von Italien“. Geiger kommt zu dem Ergebnis, daß diese Frage zu bejahen wäre, wenn in der Politik bloß die Moral maßgebend wäre, wenn jedes Volk für alle Zeiten so behandelt werden müßte, wie es nach seinem Verfahren verdient. „Aber in den Beziehungen der Völker zueinander ist die Moral ebensowenig ausschlaggebend gewesen wie die früheren Beziehungen es waren und sein konnten.“ „Moral, frühere Interessen, alte Gegensätze spielen in der Politik keine Rolle“, wie sich leicht aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker nachweisen läßt. Darum „so sehr Italien durch seine Undankbarkeit und durch seinen Treubruch verdient hätte, von Deutschland für ewig aufgegeben zu werden, diese politischen Erwägungen allein genügen nicht, um die Frage „Los von Italien“ mit einem Ja zu beantworten“. Auch vom ökonomischen und geistigen Standpunkte aus glaubt der Verfasser die Frage nach der Loslösung der Mittelmächte von Italien verneinen zu müssen. —

„Totes und lebendes Völkerrecht“ betitelt der augenblickliche Rektor der Berliner Handels-Hochschule Prof. Dr. Paul Eltzbacher eine Broschüre, die im Verlage von Duncker u. Humblot (München-Leipzig) erschienen ist. Die meisten Menschen, sagt der Verfasser, ja auch die meisten Juristen pflegen das Recht „als etwas Fertiges“ anzusehen und seine Weiterentwickelung nur dann zu beachten, wenn sie in den Gesetzsammlungen schwarz auf weiß enthalten ist. „Darauf beruht es, daß die Anklagen, die heute von beiden Seiten wegen Völkerrechtsbruches erhoben, und die Einwendungen, die ihnen entgegengesetzt werden, alle von der Voraussetzung ausgehen, als ob immer noch das Völkerrecht gelte, das Mitte 1914 gegolten hat.“ Aber dieses alte Völkerrecht ist im Weltkriege zusammengebrochen, ein neues ist im Werden begriffen, ein neues Völkerrecht, das „uns die Freiheit zu eigenem kraftvollen Handeln“ gibt. —

Der bekannte Heidelberger Universitätsprofessor Alfred Hettner hat im vergangenen Jahre im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ein höchst lesenswertes Buch über „Englands Weltherrschaft und der Krieg“ erscheinen lassen. Während im Laufe des Krieges zahlreiche Schriften erschienen sind, die diese Frage vom geschichtlichen und nationalökonomischen Standpunkte aus behandelten, hatte die Geographie es bisher versäumt, eine Darstellung dieses politisch-geographischen Problems zu geben. Diesem Mangel hat der Verfasser abgeholfen. Sein allgemein-

verständlich geschriebenes Buch lehrt uns, die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Hilfsmittel unseres Hauptgegners objektiv beurteilen und ermöglicht dadurch ein wirkliches Verständnis der Vorbedingungen für einen dauernden und vorteilhaften Frieden und eine gedeihliche Weiterentwickelung unseres Volkes.

Soeben ist auch eine zweite erweiterte Auflage des vor einigen Jahren veröffentlichten Hettner'schen Werkes „Das europäische Rußland" unter dem neuen, der Erweiterung entsprechenden Titel: „Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur" erschienen. Auch die Neubearbeitung, deren eingehende Besprechung wir uns leider für später vorbehalten müssen, hat sich zur Aufgabe gestellt, in erster Linie eine Darstellung der Geographie des Menschen und seiner Kultur zu geben. Diesen Ausführungen hat der Verfasser Betrachtungen über die geographische Bedingtheit der allgemeinen kulturellen Grundlagen des russischen Reiches und seiner inneren wie äußeren Politik angefügt, die es uns verständlich machen, inwiefern und warum es „der zum Krieg treibende Faktor" gewesen ist. Von besonderem Interesse gerade in der jetzigen Zeit sind vor allem die Abschnitte, in denen Hettner „die russische Expansionspolitik" und den „inneren Zusammenhalt" des russischen Reiches, wie er es nennt, schildert. Es ist nur zu wünschen, daß diese beiden ausgezeichneten Bücher Hettner's einen recht weiten Leserkreis finden werden, und daß sie dazu beitragen, Irrtümer und Mißverständnisse zu klären, die leider viel zu zahlreich noch über unsere Nachbarn im Osten und jenseits des Kanals bestehen. —

Im Anschluß an diese beiden Werke des Heidelberger Geographen sei auch ein soeben im Verlage von Gebr. Borngraeber erschienenes Werk des Basler Geographen Prof. Dr. Gustav Braun „über Deutschland" genannt. Seit dem Penck'schen Werke über „Das deutsche Reich" im Jahre 1887 ist keine Darstellung mehr erschienen, die es versucht, in größerem Umfange eine Beschreibung unseres Vaterlandes auf wissenschaftlicher Grundlage zu liefern, obwohl die Geographie in der Zwischenzeit eine kräftige innere Entwicklung genommen und auch im System der an den Universitäten vertretenen Fächer ihre äußere Stellung errungen hat. Es war daher an der Zeit, eine neue auf Grundlage der neuen Forschungen beruhende Beschreibung Deutschlands zu geben, eine Beschreibung, die den Leser hinausführt in die Natur und die Kenntnis deutschen Bodens bei allen Gebildeten unserer Nation stärkt und fördert. Dies ist Braun vollkommen gelungen. Erwähnt sei noch, daß dem Werk ein zweiter Band beigefügt ist, der zahlreiche Tafeln und sonstige Beilagen enthält.

* * *

In einer Broschüre, die im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig erschienen, tritt Prof. Dr. Max Apt für die Schaffung eines „Außenhandelsamt" ein, das ein Zentralamt sein soll zur Förderung des deutschen Außenhandels. Die vom Verfasser in Anregung gebrachte Einrichtung ist um so mehr erforderlich, als unser Außenhandel nach dem Kriege schweren Aufgaben entgegengeht und zweifellos einen schweren Kampf zu bestehen haben wird, um die alten Märkte im Auslande wiederzuerobern, in denen sich während des Krieges die Konkurrenten unseres Welthandels, die Amerikaner, Japaner usw. festgesetzt haben.

„Bedingt der Weltkrieg eine Umgestaltung unserer Weltanschauung?" Die Beantwortung dieser Frage hat sich Karl von Koretz in einer im Verlage von Leuschner u. Lubenskys Universitäts-Buchhandlung (Graz und Leipzig) erschienenen Abhandlung zur Aufgabe gestellt. Koretz untersucht hier, ob sich aus dem Erlebnis des Weltkrieges für unser Verständnis von Welt und Kultur ein Zuwachs ergibt, und nach sorgfältiger Prüfung kommt er zu dem Ergebnis, daß der theoretische Gewinn aus den Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit, wenn man sich bei der Kritik von jeglicher Emotion freihält, äußerst geringfügig ist. —

Der durch seine Schrift „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde" bekannt gewordene Oberstleutnant a. D. H. Frobenius tritt mit einer neuen Broschüre „Kriegsziele und Friedensziele" (Verlag von Karl Curtius in Berlin) vor die Öffentlichkeit. Er sieht unser Friedensziel darin: „den Kampf, den wir mit fast der ganzen Welt um unsere Existenz zu kämpfen haben, nicht eher zu beenden, als bis wir eine Machtstellung gewonnen haben, die uns alle Bewegungsfreiheit für die weitere Entwicklung unserer Lebensbedingungen gewährleistet. Das begreift aber Machtzuwuchs in sich, da die Rücksicht auf unsere bisherige Macht uns gegen den listigen Überfall nicht geschützt hat, das umfaßt den Verschluß der Einfallstore unserer Gegner, am sichersten durch ihre Besitzergreifung, das verlangt Gebietserweiterung für unsere anwachsende Bevölkerung, verlangt völlige Freiheit der Meere und eine innere Organisation im engsten Anschluß an unsere Freunde, die uns im Notfall noch größere Unabhängigkeit vom Auslande sichert, als wir sie zurzeit besitzen." — Die interessanten Ausführungen des Verfassers sind als recht lesenswert zu bezeichnen. —

* * *

Von neuerschienenen Kriegstagebüchern wäre an erster Stelle das recht interessante und lesenswerte Buch von Walter von Rummel zu nennen, dessen flüssiger, lebendiger Stil auch demjenigen Leser einige anregende Stunden bereiten wird, der schon einige Dutzende von Kriegstagebüchern verschlungen hat und mit dieser Art von Literatur gesättigt zu sein glaubt. Das im Verlage von C. H. Beck in München unter dem Titel: „Das erste Jahr. Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen" erschienene Buch schildert die Erlebnisse des Verfassers vom Tage seiner Einberufung nach München an, und führt uns nach einer vorübergehenden Schilderung der Ausbildung in der Heimat auf die Schlachtfelder an der Westfront, wo das Regiment des Verfassers hervorragenden Anteil nahm an den schweren, aber siegreichen Kämpfen, die unsere tapferen Truppen dort unseren Gegnern geliefert haben.

Dr. Willi Warstat hat sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, „Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen" durch eine Sammlung von Briefen an Eltern und Freunde zu belegen (Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha). Wir erfahren auf Grund von Quellen erster Hand, wie das aufrüttelnde Erlebnis dieses Krieges auf Seele und Leib gerade unserer jüngsten Kriegsfreiwilligen gewirkt hat.

Die abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15 schildert uns Kapitänleutnant Hans Paasche in dem bei August Scherl (Berlin) veröffentlichten Buche:

„Fremdenlegionär Kirsch". Das Buch bietet ein Beispiel glühender Vaterlandsliebe und jugendlichen Wagemuts, das jedes Deutschen Herz höher schlagen läßt und die guten Triebe in unserer heranwachsenden Jugend weckt. Der Herausgeber hat es verstanden, die schlichte und doch ergreifende Erzählung seines jungen Helden wiederzugeben, der sich in erstaunlicher Weise aus den Händen unserer Feinde zu befreien trachtete, der bei einer mehrwöchigen Wanderung durch den afrikanischen Buschwald in englische Gefangenschaft fiel, dann in die Hände der Franzosen kam, und schließlich, als alle anderen Versuche, in die deutsche Heimat zu gelangen, mißlungen waren, in die Fremdenlegion eintrat, bis er in der Champagneschlacht Gelegenheit fand, in die deutschen Schützengräben überzugehen. —

* * *

Zum Schluß seien noch zwei Bücher kurz erwähnt, deren Verfasserinnnen keine Neulinge mehr sind auf dem Gebiete der Literatur, Frauen, die schon mehrfach fördernd eingegriffen haben zum Wohle unserer Frauenarbeit und unserer sozialen Fürsorgepolitik. In einem in Carl Heymann's Verlag in Berlin erschienenen Buche hat Dr. Else Hildebrandt der schwedischen „Volkshochschule" eine eingehende Untersuchung gewidmet, in der sie an der Hand persönlicher Studien und einer zahlreichen Literatur die politischen und sozialen Grundlagen dieser Bildungsstätten auseinandersetzt, die sich in den nordischen Reichen so sehr bewährt haben. Das zweite Buch „Weit hinter den Schützengräben" aus dem Verlage von Eugen Diederichs in Jena enthält Aufsätze der bekannten Schriftstellerin Gertrud Bäumer, die sich durch ihre Stellung in der Frauenbewegung einen Namen gemacht hat. Auch dieses Buch der Verfasserin enthält manches Lesenswerte auch für den nicht weiblichen Teil unserer Landsleute.

Literarische Rundschau.

Von Arthur Trebitsch.

Nienkamp, Fürsten ohne Krone. (Verlag Vita, Berlin.)

Wenn Menschen, die Ziele erreicht haben und von ihrer Umwelt als die gesehen und behandelt werden, die sie sind oder scheinen mögen, dann wird man gar oft wahrnehmen, wie sie sich zu allem Wünschen und Sehnen anderer, die schwer Ringenden die Wege zum Erfolg erleichtern möchten, ablehnend verhalten. Solche Satten und „Angelangten" werden gar gern und eifrig zu behaupten wissen, daß der Rechte stets ans Ziel gelange! Begreiflicherweise! Denn, wie könnten sie besser ihr eigenes Verdienst unterstreichen und als das einzig zum Ziele Führende hinstellen? Und sonderbar! Gerade die, die alle Hintertürchen zum Erfolge geschickt und geräuschlos zu entriegeln wußten, gerade diese wird man stets laut und hochtrabend den Sieg jeder gerechten Sache, trotz aller Hemmnisse, ja gerade im Widerstreite zu den Mühseligkeiten und Anfeindungen der Welt lobpreisen hören!

Was aber ist begreiflicher, als daß gerade derjenige, der nicht zu ringen, sondern sich zu winden, nicht zu trotzen, sondern abzubiegen, nicht festzustehen, sondern zu umschleichen wußte, den erreichten Erfolg mit Leidenschaft als einzig der Kraft der Persönlichkeit verdankt hinzustellen bestrebt ist. Und so werden wir denn beobachten können, daß

solche geschickten Hintertürchenmänner des Lebens jeden Versuch, den wahrhaft geraden und aufrechten Weg zum Ziele zu erleichtern, als nutzloses, ja bedenkliches Beginnen hinzustellen lieben, da „der Starke sich immer durchsetzt"!

So werden denn auch alle „Satten" und die erfolganbetende Masse einen hochbedeutsamen Vorschlag zu einer Kulturtat ersten Ranges mit Unwillen ablehnen, den soeben Heinrich Nienkamp in seinem „fast ein Roman" genannten Werke „Fürsten ohne Krone" zu machen unternahm!

Es bedarf wohl gegen alle Pöbel-Erfolgsanbetung nur kurz der Erwähnung, daß wir mit der Glorie der erreichten Ziele stets nur jene umstrahlt erblicken, die eben Sieger blieben, daß wir nichts wissen von den tausenden von guten Kräften, die sinn- und nutzlos wohl unendlich oft sich vergeuden mußten gegen brutale Ungunst äußerer Verhältnisse, Teilnahmslosigkeit der Welt, oder Mangel jenes beglückenden „Zufalls", den der Naiv-Egucentrische, sofern er ihm zuteil wird, gerne in bejahtem Ichgefühl als „Höhere Fügung, Wink des Schicksals, Macht seiner Persönlichkeit" aufzufassen und darzustellen beliebt! Daß aber beste Menschenkräfte wieder und wieder aus Teilnahmslosigkeit, mangelndem Wirklichkeitssinn, Ungeschicklichkeit in der Behandlung zu gewinnender Hilfen, daß so oft Genialität ohnmächtig zerschellt, ungesehen verschmachtet in dieser blöden und sinnlosen Weltordnung des Ungeordneten, — welcher ernstlich Reife und Klar-Erkennende wird es zu leugnen wagen. Und wer Ziele erreichte — also nicht aus Verbitterung und „Ressentiment" die Schuld seines Versagens von sich abwälzt — gerade der wird gern gestehen, wie sehr es helfender Umstände bedurfte und wird mit Freuden es begrüßen, wenn die Qualen des Mißglückens guter Schöpfertaten gemindert oder gar beseitigt werden könnten!

Solch ein hochbedeutsamer Vorschlag, wie ihn Nienkamp in dem genannten Buche macht, wird und muß von allen jenen, die nicht egoistisch-armselig nur für sich sorgen, sondern im wohligen Gefühle, daß alles geförderte Gute kein Hemmnis für sie, sondern eben Bejahung und Bereicherung bedeutet, mit Freude und tiefster Teilnahme begrüßt werden.

In unserer nun einmal vorläufig schwer zu beseitigenden kapitalistischen Weltordnung wäre jeder Vorschlag, Abhilfe dem Geiste der Menschheit mit Ausschaltung des Geldes verschaffen zu wollen, utopischer Natur! Das wird jeder, der die Welt sieht, nicht wie sie sein sollte, sondern wie sie nun einmal ist, bitter seufzend einräumen müssen. Und mag man auch das Verfahren, das die Schäden der Geldwirtschaft abermals mit Geld bekämpfen und lindern möchte, als „den Teufel mit Beelzebub austreiben" bezeichnen — dieser allgewaltigste aller Quälgeister der Menschheit dürfte wohl noch lange Zeit nur mit dem gleichen Gifte zu bekämpfen sein! Und so ist der Gedanke, den in Nienkamps Buche des amerikanischen Milliardärs Sohn Richard Fry durch sein ungeheures Vermögen realisieren will und der durch die Stiftungen aller derjenigen mächtig emporwachsen könnte, die so oft in der Welt nicht wissen, welcher allgemein-menschlichen, großen Sache sie testamentarisch dienen könnten, ein guter, ein möglicher, ein segensreicher Gedanke.

Richard Fry aber verwendet sein Vermögen zu dem einen und einzigen Zwecke — ohne jede andere Rücksicht und Parteibestrebung, — um alle Persönlichkeiten, alle fruchtbaren und schöpferischen Geister — vorerst Europas, zu

finden, zu fördern, zusammenzuschließen!

Was sicherlich möglich ist durch ein mächtiges, wohl organisiertes Kapital ist unzweifelhaft das erste Ziel: das Finden aller produktiven Geister! Denn wenn in der von Fry so glänzend durchgeführten Weise in allen Zentralen Europas riesige Bureaus begründet wären, in welchem Fachleute ohne jedes persönlich-geschäftliche Interesse, nur rein geistig suchend, bestrebt wären in allen Gebieten und Zweigen menschlicher Erfindung, Schöpfung und Gestaltung die wahrhaft produktiven und wertvollen Gedanken hervorzuholen, wenn dann sofort die einzelnen, verwirklichenden Bereiche des zutagefördernden Getriebes mit diesen neuen Ideen und Schöpfungen auch allsogleich „gespeist" würden, so allem Guten und Neuen zum Licht der Wirklichkeit verhelfend, — wer wäre so kurzsichtig, so borniert und ungläubig, nicht einzusehen, wie Unendliches der Menschheit, der „gebenden" wie der „entgegennehmenden" dadurch geboten wäre! Werke, die durch Ungeschick des Schöpfers, Neid der weniger schöpferischen, aber dafür Ellbogenstärkeren, Schlaueren, Rücksichtsloseren so oft zugrunde gehen, oder allzuspät hervorkommen, würden so gleich bei ihrer Geburt in die rechten Bahnen geleitet! Und ebenso wie der Schöpferische solcher Organisation, die aufs Anschaulichste und in voller Verwirklichungsmöglichkeit geschildert ist — beseligt sein bislang vom ersten Tage an verneintes Werk anvertrauen könnte, ebenso würde die Welt der Konsumierenden allem von dieser — in einem Esperanto-Wort im Buche kurz bezeichneten — Organisation Gebotenen vertrauen lernen, ja ihre Darbietungen als die sicherlich guten, weil keinem privaten Verdienstgelüste entspringenden erwerben und genießen lernen! Also: daß durch Organisation alle schöpferischen Taten der Menschheit gefunden und gefördert werden können, das zu bestreiten, wird nur derjenige wagen, der entweder armseliger Erfolganbeter des sinnlos Bestehenden, oder aber der Vertreter einer eigenen unguten Sache ist, die freilich bei solcher Organisation rettungslos zurückgedrängt würde. Und für diesen groß gedachten Vorschlag können wir Nienkamp aus vollem Herzen und klar erwägendem Geiste Ja und Dank sagen.

Sein drittes und höchstes Ziel aber: daß die auf solchem Wege Gefundenen und Geförderten, daß diese Auslese der Besten in der Welt zusammenzuschließen seien zu einer hochbedeutsamen und erst Europa, dann die ganze Erde beherrschenden Macht des Kulturgeistes über die niedrigere Masse der übrigen Menschheit, das ist ein Gedanke, so schwer erfüllbar, so fraglich und befremdlich erscheinend, aber auch zugleich von so unendlich beglückender, ja weltumwandelnder Tragweite, daß wir ihn — nach Fry's Verfahren — genauestens zu prüfen und zu bedenken haben, gerade weil seine Verwirklichung höchstes Glück der Menschheit bringen könnte.

Die schwierigste Frage ist nun diese: Sollte es wirklich möglich sein, daß eine Gruppe von vorerst zehn Menschen den besten und wertvollsten unter sich erkennen und neidlos als ihren Vertreter hinausstellen? Daß dann eine zweite durch solche Wahl entstandene Schicht abermals einen „Besten" erwählen, und daß so in immer weiter fortschreitender Sichtung und Siebung Menschen erwählt werden, bis zum obersten dieser Vereinigung, dem Kulturfürsten, das ist, wenn die Wahl überhaupt möglich und realisierbar ist, immer leichter durchführbar: denn je höher wir emporzielen in's Reich der Geister, desto leichter wird Wahl und Verständigung wohl möglich sein!

Wie leicht ist es, mit skeptischem Psychologen-Lächeln ein rasches Nein zu sagen? Und so im voraus sich und der Welt vielleicht mit einem „Nein" Pforten zu verschließen, die vielleicht einer ungekannten Zukunft sich beglückend eröffnen könnten! Und darum wollen wir denn nachdrücklich betonen: Wir wollen daran glauben, daß ein Kreis von Menschen für die hohe Idee Frys gewonnen werden kann, namentlich zu Beginn, wo noch kein Erfolg auch menschlich-niedriges Gesindel anlockt, wir wollen daran glauben, daß solche Schar von Idee-Erfüllten einen unter sich erwählt, dem sie hohes und reines Menschentum zutraut zu den großen Zielen einer Kulturherrschaft des Geistes! Wir wollen es glauben, wollen dieses „Als ob" der Erreichbarkeit als möglich hinstellen, weil nur auf diesem Wege hohe Ziele des Geistes überhaupt erreicht werden können. Nur gläubiges Bejahen kann hierin wie in allem Guten zum Ziele führen.

Und so gebieten wir der alten billigen Skepsis Schweigen und denken uns diese von Fry begründete Gemeinschaft von immer höher Strebenden, durch größere Geldmittel aus der Masse zu freier Entfaltung emporgehobenen „Exponenten" der Kulturmenschheit verwirklicht und fragen uns: was dieses Heer von Kultur-Baronen, Grafen und Fürsten — so werden die immer höheren Grade dieses neuen Kulturadels von Nienkamp bezeichnet — wohl zu leisten vermöchte, wenn das immer mehr anwachsende ungeheure Kulturvermögen ihrem Wirken und Willen helfend zur Seite stünde?

Und da müssen wir es sagen: Der Gedanke, daß solcher Art die besten Geister aller Nationen — ob die Verwendung des Esperanto zur Verständigung und dauerndem Geistesaustausch genügen würde, lassen wir dahingestellt — in Beziehung, Fühlung und Willensherrschaft über die Menschheit gelangen könnten, dieser Gedanke hat etwas Berauschendes und Beglückendes sondergleichen, und ihn gedacht, ja ihn durch die Darstellung seiner Verwirklichung der Welt vor Augen gerückt zu haben, das ist Nienkamps Tat, für die wir ihm aus vollem Herzen Dank wissen.

Die Entwicklung, das Anwachsen, Bekämpftwerden, die Beleuchtung des Fry'schen Kulturgedankens mit den Lichtern der einzelnen Parteifärbungen in Politik und Geistesleben, das ist der eigentliche Handlungsinhalt dieses Romans einer großen Idee! Wir erfahren, wie alle Komponenten im heutigen öffentlichen Leben in ihren Tageszeitungsstimmen sich zu und gegen Frys Idee stellen: Der konservative Geist sieht die Auflösung des Staatsgedankens in Frys Beginnen, die ultramontane Presse zittert für die kirchliche Macht, der Liberalismus bejaht, nimmt aber Ärger an dem von keiner Parteifärbung, sondern rein geistig gewerteten Persönlichkeits-Kult, der ihm zu wenig Überzeugung zu haben scheint, der Sozialismus will der Masse, nicht den Individuen, den Persönlichkeiten, geholfen wissen; aus diesem brandenden Meere der widerstrebendsten Meinungswellen ragt höher und höher das Fry'sche Werk empor, auf festem Grundstein mächtig anwachsenden Kapitals, das nur dem einen dienen soll: den Persönlichkeiten in der Welt, die sich verständigen und zusammenschließen lernen zu gemeinsamer Herrschaft. Und diese so langsam und allmählich gebildete, erst geschmähte, zum Schluß gar von allen Mächten gewertete und anerkannte Organisation der führenden Geister,

diese ist es, deren Einflüssen schrittweise und ohne revolutionäre Erschütterungen unsere Erde ein anderes Gesicht verdanken soll!

Daß aber, wenn die wahrhaft Mächtigen trotz aller Machthaber, die wahrhaften Herrscher trotz allen Regierungsformen, auch wirklich zu sichtbarer und wirkungsreicher Macht und Vereinigung gelangten, daß dann das so sinnlos verzerrte Gesicht dieser unserer Welt vielleicht etwa gar harmonisch-heitere und beglückte Züge annehmen könnte, wir sind davon fest durchdrungen. Jedenfalls aber möchten wir hoffen, daß sich wirklich Menschen zusammenschließen, die die nötigen Kapitalkräfte finden, um vorerst zu versuchen, Nienkamps groß angelegte Kulturvereinigung einer Verwirklichung zuzuführen. Denn mehr ist dieses Buch und soll es uns sein als ein Roman! Ein Vorschlag, ein ausführbares Schema, eine große und vielleicht Menschheitbeglückende Idee, die allein gefördert und erforscht werden kann durch den Versuch! Im Anfang war die Tat! Nirgends so sehr wie bei solch weitzielenden Gedanken ist dies einzige Wahrheit! Wenn wir sehen und erfahren wollen, ob der große Gedanke des Zusammenschlusses der besten Geister der Erde irgend zu beglückenden Zielen führen kann, dann wird niemals skeptisches Beschwätzen, das nicht von der Stelle hilft, niemals Durchdenken, Erwägen und Bezweifeln aller der in dem Buch angedeuteten Möglichkeiten irgend von der Stelle bringen. Nur der Verwirklichungsversuch kann den Gedanken Nienkamps erproben und somit erst erkennen helfen! Das eine aber möchten wir schon heute vor allem Versuch als bestimmte Tatsache hinstellen: Wenn es gelingen sollte, die produktiven und bejahenden Geister der Welt wirklich zu einer Kulturgemeinschaft von Macht und Ansehen zusammenzuschließen, dann ist es gar nicht anders möglich, als daß solche Vereinigung unendlichen Segen spendend allmählich das Antlitz unserer gramgefurchten und qualverzerrten Welt versöhnend und reinigend zu glätten und zu klären vermöchte.

Nienkamps Buch muß gelesen werden und die Menschen, die gleiches ersehnen und erhoffen wie er, mögen sich vorerst mit ihm in Verbindung setzen, um allmählich weiterreichend jenen kristallinischen Kern zu bilden, an den anschließend sich dies geistige Gebilde zu greifbarer Gestalt vereinige!

Und nur so viel will der Verfasser dieser Zeilen zu tätiger Bejahung des Nienkampschen Kulturgedankens verkündet haben: Wenn sich andere finden, die an dem großen und schönen Werke, das wir hier anzudeuten versuchten, zu arbeiten bestrebt wären: er würde freudig mit Rat und Tat sein Scherflein beitragen zu tapfer-bejahendem Verwirklichungsversuch.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann, Reservelazarett-Direktor.

Die Arbeitsbehandlung der Kriegsbeschädigten.

Der Erfolg ist fast immer die Wirkung einer Organisation. Gilt dieser Satz doch ganz besonders auf dem Gebiet des Heeressanitätswesens im

Kriege, was schon der alte Pirogoff sagte: die Organisation ist alles: der geschulteste Arzt nützt nichts, wenn die Organisation versagt. Unsere deutsche Kriegssanitätsorganisation hat schon längst ihre Triumphe gefeiert und ehe sie sich schon in diesem Kriege bewährte, ist sie wiederum, wie so oft schon, von anderen Nationen nachgeahmt worden. Aber dieser Organisation gilt nicht nur im allgemeinen Kriegsheilwesen in Front, Etappe und Heimat, wie es sich planvoll darstellt, sondern auch der Arbeit an unseren Kriegsbeschädigten selbst. Früher als sonst, setzte hier diesmal die richtige Organisation ein. Sie galt nach dem Vorgang Konrad Biesalskys gründlichst den Kriegskrüppeln und wurde von der Gesellschaft für Krüppelfürsorge und der deutschen Gesellschaft für Orthopädie betrieben und in zahlreichen Ausstellungen gezeigt. Eine große Zahl von Militärlazaretten schuf Invaliden- und Verwundetenschulen. Bald galt aber die Sorge nicht nur den Kriegskrüppeln, denen man die frohe Botschaft zurufen durfte: Es gibt keine Krüppel mehr und der Wille siegt, wie Hans Würtz so treffend sagte! Der Film zeigte uns den „Schlosser ohne Arme und Füße" und „wie unsere Kriegsinvaliden wieder arbeiten lernen." Zahlreiche Beratungsstellen für Kriegsbeschädigte widmeten ihre Arbeit den Kriegsverletzten und Kriegskranken, sodaß sich eine planvolle Organisation für alle Kriegsbeschädigten fand. Die ganze Fürsorge erstreckt sich nach wesentlich drei Richtungen. Erstens die ärztliche Behandlung und Wiederherstellung. Sicherer Statistik nach werden nahezu 80 Prozent wieder hergestellt zur Arbeitsverwendungsfähigkeit im Heeresinteresse, als Armierungssoldaten oder im selben Beruf zu militärischen Zwecken, zur Garnisonverwendungsfähigkeit oder als kriegsverwendungsfähig. Die zweite Fürsorge findet statt in der Zurückführung der für Heereszwecke nicht mehr Geeigneten, also der zu Entlassenden in den alten Beruf oder in der Umschulung und Umlernung in den ähnlichen oder einen neuen Beruf, verbunden mit der Stellenvermittlung für Kriegsbeschädigte, und der dritte Teil der Fürsorge beschäftigt sich mit der eigentlichen Arbeitsbehandlung der Kriegsbeschädigten. Es ist eigentlich ein ganz alter Gedanke, der immer wieder auch im Frieden schon aufgetaucht war, die Kranken in den Lazaretten nutzbringend zu beschäftigen. Man war sich bewußt, daß hier Kräfte brach lagen, die nach Beschäftigung verlangten. Aber eigentlich hat erst der Krieg, auch hier der Erreger des Menschengeschickes und der Umwerter aller Werte, das Wesentliche der Arbeit organisiert. Bei Anfang des Krieges bestand die Beschäftigung der Kriegsbeschädigten in der Anfertigung von Handarbeiten und der Errichtung von leichten Werkstätten aller Art. Dem Spiel verwandte leichte Beschäftigung sollte wie übend wirken. Doch auch hier wurde schon bald Ernst gemacht. Auch hier hieß es: Pro patria est, dum ludere videmur. Aus der leichten Beschäftigung, die über das Grübeln über die Rente und über die müßigen Stunden im Lazarett hinweghelfen sollte, wurde dann die eigentliche Arbeitsbehandlung. Die Arbeitstherapie, zu deutsch Arbeitsbehandlung, ist eigentlich ein ganz altes Rüstzeug der Medizin, das zeitweise vergessen wurde, das zurückgestellt wurde, durch die rein medikamentöse arzneiliche Behandlung, in der aktiven Massage und der medikomechanischen Behandlung, sowie in der wissenschaftlichen Orthopädie, in der Heilgymnastik wieder ihre Auferstehung feierte und nunmehr zu einem gesicherten Besitz des ärztlichen Heilschatzes gehört. Während aber diese Arbeitsbehandlung sich wesentlich in den Laza-

retten durchführen ließ, ging man noch weiter und verlegte die Arbeitsbehandlung auch außerhalb der Lazarette, was sich wesentlich in den Heimatslazaretten, den Festungs- und Reservelazaretten durchführen ließ. Zu den äußerlich Beschädigten in Folge von Schuß, Stoß, Schlag, kam ja auch die große Reihe der sonst Erkrankten, und was sehr wichtig ist, das große Heer der Nervenkranken, der Krankheiten auf allgemein nervöser Basis; die Neurosen z. B. des Herzens spielen ja in diesem Kriege eine besondere Rolle und haben uns eigentlich gezeigt, wie groß die Zahl der Nervösen ist. Gerade für sie ist die Arbeitsbehandlung, und zwar außerhalb der Lazarette, eine Wohltat. Dazu kommt eine wichtige Betrachtung, das ist die Bekämpfung der Rentensucht, der Rentenhysterie, der Rentenpsychose. Ganz davon einmal abgesehen, daß es ausgeschlossen ist, daß ein Staat die im Kriege Beschädigten durch eine Rente, und sei sie noch so hoch, wirtschaftlich so stellen kann, daß sie von dieser Rente leben könnten, würden wir eine Armee von Militärrentnern großziehen, die uns fortwährend bedroht, und die uns zur unerträglichen Last werde würde. Die Rente ist und bleibt nur eine Zubuße zum Einkommen, nicht das Einkommen selbst. Wesentlich ist, daß der Kriegsbeschädigte wieder arbeiten lernt, daß er sich selbst nicht als Drohne fühlt, sondern als ein möglichst vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, soweit es sein Zustand zuläßt. Das zu beurteilen, wird später Sache der zu schaffenden Militärversorgungsämter sein, während jetzt diese Beurteilung den bei uns schon seit vielen Jahren eingerichteten Prüfungsgeschäften obliegt, die alljährlich für alle Militärrentenempfänger abgehalten werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke, der sich allmählich ergab und der von einzelnen Offizieren und Ärzten besonders gefördert wurde, die Arbeitsbehandlung auch außerhalb der Lazarette, aber während des Lazarettaufenthalts durchzuführen. Es handelt sich hier nicht nur um den Besuch der theoretischen und praktischen Fachschule für Verwundete oder den Unterricht in schon vorhandenen Schulen, wie Baugewerksschulen, Maschinenbauschulen, Handelsschulen, landwirtschaftlichen Schulen und der Art, sondern um den zum Zweck der Arbeitsbehandlung erteilten Arbeitsurlaub. Von diesem Urlaub wurde schon hie und da Gebrauch gemacht. Die Arbeitgeberverbände und die Arbeitsnachweise traten stellenweise an die Reservelazarette heran und baten um Arbeitskräfte. Diese Gewährung wurde nun mit der Zeit immer mehr Gebot und so organisierte sich schließlich der zeitweise gegebene Arbeitsurlaub zu einer ständigen Einrichtung als dauernde Arbeitsbehandlung, dauernd, so lange der Lazarettaufenthalt dauerte. Diese Absicht stimmt durchaus mit dem Bestreben überein, eine Entlassung des Mannes erst dann auszusprechen, wenn durch eine geeignete Behandlung mit dem gesamten Heilschatz der höchstmögliche Grad der Wiederherstellung des beschädigten Gliedes oder der Leistungsfähigkeit erreicht war. Die Erhaltung der Militärdienstfähigkeit fand also mit der Wiederverschaffung der Erwerbsfähigkeit eine durchaus harmonische Vereinigung. Die geschilderte Stufenleiter von der unterhaltenden Beschäftigung zu nützlicher und schwerer Arbeit liegt durchaus im Rahmen der Arbeitsbehandlung. Nicht soll der Beschädigte so lange in Lazarettbehandlung bleiben, bis das Erlernen z. B. eines neuen Berufes abgeschlossen ist, das kann nicht die Aufgabe der Militärverwaltung sein. Aber von der größten Wichtigkeit ist es, schon während des Lazarettaufenthaltes dem Kriegsbeschädigten die Überzeugung beizubringen, daß er über-

haupt wieder in den Stand kommt, beruflich tätig zu sein, und daß seine Kräfte nicht brach zu liegen brauchen. Das ist eine wesentliche Errungenschaft. Die Arbeitsbehandlung verlangt ein organisiertes Zusammenarbeiten der Leitung der Heimatslazarette mit dem Ausschusse der Kriegsbeschädigtenfürsorge und den öffentlichen Arbeitsnachweisen. So wird das Heimatslazarett selbst zur Arbeitsvermittlungsstelle, der Arzt wird auch hierbei Berater des Kranken und arbeitet Hand in Hand mit den Berufsvertretern. Die Ausschüsse der Kriegsbeschädigtenfürsorge sind meist in der Provinz zentralisiert. Von Wichtigkeit ist die allgemeine Aufklärungsarbeit auch in psychischer Beziehung. Hier sind bereits Erfolge festzustellen. Aber die praktische Arbeit außerhalb der Lazarette, welche zeigt, wie die Beschädigten bald dem Erwerbsleben wieder zugeführt werden, welches ihrer ja dringend bedarf, ist doch die Hauptsache. Zwischen ihr und der dauernden Arbeitsvermittlung bestehen die engsten Beziehungen. So ist denn eine Fülle von Arbeit aller Beteiligten geleistet worden, um die „Arbeitslustigen" wieder der Arbeit zuzuführen. Auch mit den Arbeitsunlustigen, die sich als „Staatspensionäre" träumen, werden wir fertig werden. Sie bleiben jedenfalls in der Minderzahl und von der zunehmenden Aufklärung ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Arbeitsbehandlung ein dauernder Schatz ist, der nutzbar gemacht wird in volkswirtschaftlicher Beziehung. So fügt sich auch die Arbeitsbehandlung der Kriegsbeschädigten in den großen sozialen Rahmen ein. Die Arbeitsbehandlung als dauernde organisierte Einrichtung in den Heimatslazaretten schafft den notwendigen Übergang von der unterhaltenden Beschäftigung zur Berufsarbeit, zu welcher der Kriegsbeschädigte freudig wieder zurückkehren soll. So wird der Militärrentner wieder ein nützliches Glied menschlicher Gesellschaft.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-ucza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des ehemaligen Ministerpräsidenten Grafen Karl Khuen-Héderváry.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 158. Heft 504. September 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Graf Wittes politisches Vermächtnis.

Die Rechte hat an den Zaren eine Eingabe gerichtet, in der sie erklärt, „daß das Volk die Beendigung des Krieges wünsche, sonst würden alle Früchte des Sieges durch die Revolution zunichte gemacht." Somit bekehren sich die konservativ-nationalistischen Kreise allmählich zu der von ihrem schärfsten Gegner, dem früheren Ministerpräsidenten Witte, vertretenen politischen Ansicht. Drei Jahre ist es jetzt her, daß mir Graf Witte, der seither verstorbene große russische Staatsmann, sein weltpolitisches Programm entwickelte. Der Hauptpunkt war eine Neuorientierung der russischen äußeren Politik, die ebenso weit von Frankreich weg- wie zum Deutschen Reich hinführte. Mit strahlenden Augen zeigte er mir in seinem Arbeitszimmer ein Bildnis des deutschen Kaisers mit symbolischen Widmungsworten. „Wenn dieses Bild," sagte Graf Witte, „sprechen könnte, so würde es das Programm einer friedlichen Entwicklung Europas bei engerem Anschluß Rußlands an das Deutsche Reich enthüllen. Die Reibungsflächen zwischen den beiden Reichen sind trotz oder vielmehr gerade wegen der geographischen Nachbarschaft so geringfügige, daß ein ausgesuchtes diplomatisches Ungeschick dazu gehört, diese beiden aufeinander angewiesenen Großmächte gewaltsam auseinanderzutreiben."

Für die innere Politik Rußlands lautete das politische Glaubensbekenntnis Wittes, das ich am 23. Mai 1912, nach seinem französischen Diktat, niedergeschrieben und in „Nord und Süd" veröffentlicht habe, folgendermaßen:

„Rußland befindet sich auf der Bahn der Entwicklung zu einem konservativen Konstitutionalismus, der tatsächlich konstitutionell, aber innerhalb dieses Rahmens konservativ ist. Vorläufig ist es Rußlands Schicksal, ein nervöses Leben zu führen. Die von der Reichsduma und dem Reichsrat getroffenen Maßregeln sind nicht Produkte einer reifen politischen Einsicht. Was Rußland augenblicklich durchlebt, bevor es die richtige, von der Logik seiner Geschichte vorgezeichnete Bahn betritt — das alles kennzeichnet eben die Uebergangszeit."

In seinem Werturteil über die herrschenden politischen Parteien in Rußland legte sich Graf Witte nicht die geringste Zurückhaltung auf. Seine Geißelhiebe waren nicht weniger nach rechts als nach links gerichtet. „Die liberalen Par-

teien," so sagte Graf Witte, „haben den psychologischen Augenblick nicht begriffen; sie befaßten sich nicht mit einer praktischen Politik in konstitutioneller Richtung, sondern sie erstrebten eine parlamentarische Regierungsform, die das Zarenmanifest vom 17. Oktober nicht im Auge hatte, und die den tatsächlichen Bedürfnissen Rußlands zu jener Zeit auch nicht entsprach. Die Liberalen übersahen, daß die Geschichte keine Sprünge kennt. Weder die Natur noch die Geschichte duldet ungestraft Gewaltsamkeiten. Aber auch die hyperkonservativen Elemente Rußlands haben die Logik der Geschichte nicht verstanden. Die extreme Rechte hat die freiheitliche Bewegung in Rußland nicht nach ihrem vollen Gehalte gewürdigt. Sie wiegt sich immer noch in dem Wahne, das Zarenmanifest rückgängig machen zu können, und übersieht dabei, daß ein unerschütterlicher Akt vorliegt, der vom Willen des Monarchen ausging."

Am Balkan zuckten damals schon die ersten Flammenzeichen einer kriegerischen Verwicklung auf. Ich machte Witte darauf aufmerksam, daß Miljukow und Gutschkow sich monatelang in den Balkanstaaten aufhielten, um den Boden für eine kriegerische Erschütterung auf dem Balkan vorzubereiten. Gutschkow, der Führer der Oktobristen, habe mir soeben erklärt, daß der Balkankrieg spätestens im Herbst ausbrechen werde, was mir Graf Kokowlew mit 50 v. H. der Wahrscheinlichkeit bestätigte. Graf Witte stand diesen Prophezeiungen kühl-abweisend gegenüber. Jedenfalls wollte er von einer Einmischung Rußlands in die Balkanwirren nichts wissen. Seine Worte lauteten: „Was die internationale Lage Rußlands betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß Rußland keinen Krieg will, ja, daß es ganz aufrichtig eine friedliche internationale Politik anstrebt. Das Land hat vor einigen Jahren einen schweren Krieg durchlebt. Und selbst wenn der Krieg für Rußland von Erfolg gewesen wäre, würde es der Erholung bedürfen, wie nach jedem Krieg auch der Sieger sie benötigt. Andererseits braucht Rußland gerade in der jetzigen Uebergangszeit zur Konsolidierung und zum Ausbau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen."

Während Witte diese Worte mit großem Ernste sprach, trat seine Enkelin, ein aufgewecktes Kind von elf Jahren, ein und begrüßte uns. Witte streichelte den Kopf seines Lieblings und gab der Hoffnung Ausdruck, daß dieses Kind den Weltkrieg mit allen seinen Schaudern nicht mit ansehen werde. „Ein Krieg in Europa," sagte Graf Witte ernst, „würde ohne Zweifel einen Umfang annehmen, mit dem verglichen alle vorangegangenen Kriege ein Kinderspiel wären. Kein einziger Staat in Europa kann grundsätzlich den Krieg anstreben, ohne die schrecklichen Folgen in Betracht zu ziehen, die er mit sich bringen würde. Ein jeder Krieg stellt heute ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher zu sein glaubt. Es gibt kein einziges Land, dessen innere Lage einen solchen Stoß leicht aushalten könnte, den selbst ein siegreicher Krieg seiner Volkswirtschaft versetzen würde."

Mit richtigem Blick hat Graf Witte in diesem politischen Vermächtnis zwar

das Wesen des Weltkrieges eingeschätzt, die Wahrscheinlichkeit seines Entstehens aber verkannt. Denn er sagte mir darüber folgendes:

„In der nächsten Zukunft ist kein großer Krieg zu befürchten. Der Ort, an dem kriegerische Verwicklungen sich einstellen könnten, ist der ferne Osten, wie überhaupt jene Länder, die außerhalb unseres europäisch-amerikanischen Kultursystems stehen. Die großen Probleme der Gegenwart werden durch Aufteilung der außereuropäischen Länder gelöst, und deshalb kann der einzige Grund zu einem Kriege, wenn sich die Großmächte dazu entschließen würden, nur in den widerstreitenden Interessen im fernen Osten liegen. Der zukünftige Krieg wird ein Krieg um Kolonien sein."

Graf Witte glaubte fest an die Logik der Geschichte. Er stimmte daher mit dem englischen Denker Herbert Spencer völlig darin überein, daß wir in jenes Stadium der Geschichte eingetreten seien, in dem der friedliche industrielle Typus den kriegerischen ablösen wird. „Die gewaltigen Vorbereitungen zum Kriege," sagte er mir zum Schluß unserer Unterhaltung, „und die angsterregende Stärke der europäischen Heere und Flotten gewährleisten jene Ruhe und Sicherheit, die wir alle dringend brauchen. Die innere Angst vor der Stärke dieser Heere und Flotten ist die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung des friedlichen Gleichgewichtszustandes in Europa. Wer dies alles verstanden hat, dem ist der Sinn für die innere Logik der Geschichte aufgegangen."

Die Begriffe, mit denen der Staatsmann Witte in seinem politischen Vermächtnis hantierte, sind schwankend geworden oder ganz außer Kurs gesetzt. Nicht der Verstand der Verständigen, sondern der Unverstand der Unverständigen führt das große Wort. Graf Witte selbst ist noch mitten im Kriege — gewollt oder ungewollt — aus dieser Welt geschieden, deren sinnvolle geschichtliche Entwicklung er vorausverkündete. Und doch könnte nur ein Mann seines Schlages Rußland vor völliger Zerrüttung und schwerer Heimsuchung bewahren, wie er dies nach dem russisch-japanischen Kriege so geschickt und glücklich vollbracht hat. Was gäben jene rechtsstehenden Parteien, die den Halbliberalen Witte aufs Blut bekämpft haben und die heute eine Eingabe an den Zaren machten, in der sie zu Friedensvorschlägen raten, jetzt darum, wenn sie Witte ins Leben zurückrufen könnten!

Graf Julius Andrássy,

gewesener Minister des Inneren:

Die Interessensolidarität des Ungartums und des Deutschtums.

Vortrag zugunsten des bayerischen Vereins vom Roten Kreuz in München.

Da die Deutschen und die Ungarn verschiedenen Familien der Menschheit angehören und in bezug auf Temperament, Naturell, Entwicklung voneinander abweichen, da wir ferner mehr als einmal von der Übermacht des Deutschtums bedroht und mehr als einmal gezwungen waren, unsere Existenz und unsere Verfassung gegen eine im Zeichen der Germanisierung vor sich gehende Unterdrückung zu verteidigen, gab es manchmal Zeiten, da bei uns eine antideutsche Stimmung herrschte und da wir an antideutschen Bewegungen teilnahmen. Dies hat hinwieder in Deutschland umso leichter eine antiungarische Stimmung hervorgerufen und man erblickte in uns um so leichter einen Feind, als in Ermangelung einer selbständigen ungarischen Diplomatie schon seit langem wenig unmittelbare Verbindungen zwischen uns vorhanden waren. Schon seit langem sind wir kein so mächtiger und selbständiger Faktor der Weltereignisse, daß man sich mit unseren Angelegenheiten eingehender beschäftigt hätte, und oft wurden die ungarischen Verhältnisse durch die Brille unserer Feinde betrachtet. Unsere Verhältnisse kannte man so wenig, daß selbst Bismarck, der große Realist, an seinem Lebensabend in seinen Memoiren schreibt, der Ungar sei für den Deutschen nicht verläßlich, denn er verachte den Schwaben und lasse sich vom Zigeuner „Der Deutsche ist ein Hundsfott" aufspielen. Ich kenne aber in Europa keine zwei voneinander, was Blut und Tradition anlangt, vollkommen unabhängige Faktoren, deren Interessengemeinschaft so klar dastünde und schon in so vielen geschichtlichen Geschehnissen eine Verkörperung erfahren hätte, als der Deutsche und der Ungar, und es gibt keine zweite Nation, die ein so verläßlicher Freund der Deutschen sein könnte, wie die ungarische, wenn man ihr Vertrauen entgegenbringt. Bismarck scheint noch an seinem Lebensende unter dem Einfluß jener Eindrücke gestanden zu sein, die sich ihm einprägten, als er in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich in Ungarn aufhielt, zu einer Zeit also, da wir uns gegen einen Absolutismus deutschen Charakters wehrten und der ungarische Patriotismus sich in Demonstrationen gegen alles Deutsche kundgab. Dieses Gefühl hat jedoch heute schon vollständig aufgehört und hatte seinen Ursprung nicht in dem Haß gegen die deutsche Rasse, sondern ausschließlich in dem Haß gegen die dem Absolutismus in deutschem Gewande, in deutscher Sprache dienenden Organe und richtete sich gegen die Herrschaft jener Fremdlinge, unter denen es ebensoviele Italiener, Tschechen,

Spanier gab, als Deutsche. Heute ist jedoch auch dieses Gefühl verschwunden und der Deutsche wird von den Ungarn hochgeschätzt und bewundert. Deutsche Kultur stand von sämtlichen Kulturen den Ungarn immer am nächsten. Von fremden Sprachen sprechen die meisten Ungarn das Deutsche. Es kann gesagt werden — wenn uns der Deutsche auch nicht kennt — daß die Ungarn als kleinere Nation die deutschen Verhältnisse und den deutschen Geist schon notgedrungen gründlich studiert haben; diese Verhältnisse und diesen Geist gründlich kennen, heißt aber sie verehren. Besonders lebhaft wurden die für die Deutschen gehegten Sympathien im gegenwärtigen Kriege, da sich dem Gefühle der Anerkennung und Bewunderung auch die glorreichen und tragischen Erinnerungen gemeinsamer Kämpfe und gemeinsam vergossenen Blutes anschlossen. Und seien Sie dessen versichert, je größer die Zahl derjenigen sein wird, die die deutsche Nation hassen, verleumden und angreifen, um so inniger wird unsere Anhänglichkeit sein, denn wir wissen, daß diese Anklagen ihren Ursprung hauptsächlich im Neid und in der Eifersucht haben.

Aber auch von Empfindungen völlig abgesehen, wurden und werden die deutsche und die ungarische Rasse von großen Interessen aufeinander angewiesen. Die eigentliche Ursache der Freundschaft besteht darin, daß ihre Länder sich so nahe liegen, daß ihr Schicksal für den anderen niemals gleichgültig sein kann, und darin, daß dieses Aufeinanderangewiesensein doch niemals so groß war, daß es das Interesse welchen Teiles immer erheischt hätte, den anderen zu unterwerfen. Der mit soviel Blut getränkte, von den Karpathen begrenzte Boden Ungarns ist schon von Natur aus dazu bestimmt, einen einheitlichen Staat zu bilden.

Unser Vaterland ist geographisch nicht ein natürlich ergänzender Teil jener Gebiete an der oberen Donau und am Rhein, die das Deutsche Reich bilden, sodaß das Deutschtum nicht anstreben mußte Ungarn zu unterwerfen. Reale, militärische Interessen haben es nicht gegen Pannonien gedrängt, wie z. B. gegen Nordosten in der Richtung auf das Gebiet des Slawentums, von dem das Deutschtum durch keinerlei natürliche Grenzlinien getrennt wurde. Die Nation, von der das alte Germanien bewohnt wurde, brauchte ihre Grenzen nicht über die Karpathen auszudehnen, abgesehen von der regen Wechselwirkung, die sich zwischen Ungarn und den zum Deutschen Reiche gehörenden Nachbarländern notwendigerweise herausgebildet hat. Andererseits lag es auch nicht im Interesse jener Nation, die Pannonien besaß, sich nach Westen auszubreiten. Ungarn ist geographisch eher gegen Osten offen, als gegen Westen und Norden, gegen die Karpathen. Das Gebiet der Deutschen und der Ungarn ist so nahe beieinander gelegen, daß es natürlich die Interessen eines jeden der beiden verletzt, wenn das Nachbarland von einem feindlichen Element bewohnt wird, bei keinem der beiden besteht aber der natürliche und aus der geographischen Lage folgende Trieb, die Macht auch auf den anderen auszudehnen. Auch das Gepräge und die Machtverhältnisse der lebenden Kräfte, in deren Nähe wir lebten, haben die beiden benachbarten Rassen nicht in einen

notgedrungenen Gegensatz gebracht. Im Gegenteil; auch die politische Dynamik hat es zur natürlichen Tendenz der ungarischen Politik gemacht, nach Westen passiv zu sein oder dort eine Stütze zu suchen, nach Osten aktiv zu sein, und zur natürlichen Tendenz der deutschen Politik, die von dem Osten losgetrennte Kraft der ungarischen Nation für sich zu gewinnen und gegen einen Angriff des Ostens zu unterstützen.

Die Lehren unserer tausendjährigen Nachbarschaft zusammenfassend, kann gesagt werden, es habe niemals eine Zeit gegeben, in der es das Interesse des Deutschtums erheischt hätte, daß in dem ehemaligen Pannonien nicht der Ungar, sondern ein irgendwie denkbarer Nebenbuhler herrsche. Der Platz des Ungarn hätte seit tausend Jahren immer nur von einer Rasse eingenommen werden können, deren Herrschaft für die Deutschen nachteiliger gewesen wäre, als jene des ungarischen Volkes, denn der Ungar ist der östlichste Ausläufer jener Religions- und Kulturgemeinschaft, zu deren führenden Mitgliedern die germanische Rasse gehört, und wenn der Ungar untergegangen wäre, hätte er seinen Platz Gestaltungen überlassen, die orientalischen Tendenzen zuneigten. Auch war es nicht erreichbar, daß zwischen Donau und Theiß die Deutschen dauernd herrschen, denn in Europas Mitte waren sie immer vielen Anfeindungen ausgesetzt, sodaß sie, so oft sie sich im Ausfluß momentaner politischer Verhältnisse nach dem Donautale zu ausdehnen wollten, in diesem Bestreben durch andere, aus größeren Interessen entstandene Komplikationen verhindert wurden. Für die Interessen des Deutschtums war es genug, wenn wir es nicht mit seinen Feinden hielten.

Für die ungarische Unabhängigkeit wurde die Übermacht und die aus dem Machtbewußtsein herrührende, die realen Interessen überschreitende Ambition des Deutschtums manchmal gefährlich, der Ungar vermochte sich jedoch gegen diese Gefahr gerade deshalb zu schützen, weil eine Ausdehnung nach dem Osten kein vitales deutsches Interesse war. Die Ungarn konnten sich nach dem Westen nicht ausdehnen, weil sie dort eine vorgeschrittenere Zivilisation, eine größere Macht hätten niederringen müssen, und wenn wir hie und da an den Kämpfen des Westens teilgenommen haben, war dies nur die Folge momentaner Komplikationen, während wir den Osten ständig beeinflussen mußten, falls wir nicht unter die Macht feindlicher Tendenzen geraten wollten. Eine ständige Gefahr für das ungarische Staatswesen bildete jene führende Macht des Ostens, deren Sieg auch das benachbarte Deutschtum bedrohte, sodaß die Kraft des Deutschtums zumeist zur Rückendeckung unseres Bestandes, unsere Kraft hingegen zum Schutzwall der Deutschen geworden ist. Im Donautal wurde das deutsche Vaterland im 16. und 17. Jahrhundert genau so verteidigt, wie im 20. am Fuße der Karpathen. Infolge des großen numerischen Unterschiedes erscheint es ausgeschlossen, daß die ungarische und die deutsche Rasse Nebenbuhler sein könnten und daß diese Nebenbuhlerschaft einen solchen Neid und Haß erwecke, wie ihn die Franzosen oder Engländer gegen die Germanen hegen. Die Zusammenstöße zwischen den Deutschen und Ungarn

sind niemals aus einem großen und ständigen Gegensatz der Lebensbedingungen der beiden Rassen entstanden, sie waren bloß Folgen persönlicher Fehler, übermäßigen Ehrgeizes und vorübergehender Leidenschaften und gereichten zumeist beiden zum Schaden. Zum Glück haben die beiden Nachbarn ihre Interessensolidarität zumeist auch eingesehen und sind in den Augenblicken großer Entscheidungen auch danach vorgegangen.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen möchte ich den eigentlichen Gegenstand meines Vortrages präzisieren. Er besteht darin, einen Abriß der Geschichte des deutsch-ungarischen Verhältnisses zu geben, die wunderbar folgerichtige Arbeit der Interessensolidarität nachzuweisen, die das Leitmotiv vieler großen geschichtlichen Gestaltungen war und zu einem Element des gegenwärtigen Krieges und auch zu einem verheißungsvollen Faktor der künftigen Entwicklung geworden ist. Diese Aufgabe ist eine geschichtliche und politische, denn das Verständnis der Vergangenheit ist eine Vorbedingung der Gegenwart und läßt uns die Zukunft ahnen, die eine logische Entwicklung der Vergangenheit und Gegenwart bildet, und für mich auch erfreulich ist, denn im Zeitalter des Hasses, der Leidenschaften und Feindschaften tut es wohl, sich mit der großen konstruktiven Kraft der Solidarität, der Harmonie zu beschäftigen.

Zur Zeit der Landnahme trieben uns alle Instinkte gegen die Deutschen. Der Deutsche war der reichste Nachbar, auf deutschem Gebiete war die meiste Beute zu holen, der deutsche Kaiser stand an der Spitze jener christlichen Gesellschaft, der wir Heiden als natürliche Feinde gegenüberstanden.

Das Donautal war der natürlichste Weg für unsere Reiterei. Deshalb verursachten wir auch den Deutschen anfänglich viel Schaden, doch war darum die Niederlassung der Ungarn „nicht gerade antideutsch", wie es einer der größten Geschichtsschreiber der Welt, Ranke, sagt.

Das Land, das wir eroberten, befand sich nicht in germanischer Hand, wie zur Zeit des Einbruchs Attilas, sondern in slawischer und bulgarischer Hand, sodaß unsere Ansiedelung nicht auf Kosten des germanischen Einflusses vor sich ging. Ja, dem Deutschtum nützten wir sogar, indem wir das große Mährerreich, das Mähren, Böhmen, ferner einen Teil des heutigen Ungarns und Polens in sich begriff, zu einer Zeit angriffen, als es mit dem deutschen König Arnulf in Fehde stand. Und von besonderem Nutzen war es für die Deutschen, daß wir den Platz des großen mährischen Reiches südlich der Karpathen eroberten, einer Grenzmacht, die, wie es der große Ranke schreibt, dem occidentalen Imperium „immer sehr beschwerlich gewesen war" und später besonders gefährlich werden konnte. Vom Gesichtspunkte der germanischen Entwicklung hätte ein slawischer Staat auf beiden Seiten der Karpathen und im heutigen Österreich bis an die Nordsee und Slavonien, in der unmittelbaren Nachbarschaft der auf den russischen Steppen und in den Gebirgen des Balkans lebenden slawischen Stämme sehr unbehaglich werden können.

Die wichtigste Tatsache unserer ganzen Geschichte ist vielleicht die, daß sich Stephan der Heilige, unser erster König, als wir uns zum Christentum bekehrten, nicht Byzanz, sondern Rom angeschlossen hat und damit jener Gesellschaft beigetreten ist, an deren Spitze der deutsche Kaiser stand, wenn auch nicht als Herrscher der germanisch-lateinischen Gesellschaft, sondern als ihr erster weltlicher Würdenträger und mächtigster Fürst. Durch diese Tatsache haben wir mit dem System und Geiste des Ostens gebrochen, dem wir bislang angehörten und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft verbleibend, wir zu dem nach Osten gewendeten Schutzwall abendländischen Systems und Geistes geworden sind. Diese Tatsache gibt bis auf den heutigen Tag unserem Schicksal die Richtung, sie knüpft uns an die Deutschen, dieses mächtige Mitglied jener neben uns lebenden Gesellschaft, zu deren südöstlichem Vorposten wir geworden sind. Hierdurch wurde es unser ständiges Interesse, selbstverständlich immer mit Aufrechterhaltung unserer nationalen und staatlichen Individualität, uns auf die Deutschen zu stützen und unsere ganze Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß die Entwicklung des benachbarten Ostens nicht feindlich werde, sondern sich dem Westen anpasse. Anfänglich führte es zu ernsten Zusammenstößen und zur ernstlichen Gefährdung unserer Selbständigkeit, daß, als wir uns der christlichen Gesellschaft anschlossen, Kaiser Otto III. über das Papsttum dominierte und die vom Papste gegebene Krone als eine von ihm selbst gegebene Krone betrachtete, während sich unser erster König, Stephan der Heilige, niemandem in der Welt, keinem Kaiser unterwerfen wollte, als er sich Rom anschloß. Er wollte ein selbständiges Mitglied der abendländischen christlichen Familie werden in jenem Geiste des Unabhängigkeitsbestrebens, der die Eigenschaft einer jeden lebensfähigen und lebenswürdigen Nation, und Gott sei Dank, besonders der ungarischen ist. Die deutschen Kaiser hatten auch einen gewissen Erfolg aufzuweisen, dieser Erfolg war aber nur von kurzer Dauer und schließlich drang die Konzeption Stephans des Heiligen durch. Die deutschen Kaiser wurden von ihren großen Interessen anderwärts geleitet und wir sind selbständig geblieben. Der ungarische Staat hat dem Westen, in erster Reihe dem benachbarten Deutschtum, schon von Anfang an den Dienst erwiesen, daß es mehr als eine wilde Horde des Ostens zurückgeschlagen oder im eigenen Lande angesiedelt und auf dem Balkan die Interessen der westlichen Christenheit gegenüber dem Geiste des Ostens, dem Geiste von Byzanz, vertreten hat. Doch auch uns gereichte die deutsche Nachbarschaft zum Vorteil, denn wie es bereits Stephan der Heilige getan, haben auch mehrere seiner Nachfahren die hohe Kultur, die Arbeitskraft und die kriegerischen Anlagen der deutschen Ansiedler zugunsten des ungarischen Staates verwertet, und im Osten wurde unser Nimbus dadurch erhöht, daß wir dort die Überlegenheit und die Zivilisation des Abendlandes repräsentierten. Außer dieser latenten Wechselwirkung wurde das Schicksal der beiden Nachbarn durch ein geschichtliches Ereignis von größerer Wirkung neuerdings verkettet, als der letzte Sproß des Babenberger Hauses im Kampfe gegen die Ungarn

fiel und der erste Habsburger und der mächtige Böhmerkönig Ottokar um Österrichs Herrschaft wetteiferten und als es von neuem in Frage gestellt wurde, ob der östliche Teil des Deutschen Reiches deutsch bleiben oder slawischen Charakter annehmen soll. Damals kam zwischen dem ersten deutschen Habsburger-Kaiser und dem vorletzten ungarischen Arpáden-König das Bündnis zustande, darin die prophetischen Worte enthalten sind, daß „jeder im Nutzen und Schaden, im Gedeihen und Verderben des andern sein eigenes Interesse erblicken wird"; Worte, welche oft mit blutigen Lettern in die Geschichte der Nachkommen eingetragen worden und welche heute noch wahrer sind, als sie es im 13. Jahrhundert gewesen sind. In der Schlacht auf dem Marchfeld (1278) fördert es ungarische Tapferkeit, daß sich diejenigen Teile des deutschen Reiches unter habsburgischer Führung vereinigen, deren Aufgabe es später wurde, sich mit dem Ungartum in der Verteidigerrolle zu teilen.

Natürlich leiteten unsern König in dieser Zeit nur momentane politische Gesichtspunkte, indem er aber den Tagesinteressen gerecht wurde, diente er auch unseren ständigen Interessen und der deutschen Sache, denn es wäre schädlich für uns gewesen, wenn sich zwischen dem Deutschtum und uns eine Macht erhoben hätte, die blutsverwandt ist mit den im Osten auf der russischen Ebene wohnenden Volksstämmen, die später zu großen Mächten Osteuropas geworden sind, und es war auch für Deutschland von Vorteil, daß in Österreich die Habsburger Dynastie und die deutsche Richtung triumphiert haben. Von neuem war der Beweis erbracht, daß den Deutschen unsere Nachbarschaft am vorteilhaftesten ist, uns aber die der Deutschen.

Von nun an verminderte sich die politische Wechselwirkung der Deutschen und Ungarn eine Zeitlang. Durch die türkische Gefahr wurde jedoch unsere Interessensolidarität wieder in den Vordergrund gestellt. Wenn in der Marchfelder Schlacht der unmittelbare Gewinner das Deutschtum gewesen ist und unser Vorteil erst in den späteren Folgen zur Geltung kam, dadurch, daß an unseren westlichen Grenzen nicht das slawische, sondern das deutsche Übergewicht aufrechterhalten blieb, nun waren in erster Reihe wir auf das deutsche Bündnis angewiesen. Kaum war die türkische Gefahr aufgetaucht, wählten wir instinktiv zumeist das Mitglied eines deutschen Herrscherhauses zum König: die deutschen Kaiser Sigismund von Luxemburg und Albrecht von Habsburg, ferner Ladislaus von Habsburg. Wir waren auf die deutsche Hilfe angewiesen, da der Türken rohe Kraft stärker war als unsere, und die Türken infolge ihrer christenfeindlichen Stimmung uns, die wir auf dem Wege des türkischen Vordringens zwischen Deutschland und Konstantinopel standen, natürliche und ständige Feinde waren. Aber gerade darum hätten sich die Deutschen auch selbst geschützt, wenn sie uns hätten Hilfe leihen können. Leider lebt aber Deutschland, als im 15. Jahrhundert die Notwendigkeit westlicher Hilfe zum ersten Male auftaucht, gleichfalls in einer Periode der Dekadenz und vermag nicht einmal sich selbst zu verteidigen. Liefert doch gerade zu König Sigismunds

Zeiten, der die deutsche Kraft zu unserem Schutz verwenden sollte, der deutsche Ritterorden bei vollständiger Gleichgültigkeit des Deutschtums die Tannenberger Schlacht (1410), in der das Slawentum die östliche Festung des Deutschtums vernichtet, und es kommt das neue Vordringen des Slawentums in Gang, dessen äußerste Konsequenz, die Russenherrschaft über die alten deutschen Provinzen an der baltischen Küste, erst in unseren Tagen wieder bei Tannenberg von dem modernen germanischen Helden Hindenburg mit vereinter Kraftanspannung der ganzen deutschen Rasse erschüttert wurde. Das deutsch-ungarische Bündnis vermag auch die Türken nicht aufzuhalten. Wir haben die richtige Empfindung, daß man der Gefahr auf dem Balkan zuvorkommen und den Balkan dem System des Westens anschließen müßte, aber trotz des Heroismus einzelner Kraftanstrengungen können wir keinen Erfolg erzielen; die Selbständigkeit der Balkanfürsten vermögen wir nicht zu verteidigen, während der Ausführung unserer Mission werden wir niedergebrochen. Die muselmanische Kraft kommt unseren Grenzen immer näher; Konstantinopel ist gefallen. Unter der Herrschaft eines nationalen Königs von großer Individualität, des Königs Matthias Hunyadi, steigt der Stern der Ungarn von neuem empor, dieser große Herrscher ist aber nicht imstande, mit Kaiser Friedrich in Frieden zu leben, und will sich die Unterstützung der westlichen Christenheit in der Weise erwerben, daß er Österreich und Böhmen erobert und selbst die Kaiserkrone anstrebt. Die Deutschen und die Ungarn haben es später in gleicher Weise zu büßen, daß sie diese letzte Gelegenheit zur Zurückdrängung der Türken teils wegen ihrer Zwistigkeiten versäumten. Wir haben später einen Teil unseres Landes verloren, sind derart schwach geworden, daß wir uns allein nicht mehr behaupten können, für das Deutschtum aber geriet die östliche Front in Gefahr und es konnte geschehen, daß Sultan Solimans Mohammedaner mit dem christlichsten Franzosenkönig im Bunde das Deutschtum gleichzeitig angriffen, sodaß sich Mitteleuropa, wie heute, auf einmal gegen Osten und gegen Westen verteidigen mußte.

Im 16. Jahrhundert nach dem Siege der Türken bei Mohács wurde es zu einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit, daß die ungarische und deutsche Interessensolidarität ein engeres Band zwischen den beiden Rassen knüpfe und dem christlichen Europa den Schutzwall zurückgebe, den die Ungarn allein nicht mehr aufrechtzuhalten vermochten. Die erste Wirkung dieser weltgeschichtlichen Notwendigkeit, dieser großen Interessensolidarität ist es, daß die Habsburger Könige von Ungarn werden und an der Spitze mehrerer, einander benachbarter Staaten und Provinzen zu einer Macht gelangen, die dem Vordringen der Türken Halt zu gebieten imstande ist. Obwohl diese neue Kombination eine Frucht der großen und ständigen Interessensolidarität der Deutschen und Ungarn gewesen ist, war ihre weitere innere Entwicklung und das Verhältnis der verschiedenen Staaten und Länder der Habsburger zueinander unabhängig von ihr und gehorcht den ureignen Impulsen. Das gegenseitige Verhältnis der Habsburger-Staaten hängt nicht von

der Wechselwirkung der deutsch-ungarischen Interessen ab, sondern davon, wie man in der gegebenen Zeit das große europäische Interesse, das auch ein Interesse der Großmachtstellung der Dynastie und der Sicherheit der einzelnen Staaten ist, nämlich das notwendige Zusammenwirken zu sichern, die notwendige Einheit zustandezubringen, mit jenem anderen großen Interesse der einzelnen Faktoren, besonders der Ungarn, in Einklang bringen könnte, ihre nationale Individualität, ihre staatliche Existenz aufrecht zu erhalten. Eben deshalb will ich von der weiteren Entwicklung der habsburgischen Monarchie gar nicht sprechen, ich hebe bloß hervor, daß, wenn man in diesen Zeiten manchmal den Ungarn die deutsche Sprache aufnötigen will, eine Zentralisation deutschen Charakters zu verwirklichen versucht, und wenn die Ungarn zum Schutze ihrer manchmal bedrohten Selbständigkeit, entgegen ihren großen Traditionen und ständigen großen Interessen, auch mit dem Osten ein Bündnis eingehen, und Symptome von Deutschenhaß zu sehen sind, so rührten diese Zusammenstöße und Symptome von den Übertreibungen manchmal unausweichlicher Kämpfe der eine endgültige Placierung anstrebenden Kräfte her, nicht aber vom Interessengegensatz des Deutschtums und Ungartums. Die deutsche und ungarische Interessensolidarität bleibt trotz solcher Zwistigkeiten vorhanden und geht in ihren Wirkungen über die Grenzen der habsburgischen Staaten hinaus. Die Solidarität kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß die Ungarn Ferdinand nicht nur deshalb zum König wählen, weil er Herr der benachbarten deutschen Länder und Böhmens ist, sondern auch deshalb, weil er ein Bruder des deutschen Kaisers Karls V. ist und somit in unseren Augen nicht nur die aus den Banden der Nachbarschaft herrührende Interessengemeinschaft, sondern auch den Gedanken der Interessensolidarität mit dem ganzen Deutschtum verkörpert, und die Solidarität kommt auch darin zum Ausdruck, daß deutsche Fürsten und Ritter mehr als einmal in Ungarn für die Christenheit kämpfen. Diese Interessensolidarität ist so groß und klar, daß sie sich zumeist sogar auch auf die ungarische Opposition erstreckt, die sich in der Regel erst dann nach Osten um Hilfe wendet, wenn sie nicht mehr anders kann, und auch sie sucht in der Regel in den deutschen Kräften eine Stütze. Diese Interessensolidarität trägt ihre schönsten Früchte, als sie nach 150jähriger Türkenherrschaft Ofen zurückerobert (1686) und Ungarn befreit. An diesem Feldzug hat die ganze deutsche Macht teilgenommen, wie sie von den Habsburgern zusammengefaßt werden konnte, die Kriegsmacht der Erbländer und die Truppen der Reichsfürsten, alle die Kräfte, auf deren Hilfe die Ungarn gerechnet hatten, als sie Ferdinand I. zum König wählten. Das Deutschtum hat uns mit dieser Kraftanspannung einen großen Dienst erwiesen, doch auch sich selbst, denn die Türken standen bereits vor den Toren Wiens, und es lag eine große Gefahr Mitteleuropas darin, daß man sich am Rhein mit den Franzosen, im Donautal mit den Türken schlagen müßte. Von neuem kam die grundlegende Interessengemeinschaft zwischen Deutschtum und Ungartum zur Geltung, dessen Hauptkriterium es immer sein wird, daß, wenn wir für den Verbündeten kämpfen, uns damit auch selbst

nützen. Und wie die Zusammenstöße, die im 17. Jahrhundert zwischen der ungarischen nationalen Richtung und dieser Zentralisationsbestrebung vorgekommen sind, nicht Ausfluß eines Zusammenstoßes deutscher und ungarischer Interessen waren, so übten die Kämpfe, die im 18. Jahrhundert zwischen Habsburgern und Hohenzollern wüteten, keine Rückwirkung auf das ungarisch-deutsche Verhältnis; sie waren auch nicht Ausfluß eines Gegensatzes zwischen Österreich und dem Deutschtum, sie waren Kämpfe einzelner Dynastien und einzelner deutschen Stämme um die Vorherrschaft in Deutschland. In diesen Zeiten hatte Ungarn in der Weltpolitik keine Stimme. Seine Rechte sind vorhanden, doch können sie nicht zur Geltung kommen und wir führen in der Tat ein vollständig provinzielles Leben. Die deutsche und italienische Politik der Dynastie wird ohne Berücksichtigung der ungarischen Interessen, ohne ungarischen Einfluß festgestellt und liegt auch nicht in ungarischem Interesse. Ungarisches Interesse, das in der Mitte der ewigen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte wunderbarerweise unverändert bleibt, wäre auch diesmal gewesen, daß wir gemäß der Bestimmung des alten ungarischen Königtums des Balkans Entwicklung derart leiten, daß er von dem Druck des Ostens befreit werde, und daß die freiwerdenden Elemente dem Westen angegliedert werden und wir zur erfolgreichen Durchführung dieser Politik mit den leitenden Faktoren der benachbarten deutschen Nation in ein freundschaftliches Verhältnis gelangen. An dem Kampfe um die deutsche Suprematie nehmen wir bloß passiven Anteil, indem wir Soldaten votieren, die in den Kriegen unseres Königs mit Tapferkeit fechten, doch als Nation nehmen wir aus freiem Willen nicht daran teil. Das klare Erkennen dieser Interessen beweist die Tatsache, daß die Ungarn, als sie von neuem in den Fragen der großen Weltpolitik zur Geltung kommen, sofort für die deutsche Freundschaft Stellung nehmen. Nichts beweist besser, wie falsch die Ansicht ist, wir haßten die Deutschen, als daß im Jahre 1848, da die nationalen Instinkte mit elementarer Kraft zum Ausbruch gelangten, da das Selbstbewußtsein, die Begeisterung der Nation bis zum Siedegrad gestiegen waren, die erste Tat der Führer der nationalen Richtung, nachdem sie zur Regierung gelangten, eine Begrüßung der deutschen Nation, der erste politische Gedanke eine Förderung der deutschen Einheit und eine Allianz mit Deutschland gewesen ist. Beide Häuser des ersten auf der Grundlage der Volksvertretung stehenden ungarischen Reichstages nahmen in ihren ersten Adressen für ein deutsches Bündnis Stellung. Das Unterhaus erklärt am 3. August 1848, „es wolle mit dem deutschen Element in herzlichster Freundschaft und engstem Bündnis leben", das Magnatenhaus aber sagt am 17. August, daß „es im engen Einvernehmen mit dem Volke des großen Deutschlands eine Schutzmauer der Zivilisation sein wolle".

Bismarck schöpft auch aus der Kossuthepisode den Eindruck, daß wir keine zuverlässigen Freunde des Deutschtums seien, während doch auch Kossuth in den Deutschen den natürlichen Verbündeten des Ungarn erblickt. In einer am 11. Juli 1848 gehaltenen Rede, die zu seinen berühmtesten gehört, entwickelt er

seine Ansichten über die auswärtige Politik und sagt: „England wird nur dort und insofern für uns Partei ergreifen, als es das mit seinen eigenen Interessen vereinbar finden wird". Von Frankreich sagt er: „Frankreich ist weit. Polen hat sich auf französische Sympathien gestützt, doch Polen ist nicht mehr". Von Deutschland aber sagt er: „Ich bin mir der natürlichen Wahrheit bewußt, daß die ungarische Nation berufen ist, mit der freien deutschen Nation, und die deutsche Nation berufen ist, mit der freien ungarischen Nation in engem Freundschaftsverhältnisse zu leben und gemeinsam Wacht zu halten über die westliche Zivilisation." Kossuth sucht das Zusammengehen mit dem Deutschtum auch innerhalb der Monarchie. Als das Wiener Parlament am 22. September 1848 eine Deputation des ungarischen Parlaments nicht empfängt, sagt Kossuth, diese Zurückweisung konnte nur erfolgen, weil die Mehrheit des Wiener Reichsrates nicht deutsch, sondern slawisch ist. „Wäre der österreichische Reichsrat deutsch, so wäre es ihm unmöglich gewesen, die ungarische Freundschaft zurückzuweisen." Und Kossuth sagt auch, die habsburgische Dynastie könne sich gar nicht behaupten, wenn Österreich aufhört deutsch zu sein.

Der 1848 erfolgte Aufschwung des Ungartums währte aber nur kurze Zeit, und als der Einfluß des Ungartums von neuem vollständig aufhörte, wurde die Wiener Politik wieder von der Rivalität mit Preußen ergriffen.

Eine große Wendung in der Geschichte des deutsch-ungarischen Verhältnisses bedeutet der Ausgleich von 1867. Die große Bedeutung dieser Wendung liegt darin, daß die deutsche und ungarische Interessensolidarität fortan in der Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Geltung kommt. Bisher offenbarte sich diese Solidarität in dem Verhalten des selbständigen ungarischen Staates, und als Ungarn jedes tatsächlichen Einflusses bei Entscheidung der großen staatlichen Angelegenheiten verlustig ward, in dem Verhalten der ungarischen Opposition. Auch im Jahre 1848 führte sie noch zu dem Bestreben, daß sich das Ungartum über den Kopf Österreichs hinweg einen unmittelbaren Weg zum Deutschtum finden will, seit dem Ausgleich von 1867 macht aber der Ungar keine auswärtige Sonderpolitik mehr, sondern will die Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie beeinflussen, eine natürliche Folge des Umstandes, daß der 1867er Ausgleich die gesetzliche Selbständigkeit des ungarischen Staates mit den Großmachtsinteressen in Einklang brachte und die auswärtigen Angelegenheiten, die bisher zwar ohne rechtliche Grundlage, aber ständig von österreichischen Behörden ohne irgendwelchen Einfluß des Ungartums geleitet werden, als gemeinsam deklarierte und unter den paritätischen und verfassungsmäßigen Einfluß der beiden Staaten setzte. Den Hauptcharakterzug verleiht dieser neuen Epoche der Umstand, daß der ungarische Einfluß hinsichtlich der Politik der Monarchie unter den Impuls jenes großen Interesses gerät, welches seiner grundlegenden Situation entspringt. Unsere Politik bleibt im Wesen die alte, denn im Wesen bleibt auch die Lage unverändert, in der wir leben. Wohl ist es wahr, daß der Geist des feindlichen

Ostens nicht mehr von dem Türken, sondern von dem Moskowitismus vertreten wird, der Macht, die sich zur selben Zeit der Religion des östlichen Imperiums anschließt, als wir Ungarn die Religion des westlichen Imperiums angenommen haben, und nach siebenhundertjähriger Schwäche und inneren Zwistigkeiten in der Zeit Peters des Großen auf einmal mit Riesenkraft vorwärtssprengt: dem östlichen Weltreich entgegen. In dieser neuen Offenbarung bedeutete aber der Osten eine vielleicht noch ernstere und ebenso unausweichliche Gefahr, wie in seiner alten Gestalt. Der Moskowitismus ist uns vielleicht gefährlicher als der Angriff der Türken, denn während unsere innere Kohäsion vom Türken nicht tangiert wurde, wirkt der Moskowitismus mit den geistigen Waffen des Panslawismus und der Orthodoxie zersetzend auf einen Teil unserer Gesellschaft und es erscheint viel problematischer, ob wir nach einem russischen Siege uns von neuem aufraffen könnten, wie es nach der Türkenherrschaft der Fall war. Und diese Gefahr ist ebenso naturgemäß, ich kann sagen: unausweichlich, wie es die türkische Gefahr gewesen ist, solange die muselmanische Welt über eine Offensivkraft in Europa verfügte, denn heute stehen wir der Aggression des Moskowitismus ebenso im Wege, wie wir in der Vergangenheit der türkischen Aggression im Wege standen. Zwischen Konstantinopel, dieser heißesten Sehnsucht des Russen, und Moskau ist Ungarn das größte Hindernis. Wohl ist die Landverbindung zwischen dem Zentrum der russischen Macht und dem Balkan durch Rumänien vorhanden, Rumänien wäre aber eine sehr schmale Basis für Rußlands Position auf dem Balkan, die zudem von Siebenbürgens mächtigem Schutzwall flankiert und unsicher gemacht wird. Die Russen haben denn auch wiederholt die Erfahrung gemacht, daß ihre Balkanposition unhaltbar ist, wenn Siebenbürgen die Basis feindlicher Heere bilden kann. Im Jahre 1770, als nach den Siegen der Kaiserin Katharina ein russisches Heer zum ersten Male gegen die Donau vordringt und in Konstantinopel den Frieden diktieren will, beschließt Maria Theresia, nachdem sie sich mit Kaunitz und Joseph II. beratschlagt hatte, falls die russischen Streitkräfte gegen Adrianopel vorgehen, „durch schleunige Anrückung an die Donau in ihrem Rücken, den Rückzug abzuschneiden". Der Russe getraut sich denn auch nicht vorzurücken und vergleicht sich mit uns auf Kosten Polens. Auch im Krimkrieg marschiert unsere Armee in Siebenbürgen auf und durch diesen Aufmarsch zwangen wir die Russen zum Aufgeben ihrer Balkankämpfe. 1878 sahen sich die Russen auf den Verzicht des über die Türken davongetragenen großen Sieges zum Teile deshalb gezwungen, der Friede von San-Stefano konnte in Berlin zum Teil deshalb einer radikalen Revision unterzogen werden, weil Siebenbürgen die Rückzugslinie der auf dem südlichen Balkan befindlichen Heeresmacht gefährdete. Wegen dieser Lage Ungarns muß der Panslawismus uns nach dem Leben trachten und deswegen vermochte eine auf Teilung beruhende Vereinbarung niemals eine befriedigende Lösung zu bilden, weil, je weiter die russische Macht auf dem Balkan vordrang, sie um so weniger jene Position dulden konnte, die wir hinter ihrem Rücken einnehmen. Der Russe

konnte seine orientalische Position solange nicht als gesichert erachten, als wir aus der siebenbürgischen Grenzfestung die Verbindung gefährdeten, wir aber können Siebenbürgen niemals aufgeben, denn es ist das Bollwerk unseres Bestandes, für das wir auch den letzten Tropfen unseres Blutes aufopfern müßten. So konnte die Teilung den Zusammenstoß höchstens vertagen, vertagen auf Zeiten, da uns Rußland bereits vollends umschlossen hätte und infolge der erreichten Erfolge auch den ganzen Balkan gegen uns hätte mobilisieren können, doch die Teilung konnte den Interessengegensatz zwischen dem Panslawismus und uns nicht aus der Welt schaffen. Eine Folge dieses Interessengegensatzes und der Riesenkraft des Moskowitismus war es, daß der ungarische Einfluß folgerichtig anstreben mußte, die Monarchie von der deutschen Frage abzuleiten und ihre ganze Aufmerksamkeit und Kraft gegen den Orient zu wenden, wo unser Schicksal die Entscheidung findet, und eine Politik befolgen, die geeignet ist, dem dortigen russischen Einfluß die Wage zu halten und die dortigen Kräfte in die Interessensphäre des Westens zu ziehen. Diese unsere natürliche Politik war nicht ipso jure russenfeindlich, sie stand bloß mit der russischen Balkanexpansion in prinzipiellem und unüberbrückbarem Gegensatz, doch war sie ipso jure deutsch-freundlich, denn ohne Freundschaft mit den Deutschen war eine aktive Orientpolitik niemals möglich.

Und um so richtiger ist es, daß Ungarn seinen Einfluß in dieser Richtung geltend machte, daß die Freundschaft zwischen der Monarchie und Deutschland bald nach dem Kriege von 1866 nur das ungarische Element wiederherstellen konnte, welches an den deutschen Kämpfen nicht von Herzen teilgenommen hat, welches durch den negativen Ausgang der deutschen Krise weder in seiner Eitelkeit, noch in seinen Interessen, noch aber in seinen Gefühlen verletzt wurde, indes das österreichische Deutschtum, das heute der natürliche und denkbar stärkste Stützpfeiler des deutschen Bündnisses ist, zum Teile wenigstens, noch unter dem Einflusse der Erbitterung des deutschen Kampfes gestanden war. Die Freundschaft mit den Deutschen konnte nur durch das von der alten großösterreichischen Politik vollständig fremde ungarische Element wiederhergestellt werden. Ich glaube, ich werde nicht von Empfindungen geleitet, sondern ich spreche die objektive Wahrheit aus, wenn ich hervorhebe, daß dieser hochwichtigen Aufgabe unserer Rasse Andrássy gerecht geworden ist, der schon im Jahre 1848 als ganz junger Abgeordneter in seinem Programm erklärte, wir müssen „bei unversehrter Aufrechterhaltung unserer Nationalität und Selbständigkeit, mit jener Rasse in Interessengemeinschaft leben, die die Wiege der Zivilisation war und die mit dem Schießpulver und der Buchdruckerkunst die mächtigsten Waffen des Geistes zu ihren Erfindungen zählt", und der auch seitdem ganz in dem Gedanken lebte und webte, daß Österreich-Ungarn seiner weltgeschichtlichen Mission nur dann gerecht werden kann, wenn es in gutem Verhältnis mit den Deutschen eine aktive Orientpolitik betreibt. Die deutsche Frage gelangte zuerst in innerpolitischer Form vor Andrássy, als der österreichische Ministerpräsident Hohenwarth mit seiner tschechischen Politik

den kaum abgeschlossenen Ausgleich und die dem Deutschtum in Österreich gerechterweise zufallende Position gefährdete. Damals nahm Andrássy gegen die Pläne Hohenwarths Stellung und dem ungarischen Dazwischentreten war es zu verdanken, daß das Deutschtum in Österreich nicht in eine unmögliche Lage geriet, die die Wiederherstellung des Verhältnisses mit dem Deutschen Reiche erschwert und die innere Entwickelung Österreichs auf ungesunde Grundlagen gestellt hätte. Andrássy war, wie ich glaube, sehr richtig der Ansicht, daß die Interessen des ungarischen und deutschen Elementes auch in der Monarchie identisch sind und erheischen, daß diese beiden Elemente nicht mit einer gegen die übrigen Rassen gerichteten Spitze, sondern behufs Festigung der Großmachtsstellung und der einzig richtigen außenpolitischen Richtung ständig zusammenwirken. Kaum war die deutsche Frage in ihren innerpolitischen Beziehungen gelöst, gelangte sie in ihrer Gänze in der auswärtigen Politik auf's Tapet. Der Minister des Äußern, Beust, hat den Ausgleich mit dem Hintergedanken abgeschlossen, mit dem versöhnten Ungarn Revanche für Königgrätz zu nehmen. Als der deutsch-französische Krieg seinen Anfang nahm, schien die Zeit für die Verwirklichung dieser Hoffnung gekommen. Andrássy hat aber den ungarischen Einfluß im Interesse der Neutralität in die Wagschale geworfen, und unser Herrscher fällte, seine verständlichen Gefühle niederringend, mit einer wahrhaft beispiellosen Selbstbeherrschung und Weisheit die Entscheidung in diesem Sinne. Und dieser Standpunkt Andrássys war nicht bloß seine individuelle Meinung, sie entsprach so sehr dem Standpunkt der ungarischen Nation, daß die hervorragenderen Führer der ungarischen politischen Welt ihn sämtlich billigten und in erster Reihe Koloman Tisza, der fähigste Führer der damaligen Opposition und spätere Ministerpräsident. An dem großen deutschen Siege von 1870 hatte also auch das Ungartum seinen Anteil, indem es mit dazu beigetragen hat, daß der deutsch-französische Zusammenstoß ein Zweikampf der beiden Nachbarn bleibe. Auch die Verwirklichung des dergestalt ermöglichten Bündnisses harrte einer ungarischen Hand, ebenfalls der Hand Andrássys, der im Jahre 1872 Minister des Auswärtigen geworden ist in der Absicht, mit den Deutschen in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Er hatte eine schwere Arbeit. Viele blickten mit verständlichem Mißtrauen auf Bismarck. Sie konnten ihm nicht vergessen, daß er vor gar nicht langer Zeit der unerbittlichste Gegner der Habsburger und Österreichs gewesen ist. Andrássy gab seine Menschenkenntnis die Überzeugung ein, daß der grundlegende Charakterzug Bismarcks die Ehrlichkeit ist und daß er nur diejenigen hintergangen hat, die ihm gegenüber nicht aufrichtig sind. Er vertraute auch auf den deutschen Charakter, deutsche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Er wußte, daß wenn wir uns einmal auf guten Fuß stellen, die Gemeinschaft der Interessen alsbald die alten Erinnerungen verwischen und die Vorbedingungen einer festen Freundschaft schaffen wird. Er hat sich auch nicht getäuscht, wie ich denn auch weiß, daß sich niemand täuschen wird, der auf die deutsche Ehrlichkeit baut, solange er selbst von aufrichtigem Wohlwollen den

Deutschen gegenüber erfüllt ist. Anfänglich war die Freundschaft Deutschlands nur um den Preis einer Annäherung an Rußland zu erwerben, weil Deutschland im Bunde mit Rußland stand. Rußland glaubte damals die Zeit noch nicht für gekommen, um nach seinem Endziel: nach Konstantinopel zu greifen, und der russische Kanzler Gortschakow erklärte Andrássy, daß er nicht an Konstantinopel denke. Das russische Programm war zu dieser Zeit die Protegierung und Befreiung der christlichen Völker mit dem Hintergedanken, daß sie, wenn sie einmal formell selbständig sein werden, in der Tat zu Werkzeugen Rußlands und auf dem Wege nach Konstantinopel Vorpostendienste leisten werden. Entgegen diesem Hintergedanken konnten wir uns mit der russischen Politik abfinden, denn die Sache der Balkanchristenheit war auch unsere Sache und wir konnten nicht gestatten, daß Rußland ihre berechtigten Beschwerden allein in die Hand nehme, und weil wir fest darauf vertrauten, daß, wenn die Balkanvölker im Laufe der Zeit selbständig werden, ihr Verlangen nach Selbständigkeit und ihr Nationalgefühl stärker sein werden, als der Einfluß des Zarismus, der auch von seiner großen Prätension und Herrschsucht geschwächt werden wird. So konnten wir uns, obwohl mit auseinanderstrebenden Endzielen, mit Rußland hinsichtlich der Orientpolitik einigen und es kam das Dreikaiser-Bündnis zustande, als Vorbereitung des Zweibundes. Allein Rußland hat sein Versprechen nicht gehalten, und nach dem Siege über die Türken einen Frieden geschlossen, der den mit uns geschlossenen Vereinbarungen zuwiderlief. Bismarck vermittelte, der Russe hatte jedoch die Empfindung, daß er nicht auf ihn rechnen kann, und gab nach. Für die auf dem Berliner Kongreß erlittene Niederlage machte er Bismarck verantwortlich und wendete sich von Deutschland. Wie Bismarck in einer späteren Rede sagt, hat die deutschfeindliche Stimmung der Russen „zu vollständigen Kriegstreibungen von der kompetentesten Seite" geführt, und die Abdankungsabsicht Andrássys erweckt in ihm die Besorgnis, daß „zwischen Rußland und Österreich eine geheime Verständigung zum Nachteile Deutschlands stattgefunden hätte". So beschloß Bismarck, zu wählen „zwischen unseren beiden bisherigen Freunden" und sich mit uns zu einigen und den Bund in der Form anzunehmen, wie wir ihn wollten, hauptsächlich zum Zwecke des Schutzes gegen Rußland.

Wie sehr dieser Gedanke ungarischen Ursprungs gewesen ist, wird am besten dadurch bewiesen, daß er in einer von den ungarischen Staatsmännern beantragten Form zustande kam, daß die Abdankung eines ungarischen Ministers des Äußern den letzten Impuls zum Abschluß des Bündnisses gab und daß das Bündnis nicht nur von der Regierung, sondern auch von den führenden Geistern der Opposition: Apponyi und Szilágyi mit Begeisterung begrüßt wurde und ihm eine Riesenmehrheit der ungarischen politischen Welt bis auf die heutigen blutigen Tage immerdar treugeblieben ist. Natürlich führte dieser politische Gedanke nur deshalb zu einem vollen Erfolg, weil er ebenso den Interessen der Dynastie und Österreichs, als denen Ungarns entsprach, die so sehr miteinander identisch sind, daß Andrássy, der

im Jahre 1848 als Honvéd für die ungarische Freiheit kämpfte, und bis an sein Lebensende ein ungarischer Patriot gewesen war, das Erbe von Kaunitz und Metternich antreten konnte, ohne deshalb der Gefahr eines Gewissenskonfliktes ausgesetzt zu sein.

Auch die ursprüngliche Bestimmung Österreichs war der Schutz des Deutschen Reiches gegen die östliche Gefahr. Aus diesem Grunde erhielten die Babenberger Fürsten weitgehende Privilegien. Als die Habsburger die ungarische Krone erwarben, durften sie in den ungarischen Traditionen auch eine Fortsetzung alter österreichischer Traditionen erblicken. Mit den Kriegen, durch welche sie Ungarn verteidigten und schließlich befreiten, vollbrachten sie auch die alte österreichische Mission. Prinz Eugen von Savoyen sieht es klar, welche Perspektiven sich vor der Dynastie und Österreich auftun, wenn die Dynastie ungestört den Traditionen der alten ungarischen Könige leben könnte. Leider wurde sie in der vollständigen Ausnützung dieser großen Möglichkeit der westlichen Verhältnisse wegen verhindert. Als an Stelle der türkischen Gefahr die russische trat, sahen die größten österreichischen Staatsmänner alle ein, daß das Ansehen, die große weltgeschichtliche Rolle des Hauses Österreich in Gefahr geriete, wenn auf dem Balkan die natürlichen Tendenzen des Moskowitertums zur Geltung kämen, und daß sie diese Gefahr nur in der Weise abwenden können, wenn es gelingt, die Hilfe des ganzen Deutschtums zu gewinnen. Als die Entwickelung der Macht der Zarin Katharina II. teils Polen unter vollständig russischen Einfluß bringt, anderenteils die türkische Militärmacht mit dem Niederbruche bedroht, sieht es Fürst Kaunitz, der größte spezifische österreichische Staatsmann, ein, daß, wenn er da Vordringen der Russen nicht aufhält, Österreich auf zwei Seiten in russische Nachbarschaft gelangen wird, und er sieht ein, daß er sich gegen die große Gefahr nur in der Weise verteidigen kann, wenn er mit Preußen zusammenarbeitet. Obwohl Kaunitzens Lebensziel der Kampf gegen den Preußenkönig Friedrich II. war, der Schlesien Österreich weggenommen hatte, fühlte er trotzdem die in dem russischen Vordringen bestehende Gefahr so sehr, daß er zu einem Systemwechsel und einer Einigung mit Preußen geneigt ist. 1771 schreibt er an den König von Preußen, daß die Kaiserin und Königin niemals zugeben würde, daß russische Heere die Donau überschreiten, oder daß der Petersburger Hof Erwerbungen mache, die ihn zum Nachbarn Ungarns werden ließen, und die Einigung Preußens und Oesterreichs die einzige Schranke sei, die man diesem ausgetretenen Strom entgegensetzen könne, der ganz Europa zu überfluten drohe." Leider gelang Kaunitz die Annahme seiner Politik nicht. Zu sehr herrschte noch in Wien der Preußenhaß. Im übrigen kehrt in Kürze auch Kaunitz selber zur alten Richtung zurück. Kaiser Joseph II., der einseitig großösterreichischen Idee fähigster Vertreter auf dem Throne, fühlt ebenfalls die in der russischen Ausdehnung liegende Gefahr, doch hat er so viele andere Ambitionen und erblickt ebenfalls so sehr in der Schwächung Preußens das Hauptziel, daß er genötigt ist, die Russenfreundschaft zu suchen, und

das Gegengewicht der russischen Ausdehnungsgefahr in dem Vorgehen erblickt, daß auch er seine Gebiete erweitert. Diese seine Politik führte zur Aufteilung Polens und zum Versuche der Teilung der Türkei. Einmal (1786) sieht Joseph mit einem genialen Einfall in die Zukunft und erkennt die große Wahrheit, daß es am vorteilhaftesten für uns wäre, uns mit der damaligen führenden deutschen Macht, mit Preußen, zu verbünden, indem er an Kaunitz schreibt: „l'intérêt le plus réal de la monarchie autrichienne et prussienne consiste et consistera dans leur union et qu' aucun avantage momentané ne vaudrait la perte de leur amitié", wofür: „on pourrait renoncer à toute autre." Diese Scharfsicht vermag aber nicht jener Unmenge von Haß und Eifersucht Herr zu werden, die man zu dieser Zeit in Wien dem hochstrebenden König Friedrich naturgemäß entgegenbrachte. Auch Metternich sieht die Gefahr der russischen Expansion, und obwohl sein Hauptziel der Sieg der legitimistischen konservativen Politik über die liberale Politik in Europa ist, worin er sich in erster Reihe auf die Freundschaft Rußlands stützt, versucht er dennoch alles, um die Türkei zu erhalten und die russische Ausdehnung auf den Balkan zu verhindern. 1833 schreibt er an einen seiner Botschafter: „Der Kaiser ist entschlossen, Eroberungen auf keinen Fall zu dulden, die Rußland in der Türkei machen wollte." Und Metternich ist auch ein Freund des Bündnisses mit dem Deutschtum. Süddeutschland trachtet er seinem politischen System vollständig einzubeziehen, doch gewinnt er auch Preußen; 1814 schreibt er: Preußen und Österreich sind natürliche Verbündete, denn nur vereint sind sie fähig allfälligen neuen russischen und französischen Ambitionen die Wage zu halten. Prophetische Worte, die heute ihren Beweis erfahren haben. Auch Radetzky, der große österreichische Heerführer, erkennt die russische Gefahr und schreibt 1828: „Unstreitig ist Rußland Österreichs gefährlichster Nachbar" und „in unserem eigenen Staat längs der Grenze von der Bukowina über Siebenbürgen, das Banat, Slawonien bis Kroatien besteht eine mächtige Partei für Rußland, und zwar die durch Religion und Sprache mit den Russen verwandten Griechen, Illyrier, Armenier, Rätzen und Wallachen, und wenn Rußland ihre Sympathien nicht ganz besitzt, so kann es sich selbe doch zuwenden." Wegen dieser Gründe hält es Radetzky für unmöglich, daß die Habsburger zugeben, daß Rußland in Serbien dominiere und den Balkan unterwerfe und Österreich zwischen zwei Feuer nehme. Die Erstarkung unserer militärischen Position auf dem Balkan hält er für noch wichtiger, als die Behauptung Galiziens, auf das er im Falle eines siegreichen russischen Krieges im Interesse Polens auch zu verzichten bereit ist.

Die Politik also, die von dem Ungartum vertreten wurde, konnte sich auf einzelne große Traditionen des alten Österreich berufen und gestaltete sich nach Vereitlung der deutschen und italienischen Ambitionen zur einzig möglichen, einzig richtigen Politik der Dynastie und Österreichs. Es ist ein unvergängliches Verdienst und ein unvergänglicher Ruhm unseres gegenwärtigen Herrschers, daß er

diese Wahrheit gegenteiligen Impressionen und gegenteiligem Anfange zum Trotze erkannt, treu und mit Erfolg vertreten hat.

Sine qua non dieses Erfolges war es natürlich, daß das Bündnis mit uns auch den Interessen und der Politik Deutschlands entspreche. Hier in ihrem Kreise bedarf es vielleicht gar nicht des Gemahnens an die Tatsache, daß Süddeutschland, und insonderheit Bayern und das Königshaus Wittelsbach, seit dem Wiener Kongreß ständig eine mit den Habsburgern gemeinschaftliche Politik betrieb und fühlt, wie sehr es das Bündnis mit Österreich braucht. Ich verfalle nicht in Übertreibung, wenn ich sage, daß die heutige Bündnispolitik des Deutschen Reiches eine den neuen Zeitläuften angepaßte alte bayerische Tradition ist. Preußen strebte die Verwirklichung seines deutschen Ideals natürlich im Wege der Niederringung Österreichs an, allein Bismarck denkt schon vor dem Entstehen des neuen Reiches auch in den Augenblicken des Kampfes an ein Bündnis mit uns, welches er dadurch vorbereitet, daß er nach Königgrätz kein österreichisches Gebiet erobern will, wie er auch die Verwirklichung der deutschen Einheit dadurch erleichterte, daß er Bayerns Gebiet unberührt gelassen hat. Bismarck erkennt, daß auch die Existenzinteressen Deutschlands darunter litten, falls die Monarchie der Habsburger in Brüche ginge, oder falls es zwischen Donau und Theiß keine magyarische Suprematie gäbe und den Russen gehorsamere Elemente obenauf gelangten. All seinem Skeptizismus und Mißtrauen zum Trotze ist er sich dessen bewußt, daß es dennoch keine andere Kombination gibt, die Deutschlands Ostgrenzen einen solchen Schutz gewährte, wie Österreich-Ungarn, denn es ist kein anderes Bündnis denkbar, das von so vielen Umständen bekräftigt würde, als unseres, das in Österreich der Blutverwandtschaft und Kulturgemeinschaft und jener Zusammengehörigkeit entspricht, die, um Bismarcks Wort zu gebrauchen: „älter wie ein Jahrtausend ist und bis in die Sagenzeit zurückreicht" und die sich in Ungarn aus einer längst erkannten und große Erfolge zum Reifen gebrachten Solidarität zu nähren vermag. Sein staatsmännischer Sinn sieht es klar, daß dem Deutschen Reiche die Eroberung des Deutschtums niemals die Kraft verleihen könnte, die es aus dem Bündnis mit der Doppelmonarchie schöpfen kann. Darum verkündete der große Kanzler mit lauter Stimme, ein nüchtern denkender Deutscher könne die Eroberung Österreichs niemals verlangen, denn die zehn Millionen Deutsch-Oesterreicher nützen der Sache des Deutschtums viel mehr, wenn sie den Bund mit einer Fünfzigmillionen-Monarchie zu sichern helfen, als wenn sie die Elemente der Disharmonie nach Deutschland bringen. Interessantes Licht wirft auf diese große Wahrheit der heute häufig auftauchende Plan unserer Feinde, im Falle ihres Sieges Österreich als den Keim der Zersetzung Deutschland anzuschließen.

In Angelegenheit des Verhältnisses gegenüber den Russen war aber die Einigung mit Deutschland schon schwieriger. Die Übermacht des riesig großen russischen Reiches in der Nähe, und seit Polens Teilung in der Nachbarschaft

Deutschlands war eine ernste, doch nicht die akuteste Gefahr für das Deutschtum. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der russischen Gesellschaft trotz des mächtigen Einflusses germanischen Geistes, oder vielleicht gerade deswegen, immer eine große Deutschenantipathie gesteckt und daß der Deutsche in den Augen des Russen immer den Begriff des odiosen Fremdeneinflusses vertreten hat. Die Überlegenheit der Germanen im russischen Staatsleben und Deutschlands Überlegenheit Rußland gegenüber troß der großen Zahl der russischen Nation, trotz der Riesendimensionen des Russischen Reiches hat natürlicherweise viel Neid, Eifersucht in den breiten Schichten der russischen Nation gegen die Germanen erweckt. Ich dürfte mich wohl kaum irren, wenn ich den Satz aufstelle, daß der mächtigste Vertreter der großen slawischen Rasse den auch auf ihn Einfluß nehmenden mächtigsten unmittelbaren Nachbarn: die von ihr in jeder Beziehung verschiedene germanische Rasse, ohne Antipathie gar nicht betrachten konnte. Diese, in den natürlichen Instinkten liegende Gefahr wurde bereits von der Scharfsicht des Preußenkönigs Friedrich II. wahrgeommen, der den Russen einem gebändigten Löwen vergleicht, in welchem der Raubtiertrieb jeden Augenblick aufwachen kann, und der 1771 schreibt, Rußlands Forderungen „sind unerträglich für alle Mächte" und daß er einen großen politischen Fehler begehen würde, wenn er der Vergrößerung jener Macht Hilfe leistete, die „ein furchtbarer Nachbar für ganz Europa werden könnte". Der große König sieht es voraus, daß selbst mit Österreich eine Einigung zustande gebracht werden müssen wird, „um jene reißende Anwachsung der Macht Rußlands zu hemmen, das die übrigen Staaten zu überfluten imstande wäre". Allein Friedrich ist trotzdem genötigt, sich auf Rußland zu stützen. Ausgesetzt den unerbittlichen Feindseligkeiten des mit Frankreich verbündeten Österreichs, will er nicht auf Englands Bündnis angewiesen sein, dem er nicht traut. Jetzt besonders ist es interessant, Friedrichs Auffassung über England kennen zu lernen, die den Beweis erbringt, daß Nationen ihre Hauptcharakterzüge während der Entwicklung von Jahrhunderten behalten. 1755 schreibt König Friedrich über die Engländer: „Bilden sie sich vielleicht ein, daß die ganze Welt mit Vernachlässigung des eigenen Vorteils verpflichtet ist, die Verteidigung des vermaledeiten Landes zu übernehmen?" „Die Engländer verlangen, daß ich mich an dem Ruhm sattesse, ihnen ihr Hannover gerettet zu haben", und in einem späteren Abschnitt seines Lebens nach neueren Erfahrungen schreibt der hochbegabte König: „Die Engländer opfern ihre Verbündeten beim Friedenschluß den eigenen Interessen." Deshalb sieht er sich gezwungen, die Freundschaft mit den Russen zu pflegen, ohne die er auf dem Kontinent isoliert dastünde und neuerdings in die Lage kommen könnte, in der er sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges befand und von der er 1782 schreibt: „Einer Gefahr, wie die damalige, entgeht man nur durch Wunder. Man muß alles tun, ihr zuvorzukommen."

Auch der Führer des neuen Deutschlands, Bismarck, wollte mit Rußland nicht brechen und hält den im Krim-Krieg geschlagenen und auch gegen den Türken

1877 nur mit Mühe siegreichen Russen für keine akute Gefahr und vermeint, durch Aufrechterhaltung des russischen Bündnisses Frankreich, Deutschlands ständigen Feind, zu isolieren. Das Ausbreiten der Russen nimmt er nicht gleichgültig hin und hält es nicht für wünschenswert, doch vertraut er darauf, daß die Übergriffe der Russen von den Westmächten ohnehin nicht werden geduldet werden, und hält den Widerstand Rußland gegenüber nicht für die Aufgabe Deutschlands. Unser Bündnis war ihm sympathischer, doch will er nicht wählen zwischen den beiden. Als er dennoch gezwungen war, mit uns ein Schutzbündnis gegen Rußland einzugehen, erachtet er den Zweibund nicht für eine endgültige Lösung, sondern ist bestrebt, daß er die nach Petersburg führende Brücke wieder gangbar mache und das Dreikaiserbündnis wieder zustande bringe. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts übt er einen starken Druck auf uns aus, damit wir Rußlands Wege in Bulgarien nicht durchkreuzen sollen. Er ist bestrebt, daß wir die Machtsphären auf dem Balkan teilen, und daß uns in Serbien, Rußland aber in Bulgarien eine entscheidende Rolle zufalle. Bismarck hat es immer betont, wenn Österreich-Ungarn infolge seiner über diese befugte Grenze hinausgehenden Ambition sich mit Rußland in einen Krieg verwickelte, Deutschland nicht verpflichtet wäre, ihm zu helfen.

Das in diesem Sinne ausgelegte Bündnis konnte aber nicht das letzte Wort der Entwickelung sein. Die natürliche Entwickelung der Dinge kann nicht rückgängig gemacht werden. Der Krieg zwischen uns war keine notgedrungene Sache, notgedrungen war es aber, daß der im Jahre 1879 gemachte, durch die Geschehnisse der Vergangenheit unausweichlich gewordene Schritt zu logischen Konsequenzen führe und der deutsch-österreichisch-ungarische Bund an Stelle des Dreikaiserbündnisses trete. Unser Bündnis war das einzig sichere Bündnis, konnte sich zu einem über die gewöhnlichen Kabinettsbündnisse weit hinausgehenden ständigen Zusammenarbeiten entwickeln, das auch vom Willen der Völkermillionen stabilisiert wurde. Das russische Bündnis war auch im besten Falle eine zweifelhafte, auf dem Einsehen von ein paar Leuten beruhende Kombination. Die ständige und naturgemäße Eroberungssucht des Moskowitertums stimmte mit dem natürlichen Konservatismus der deutschen Politik nicht überein und das alte Vertrauen, das zwischen den Dynastien Hohenzollern und Romanow bestanden hat und die Grundlage des Bündnisses bildete, war seit dem Berliner Kongreß und dem Vertrag von 1879 erschüttert und konnte eigentlich nimmer wieder hergestellt werden.

Der über sämtliche Vorbedingungen der Beständigkeit verfügende Zweibund durfte nicht um den Preis einer geschwächten neueren Ausgabe des Dreibündnisses aufs Spiel gesetzt werden, welche neuere Ausgabe sich ohnehin zu kurze Zeit hindurch hätte erhalten können, nur solange die orientalische Frage nicht wieder auf's Tapet gelangt, was aber nicht lange auf sich warten lassen konnte, denn es blieb noch viel Brennstoff auf dem Balkan selbst nach dem Berliner Kongreß angehäuft. Bismarcks Bestreben, mit Österreich-Ungarn und Rußland in gleicher Freundschaft

zu leben, war verständlich, doch im Falle als die orientalische Frage von neuem in den Vordergrund tritt, wäre es unmöglich gewesen, in gleicher Weise auf gutem Fuße mit beiden Verbündeten zu leben, deren Tendenzen diametral entgegengesetzt waren. Schon Bismarck machte die Erfahrung, welch unmögliches Unternehmen dies ist. Vergebens enthielt er sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in einzelnen Fragen der orientalischen Krise für uns Stellung zu nehmen. Vergebens bekundete er auf dem Berliner Kongreß ein Verhalten, für das er, wie er später selbst sagt, den höchsten russischen Orden verdient hätte, der Zorn der Russen wendete sich doch in erster Reihe gegen ihn und Deutschland. Für unsere Taten fiel das Odium auf Deutschland, jenes Reich, dessen rascher Aufstieg überall, uns ausgenommen, unangenehme Empfindungen erweckte. Rußland rüstete gegen Deutschland, Bismarck sah sich gezwungen, mit uns ein Bündnis einzugehen, das gegen Rußland eine Spitze hatte. Ebenso erging es Bismarck, als in den achtziger Jahren die orientalische Frage neuerdings aufgeworfen wurde. Vergebens nahm Deutschland für jene Prätension der Russen Stellung, daß in Bulgarien das führende Wort ihnen gebühre, die Russen wenden sich wieder gegen die Deutschen. Da sie unsere Politik nicht verhinderten und weiterhin in Freundschaft mit uns bleiben, erwacht der Deutschenhaß von neuem und Bismarck ist 1888 gezwungen, an die Adresse der Russen jene mächtige Rede zu halten, in der er unter jubelnder Begeisterung des ganzen Deutschtums sagt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." Diese Situation entfernte natürlich Rußland immer mehr von Deutschland und machte es wahrscheinlich, daß im Falle einer neueren orientalischen Krise Bismarck, wie dies schon zweimal der Fall war, wider seine Pläne und seinen Willen, in unser Fahrwasser gerissen worden wäre. Die weitere Forcierung jener Politik, Deutschland möge als ehrlicher Makler zwischen Rußland und uns vermitteln, hätte zu dem Ergebnis geführt, daß Rußland immer von neuem verstimmt und das Bündnis auch bei uns nicht zu jenem unverrückbaren Fels geworden wäre, an dem späterhin Englands Einkreisungspolitik Schiffbruch erlitt. Die Politik, daß Deutschland nicht bestrebt sein solle, Rußland von der orientalischen Expansion zurückzuhalten, stand in innerem Widerspruch mit jenem anderen deutschen politischen Dogma, das auch von Bismarck oft verkündet wurde, und das er z. B. im Jahre 1888 folgenderweise ausdrückte: „Wir könnten ein starkes, aufrechtes Österreich auf die Dauer noch nicht missen", denn der Triumph der russischen Tendenzen hätte zum inneren Zerfall der Monarchie und ihrer Abhängigkeit von Rußland geführt. Deutschland wäre in die gefahrvolle Lage geraten, daß in seiner Nachbarschaft nur zwei solche Faktoren mächtig seien, denen es im Wege steht, die von dem Begehr nach Suprematie und Prestige und von der Stimme des Blutes in gleicher Weise gegen Deutschland gestachelt werden, und daß der einzige Nachbar geschwächt wird, der seine kraftvolle Entwicklung, seine aufsteigende Macht nicht fürchtet. Und im übrigen, je kraftvoller sich Deutschland entwickelte, je größer seine Industrie und

sein Handel wurde, je klarer es sah, daß im Verhältnis zu seiner Erstarkung sich der Neid ringsum steigerte und seine Gefühlsisolierung erfolgt, um so mehr ward es auch zu einem unmittelbaren deutschen Interesse, daß Konstantinopel nicht russisches Besitztum werde und daß Deutschlands Nachbar, der ohnehin schon Riesendimensionen aufweist, die Meerengen nicht absperren könne. Je größer Deutschlands wirtschaftliche Entwicklunug geworden ist, je mehr Feinde es bekommen hat, um so wichtiger war es, daß es von Mittelasien und dem freundschaftlich gesinnten türkischen Reiche nicht abgeschnitten werden könne. Je mehr Deutschland erstarkte, um so mehr mußten in seiner Politik jene Rücksichten fühlbar werden, die jede moderne europäische führende Macht dazu bewogen haben, nicht zu gestatten, daß Byzanz in die Hand irgendeiner aggressiven Großmacht gelange, Rücksichten, von denen die römischen Kaiser ebenso geleitet wurden, wie die Napoleon's, die Pitt's und Palmerston's. Diese Rücksichten sind auch in der weisen Politik, im „neuen Kurs" Kaiser Wilhelms II. zur Geltung gekommen. Es kam jene völlige politische Lebensgemeinschaft zustande, die uns in Algeciras an die Seite des deutschen Marokko-Interesses, Deutschland in der Zeit der bosnischen Krise an unsere Seite stellte. Diese politische Lebensgemeinschaft gereichte uns beiden zum Nutzen, denn sie stellte die vereinte Kraft des ganzen Blockes zum Schutze unser beider Interessen. Diese politische Lebensgemeinschaft ist auch ein Fortschritt auf dem Gebiete der internationalen Entwicklung, ist das erste Beispiel, daß zwischen zwei voneinander vollständig unabhängigen Großmächten die Möglichkeit eines Krieges, wie ich hoffe, wenigstens moralisch vollständig ausgeschlossen ist und daß jener Segen eines sicheren Friedens, der die Bildung großer Staaten begleitete, sich auch auf das Gebiet durch die Innerlichkeit des Bündnisses voneinander unabhängiger Großmächte erstrecken wird.

Unsere Feinde möchten gerne den heutigen Weltkrieg zu Lasten dieses Bündnisses buchen. Sie verkünden an allen Ecken und Enden, das neue Bündnis habe durch seinen von Bismarck abweichenden Charakter, durch seine aggressive Orient- und aggressive Kolonialpolitik die Erhaltung des Friedens für sie unmöglich gemacht. Ich will diese Behauptung nicht in ihrer Gänze zum Gegenstand einer Untersuchung machen; das würde zu weit von dem Ziele meines Vortrages führen. Ich will bloß andeuten, daß diese Behauptung ganz und gar eine grundlose Beschuldigung ist, denn das zustandegekommene Bündnis trat nirgends aggressiv auf und gefährdete Englands Machtposition und Existenz eben so wenig, wie jene Rußlands oder Frankreichs, Italien aber leistete es geradezu die größten Dienste. Ich muß mich jedoch über die Behauptung auslassen, daß Rußland in der Tat von der Orientpolitik des „neuen Kurses" gezwungen wurde, den Pfad des Kampfes zu betreten.

Vor allem lege ich Verwahrung dagegen ein, daß Bismarck's mit Recht überall in's Riesenhafte gewachsene Autorität gegen die gegenwärtige Politik ausgespielt werde. Deutschland ist in keinen Gegensatz zu Bismarck's Traditionen gelangt,

da es sich im Kampfe gegen Serbien auf unsere Seite stellte. Bethmann-Hollweg wäre dann in einen flagranten Gegensatz zu Bismarck's Politik gelangt, wenn er uns nicht beisteht, Serbiens Ränke gegen unsere Integrität und Sicherheit zu zertrümmern, Serbien von der aggressiven Moskowiterpolitik abzulenken. Betonte doch Bismarck stets, Serbien gehöre in unsere Machtsphäre. Bismarck kannte der Geographie staatenbildende und staatentrennende Kraft recht gut und wußte, daß es unsere größte Demütigung, unsere größte Schwäche bedeutete, falls Belgrad als Vorposten Petersburgs seine aggressive Politik gegen uns ungestraft fortsetzen könnte. Der unter dem Vorsitze des eisernen Kanzlers tagende Kongreß hat Bosnien und die Herzegowina unter unseren ausschließlichen Einfluß gestellt. Bismarck würde uns immer unterstützt haben, wenn diese mit seinem Einfluß uns zugefallene Machtposition und unsere territoriale Integrität von der slawischen Politik gefährdet worden wäre. Demgegenüber muß zugegeben werden, daß in bezug auf Konstantinopel die neue Politik eine andere Auffassung ihr eigen nennt, wie Bismarck. Es gehört aber große Kühnheit dazu, zu behaupten, Bismarck hätte im Jahre 1914 so wenig Gewicht auf Konstantinopel gelegt, wie in den neunziger Jahren. Bismarck sagt in seinen Memoiren, Deutschland und Österreich-Ungarn sollen sich nicht zwischen die Meerengen und Rußland stellen, denn diese Aufgabe wird von England, Frankreich und Italien versehen, wie sie dies in der Vergangenheit zu wiederholten Malen getan haben; wir werden unsere Interessen leichter verteidigen können, wenn sich einmal Rußland mit Westeuropa in einen Krieg verwickelt haben wird. Ob er wohl auch heute derselben Ansicht wäre, da er sehen würde, daß die Auffassung der in Frage kommenden Mächte sich derart geändert hat, daß sie sich um den Preis einer Teilung Asiens und Afrikas mit dem Russen einigen, und der Russe, wenn wir ihn nicht daran hinderten, endgültig zum Herrn der Meerengen wird und Deutschland von Asien vollständig abschneiden kann gerade zu einer Zeit, als es eines immer weiteren Marktes bedarf? Bismarck crachtete den endgültigen Sieg der Russen im Orient niemals für wünschenswert, er glaubte bloß, die Westmächte würden diesen ohnehin verhindern. Ist es nicht wahrscheinlich, daß sich seine Politik geändert hätte, wenn es durch Tatsachen erhärtet erscheint, daß sich auch die Westmächte geändert haben? In seinen Memoiren schreibt Bismarck, je tiefer sich Rußland im Orient engagiert, ein um so größerer Teil werde von der türkischen Erbschaft Österreich-Ungarn zufallen. Würde er wohl auch heute für Österreich-Ungarn eine Teilung des Balkans wünschenswert finden, dessen Völker an Selbstgefühl und Macht so sehr zugenommen haben? Würde er wohl auch heute den Rat erteilen, wir sollen auf dem Balkan soviel Gelände erwerben, als genügen würde, um der Raumgewinnung Rußlands um Konstantinopel die Wage zu halten, heute, da die über ein gewisses Maß hinausgehende Eroberung bisher selbständiger Völker für Österreich-Ungarn eine Quelle der Schwäche wäre und Österreich-Ungarn mit Elementen vermehrte, die ihrem Wesen nach deutsch-feindlich sind? Würde wohl

Bismarck heute dem neuen Deutschland, dessen Produktion und Handel seit den neunziger Jahren überraschend angewachsen sind, und das den sichersten Weg in andere Weltteile zu Lande über den Balkan und Konstantinopel findet, würde wohl Bismarck diesem veränderten Deutschland auch heute den Rat erteilen, untätig zuzuschauen, wie gerade jene den Balkan unter sich aufteilen, die ohnehin schon alle übrigen Weltteile, Meere und Meerengen beherrschen und die alle vom Deutschenhaß in ein Lager geführt wurden? Bismarck würde im Verhältnis der intensiven Entwicklung des Deutschen Reiches heute wahrscheinlich eine größer angelegte Weltpolitik betreiben, als er es vor dreißig Jahren getan hat. Er, der seine politische Laufbahn als Junker begonnen und ausschließlich der Größe Preußens gelebt hatte, als es aber die erreichten Erfolge möglich machten, zur Verkörperung des Gedankens der deutschen Reichseinheit geworden ist, er, der, solange es sein mußte, ein Freund der Arbeit mit Blut und Eisen war und mit umstürzlerischer Verwegenheit eine Offensivpolitik befolgte, als er aber das gesteckte Ziel erreicht hatte, zum unermüdlichen Apostel einer konservativen und defensiven auswärtigen Politik wurde, er, der in der innern Politik ein Anhänger des schroffen Konservatismus gewesen ist, doch, weil er es vom Gesichtspunkte der nationalen Einheit wünschenswert hielt, auch das allgemeine Wahlrecht einführte und eine auf ganz neuen Grundlagen stehende Sozialpolitik betrieb: dieser Bismarck wäre heute, da die wirtschaftliche Expansion des Reiches wunderbare Dimensionen angenommen hat, ebenso sehr bereit gewesen, diese neuen nationalen Bedürfnisse mit vorsichtiger, aber kühner Hand zu befriedigen, wie alle anderen nationalen Interessen, ungeachtet er früher anders gehandelt hätte. Gegenüber Rußland hatten ihn die Ereignisse ohnehin schon auf einen anderen Weg geleitet, als den er ursprünglich beschreiten wollte. Unser Weg ist die Fortsetzung desjenigen, den eigentlich wider Willen, aber dennoch Bismarck zuerst betreten hat; wer wagt es zu behaupten, daß jene Umstände, die ihn zum ersten Schritt genötigt hatten, diesen großen Mann nicht auch dazu bewogen hätten, die weiteren Schritte zu tun? Kanzler Metternich war ein viel vorzüglicherer Staatsmann, als für den er nach seinem Sturze gehalten wurde, doch band er sich mit seiner ganzen Individualität an e i n System, an e i n Dogma und hätte niemals eine andere Politik zu befolgen vermocht, als eine konservative, Bismarck war keine solche Individualität; ihm war jedes System gut, das ihn zum Ziele, zur Größe seines Vaterlandes führte. Seinem Gehirn und Willen schrieben nicht einige Dogmen eine unabänderliche Richtung vor, sein Geist verknöcherte nicht. Er arbeitete immer und lernte immer, paßte sich dem Leben, den tatsächlichen Verhältnissen an, die sich stets ändern. Die Konsequenz suchte er ausschließlich darin, sich immer dem anzupassen, was vom Interesse seines Vaterlandes im gegebenen Augenblick erheischt wird. Wer wüßte es also zu sagen, wie er handeln würde, wenn er heute unter uns lebte in seiner vollen Tatkraft, dieser große und seiner Größe wegen unberechenbare geniale Staatsmann. Die Lösung einer solchen Frage ist so ungewiß, die Ansicht der

Heroen der Vergangenheit in bezug auf die nach ihrem Tode entstandenen neuen Situationen mit Gewißheit festzustellen, ist so unmöglich, daß das bei den großen Entscheidungen leitende Motiv niemals die vermutete Ansicht der Riesen der Vergangenheit gewesen sein kann. Keine Generation vermag die Verantwortung auf die andere zu wälzen. Eine jede leidet selbst für die begangenen Fehler und genießt selbst die Früchte ihres richtigen Handelns. Jedes Zeitalter muß mit seinen Problemen selbst fertig werden, auf eigene Gefahr, auf eigene Verantwortung, sich auf's eigene Gewissen, auf die eigene Einsicht stützend. Die Kenntnis der Vergangenheit, der Gedankenschatz und das Beispiel großer Staatsmänner sind unermeßlich lehrreich, denn auch wir müssen so arbeiten, wie sie es getan haben, mit derselben Gewissenhaftigkeit, Tapferkeit, demselben Verantwortlichkeitsgefühl. Ihre Erfahrungen nützen auch uns, denn ihre Ansichten und Überzeugungen lehren uns die dauernden großen nationalen Interessen verstehen; wie aber Bismarck nicht dort stehen geblieben ist, wo Friedrich II., und nicht in allem dasselbe anstrebte, was der große König getan hat, vielmehr bei Anwendung aller Lehren der Vergangenheit prüfte, was er nach eigenem Gewissen für das beste unter sämtlichen Tatumständen hält, die ausschließlich von ihm gekannt wurden, so müssen auch wir handeln. Dazu verpflichtet uns auch die Pietät für den großen Germanen.

Es ist aber auch nicht wahr, daß Rußland zum Kriege und zur Unterstützung der serbischen Propaganda gezwungen wurde, weil sich Deutschland unsere Orientpolitik zu eigen gemacht und mit den alten Traditionen des Drei-Kaiser-Bündnisses gebrochen hat. Im Gegenteil, hätte Deutschland anders gehandelt, wäre die Welt von der russischen Aggression wahrscheinlich schon früher in den Krieg gestürzt worden. Sehen wir uns nur die Reihenfolge der Ereignisse an. 1892 lauft der Bismarck'sche Rückversicherungsvertrag mit Rußland ab, ohne daß er erneuert wird. Kaiser Wilhelm II. unternimmt 1898 die Orientreise, die als Aggression gegen die Russen hingestellt wurde. Die Konzession zum Bau der Bagdadbahn erhalten die Deutschen 1899 und nach diesen angeblich aggressiven Schritten des „neuen Kurses" nähern sich Rußland und der Zweibund einander ernstlicher, als es seit dem Krimkrieg vielleicht je der Fall war. Rußland lenkt seine ganze Expansivkraft nach dem fernen Osten gegen Mandschurien. Das Mürzsteger Abkommen (1903) verpflichtet Rußland zu einer gemeinschaftlichen Aktion mit uns. Es ist also ausgeschlossen, daß Rußland wegen der energischeren und klareren Stellungnahme Deutschlands seine aggressive Orientpolitik begonnen hätte. Im Gegenteil, Rußland sucht deshalb anderswo Kompensationen und Erfolge, weil es einsieht, daß seine Balkanambitionen unerreichbar sind. Die Wendung nach der Richtung der alten Ambitionen, die zum Weltkriege geführt hat, geschah, als sich diese Situation geändert und England seinen Platz in der Weltordnung gewechselt hat, als England eine deutsch-feindliche Politik zu betreiben beginnt. Bei den russischen Massen war stets nur die Balkanpolitik wirklich volkstümlich, und als England, das bisher, auch in den neunziger Jahren noch, samt uns ein

Damm gegen die russische Ausdehnung nach den Meerengen gewesen war, jetzt seine Politik änderte, wird das russische Publikum abermals von der Tradition des alten Ehrgeizes ergriffen, die auch niemals eine Unterbrechung erfahren hätte, wenn die Politik Deutschlands in der orientalischen Frage nicht entschiedener geworden wäre. Als das Petersburger Kabinett seine alten Ziele für erreichbar hielt, als es die Koalition der vielen Feinde und Neider Deutschlands stärker als uns glauben durfte, nimmt es die groß-serbische Idee unter seinen Schutz, obwohl es sich im klaren darüber sein konnte, sowohl infolge seiner seit Kaunitz oft wiederholten Teilungsversuche und unserer diplomatischen Äußerungen, wie infolge der Kenntnis von Geographie und Ethnographie, daß diese Idee zum Kriege führt. Rußland wurde also nicht durch unsere Provokation, nicht durch unseren übermäßigen Druck auf den Kriegsweg gedrängt, sondern im Gegenteil dadurch, daß der auf dieses Land geübte Druck schwächer geworden ist und die russische öffentliche Meinung sich dem Glauben hingab, die Machtverhältnisse seien der Verwirklichung der in ihr Herz gegrabenen Ambitionen günstig.

Nun schließe ich aber meinen ohnehin übermäßig lang gewordenen Vortrag. Das bisher Gesagte zusammenfassend, komme ich zu dem Ergebnis, daß die Politik Ungarns ebenso unter dem Einfluß entschiedener und dauernder Gesetze stand und steht, wie die Natur, denen man sich nicht ungestraft widersetzen kann. Aufgabe der politischen Weisheit ist es, diesen dauernden großen Gesetzen die vergänglichen Forderungen der Gegenwart anzupassen. Diese Gesetze beeinflußten das Schicksal des noch alleinstehenden ungarischen Königtums, diese Gesetze brachten die österreichisch-ungarische Monarchie zustande, die heute in ihrer Gänze unter den Einfluß derselben geographischen Lage, der aus den ethischen und ethnischen Kräften herrührenden großen Interessen geraten ist, denen sie ihr Zustandekommen verdankt. Endergebnis dieser naturnotwendigen Entwicklung ist das Bündnis, das im heutigen Weltkrieg eine Kraft aufweist, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.

Unsere Aufgabe ist, dieses große Vermächtnis der Vergangenheit für die Zukunft zu wahren und noch mächtiger zu entwickeln. Heute, da uns die Erinnerung an die gemeinschaftlich geführten titanischen Kämpfe noch stärker als in der Vergangenheit verknüpft, und da wir nach dem Geschehenen noch weniger einen verläßlichen Bundesgenossen als einander finden können, da wir an dem italienischen Beispiel sehen, was ein Abkommen von Kabinetten wert ist, wenn die Kraft der Herzen nicht dahinter steht, heute muß das unersetzliche, weil über eine große geschichtliche Vergangenheit und eine ruhmvolle Gegenwart verfügende, von dauernden Interessen geborene Bündnis noch innerlicher gestaltet werden. Ich fürchte nicht, daß der weitere Ausbau dieses Bündnisses den Weltfrieden gefährdet. Unsere Freundschaft hat schon in den jetzigen Kämpfen die Blutsteuer bezahlt, ohne welcher große geschichtliche Gestaltungen selten zustandekommen können. Durch unseren Sieg wird es zu einer von jedermann akzeptierten, unabänderlichen Tatsache werden, das mit dem Gewicht eines fait accompli auftritt. Reizt ein

gewisses Maß von Kraft zum Angriff, so schafft ein größeres Maß von Kraft Beruhigung. Wenn unsere Neider einsehen werden, daß sie es mit uns nicht aufnehmen können, so wird unsere unermeßliche Friedensliebe, der Geist, den Bismarck mit Shakespearescher Kraft in der Weise charakterisiert, daß der Germane „seine Befriedigung in der eigenen Anerkennung des eigenen Wertes findet und kein Bedürfnis auf Prestige, Herrschaft und Vorrecht hat, daß er sich selbst genug ist", dieser Geist wird auch den Weltfrieden sichern, wie denn der Weltfriede solange fest stand, als nicht in unseren Feinden ihre große Anzahl die Illusion erweckt, daß sie zusammen stärker seien als wir. Die Ergebnisse des Krieges und im Zusammenhang damit der Weltfriede und die Herstellung der menschlichen Solidarität werden nur durch die Konsolidierung einer den Sieg errungenen, in jeder Beziehung konservativen und friedlichen Kombination, durch die bei unversehrter Aufrechterhaltung der heutigen Souveränitäten und Staaten Schulter an Schulter erfolgenden Organisierung Mitteleuropas gesichert werden können. Ich werde mit meiner bescheidenen Kraft dahin wirken, daß sich diese Politik bei uns stärke, an die ich geknüpft werde von meiner Überzeugung, meiner tiefen Verehrung für die deutsche Rasse und meinen heiligsten Traditionen.

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest: Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

5. Graf Julius Andrássy.

Der Denker unter den Politikern. Eine zu sensitive Natur, um in die politischen Faustkämpfe sich zu mengen, vielleicht aus zu weichem Stoffe geformt, um Stürmen Trotz zu bieten, jedoch ein Staatsmann, der auf hoher Warte steht und mit geschichts-philosophischer Auffassung die Einzelereignisse im Zusammenhange mit den Weltgeschehnissen zu erfassen vermag. Seine Bedeutung werden wir weniger in den Epochen seiner offiziellen Stellungen als Staatssekretär und Minister des Inneren, als vielmehr in den abgeklärten Ergebnissen seiner politischen Denkerarbeit, in der Verwirklichung der ethischen Erfassung der staatsmännischen Aufgaben zu suchen haben.

Das Geburtsjahr (1860) des Grafen Julius Andrássy fällt in jene Zeit, da die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des ungarischen Verfassungslebens erst aufzudämmern begann; noch lastete der Druck des verflossenen Jahrzehnts auf den Geistern. Nach ernsten Universitätsstudien und nach kurzem diplomatischen

Dienst in Konstantinopel und in Berlin, kam der Vierundzwanzigjährige als Abgeordneter in den Reichstag. Vom Anbeginn an wußte er sich Geltung zu verschaffen. Er zählte zu den aufmerksam angehörten Rednern, da er nur das Wort nahm, wenn er etwas zu sagen hatte.

Die weitere parlamentarische Rolle des Grafen Andrássy hängt zu sehr mit den Landesereignissen und den inneren Wandlungen der gesetzgebenden Körperschaft zusammen und seine Tätigkeit während des Regimes Bánffy, sein Kampf im Interesse des Inkompatilitäts-Gesetzes berühren zu sehr spezifisch ungarische Fragen, als daß wir hier auf die Einzelheiten eingehen könnten. Doch das muß hervorgehoben werden, daß Graf Andrássy stets sein gewichtiges Wort einsetzte, wenn es galt der Integrität der Volksvertreter Schutzdämme zu schaffen. Heute steht er an der Spitze jener Gruppe von Abgeordneten, die sich Verfassungspartei nennt, die jedoch Anspruch darauf hätte, sich Unabhängige zu nennen; denn die Mitglieder sind auf kein politisches Credo eingeschworen, und wenn sie auch auf der Grundfeste des Siebenundsechziger Ausgleiches stehen, über den Graf Andrássy ein von der Akademie preisgekröntes grundlegendes Werk geschrieben hat, behält jeder Anhänger der Partei seine eigene Auffassung über einzelne politische Fragen, was auch darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie eine erlesene Schaar bewährter Parlamentarier von hohem Ansehen, gewesene Minister und Staatssekretäre, zu ihren Getreuen zählt, von denen sicherlich manch einer noch zu künftigen leitenden Rollen berufen sein dürfte.

Lebten wir in anderen Zeiten, so würden wir gern dem Grafen Andrássy auch als gewesenem Minister des Inneren die gebührende Aufmerksamkeit zollen, obgleich, wie wir eingangs sagten, nicht hier seine Hauptbedeutung liegt. Es wäre von hohem Interesse, seine Bestrebungen zu charakterisieren, um die Verwaltungs- und die Wahlrechtsfrage im europäischen Sinne zu lösen, dadurch eine Neuschöpfung des öffentlichen Geistes, die Modernisierung des Munizipallebens, die Erweiterung der politischen Volksrechte anzubahnen. Angesichts der großen Weltereignisse erscheint jedoch dieser Kreis zu eng begrenzt, um den Mann im rechten Lichte zu zeigen. Fast möchte man sagen, Graf Andrássy, — den ja seine Studien und Kenntnisse, sein klarer Blick in die Irrgänge der Diplomatie hierfür zu prädestinieren schienen — sei der theoretische Minister des Äußeren, so gewichtig ist seine Stimme in Fragen der auswärtigen Politik. Die feierliche Stille, mit der seine Reden über dieselben im Reichstage angehört werden, die durchsichtige Klarheit seiner Darstellungen geben solchen Tagen ihren besonderen Glanz. Mit welchem Freimut hat er die Neugestaltung Polens in den Bereich seiner Zukunftsausblicke gezogen, mit welch' sicherem Griffel die Stellung des befreiten Landes in die europäische Neubildung eingezeichnet.

Graf Andrássy ist den Deutschen kein Fremder. Nicht nur als Sohn des genialen Mitschöpfers des Bundes mit dem Deutschen Reiche kennt man ihn, seit Ausbruch der Weltfehde hat er in seiner Schrift „Wer hat

den Weltkrieg verbrochen" sich auch den deutschen Lesern als klarblickender Staatsmann von großem Zuschnitt offenbart und in seinem jüngsten Münchener Vortrage hat er die jahrhundertelangen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, die parallel laufenden Interessen der beiden in tiefschürfender historischer Darstellung klargelegt und im Bilde der Vergangenheit und Gegenwart schon den Ausblick für die Zukunft eröffnet. Mir erleichtert die schwere Aufgabe, die Erscheinung des Mannes so anschaulich als möglich zu machen, das im 500. Hefte dieser Zeitschrift veröffentlichte wohlgetroffene Bildnis, das in seiner jeder Pose baren, ungezwungenen Haltung dem inneren Wesen der Persönlichkeit entspricht.

Die Politik allein bringt noch nicht die ganze Bedeutung des Grafen Andrássy zum Ausdruck. Seine Wirksamkeit als Beschützer der bildenden Künste stellt sich gleichberechtigt der anderen zur Seite. Das Aufblühen der Malerei und Bildhauerkunst, das mit dem Wiedererwachen des nationalen politischen Lebens in Ungarn eintrat, gehört zu den interessantesten Erscheinungen dieser Zeit. Die Literatur hatte schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dauernde Werke von hohem poetischen Werte geschaffen, und die Namen Vörösmarty's, des Barons Josef Eötvös, Petöfi's und Arany's bilden neben denen Barons Keménys, Jókai's u. a. eine glänzende dichterische Nationalgarde; die bildende Kunst trat aus den Kinderschuhen mit einem Riesensprunge in die Vorderreihe der europäischen. Es genügt an Munkácsy, Paal, Szinngey-Merse, Izsó, Strobl, Zala zu erinnern. Im Grafen Andrássy fand diese ansteigende Kunstepoche den verständnisvollen begeisterten Fürsprecher und er obliegt seinen Pflichten als Präsident der Gesellschaft für bildende Künste mit unentwegtem Eifer.

Inmitten der erlesenen Kunstwerke seines Ofner Palastes, dessen Fenster auf die mächtig dahinströmende Donau gehen, mag daher Graf Andrássy sich am wohlsten fühlen. Als beredter Cicerone geleitete er mich eines Tages durch die Schatzkammer seiner Sammlung, wo ein saftig-frischer Rembrandt, den Graf Julius Andrássy der Ältere während seines Exils in London erstanden hatte, im Goldglanz seiner Farben, ein phantastischer Turner, ein überaus zarter Corot, dann Bilder aus der besten Zeit der Renaissance, Werke der vornehmsten ungarischen Meister das Auge fesseln, ganz zu geschweigen der farbenreichen Gobelins und der Schnitzwerke bester Art. Aber die größte Anregung bietet die unwillkürlich sich kundgebende Freude des Besitzers, der all' die gebenedeite Schönheit der Kunst jeden Tag von neuem zu genießen versteht. In diesem glänzenden Rahmen bewegt Graf Andrássy sich mit rührender Bescheidenheit; in seinem einfach ernst und streng eingerichteten Arbeitskabinett schafft er mit erstaunlichem Fleiße und baut in seinen Schriften jene politische Welt aus, in der die Menschheit wieder Frieden und Harmonie finden soll.

Geheimer Rat Ladislaus v. Lukács,

ungarischer Ministerpräsident a. D.:

Zollunion und Vorzugszölle.

Die Idee des wirtschaftlichen Zusammenschlusses der mitteleuropäischen Staaten ist nicht neu. Sie hat schon lange vor Ausbruch des Krieges die Geister beschäftigt. Es ist aber natürlich, daß diese Idee im Verlaufe des Krieges mit erneuerter Kraft sich wieder an die Oberfläche gerungen hat, zum Teil als Ausfluß unserer Waffenbrüderschaft mit Deutschland, zum Teil aber auch als Verteidigungsmittel gegen den von seiten der Ententemächte schon jetzt empfundenen, für die Zukunft in noch weit erhöhtem Maße in Aussicht stehenden wirtschaftlichen Kampf.

Aber auch abgesehen hiervon, muß die Idee eines tunlichst raschen wirtschaftlichen Zusammenschlusses der mitteleuropäischen Mächte auf die Geister eine ungemein große Anziehungskraft ausüben, denn es handelt sich um die vollkommene wirtschaftliche Vereinigung von 120 Millionen Menschen, einer Ziffer, die sich nach dem Kriege zweifellos noch bedeutend erhöhen wird. Es handelt sich um die Schaffung eines freien Verkehrs auf ungeheuren Gebieten, die über die mannigfaltigsten Vorbedingungen der wirtschaftlichen Produktion, über mächtige Wasserstraßen und auch heute schon über Eisenbahnlinien in der Ausdehnung von mehr als 100 000 Kilometer verfügen.

Welche Richtung die internationale Handelspolitik der feindlichen Staaten nach dem Kriege nehmen wird, das kann heute niemand voraus sagen.

Möglich, daß die Verbandmächte durch den Haß, der sie alle gegen uns erfüllt, sich wie in der allgemeinen Politik, so auch auf wirtschaftspolitischem Gebiete in eine ihren eigenen Interessen zuwiderlaufende Richtung werden hinreißen lassen, was einen gegen uns gerichteten, unnatürlichen wirtschaftspolitischen Bund zur Folge haben würde. Möglich auch, daß nach dem Kriege nicht allein in Rußland und Frankreich, sondern auch in England die Notwendigkeit der höchstmöglichen Steigerung der Staatseinnahmen der Tendenz der handelspolitischen Absperrung durch hohe Schutzzölle zum Durchbruch verhelfen wird. Zwar lassen sich auch heute schon Stimmen im englischen Parlament vernehmen, die davor warnen, die wirtschaftspolitischen Interessen des Landes den politischen Zielen zu opfern, und die auf die schwierige Lage hinweisen, in die England den eigenen Kolonien gegenüber geraten müßte, wenn es in Wirtschaftsfragen sich zugunsten seiner politischen Bundesgenossen binden würde.

Es finden sich in England sogar Männer, die den Mut aufbringen, einen Zollkrieg mit Deutschland als eine große Gefahr zu bezeichnen und schon jetzt zu

verkünden, daß auf dem Wege, den die führenden britischen Staatsmänner jetzt beschreiten, ein guter Friede kaum zustande kommen werde, da das Absperrungssystem in einer Zeit, in der man auf die Freiheit der Ausfuhr und auf den freien Wettbewerb auf den ausländischen Märkten am meisten angewiesen sein werde, für England nur gefahrbringend sein könnte.

Auch Rußland wird mit dem Umstande rechnen müssen, daß es nach dem Kriege abermals genötigt sein wird, einen erheblichen Teil seiner Rohprodukte nach wie vor in Deutschland und unserer Monarchie zu verwerten. Endlich erleidet es keinen Zweifel, daß früher oder später auch Italien und Frankreich zu der Erkenntnis der wirtschaftspolitischen Lehren ihres im Bunde mit England geführten Kampfes gelangen werden.

Wie dem auch sei, als wahrscheinlich kann es gelten, daß die Wirtschaftspolitik der Ententemächte uns und dem Deutschen Reiche gegenüber eine Zeitlang durch den von den führenden Politikern dieser Länder ausgehenden Haß beherrscht sein wird, und daraus erwächst uns die Pflicht, die wirksamsten Mittel und Wege zur Wahrnehmung unserer Interessen zu suchen. Daß Deutschland und Österreich-Ungarn den drohenden wirtschaftspolitischen Anträgen gegenüber sich nur wirksam wappnen können, indem sie den auf den Schlachtfeldern bewährten Zusammenschluß nach dem Kriege auch auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete betätigen, ist jeglichem Zweifel entrückt.

Bei uns sowohl wie in Deutschland sind bisher die mannigfachsten Formeln der wirtschaftlichen Annäherung erörtert worden. Im nachstehenden sollen bloß jene beiden Systeme besprochen werden, die bisher in der öffentlichen Meinung und auch in den Fachkreisen am eingehendsten diskutiert worden sind: die Zollunion und das System der Vorzugszölle.

Theoretisch würde zweifellos die durch keinerlei Zwischenzoll-Linie gestörte Zollunion Deutschlands, Ungarns und Österreichs als die idealste Form der Kräftekonzentration erscheinen; bei dieser Form würden die beiden Staaten der Monarchie mit Deutschland ein durch eine einheitliche Zollgrenze umschlossenes und anderen gegenüber mit einheitlichem Willen ausgestattetes Ganzes bilden. In Anbetracht des wirtschaftlichen Charakters der zu vereinigenden Gebiete, namentlich der überwiegenden landwirtschaftlichen Entwicklung Ungarns und der in erster Reihe industriellen Entwicklung Deutschlands scheinen diese Gebiete auf den ersten Anblick sich in der Tat harmonisch zu ergänzen.

Zwar verwertet Deutschland den überwiegenden Teil seines Exportüberschusses an Industrieprodukten nicht in unserer Monarchie, sondern in anderen Staaten; auch hat die deutsche Landwirtschaft eine Entwicklungsstufe erreicht, daß Deutschland in viel geringerem Maße als früher auf Import angewiesen ist, während auf anderer Seite die Verbrauchsfähigkeit unserer Monarchie in einem Maße gestiegen ist, daß wir bei einer schwachen Mittelernte nur noch kaum unseren

eigenen Bedarf zu decken vermögen, woraus folgt, daß die wechselseitige Ergänzung lange nicht mehr so erheblich ist, wie noch vor einigen Jahrzehnten.

Dennoch wäre es verfehlt, die Bedeutung einer möglichst starken Ausdehnung des Zollgebietes zu unterschätzen. Sicherlich wird Deutschland nach dem Kriege, wenigstens für einige Zeit, einen Teil seiner Auslandsmärkte verlieren und sich freuen, wenn es einen ausgiebigeren Teil seiner aus anderen Ländern verdrängten Industrieerzeugnisse bei uns wird unterbringen können. Und was unsere Rohprodukte betrifft, so ist es zweifellos, daß je größer das uns zur Verfügung stehende Verbrauchsgebiet ist, ihre Verwertung unter desto günstigeren Bedingungen sich wird bewerkstelligen lassen. Die Frage ist also bloß, ob für die praktische Verwirklichung der aus politischem wie aus wirtschaftlichem Gesichtspunkte in gleicher Weise vorteilhaften Zollunion die Möglichkeiten gegeben sind.

Wenn wir auch nur einigermaßen in die Einzelheiten eindringen, so werden wir finden, daß in allen drei Staaten die Interessen der einzelnen Produktionsgruppen im Falle einer Zollunion in unvermeidliche Kollision miteinander geraten würden.

Die hochentwickelte deutsche Landwirtschaft wäre nämlich ebenso wenig geneigt, die eigene Getreideproduktion und Viehzucht vom Zollschutz zu entblößen, wie die österreichischen oder ungarischen Agrarier. Die Zollunion aber schließt nicht bloß die Zwischenzölle aus, sondern erfordert auch, daß der freie Viehverkehr durch Veterinärmaßregeln nicht beschränkt werde. Demgegenüber würden die Interessen der ungarischen Land- und Forstwirtschaft, sowie der ungarischen Viehzucht die völlige Verkehrsfreiheit erheischen, die allein die Verwertung ihres Produktionsüberschusses auf dem deutschen Verbrauchsgebiete zu gewährleisten vermag.

Ferner erhebt die österreichische und ungarische Fabrikindustrie Einsprache dagegen, daß das einheitliche Zollgebiet durch die Erzeugnisse der höher entwickelten deutschen Industrie zollfrei überflutet werde. Die intensivere Entwickelung der ungarischen Landwirtschaft würde eine möglichst starke Einfuhr der wohlfeilen landwirtschaftlichen Maschinen erfordern, dies jedoch verstößt gegen die Interessen der ungarischen Maschinenindustrie.

Diese aufs Geratewohl herausgerissenen Beispiele kennzeichnen zur Genüge die vorhandenen Gegensätze. Allerdings halten die Argumente, die einzelne Produzentengruppen zur Unterstützung ihrer Sonderinteressen geltend machen, der ernsten Kritik nicht immer stand, und unfraglich ist sowohl in Deutschland wie bei uns und in Österreich in vielen Fällen der bisher genossene oder für die Zukunft geforderte Zollschutz im allgemeinen unbegründet oder zum mindesten übertrieben. Vielleicht ist auch die Auffassung nicht unberechtigt, daß neben den Interessen der Produzenten auch diejenigen der Konsumenten nicht ganz außer acht gelassen werden dürfen, welch letztere die tunlichste Verkehrsfreiheit heischen, die allein den

billigsten Bezug der besten Waren zu sichern vermag. Sicherlich wird einmal die Zeit kommen, in der auch das Interesse des Verbrauchers sich kräftiger als bisher wird zur Geltung bringen können; bei der heutigen Struktur der Staaten und der gegenwärtigen sozialen Gliederung jedoch wird in Deutschland sowohl wie bei uns der Schutz der Interessen der Produktion einstweilen maßgebend in der Richtung der Zollpolitik bleiben; und da der Schutz der Produzenteninteressen ohne Schutzzölle nicht erreichbar ist, kann vorerst die Idee der mitteleuropäischen Zollunion nicht auf Verwirklichung rechnen.

Hierzu kommt noch, daß dieser Idee unüberwindliche Hindernisse auch anderer, und zwar politischer Natur, entgegenwirken. Es gehört zum Wesen der Zollunion, daß die in ihr vereinigten Gebiete wirtschaftlich ein Ganzes bilden und deren Willen in zollpolitischer Hinsicht nicht allein nach innen, sondern auch nach außen sich einheitlich offenbart. In der Zollunion muß daher nicht allein die Zollpolitik, sondern auch die Zollgesetzgebung und die ganze Zollverwaltung einheitlich sein. Nun ist es ja allgemein bekannt, wie groß die Schwierigkeiten sind, die diese Aufgabe selbst im einheitlichen österreichisch-ungarischen Zollgebiete, also in zwei Staaten, die auch durch zahlreiche andere Bande miteinander verknüpft sind, im Gefolge hat, und wie kompliziert und schwerfällig der Apparat ist, der dabei die Arbeit zu verrichten hat. Auf welche Art ein dritter, unabhängiger Staat, das Deutsche Reich, ohne empfindliche Schädigung unserer staatsrechtlichen Einrichtungen und unserer staatsrechtlichen Souveränität in diese Organisation einbezogen werden könnte, läßt sich nur sehr schwer vorstellen.

Durch ihren gesetzlichen Zusammenhang mit der Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben beanspruchen bei uns die Zolleinnahmen eine besondere Aufmerksamkeit. Diese gemeinsamen Zolleinnahmen, die in den jüngsten Jahren den gemeinsamen Bedarf bis zu einer Höhe von 36 bis 40 Prozent deckten, würden im Falle einer Zollunion eine wesentliche Abnahme erfahren, was zur Folge hätte, daß der durch die beiden Staaten nach dem Quotenschlüssel zu bedeckende Teil der gemeinsamen Ausgaben eine erhebliche Steigerung der bisherigen Lasten bedeuten würde, dies hinwieder würde die Verhandlungen, die von Zeit zu Zeit zur Feststellung der Quote geführt werden müssen, wesentlich erschweren.

Im Falle der Zollunion kann auch die Verkehrspolitik nicht der selbständigen Verfügung der einzelnen Staaten anheimgestellt bleiben, da es sonst geschehen könnte, daß ein Staat oder der andere durch seine Eisenbahn- oder Schiffahrttarife die Ziele der gemeinsam vereinbarten Zollpolitik vereitelt. Die Staaten der Zollunion müßten daher auf ihr selbständiges Verfügungsrecht betreffend die Eisenbahn- und Schiffahrttarife verzichten, wenigstens in dem Maße, als dies durch die gemeinsame Zoll- und Handelspolitik geboten erscheint.

Endlich können auch die Schwierigkeiten nicht unberücksichtigt bleiben, die sich aus der Verschiedenheit der Organisation der beiden Notenbanken und in den

beiden Währungssystemen ergeben und die im Falle der Zollunion gleichfalls in Einklang gebracht werden müßten; namentlich würde sich die Notwendigkeit ergeben, die oberste Leitung der Notenbanken hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte der richtigen Abwicklung der Auslandszahlungen in einer Hand zu konzentrieren.

Schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, daß die Errichtung einer Zollunion, wie schön und wünschenswert die Idee theoretisch auch erscheinen mag, unter den gegebenen Umständen große Gefahren für die einzelnen Produktionsgruppen in Deutschland sowohl wie bei uns in sich schließt; die Heraufbeschwörung dieser Gefahren, mag sie auch im besten Glauben erfolgt sein, würde auch in politischer Hinsicht das Gegenteil jener Wirkung herbeiführen, die durch den Gedanken der Zollunion angestrebt wurde. Überdies mutet dieser Gedanke den Staaten, indem er ihnen einen Verzicht auf einen bedeutenden Teil ihrer Souveränität zugunsten der Gemeinsamkeit auferlegte, unerfüllbare Opfer zu. Abgesehen davon, daß die wirtschaftlichen Übergangsschwierigkeiten in erster Reihe Ungarn als den schwächsten Teil am schwersten treffen würden, dürfen wir im Hinblick auf die spezifische staatsrechtliche Struktur unserer Monarchie auch die Gefahr nicht außer acht lassen, die im Falle einer Zollunion durch die unerläßliche Störung des durch den Gesetzartikel XII: 1867. geschaffenen Gleichgewichtszustandes entstehen kann. Wird aus dem Fundament unseres staatsrechtlichen Organismus auch nur ein einziger Grundstein entfernt, so können Sprünge im Gebäude entstehen, deren Tragweite sich nicht im voraus übersehen läßt.

* * *

Die Erkenntnis, daß die Zollunion auf unüberwindliche Hindernisse stößt, hat die Idee in den Vordergrund gerückt, den wirtschaftlichen Zusammenschluß auf Grundlage des Systems der Vorzugszölle zu verwirklichen. Die konsequente Durchführung des Systems der Vorzugszölle wäre jedoch gleichbedeutend mit der Außerkraftsetzung der die europäische Zollpolitik bisher beherrschenden Meistbegünstigungbestimmungen, denn im Falle eines solchen Vertrages wären unsere Monarchie und Deutschland bemüßigt, die einander wechselseitig zugestandenen Vorzugszölle anderen Staaten zu verweigern.

Die erste Frage, die hier sich aufwirft, ist die, ob ein solches System im internationalen Handel den so sehr notwendigen Friedenszustand herbeiführen würde.

Der Krieg wird auf wirtschaftlichen Gebieten zweifellos viele Veränderungen im Gefolge haben. Belehrt durch die Erfahrungen des Krieges, werden England und Frankreich versuchen, diejenigen Industrien in ihren Gebieten einzubürgern, deren Erzeugnisse sie bisher ausschließlich aus Deutschland bezogen haben. Diese Bestrebungen werden jedoch erst nach Jahren Erfolg haben können.

Dennoch werden auch nach dem Kriege die geographische Lage der Staaten, die wirtschaftlichen Interessen und Bedürfnisse der Völker, die allgemein gültigen

Gesetze des Wirtschaftslebens ihre Geltung erzwingen. Die Gefühle des Hasses oder der Freundschaft sind nicht wirtschaftliche Faktoren. Mögen unsere Feinde sich noch so sehr bemühen, die beiden Zentralmächte wirtschaftlich zu lähmen und vom Weltverkehr abzuschnüren, die Wirklichkeiten werden immer stärker sein als flüchtige Gefühlswallungen, und nach Friedensschluß wird früher oder später die Zeit kommen, in der die stärkste Triebfeder der wirtschaftlichen Arbeit wieder das materielle Interesse und die nüchterne Berechnung sein werden.

Darum dürfen wir unsere Handelsbeziehungen nicht in einer Weise gestalten, daß sie das friedliche Zusammenleben mit unseren heutigen Gegnern schon vorweg ausschließen und den Keim neuerer Völkerkonflikte in sich tragen. Seit Jahrzehnten ist die Wirtschaftspolitik Europas auf den Gedanken der Meistbegünstigung aufgebaut. Ist es nun denkbar, daß die Staaten, die den Krieg entfesselt haben, um mehr zu erreichen, sich in wirtschaftspolitischer Hinsicht dareinfinden werden, ungünstiger als vor dem Kriege behandelt zu werden?

An dieser Lage würde auch nichts geändert werden, wenn, was zu erhoffen ist, wir im Friedensschluß in der Lage sind, unseren bezwungenen Feinden unseren Willen aufzuerlegen. Befriedigen die Friedensvereinbarungen nicht beide Parteien, so wird alles Streben unserer Gegner während der Vertragsdauer auf das Abschütteln des Unerträglichen gerichtet sein, dies aber würde naturgemäß zu andauernden Reibungen und im Endergebnis zum Zollkriege führen.

Es scheint, daß auch die Fürsprecher der Vorzugszölle das Gefühl haben, die Meistbegünstigungsklausel werde auch in Zukunft sich nicht ausmerzen lassen; nach ihrem Plane würden also Deutschland und unsere Monarchie dritten Staaten die Meistbegünstigung unter der Bedingung der Gegenseitigkeit zwar nicht verweigern, doch würden sie die im gegenseitigen Verkehr einander zugestandenen besonderen Zollbegünstigungen dritten Staaten nicht einräumen.

Auch für eine derartige Regelung der Frage findet sich ein Beispiel in der Geschichte des Zollwesens. Ein solches ist das Verhältnis zwischen Schweden und Norwegen, zwischen Spanien und Portugal, sowie zwischen Portugal und Brasilien. Die Staaten, zwischen denen ein solches Verhältnis besteht, gehen auch mit dritten Staaten Meistbegünstigungsverträge ein, doch werden von ihnen die Sonderbegünstigungen, die sie sich gegenseitig gewähren, den meistbegünstigten dritten Staaten nicht eingeräumt.

Nun besteht auch in Deutschland eine Strömung für ein solches Verhältnis mit der österreichisch-ungarischen Monarchie und allenfalls noch mit Staaten, die sich dem Zollbündnis der Zentralmächte anschließen würden. Es würde mithin eine Meistbegünstigung erster und eine solche zweiter Güte geben. Vielleicht würden kleinere Staaten sich eine solche Gliederung gefallen lassen, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß weder Frankreich noch England sich bereit finden würden, auf eine solche Behandlung von unserer Seite einzugehen. Und da wir wissen,

daß auch unsere Feinde sich mit der Idee tragen, untereinander ein solches Vorzugssystem zu schaffen, aus dem sie uns ausschließen würden, so würden wir durch die Einführung der gestaffelten Meistbegünstigung nur das Vorgehen unserer Feinde rechtfertigen und die Wiederherstellung der normalen Beziehungen im internationalen Wirtschaftsverkehr künstlich erschweren.

Aber selbst wenn die Zentralmächte bereit wären, im Interesse des politischen Ziels sich durch Inaugurierung einer exklusiv gerichteten Zollpolitik den Wechselfällen eines langwierigen und umfangreichen Zollkrieges auszusetzen, will vor allen Dingen die Frage entschieden werden, ob unsere Monarchie und Deutschland überhaupt in der Lage sind, einander durch Vorzugszölle Begünstigungen zu gewähren, die das volle Äquivalent der beiderseits zu bringenden Opfer bieten würden, ob sie in der Lage wären, einander wirtschaftlich derart zu ergänzen, daß sie auf den Wirtschaftsverkehr mit den Ententestaaten ganz zu verzichten vermöchten.

In dieser Hinsicht hat Alexander v. Matlekovits in seinem interessanten Vortrage, der im „Pester Lloyd" am 25. Februar l. J. veröffentlicht wurde, ein außerordentlich aufschlußreiches Datenmaterial zusammengetragen.

Die Wirtschaftslage und besonders die industrielle Entwicklung unserer Monarchie und noch mehr des Deutschen Reiches sind heute solcher Natur, daß sie auf riesenhaften Export hinanarbeiten müssen. Österreich-Ungarn hat im Jahre 1913 Waren im Betrage von 2987 Millionen Kronen ausgeführt. Der Export Deutschlands repräsentierte im selben Jahre einen Betrag von 10 096 Millionen Mark. Der gegenseitige Verkehr der beiden Zollgebiete ist schon heute sehr bedeutend. Die nach dem Deutschen Reiche gerichtete Ausfuhr unserer Monarchie beträgt nicht weniger als 1142 Millionen Kronen; — die aus Deutschland importierten Waren repräsentieren einen Wert von 1366 Millionen Kronen.

Von der Ausfuhr der österreichisch-ungarischen Monarchie gehen daher schon heute 40,1 Prozent nach Deutschland; nahe an 60 Prozent müssen wir aber nach anderen Ländern exportieren. Von dem gesamten deutschen Export (10 096 Millionen Mark) entfallen auf Österreich-Ungarn bloß 10,9 Prozent; es erübrigen daher noch immer 9 Zehntel, für deren Unterbringung in anderen Staaten gesorgt werden muß.

Wir sehen weiters, daß von der nach dem Deutschen Reiche gerichteten Ausfuhr unserer Monarchie vom Gesamtbetrage von 1142 Millionen Kronen nicht weniger als 701 Millionen Kronen, oder 61,3 Prozent auf Erzeugnisse der Urproduktion entfallen, und daß die österreichischen und ungarischen Industrieartikel nicht in Deutschland, sondern in anderen Staaten ihren Hauptexportmarkt besitzen.

Die hervorragendsten industriellen Exportartikel unserer Monarchie sind: Zucker, Baumwollwaren, Schafwoll- und Lederwaren, sowie die Erzeugnisse der Glas-, Eisen- und Metallindustrie.

So war die Gesamtausfuhr im Jahre 1913:

	Millionen Kronen	nach Deutschland
in Zucker	297,3	— Prozent
„ Baumwollwaren	142,5	6,9 „
„ Eisen und Eisenwaren	104,3	12,6 „
„ Schafwollwaren	65,3	13,7 „
„ Glas und Glaswaren	86,7	16,7 „
„ Lederwaren	65,2	22,5 „
„ Metall und Metallwaren	60,4	23,0 „

In all diesen Industriezweigen besitzt das Deutsche Reich mächtige Industrieanlagen, die nicht nur den inneren Markt versorgen, sondern auf einen bedeutenden Export angewiesen sind. Vorzugszölle würden hier keine wesentliche Änderung hervorrufen.

Für Deutschland bestehen diese Gesichtspunkte in noch erhöhtem Maße. Wir haben oben gesehen, daß die jährliche Ausfuhr Deutschlands einen Wert von 10 096 Millionen Mark repräsentiert. Von diesem großen Betrag entfallen auf Österreich-Ungarn bloß 10,9 Prozent, während auf Großbritannien (mit den Kolonien usw.) 18,1 Prozent, auf Rußland 8,7 Prozent, auf Frankreich 7,8 Prozent, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 7,1 Prozent, auf Italien 3,9 Prozent usw. entfallen.

Bei seiner riesenhaften Ausfuhr befindet sich jedoch Deutschland mit seinen auf uns entfallenden 10,9 Prozent auch jetzt schon in solchem Übergewicht, daß es nur noch unerhebliche Teile seines Exportes auf dem österreichisch und ungarischen Markte unterzubringen imstande wäre.

Um uns nur auf die wichtigsten Artikel zu beschränken, war die Einfuhr in die österreichisch-ungarische Monarchie:

	Millionen Kronen	hiervon kamen aus Deutschland
in Baumwollwaren	52,0	31 Prozent
„ Schafwollwaren	42,3	38 „
„ Schafwollgarn	48,5	43 „
, Leder	75,5	44 „
„ Roheisen	32,5	57 „
„ Holzwaren	40,2	61 „
„ Fuhrwerke	22,9	66 „
„ Maschinen	122,9	72 „
„ Lederwaren	37,3	74 „
„ Eisenwaren	55,1	83 „
„ elektrische Maschinen	35,0	91 „
„ Musikinstrumente	6,2	94 „

Diese Daten beweisen zur Genüge, daß in der Einfuhr unserer Monarchie Deutschland schon heute eine dominierende Stellung einnimmt.

Allein gesetzt den Fall, daß Deutschland für die österreichischen und ungarischen Märkte die vom Auslande eingeführten sämtlichen Halbfabrikaten und Fertigwaren selbst liefern würde, das heißt, daß der ausländische Import, der sich nach den Daten des Jahres 1913, auf 1429 Millionen Mark belief, samt und sonders auf Deutschland überginge, würde dies von dem deutschen Export an Halbfabrikaten und Fertigwaren im Werte von 8569 Millionen Mark auch dann bloß 16,6 Prozent ausmachen, und so würde die deutsche Industrie auch in diesem unwahrscheinlichen Falle noch bis zu 83 Prozent auf die Märkte anderer Staaten angewiesen bleiben.

Die folgenden Daten zeigen, daß trotz der starken Einfuhr nur ein verhältnismäßig geringer Teil der aus Deutschland exportierten Artikel bei uns abgesetzt werden kann.

Deutschland hat im Jahre 1913 ausgeführt:

	zusammen Millionen Kronen	nach Österreich-Ungarn
in Leder	243,1	17,2 Prozent
„ Schafwollgarn	91,3	15,5 „
„ Lederwaren	114,2	13,9 „
„ Maschinen	680,3	12,2 „
„ Holzwaren	540,9	12,2 „
„ Baumwollgarne	62,1	12,2 „
„ Metall und Metallwaren	566,9	11,5 „
„ chemische Artikel	956,1	8,2 „
„ Glas und Glaswaren	146,1	8,2 „
„ Kautschukwaren	128,2	7,8 „
„ elektrische Apparate	290,2	7,5 „
„ Papier und Papierwaren	262,7	7,4 „
„ Fuhrwerke	160,5	6,6 „
„ Seidenwaren	199,6	6,0 „
„ Eisen und Eisenwaren	1386,2	5,4 „
„ Baumwollwaren	446,3	3,7 „
„ Schafwollwaren	270,8	3,4 „
„ Zucker	256,6	1,0 „

Nun wird ja wahrscheinlich der Weltkrieg hinsichtlich der geographischen Grenzen der Staaten wesentliche Verschiebungen zur Folge haben und die Zentralmächte werden an Gebiet um Hunderttausende von Kilometern, an Bevölkerung um Millionen von Seelen zunehmen. Aber auch diese Änderung wird keinen Wandel darin schaffen, daß die Produktion der beiden Zentralmächte schon jetzt

groß genug ist, um die Ausfuhr ihrer Exportüberschüsse auf den Weltmarkt unentbehrlich zu machen; ferner, daß ihre gegenseitige Einfuhr bereits einen Grad erreicht hat, der auch durch Vorzugszölle nur noch ganz unbedeutend gesteigert werden könnte, und daß in dieser Hinsicht jede Übertreibung zur schweren Schädigung der eigenen landwirtschaftlichen oder industriellen Produktion führen und mithin der Fortsetzung des engen politischen Zusammenlebens durchaus nicht dienlich sein würde. Hierzu kommt noch, daß, während einerseits unsere Monarchie und Deutschland einander auch in der Vorzugsbehandlung keine wesentlicheren Vorteile einräumen könnten, andererseits der Ausschluß dritter Staaten aus dieser Vorzugsbehandlung unsere heutigen Feinde auch nach dem Kriege zu dauernder Gegnerschaft stimmen würde. Daß dies weder wünschenswert ist, noch unbedingt der Fall sein muß, liegt auf der Hand. Niemand darf daran zweifeln, daß Rußland, Frankreich und Italien, wenn sie erst aus der ihnen von England auferlegten Hypnose erwachen, auf Grund der gewonnenen bitteren Erfahrungen wieder zur Erkenntnis ihrer wirklichen politischen und wirtschaftlichen Interessen gelangen und dann die durch die Gesetze des Wirtschaftslebens vorgezeichneten natürlichen Bahnen nicht mehr durch künstliche Hindernisse verrammeln werden.

Wenn wir unseren Gegnern nicht auf das Gebiet der Drohung mit wirtschaftlichen Retorsionen folgen, so ist dies nach dem Geschehenen keineswegs als ein Zeichen unserer Schwäche oder unseres Zurückweichens zu betrachten. Hat doch der Kriegsverlauf sattsam bewiesen, daß die Zentralmächte den Willen und die Kraft haben, ihre Interessen auch gegen die mächtigsten Angriffe zu verteidigen.

Wenn wir daher mitten in dem die ruhige Erwägung ungemein erschwerenden Wirbel des Weltkrieges und ungeachtet der mächtigen Siege, die wir errungen haben, unseren Gegnern in Erinnerung bringen, daß die Menschheit auch noch höhere und edlere Aufgaben als die Fortsetzung des Krieges hat, so wird darin alle Welt nur eine Offenbarung der politischen Weisheit und einer selbstbewußten Kraft erblicken dürfen, die sich nicht aus der Fassung bringen läßt, weil sie sich klar darüber ist, daß auch ihre Gegner nicht ungestraft die durch den Weltverkehr vorgeschriebenen, vielhundertjährigen Bahnen meiden können, und sie im Gefühl ihrer reichlich dokumentierten Macht ohne jede Schmälerung ihres Prestige auf die Art und Weise hinweisen werden, wie die durch den Krieg der Menschheit beigebrachten Wunden geheilt werden können.

Das Verhältnis zwischen unserer Monarchie und Deutschland, das zum Zwecke der Sicherung des Friedens geschaffen wurde und den Völkern Europas die Segnungen des Friedens auch wirklich Jahrzehnte hindurch gewährleistet hat, hat sich auch im Kriege glänzend bewährt. Gleichzeitig hat es aber auch eine Wandlung durchgemacht. Es ist heute mehr als ein bloß politisches Bündnis, das auf der schwankenden Grundlage des mehr oder weniger richtigen Wirkens der Diplomatie beruht; ein unzerreißbares, in den Herzenstiefen der Völker ver-

ankertes Band ist es geworden, eine bewußte Schicksalsgemeinschaft zweier Mächte, die füreinander ihr Leben auf's Spiel gesetzt und einander das Leben gerettet haben. Die Kraft und die Innigkeit eines solchen Verhältnisses ist unabhängig davon, ob wir es mit überflüssigen oder vollends hemmenden Äußerlichkeiten schmücken.

Wenn wir daher die scheinbar engsten Formen des wirtschaftlichen Zusammenschlusses nicht anwenden, so bedeutet dies noch lange nicht, daß wir auf die wirtschaftliche Annäherung, auf die Gegenseitigkeit aller erdenklichen wirtschaftlichen Unterstützung verzichten. Im Gegenteil, wenn wir nicht Augenblickserfolge, sondern dauernde Ergebnisse erreichen wollen, müssen wir die Herstellung eines Verhältnisses anstreben, das zwischen den beiden Zentralmächten die Reibungsflächen auf das allergeringste Maß reduziert; und da weder die Zollunion, noch das System der Vorzugszölle die geeignete Grundlage für ein solches Verhältnis bieten, wird sich schwerlich ein anderer Lösungsmodus finden, als bei einem Tarifvertrage zu bleiben, der die Anwendung der Meistbegünstigungsklausel ermöglicht.

Es versteht sich von selbst, daß dabei sehr bedeutende tariftechnische Verbesserungen und Erleichterungen in der gegenseitigen Zollbehandlung möglich sind und daß zwei Großmächte, deren geographische Grenzen sich auf einer so langgestreckten Linie berühren, sich gegenseitig zahlreiche handels- und verkehrspolitische Vorteile bieten können. Endlich sei auch auf die wertvollen Dienste hingewiesen, die zwei innig verbündete Mächte einander in Zollverhandlungen mit dritten Staaten, sowie durch die Abgrenzung und genaue Respektierung der Interessensphären auf Auslandsmärkten zu leisten vermögen.

Und hier können wir auch zum Schlusse unserer Erörterungen gelangen. Die Gestaltung unserer Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland hängt vielfach von dem Ergebnis der jetzt zwischen den beiden Staaten unserer Monarchie in bezug auf die Regelung ihrer künftigen wirtschaftspolitischen Beziehungen gepflogenen Verhandlungen ab. Die Untersuchung dieser Frage würde jedoch auf das Gebiet der aktuellen Politik führen, und ein Abschwenken auf dieses Gebiet wäre gegenwärtig nicht zeitgemäß.

Es ist uns vielleicht der Nachweis gelungen, daß, wer eine Realpolitik machen will, die handgreiflichen Tatsachen nicht ignorieren darf, und wer sich der vertraglichen Zollpolitik nicht verschließen will, weder auf die Inanspruchnahme der Meistbegünstigung verzichten, noch davon andere ausschließen kann.

Dmytro Donzow:
Zehn Jahre Nationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands.

Am 10. Mai d. J. sind gerade zehn Jahre seit jenem Momente verflossen, als in St. Petersburg im Taurischen Palast zum ersten Male die Vertreter der russischen Völker sich zusammenfanden. An diesem Tage im Jahre 1906 wurde das heutige konstitutionelle Rußland geboren, und zugleich das große russische Nationalitätenproblem, über welches man sich heute in beiden feindlichen Mächtegruppen den Kopf zerbricht. Welchen Weg wird die Entwicklung Rußlands als eines Nationalitätenstaates gehen: Den Weg der allmählich nur passiven, halb eigenwilligen Assimilierung seiner Fremdvölker, welche vor der Revolution so wahrscheinlich schien? Oder den in der Richtung der Föderalisation freier Völker? Oder endlich den Weg unversöhnlicher Kämpfe zweier sich einander ausschließenden Grundsätze, nämlich der Zentralisierung und der Autonomie, den krummen Weg des Krieges, aller gegen alle? So lauteten die Fragen, welche für die Nachbarn des Zarenreiches und ihre auswärtige Politik nicht ohne Bedeutung waren. Die Antwort auf diese Frage gibt das bisherige Ergebnis der nunmehr zehn Jahre alten Nationalitätenpolitik der russischen Duma.

Die Zeit als die erste Duma einberufen war, war gar nicht danach angetan, nicht nur Nationalitäten-, sondern überhaupt irgend welche positive Politik zu treiben. Die Deputierten ließen hinter sich brennende Gutshöfe, stillstehende Fabriken und kamen nach St. Petersburg, nicht um irgendwelche Gesetzgebung auszuüben, sondern um an sich exekutive Gewalt zu reißen. Als Organ des revoltierenden Volkes hatte die Duma nur eine einzige Aufgabe: Niederwerfung der Alleinherrschaft! Damit waren alle Nationalitäten einverstanden und die Losung „doloj ssamodjerschawje!“ — Nieder mit dem Absolutismus — wurde in diesen Flitterwochen des russischen Konstitutionalismus zum gemeinsamen Rufe der Russen, Polen, Ukrainer und anderer Völker. Damals, in jener tollen Zeit, war die politische Freiheit die einzige Panacee gegen alle Absurditäten des russischen Lebens, gegen Analphabetismus, gegen Hunger und Cholera, gegen die Selbstmordepidemie der Gymnasiasten, gegen Trunksucht und auch gegen die nationale Unterdrückung. So geschah es, daß das Wort „Verfassung“ zunächst das nationale Programm aller unterdrückten Völker Rußlands geworden ist, auch der Russen selbst. Es ergab sich aber bald ein interessantes Qui pro quo bei der Auslegung dieses Losungswortes. Dies Qui pro quo bestand darin, daß die Russen allein durch die Gewährung der „Rechte des Bürgers und des Menschen“, die ganze Nationalitätenfrage — etwa wie in den Vereinigten Staaten von Amerika —

lösen wollten. (Man war geneigt, nur etwa für die Polen eine Ausnahme zu machen in der Form einer Autonomie, auch die finnländische Konstitution sollte weiter bestehen.) Dem gegenüber wollten die nichtrussischen Abgeordneten auf die Verkündigung der Bürgerrechte die ganze Kompetenz des Zentralparlamentes vielleicht auch noch auf die Fragen der auswärtigen Politik, des Kriegs- und Zollwesens beschränken. Die eigentliche Regelung der Nationalitätenfrage sollte in jedem Lande seinem autonomen Landtage vorbehalten werden. Die russische Auffassung war leicht zu erklären: Die erste (wie auch die zweite) Duma, insofern ihre russischen Mitglieder in Betracht kommen — es waren ihrer 59 Prozent — war die Vertretung der Bauern und der Arbeiter (ihre relative Zahl übertraf diejenige der Vertreter derselben sozialen Klassen in allen andern Parlamenten) unter der geistigen Führung der Intelligenz. Die Charakterzüge der Duma waren somit: Der soziale Radikalismus und der politische Liberalismus. Der erste kümmerte sich um die Nationalitätenfrage gar nicht, der zweite sah in den nationalen Forderungen nur automatische Konsequenzen seiner eigenen Grundsätze: Durch die Freiheit des Wortes wurde logischerweise auch das polnische, ukrainische usw. Wort freigegeben; durch die Freiheit der Presse jene dieser Völker auch befreit und dergl.; endlich durch die Schaffung einer Volksvertretung waren auch nichtrussische Völker zum Mitregieren im Staate mit einbezogen! Das maßgebende Prinzip lautete also damals: Machen wir zunächst ein konstitutionelles Rußland und alles andere kommt dann von selbst! Deshalb hat die Duma in ihrer Antwort auf die Thronrede kaum an nationale Fragen erinnert, indem sie unter ihren „unaufschiebbaren Aufgaben auch die Lösung der Frage von Befriedigung der schon längst aktuellen Forderungen einzelner Nationalitäten" erwähnte.

Das ironische Amendement des geistlichen Abgeordneten Konzewytsch — „Die Reichsduma wird auch Sorge tragen, daß selbst der Name Rußland verschwindet", — wurde zwar verworfen, aber dafür jede Präzisierung der nationalen „Forderungen" in die Antwort nicht einbezogen, es war auch das Wort „Autonomie" sorgfältig vermieden. Denselben Geist zeigte auch die gesetzgebende Tätigkeit der ersten Duma, in bezug auf das nationale Problem, insofern sie überhaupt mit diesem, infolge ihrer kurzen Lebensdauer, sich befassen konnte und wollte. Alle durch die Kadetten (unter allen Parteien konnten und wollten sie allein sich mit der Gesetzgebung befassen) in die erste Duma eingebrachten oder für sie ausgearbeiteten Gesetzentwürfe — über die Freiheit der Presse, Vereine, das allgemeine Wahlrecht und dergl. — haben die nationale Frage nur gestreift und nichts vielleicht hat so sehr die Grundsätze charakterisiert, welche der Nationalitätenpolitik der Duma leuchten sollten, als der am 15. Mai 1906 von 111 Mitgliedern eingebrachte Gesetzentwurf über die Gleichberechtigung der Bürger: „Alle in den bestehenden Gesetzen und Verordnungen enthaltene Beschränkungen in den Rechten, die durch Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nationalität oder

Konfession bedingt sind, sind abzuschaffen." Abschaffung der Beschränkungen! — nichts weniger, aber auch nichts mehr. — Das war für das erste russische Parlament das Öl für die immer drohender sich erhebenden Wellen der nationalen Unzufriedenheit in Rußland!

Und diese Wellen schlugen tatsächlich sehr hoch. Durch Jahrhunderte niedergedrückt, loderte plötzlich die Flamme des nationalen Selbstbewußtseins hell empor. Der Taurische Palast bot ein merkwürdiges Schauspiel: Die europäischen Röcke mischten sich mit der russischen Bauerntracht, das Priestergewand des orthodoxen Popen mit der Sutane des katholischen Priesters. Da sah man auch die polnischen Kontusch's und ukrainische Swytka's, die Tschalmen der Mohamedaner — also das ganze Völkergemisch des heiligen Rußlands! 40 Prozent aller Deputierten hatte das nichtrussische Rußland in die Duma hingeschickt. Was wollten sie? Verschiedenes, jedes Volk, nach der Reife und Entwicklung seiner sozialpolitischen Struktur. Nur in einem fanden sie sich zusammen: Alle wollten nichts von dem St. Petersburgischen Zentralismus wissen und dachten, naiverweise, daß ein den siebenten Teil der Erdoberfläche umfassendes Reich sich nicht von einem Punkte aus regieren läßt. Sie forderten Autonomie ihrer Länder, solche forderten die Polen, die Litauer, die Ukrainer und die Kaukasier. Am krassesten ist diese Forderung bei der Beratung über die Agrarfrage hervorgetreten. Bekanntlich stand die erste Duma auf dem Standpunkt, daß alle Staats-, Apanage-, Kirchen- und Privatgroßgrundbesitz-Güter auf diese oder jene Weise den länderhungrigen Bauern überwiesen werden sollen, in der Art, daß von diesen Ländern ein durch den Staat zu verwaltender Fonds gebildete werden sollte. Dagegen aber eben protestierten die Vertreter der Grenzgebiete: einige von ihnen waren mit dem Prinzip der Zwangsenteignung (wie die Ukrainer) einverstanden, andere (wie die Polen) nicht, alle aber verlangten, daß die Verfügung über den Länderfonds in den Händen jedes autonomen Landtages und nicht St. Petersburgs sich befände. Von anderer Gestaltung der Reform fürchteten sie nicht nur eine ungeheure Stärkung der zentralen Staatsgewalt, sondern auch die Möglichkeit einer russischen Kolonisierung in den Grenzgebieten. So sprach z. B. der Vertreter des ukrainischen Volkes Schemet von der bei diesem trotz 250jähriger Sklaverei noch immer lebendigen Erinnerung an jenen Raub ukrainischer Ländereien, den die russische Regierung mit der Annexion der Ukraine unternahm. Diese Erinnerungen veranlaßten den Abgeordneten, im Namen seiner Wähler zu fordern, nicht nur die Dezentralisation in der Verwaltung des Länderfonds, sondern auch in der Agrargesetzgebung selbst. Die Duma sollte nur ein Rahmengesetz beschließen — nur die Richtlinien für die zukünftige Agrarverfassung des Reiches. Der eigentliche Inhalt dieser Verfassung sollte durch die zu schaffenden Selbstverwaltungkörper jedes Landes näher bestimmt werden. Das war allgemeiner Wunsch nicht nur der Ukrainer, sondern auch der Polen, Litauer, ja, was besonders interessant ist, sogar der nichtdeutschen Vertreter der Ostseeprovinzen! Als äußeres Zeichen der Gemein-

samkeit der Interessen nichtrussischer Völker dem Staate gegenüber war die Bildung eines „Verbandes der Autonomisten“ in der Duma, der 120 Mitglieder, Polen, Ukrainer, Litauer, Letten, Muselmanen und Donkosaken zählte. Einige von ihnen waren gleichzeitig Mitglieder anderer Fraktionen, eine Hälfte (63) gehörte nur dem Autonomistenklub an.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wäre es der ersten Duma beschieden gewesen, ihre Gesetzgebungsperiode glücklich zu beenden und die notwendigen demokratischen Reformen durchzuführen, dann hätte auch der große Kampf zwischen dem Zentralismus und Föderalismus ausgefochten werden müssen. So aber hat die schnelle Auflösung der ersten russischen Kammer (20. Juli 1906) alle russischen Bürger im Kampfe gegen die Alleinherrschaft wieder vereint. Die Verschärfung dieses Kampfes hat auch sehr wesentlich die Wahlen in die zweite Duma beeinflußt: Das Zentrum — Kadetten und gemäßigte Liberale — hatten sich in der neuen Duma zusammengeschmolzen zugunsten der äußersten Linken und Rechten, welch letztere in der ersten Duma eigentlich ganz fehlte. Auch die Nationalitäten waren wesentlich gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen: Die Polen hatten 37 Deputierte entsandt, die Ukrainer 40, die Mohammemdaner 31. Im ganzen war das — noch mehr als die erste — die Duma der Sozialisten und „Fremdlinge“, die noch leidenschaftlicher ihren Kampf für den reinen Parlamentarismus und gegen den Adel aufgenommen und geführt haben. Der zweite Versuch der Regierung, ihr politisches System auf „die dummen Bauern“ zu stützen, mißlang also. Die zweite Duma wurde aufgelöst. Die Folgen dieses Ereignisses waren aber wichtiger, als bei der Auflösung der ersten: Das russische industrielle Bürgertum, der Adel und sogar die Semstwomänner, erschreckt durch den „maßlosen Radikalismus“ der städtischen und bäuerlichen Demokratie, scharten sich um die Regierung, was ihr die Kraft gab, den bekannten Staatsstreich vom 16. Juni 1907 zu wagen, der die gesetzgeberische Gewalt an ganz andere Klassen übertrug, die zwar nicht der Zahl, aber ihrem sozialen Gewicht nach die führende Rolle im Reiche spielten.

Von diesem Zeitpunkte ab datiert auch die neue Ära in der Nationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands. Zwei revolutionäre Jahre — 1905 und 1906 — haben mit erschreckender Klarheit den Russen die ganze Tragweite der Demokratisierung des Reiches vor Augen gestellt. Jede — wenn auch noch so kleine — Konzession an die freiheitlichen Prinzipien hat ganz automatisch die Erstarkung der politischen Bedeutung der Nationalitäten im Reiche nach sich gezogen. Kaum wurde das berühmte Manifest vom 30. (17.) Oktober 1905 verkündet, als eine ganze Reihe polnischer, ukrainischer usw. Vereine, wirtschaftlicher Organisationen, verschiedener Zeitungen und Broschüren entstanden, die als Träger der nationalen Idee in die Masse der „Fremdstämmigen“ drangen und sie dem russischen Staate abspenstig zu machen drohten. Die Gefahr wurde gleich erkannt und richtig eingeschätzt. Sie durch Rückkehr zum

Absolutismus zu bannen, ziemte sich natürlich nicht, denn die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands forderte gebieterisch die gründliche Aufräumung mit diesem System. Da aber den Weg einer konsequenten Demokratie einzuschlagen nichts anderes geheißen hätte, als, wie gesagt, die politische Bedeutung der Nationalitäten im Staate ungemein zu stärken, so entschloß man sich, ein System zu finden, welches einerseits den russischen Charakter des Staates wahrte, andererseits gewissen minimalen Erfordernissen des sozialpolitischen Fortschrittes Rechnung trug. Dies System war eben dasjenige vom 16. Juni, das System der dritten und vierten Duma.

Dieses begann sein Wirken mit der Änderung der Wahlordnung. Das Experiment mit den zwei ersten Dumas hatte gezeigt, daß das demokratische Rußland nicht russisch ist und fühlt; daß die unteren Schichten der Grenzmarken-Bevölkerung noch allzuwenig von dem Geiste des russischen Staatsgedankens durchdrungen sind, um auf ihnen eine einheitliche, zielbewußte russische Politik erbauen zu können, und daß diejenigen Elemente in den Grenzmarken, welche dort die Träger der russischen Staatsidee sind und diese Gebiete mit dem Reiche verbinden, nur in den oberen Klassen der Grenzländer zu finden sind. Demgemäß wurde auch das Wahlrecht geändert. „Die Reichsduma — stand im Ukas vom 16. Juni 1907, — die zur Festigung des russischen Reiches geschaffen ist, muß auch ihrem Charakter nach russisch sein. Die anderen Völkerschaften, die zu unserem Reiche gehören, sollen in der Reichsduma Vertreter ihrer Bedürfnisse haben, aber sie sollen und werden nicht in einer Zahl erscheinen, die ihnen die Möglichkeit gibt, in rein russischen Fragen ausschlaggebend zu sein." Die magna charta vom 30. Oktober wurde also nicht wegradiert, sie wurde aber mit der russischen Farbe übermalt. Dies bestimmte die Nationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands auf Jahre hinaus.

Die dritte Duma trat im Herbst 1907 zusammen. Die Zahl der Polen sank in ihr von 37 auf 14, der Kaukasier von 29 auf 10, Sibirier von 21 auf 14, Ukrainer von 40 auf 0! Diese Duma war echt russisch: auf 437 Mitglieder gab es 335 Russen! Echt russisch war sie aber auch in anderer Hinsicht: Durch die geschickten Neuerungen in der Wahlordnung war die Zahl der bäuerlichen Wahlmänner auf die Hälfte gesunken (von 2535 auf 1147). Noch mehr ging diese Zahl für die Arbeiter herunter. Dagegen erhöhte sich die Zahl der Wahlmänner des Grundbesitzes auf mehr als ein Drittel (von 1165 auf 2044). Die Folge war eine rapide Verminderung der Kadetten und Sozialisten in der neuen Duma (54 plus 19). Dagegen erschien dort eine starke Rechte 127 (nachher 179), und ein starkes Zentrum — Oktobristen (154), denen gegenüber die 115 Mann starke Linke zur vollen Bedeutungslosigkeit verurteilt war. Was aber besonders als signum temporis zu betrachten war, war das Erscheinen einer kompakten Gruppe Nationalisten, die sich auch so nannten, und die zuerst 26, später 93 Mitglieder zählten. Die „klassenlose" Intelligenz und die Bauern überließen

jetzt in dem Taurischen Palast den Adelsmarschällen, Industriebaronen, den unter dem Einflusse des „sozialen Schreckens" „bekehrten" Semstwoleuten und demagogisch-nationalistischen Emporkömmlingen der dritten „Herrenduma" ihren Platz. Das war das Werk Stolypins, welches unter der unbedingten (der Oktobristen) oder bedingten (der Kadetten) stillschweigenden Billigung des um den russischen Charakter des Staates besorgten russischen Bürgertums vollbracht wurde. Es darf daher als erster Schritt der neuen Nationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands betrachtet werden, welche, wie gesagt, die Demokratisierung des Reiches mit seinem nationaleinheitlichen Charakter zu versöhnen hatte. Das Mittel dazu war, bei der stufenweisen Milderung des Absolutismus, alle Fremdstämmigen in dem Genusse der bürgerlichen Freiheiten möglichst einzuschränken. Die Revolution — insofern in ihr auch die Sonderforderungen nichtrussischer Völker zum Ausdruck gelangten — bezeugte den Bankrott des offiziellen, bureaukratischen Nationalismus. Die spontane Volksbewegung in Polen, der Ukraine, im Kaukasus usw. hat den Beweis geliefert, daß diesem Volksnationalismus unterdrückter Völker ein Gegenstück russischerseits entgegengestellt werden muß, um ihn erfolgreich zu bekämpfen. Dieses fand man in der Befreiung und Selbstorganisierung der Kräfte der russischen Gesellschaft selbst, die ihr erlaubten, den gefährlichen Separatismus der Grenzvölker nicht nur mit der Peitsche und allerlei Verboten, wie bisher, sondern auch mit den Mitteln moderner Demokratie zu bekriegen — durch die Presse, durch Vereine, staatliche, private und Selbstverwaltungsorganisationen. Das zweite Kunststück dieses Systems (neben dem Staatsstreich vom 16. Juni) war das Gesetz über die Landschaften (Semstwo) in sechs ukrainischen und weißruthenischen Gouvernements, das am 14. März 1911 laut Paragraph 87 des Staatsgrundgesetzes eingeführt wurde.*) Dieses Gesetz, welches gegen die zwei stärksten Fremdnationen Rußlands gerichtet war — gegen die Ukrainer und Polen — führte die bisher dort fehlenden Semstwos in den Gouvernements Kiew, Wolhynien, Podolien, Minsk, Witebsk, Mohyliw ein, aber mit starker Bevorzugung des zwischen 4—8 Prozent ausmachenden russischen Elementes. Die Polen (3,7 Prozent der Bevölkerung) und die Ukrainer und Weißruthenen, die 14 Millionen von $17^1/_2$ der ganzen Bevölkerung der sechs Gouvernements ausmachten — wurden in ihren Rechten bedeutend eingeschränkt. — Obwohl den Polen schädlich (das Gesetz schuf gleichzeitig neue für die Polen ungünstige Bestimmungen für die Wahl der Reichsratsmitglieder in Westrußland) traf das Gesetz noch mehr die autochthone ukrainische Bevölkerung. Wären die Russen von

*) Dies tat die Regierung, weil der Reichsrat den Gesetzentwurf abgelehnt hat. Da das Gesetz genau in der Form eingeführt wurde, in welcher es von der Duma genehmigt wurde, darf es — wenn auch nicht formell — als Akt der legislativen Tätigkeit der Volksvertretung angesehen werden.

einer ihnen freundlichen Gesinnung dieser Bevölkerung so fest überzeugt gewesen, wie sie es immer behaupten, dann wäre nichts natürlicher gewesen, als sich zum Kampfe gegen den polnischen Besitzstand in der Ukraine auf die ukrainische Volksmasse zu stützen. Das geschah aber nicht: Das Amendement des bäuerlichen Deputierten Haluschtjak, das die Vermehrung der Bauernvertreter in den geplanten Semstwos vorschlug, wurde in der Duma abgelehnt und die 80 bis 90 Prozent der ukrainischen, bezw. weißruthenischen Bevölkerung Westrußlands mußten sich mit einem Drittel der Deputierten in den neuen Semstwos begnügen.*) Eins der bedeutendsten Werke aus der „Epoche der großen Reformen" Alexanders II. wurde also — obwohl in karikierter Form — auch im Westen des Reiches durchgeführt, das einheimische Element wurde aber dadurch nicht gestärkt: im Gegenteil, die Ukraine bedeckte sich mit den bisher dort fehlenden Vorposten des kriegerischen russischen Volksnationalismus!

Der 16. Juni 1907 und 14. März 1911 waren Wegweiser, die die weitere Richtung der russischen Nationalitätenpolitik endgültig bestimmten. Dabei konnte man je später, desto schwieriger unterscheiden, wer der eigentliche Träger und Inspirator dieser Politik war — die Regierung oder die Volksvertretung? Stolypin oder Krupjenskij und Balaschow? Vor 1909 ging Stolypin noch mit den Oktobristen. Zwei Jahre später suchte er schon seine Stütze bei der gemäßigten Rechten und den mit ihr verschmolzenen Nationalisten, die jetzt zusammen über 200 Mitglieder zählten. Ende 1911 beschlossen auch die Oktobristen das Zusammengehen mit den Nationalisten, und zwar auf Grund der Nationalitätenpolitik dieser letzteren. Die Regierung hat endlich in der dritten und noch mehr in der vierten Duma, die im November 1912 zusammentraf, ihre chambre introuvable gefunden und konnte ihren Kampf gegen die Grenzmarken unbehindert und energisch weiterführen! Es gilt, die seit 1905 sich ungeheuer schnell entwickelnde kulturell-politische Organisierung der Fremdvölker zu hemmen, insbesondere die Errungenschaften des „tollen Jahres" rückgängig zu machen. Die polnischen Kulturorganisationen waren zerstört, das entstandene private Schulwesen durch allerlei Vorschriften und Verordnungen in seiner Existenz ernstlich bedroht worden. Dasselbe geschah in der Ukraine — das nach der Revolution entstandene Vereins- und Pressewesen wurde verfolgt, die geringen Ansätze eines eigenen Schulwesens wurden vernichtet. Ähnliches mußten auch Esthen, Litauer und Letten erfahren. Die Gesetzgebung blieb hinter diesen administrativen Maßregeln nicht zurück: Das am 6. Februar 1911 von der Duma angenommene Volksschulgesetz enthielt fast keine Zugeständnisse für die nichtrussischen Nationalitäten. Noch weniger solcher Zugeständnisse hatte die am

*) Wie „Rjetsch" meldete, lag der Grund, der die Reichsratsmitglieder veranlaßte, jeder Vermehrung der bäuerlichen Vertretung in der Westukraine entgegenzutreten, darin, daß die Heranziehung der kleinen Grundbesitzer in der Ukraine in die Semstwos diese „zu sehr ukrainisch" machen würde. Diese Gefahr stellte sich für den Reichsrat als besonders wichtig dar.

28. Juni 1912 in der Duma angenommene Gesetzvorlage, betreffend die lokale Gerichtsbarkeit. Und nur der am 28. Mai 1909 genehmigte Gesetzentwurf, betreffend die Glaubensfreiheit und (am 8. Juni) betreffend den Übertritt aus einer Konfession in die andere wies etwas Positives (hauptsächlich für die russischen Altgläubigen) auf. Aber sogar jene ganz kleinen Vorteile, die die von der Duma angenommenen Entwürfe enthalten mochten, blieben fast alle wirkungslos: entweder, weil sie vom Reichsrate annulliert wurden, oder weil das betreffende Gesetz nicht sanktioniert wurde, oder in der Einigungskommission (der Mitglieder der Duma und des Reichsrates) begraben blieb, oder endlich durch seine — nicht immer wohlwollende praktische Anwendung durch die von der Duma unabhängige und allmächtige Administration. Das Losungswort der ganzen Gesetzgebung blieb dasselbe wie bei der Einführung der Verfassung von 1907 und der Landschaften im Westgebiete: Die nötigen Reformen durchzuführen und den nationalen Besitzstand des russischen Volkes (und seiner Kirche) aufrecht zu erhalten.

Auch die loyalen Deutschen wurden nicht verschont und bereits im Oktober 1910 wurde ein Gesetzentwurf gegen die Ansiedlung von russischen Untertanen nichtrussischer Nationalität und nichtrussischen Glaubens in der Westukraine bei der Duma eingebracht, und ungefähr 400 deutsche Familien wurden durch Ankauf ihres Besitzes seitens der Agrarbank von dort verdrängt. Noch schärfer ging es natürlich gegen Finnland los, und seine durch den Februar-Ukas 1899 aufgehobene und am 4. November 1905 wieder hergestellte Verfassung wurde wieder abgeschafft. Das geschah durch viele Gesetze, von denen das wichtigste das am 10. Juni 1910 von der Duma angenommene und am 30. Juni durch den Zaren sanktionierte „Gesetz" über den „Erlaß von Finnland betreffenden Gesetzen von allgemeiner Reichsbedeutung" war. Diese „Reform", die jede gesetzgeberische Tätigkeit des finnländischen Landtages illusorisch machte, sollte der Beginn einer vollständigen Inkorporierung des Großfürstentums sein. Im Kaukasus begann eine „divide et impera" Politik, die einen der unzähligen Stämme gegen den anderen hetzte und die russische Herrschaft dort sichern sollte. Daß die Lage der Juden während der ganzen Arbeitszeit des russischen Parlaments sich nicht verbessert hat, ist kaum nötig zu erwähnen.

Welches waren die Ergebnisse dieser Politik? Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn auch diese zu engerem Zusammenschluß der Grenzmarken mit dem Reiche nicht viel beitrugen, es ihr doch gelungen ist, eine unheilvolle Verwirrung unter den Nationalitäten hervorzurufen. Einige Völker wurden durch kleine Zugeständnisse und Ausspielung gegeneinander für den russischen Staat gewonnen, andere durch schöne Reden der Träger der Idee des „zukünftigen, liberalen Rußlands", an welches man desto fester glaubte, je weniger den Liberalen in dem von Stolypin geschaffenen pays légale die Möglichkeit sich bot, in die Staatspolitik tätig einzugreifen und dadurch Farbe zu bekennen; andere wieder wurden durch Anwen-

dung einer „vernünftigen Gewalt“ zur Raison und Loyalität gebracht, indem sich das zynische „bon mot“ von Gutschkoff glänzend bewährt hat, daß die „Nagajka in der Hand eines nicht Besoffenen doch ein nützliches Ding ist“! Und nur in den letzten Jahren hat sich allmählich die Absage der Nationalitäten an das konstitutionelle Rußland, an den russischen Staat überhaupt, vollzogen. Maßgebend dabei waren das Erstarken des Zentralisationsgedankens unter den russischen Liberalen und das Auftreten des alten Panslawismus in seiner neuesten Form — des liberalen Imperialismus. Der Weg, den verschiedene Völker in diesem Prozesse gingen, war verschieden. Jene, deren höchste Aspirationen — entweder infolge der Kleinheit ihres Stammes oder ihrer Gemischtheit mit den anderen — sich vorwiegend auf das kulturelle Gebiet erstreckten (wie Letten, Litauer, Esthen, Mohammedaner), machte man anfangs durch die Einräumung des Privat- und Religions-Unterrichtes in ihrer Muttersprache zahm, besonders aber durch ihre „Beschützung“ gegen die anderen (Polen, Deutsche). Die Armenier wurden durch ihre Begünstigung im wirtschaftlichen Kampfe gegen die „illoyalen“ Tataren und Georgier gewonnen. Den Kunstgriffen der Stolypin'schen Politik konnten auch die Polen nicht entrinnen. Als Polen standen sie dem russischen Staate feindlich gegenüber. Als ein Volk, welches in Westrußland eine sozial bevorzugte Minorität in dem Meere der sie umringenden ukrainischen, weißruthenischen und litauischen Massen bildete, hatte es gemeinsam mit den Russen Interesse daran, diese Massen niederzuhalten. Ebenso war es interessiert an der antisemitischen Politik Rußlands, da die Juden die Mehrheit in vielen Städten Polens bildeten. Diese Rücksichten ketteten die Polen an den russischen Staat. Sie haben gegen das Agrarprogramm der Kadetten und für das Stolypin's gestimmt. Sie haben den Wyborger Aufruf 1906 nicht mit unterzeichnet, und wenn sie sich durch das Kurialsystem in den westrussischen Landschaften benachteiligt fühlten, so haben sie für dasselbe Kurialsystem bei der Städteverwaltung in Polen gestimmt, das sie vor den Juden schützte. Dies alles hat die Bekennung der russischen Polen zur russischen Staatsidee „ohne Vorbehalt“ (Dmowski!) verursacht und ihnen eine wichtige Rolle in der neoslawischen Bewegung angewiesen. Nicht die letzte Rolle spielte dabei die seitens vieler — keineswegs nur liberalen — politischen Kreise Rußlands ausgegebene Parole: — „Autonomie Polens“.

Die Lage der Ukrainer war ganz eigentümlich. Sie wurden, — nach der kurzen Dauer des Völkerfrühlings 1905 — in eine Ausnahmestellung unter allen anderen entrechteten Völkern gedrängt. „In der Reihe der Rußland zerrüttenden und für dasselbe fatalen Grenzfragen ist die ukrainische die schrecklichste“, — sagte der russische Nationalist A. Ssavenko am 19. Februar 1914 in der Duma. Die ganze Weltmachtstellung und Zukunft Rußlands hänge davon ab, ob sich 35 Millionen Ukrainer mit den Russen zu einem einheitlichen Volk je verschmelzen oder eine

selbständige Nation mit eigenen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zielen bilden werden. Die Ukrainer hatten also der Assimilation zu unterliegen! Hier gab es kein „Aber", kein Bedenken! Deshalb blieb, obwohl die Muttersprache in den unteren Klassen der Volksschulen zugelassen wurde, das Ukrainische als eine „Mundart" des Russischen von dieser Regel ausgenommen. Deshalb erklärte man, obwohl es gestattet wurde, den Katholiken die Religion in der Muttersprache vorzutragen, daß „als die Muttersprache der Ukrainer und Weißruthenen das Russische anzusehen ist". Deshalb wurde auch in bezug auf die Ukrainer die Geltung des provisorischen Vereinsgesetzes vom 4. März 1906 durch einen Erlaß Stolypins annulliert, der den lokalen Behörden für Vereinswesen (im Februar 1910) empfahl, „die Registrierung der anders nationalen (darunter ukrainischen und jüdischen) Vereine abzulehnen" und dergl. Und sogar dort, wo — wie in Westrußland oder im Cholmland — die Förderung des einheimischen (ukrainischen) Elementes gegen die Polen den, anderswo reichlich angewendeten, Tendenzen der russischen Nationalitätenpolitik durchaus entsprochen hätte, — hatte man — wie wir sahen — davon Abstand genommen, um nur nicht die Ukrainer auf irgendwelche Weise zu stärken. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß diese, die zugleich auch sozial durch die Russen unterdrückt wurden, sich den revolutionären und oppositionellen russischen Parteien vollkommen anschlossen, um bald darauf eine dem Staate selbst feindliche Stellung einzunehmen. Das geschah, wie schon erwähnt wurde, unter dem Einflusse der stark zunehmenden „Nationalisierung" des russischen Liberalismus und der neuen Richtung seiner auswärtigen Politik, — welche Ursachen die staatsfeindliche Gesinnung übrigens auch unter anderen Völkern des Zarenreiches ausgelöst haben. Das konstitutionelle Leben in Rußland — wie kurze Dauer es auch gehabt hatte — hat nämlich gezeigt, daß der Geist des Zentralismus nicht nur der alten Bureaukratie innewohnt, sondern auch — und vielleicht in größerem Maße — den Liberalen aller Schattierungen. Herr Professor Miljukoff hat gewiß nicht bloß seine Meinung geäußert, als er aus Anlaß der Schewtschenko-Debatten in der Duma am 19. Februar 1914 sagte: „Ich teile die Bestrebungen der Autonomisten durchaus nicht und würde die Verwirklichung ihres politischen Programms für eine Rußland gefährliche und schädliche Sache halten."

Die Liberalen wollten allerdings ein freies, aber auch ein russisches Rußland. Dort, wo beide Forderungen nicht zu versöhnen waren, hat die erste, wie es die gesetzgeberische Praxis der dritten und vierten Duma zur Genüge gezeigt, immer den kürzeren gezogen. Zwar machten die Kadetten und Linken von Zeit zu Zeit eine Opposition gegen die Mehrheit der Duma — diese wurde aber in nationalen Angelegenheiten immer träger. Während der ganzen Dumatätigkeit ist die Opposition nicht mit irgendwelchem Projekt oder System der Lösung der nationalen Fragen in Rußland oder nur einer von ihnen aufgetreten. Sie beschränkte sich auf die Amendements zu den Regierungsgesetzentwürfen oder

auf die Interpellationen über die Schließung eines polnischen Vereines oder des Verbots einer ukrainischen Zeitung oder aus Anlaß eines jüdischen oder armenischen Pogroms. Was aber die Fremdvölker besonders abschreckte, war der stets um sich greifende moderne Nationalismus, dessen beste Diener gerade die Liberalen waren und der sein Russifizierungswerk nicht mehr durch Knute, sondern — was viel gefährlicher war! — durch Kooperativen, Banken, Kultur- und politische Vereine zu vollbringen strebte. So geschah es, daß der Glanz des kommenden „freien Rußlands" in den Augen nichtrussischer Völker ziemlich verblaßte und sie gezwungen waren, die Rettung ihres Stammes allmählich außerhalb der russischen Staatsgrenzen zu suchen. Desto mehr, da auch die kleinen nationalen Zugeständnisse, die gemacht worden waren, durch die Willkür der Behörde immer illusorischer wurden.

Der plötzlich aufgeblühte russische Volksimperialismus, der Kadetten und manche Sozialisten in einem Lager mit den Nationalisten vereinigte, und der in der Eroberung fremder Länder und Knechtung fremder Völker sein Ziel sah, riß eine noch tiefere Kluft zwischen allen russischen Parteien und den „Fremdlingen", die an die nationale Gleichberechtigung im russischen Staate ernstlich zu zweifeln anfingen: Im Jahre 1907 stellt eine armenische Konferenz in Wien ein separatistisches Programm — eine „kaukasische Republik" — auf; in demselben Jahre legen die Georgier der Friedenskonferenz in Haag ihre Anklageschrift gegen Rußland vor, indem sie auf internationale, durch Verträge garantierte Rechte ihres Volkes sich berufen; die separatistischen Bestrebungen unter den Polen leben wieder auf, und Kiew wird im Frühjahr 1914 zum Zeugen einer ukrainischen Demonstration, wobei die Rufe „Nieder mit Rußland! — Hoch Österreich!" laut werden.

Dieser Prozeß der Absage der russischen Nationen an den Staat, war im Werden begriffen, als der Krieg ausbrach. Bei einigen wurde er durch die Überreste der alten, dem russischen Absolutismus, nicht aber dem russischen Staate feindlichen, Ideologie in seinem Fortschritte gehemmt: die Volksmassen denken langsam; bei manchen (wie bei den Polen) durch ihre eigenartige Lage im russischen Reiche, welche den separatistischen Ideen vielerlei Hindernisse in den Weg legte; bei anderen (wie bei den Kaukasiern oder Tataren) durch das Fehlen eines starken Rückgrates und einer Stütze für ihre separatistischen Bestrebungen auswärts. Alle diese Ursachen aber, die auf die Entwicklung der separatistischen Ideologie unter den Völkern Rußlands hemmend wirkten, können wohl den notwendigen Prozeß aufschieben, nicht aber ihn aufhalten. Der schöne Traum von 1905 von der freien Völkerfamilie unter den Flügeln des, seine Ketten zersprengenden russischen Adlers — verschwand, ehe er konkrete Gestalt annahm. Beide Teile sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen. Beiderseits wurde Mißtrauen gesät und glühender Haß geerntet. Ob die Russen — die von heute oder von morgen — die Kluft, die sie zwischen sich und ihren nichtrussischen Mitbürgern gegraben haben, je wieder

ausglätten? Kaum! Wenigstens nicht, nach den Erfahrungen dieses Krieges zu urteilen! Unter solchen Umständen kann es nur einen Weg für die Entwicklung Rußlands als Nationalitätenstaates geben. Weder den der Assimilation — die Nationalitäten haben sich zu hartnäckig erwiesen! —, noch den des Föderalismus — davon wollen die blutrotesten Revolutionäre unter den Russen nichts wissen! —, sondern den eines Kampfes, im Vergleich mit welchem der Völkerstreit im Habsburger Reich ein Kinderspiel wäre.

Der Absolutismus eines Alexanders III. fesselte die Völker an den Staat: durch ihren Glauben an ein „neues" Rußland und durch Hemmung ihrer nationalen Energie. Rußland hat nach dem 30. Oktober 1905 die Arbeit des Absolutismus zerstört: durch die Freimachung der bis jetzt gebundenen nationalen Kräfte nichtrussischer Völker, die es nie mehr zu fesseln verstehen wird, — und durch das Töten des ehemaligen Glaubens an das freie und gerechte Rußland, an den russischen Staat.

Das konstitutionelle Rußland hat die nationale Konsolidierung des Romanowschen Reiches bewerkstelligen wollen. Es hat aber den ersten Schritt zu seiner allmählichen Zersetzung gemacht. Nicht wir werden es beweinen!

Eugen Löwinger:
Triest — wie es war und wie es sein wird.

Triest ist dem großen internationalen Getriebe bisher gänzlich ferngestanden. Die politischen Strömungen, die sich an die irredentistische Bewegung knüpften, haben in Triest bei allen besonnenen Elementen lediglich die Wirkung gehabt, daß der italienische Charakter der Stadt gewahrt blieb. Von einigen Exaltados abgesehen, war niemand darauf erpicht, Triest unter italienische Herrschaft zu bringen. Daß den Behörden in Triest hie und da durch besonders ruhmdurstige junge Leute Verlegenheiten bereitet wurden, läßt sich um so eher verstehen, als die Bevölkerung, dem äußeren Schein nach, hinter diesen aufgeregten Italianissimi stand und Rücksichten höherer politischer Ordnung ein zu „resches" Vorgehen nicht ratsam erscheinen ließen im Hinblick auf den Bundesbruder, der, wie man es schließlich auch begreifen kann, Wert darauf legte, das „drangsalierte" italienische Element in Österreich in Schutz zu nehmen.

Die Lebensgewohnheiten und die Umgangssprache in Triest waren seit jeher italienisch. Aus dieser Tatsache, aus kulturellen Rücksichten allein, erklärt sich die Sympathie, welche große Kreise der Triestiner Bevölkerung auch jenen poli-

tischen Handlungen der „Jungmannschaft" entgegenbrachten, die ihr nicht gefielen, eine Sympathie, die eigentlich weniger darauf hinausging, eine Lostrennung Triests vorzubereiten, als vielmehr darauf, den absolut italienischen Charakter der Stadt zu betonen. Gewiß gab es in den letzten Jahrzehnten in Triest auch „politische Prozesse". Doch war der Untergrund niemals irgendwie aufregend, noch waren die bei diesen Prozessen beteiligten Personen aus maßgebenden Kreisen und über das Jünglingsalter hinaus.

Dieses „In-Fluß-Halten" der „italienischen Bewegung" in Triest gab dem Leben dort einen eigenen Reiz. Die Reichsdeutschen, die sich in Triest ansiedelten, die Österreicher aller Provinzen, die in Triest festen Aufenthalt nahmen, waren in Kürze italianisiert, nicht etwa in bezug auf ihre politische Gesinnung, sondern im Hinblick auf die italienischen Lebensgewohnheiten in Gesellschaft, Sprache, Theater usw. Die „Opposition" der Stadtverwaltung war mit eine Ursache dafür, daß sich die ganze Bevölkerung der kommunalen Angelegenheiten mehr annahm, als dies sonst in anderen Städten üblich ist. Alle Straßen und Plätze waren italienischen Großen des Geistes gewidmet, selten war ein Anklang an österreichische Männer der Kunst oder der Geschichte zu finden. Die „italienische" Stadt stand im „Gegensatz" zur Regierung, aber . . . wenn man jeden Einwohner für sich, unter vier Augen und innerhalb der vier Wände, gefragt hätte, ob er wünsche, daß Triest Italien angegliedert werde, so konnte man dessen sicher sein, eine *verneinende* Antwort zu erhalten. Und aus guten Gründen: denn alles, was Triest ist und tut, auch wenn rein politische Fragen vorliegen, entspringt kommerziellen Rücksichten und speziell Verkehrsinteressen. Triest ist groß geworden durch die im Jahre 1882 eingeführten Differenzialzölle, die das Geschäft in Kolonialwaren für ganz Österreich nach Triest konzentrierten. Triest ist als Transithafen in die Höhe gegangen, seitdem als Gegenwicht für die Aufhebung des Freihafens die österreichische Regierung für die Errichtung großartiger Gebäude und Anlagen an den Ufern, für Lager- und Schiffahrtszwecke Millionen verausgabt hat. Die Kais, die Hafeneinrichtungen, der neue Hafen von S. Andrea, die neue Linie über die Karawanken und noch eine große Anzahl von kommerziell-maritimen Neuerungen haben Triests Aussichten für die Zukunft um ein ganz Wesentliches gehoben. Die Subventionen an die Schiffahrtsgesellschaften des Österreichischen Lloyd, die starken finanziellen Unterstützungen an österreichische Reeder, die sich der „Freien Schiffahrt" widmeten, das alles ließ Triest hoffen, daß es, wie in den letzten Jahrzehnten, auf der wirtschaftlich hochstrebenden Kurve verbleiben könnte.

Alle diese staatliche Fürsorge kam dem *einzigen österreichischen* Hafen zu, dessen Zugehörigkeit zur Habsburgischen Monarchie Lebensbedingung war für den Staat und für die Stadt. Diese Verhältnisse sind jedermann in Triest in Fleisch und Blut übergegangen. Würde Triest italienisch sein, so wäre es nicht mehr als Venedig oder Bari oder Ancona oder ein anderer Hafen an der italienischen Ostküste. Die italienische Regierung hat weder das Geld, noch eine

Veranlassung dazu, für Triest das zu tun, was die Wiener Regierung zur Erhaltung und Weiterentwickelung ihres einzigen Hafens tun muß. Die Bevölkerung Triests erwartete von der Regierung in Wien alle Maßnahmen zur wirtschaftlichen Hebung der Stadt, von der italienischen Unterstützung wollte man nur in kultureller und sprachlicher Hinsicht etwas wissen. Würden sich die Dinge so gestaltet haben, daß Triest eine italienische Universität bekommen hätte, daß der äußere und innere Widerstand der Triester Regierung dem italienischen Element gegenüber nachgelassen hätte (es gab eine ganze Reihe von Statthaltern in Triest, die wohl gegen die Irredenta waren, aber sonst die Italiener und ihre Art gut leiden mochten), so wäre dies für Triest der Idealzustand gewesen. Das wäre die Erfüllung aller Träume gewesen. Wie die österreichische Regierung gewiß dessen sicher war, bei Eintritt dieser Eventualität mit den politisch widerstrebenden Elementen in Triest fertig zu werden, so wäre auch sonst alles gut abgelaufen, wenn vielleicht auf noch weitergehenden Grundlagen eine Verständigung mit der Regierung in Rom vor Ausbruch des Krieges zustandegekommen wäre.

In den letzten Jahren hat die österreichische Regierung an den Slawen eine Unterstützung gesucht. Sie wollte in Triest ein Gegengewicht zu der italienischen Bevölkerung schaffen. Die Slovenen sind jetzt in Triest weit zahlreicher als früher. Diese Politik hätte natürlich aufgegeben werden müssen, wenn das italienische Element jener Behandlung teilhaftig werden sollte, wie es das österreichisch-deutsche Angebot an die Regierung in Rom vorsah.

Aus alledem ist nun nichts geworden. Die Italiener werden Triest nicht bekommen. Sie haben aber der Italianität der Stadt sehr geschadet. Man wird es der österreichischen Regierung weiter nicht verübeln können, wenn sie jetzt, nach den Erfahrungen, die sie mit Italien gemacht hat, es sich doppelt angelegen sein läßt, alles Antiösterreichische aus der Stadt zu entfernen. Bisher hat die Regierung in Wien bei allen Maßnahmen, die irgendwie die Regierung in Rom unangenehm berühren könnten, sich vorerst die Frage vorgelegt, wie man, ohne in Rom zu sehr anzustoßen, die unvermeidlichen behördlichen Durchführungen den Italienern schmackhafter machen könnte. Ungemein viel hat man stets in Wien darauf gehalten, mit dem italienischen Bundesbruder in Frieden auszukommen. Diese Rücksicht wird in Zukunft natürlich wegfallen und die Triester Bevölkerung wird dabei kaum gut fahren, wenn auch in wirtschaftlicher Beziehung die staatliche Politik kaum eine Änderung erfahren dürfte.

Für Triest war dieses Zwielicht zwischen italienisch und österreichisch höchst interessant. Alle jene, die nur kurze Zeit in Triest Aufenthalt genommen haben, suchten Triest zu ihrem ständigen Wohnsitz zu machen. Die Atmosphäre war zuweilen mit Elektrizität geladen, aber das erhöhte nur das Interesse an allen öffentlichen Angelegenheiten. Je mehr Reibung, desto mehr Leben! Der Triestiner war im innersten Innern Österreich nicht abhold, im Äußeren gab er sich als

„gemäßigter" oder „rabiater" Italiener; — in seinen Lebensgewohnheiten, in seiner Sprache war er ein Anhänger Italiens. Er war also im Grunde genommen ein Kumpan, mit dem sich leben ließ, mit dem man auskommen konnte. Das wird nun wohl alles anders werden.

Professor Dr. Ludwig Fraenkel:

Das amtliche Rußland und die Juden zu Anfang des Weltkrieges 1914.

Eine authentische Sammlung wichtiger Dokumente.

Es ist in den ersten aufregenden Monaten des europäischen Völkerringens wohl kaum über ein Ereignis mehr der Kopf geschüttelt, ja bitter gelacht worden, als über die sogenannte Proklamation des Zaren Nikolaus II. an die zahlreiche jüdische Bevölkerung seines Reiches, die am Ende der ersten Augustwoche auf Russisch und Jiddisch durch ganz Rußland angeschlagen worden sein soll. Das wirkliche Dasein und die amtliche Herausgabe dieses merkwürdigen Schrift- und Aktenstückes wurden seitdem von den verschiedensten Seiten ausdrücklich angezweifelt. Besonders ein weitbekannter hochangesehener Gelehrter der judaischen Wissenschaft, Herausgeber einer alteingeführten Zeitschrift auf diesem Gebiet, hat sich in Breslau, der Stadt, wo eine Reihe vertrauenswürdiger Flüchtlinge aus dem russischen Ansiedlungsbezirk der Juden befragt werden konnte, angelegentlich bemüht, den Sachverhalt festzustellen. Es sind auch tatsächlich ein paar Exemplare jener seltsamen Urkunde aufgetaucht, für deren etwaige Fälschung sich nichts Ernstliches geltend machen ließe. Außerdem ist nie etwas darüber bekannt geworden, daß etwa die russische Regierung oder einzelne ihr unterstellte Staatsbehörden den Versuch gemacht hätten, jene vielumstrittene Proklamation abzuleugnen, so arg auch das tatsächliche Verhalten der greifbaren Unwahrheit ins Gesicht schlagen mag. Überflüssig erscheint es, heute den, eigentlich selbstverständlichen Standpunkt des wahrheitsliebenden Geschichtskenners und gerechtigkeitsbegeisterten Kulturmenschen hierüber nochmals festzulegen. Es seien darum nur ein paar inhaltreiche und bezeichnende Stimmen zusammengestellt. Sie bekunden gleichmäßig die Be- und Aburteilung über jene kaiserliche Verhöhnung der historischen Ehrlichkeit und der Menschenwürde.

Das „Neue Wiener Tagblatt" brachte folgende Mitarbeiter-Auslassung: „Heiter auch in ernster Zeit! Aus Warschau kommende Reisende erzählen, daß in den Straßen der Stadt Plakate an den Mauern zu sehen sind . . . Man war auch

nicht erstaunt, als vor einigen Tagen ein Ukas des Zaren gewisse wirtschaftliche Beschränkungen der Juden aufhob, die bisher eben nicht als Schoßkinder der russischen Regierung gegolten haben ... Das sind russische Regierungswitze, über die man schon lange das Lachen verlernt hat. Im Frieden die Peitsche, im Kriege das Zuckerbrot, und nachher, zur Entwöhnung der Verwöhnten, wieder die mit Stacheln und Dornen noch schmackhafter gemachte Peitsche. In Warschau will man durch das Versprechen der Autonomie die Polen das Unrecht und die Leiden von Jahrzehnten, die Juden will man die Pogroms und die gesamte Intelligenz Rußlands will man ... vergessen machen ...."

Im Mannheimer „General-Anzeiger: Badische Neueste Nachrichten" Nr. 373 von 1914, lesen wir einen charakteristischen Brief, den die Redaktion mit ein paar einleitenden Sätzen unter der Überschrift „Der Zar und die Juden" abdruckt:

„Der Zar und die Juden. Wir haben gestern mittag unsere Leser von der Proklamation des Zaren an die russischen Juden unterrichtet. Der Zar greift in der Not zum letzten Strohhalm. Der Schwächling, der nach der Pfeife der Popen und Panslavisten tanzen muß und die Juden darum bis aufs Blut verfolgt hat — er bedient sich des jüdischen Jargons und erinnert die Juden an die vielen — Wohltaten, die sie in Rußland und insbesondere vom Hause Romanow genossen hätten. Es muß schlimm stehen in Rußland, wenn sich der Zar zu einer so zwecklosen und so lächerlichen Lüge verstehen konnte. Kein Land hat die Juden schlimmer bedrückt, als Rußland. Wer denkt nicht an den Beilisprozeß, wo das Märchen von den jüdischen Ritualmorden der erstaunten Welt von neuem aufgetischt wurde. Wer erinnert sich nicht der blutigen Judenverfolgungen im Jahre 1905, wo ganze Städte der rohen Gewalt der „echt russischen Leute" preisgegeben waren. Wem fällt nicht das schimpfliche System der Kasernierung in den Ansiedlungsbezirken ein, wo die Polizeibeamten tun und lassen konnten, was sie wollten. Der Jude ist vogelfrei in Rußland — und jetzt diese Proklamation! Es ist ein Dünkel sondergleichen, zu glauben, daß sich die russischen Juden heute mit der Erweiterung der Ansiedlungsbezirke zufrieden geben würden. Wohlgemerkt: nicht die Freizügigkeit wird geboten. Nur eine kleine Erweiterung des Gebiets, in dem sie wohnen dürfen. Ein Recht, das sich dann später, wenn die rohe Gewalt wieder triumphiert, ebenso leicht zurücknehmen läßt, wie ja alles zurückgenommen wurde, was der Zar 1905 im Oktobermanifest feierlich allen „Untertanen" — also auch den Juden — versprochen hat.

Auf solche Rufe gibt es nur eine Antwort: Den Kampf bis aufs Messer mit dem Despotismus und der Lüge vom Thron.

Welche Gefühle diese neueste Zarenproklamation unter den russischen Juden ausgelöst hat, das zeigt am besten ein uns zugegangener Brief, den wir nachstehend wortgetreu veröffentlichen:

Der Lügen Zar Verefentlich einen aufruf an seinen Juden mit der Bitte die sollen sich erineren an seine wohltaten u. sollen sich Freiwilig in den Krig melden, ja die Juden werden sich schon erineren an den Rußisch-Japanischen Krig. nach dem die Judische Reserwisten einberufen waren u. velisen Ihre Hauser wurden Ihre Frauen u. Kinder über falen. Die Frauen u. Töchter vergewaltigt die Hauser geplindert u. beraubt daß taten die echt Rusischen leute die Krigs führer u. verkleidete Polizisten u. wo die verwundeten arme Juden vom Krig zurik kammen fanden die kein weib kein Kind mit zerisenen Schuhe u. zerfezten uniformen Treibten die sich in den straßen herum hone jeder unterstizung und waren nur auf almosen angewiesen, von den Großstadten wurden die ausgewisen u. in Dörfern dirften die nicht wohnen, die werden sich schon an die wohltaten erineren u. werden den helfen daß er zu grunde geht.

ein Ruße."

Dieselbe angesehene Tageszeitung — das Organ des nationalliberalen Parteiführers Ernst Bassermann — brachte unter dem gleichen Stichwort „Der Zar und die Juden" in Nr. 375 einen weiteren überaus lehrreichen Originalbrief:

„Der Zar und die Juden. Wir erhalten folgende Zuschrift: Werte Redaktion! Als russischer Jude kann ich nicht umhin zum Aufruf des Zaren an die russischen Juden Stellung zu nehmen. Den Aufruf als naiv zu bezeichnen, ist zu gelinde, vielmehr muß er als durch und durch faul und lügenhaft bezeichnet werden. Ich glaube kaum, daß irgend ein russischer Jude auf diesen Schwindel hereinfallen wird, da die vielen Versprechungen des Jahres 1905 allen Juden noch gut erinnerlich sind, und gerade seit dieser Zeit waren die Juden einer Schmach und Verfolgungen ausgesetzt wie nicht einmal unter Pobedonoszew während der Regierung des Zaren Alexander III. Erst vor zwei Jahren war es sehr nahe daran, nach dem Vorschlag des berühmten Panslavisten Purischkewitsch die Juden aus dem Heere auszustoßen, und nur durch verschiedene dringendere Angelegenheiten wurde diese Frage zurückgestellt. Nun sollen die Juden auf einmal gut genug sein zur Rettung Rußlands einzutreten.

Es ist noch jedem frisch im Gedächtnis der Antrag über Nationalisierung des Kredits um dadurch den Juden jeden Kredit zu nehmen, ferner die Massenausweisungen aus den Städten Kiew, Charkow, Nikolajew usw., wodurch viele jüdische Familien total ruiniert wurden.

Ich glaube jeder Jude denkt noch mit Schrecken an die von den „echt russischen Leuten" unter dem Protektorat der Regierung organisierten Pogroms.

Die im Jahre 1905 gegebene „Verfassung" versprach den Juden alles mögliche; wie Gewissensfreiheit, unbeschränkte Ansiedlung, unbeschränkte Aufnahme in allen Schulen usw. — Diese Versprechungen sind bis jetzt nur noch auf dem Papier geblieben, denn ganz Rußland wird nur von außerordentlichen Gesetzen regiert, da die ordentlichen Gesetze bis jetzt noch nicht in Kraft getreten sind.

Ich glaube, daß nach diesen Verhältnissen die russischen Juden den Sieg für Deutschland und die Niederlage für Rußland erflehen müssen. Nur durch eine furchtbare Niederlage kann das russische Volk von dem Joch der Purischkewitsch, Kruschewan und anderer befreit werden. Nur eine Niederlage Rußlands kann dem Lande Ordnung bringen, auf die man schon seit Bestehung des Hauses Romanow wartet. Der erste vom Hause Romanow, Michael Feodorowitsch, ist vom Volke mit folgenden Worten geholt worden: „Unser Land ist groß und reich, aber es fehlt ihm Ordnung:

Kommt und regiert!"

Diese ersehnte Ordnung ist leider bis jetzt noch nicht eingetroffen; drum muß die Losung auch für das russische Volk sein:

Die deutsche Fahne muß siegreich hervorgehen, denn nur dann kann der Welt der Friede und dem russischen Volk eine Erlösung von dem Absolutismus gesichert werden."

Endlich entnehmen wir den „Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt" Nr. 223 (13. August) „Die Engländer und die Scheußlichkeiten des Zarismus. Ein Gedenkblatt", eine Einsendung, welche sich ausschließlich auf die furchtbar klare Lage der russischen Judenheit erstreckt: „Die Engländer und die Scheußlichkeiten des Zarismus. Ein Gedenkblatt. Von befreundeter Seite wird uns geschrieben:

Gerade in den gegenwärtigen Zeitläuften soll an ein Protestmeeting erinnert werden, das am 10. Dezember 1890 in die Guildhall zu London einberufen wurde. Es richtete sich gegen die Scheußlichkeiten, die der russische Barbarenstaat an seinen jüdischen Staatsangehörigen beging, und es entlockte den besten und hervorragendsten Männern der englischen Nation einen Entrüstungsschrei, der in der ganzen Kulturwelt seinen Widerhall fand und nicht wenig dazu beitrug, den Ruf Rußlands als den eines in fortschreitender Entwicklung begriffenen Staates für immer zu vernichten.

Die Versammlung war vom damaligen Lordmayor Savory, einer großen Anzahl hervorragender weltlicher und geistlicher Würdenträger, außerdem von vielen einflußreichen Parlamentsmitgliedern einberufen worden. Erschienen waren ungefähr 10 000 Menschen und eine gleiche Anzahl konnte keinen Einlaß mehr finden. Der Lordmayor bemerkte in seiner Begrüßungsrede, daß Rußland die Juden schlimmer als seine früheren Leibeigenen behandle, und er verlas Zustimmungstelegramme zu dieser Versammlung von den ersten Vertretern der Politik, des Kapitals, der Literatur, u. a. vom Erzbischof von Canterbury, Duke von Argyll, Rev. Spurgeon, Sir Andrew Clark, Sir Lubek (Lubbock), Lord Tennyson usw. Hierauf sprach der Herzog von Westminster. Er protestierte energisch gegen jene Verfolgungen, die glücklicherweise weder sonst in Europa oder in Amerika, ja kaum in Asien zu finden seien. Die Resolution, die er vorschlug, und die auch angenommen wurde, lautete: Dieses Meeting beklagt tief die Leiden der Juden in Rußland

unter den strengen Ausnahmegesetzen und Beschränkungen, denn in dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist religiöse Freiheit ein Grundsatz, der von jeder christlichen Gemeinschaft als natürlichstes menschliches Recht anerkannt werden sollte. Dann sprach der Lordbishop von Ripon in einstündiger Rede gegen die teuflichen Grausamkeiten der Regierung des Zaren gegen die Juden und solche, die nicht der griechisch-orthodoxen Kirche angehören, also auch gegen die eigenen Glaubensgenossen. Auch er schloß, daß die Vertretung der Grundsätze des Christentums und der Menschlichkeit der Grund dieses Meetings sei. Der erste Geistliche der Methodisten, Rev. Hugh Price Kughes, sagte: Im Namen aller ernsten und aufrichtigen Christen Englands protestieren wir energisch gegen die Grausamkeiten, deren Opfer die russischen Juden sind. Es gibt nichts, was mehr geeignet wäre, die Feindseligkeiten gegen Rußland neu zu beleben, als diese furchtbaren Grausamkeiten. Der Earl of Meath schlug eine Bittschrift an den Zaren vor, deren Überreichung auch angenommen wurde. Dieser und Sir Josef Pease wurden beauftragt, dem Zaren die Bittschrift zu überreichen.

Wie man weiß, sind die Herren niemals beim Zaren vorgelassen worden, auch ist nie bekannt geworden, daß der Zar etwas über das Meeting erfahren habe. Schon damals paßte ein energischer Protest gegen Rußland nicht mehr in die englische Politik.

Seitdem haben sich die grauenvollen Zustände in Rußland noch um tausendfaches verschlimmert, in aller Erinnerung ist noch der Kiewer Ritualmordprozeß im vergangenen Herbst, aber England hat sich zu erneuten Protesten späterhin nicht mehr verstanden. Deutschland hingegen und die jüdischen Soldaten im deutschen Heere werden jetzt vielleicht dazu beitragen können, daß das Los ihrer Glaubensgenossen im Osten verbessert werde, und Herr Provinzial-Rabbiner Dr. Cahn in Fulda hat gewiß aus dem richtigen Gefühle heraus gehandelt, wenn er in den Gemeinden seines Bezirkes einen Erlaß verbreiten ließ, nach dem jeder jüdische Soldat nicht nur eine patriotische, sondern auch eine religiöse Pflicht erfüllt, wenn er sein Schwert gegen Rußland und seine Verbündeten ziehe. L."

Im Wortlaut festgehalten zu werden verdient zweifellos auch der historisch wie völker-psychologisch hochbedeutsame Aufruf:

„An die Juden in Polen!

Die folgende Proklamation wurde von der *österreichischen Armeeleitung in Polen* in hebräischer Sprache [und?] im Jargon verbreitet:

„Die heldenmütigen Armeen der mitteleuropäischen Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn sind in Polen eingedrungen.

Der wuchtige Marsch unserer Armeen hat die despotische Regierung *zur Flucht* gezwungen. Niemand wird sich ihnen entgegenstellen.

Unsere Fahnen bringen euch *Recht und Freiheit, gleiches Bürgerrecht, Glaubensfreiheit*, die Freiheit, ungestört auf allen Gebieten des ökonomischen und kulturellen Lebens in eurem Geiste zu leben.

Zu lange habt ihr unter dem eisernen moskowitischen Joche gelitten.

Als Freunde kommen wir zu euch; das barbarische fremde Joch ist vorbei. Eine neue Aera zieht für Polen herauf. Wir werden alle unsere Kräfte ins Werk setzen, damit die gleichen Rechte auch für Juden auf festen Fundamenten errichtet werden.

Laßt euch nicht durch schmeichlerische Versprechungen betören, die ihr schon oft gehört habt.

Hat denn nicht der Zar 1905 den Juden gleiche Rechte versprochen, und hat er denn nicht dieses sein Versprechen mit dem höchsten Manifest bekräftigt?

Wie hat er sein Wort gehalten, das er vor aller Welt verpfändet hat?

Gedenket der furchtbaren Ausweisungen, die gegen die großen jüdischen Massen in Anwendung gebracht werden.

Gedenket der Städte Kischinew, Homel, Bialystok, Siedlec und der übrigen Hunderte von Pogromen.

Gedenket des Beilis-Prozesses und der Anstrengungen der barbarischen Regierung, die schreckliche Lüge des Blutmärchens zu verbreiten.

Also hielt der Zar sein kaiserliches Wort, welches er gegeben hat, als er in der Not war.

Auch jetzt befindet er sich zwischen Hammer und Amboß, und das ist die Ursache seiner Versprechungen.

Eure heilige Pflicht ist es, jetzt sämtliche Kräfte anzuspannen, um an der Befreiung mitzuarbeiten.

Sämtliche Kräfte: eure Jugend, eure Gemeinden, eure Vereine müssen wie ein Mann auftreten, der heiligen Sache zu helfen.

Wir erwarten, daß ihr eure Gesinnung und eure Ergebenheit durch Tatsachen dokumentieren werdet."

In der Reihe der festzuhaltenden Dokumente darf gewiß dieses bedeutsame Schriftstück von der anderen, nämlich der österreichischen Seite nicht fehlen.

„Nachdem die russischen Aufrufe an die Polen und an die Juden ohne jeden Erfolg geblieben sind, was vorauszusehen war, da sie nichts als unglaubhafte oder die Kräfte der russischen Regierung übersteigende Versprechungen enthielten, verbreitet jetzt die österreichisch-ungarische Armeeleitung an die Juden eben obigen Aufruf in hebräischer Sprache."

In diesem Zusammenhange ist auch gewiß erwähnenswert, daß am 1. September 1914 zu Karlsruhe eine größere Zusammenkunft russischer und russisch-polnischer Juden stattfand, die nach einem sehr sachkundigen Referat eines Selbstbeteiligten einen entschiedenen Beschluß gegen die zaristisch-offiziellen Lügen-Verheißungen und für die deutsch-österreichische Sache annahmen. In demselben Sinn haben sich nun während der Monate August und September zahlreiche inner-

halb des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns ansässige oder aufhältige östliche Juden geäußert. Könnte es auch anders sein angesichts der sonnenklaren Sachlage, wo in diesem gewaltigen weltgeschichtlichen Gegenüber das Recht und das Unrecht sitzen, und zwar ja keineswegs nicht etwa nur mit bezug auf die Kinder Israel?

Zur Beleuchtung der Art und Weise, wie ganz und halb offizielle Persönlichkeiten im heutigen Rußland mit dem Juden umgehen, je nachdem sie ihn brauchen, seien hier noch zwei neuerliche Mitteilungen angefügt. Ein über den Verdacht philosemitischer Schönfärberei durchaus erhabener Mann, Herr Fritz Reck-Malleczewem, Sohn des dortigen Rittergutsbesitzers und deutsch-konservativen Reichstagsabgeordneten für Lyck-Oletzko-Johannisburg, Hermann Reck (die Russen haben den 67jährigen 1914 als Geißel fortgeschleppt), erzählt in einem Aufsatz: „Russische Grenzgarnisonen" („Münchener Neueste Nachrichten") Nr. 450 vom 3. September 1914 unter anderem folgendes bezeichnende Vorkommnis:

„Vor etwa 15 Jahren löste in einem kleinen Nest ein Dragoner-Regiment als Garnison ein Regiment Kosaken ab. Und diesem Dragoner-Regiment baute man neue Kasernen. Die standen nun schon eine ganze Weile, konnten aber nicht bezogen werden. Für die Inneneinrichtung waren wohl die Gelder einmal angewiesen worden. Aber Sergej Ippolitowitsch, oder wie der Kommandeur hieß, war eben auch eine „large" Natur. Und die Gelder, die waren längst den Weg so vieler russischer Staatsgelder gegangen. Weil nun aber das Pech es wollte, daß das Regiment sein hundertjähriges Jubiläum feiern sollte und sich ein leibhaftiger Großfürst zur Besichtigung angesagt hatte, erging an alle Eskadronschefs der Befehl, innerhalb der nächsten sechs Wochen die Gelder für die Inneneinrichtung zu „besorgen". Der Befehl ging den Instanzenweg vieler russischer Befehle und langte zuletzt, wie das nun einmal ist, bei der zahlenden Instanz, den J u d e n der Garnisonsstadt, an. In sechs Wochen konnte Sergej Ippolitowitsch der kaiserlichen Hoheit seine Kasernen mit Krippen, Flankierbäumen, Voltigierböcken usw. zeigen. Die Juden aber hatten ganz allmählich in diesen sechs Wochen, Nacht um Nacht, alles mögliche an ihrer Habe eingebüßt: Pferde, Wagen, Hafervorräte Vieh, alles, was irgendwie an losem Gut ihnen erreichbar war, hatten die Dragoner gestohlen. Und resigniert sagte mir ein kleiner Pferdejude in seinem Jiddisch: „Sie sind noch schlimmere Stohler (Diebe), als die Fießgeier (im Jargon = Fußgänger, d. i. Infanterie)," Und noch immer gibt's in Väterchens Reich Leute, die nicht begreifen wollen, welch ein nützlicher Staatsbürger der Jude unter Umständen sein kann . . . ."

Und damit am Schlusse dieser Blütenlese von Dokumenten und Urkunden mitten in all den tieftragischen Tatsachen der Humor nicht gänzlich ausbleibe, entnehmen wir der „Frankfurter Zeitung", Nr. 243, vom 2. September 1914, folgende gutbeglaubigte Notiz:

„Die Judasküsse der „echten Russen". Die Angst und die widerwärtige

Heuchelei der „echt russischen Leute“ kann kaum besser beleuchtet werden als durch folgende Vorfälle, die „Slowo Polskie“ berichtet: Nach Meldungen aus Kiew bemüht sich der Verband echt russischer Leute, die Juden für Kundgebungen für den Krieg zu gewinnen, indem ihnen volle Gleichberechtigung zugesichert wird. Die russische Regierung hat denn auch die Grenzen der Zwangs-Ansiedlung der Juden aufgehoben und ihnen den Aufenthalt in ganz Rußland gestattet. In Kiew tauschte der berüchtigte Golubiew (einer der Führer der „Schwarzen Sotnien“-Bande) mit den Vertretern des Judentums Küsse aus. Zu diesen Kundgebungen wurden die Juden gezwungen, indem man ihnen für den Weigerungsfall mit Pogroms drohte. Ein anderes polnisches Blatt meldet, daß der berüchtigte russische Erzreaktionär und Judenfresser, Staatsrat Purischkewitsch, die komische Figur der Duma, demonstrativ die Thorarolle geküßt habe!“

Sowohl in vorstehenden als den folgenden wörtlichen Anführungen stammt der Sperrdruck aus den Urtexten.

* * *

Es entspricht durchaus der Absicht unserer vorstehenden Mitteilungen, die oben gesammelten öffentlichen Kundgebungen in ihrer gedruckten Verlautbarung als Aktenstücke zur Kenntnis des Standpunktes zu vereinigen, den das offizielle Rußland nach Ausbruch des heutigen Völkerringens gegenüber dem armseligsten und meistgequälten seiner zahlreichen „Fremdvölker“ eingenommen hat. Inzwischen steigt mir jedoch der Gedanke auf, man könne darin eine gewisse Einseitigkeit erblicken, wenn nur jene Monate besonderer Erbitterung oder auch umgekehrt schlau berechneter „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ die Quelle für das bezügliche Urteil der Nachwelt liefern sollen. Daher entschließe ich mich nachträglich, die hier im Zusammenhange dargebotenen Unterlagen in doppelter Hinsicht zu ergänzen, ohne damit aus meinem Rahmen urkundlicher Stoffsammlung herauszufallen.

Einerseits stelle ich einige Veröffentlichungen hier nebeneinander, welche gänzlich oder in der Hauptsache aus Erfahrungen und Beobachtungen an Ort und Stelle schöpfen und so, mögen sie auch mannigfach die kritische Sonde behufs objektiverer Verwertung geradezu herausfordern, vielerlei höchst beachtliche Einzelheiten erst zugänglich machen. Da sind zunächst Kurt Arams (d. i. des Scherl'schen Redakteurs Hans Fischer) aufschlußreiche Skizzen „Rußland und die Juden“, in der Zeitschrift „März“, 8. Jahrgang (1914), Band 2, 3 und 4, voller schlagender Beispiele und Betrachtungen. Dann das dicke Heft „Ostjuden“ der „Süddeutschen Monatshefte“ vom Februar 1916: obwohl fast durchweg von zionistischen Kreisen geliefert und daher zunächst scheinbar ein parteiisch färbender Spiegel, enthält dieses doch eine erstaunliche Fülle unmittelbarster und anschaulichster Eindrücke, wie sie kein zweites Mal unter einem Hut sich zusammenfinden dürften. Dazu treten zwei sorgfältige wissenschaftliche Studienergebnisse,

die, kurz vor dem Völkerkriege vorgelegt, die internationale volkswirtschaftliche Hauptfrage erforschen wollen: Wladin W. Kaplun-Kogan, „Die Wanderbewegungen der Juden", Heft 2 der „Kölner Studien zum Staats- und Wirtschaftsleben", herausgegeben von Bruno Kuske (Bonn 1913, A. Marcus und E. Weber); und Joseph Samuel, Jewish Immigration to the United States from 1881 to 1910", in „Studies in history, economical and public law, edited by the faculty of political science of Columbia University", volume LIX, number 4 (New York, 1914, Columbia University; Longmans, Green and Co.).

Anderenteils seien aus der allerjüngsten Vergangenheit drei völlig ausreichend belegte Aussprüche und Urteile von maßgeblicher behördlicher oder ähnlicher Stelle hier angehängt, weil sie entweder den mit Kriegsanfang klar durchsichtig gewordenen Geist aufs neue beleuchten oder den, allerdings dem Eingeweihten kaum noch nötigen, Beweis für dessen Fortdauer erbringen.

Unter dem 28. Mai 1916 meldete Wolffs Telegraphenbureau:

„Aus Rußland. Reaktionäre Maßnahmen Stürmers. WTB. Kopenhagen, 28. Mai. Die verspätet eingetroffenen letzten Nummern des „Rußkoje Slowo" melden eine Reihe bedeutungsvoller, von der Petersburger Presse mit keinem Worte berührter reaktionärer Maßnahmen, die Ministerpräsident Stürmer teilweise getroffen hat, teilweise plant. So verfügte Stürmer die Aufhebung der vom Ministerium des Innern ausgearbeiteten Maßnahmen zur Erleichterung der Rechtslage in den durch ein Rundschreiben Schtscherbatows (für die Juden) geöffneten Gouvernements mit der Begründung, es gäbe jetzt Wichtigeres zu tun, als sich mit jüdischen Angelegenheiten zu befassen.

Ebenfalls über Kopenhagen kam ein Telegramm des Inhalts:

„Wie Menschikow aus Deutschen Juden machte. Petersburg, 29. Mai. Die russischen Zeitungen der letzten Tage besprechen den zwischen der „Nowoje Wremja" und der „Semschtschina" in der Angelegenheit Suchomlinow entstandenen Streit. Ein gewisser Efremow erinnert in der „Semschtschina" daran, daß der bekannte Publizist Menschikow anläßlich der vor sieben Jahren erfolgten Ernennung Suchomlinows zum Kriegsminister in der „Nowoje Wremja" schrieb, man werde die Tätigkeit Suchomlinows scharf beaufsichtigen müssen, da er von Juden umgeben sei, die großen Einfluß auf ihn ausübten und ihn geradezu gefangen hielten. Efremow fragt in dem Artikel, weshalb Menschikow nicht mehr Mut aufbringe, gegen die Juden aufzutreten. Menschikow erwiderte in der „Nowoje Wremja", er wolle jetzt aus dreierlei Gründen über die Juden nicht schreiben. Erstens habe er alles, was er über die Juden zu sagen habe, bereits gesagt, zweitens sei zu Anfang des Krieges aus den höchsten Kreisen die Weisung gekommen, nationale Zwistigkeiten und Parteistreitigkeiten für die Dauer des Krieges zu unterlassen, drittens sei es Rußlands unwürdig, mit kleineren Nationalitäten, wie den Juden oder Litauern, Kämpfe auszufechten, während die Söhne dieser Nationalitäten für Rußland bluten. Er habe allerdings vor sieben Jahren

geschrieben, daß die Juden verderblichen Einfluß auf Suchomlinow ausübten. Dies habe aber nicht den Tatsachen entsprochen. Er habe gewußt, daß in der Umgebung Suchomlinows sich Deutsche und Österreicher befänden, die infolge ihrer Mitwirkung bei seiner Skandalheirat und ihrer Mitbeteiligung an verschiedenen Lieferungen in Kiew ihn in ihrem Bann hielten. Der damalige Ministerpräsident Stolypin, dem dieser Artikel im Abzug vorgelegt worden sei, habe jedoch nicht gestattet, daß gegen Deutsche Verdächtigungen ausgesprochen würden. Um die Veröffentlichung seines die Öffentlichkeit warnenden Artikels zu ermöglichen, habe Menschikow, wie er sich ausdrückte, zur „jüdischen Sauce" gegriffen und aus Deutschen Juden gemacht, so habe sein Artikel erscheinen dürfen."

Endlich brachte unter demselben Datum wieder über die dänische Hauptstadt der Telegraph Kunde über eine neuerliche Verurteilung polnischer und jüdischer Sozialdemokraten in Moskau: „WTB. Kopenhagen, 29. Mai. Wie Moskauer Zeitungen berichten, fand vor dem dortigen Gericht ein Prozeß gegen mehrere Polen wegen ihrer Zugehörigkeit zu der sozialdemokratischen Partei Polens und Litauens statt. Der Prozeß hätte in Warschau stattfinden sollen, wurde aber nach der Räumung Warschaus nach Moskau verlegt. Ein Angeklagter wurde zu 6 Jahren Zuchthaus, drei andere zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Eine andere Abteilung desselben Gerichtes verhandelte gegen mehrere Juden wegen ihrer Zugehörigkeit zum sozialistischen Bund. Sämtliche Angeklagten wurden zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Ein dritter Prozeß richtete sich gegen einen Polen wegen seiner Zugehörigkeit zu der politischen sozialistischen Organisation. Auch er endete mit der Verurteilung des Angeklagten zu lebenslänglicher Verbannung."

Wir stellen die letztere Nachricht ausdrücklich an's Ende. Denn sie zeigt wieder einmal unumwunden, wo der Schwerpunkt der jetzigen „Ostjuden"-Frage ruht: nämlich in dem außerordentlich schwierigen Entscheid über die Zukunft derjenigen Bestandteile der alten Republik Polen mit dem Flitternimbus eines Königsthrons, die bisher noch dem Namen nach der russischen Krone untertan sind. Darauf erstreckt sich eins der neuesten Hefte der Reihe politischer Flugschriften „Der deutsche Krieg", die E. Jäckh seit 1914 herausgibt, Nr. 73: M. J. Bodmer, „Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem". Diese ungemein heikle Angelegenheit vernünftig zu entwirren, wird nicht nur den einzig möglichen Abschluß der oben abgeschilderten Menschlichkeiten und Unmenschlichkeiten bilden, sondern auch eins der wesentlichsten Ziele des furchtbarsten aller Kriege.

Werner Köhler: Die belgische Nation in klerikaler Beleuchtung.

„Nur vier Monate blieben sie diesmal hier und doch war die kurze Zeit hinreichend, um die schönsten Kirchen zu plündern, die herrlichsten Gefäße in Tonnen zu stampfen und nach . . . . zu führen, die Gemeinden zu brandschatzen, den Bürgern und Bauern gegen wertloses Papier die Kramläden und Scheuern zu leeren und so Geld und Gut auf unzähligen Wagen aus Belgien nach ihrer unersättlichen Räuberhöhle, nach dem blutbefleckten . . . . zu schleppen."

Klingt es nicht wie eines jener Elaborate, die wir in unseren Tagen gewohnt sind, alltäglich in der Presse des Vierverbandes über die „Hunnenscharen des modernen Attila", Kaiser Wilhelm II., zu lesen? Möchte man nicht glauben, daß es sich um die Schilderung einer Episode aus der Eroberung Belgiens im Jahre 1914 durch einen gekauften Journalisten handelt, und denkt nicht ein jeder sogleich an die „Heerscharen des Satans", mit welcher Bezeichnung der oberste belgische Kirchenfürst das deutsche Volksheer zu beehren beliebt? Und doch sind in die Lücken die Worte Frankreich und Paris einzusetzen und die Stelle befindet sich in einem berühmten Werke eines der bekanntesten vlamischen Dichter, das uns das Wüten der französischen Revolutionshorden in packender Weise schildert.*)

Die Zeiten haben sich seitdem erheblich geändert. Der französische Nachbar, gegen den die belgische Bauernfaust sich im Jahre 1798 erhob, als er das freiheitliche Volk mit den Ideen der Liberté, Egalité und Fraternité zu unterjochen versuchte, ist in dem im Jahre 1830 durch den Willen der Großmächte geschaffenen Königreich Belgien das bis zur Narrheit gefeierte Vorbild vor allem der sogenannten Intelligenz dieses Volkes geworden. Wie weit die bewußt betriebene Französierung auch bereits auf die Charaktereigenschaften der heutigen Generation eingewirkt hat, davon kann sich nur der ein rechtes Bild machen, der den Eindruck der großen Ereignisse dieses Weltbrandes auf das belgische Volk beobachten durfte. Jener echt französische Wesenszug, der sich in Augenblicken verminderter Gefahr an hohlen und törichten Phrasen berauscht und, während die harte Hand des Siegers auf den eigenen Landen ruht, noch von der Zerstückelung des Gegners zu reden wagt, hat sein getreues Abbild in der begierig dem Meister lauschenden belgischen Volksseele gefunden. Wenn die Schicksalsschläge des Hammers, den die gewaltige deutsche Panzerfaust schwingt, auch nur für einen Augenblick gelinder herüberschallen, gibt man sich einem Optimismus hin, der um so sinnloser erscheint, wenn man bedenkt, daß die mehr als hundertfache Erfahrung dieses Krieges gerade das Gegenteil hätte lehren sollen. Tiefer

*) Henri Conscience: Der Bauernkrieg. Deutsch: Stuttgart, Franckh'scher Verlag 1853. S. 3/4.

gesehen, entspringt jene Leichtgläubigkeit aber einem nationalen Hochmut, dessen Wurzel gleichfalls lateinisch — französischen Ursprungs ist, einem Hochmut, der, unter völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, sich damit brüstet, das auserwählte Volk zu sein, und von einem längst überlebten Standpunkt aus mitleidig und zugleich verständnislos auf die rastlos arbeitende Welt ringsum schaut. Diese Anlage, die durch eine gewissenlose Presse und schlaffe Regierung gehegt und gepflegt wurde, hat zu der Verbreitung des Dogmas von der militärischen Überlegenheit Frankreichs über das deutsche Reich führen können, obwohl eine nur ganz oberflächliche Kenntnis der wirklichen Verhältnisse den handgreiflichen Unsinn dieser Anschauung hätte lehren müssen. Trotzdem ist sie in einer jahrzehntelangen Periode des Hetzens dem belgischen Volke eingeimpft worden, bis im August 1914 das schreckliche Erwachen aus dieser Traumwelt erfolgte.

Welcher Hauptfaktor dazu beigetragen hat, diese nationale Verblendung aufrecht zu erhalten und künstlich zu nähren, werden die folgenden Ausführungen ergeben. Wir müssen zu diesem Zweck zurückgehen auf die Zeit vor dem Kriege, bevor jene Wolke des leidenschaftlichsten Hasses sich über die Völker legte, der jedes objektive Urteil unmöglich macht und auch die einst so geschätzten Eigenschaften des Gegners in den Kot der Beschimpfung zieht.

Im Jahre 1913, also ein Jahr bevor der Fürstenmord in Serajewo jene düstere Totenfackel entflammte, die noch heute den Ländern Europas leuchtet und dem unglücklichen Erzherzogspaar ein Totengeleit schuf, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, erschien die letzte Ausgabe eines Werkes von Gottfried Kurth oder Godefroid Kurth, wie der Verfasser sich nennt, das sich „La Nationalité Belge"*) betitelt und dazu bestimmt war, weiten Kreisen des belgischen Volkes den Glanz und die Größe der eigenen Nation vor Augen zu führen.

Der Verfasser ist der in den akademischen Kreisen Belgiens sehr bekannte Historiker der Lütticher Universität, der vor einigen Monaten das Zeitliche gesegnet hat. „Weder Vlame noch Wallone", weist sein guter deutscher Name auf einen deutschen Renegaten hin, der, wie wir sehen werden, mit der diesen eigentümlichen Gründlichkeit verwelscht ist und seine nicht unbedeutende Geisteskraft in den Dienst welscher Sitte und Kultur gestellt hat. Sei dem, wie ihm sei. Letzten Endes ist der Mensch das, was er nach Erziehung und Geistesbildung bewußt sein will und worauf er die Arbeit eines Lebens gründet.

Das vorerwähnte Werk ist jedenfalls ein schlagender Beweis für den fast blinden Parteifanatismus des Verfassers, zu dem der wissenschaftliche Aufputz und der geschickt gruppierte und in usum Delphini zurechtgebogene historische Hintergrund nur ein fadenscheiniges Gewand liefern. Zur Ehre deutscher Wissenschaft, deren oberstes Gesetz, wie das jeder wirklichen Wissenschaft, Wahrheit ist, sei

*) La Nationalité Belge par Godefroid Kurth — Namur, Picard — Balon, Editeur, Rue de fer 14. 1913.

es gesagt, daß es wohl keinen deutschen Gelehrten von dem Rufe eines Kurth gibt, dessen Feder ein Machwerk ähnlicher Art entstammen könnte.

Der Verfasser der „Nationalité Belge" ist Katholik, fanatischer Katholik. Sein Werk ist hervorgegangen aus einer Reihe von Konferenzen, die er im Jahre 1905 mit den Schülerinnen der Damen der heiligen Familie in Brüssel hatte. Wie bei so vielen katholischen Gelehrten, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit ihrer religiösen Überzeugung unterordnen oder die erstere sogar als Beweismittel für die letztere verwenden, zeigt es sich auch hier, daß sie, trotz der unbestrittenen Möglichkeit vortrefflicher Leistungen auf dem Gebiet der Einzelforschung, sobald es sich um den Entwurf eines Weltbildes oder auch nur die Darstellung einer größeren Geschichtsepoche handelt, gänzlich versagen und letzten Endes die Historie zum Knecht der Theologie herabwürdigen, während sie doch in Wahrheit alle Gebiete menschlichen Seins mit souveräner Objektivität betrachten soll.

Seit etwa dreißig Jahren, sagt der Verfasser, habe sich in Belgien ein Phänomen gezeigt, an dessen Nichtexistenz sich der Autor noch recht gut erinnere. Das sei das Erwachen des nationalen Bewußtseins.

„Bis dahin kannten wir nicht einmal unser Nationallied, und niemals wäre uns der Gedanke gekommen, es nach dem Beispiel anderer Nationen anzustimmen, wenn bei öffentlichen Festen die Musik die Brabançonne spielte. Mehr als einmal mußten wir Fremden, die sie hören wollten, das Geständnis machen, daß niemand von uns sie auswendig wußte."

Dann kommt das bemerkenswerte Geständnis: „Frankreich war wie die Sonne, die uns wärmte und erleuchtete, und wir umkreisten sie wie ein Trabant." Einem französischen Schauspieler verdankt Belgien sein Nationallied. Ja, auf dem konstituierenden Kongreß gab es Leute, die offen die Einverleibung in Frankreich forderten. —

Der Krieg von 1870/71, der Frankreich von seiner Höhe als erste europäische Kriegsmacht herabstürzte, und die immer zunehmende antikirchliche Richtung bei dem westlichen Nachbar hatte in Belgien je länger je mehr das Nationalbewußtsein wachgerufen und zur Loslösung des Landes vom französischen Vasallentum beigetragen. Schon hier zeigt sich der schroff orthodoxe Standpunkt Kurth's, wenn es wörtlich heißt: „Wir fahren fort, das christliche Frankreich zu lieben, aber das christliche Frankreich ist eine Besiegte, die bei uns Trost und zuweilen Lehre sucht." Das ist orthodox, aber zugleich beispiellos arrogant und kündet den Geist des gesamten Werkes.

Die vlamische Bewegung, sagt der Verfasser weiter, habe viel dazu beigetragen, das nationale Gewissen aufzurütteln. Vor allem seien es aber die beiden ersten Könige Leopold I. und Leopold II. gewesen, die das belgische Staatsschiff durch Sturm und Klippen hindurchgesteuert hätten und denen Belgien seine glänzende Stellung, die es vor dem Kriege einnahm, verdankte. Ausländische Zeitungen hätten es eine große Nation auf kleinem Gebiet genannt.

Das zweite Kapitel des Buches behandelt die immer wieder und wieder aufgeworfene Frage, ob Belgien eine wahrhaftige Nationalität sei oder seine Entstehung nur einem glücklichen Zufall, das heißt in diesem Falle wohl lediglich dem Willen der Großmächte, verdankt. Zwei mächtige Faktoren, die wir sonst gern zur Einheit eines Staatswesens beitragend zu betrachten gewohnt sind, fehlen zur Bejahung dieser Frage im ersteren Sinne.

Als geographisches Gebilde genommen, ist Belgien nichts weiter als eine Fortsetzung Frankreichs ohne natürliche Grenzen und, um mit den Worten Leopold I. zu reden, „das am meisten ausgesetzte Land Europas".

Der zweite, weit wichtigere fehlende Faktor ist eine einheitliche Sprache und Literatur, die ein zweifelloses Erfordernis eines jeden wahrhaft großen nationalen Staatswesens bedeutet. Die Zweisprachigkeit des Landes und der erbitterte Kampf zwischen Vlamen und Wallonen, den ja nicht einmal das gewaltige Schmiedefeuer dieses Krieges hat beseitigen können, vermag natürlich auch der Verfasser nicht aus der Welt zu schaffen. Als ganz törichtes und geradezu sinnloses Beispiel für engste nationale Zusammengehörigkeit trotz der Verschiedenheit der Sprache wird auf die Vorliebe Friedrichs des Großen für die französische Sprache und dessen Verachtung der deutschen Literatur seiner Zeit hingewiesen. Das wesentliche Element einer wahren Nationalität ist für Kurth das Vorhandensein eines gemeinsamen freiheitlichen Regimes mit der Anhänglichkeit an gemeinsame Einrichtungen. Daher erscheint ihm die Forderung administrativer Trennung als die größte Gefahr für die Einheit des belgischen Staates.

Die vermeintlich schon in den frühesten Zeiten vorhandene nationale Geschlossenheit des belgischen Volkes aus der Geschichte zu erweisen, ist die Absicht der folgenden Kapitel, in denen es um des vorgesteckten Zieles willen zu den wunderlichsten Verrenkungen und teilweis direkt zu platten Albernheiten kommt. Wir müssen uns mit einem kurzen Überblick begnügen und werden nur die hauptsächlichsten Ungereimtheiten zur Sprache bringen, um dem Leser zu zeigen, wie weit der Geist des belgischen Professors sich seiner Theorie zuliebe zu verirren imstande ist.

„Wir sind nicht ein Volk von gestern, wir sind eine historische Nationalität mit besonderen Charaktereigenschaften, die sie dem Milieu verdankt, in dem sie sich entwickelt hat, und den weltgeschichtlichen Dramen, in die sie hineingezogen worden ist."

Wer erinnert sich nicht jener Stelle im 1. Buche von Cäsars Kommentaren über den gallischen Krieg, wo es heißt: „Omnium Gallorum sunt fortissimi Belgae." Schon damals, meint Kurth, zeigten sich die charakteristischen Züge belgischer Nationalität. Sie waren eine Mischung zweier Rassen, der keltischen und der germanischen. In der Zeit der Römerherrschaft habe sich dieses Volk dann völlig romanisieren lassen, bis der Strom der Völkerwanderung über das Land dahinbrauste und die römische Kultur hinwegfegte. Nach diesen gewaltigen Er-

eignissen finden wir in den Wohnsitzen zwischen Maas und Schelde das Volk der Franken, deren König Chlodwig sich am Ende des 5. Jahrhunderts den größten Teil Galliens unterwarf und damit die weltgeschichtliche Größe des Frankenreiches begründete. Dieser germanische Chlodwig wird nun von dem Verfasser als reiner Belgier betrachtet: „Unter seiner Führung eroberten wir ganz Gallien und gaben die Eigenschaft der Franken allen freien Männern, die es bewohnten." — Mit demselben Recht werden dann Pippin von Herstal, Pippin der Kurze und Karl der Große für Belgien in Anspruch genommen. „Sie machten aus unserm Lande das Zentrum ihres Reiches", behauptet der Verfasser. — Man bedenke, Pippin der Kurze, der vom Papst Zacharias in St. Denis 754 zum König der Franken gesalbt wurde, Karl der Große, dessen Lieblingsaufenthalt die Pfalzen von Aachen und Ingelheim am Rhein waren, dessen Reich vom Ebro bis weit hinein ins Sachsenland, von den Gestaden der Nordsee bis zur römischen Campagna reichte und der nur einen ganz minimalen Teil seines Lebens vorübergehend auf belgischem Boden verbracht hat! — Je höher wir aber in die Geschichte hinaufsteigen, um so kühnere und erstaunlichere Behauptungen werden von dem Verfasser aufgestellt.

„Die Kreuzzüge sind vor allem ein belgisches Werk." — Die Historiker von Fach werden staunen ob dieser neuen Weisheit. Besonders aber, wenn sie neben Gottfried von Bouillon Karl V. und Don Juan d'Austria als belgische Führer von Kreuzzügen genannt hören. Von den weit berühmteren Unternehmungen eines Konrads III., Friedrich Barbarossas, der im kleinasiatischen Kalykadmus seine Heldenlaufbahn beschloß, von denen des Staufers Friedrich II., der neben den Kronen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und des sizilianischen Reichs auch die des Königreichs Jerusalem auf seinem Haupte vereinigte, scheint der belgische Professor wenig gehört zu haben. Allerdings passen sie auch nicht in den Rahmen der von ihm vertretenen Anschauung.

Höchst sonderbar berührt es, wenn Kurth vom belgischen Volke behauptet, es habe der Welt Karl V. geschenkt, der stärker als Atlas, das Gewicht beider Welten getragen habe. Diese eigenartige Schlußfolgerung, daß der Enkel des Habsburger Maximilian I. und der Sohn der Spanierin Johanna, der zudem von den Jesuiten in durchaus spanischem Geiste erzogen war, ein Belgier gewesen sei, dürfte auch keineswegs allgemeinen Anklang finden.

Warum aber gerade Chlodwig, Karl der Große, der Führer des 1. Kreuzzuges und Karl V. als Persönlichkeiten spezifisch belgischer Geschichte reklamiert werden, warum die Standbilder Karls des Großen in Lüttich und Gottfrieds von Bouillon in Brüssel sich heute mahnend vor dem belgischen Volk erheben, das wird uns erst klar, wenn wir an den eigentlichen Schlüsselpunkt der klerikalen Geschichtsklitterung gelangen, wie sie bei Kurth ihren Niederschlag gefunden hat. Er erledigt sich mit der Frage: „Welches ist das unterscheidende Merkmal unserer Nationalität, was hebt Belgien in der Familie der Völker hervor? —" Arbeit-

samkeit, Reichtum und Gedeihen, künstlerisches und wissenschaftliches Leben — alles dies findet sich auch bei andern Völkern, alles bis auf eines, das Belgien von Grund auf von allen andern Staaten scheidet — das ist die katholische Regierung. Und um den geschichtlichen Beweis zu liefern, daß das belgische Volk von jeher der Lehre Jesu Christi (das heißt in diesem Falle, den Lehren der römisch-katholischen Kirche) unverbrüchliche Treue gewahrt hat, dazu müssen die vier vorerwähnten weltgeschichtlichen Persönlichkeiten herhalten, deshalb müssen sie womöglich zu Männern belgischer Geschichte gestempelt werden, damit das Volk den klerikalen Gedanken auch in den welthistorischen Gestalten seiner eigenen Vergangenheit wiedererkenne. So gilt Chlodwig als der erhabene Gründer der ersten katholischen Nation, Karl der Große als der größte aller christlichen Könige, Gottfried von Bouillon als der heldenhafte Stifter der Kreuzzüge und Karl V. als der gewaltige Kämpfer gegen die moderne Ketzerei, den Protestantismus, und den Islam. Daß das alles historisch nicht stimmt, sondern mutwillig zurechtgestutzt ist, daß zum Beispiel die Geschichte von Chlodwig die entsetzlichsten Verbrechen und Scheußlichkeiten zu berichten weiß, tritt alles hinter der Frage über die Stellung zur „heiligen" katholischen Kirche zurück. Wer wollte aber auch ein Volk, dessen Erziehung zu neun Zehnteln in den Händen der Geistlichkeit liegt, wahre Historie lehren?! Die gesamte neuzeitliche geschichtliche Entwickelung Belgiens seit den Tagen Luthers und Calvins wird durchweg vom Standpunkt der römisch-katholischen Kirche aus betrachtet. Der heroische Freiheitskampf der Niederlande, der in der Utrechter Union im Jahre 1579 zur Losreißung der nördlichen Provinzen von der spanischen Herrschaft und zur Konsolidierung des protestantischen Staatswesens unter den Oraniern führte, welches im 16. und 17. Jahrhundert trotz seines geringen Umfangs eine so glänzende weltgeschichtliche Rolle gespielt hat, bis Wilhelm von Oranien im Jahre 1688 den Thron Englands bestieg, wird ohne jeden politischen Sinn für die überaus günstigen Kombinationen, die sich für Belgien aus einem Anschluß an das nördliche Reich ergeben hätten, rein kirchlich beurteilt.

„Da man zwischen einem legitimen und katholischen Herrscher, der zwar mit eisernem Szepter regierte, und einer Unabhängigkeit, die nur in der Ketzerei zu finden war, zu wählen hatte, zauderte man nicht. Die Unabhängigkeit schien zu teuer erkauft, und man kehrte auf die Seite zurück, wo man Garantien für die Religion fand. Die Liebe zum katholischen Glauben trug sogar den Sieg über die Liebe zur Freiheit davon. —" Besser als mit diesen Worten, die die Taten Alexander Farneses verherrlichen, der ganz Belgien „dem legitimen Herrscher und dem Katholizismus" zurückgewann, konnte klerikale Geschichtsschreibung ihren wissenschaftlichen Bankrott wohl nicht verkündigen. Dieselbe Verständnislosigkeit für eine andere Weltanschauung findet sich dann bei der Beurteilung Josephs II., „der, ohne ein ausgesprochener Feind der Religion zu sein, durch die Vorurteile, die die „Philosophen", d. h. die Freidenker ihrer Zeit, in Mode gebracht

hatten, einen völlig verkehrten Geist besaß." Um die Reformpläne dieses Fürsten lächerlich zu machen, wird — welch' grausame Ironie — Friedrich II. von Preußen, der Philosoph von Sanssouci, der königliche Freund Voltaires, dessen Periode die Geschichte nach ihm als das Zeitalter Friedrichs des Großen oder der Aufklärung bezeichnet, angerufen.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein. Das katholische Regiment an sich muß auch seine Existenzberechtigung beweisen. Wie könnte es das besser, als durch den Hinweis auf ein unter seinem Szepter blühendes und reiches Land! Es gilt, die „Legende" von der wirtschaftlichen Unterlegenheit der katholischen unter die protestantischen Staaten zu zerstören. Mit blutigem Hohn wird dieses „Märchen der Handlungsreisenden und freidenkerischen Schulmeister" behandelt. Ach, wenn nur seine Richtigkeit damit aus der Welt zu schaffen wäre!

„Wir sind heut die fünfte wirtschaftliche Macht der Welt. Wir werden nur überragt von England, Deutschland, den Vereinigten Staaten und Frankreich. Wir übertreffen große Nationen wie Österreich, Rußland, Italien."

Man kann zunächst die Frage nach der Richtigkeit dieser triumphierenden Behauptung gänzlich unbeantwortet lassen. Denn ob Belgien die fünfte oder sechste Stelle im wirtschaftlichen Leben der Völker einnahm, ist für die Lösung des vorliegenden Problems völlig belanglos. Die geschichtlich bis zur Evidenz bewiesene Tatsache jener von Kurth so befehdeten These wird durch das Beispiel Belgiens nicht im geringsten berührt. Ihre Richtigkeit erweist sich vielmehr selbst noch aus den Worten des Gegners. Unter den vier von Kurth aufgeführten ersten wirtschaftlichen Mächten der Welt sind England, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die führenden protestantischen Nationen, die somit also an der Spitze der gesamten Weltentwicklung überhaupt marschieren. Von den drei großen Staaten, die in wirtschaftlicher Beziehung von Belgien angeblich übertroffen werden, ist kein einziger als protestantischer zu bezeichnen, wohl aber zwei als katholische. Das halbasiatische Rußland mit seinem griechisch-orthodoxen Bekenntnis hat aus dem Rahmen dieser Betrachtung gänzlich auszuscheiden. Ebenso erfordert die französische Republik, die sich öffentlich von der römisch-katholischen Kirche losgesagt hat, für diese Frage eine wesentlich andere Beurteilung. Noch weit ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis, wenn auch die katholischen Staaten Spanien und Portugal in den Kreis der Betrachtung hineingezogen und mit dem emsigen Holland und den nordischen Nationen in Vergleichung gesetzt werden. Man sollte also etwas vorsichtiger und zurückhaltender in der Kritik so wohl fundierter Lehrsätze, wie der von der Überlegenheit der protestantischen Staaten über die katholischen, sein. Anmaßung allein besitzt noch keine Beweiskraft. Die wirtschaftliche Blüte Belgiens vor dem Weltkriege bedeutet noch keine Widerlegung jener aus jedem Blatt der Geschichte der Neuzeit so klar hervorgehenden Tatsache, sondern beweist höchstens, daß ein Staat unter so günstigen industriellen und kommerziellen Bedingungen wie Belgien, trotz seines aus-

gesprochenen Klerikalismus, durch den Fleiß und Gewerbesinn seiner Bewohner sich im Reigen der Völker wohl einen ehrenvollen Platz an nachgeordneter Stelle erwerben kann.

Wie gänzlich unfähig klerikale Geschichtsschreibung in der Beurteilung auch der Strömungen der Gegenwart ist, davon erhalten wir ein anschauliches Bild in dem letzten Kapitel des Kurthschen Werkes, das sich mit dem gegenwärtigen Belgien, das heißt dem Belgien vor dem Weltkriege, beschäftigt.

Die so außerordentlich gepriesene „katholische Regierung", die den Inbegriff des Heils für Belgien darstellen soll, ist erst verhältnismäßig neueren Datums. Ihr Geburtstag ist der 10. Juni 1884. Bei der Niederschrift dieses Datums zittert dem Verfasser, wie er sagt, die Feder. Ihre Bestätigung hat sie durch die Wahlen des 2. Juni 1912 erhalten. Vor jenem denkwürdigen Tage gab es in Belgien eine liberale Regierung, die durch liberale Maximen, besonders durch die Vorlage von Gesetzen, die die Erziehung des Volkes aus den Händen der Klerisei in die des Staates legen sollten, dem klerikalen System Einhalt zu gebieten versuchte. Leider vergebens. — Unter den vier Frauengestalten an der Colonne du Congrès in Brüssel, die die vier Grundfreiheiten der belgischen Verfassung symbolisieren sollen, befindet sich auch eine, die die Freiheit der Lehre verkörpert. Sie ist zweifellos diejenige von ihnen, die ihren Sinn am wenigsten erfüllt. Denn Freiheit der Lehre bedeutet für katholische Auffassung natürlich nur die ungehinderte Freiheit der Kirche auf diesem Gebiet, jeder noch so bescheidene Versuch von anderer Seite in dieser Beziehung wird als Entchristlichung des Volkes verschrieen und von vornherein unmöglich gemacht. So hat sich denn ja auch Belgien bis zum Ausbruch des Krieges eines Erziehungssystems zu erfreuen gehabt, das an geistlicher Beeinflussung nichts zu wünschen übrig ließ. Die Jesuiten, die Brüder von den christlichen Schulen, die Ursulinerinnen und andere Orden haben sich brüderlich in die Knaben- und Mädchenerziehung geteilt. Die Lage der weltlichen Lehrerschaft war eine geradezu erbärmliche. Universitätsprofessoren erhielten Gehälter, für die unsere preußischen Volksschullehrer lieber Steine klopfen würden. Der Erfolg oder vielmehr Mißerfolg ist ja dann auch nicht ausgeblieben, wovon das weitverbreitete Analphabetentum ein beredtes Zeugnis ablegt. Es gibt kleine ländliche Gemeinden, in denen 50 Prozent der Einwohner nicht lesen und nicht schreiben können. Den Geist der den Kindern verzapften Wissenschaft zu künden, erübrigt sich. Wer Interesse dafür hat, mag nur einmal in den üblichen für die Schule bestimmten Leitfäden und Lehrbüchern blättern.

Trotz diesem mit so vielem Aufwand betriebenen klerikalen System oder vielleicht gerade deshalb, ist Belgien ein Hort des Sozialismus geworden und mit Schmerz muß der klerikale Gelehrte gestehen, daß es heute zwei Belgien gibt. Das eine, das dem Glauben der Väter treu geblieben, und das andere, das den antichristlichen Lehren erlegen ist.

Welche tiefgründigen politischen Anschauungen der Lütticher Geschichtsprofessor hegt, geht daraus hervor, wenn es von den beiden großen Parteirichtungen des modernen Konstitutionalismus, dem Liberalismus und dem Sozialismus, kurzweg heißt: „Der Liberalismus ist die Revolution zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft, der Sozialismus ist die Revolution zum Nutzen der Volksmassen."

Als besonderes Verdienst wird es der katholischen Regierung angerechnet, daß sie sich fortgesetzt von dem Geist der beiden berühmten Enzykliken des Papstes Leo XIII., der Encyklika Immortale Dei vom 1. November 1885 und der Encyklika Rerum novarum vom 15. Mai 1891, habe inspirieren lassen.

So stellt das Buch Kurth's ein Musterbeispiel klerikaler Anschauung des geschichtlichen und politischen Lebens dar. Es versucht jenen dogmatischen Grundsatz der katholischen Kirche: Extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche kein Heil, auch auf das Staatsleben zu übertragen, indem es die weitverzweigten Anforderungen moderner Existenz einzig und allein von kirchlichen Gesichtspunkten aus gelöst und geregelt wissen will. In dieser geflissentlichen Verschiebung und falschen Beleuchtung historischer Tatsachen, in der Verständnislosigkeit für andere Anschauungen und dem Nichtanerkennenwollen der Forderungen des Tages, weil man von der eigenen Unfehlbarkeit überzeugt ist, liegt natürlich eine ungeheure Gefahr auch für die politische Existenz eines Volkes. Die klerikale Regierung Belgiens hat angesichts dieses gewaltigen Krieges, der schon jahrelang, man kann sagen fast ein Jahrzehnt, wie eine dunkle Wolke über den Völkern Europas hing, bewiesen, daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wußte. Das Feuer, mit dem man so leichtfertig spielte, ist zur Katastrophe geworden. Das Schwert der Vorsehung, dessen man als das auserwählte Volk Gottes und der Kirche so sicher zu sein glaubte, hat sich als Richtschwert wider das eigene Land gekehrt. Es bewahrheitet sich auch hier im Großen das Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten."

Es ist unendlich viel über die belgische Neutralität geschrieben worden. Mehr als alles Aktenmaterial beweisen Tatsachen. Ein drastisches Beispiel davon gibt der österreichische Offizier und Dichter Rudolf Hans Bartsch in seinem Buch: „Das deutsche Volk in schwerer Zeit":

„Als Walhaem, das Antwerpener Fort, unter dem Feuer der österreichischen 30,5 Mörser zusammenknickte, war die gesamte Besatzung mit nichts anderem als mit französischen Lebelgewehren und französischer D-Munition versehen. Zeugenaussagen bewiesen, daß dies schon seit Kriegsbeginn so gewesen sei."

Was bedarf es da weiterer Zeugnisse, wo so unwiderlegliche Beweise vorhanden sind? Belgien hat das Schicksal getroffen, das es durch seine verblendete Politik selbst heraufbeschworen hat.

Professor Dr. Konrad W. Jurisch: Soll der Bußtag während des Krieges bestehen bleiben?

Es waren zwei schwere Feiertage, die im Kriegsjahre 1915 auf den 17. und 21. November fielen: Bußtag und Totensonntag, mit nur drei Werktagen dazwischen. Mit Ausnahme der Morgenzeitung gab es keine gewohnte Nachrichtenübermittelung. Die größten Ereignisse konnten in der Welt eingetreten sein, ohne daß die Allgemeinheit von ihnen etwas erfuhr. Die Volksgenossen stehen im Kampf auf drei großen Kriegsschauplätzen: Alle Pulse des Herzens der Daheimgebliebenen schlagen mit den Kämpfern, in fieberhafter Erregung und Spannung ihren Ruhm und ihre Leiden wenigstens in der Vorstellung teilend. Und da sollen wir nun plötzlich alle Teilnahme an den Vorgängen der Welt von uns abstreifen, und nach frommer Väter Art Einkehr in uns selbst halten, bloß weil Feiertag im Kalender steht, wie in Friedenszeit?

Mitten im fortschreitenden Kriege einen solchen Bußtag feiern zu müssen, wird von vielen als ein lästiger Zwang empfunden, weil das ganze Volk ja dauernd in ernster Stimmung ist, und täglich ein jeder sich prüft, wie er seine Pflicht erfüllen kann, alle seine Kraft für das Vaterland nutzbar zu machen. Bei dauernder Buß- und Bettagstimmung braucht nicht ein in Friedenszeit kalendarisch bestimmter Tag besonders gefeiert zu werden.

Eine ganz andere Bedeutung hatten die einmaligen Buß- und Bettage im Preußischen Staat am 27. Juni 1866, am 27. Juli 1870 und an einem der ersten Tage des August 1914 am Beginn großer Kriege. Freudig folgte das ganze Volk dem Rufe seines Königs, um an der Schwelle unbekannter großer Ereignisse in innerlicher Vertiefung den Entschluß zu fassen, alle Kräfte daran zu setzen, um den bevorstehenden Krieg zum guten Ende zu führen.

Gern feiern wir Feste aus natürlichen Ursachen, die schon unsere Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit gefeiert haben, wie Frühlingsanfang, Sonnwendfeste, Erntedankfest und Neujahrstag, und lassen die Bedeutung, welche die christliche Kirche ihnen beigelegt hat, gern gelten, denn vielen Volksgenossen mag die neue Bedeutung lieber sein, als die alte. Gern feiern wir Feste, die an große geschichtliche Ereignisse erinnern, wie den Charfreitag zur Erinnerung an die grausame Hinrichtung Jesu Christi durch den römischen Statthalter Pontius Pilatus, das Reformationsfest und die Tage herrlicher nationaler Siege, denn sie stärken und erheben die Vaterlandsliebe in der heranwachsenden Jugend.

Aber weshalb feiern wir den Bußtag? Kein alter Brauch aus heidnischer Vorzeit hat zu ihm geführt; kein geschichtliches Ereignis eines vergangenen ruhm-

vollen Tages oder eine Glaubenshandlung gilt es in der Erinnerung wach zu halten; — bar aller inneren Berechtigung (abgesehen von pastoralen Erwägungen) und nationaler Notwendigkeit wird der Bußtag gefeiert.

Kirchliche Feste sind ja fast niemals aus dem Bedürfnis des Volkes heraus geschaffen worden, sondern aus dem Wunsche der Geistlichen, sich selbst und ihre Amtstätigkeit in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken, und das Volk daran zu erinnern, daß die Kirche die Macht besitzt, in die bürgerlichen Verhältnisse bestimmend einzugreifen, und diese Macht fühlbar zu machen. Der alte Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht, der dem deutschen Volke schon soviel Blut gekostet hat, ist immer noch nicht ausgefochten.

Bis 1773 hatten die kirchlichen Behörden der verschiedenen Konfessionen sehr zahlreiche Buß- und Bettage eingeführt, wesentlich zu rein kirchlichen Zwecken, mitunter auch zu Zwecken der öffentlichen Wohltätigkeit. Aber wie gering ist der Ertrag der Peters- und Kirchenpfennige im Vergleich zu den gewaltigen Summen, die das Volk aufbringt, wenn es sein muß!

Diesem Wirrwar machte Friedrich der Große ein Ende durch sein Edikt vom 28. Januar 1773 wegen Einschränkung der Feiertage in den evangelisch-reformierten und lutherischen Kirchen, von ihm selbst und von Zedlitz und Dörnberg unterzeichnet.*) Hiernach gab es in Preußen bloß noch folgende Fest- und Feiertage:

a) den Neujahrstag,
b) den ersten und zweiten Tag von Weihnachten, Ostern und Pfingsten,
c) den Karfreitag,
d) den Bußtag am Mittwoch nach Jubilate (zwischen Ostern und Pfingsten, der auch ein katholischer Bettag ist).

Die sogenannten dritten Feiertage der großen Feste, der Gründonnerstag und alle bis dahin gefeierten Buß-, Bet- und Festtage sollten fortfallen und einfache Werktage werden. Das Fest der Himmelfahrt Christi sollte vom Donnerstag auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt und mit diesem gefeiert werden.

Hiermit hatte Friedrich der Große eine für lange Zeit, zum Teil noch heute geltende Feiertagsordnung geschaffen.

Der Bußtag mitten in der hoffnungsfreudigsten Jahreszeit zwischen Ostern und Pfingsten wurde aber den Landwirten in der richtigen Feldbestellung hinderlich, und auch für Abhaltung der Jahrmärkte und der Leipziger Messe störend. Man versuchte, den Bußtag in eine Jahreszeit zu verlegen, in welcher er weniger hinderlich wäre. Vorgeschlagen wurde der Mittwoch nach Estomihi (Aschermittwoch, Kabinettsordre vom 30. Juli, veröffentlicht am 5. September 1805); Mittwoch

*) Sammlung Preußischer Gesetze und Verordnungen von Raabe. Halle 1822, über das Jahr 1773.

nach Invokavit, der erste Mittwoch nach Martini (zugleich als Erntedankfest), oder ein noch späterer Tag im Jahre*).

Durch diese Bemühungen wurde der Feierlichkeit des Bußtages Abbruch getan. Die bestehende Feiertagsordnung wurde zweifelhaft. Außerdem waren in den 1815 neu erworbenen Landesteilen andere Buß- und Bettage üblich, sodaß wieder die Notlage eintrat, wie in dem kleineren Preußen vor 1773.

Deshalb bestimmte die Kabinettsverfügung**) Friedrich Wilhelms III. vom 25. März 1817***), welche den Erlaß des Ministeriums des Innern vom 31. März 1817 zeitigte, daß in ganz Preußen nur ein Buß- und Bettag gefeiert werden sollte, nämlich am Mittwoch nach Jubilate. Dieser Erlaß, der das Edikt von 1773 erneuerte, galt für die acht (alten) Provinzen Preußens bis 1893.

In auffallendem Widerspruch zu den letzterwähnten Bestimmungen verlieh die Dienst-Instruktion für die Provinzialkonsistorien vom 23. Oktober 1817, unterzeichnet: Friedrich Wilhelm und Fürst Hardenberg, den Provinzialkonsistorien die Befugnis, kirchliche Buß- und Bettage einzurichten.

Der Widerspruch erklärt sich zwanglos aus der Notwendigkeit des Nachgebens, um die damals angestrebte Union zwischen Reformierten und Lutheranern zur allgemeinen evangelischen Landeskirche in Preußen durchzuführen, 1817.

Die Provinzialkonsistorien machten von der ihnen erteilten Befugnis nur mäßigen Gebrauch. Denn sie unterstanden dem durch Königlichen Erlaß vom 3. November 1817 eingerichteten Königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Preußen, welches die staatliche Aufsicht ausübte. Denn die Einrichtung von Buß-, Bet- und Dankfesten gehört in dasjenige Gebiet der Religionsübung der Kirchengemeinschaften, welches in Preußen nach dem Allgemeinen Landrecht, II. Teil, Titel 11, § 32 der Oberaufsicht des Staates unterworfen ist. Den kirchlich anberaumten Feiertagen stand daher nicht von selbst der staatliche Schutz des Verbots von öffentlichen Lustbarkeiten und Werktagsarbeit zur Seite. Dieser Schutz wurde nur dem Bußtage am Mittwoch nach Jubilate gewährt, und durch Kabinettsordres vom 14. März 1818 und vom 26. Februar 1837 eingeschärft. (Auch durch den Ministerialerlaß vom 4. März 1826, in Kamptz's Annalen.)

Immerhin konnte das Allgemeine Kirchenblatt für das evangelische Deutschland 1853, Seite 563 in 28 evangelischen Ländern Deutschlands 47 Bußtage an 24 verschiedenen Tagen des Jahres aufzählen.

---

*) Vischon, Über Buß- und Bettage. Berlin 1873. Rauh. S. 45 u. fg.

**) Während ordnungsmäßig veröffentlichte Kabinettsordres damals als Gesetze galten, wurden die Kabinettsverfügungen gewöhnlich nur handschriftlich verbreitet.

***) Amtsblatt der Königl. Reg. zu Potsdam, Nr. 16 vom 18. April 1817.

Durch die Preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, Artikel 15, verblieb den Religionsgemeinschaften das Recht, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Dieses Recht ging auch auf die 1866 angegliederten neuen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt a. M. über. Wenn auch dieser Artikel durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 (G. S. 259) aufgehoben wurde, so blieb doch der Zustand bestehen, daß außer dem einen Bußtage in den acht alten Provinzen am Mittwoch nach Jubilate andere Bußtage in den neuen Provinzen gefeiert wurden. Um hierin Ordnung zu schaffen, konnte verfassungsgemäß nur der Weg der Gesetzgebung eingeschlagen werden.

An den sehr umfangreichen Vorarbeiten dazu beteiligten sich: die deutsche evangelische Kirchenkonferenz vom Juni 1852, welche als wünschenswert bezeichnete: 1. daß im evangelischen Deutschland ein gemeinsamer Bußtag gefeiert werde; 2. daß das Kirchenregiment dafür einen der letzten Freitage im Jahr wählen möchte; — ferner die deutsch-evangelische Kirchenkonferenz zu Eisenach 1878 und die drei großen ordentlichen Generalsynoden der evangelischen Landeskirche Preußens 1879, 1885 und 1892.

Nach diesen gründlichen Besprechungen während 40 Jahren kam endlich das Preußische Gesetz vom 12. März 1893 zustande, welches in ganz Preußen nur einen Bußtag festsetzte, und zwar am Mittwoch vor dem letzten Trinitatis-Sonntage, der in den November fällt. An diesem Mittwoch im November wird seitdem der Bußtag gefeiert.

Trotzdem dieser Tag in die Jahreszeit fällt, in welcher seine Feier weder die Landwirtschaft noch die Jahrmärkte behindert, so erregt die Feier dieses Bußtages bei vielen Volksgenossen doch ernste Mißstimmung. Der Grund dafür liegt darin, daß der Bußtag ein künstliches Gebilde ist, ohne irgendwelche Anknüpfung an ein Ereignis von nationaler oder kirchlicher Bedeutung. Die pastorale Erwägung, daß es stets gut für die Menschen sei, Einkehr in sich selbst zu halten und Buße zu tun, ist bei einem ernsten, arbeitsamen, mündigen Volke, wie dem preußischen, das besonnen seine Pflicht erfüllt, kaum mehr berechtigt. Das preußische Volk braucht nicht mehr vom Kirchenregiment zu besonderer Buße an einem bestimmten Tage angehalten zu werden. Es hält fortdauernd Einkehr in sich selbst, und ist auch an Werktagen nicht außer sich. Die Buße ist ein persönliches Erleben; wenn sie kommandiert wird, so verliert sie ihren inneren Wert und wird zum Schaugepräge.

Wahrscheinlich aus der weitverbreiteten Mißstimmung über den obrigkeitlich auferlegten Bußtag, für den im Volk nur sehr spärliches Bedürfnis vorhanden ist, hat sich im Volk — vielleicht angeregt durch die angeführten Kabinettsordres von 1818 und 1837, während das Edikt von 1773 vergessen war — eine häßliche Legende gebildet, welche den Bußtag in Verbindung bringt mit dem Versprechen des Königs Friedrich Wilhelms III. vom 22. Mai 1815, die Provinzial-

stände wiederherzustellen. Diese Zusage wurde vom preußischen Volke aufgefaßt als ein Versprechen, daß der König dem Volke eine Verfassung gewähren werde als Belohnung für die unvergleichlichen Anstrengungen von 1807 bis 1815. Je länger die ersehnte Erfüllung dieses Wunsches durch die beständig dazwischen tretenden, geschichtlich bekannten Ereignisse sich verzögerte, um so mehr wuchs die Enttäuschung und Erbitterung, bis sie 1848 zur Revolution führte.

Die gedachte Legende hat die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 überdauert, da ja der Bußtag weiter bestand. Wir führen den Inhalt der Legende nicht an, weil jede Spur eines urkundlichen Nachweises fehlt, daß der durch Friedrich den Großen 1773 eingerichtete Bußtag in irgend welchem Zusammenhange mit dem Königswort vom 22. Mai 1815 stehe. Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Bußtages ist so durchsichtig klar, daß an keiner Stelle die Legende anknüpfen könnte. Sie ist ein aus Mißstimmung geborenes, freierfundenes Märchen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Legende zu begraben.

Nachdem so das Unheil mancherlei Art geschildert worden ist, welches der überflüssige Bußtag seit seinem Bestehen angerichtet hat, kann auch der Zweck dieser Zeilen ausgesprochen werden: Diese Zeilen sollen die preußischen gesetzgebenden Faktoren dazu anregen, das Gesetz vom 12. März 1893 entweder aufzuheben oder abzuändern, um den überflüssigen Bußtag entweder zu beseitigen, oder, wenn dies nicht angängig sein sollte, ihn wenigstens auf einen Sonntag zu verlegen.

Dieser Wunsch ist durchaus nicht unerhört oder ruchlos. Schon in der Vorbereitung des Edikts Friedrichs des Großen sprach der Konsistorialrat Diterich, Mitglied des Königl. Oberkonsistoriums, am 21. Juli 1770 seine Meinung dahin aus, daß alle Buß- und Bettage ohne Schaden abgeschafft werden könnten (Pischon, l. c. S. 35). Ihm schloß sich auch der weltliche Beisitzer von Irwing an.

Die bloße Verlegung des Bußtages auf einen Sonntag kann erst recht keinen Bedenken begegnen, denn seit seinem Bestehen wurde er zwischen Ostern und Pfingsten als so lästig empfunden, daß man seine Verlegung in den Spätherbst anstrebte und schließlich auch erreichte. Friedrich der Große hat ja auch nicht gezögert, durch sein Edikt von 1773 sogar die Feier der Himmelfahrt Christi vom Donnerstag auf den nächstfolgenden Sonntag zu verlegen.

In einer Eingabe des Kreisdeputierten des zweiten Jerichowschen Kreises von Byern an die Königl. Regierung zu Potsdam vom 1. Februar 1810 (Pischon, l. c. S. 47) wurde berechnet, daß die Feier des Bußtages am Mittwoch nach Jubilate eine Einbuße an landwirtschaftlichen Werten im damaligen kleinen Preußen verursachte, welche um mindestens 150 000 Taler im Jahre größer war, als sie sein würde, wenn der Bußtag auf einen kurzen und kalten Herbst-

oder Wintertag verlegt wäre. Gegenwärtig aber kann der wirtschaftliche Verlust des preußischen Volkes durch das Verbot werterzeugender Arbeit am Bußtage im November bereits auf einige Millionen Mark im Jahre geschätzt werden. Sind wir so übermäßig reich, um solchen Verlust einer Einbildung wegen zu tragen? Sicherlich ist der Wert aufrichtiger Buße an einem Wochentage nicht größer, als am Sonntage.

In einer Zeit, in der wir gezwungen sind, die Dauer des Tages durch Einführung der Sommerszeit vom 1. Mai bis 30. September um eine Morgenstunde zu verschieben, d. h. praktisch zu verlängern, damit des Abends an Beleuchtungsmaterial gespart werden kann, können wir doch unmöglich Millionen verschwenden, indem wir die Quelle des preußischen Reichtums, nämlich die Arbeitskraft des preußischen Volkes, einen ganzen Tag lang ausschalten! Und das nur, um ein Bedürfnis zu befriedigen, welches ebenso gut auch an einem Sonntage befriedigt werden kann!

Für die Verlegung des Bußtages kommt zuerst der nächste Sonntag, also der letzte Trinitatis-Sonntag (Totensonntag) in Frage. Da dessen Kalenderstelle aber vom Osterfest abhängt, und man schon seit langer Zeit eine Festlegung des Osterfestes anstrebt, so wäre es zweckmäßig, den Bußtag z. B. mit dem dritten Sonntag im November zu vereinigen, ihn also vom Osterfest unabhängig zu machen.

Vielleicht könnte man beim Friedensschluß vom Papste die Festlegung des Osterfestes erlangen, und damit würden die kirchlichen Feste endlich zur Ruhe kommen.

Die Bestrebungen, das Osterfest auf etwa den 6. April festzulegen und den Kalender so einzurichten, daß dieser Tag immer auf einen Sonntag fällt, reichen schon weit zurück. Einige der neuesten Vorschläge werden besprochen in der Zeitschr. f. Technischen Fortschritt Nr. 4 v. 23. Mai 1916, S. 112; in der B. Z. am Mittag v. 18. Juni und v. 20. Juni 1916.

Herr Geheimer Rat Professor Dr. Wilhelm Foerster, der sich besonders um die Kalenderreform bemüht hat, fand in der Römischen Kurie verständnisvolles Entgegenkommen für die Wahl des ersten Sonntags nach dem 6. April als Ostertag, unter Beibehaltung des Gregorianischen Kalenders.

Die Frommen aber, welche durchaus an einem Bußtage in der Woche festhalten wollen, mögen an das Bibelwort denken: Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten ruhen. Also fort mit dem Bußtage aus der Arbeitswoche!

Während die Verlegung des Bußtages aus dem Frühling in den Herbstmonat 40jährige Besprechungen erforderte, darf man hoffen und wünschen, daß die hier angeregte kleine Verschiebung vom Mittwoch auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag etwas rascher erreicht werde. Denn gerade während des gegenwärtigen Krieges sind die Gründe dafür klar, dringend und zwingend. Das Heer hat auch keinen Feiertag!

Aus der Geschichte des Bußtages und seinen Begleiterscheinungen lassen sich manche gute Lehren ziehen. Die wichtigste davon, welche die übrigen enthält, ist wohl folgende:

Ein Volk, welches die Schrecken des dreißigjährigen Krieges 1618—1648 überstanden hat, welches die drei Schlesischen Kriege 1740—1763 aushalten konnte, welches den Zusammenbruch 1806—1807 in eine Neugeburt verwandelte; ein Volk, welches sich durch seine stille Sammlung 1807—1813 und dann durch die bis dahin noch niemals erlebten Anstrengungen und Leistungen während der Freiheitskriege 1813—1815 selbst mündig sprach, aber doch gezwungen war, die so lange vorenthaltene Verfassung 1848 sich gewaltsam zu ertrotzen; ein Volk, welches die großen Kriege 1866 und 1870—1871 ruhmvoll zu Ende führte, und welches endlich jetzt siegreich in dem furchtbarsten Kriege sich bewährt, den die Welt je erlebt hat, — ein solches Volk darf zuversichtlich darauf rechnen, daß ihm während oder gleich nach dem Kriege ein größeres Maß politischer Freiheit und an Selbstbestimmungsrechten gewährt werden wird, als es bisher besaß. Die durch Nichtbeachtung der Wünsche des Volkes 1815—1848 begangenen Fehler dürften sich nicht wiederholen. Auch die verhältnismäßig harmlose Legendenbildung, die sich an den die persönliche Freiheit beschränkenden Bußtag knüpfte, dürfte nicht mehr wiederkehren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. A. Riedler: Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft.*)

Familien- und fachliche Beziehungen.

Im Bereiche wissenschaftlicher, technischer und wirtschaftlicher Leistungen haben persönliche Beziehungen außerhalb des eigentlichen Arbeitsgebietes, insbesondere die Familienbeziehungen, nur wenig Bedeutung, sie können die Werke in ihrem Wesen nicht beeinflussen. Im Gegensatz zur Kunst: Die Namen Faust und Goethe, Tasso und Weimar, Isolde und Wesendonck stehen in untrennbarem Zusammenhang. Die Werke des künstlerischen Genius sind mit der Persönlichkeit

*) Im Springerschen Verlage in Berlin erscheint demnächst eine ausführliche Würdigung des jüngst verstorbenen Bahnbrechers der elektrotechnischen Industrie, Geh. Baurats Emil Rathenau, aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters Geh.-Rat Riedler. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlages bringen wir nachfolgenden Vordruck aus dem ungewöhnlich fesselnden Buche.

Die Redaktion.

und der Umwelt ihres Schöpfers durch zahllose Fäden verknüpft, und viele leiten zugleich in das tiefere Verständnis der Werke hinein.

Die Werke der Technik können nicht mißverstanden werden, ihr Wesen und Werden ist jedem Sachkundigen verständlich, sobald sie ihrem Zwecke dienen.

Die menschlichen Beziehungen im ereignisreichen Leben eines schöpferischen Geistes würden zwar auch im Bereich der Technik viel Interesse bieten, aber nur dadurch, daß sie das Bild der äußeren Verhältnisse durch einige Züge vervollständigen.

Rathenau war ganz in preußischer Einfachheit aufgewachsen. Ein Großvater von ihm mütterlicherseits, zugleich der Großvater des Professors Karl Liebermann, eines der Bahnbrecher der Anilinindustrie, und des Malers Max Liebermann, war ein Pionier der industriellen Betätigung in Preußen; er führte den Kattundruck mit Maschinenbetrieb ein, der vor der Kontinentalsperre rein englisch war. Sein Erfolg war groß; er wurde einer der reichsten Leute, und eine Talermillion war damals ein Bleichrödervermögen. Er scheint auch ein höchst selbstbewußter Herr gewesen zu sein. In Teplitz dem König Friedrich Wilhelm III. vorgestellt, nannte er sich „der Liebermann, der die Engländer vom Kontinent vertrieben hat". Der Vater Rathenaus war Kaufmann, erlitt beim Brand von Hamburg große Verluste und hat seinen Kindern kein erhebliches Vermögen hinterlassen, nur ein großväterliches Erbteil hat Rathenau das Hochschulstudium ermöglicht.

Wesentlich für die hier zu betrachtenden Verhältnisse ist der Einfluß seines Sohnes Walther. Hierfür fehlt mir der Nachweis, die Gelegenheit war zu selten, diesen Einfluß am Werk zu sehen. Es ist aber meine Ueberzeugung, daß das Handeln Rathenaus in wichtigen Fragen von seinem Sohne mitbestimmt wurde, und Einzelheiten hierzu würden das Lebenswerk Rathenaus noch näher kennzeichnen. Ich habe mich wiederholt bemüht, hierüber Aufschluß zu erlangen, aber vergebens. Ich kann daher nur auf diese Lücke in der Darstellung hinweisen.

Ich wollte, ich wäre imstande, die sachlichen Besprechungen beider anschaulich wiederzugeben, die halben und Viertelsätze, in denen Subjekt, Objekt oder Zeitwort oder auch mehreres fehlte. Vieler Worte brauchte es aber nicht, sie verstanden sich beide vollständig, auch durch bloße Andeutungen, und dabei handelte es sich immer, soweit ich Zeuge solcher Besprechungen war, um wichtigste Angelegenheiten.

Die fachlichen Beziehungen Rathenaus zu vielen Personen, mit denen er neue Gedanken optimistisch besprach, kommen hier nicht in Betracht; die waren nur Erörterungen neuer Möglichkeiten und Pläne, Vorspiel für Vereinfachungsarbeit, sein Denken und Handeln haben sie kaum beeinflußt, sie waren vergessen, wenn Rathenau allein und pessimistisch an die verantwortliche Gestaltung herantrat.

Auch meine persönlichen Beziehungen zu Rathenau waren vielfach ähnlicher Art; sie sind hier noch kurz zu erwähnen, nicht, als ob sie von Bedeutung wären, sondern nur als Beleg dafür, daß ich tatsächlich in der Lage war, Wichtiges in un-

mittelbarer Nähe zu sehen. Einige Episoden werden zur Kennzeichnung seiner Eigenart beitragen.

Seit 1871 habe ich zu Rathenau ununterbrochen in Beziehung gestanden und bin ihm unter verschiedensten Umständen näher gekommen: als Belehrungsuchender, als befragter Berater, als Konstrukteur und Erfinder, als Besteller und als Befreundeter, mit dem man auch intime Dinge rückhaltlos bespricht, aber nie als bezahlter Sachverständiger oder Gutachter. Die Beziehungen sind immer freundschaftlich geblieben, über vierzig Jahre lang, die großen Meinungsverschiedenheiten haben nie gestört, weil keiner den anderen überreden wollte und jeder völlig unabhängig war.

Wiederholt bot sich Gelegenheit zu gemeinsamen Reisen, und besonders Auslandsreisen gaben Anlaß zu tagelangen fachlichen Unterhaltungen, technischen wie finanziellen. Mehrere seiner großen Schöpfungen lernte ich von den ersten Anregungen bis zur vollen Entwicklung genau kennen.

Rathenau kennzeichnete bei solchen Besprechungen auch viele Persönlichkeiten und treibende Kräfte des technischen, wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens ganz rückhaltlos. Die Erinnerungen an solche Gespräche würden höchst lehrreiche Beiträge liefern zur Geschichte unserer Zeit, würden manche Erfolge beleuchten und manche Trauerspiele oder auch Satyrspiele vor Augen führen, die sich im Hintergrunde der Wirtschaftsgeschichte abspielten. Davon gehört nichts in die Oeffentlichkeit, und viele der handelnden Personen sind nicht mehr unter den Lebenden.

Meine geschäftlichen Beziehungen zu Rathenau standen in Zusammenhang mit der Ausführung mehrerer maschinentechnischer Neuerungen, insbesondere raschlaufender Maschinen, als diese noch neu waren, raschlaufender Bergwerkspumpen mit unmittelbarem elektrischem Antrieb. Den elektrischen Teil mehrerer großer Anlagen habe ich bei der AEG bestellt, die der Neuerung großes Interesse entgegenbrachte, das bei anderen fehlte. Besteller bin ich dadurch geworden, daß mir auch die materielle Verantwortung für die neuen Konstruktionen zufiel. Alles wickelte sich nach gewöhnlichen Geschäftsgepflogenheiten durchaus erfolgreich ab.

Die AEG hat später diese Bauart schnellaufender Pumpen, „Expreßpumpen" genannt, erworben. Weitere Mitarbeit ist daraus für mich nicht erwachsen.

Seit meiner Uebersiedlung an die Berliner Hochschule, Ende der achtziger Jahre, konnte ich ständig mit Rathenau auftauchende technische und wirtschaftliche Fragen besprechen. Mehrmals hat Rathenau Entscheidungen in dem Sinne getroffen, wie ich ihn überzeugen konnte. Hierzu einige Beispiele:

Als sich der Bedarf an Großgasmaschinen einstellte, galten die Zweitaktgasmaschinen als die Maschinen der Zukunft, während die Viertaktmaschinen infolge von Fehlern bei den ersten großen Ausführungen in schlechtem Rufe standen. Große Fabriken, wie Borsig, Aschersleben u. a., richteten sich auf den Bau von Zweitaktmaschinen ein, Siemens beteiligte sich an der deutschen „Kraftgasgesell-

schaft" im Zusammenhang mit diesen Fabriken. Eine große Sache schien im Anzug.

Rathenau zog mich damals zu Rate. Ich konnte ihm nachweisen, daß das Zweitaktverfahren für Maschinen, die Gasgemische ansaugen, ein Irrweg sei, und daß für Kraftwerke nur Viertaktgasmaschinen oder Dieselmaschinen Erfolg versprächen. Rathenau hat sich von der starken, allgemeinen Zweitaktströmung ferngehalten, andere haben dabei Millionen verloren. Die Zweitaktgasmaschinen sind aus den Kraftwerken bald verschwunden, und der Kraftgasgesellschaft war nur ein kurzes Dasein beschieden.

Sauggasmaschinen waren nach damaliger Auffassung für kleinere Anlagen vielversprechend, Westinghouse verwendete sich bei Rathenau kräftig für diese Maschinenart. Ich konnte die Maschinen mit Rathenau in London prüfen und ihn überzeugen, daß sie aussichtslos seien. Auch diese Maschinengattung ist verschwunden, und wieder wurde von andern viel Geld verloren.

Später wurde als umstürzende Neuerung die Humphrey-Pumpe empfohlen, die den Druck der Verbrennungsgase auf Wassersäulen wirken läßt. Ich konnte Rathenau nachweisen, daß sich dabei die Massenbewegung bei nennenswerten Geschwindigkeiten nicht beherrschen läßt; er hat die Finger davon gelassen, andere haben sie sich verbrannt.

Als die Dampfturbinen brauchbare Gestalt annahmen, konnte ich Rathenau sofort überzeugen, daß deren planmäßige Massenausführung notwendige Ergänzung seines eigenen Elektromaschinenbaus sei. Es wurden große Mittel für Studien aufgewendet und der Turbinenbau unabhängig von Maschinenfabriken durchgeführt.

Rathenau konnte allen Konstruktions- und Betriebsüberlegungen, wie auch allen wissenschaftlichen Nachweisungen folgen und sich selbst über jede Frage ein richtiges Urteil bilden; dieses ist immer ein ganz selbständiges geblieben, auch eingehende Besprechungen waren ihm immer nur Anregungen.

Die Persönlichkeit Rathenaus.

Die inneren Gegensätze im Wesen Rathenaus waren sehr stark ausgeprägt, sie waren fruchtbarer Art und erklären sein Schaffen.

Alle großen Schöpfungen werden aus starken Gegensätzen geboren, wo sie nicht wirken, droht die Gefahr der Einseitigkeit, der leblosen Ueberlieferung, die weiter schiebt und erledigt, oder die geschoben wird, statt zu schaffen. Die Gegensätze führen allerdings zu Widersprüchen, die müssen durch richtige, vertiefte Arbeit gelöst werden.

Unbegrenzter Optimismus erfüllte Rathenau beim Planen, Pessimismus und schärfster Zweifel bei der Ausführung, und sie wirkten in fruchtbarer Abwechslung hintereinander bei allen seinen großen Aufgaben.

Die Begeisterung war am Werke bei der ersten Erfassung und Verarbeitung eines Gedankens; vor der verantwortlichen Durchführung aber setzte der Pessimismus ein, der alle Schwierigkeiten noch übertrieb. Der Optimismus wirkte aber nach dem ersten Gelingen eines Werkes lange nach, in dem Sinne, daß Rathenau lebhaft und nachhaltig auf das Neue hindrängte und es dadurch rasch vorwärts brachte.

Die von der Zuversicht getragene Begeisterungsfähigkeit Rathenaus war unbegrenzt und mit fast leidenschaftlichem Erfassen der neuen Gedanken verbunden. Alle Einfälle, auch wenig aussichtsreiche, wurden von ihm weiterverfolgt, mit jedermann besprochen und erst fallen gelassen, wenn Unmöglichkeiten erkennbar wurden oder sich bessere Wege zeigten.

Der Gedankenreichtum war aber weit entfernt von der Schnellfertigkeit sogenannter origineller Köpfe, die zu jeder Sache immer Neues oder Besseres erdenken, auch zu ihren eigenen Neuerungen, ohne die Gabe, sie zu verarbeiten, zu vertiefen, zu vereinfachen.

Rathenau plauderte gern und mit großem Mitteilungsbedürfnis über weit ausholende Gedanken, über Zukunftsmöglichkeiten, hörte und suchte die Ansichten anderer, selbst von Phantasten, lieber aber von Erfahrenen. Wissenschafter oder Praktiker galten ihm dabei gleich, wenn die Unterhaltung mit ihnen Gedankenaustausch, Anregung oder Klärung brachte. Er besprach technische oder wirtschaftliche Neuerungen mit ganz verschieden gearteten Persönlichkeiten, kritisierte die Meinungen der anderen zunächst gar nicht und äußerte seine eigenen Ansichten ganz rückhaltlos. Er dachte dann eigentlich nur laut über das, was ihm einfiel und ihn interessierte, sagte manchmal zum Staunen derer, die ihn nicht näher kannten, das Gegenteil von dem, was er am Vortage geäußert, weil er inzwischen die Sache von einer anderen Seite erfaßt hatte.

Bei diesen freien Gedankengängen war er Schwärmer, seine Aufnahmefähigkeit unbegrenzt und die Gedanken oft von fabelhafter Kühnheit. Er gab sich dabei ganz unbefangen, nahm ohne Mißtrauen auf, was ihm andere mitteilten, erzählte alles, was er auf dem Herzen hatte und was er von andern gehört. Viele hielten ihn dann für einen Projektenmacher und wollten ihn wegen der vielen Widersprüche in diesem lauten Denken nicht ernst nehmen. Das war aber alles nur vorläufige harmlose Plauderei, der Versuch, auf neuen Gebieten Ueberblick zu gewinnen. Er hetzte auch seine ganze Umgebung in die neue Sache hinein und fand dadurch ringsum freiwillige Mitarbeiter bei dieser ersten Orientierung.

Rathenau plauderte über neue Pläne selbst mit Wettbewerbern, und ganz rückhaltlos. Es wird die Geschichte erzählt, daß eine große Unternehmung an St. Moritz-Bad zugrunde gegangen sei. Ihr Direktor fand sich alljährlich in St. Moritz ein, wenn auch Rathenau dort war, erfuhr von ihm die neuesten Ideen und führte sie dann nach eigenem Ermessen durch, ohne die nötige Kritik, mit fortdauerndem Optimismus und schlechtestem Erfolge.

Der Optimismus entspricht einem natürlichen Triebe, dem Drange des Menschen nach Fortschritt, der glücklicherweise nie ausstirbt. Es ist auch naturgemäß, das Neue arglos und mit Begeisterung aufzunehmen, und zugleich fruchtbringend, weil eine große Zahl von Neuerungen die Auswahl sichert und mehr Möglichkeiten von Treffern bietet.

Die Natur geht ebenso vor; sie streut überreiche Keime und trifft dann knappste Auswahl, unter Tausenden sprießt nur einer, wächst weiter und entwickelt sich zu kraftvoller, lebendiger Eigenart.

Der Ideenreichtum und das sorglose Erfassen des Neuen ist unschätzbar bei schöpferischen Menschen, wird bei ihnen zur Quelle von Taten, ist aber der Ruin der Mittelmäßigen, die den Anfang für die Sache selbst halten und zu der unerläßlichen schärfsten Prüfung und zu der Vereinfachungsarbeit nicht fähig sind.

Das Gegensätzliche aber, der stärkste Pessimismus, war bei Rathenau am Werk, wenn die verantwortliche Gestaltung nahte. Dann begann er eines Tages unerwartet, als ob er sich vorher für die Idee überhaupt nie begeistert hätte, die strengste Kritik daran zu üben und stand fortan allen damit zusammenhängenden Fragen streng prüfend gegenüber, unvermittelt folgte der größten Begeisterung das größte Mißtrauen.

Besprach er vorher die Ideen mit jedem, so verarbeitete er nunmehr alles allein, war nicht mehr mitteilsam, lebte der Selbstkritik, der Aufspürung und Widerlegung von Bedenken und war schwer zugänglich, bis ihm die gewollte Vereinfachung gelang. Das Mißtrauen war aber nur tätig, solange es in dunkles Neuland ging. Erhellte sich der Weg, dann sah er wieder vorwärts, erschaute das Kommende als Ganzes, alles Mißtrauen war vergessen, mit der erschauten Größe und Bedeutung der begonnenen Sache erwachte von neuem der Optimismus.

Dazwischen lag die große, vorsichtig und streng urteilende, mißtrauisch und vorsichtig geleitete Vereinfachungsarbeit.

Der Pessimismus, in solcher Weise wirksam, ist fruchtbringend, weil er zur Vereinfachung, zur Sicherung und Vervollkommnung der Unternehmungen und Gestaltungen führt. Trotz alles Schwarzsehens sah Rathenau indes sachlich immer richtig. Der Wirklichkeitssinn bewahrte ihn vor lähmender Uebertreibung; er wollte nur vor der Entscheidung und verantwortlichen Durchführung alle Schwierigkeiten und Gefahren erfassen, ja in übertriebener Größe sehen. Tatsächlich hat er auch alle Fehler und Schwächen früher gesehen als andere, die vorher gar nicht begeistert waren.

Solcher Pessimismus wirkt auch mittelbar fruchtbar, weil er alle Mitarbeiter zu eindringender Kritik veranlaßt, weil sie immer unter dem Eindruck leben, die neue Sache an sich und ihre Arbeit sei mangelhaft, und in solcher Stimmung wird dann vielleicht auch an „Unvorhergesehenes" gedacht, sicher aber werden die

wirklichen Schwächen erkannt und beseitigt. War die Zeit des Pessimismus und der Verantwortung gekommen, dann verlangte Rathenau insbesondere, daß alles wahr sei, was ihm entgegengebracht wurde.

In fachlichen Dingen gibt es aber meist mehrere Wahrheiten, mindestens zwei, wegen der gegensätzlichen Gesichtspunkte. Die Ueberzeugung des Ingenieurs, der Vollkommenheit anstrebt, und der Standpunkt des Kaufmanns, der mit geringen Mitteln auskommen und Ertrag sehen will, unterscheiden sich manchmal wie Zukunft und Gegenwart, und doch hat jeder von seinem Standpunkt aus vollkommen recht.

Rathenau hat in solchen Fällen immer den Erwerbsstandpunkt seiner Erwerbsgesellschaft gewahrt, aber trotzdem meist zugunsten des Ingenieurs entschieden, zugunsten der Zukunft, auch wenn in der Gegenwart Opfer zu tragen waren.

Inmitten der von Pessimismus geleiteten Arbeit war er oft niedergeschlagen, nie freudig erregt, wie beim ersten Planen, nicht großzügig schwärmend, ganz nüchtern. Uebertriebenes Mißtrauen war oft Veranlassung zur Ablehnung von Unternehmungen, die zunächst nicht aussichtsreich schienen, die aber später selbst unter ungünstigen Bedingungen ertragsfähig wurden.

Diese gegensätzlichen, kräftig hintereinander einsetzenden Richtungen kennzeichnen die technische und die wirtschaftliche Politik Rathenaus, die seine Unternehmungen vor Schaden bewahrte und zu der Kette ununterbrochener Erfolge führte.

Die Gegensätzlichkeit zeigte sich auch in Geldsachen: an der einen Stelle größte Sparsamkeit und Vorsicht, an der andern reichster Aufwand. Die Sparsamkeit war die Folge des Pessimismus; sie floß zum Teil auch aus Rathenaus persönlicher Anspruchslosigkeit, die, aufs Geschäftliche übertragen, zum Quell einer klugen Sparpolitik wurde.

Wenn Rathenau aber eine Sache als richtig erkannte und ihre Tragweite klar überschaute, dann wurde weit ausgeholt, reiche Mittel aufgewendet, um die Fabrikation zu fördern oder die Standkraft der Unternehmen zu sichern. Größte Sparsamkeit und höchste Finanzkühnheit walteten hintereinander. Vor weitausschauendem Aufbau von Unternehmungen hatte er nie Furcht. Er wägte gründlich, bevor er wagte, und strebte dem voll erfaßten Ziel erst zu, wenn er der Menschen und Mittel für die gute Durchführung sicher war und sein Unternehmen sturmsicher aufbauen konnte, dann aber war sein Streben kühn und unbeirrbar.

War die Sache klar und aussichtsreich, dann ging er im Interesse der Zukunft oft weit über die anfänglichen Pläne hinaus, die Räume, die Betriebseinrichtungen und alle Hilfsmittel wurden reichlich erweitert, die Leistung der Maschinen erhöht wegen der zu erwartenden Betriebsvorteile und laufenden Ersparnisse. So

wurden bei aller Sparsamkeit mustergültige Anlagen geschaffen, die besten, daher teuersten Maschinen beschafft.

Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen Rathenaus bodenloser Angst vor der Börse, seiner Abneigung gegen ihre Leute, gegen Spekulation in jeder Form und der Wertschätzung, die ihm die Geldleute entgegenbrachten.

Sie schauten zu ihm als Zukunftskünder auf und lauschten, ob er in seinem Rechenschaftsbericht bei den Aussichten in die Zukunft „aber" sagen werde oder nicht; ließ er durchblicken, daß die Geschäftslage freundlich sei, was stets nur mit größter Vorsicht geschah, dann war große Zuversicht auf dem Markte.

Rathenau bedauerte alle Aktionäre, die so abhängig sind von Geschäftslagen, und die AEG-Aktionäre insbesondere als Besitzer eines gefährlichen Papiers, das von seiner Höhe herabstürzen kann. Er erwies sich aber in allen Wirtschafts- und Geldfragen von Anfang an als überlegener Finanzmann; seine Schätzung der Verhältnisse war immer richtig und schließlich auch seine Erfahrung in Finanzgeschäften groß.

Er hat Unternehmungen größter Art geschaffen, deren finanzielle Seite andere nicht überschauen konnten, und hat die Finanzleute vor neue, größte Aufgaben gestellt, die sie zu lösen lernten. So mußte ihn schließlich auch die Zunft der Geldleute als Meister anerkennen.

Gelderwerb war ihm persönlich gleichgültig, er hätte nur wenig andere Wege zu gehen brauchen, um größten Reichtum zu erwerben, er hat für andere ungezählte Millionen verdient, sich aber um Mehrung oder nur Verwaltung seines eigenen Besitzes nur nebensächlich gekümmert.

Das Geldausgeben für den bloßen Verbrauch vertrug er nicht, aber das Geld produktiv zu verwerten, in Betrieben anzulegen, das war ihm Freude, und dafür hatte er scharfen Blick, richtige Schätzung im großen wie im einzelnen.

Ungewöhnlich große Summen haben ihn nie erschreckt. Es durfte aber nichts überzahlt werden, niemandem mehr bezahlt werden, als seiner Leistung entsprach, er verlangte, seiner Sparsamkeit gemäß, von der gemieteten Arbeitskraft volle Ausnutzung der Arbeitszeit. Die steigenden Gehaltsansprüche haben ihn immer schwer beunruhigt; Mitarbeitern, die großen Verdienst hereinbrachten, gewährte er aber höchstes Einkommen.

Ein führender Finanzmann bemerkte: „Rathenau begreift und bewilligt alles bis zum Betrage von dreihundert Mark. Dann kommt eine große Lücke, innerhalb deren er finanzblind ist. Erst bei drei Millionen fängt das Verständnis wieder an." Diese treffende Kennzeichnung ist aber dahin zu ergänzen, daß die kleinen Ausgaben vereinzelt bleiben mußten, sich nicht summieren oder multiplizieren durften, sonst war er auch im Bereiche bis dreihundert Mark unerbittlich.

Zuviel Laufburschen, Schreibfräulein und Beamte und alles Bureaukratische war ihm peinlich, die viele sichtbare, unfruchtbare Arbeit. Die spartanische Ein-

fachheit hat eigentlich erst im neuen großen Gebäude der AEG aufgehört, beim Zuschnitt aufs Große, sie war bei dem riesig angewachsenen Beamtenkörper nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Sparsamkeit an unrichtiger Stelle aber wurde nicht geübt, nie der Fehler begangen, mit unzureichenden Mitteln und alten Einrichtungen Neues schaffen zu wollen. Rathenau hat oft für den Neuaufbau einer Sache entschieden, wenn andern die vorhandenen Mittel ausreichend schienen. Beste Maschinen, bester Betrieb wurden immer angestrebt, große, günstige Arbeitsräume, beste und reichliche Hilfsmittel. Die Ausgabe einer Drittelmillion für eine Werkzeugmaschine und die gleichzeitige Beschaffung mehrerer solcher war ihm ganz geläufig.

Die Gegensätzlichkeit im Wesen Rathenaus tritt sehr stark hervor in seinen Beziehungen zu den Aktionären.

Sein strenger Grundsatz, den er auch allen Mitarbeitern einschärfte, war: Wir müssen für die Aktionäre Geld verdienen, eine andere Aufgabe haben wir nicht, dafür sind wir angestellt, wir haben nur dann unsere Schuldigkeit getan, wenn das Unternehmen großen Gewinn bringt.

Der Gedanke an die Aktionäre hat ihn immer bedrängt: Was werden die Aktionäre dazu sagen? Wir sind nur Verwalter fremden Geldes, wir sind nur Erwerbsgesellschaft! Diesen Standpunkt vertrat er auch allen Ansprüchen gegenüber, die von außen her kamen. Von den Aktionären wurde er natürlich trotzdem angegriffen.

Diese Sorge für die Aktionäre, seine Lebensaufgabe, erlitt aber immer einen argen Stoß, wenn es ans Auszahlen der Erträgnisse ging. Das stand auf einem andern Blatt. Er zahlte nur das Allernotwendigste und war doch stolz auf seine immer wachsenden Gewinne. Anfänglich hielt er sechs Prozent Auszahlung für ausreichend. Mehr, meinte er, soll man nicht auszahlen, alles andere zurücklegen. Zahlt man mehr, dann wird das Unternehmen zur Spekulation mißbraucht und finanziell geschwächt; es wird Agiotage getrieben, und die ist für den Geschäftsbetrieb nur schädlich.

Wenn die Auszahlung naherückte, dann galt der Grundsatz: erst die Sicherung der Zukunft, dann die Aktionäre! Die dürfen nur am Ertrag der Fabrikation Teil haben, aller andere Gewinn muß zurückgelegt und fruchtbringend verwendet werden.

Treffsichere Erkenntnis der Wirklichkeit, stets richtige Schätzung gegebener Verhältnisse wie des Kommenden war eine erstaunlich entwickelte Fähigkeit Rathenaus.

Die Erkenntnis der Wirklichkeit in technischen Dingen ruht auf der Kenntnis und Zusammenfassung einer endlosen Reihe harter und vielfältiger Tatsachen; in wirtschaftlichen Angelegenheiten erfordert sie zugleich richtiges Vorausschauen, über eine Reihe unsicherer Verhältnisse hinaus, in das weite Reich von Wahrscheinlichkeiten. Nach beiden Richtungen war Rathenau Meister.

Frieda Lonia Martini-Chicago: Auf zum Roten Kreuz!

Hier Licht und Duft und Glanz der frischen Matten,
Der Kinder frohes, unschuldsvolles Spiel,
Dort Schlachtgewirr und blutgetränkte Felder,
Wo mancher Streiter schon im Tode fiel.

Hier sonnig goldner, märchenschöner Frühling,
Und grüner Weiden schattig kühle Reih'n,
Dort mörderischer Waffen höllisch Feuer,
Und Todesröcheln — — herbe, bittre Pein.

Hier Fried' und Ruh' in freien, reichen Gauen,
Und arbeitsfroher Völkerwohl Verband,
Dort wehrt sich kühn in blutig-wildem Ringen
Das liebe, alte, deutsche Vaterland.

Aus stillem, weißem, weinumranktem Häuschen,
Wo treue Elternliebe mich bewacht,
Zieht es mich hin, wo Kriegsgefahren dräuen,
Wo unsere Helden steh'n in heil'ger Schlacht!

Ich kann daheim nicht länger still verweilen,
Es gilt des Glückes höchsten, schönsten Preis; —
Zu heilen jene, die so bitter leiden,
Zu stillen ihre Wunden blutig heiß.

Mein Vaterland, dein Ruf war nicht vergebens,
In meinen Adern rinnt noch deutsches Blut:
Drum frisch und frei und fröhlich hin zum Dienste,
Dem Roten Kreuze weih' ich Herz und Gut!

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.

Erster Teil.

Er hielt noch die Karten in der Hand, welche Diem auf Zehenspitzen hereingebracht und auf den Flügel gelegt. Er hatte ein wenig musiziert, nach seiner Gewohnheit im Halbdunkel leise phantasierend, und war ganz befangen von Melodien, als sie ins Zimmer trat.

Da stand sie ihm gegenüber, unter ihrem großen Hut.

„Störe ich sehr?" fragte sie und lächelte, indem sie ihm die Hand gab.

„Stören? Bewahre . . . bewahre, Katarina." Er war einen Augenblick um die Anrede verlegen gewesen: Das alles lag schon so weit, so weit zurück!

Ihr ganzes Gesicht lächelte, — sei's vor Glück, sei es vor Überraschung und Verwirrung.

„Also gar nicht stören Sie, und es ist gut von Ihnen, daß Sie kommen. Aber wollen Sie nicht Ihre Waffen ablegen, Helm und Schwert? Wir können Tee zusammen trinken . . .

Legen Sie noch ein Gedeck auf, Diem", sagte er zu dem Diener, der Katarinas Garderobe holte; dann zog er sie in einen Sessel und hielt ihre beiden Hände, lächelnd vor Sinnen.

„Ich habe Sie so lange, lange nicht gesehen", sagte er, und er sprach leise.

„Ja, Herr Barlösius." Sie überwand sich und sprach diesen Namen aus, der ihr fremd klang. Er merkte es wohl und lachte:

„O, Beste! Welche Zeremonien! Als ob ich der Maharadschah wäre! Haben Sie vergessen, wie Sie mich früher nannten? Damals?"

„Nein, Heiner, das vergesse ich nicht. Und wenn Sie mir erlauben wollen . . ."

„Welch ein Unsinn, liebste Freundin! Es hat sich doch nichts verändert! Erlauben! — Ich bitte Sie darum, und Sie tun mir die Liebe, nicht wahr, Katarina?"

„Ja, Heiner."

Er betrachtete sie sinnend. Sie hatte noch das alte, liebe Gesicht. Noch die goldbraunen Augen, die tief und lauter waren wie ein Quell.

„Und was macht die Kunst?" fragte er neckend. So hatte er auch damals immer gefragt — damals — vor Jahren . . .

„Man lebt so. Aber warum Ihnen davon erzählen?"

„Warum nicht mir?"

„Sie haben uns doch alle weit überflügelt!" sagte sie und blickte halbtraurig aus ihren Augen auf ihn:

„Sie sind uns doch allen über den Kopf gewachsen!"

Er machte eine kleine Bewegung mit der Hand:

„Nun, das hält sich, das mit dem „Überflügeln", will mir scheinen. Ich für meinen Teil habe gar nicht den Eindruck."

„Aber Ihre Erfolge? — Man spricht von Ihnen in allen Zeitungen, Heiner . . ."

„Das ist auch schon was Rechtes! Höchstes Glück der Erdenkinder —! Nein, nein, Katarina, lassen Sie meine sogenannten Erfolge. Die mich loben, wissen nichts von mir. — Aber Sie? Wie steht es mit Ihnen? —

Kommen Sie, wir trinken Tee," sagte er und stand auf, denn der Diener hatte die Schiebetür zum Nebenzimmer lautlos zur Seite gerollt und sich im Rahmen gezeigt.

Da war es dunkel. Die Vorhänge waren heruntergelassen und über dem achteckigen Tisch brannte die elektrische Lampe.

„Wie schade, daß Sie meine Frau nicht treffen. Sie ist verreist, für ein paar Tage, zu meinem Schwiegervater . . . Sie müssen eben recht bald wiederkommen, Katarina. — Einstweilen mache ich die Hausfrau", lachte er und schenkte ihr aus dem singenden Samovar ein.

„Ja, Heiner," sagte sie und brach vom Kakes ab: „Ich komme gern . . . Gemütlich haben Sie es hier . . ." Sie sah sich im Zimmer um, das in goldener Dämmerung lag.

„Das ist wahr, Katarina, wir sind hübsch eingerichtet. Meine Frau — Inge hat sehr viel Sinn dafür. Ich zeige Ihnen die Wohnung, wenn Sie mögen . . . Aber nun sagen Sie mir", fuhr er fort und rückte ihr ein wenig näher: „Wie ist es Ihnen ergangen? Ich habe seit vielen Jahren nichts mehr von Ihnen gehört."

„Da ist nicht viel zu erzählen. Wissen Sie, daß ich in Rom war?"

„Gar nichts weiß ich."

„Ja, zwei Jahre war ich in Rom. Und dann wurde ich ja krank und war zu Hause."

„Zu Hause? So haben Sie sich mit Ihrer Familie doch ausgesöhnt?"

Sie nickte:

„Es war auch Zeit. Nun sind sie alle beide tot, seit zwei Jahren . . ."

„Ja, sie sterben alle. Wenn man erst dreißig ist, dann fallen sie sehr schnell um einen herum. — Auch meine Eltern sind nicht mehr."

„Sie sahen sie noch einmal?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nie wieder. Wir gingen im Zorn auseinander und nun ist es zu spät. Und jetzt leben Sie hier?" fragte er schnell.

Sie sagte und sah ihn an:

„Ja, seit ein paar Monaten. Ich bin wieder hierher zurückgekehrt, wo ich damals — damals so glücklich war."

„Damals . . . Sind Sie es jetzt nicht, Katarina?"

Sie antwortete nicht, sondern sah auf ihre Tasse nieder; er faßte nach ihrer Hand und streichelte sie.

„Ich glaube, wir sind es nie. Wir dürfen es nicht sein, wir Künstler . . .", sagte sie.

Aber er ließ sie los und widersprach:

„Doch, Katarina, doch, Freundin, wir dürfen es. Das Glück ist auch für uns da: Ich habe es erfahren . . ."

„Sind Sie glücklich, Heiner? — Das wäre mir lieb."

„Ja, Katarina, ich bin glücklich und ich wäre dessen unwürdig, wollte ich mich nicht dazu bekennen. Wir haben manch Gespräch über das Glück gehabt, entsinnen Sie sich? In Ihrem Atelier zwischen Ihren Tonfiguren. Sie haben mir gesagt, daß das Glück nicht unsere Sache ist, und ich habe es geglaubt, damals und lange nachher. Nun aber habe ich das Gegenteil erfahren . . . ."

„Das Gegenteil ist ein Phantom und endet mit einer Enttäuschung", sagte sie, beinahe streng.

Er lachte und schüttelte den Kopf:

„Phantome, die sich realisieren lassen, sind mir sehr willkommen —!"

‚Hamilkar' erhob sich von der Decke, darauf er geschlafen, ließ sich auf die Vorderpfoten nieder und reckte sich und kam schläfrig, seinem Herrn die Hand zu lecken. Es war ein ausgewachsener russischer Windhund, mit langem edlen Kopf und mädchenhaft-sanften Augen. Sein Fell war seidenweich und wohlgehalten.

Barlösius klopfte ihm die Flanke.

„Ist das nicht ein entzückendes Tier?" fragte er stolz und nötigte ihn, die Vorderpfoten auf seine Kniee zu legen:

„Den sollten Sie mir modellieren . . . Übrigens ist er der Zankapfel hier im Hause, denn meine Frau mag ihn nicht. Sie liebt die Katzen, denken Sie sich!"

„Das tun viele Frauen."

„Ich weiß nicht, ich mag die Hunde lieber, Hunde sind so treu."

„Die Katze ist auch treu und anhänglich, aber nur ans Haus, nicht an den Menschen . . ."

„Ja, das ist wahr. Als ich noch klein war, hatten wir eine Katze, sie hieß Mignon, die wurde verschenkt, weil meine Eltern in eine andere Stadt zogen; man hat mir erzählt, daß sie vor der Tür unseres alten Hauses verhungert ist . . . Aber nehmen Sie noch eine Tasse, Katarina. Und mir erlauben Sie, daß ich eine Zigarette rauche."

Er schenkte ihr ein und holte das silberne Etui aus der Tasche seines braunen, mit Fangschnüren besetzten Hausrockes aus weichem Kameelhaar.

„Die hatten Sie schon damals", lächelte sie und zeigte auf die Zigarettendose.

„Ja," sagte er: „Ich weiß. Sie war damals mein einziger Wertgegenstand, ich hatte sie von Hause mitgenommen, als ich hierherkam, und auch in den Zeiten der größten Not habe ich sie nicht zu Geld gemacht."

„Haben Sie wirklich Not gelitten, Heiner? Die richtige, grauenvolle Not?"

Er lachte nervös — durch etwas in ihrer Stimme, oder vielleicht auch durch einen Zug in ihrem Gesicht, nervös gemacht.

„Ein paar Jahre waren schwer, die ersten Berliner Jahre, — bis „Inge" erschien."

„Inge," sagte sie: „wie oft habe ich das wohl gelesen . .? — Aber ist es recht," — sie drohte ihm scherzend mit dem Finger — „daß Sie mich darin einfach abkonterfeit haben, — so ganz schonungslos?"

„Ja, Katarina", sagte er, und in seiner Stimme war großer Ernst: „Es ist recht. Und wenn Sie ein Bürger wären, hätten Sie das Recht, sich darüber zu empören. Aber Sie sind kein ahnungsloser Bürger, und Sie verstehen, daß es sein mußte. Meine Erfindungsgabe ist nicht sehr beträchtlich, ich muß mich immer ein wenig an die Wirklichkeit halten."

„Und jetzt, — was machen Sie jetzt?"

„Nichts, Katarina, nichts. Ich bin glücklich. Ich habe keine Sehnsucht, — wovon sollte ich schreiben? Wir schreiben doch immer nur von unserer Sehnsucht."

Sie lächelte bedeutsam, aber er sah es nicht. In seinen grauen Augen war ein feuchter Schimmer, der sie blind machte für das, was vorging. Er rauchte und lächelte durch die Wolken von Rauch. ‚Hamilkar' blinzelte mit den Augen und nieste, weil ihm der Rauch unangenehm war.

Barlösius wies ihn in seine Ecke.

„Kommen Sie," sagte er, „nun wollen wir gehen." Er klingelte dem Diener und öffnete die Tür.

„Wir gehen zu mir, wenn es Ihnen recht ist. — Dies ist das Zimmer meiner Frau", sagte er und drehte am elektrischen Kontakt, sodaß plötzlich der Raum im Lichte lag. Sie schritten auf Teppichen hindurch und verschwanden hinter einer blaßgrünen Seidenportiere.

„Ihre Frau Gemahlin hat viele Bücher", sagte Katarina, die mitten im Zimmer stehen blieb.

„Sie meinen, weil sie da aufgestellt sind? — Es sind zum Teil die meinen. Sie hatten bei mir nur nicht Platz, und dann, wissen Sie, ich habe nicht gern viel Bücher im Zimmer. Sie bedrücken mich."

Er schloß das Fenster, das offen gestanden hatte, und ließ die Jalousie herunter.

„Kommen Sie," sagte er: „machen wir's uns bequem."

„Da haben Sie den Frühlingstag hängen, lieben Sie den auch so sehr?"

„Ja", antwortete er; er stand ganz dicht neben ihr, und sie betrachteten gemeinsam das Bild im Mahagonirahmen.

„Es ist soviel Glück in dem Bild, das Glück zweier Menschen. Der alte Griesgram dahinten, der weiß nichts von Glück ... Und dann finde ich den Einfall so hübsch, daß s i e auf seiner Laute spielt ..."

„Ja, das ist richtig," sagte Katarina, „das ist ein entzückender Einfall. Daran habe ich noch nie gedacht .. Was für Ordnung Sie auf Ihrem Schreibtisch haben — so gar nichts Künstlerhaftes."

„Ach, ich bin von Herzen sehr für „Ordnung" und gar nicht für das „Künstlerhafte". Das ist Getue und selten etwas dahinter!"

„Was für Bürgertugenden ich in Ihnen entdecke", neckte sie ihn. Dann setzten sie sich, und die Bildhauerin nahm eine von den breiten Zigaretten, die er ihr in einer Kristalldose anbot.

Diem öffnete leise die Tür. Er brachte die Post. Barlösius sah, daß ein Brief von Inge darunter war, und er schnitt ihn mit einem kurzen „Entschuldigen Sie einen Augenblick" auf. Dann legte er alles in die Mappe aus Seehundsfell, die auf seinem Tische lag.

„Er war von meiner Frau," sagte er und lächelte, weil auch Katarina lächelte, „morgen kehrt sie zurück. Aber es ist auch so schön," setzte er, aus einem verschwiegenen Gedankengang heraus, hinzu: „daß Sie heute gekommen sind".

„Ja," sagte sie: „Nun will ich aber fort, ich störe Sie."

„Ich sagte Ihnen doch schon einmal, daß Sie gar nicht stören. Aber wenn wir gehen wollen — mir ist es recht. Ich begleite Sie ein Stückchen. Ich gehe alle Abend vor dem Essen ein wenig, mit dem Hund ..."

„Ja, Heiner, das ist lieb von Ihnen."

„Und Sie kommen bald einmal wieder, nicht wahr? — wenn meine Frau hier ist — Sie müssen sie lieb haben, Katarina, versprechen Sie mir da? — Sie ist so gut ..."

Er half ihr, draußen im Korridore, in die leichte Sommerjacke, zog selber den Überzieher an, nahm den Hund an die Leine und sagte dem Diener, der die Tür öffnete: er wolle um halb neun zu Abend essen.

Sie stiegen die Treppe hinunter und traten ins Freie. Die Gaslaternen waren eben angezündet worden.

„Was für eine ruhige Straße die Ainmillerstraße ist", sagte sie, und er antwortete: „Ja, deswegen sind wir auch hergezogen, obwohl es ja ein bißchen weit nach der Stadt ist, aber Ruhe, Ruhe brauche ich. Und dann ist ganz in der Nähe ein Droschkenhalteplatz — zur Trambahn sind es ja auch nur wenige Schritte."

Der Juniabend war lau und blau, sie gingen schweigend. Sie gingen ein wenig die Leopoldstraße hinunter und bogen dann nach links ab, dem Englischen Garten zu: dort waren sie früher so oft zusammen gegangen! Das Wasser gurgelte, sie schritten über die Brücke, Laubdunkel umfing sie wie ein weicher, schwarzer Schleier.

„Hier gehe ich oft," sagte Katarina endlich, „wenn ich mich allein fühle. Man kann hier so gut nachdenken — und sich sehnen."

„Ja," sprach er, „das kann man. Das kenne ich — von früher."

„Und jetzt?" fragte sie, und sie sah ihn im Dunkeln an: „Jetzt sehnen Sie sich niemals, — niemals, Heiner?"

„Nein, ich sehne mich nicht. Wonach sollte ich mich auch sehnen? Ich habe alles — ich bin glücklich."

Und plötzlich, als gälte es, sie zu überzeugen, begann er zu reden, von seinem Glücke zu reden. Er erzählte ihr, wie er länger denn ein Jahrzehnt im Dunkeln gegangen war und sich ausgestoßen gewähnt hatte, gezeichnet und verbannt von aller Beglückung, von allem menschlichen Glück. Wie er stolz gewesen war auf seine Ausgeschlossenheit von der Wärme und Behaglichkeit, wie er auf den kalten, scharfen und glücklosen Geist sein Leben gebaut hatte, den Geist, der da Haß ist auf die Sinne und ihr gleißendes Leben. Alle seine Irrtümer bekannte er, und dann, indem sein düsteres Gesicht im Dunkel leuchtend sich verklärte, erzählte er von den leidensvoll-seligen Zeiten, da Inge erschienen war, — Inge, sein Weib — wie ein Licht in der Finsternis, erzählte er, wie die Liebe einer Frau ihn aus den bittren Einsamkeiten erlöst und zu fröhlichem Leben geheilt hatte . . . Da unten war es geschehen, in der Stadt der Wunder, in Venedig — da war Inge gekommen und hatte seine vor Sehnsucht heißen Hände erfaßt und ihn den Glauben gelehrt, den Glauben an das Glück . . . .

„Inge, Inge, Inge", sprach er selbstvergessen, — und das klang wie ein Gebet.

Katarina hatte seine Hand gefaßt.

„Das Glück hat es gut mit Ihnen gemeint", sagte sie leise und drückte sie.

„Ja, Katarina, und ich bin ihm unaussprechlich dankbar. Denn wollen Sie mir glauben, daß ich zum Glücklichsein so recht geschaffen bin? Wollen Sie mir das glauben?"

„Wir alle sind dazu geschaffen, Heiner. Aber wir finden es nicht alle, das Glück. Es geht an uns vorbei und beachtet uns nicht. Ihnen aber hat es zugelächelt . . ." sagte sie.

Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre breite kräftige Hand, und sah ihr voll ins Gesicht.

Sie standen oben auf dem Monopteros, — ganz von selbst waren sie den altgewohnten Weg gegangen.

Unten lag München im Lichterschmuck — die schöne Stadt.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von L. S.

England mißachtet die Rechte der Neutralen, es vergewaltigt das wehrlose Griechenland. In einem Blutbade versucht es, die irischen Freiheitsbewegungen zu ersticken. Rußland läßt seine Truppen unbedenklich durch rumänisches Gebiet marschieren, um die Oesterreicher in der Bukowina im Rücken bedrohen zu können, und holt, ohne zu zögern, deutsche Dampfer sich aus den schwedischen Hoheitsgewässern heraus. Es ergibt einen interessanten Beitrag zur Völkerpsychologie, daß anscheinend alle diese Uebergriffe unserer Feinde nicht den Eindruck zu verwischen imstande sind, den bei Ausbruch des Krieges der Einmarsch Deutschlands in Belgien auf die Neutralen gemacht hat. „Ihr seid die Angreifer, Ihr seid entgegen Euren Vertragspflichten über das wehrlose kleine Belgien hergefallen", so tönt es uns noch heute aus dem Munde der Neutralen entgegen. „Ja, aber Belgien", erwiderte noch vor einigen Wochen der amerikanische Berichterstatter Kurt von Wiegand auf die eindrucksvollen Darlegungen des Reichskanzlers über die Gerechtigkeit der deutschen Sache.

Mit der öffentlichen Meinung kann man zwar nicht schießen; aber die Imponderabilien, die die öffentliche Meinung bestimmen, können vieles verderben, was das Schwert errungen hat. Die Haltung der Neutralen gegen uns ist zweifellos wesentlich durch ihr Urteil über unsere Haltung gegenüber Belgien bestimmt worden. Vieles wäre daher vielleicht von vornherein anders verlaufen, wenn gleich beim Einmarsch des deutschen Heeres in Belgien der Oeffentlichkeit überzeugend dargetan worden wäre, daß Deutschland ein völkerrechtlich verbrieftes Recht besaß, bei militärischen Operationen gegenüber Frankreich durch Belgien zu marschieren und die Maasfestungen zu besetzen. Daß dies tatsächlich zutrifft, ist geschichtlich nachgewiesen in einer nunmehr in zweiter Auflage erschienenen Abhandlung von Dr. Paul Ehlers, Hamburg, über „England, Antwerpen und die belgische Barriere". Der Verfasser legt in ihr dar, daß schon seit den Zeiten der Königin Elisabeth Flandern der englischen Regierung als Bollwerk auf dem Kontinent diente. England hat nach dem spanischen Erbfolgekrieg im Frieden zu Utrecht die spanischen Niederlande nur deshalb an Oesterreich kommen lassen, damit Antwerpen nicht in die Hand einer Seemacht fiel, und Flandern ihm als Schranke gegen Frankreich diene. Hundert Jahre später haben die gegen Napoleon verbündeten Mächte ihre Zustimmung zur Gründung des Königreichs der Niederlande nur unter der Bedingung gegeben, daß der neue König in dem Aachener Vertrage von 1818 für den Fall des casus foederis gegen Frankreich, England die Festungen Nieuport, Ypern usw.,

Preußen aber die Maasfestungen Huy, Namur, Dinant, Charleroi, Mariembourg und Philippeville einräumte. Im Jahre 1831 haben England und Preußen sich zur Garantie der belgischen Neutralität erst bereit erklärt, nachdem Leopold I., wenn auch mit Widerstreben, dieses Besetzungsrecht für den Fall eines Krieges gegen Frankreich den beiden Mächten neu verbürgt hatte. Die Neutralität Belgiens war daher von Anfang an nur eine scheinbare. Durch die Verträge von 1870 hat Preußen für die Dauer des damaligen Konfliktes mit Frankreich auf die Besetzung der Maasfestungen verzichtet. Aber die Verträge von 1870 liefen ein Jahr nach dem Kriege ab. Preußen und mit ihm das Deutsche Reich erlangten damit für einen Krieg gegen Frankreich ihr Besetzungsrecht wieder; und es ist selbstverständlich, daß das Reich Belgien gegenüber dieses Recht nicht dadurch verlieren konnte, daß seit 1904 England auf die Seite Frankreichs trat.

Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung sind von dem Verfasser klar und einleuchtend dargetan, der sich im übrigen insbesondere noch damit beschäftigt, zu zeigen, welche großen Anstrengungen England seit Jahrhunderten gemacht hat, um zu verhüten, daß Antwerpen als Hafen in die Hand einer Seemacht gelangte. Wir können daher seine Ausführungen als sehr zeitgemäß unseren Lesern zur weiteren Beachtung empfehlen.

Kriegs-Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

„Entbehrliche Zwischenglieder."

Die ungenügende Organisation der Lebensmittelversorgung hat die breite Oeffentlichkeit in den letzten Monaten vielfach erregt, und es bleibt ein magerer Trost, daß von patriotischem Geiste erfüllte Ausführungen in den Tageszeitungen immer wieder betonen, ein wirklicher Mangel an unentbehrlichen Lebensmitteln bestehe in Deutschland nicht. Dies werde klar zu Tage treten, sobald es gelänge, die bestehenden Mängel durch die Ausschaltung entbehrlicher Zwischenglieder zu beseitigen. Nun hat sich weiter ergeben, daß auch der Bezug von Rohstoffen vielfach recht ungenügend und unzuverlässig geworden ist. Die Frage erscheint deshalb wohl berechtigt, ob nicht gerade der Kriegskommunismus, der an Stelle des bisher hoch gehaltenen Prinzips der Gewerbefreiheit trat, der dem Handel und der Industrie ständig neuen schier unerträglich gewordenen Zwang auferlegt, und der ebenfalls in dem Schlagwort der Ausschaltung entbehrlicher Zwischenglieder das Allheilmittel sieht, die Hauptschuld an den mangelhaften Zuständen trägt.

Es ist das Verdienst des Deutschen Handelstages, der Vertretung sämtlicher deutschen Handelskammern, in einer kürzlichen Ausschußsitzung, in der Assistent des Deutschen Handelskammertages Herr Dr. Deite als Berichterstatter auftrat, den Finger in die Wunde gelegt zu haben. Es wurden dabei alle die Schäden besprochen, welche die deutsche Kaufmannschaft erleidet durch die Ausschaltung des Handels, durch behördliche oder behördenähnliche Stellen, insbesondere durch die aus Anlaß des Krieges geschaffenen Versorgungs- und Beschaffungsstellen, Einkaufs- und Rohstoffgesellschaften, durch freie Vereinigungen der Verbraucher, z. B. Konsumvereine und dergleichen mehr.

Unterzieht man das ganze System der Kriegsgemeinwirtschaft einer vorurteilsfreien Prüfung, so ist vorweg eins zu beachten. Ein gewisser Staatssozialismus war unter den während des Krieges herrschenden Verhält-

nissen, die Deutschland plötzlich zum geschlossenen Handelsstaat machten, nicht zu umgehen, mag man auch der Meinung sein, daß viele der geschaffenen Einrichtungen unnötig waren, weil sie eben keineswegs reine Kriegsmaßnahmen darstellen. Immerhin wird man ihnen im allgemeinen die beste Absicht zubilligen müssen. Nach Dr. Deite liegen dem herrschenden Organisationsprinzip im wesentlichen zwei Ideen zu Grunde: auf der einen Seite die Niedrighaltung der Preise und auf der anderen Seite das Streben nach einer Lenkung, Ordnung und Einschränkung der Warenverwertung.

Man erkennt deutlich die verschiedenen zur Anwendung gebrachten Systeme. Bei inländischen Waren bildet deren Beschlagnahme das hauptsächlichste Mittel. Den Einführern ausländischer Ware wurde häufig die Verpflichtung auferlegt, sie unter bestimmten Bedingungen an die öffentliche Stelle auszuliefern, oder es wurde privaten Unternehmern die Einfuhr überhaupt versagt. Ueber diese rechtliche Beschränkung des freien Handels hinaus suchten besonders die sogenannten Rohstoffgesellschaften außerhalb des ihnen vorbehaltenen Warenverkehrs ausländische Rohstoffe aufzukaufen.

Durch alle solche Maßnahmen wird ohne jeden Zweifel, wie auch Dr. Deite hervorhob, auch wenn man die jetzige Notwendigkeit einer gewissen gemeinwirtschaftlichen Versorgung anerkennt, der freie Handel verdrängt und damit empfindlich geschädigt.

Die Träger des Systems sind wieder in zwei Gattungen zu gliedern. Da finden wir einmal die bereits erwähnten Rohstoffgesellschaften, meist in der Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung, und daneben in rein behördlicher Ausgestaltung oft ebenfalls in der genannten Gesellschaftsform besondere Verwaltungsabteilungen. Bestehen die ersteren gewöhnlich aus einer größeren Anzahl von Firmen verwandter Geschäftszweige, so sind die Gesellschafter der Verwaltungsabteilung in der Hauptsache Personen des öffentlichen Rechts: Reich, Bundesstaat, Gemeinden, seltener Firmen oder Einzelpersonen, wie dies bei der jetzt viel gescholtenen Zentral-Einkaufs-Gesellschaft der Fall ist, die im Januar 1915 mit einem Stammkapital von 45 Millionen Mark gegründet wurde. Beide Arten sind mit behördlichen Zwangsbefugnissen ausgestaltet. Gegen die Rohstoffgesellschaften wird in der Hauptsache geltend gemacht, daß ihre Zusammensetzung die Gefahr der Wahrnehmung persönlicher Interessen nicht ausschließe, und man wittert, wie Dr. Deite ausführte und mit Beispielen belegte, hinter jeder beeinträchtigenden Maßnahme persönlichen Brotneid. Bei den Verwaltungsabteilungen, deren Geschäftsführung in den Händen von Beamten, also nicht persönlich interessierter Personen liegt, ist dieser Verdacht zwar ausgeschlossen; hier aber zeigt sich in hervorstechendem Maße der Mangel der unzureichenden Anpassungsfähigkeit und Erfahrung, der bekanntlich allen staatswirtschaftlichen Unternehmungen anhaftet.

Die Mängel hervorheben heißt den Weg zu ihrer Behebung zeigen. Die Rohstoffgesellschaften müssen auf ihre Zusammensetzung genauestens geprüft, und es müssen ihnen als Interessentenvereinigungen die behördlichen Zwangsbefugnisse entzogen werden. Hinsichtlich der anderen muß gefordert werden, daß bei jeder Gelegenheit bewährte Sachverständige zur Leitung mit herangezogen werden. Wie nötig dies ist, zeigt ein Blick auf die bisherigen Leistungen dieser Kriegsgesellschaften. Was vor allem zu großen Bedenken Anlaß gibt, ist das Verbot der privaten Einfuhr schlechthin. Es kann in gewissen Fällen allerdings eine Notwendigkeit sein, wenn es sich darum

handelt, dem ungezügelten Wettbewerb der Einkäufer und damit einer Preissteigerung ins Ungemessene Einhalt zu gebieten. Häufig aber war der Grund des Einfuhrverbots weniger die Sorge um das allgemeine Wohl als vielmehr der Konkurrenzneid. Die Preispolitik der Kriegsgesellschaften verfolgt nämlich, wie behauptet wird, ungeachtet ihrer gemeinnützigen Bestimmung vielfach reine Erwerbszwecke, und man gönnte dem privaten Handel den Gewinn aus dem Einfuhrgeschäft nicht. Wo man aber die Einfuhr zwar gestattete, zugleich aber dabei die Ablieferungspflicht aussprach, war der Erfolg fast der gleiche wie ein Einfuhrverbot. Der einführende Kaufmann weiß nie, ob er mit dem Uebernahmepreis, den ihm die amtliche Stelle später bewilligte, den selbst bezahlten Einkaufspreis decken konnte, zumal wenn der beschlagnahmenden Stelle noch nicht durch Sachverständige festgesetzte Höchstpreise vorgeschrieben wurden. Die dadurch hervorgerufene Unsicherheit aber ist geeignet, dem freien Handel die Lust und die Möglichkeit zu weiterer Betätigung zu rauben und ihm obendrein noch empfindliche Verluste zuzufügen.

Der einführende Kaufmann sorgt dafür, daß er seine Waren, wenn irgend angängig, noch schwimmend verkauft, um sein Kapital so oft wie möglich umzusetzen und jede irgendwie gearteten Spesen, Lager- und Versicherungskosten zu vermeiden. Die bureaukratisch geleiteten Kriegsgesellschaften dagegen machen von der ihnen durch die Beschlagnahme eingeräumten Kontroll- und Verfügungsgewalt erst bei Bedarf Gebrauch. Ob dem Importeur durch die dadurch oft bedingte Zeitversäumnis Verluste entstehen, während die Kriegsgesellschaft beim späteren Verkauf oft 100 und mehr Prozent verdient, war ihr belanglos.

Vielfach kaufen die Kriegsgesellschaften auch wesentlich teurer ein als die alten bewährten und zuverlässigen Firmen. Das kann nicht Wunder nehmen. Der Einkauf auf ausländischen Märkten setzt ganz besondere Erfahrungen und Sachkenntnis voraus, über die natürlich eine staatliche Stelle, der auch die gar nicht hoch genug einzuschätzenden Beziehungen abgehen, nicht verfügt.

Somit ist auf jeden Fall der Verdacht ungenügender Sachkenntnis und mangelhafter geschäftlicher Erfahrung und Tüchtigkeit nicht von der Hand zu weisen. Dazu kommen noch die vielfachen Klagen, daß die amtlichen Stellen in völliger Verkennung ihrer Bestimmung es an der nötigen Rücksicht auf die Abnehmer fehlen lassen und diesen, indem sie auf ihre behördliche Eigenschaft pochen, drückende Verpflichtungen auferlegen.

Der freie Handel verkennt gewiß nicht die Zwangslage, in der sich das Reich befindet. Er darf aber für sich in Anspruch nehmen, daß er nicht mit Fleiß in den Hintergrund gedrängt wird, sondern daß man ihm, wo es das System der Kriegsgemeinwirtschaft irgend gestattet, freie Hand läßt, mindestens ihn in weitem Umfange als Kommissionär zur Mitarbeit heranzieht. Denn der freie, jetzt so viel geschmähte Handel hat vor dem Kriege sein bedeutendes Teil zur wirtschaftlichen Stärke des Deutschen Reiches beigetragen.

Der Deutsche Handelstag nahm denn auch eine in diesem Sinne gehaltene Entschließung an, von der zu wünschen ist, daß sie die gebührende Beachtung der Regierung findet. Es geht keineswegs an, daß die Stellen, die doch nur eine aus der Not des Krieges geborene Schöpfung sind, und die hoffentlich bald wieder verschwinden, in dem deutschen Handel nur ein „entbehrliches Zwischenglied“ sehen und ihm den Garaus machen.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

In sechs stattlichen Bänden spricht der wahrhaftige, der echte große Dichter zu uns: Timm Kröger.*) Ein Heimatdichter, wie sich der jetzt Siebzigjährige selbst nennt, und zugleich ein Weltdichter ist Timm Kröger. Er macht Holstein lebendig, das Blühen seiner Heide, die Feier seines Buchenwaldes, das Ewigkeitswesen seines Meeres, das Grauen seiner Moore; lebendig macht er die Holstenmenschen, gibt seinen Bauern die stille, starke, fromme Seele, den Frauen tiefe Güte und Anmut der Gestalt. Aber was diese Menschen erleben und erleiden, ist Menschenerlebnis und Menschenleid schlechthin; unter jeder Sonne kann es geschehen, und ein Symbol für die Weltweite dieser Dichtung mag es sein, daß hier einmal das Holsteinsche Land sich ferner südlicher Gegend erinnert, und daß dort einmal unweit der Holstenbuchen die Tannen Masurens stehen.

Der Zusammenklang von Heimat und Welt, wobei der Künstler diese Heimat realistisch zeichnet, doch nicht, ohne diesem Realismus allerorten schimmernde Lichtlein aufzusetzen, Duft umzuhängen, Fittiche anzuheften — wobei der Künstler diese Welt in leisen, leisen, feinen, feinen psychologischen Vorgängen schafft, doch nicht, ohne diese Vorgänge an die Schwere dieser bestimmten Erde zu binden, macht Wesen, Bedeutung, Eindruck der Timm Krögerschen Dichtung aus.

Der Heimat verdanken diese Novellen ihre schwebenden Stimmungen, ihre tönenden Farben, der Allwelt das Tempelinnere ihrer Probleme. An der Epik fließendem Strom pflanzt der Dichter Blüten der Lyrik; schon unter dem glatten Spiegel des Stromes läßt er der Seele Mächte ahnen, die ihn zu Wirbel und Tosen bringen werden; oder über seelischer Bangheit, Schwere, Verhaltenheit läßt er die fließende Fläche leise beben.

Sie sind eine große, eine echte Kunst — Timm Krögers realistische Heimatserzählungen und psychologische Novellen. Was jede Kunst wirkt, werden sie wirken: heißeres, erhöhtes Leben.

Nicht wahr, wenn einer etwas Köstliches fand, soll er hingehen und es zeigen, damit auch andere sich erquicken. So zeige ich die Bücher Timm Krögers.

Im Band „Wege nach dem Glück" überwiegt das Persönliche des dichterischen Erlebnisses; hier atmet das Klein-Glück des Dichtermenschen am unmittelbarsten; hier ist heilige Andacht vor der Heimatflur, ist inbrünstige Liebe zu Natur und Kreatur.

Der Band „Eine stille Welt" bringt als Einleitung eigene Aufschlüsse des Dichters über äußere und innere Umstände seines Schaffens. Nach einem schönen Schreiben über Klaus Groth folgen dann Novellen mit vorherrschend objektivem Charakter, wie ihn auch die der anderen Bände „Aus alter Truhe", „Dem unbekannten Gott", „Des Lebens Wegzölle", „Leute eigener Art" tragen. Die Bezeichnung der Bände ist jedesmal sehr feinsinnig gewählt; die Novellen sind je zu einem Strauß gebunden nach einem gemeinsamen seelischen Duft, den sie ausströmen.

Nicht ohne Reiz ist es, die chronologische Entwicklung des dichterischen Schaffens, für die jeder Band einen Anhalt gibt, zu verfolgen. Bildnisse, Schriftzüge des Dichters, Bilder seiner Heimat, die die Bände schmücken, tragen im äußerlichen Sinne bei, ihm nahe zu kommen.

Aber nötig wären sie im Grunde

---

*) Die Gesamtausgabe erschien neu bei Alfred Janssen, Hamburg.

nicht. Denn zu mächtig ist das Werk, und rein und herrlich ist uns das Finden einer Seele, wie sie sich im Werke offenbart: wahr, echt, mühselig strebend, fromm, über dem Diesseits stehend, weil sie dem Jenseits fest vertraut. Kommt her zu ihm alle, die ihr mühselig und beladen seid.

Was vor Wochen in der Bühnendarstellung nichts Geringeres als ein tiefes Erlebnis wurde, kann im Buch zu jeder Stunde genossen werden: Franz Werfels deutsche Bearbeitung der „Troerinnen des Euripides".*) In seinem Vorwort gibt der Dichter seinen Blickpunkt, von dem aus sich die alte Tragödie mit der heutigen Geschichte berührt, von dem wir Menschen von heute Gemeinsames haben mit Hekuba. Zu tiefen, geistreich behandelten Problemen gelangen wir an des Dichters weisender Hand. Was uns unmittelbar unter dem Atem eines langgestorbenen, unnennbaren Leids trifft, ist die Antwortklage an dieses namenlose Leid: siehe, nicht starbst du, sondern wir sind mitten in deinen Flammen und deinem schweren, grauen Flügelrauschen.

Was haben wir zu danken. Was alt und neu zugleich ist, ist ewig; ewige Menschengefühle, ewige Herzensgeleise offenbart der neue Dichter durch den Mund des alten Dichters. Das ist Weisheit und Zartheit. Dabei will die neue Sprache nichts sein, als Dienerin des alten Geistes. Das ist hohe Demut. Diese Sprache ist voll großer Schönheit.

Was haben wir zu danken. Daß gerade ein deutscher Dichter die Tragödie völligen äußeren Zusammenbruches und nur inneren Aufrechtseins nachschreibt! Das macht wohl, daß der Deutsche gewinnen und verlieren kann. Wenn das nicht innere Größe und Herrlichkeit ist! Es will auch wie eine Zartheit berühen, ähnlich der, die einst Aischylos bewies, als er die Niederlage der „Perser" in persischem Milieu verklärte. Hier wird Niederlage inmitten von Erfolg geheiligt.

*) Kurt Wolf, Verlag, Leipzig.

Es steht der Dichter Franz Werfel, der ein großer und junger Dichter ist, überhaupt mit dem Menschenleid in jedweder Form sehr vertraut. Es ist ihm das liebe Band, das alle Menschenbrüder auf weiter Erde zu einer rührenden Gemeinsamkeit bindet. Sein Buch „Einander"*) ist bebend von dieser Melodie des Leids und der Liebe. Wie ist es deshalb eine Gabe zu rechter Zeit. Realismus ist hier die künstlerische Art. An ganz irdisch Konkretes — manchmal möchte man sagen: Allzuirdisches — ist alles gebunden, an unsere Wege, unsere Zimmer, an Cafés und Spitale. Nichts ist dem Dichter zu gering und unwert; er liebt es, im Einfachen, Geringen die gehegte Idee und die umschwebende Stimmung zu finden. Damit weiß er das Bett, den Tisch zu verklären. Es ist ein mächtiger Eindruck, den wir empfinden, wie die Weite und Tiefe in der Enge und Fläche gebunden liegt und sie liebend überwindet. Daneben atmet als Raum der Dichtung der Kosmos selbst, atmen Sternen- und Mondenschein, Berge und Ströme. Neben den Wegen des Bürgers Wege des Menschen und der Geister.

Eins ist bedeutend bei diesen Gedichten: sie wirken durchaus ethisch. Es steht hinter ihnen die wertvolle Persönlichkeit eines redlich schmerzvoll Kämpfenden, Sehnsüchtigen, Opfernden, Gläubigen. Für diese Zeit eine doppelt wertvolle Gabe sind sie mithin. Möchten sich viele in ihnen wiederfinden, sich zu ihnen hinfinden.

Auch das bleibt zu sagen, daß diese Gedichte reich an blankem Geist und voll blühender Form sind, ein intellektueller und ästhetischer Genuß.

*) Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Bruno Frank, dem wir vor kurzem eine schöne Gabe, „Die Fürstin“, dankten, läßt uns jetzt seinen kleinen Novellenband „Der Himmel der Enttäuschten“ liebgewinnen.*) Auch hier grüßen uns wieder die feinen und sympathischen Vorzüge dieser Kunst: ein männlich gewissenhafter, wahrhaftiger, keuscher Stil, bei allem Reichtum der Erfindung strenge Geschlossenheit um die Träger der Handlung, Lichtheit der herrschenden Idee, die ebenso das Herz zu ergreifen vermag, wie sie den Geist anregt. Ja, gerade das stark zum Gefühl Sprechende, doppelt packend in der anspruchslosen Form, ist bedeutend in diesen Novellen. Meisterstücke enthält der kleine Band.

Nach dem, was die Sammlung „Langens Markbücher“**) bis jetzt brachte, gebührt ihr Beachtung und Zuspruch. Hier spendet Ludwig Thoma eine Probe seines Humors und seiner Satire im „Aquarium“; hier ist Gustav Meyrinks Phantastik, seine Schilderung, seine Satire, die große Beweglichkeit seines Geistes zu kosten im Bändchen „Der heiße Soldat“. Auf ihre anderen erlesenen Gaben soll noch hingewiesen werden.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Abgesehen von mehr oder minder eifrig betriebener Sammeltätigkeit, die sich, angeregt durch den Schulunterricht, meist nur bei unserer Jugend zeigte und nur selten durch das ganze Leben fortgesetzt wurde, haben die Naturwissenschaften für weitere Kreise erst Wert und Bedeutung gewonnen, seit die biologische Forschung tiefer in das Wesen der Natur und alles Lebens eingedrungen ist und die Naturwissenschaften damit Fühlung gewonnen haben mit den allgemeinen Geisteswissenschaften, besonders mit der Philosophie. Ohne die Grenze zwischen der Naturwissenschaft und der Philosophie, zwischen Tatsachenerforschung und Spekulation übersehen oder verwischen zu wollen, muß doch anerkannt werden, daß für die Gewinnung einer selbständigen modernen Weltanschauung gewisse naturwissenschaftliche Kenntnisse und Anschauungen unerläßlich sind. Vielen ist die Biologie eine Brücke geworden, die vom blutvollen Leben zur Abstraktion, zu Gedanke und Empfindung, zu Erkenntnis und Glauben leitet. Ja, manchem ist die Biologie zu einer heiligeren Lebensoffenbarerin geworden, als dem gläubigen Christen die Bibel.

Bei solchem Interesse, das der Biologie im allgemeinen und jedem biologischen Problem im besonderen zugewandt wird, ist es kein Wunder, wenn alle Neuerscheinungen auf diesem Gebiete besonderer Aufmerksamkeit begegnen. Besonders die Bücher sind besonderer Verbreitung sicher, die mehr die allgemeinen Fragen und Probleme behandeln und — ohne unwissenschaftlich und damit wertlos zu werden — es zu vermeiden wissen, zu sehr in's Fachwissenschaftliche zu geraten. Zu den besten Büchern dieser Art gehört die „Allgemeine Biologie“ von Paul Kammerer. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.) Wie Kammerer im Vorwort zu diesem Buche hervorhebt, ist er dazu gelangt, jede seiner Veröffentlichungen auf „Gemeinverständlichkeit“ einzustellen, und so bemühte er sich auch, in seiner „Allgemeinen Biologie“ ein Werk für

*) In der Sammlung „Langens Markbücher“ Band 12. Albert Langen Verlag, München.

**) Albert Langen Verlag, München.

den naturwissenschaftlich interessierten Laien zu schaffen, in dem er so wenig wie möglich voraussetzt und so viel wie möglich gibt, und darin allein durch den vorgeschriebenen Umfang des Werkes sich beschränken läßt. Diese Begrenzung zwang ihn allerdings, bei seinen Lesern die naturwissenschaftlichen Kenntnisse anzunehmen, die eine mittlere Schule zum Lebensbesitz ihrer Schüler zu machen sich bemüht; doch ist kein Fachausdruck, und wäre er noch so bekannt, erstmalig gebraucht, ohne erklärend eingeführt zu werden. Wo es anging, sind die verdeutschten Ausdrücke angewendet. Dadurch wird für manchen Leser der Gebrauch dieses Werkes und ein Bekanntwerden mit den Fragen der allgemeinen Biologie erst ermöglicht, sicher aber vielen bedeutend erleichtert werden.

Dem Titel: „Allgemeine Biologie" entspricht vollkommen ihr Inhalt. Kammerer schließt sich der modernsten Auffassung des Begriffes „Biologie" an und faßt sie als die Lehre von den Lebenserscheinungen in ihrer Gesamtheit. Er will die Biologie nicht zur Physiologie werden lassen, sondern weist ihr auch die Lehre von den Lebensformen zu. Da ihm aber die Aufgabe gestellt war, eine „Allgemeine Biologie" zu schreiben, so kam es ihm vor allem auf die Darstellung solcher Lebenserscheinungen an, die einer Maximalsumme einzelner Lebewesen zukommen. In der Einleitung werden, nachdem dieser Begriff der „Allgemeinen Biologie" festgestellt und ihr Gebiet abgegrenzt ist, kurz die Anschauungen über Mechanismus und Vitalismus erörtert, sowie die Methoden der biologischen Forschung und die Bearbeitung von Grenzgebieten besprochen. Das erste Kapitel trägt die kosmologischen, paläontologischen, physiologischen, chemischen, physikalischen und kristallographischen Zeugnisse für und gegen die Urzeugung zusammen, und im darauf folgenden werden die allgemeinen Eigenschaften der lebenden Substanz festgestellt, sowie zu ihrer Ergänzung und Erläuterung die anorganischen Nachahmungen der Lebenserscheinungen dargestellt. Die Gruppierung des gesamten übrigen Stoffes erfolgt nach den Grunderscheinungen der lebenden Substanz, der Reizbarkeit, der Bewegbarkeit, dem Stoffwechsel, dem Wachstum und der Entwicklung, der Vermehrung und der Vererbung. An dieses letzte Kapitel schließt sich von selbst eine Erörterung der Abstammungslehre, des Artenwandels, der Auslese und der fortschreitenden Entwicklung an. Durch zahlreiche Beispiele und Belege aus dem Tier- wie aus dem Pflanzenreiche wird die Darstellung gestützt und lebendig gemacht. So erhalten wir in knappen Zügen ein vollständiges und klares Bild von allen wesentlichen Problemen der Allgemeinen Biologie, und wer sich durch die interessante Darstellung Kammerers zu weiteren Studien angeregt fühlt, findet in den reichen Literaturnachweisen, die jedem Kapitel und dem ganzen Werke angehängt sind, reichliches Material zu weiterer Arbeit.

Für viele Leser wird es einen besonderen Reiz dieses Werkes ausmachen, daß es von einem temperamentvollen Manne geschrieben ist, einem Manne, dem die Höherentwicklung des Lebens nicht ein Glaubenssatz geworden ist, an den er sich mit seinem ganzen Gedanken- und Empfindungsleben klammert, sondern wissenschaftlich erwiesene Wahrheit, nüchterne, herrliche Wirklichkeit, die seinem Denken und Empfinden Richtung gibt und Ziel. Wohl hütet Kammerer sich, irgend etwas anzunehmen oder gar als Grundstein für seine Darstellung zu verwenden, was nicht durch wissenschaftlich erbrachten Beweis zur Tatsache erhärtet ist, und streng weiß er die Grenze zu ziehen zwischen diesen natur-

wissenschaftlich erhärteten Tatsachen und gedanklich aufgebauten Hypothesen. Doch bildet der Glaube an eine Höherentwicklung alles Lebendigen den Grundton, der seinen Ausführungen Farbe gibt. Vielleicht wäre es manchem wissenschaftlich gebildeten Leser lieber, wenn der Verfasser seine Person und seine persönliche Überzeugung mehr zurückgehalten hätte, wenn er besonders auf Gebieten, die nahe an Naturphilosophie grenzen, zum Teil schon mit ihr zusammenfallen, sich mehr berichtend, die Meinungen anderer nebeneinander darstellend verhalten oder sie aus dem Bereich seiner Darstellung verwiesen hätte. Sein Buch würde dadurch ohne Zweifel sachlicher, dafür aber auch weniger temperamentvoll geworden sein. — In der äußeren Ausstattung ist die Deutsche Verlagsanstalt ihren alten ruhmvollen Überlieferungen treu geblieben: Druck, Papier und Einband sind gediegen und vornehm. Die Darstellung wird von zahlreichen, sehr unterrichtenden Abbildungen im Text und von vier vorzüglich ausgeführten farbigen Tafeln im Anhang unterstützt. Würdig reiht sich das Kammerer'sche Werk der von Lamprecht und Helmolt herausgegebenen Sammlung: „Das Weltbild der Gegenwart" ein, deren elften Band es bildet.

Eine außerordentlich wertvolle Ergänzung und Unterstützung mancher Teile des Kammererschen Werkes bildet der gleichfalls bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart bereits in zweiter Auflage erschienene, von Dr. Konrad Guenther, Privatdozenten an der Universität Freiburg i. B., herausgegebene ausgezeichnete Bilderatlas: „Vom Urtier zum Menschen", der uns auf 93 zum Teil farbigen Tafeln mit über 2000 Abbildungen die Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen zur Anschauung bringt. Von vornherein sei es gesagt: Das schöne zweibändige Werk ist mehr als ein Bilderatlas. Der Text, der sich bescheiden nur eine Erläuterung der Bildertafeln nennt, hat sich zu einer sehr instruktiven wissenschaftlichen und doch leicht faßlichen, jedem Laien verständlichen Darstellung der menschlichen Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte ausgewachsen, von dem sein Verfasser mit Recht im Vorwort sagen kann, daß er den Leser direkt in das Studium der Zoologie und Anatomie hineinführe und ihn die eigentliche wissenschaftliche Forscherarbeit kennen lehre. Hierin liegt das Neue und der Wert des Guentherschen Werkes. Es ist keine jener übel beleumundeten populär-wissenschaftlichen Darstellungen, die zu sehr an der Oberfläche der Wissenschaft bleiben, um dem Leser die tieferen Zusammenhänge erschließen zu können. Es ist in erster Linie wissenschaftlich und darum gründlich, und wer die Mühe nicht scheut, die beiden starken Quartbände von zusammen 432 Seiten Text durchzuarbeiten, der „wird nicht nur über die Abstammungsgeschichte des Menschen aus wirklichem Wissen heraus urteilen können, sondern das reiche Tatsachenmaterial wird sich in seinem Geiste noch zu anderen harmonischen Gebilden zusammenschließen, und nicht zum wenigsten wird es ihn befriedigen, Klarheit auch über den Bau des Menschen, seine Entwicklung und die wunderbaren Vorgänge des Lebens gewonnen zu haben, die sich an ihm und anderen Organismen abspielen." Doch ist es Guenther gelungen, den überaus spröden Stoff so zur Darstellung zu bringen, daß er auch jedem Nichtfachmann verständlich wird. Seine Einleitung zu dem Werke, in der er über Deszendenztheorie und Abstammungsgeschichte spricht, ist nach dieser Richtung eine ausgezeichnete Leistung. Auch Guenther setzt bei seinen Lesern nichts voraus, führt jeden Fachausdruck, jeden wissenschaftlichen Lehrsatz erklärend ein

und versteht es dabei, durchaus klar und sachlich zu bleiben. Seine Darstellung arbeitet nicht mit schönklingenden Worten und Vergleichen, sondern mit klaren Gedanken, die in logischer Folge sich aneinander reihen. Aber gerade darum macht es so große Freude, ihm zu folgen, und gewährt höheren Genuß und größeren Vorteil, als sich von unklaren, halb naturwissenschaftlichen, halb naturphilosophischen Darlegungen berauschen zu lassen. Die 93 Tafeln, die das Guenthersche Werk zu einem Bilderatlas machen, sind nicht bloß zur Unterstützung der Darstellung dem Buche beigegeben, sie bilden neben dem Texte einen selbständigen Teil, der Wert an sich besäße, wenn er auch allein bestünde. Die Abbildungen bieten keine Phantasiegebilde, sondern auf strengsten wissenschaftlichen Forschungen bedeutender Zoologen und Anatomen beruhende Zeichnungen, die zum Teil aus Lehrbüchern übernommen, zum Teil aber besonders für dieses Werk zusammengestellt und angefertigt worden sind. Text und Abbildungen stehen in innigsten Beziehungen zueinander und bilden ein organisches Ganzes, ein Werk von hohem wissenschaftlichem Werte, das einzig in seiner Art dasteht. Die Deutsche Verlagsanstalt, die auch für die äußere Ausstattung alles getan hat, was möglich war, darf mit dem Verfasser stolz auf diese Schöpfung sein.

Der Pflanzen-Biologie im besonderen ist ein Werk gewidmet, das s. Zt. nicht nur dem Verlangen weiter Kreise nach tieferem Wissen entgegenkam, sondern auch bahnbrechend gewirkt hat auf dem Gebiete des botanischen Schulunterrichtes. Die bekannten Lehrbücher von Schmeil, die in den verschiedensten Ausgaben in hunderten höherer und mittlerer Schulen eingeführt sind, wären vielleicht nie erschienen ohne die Anregungen, die Anton Kerner von Marilaun's „Pflanzenleben" gegeben hat. Mit dem soeben von dem Bibliographischen Institut in Leipzig und Wien herausgebrachten dritten Bande ist die von Professor Dr. Adolf Hansen in Gießen neu bearbeitete dritte Auflage dieses bedeutsamen Werkes vollständig geworden. Die beiden ersten Bände dieser Neubearbeitung sind von mir bereits im Februarheft des laufenden Jahrganges angezeigt worden. Von ihnen behandelte der erste unter dem Titel: „Der Bau und die lebendigen Eigenschaften der Pflanzen" die Zellenlehre und die Biologie der Ernährung, während der andere unter dem Titel: „Die Pflanzengestalt und ihre Wandlungen" der Morphologie und der Blütenbiologie gewidmet ist. So erschöpfen sich diese beiden Bände in einer Darstellung der Pflanze als Einzelwesen, wohingegen der neue Band unter dem Titel: „Die Pflanzenarten als Floren und Genossenschaften" zu der Gesamtheit der Pflanzenwelt übergeht. Nach einer klaren und geistvollen Darstellung der verschiedenen alten und neuen Ansichten über die Entstehung der Arten werden wir mit dem neuesten Stande der Pflanzenpaläontologie bekannt gemacht. Eine knappe, aber genügende Uebersicht über die Geschichte der Floristik leitet über zu einer Erörterung der Bedingungen, die bei der Gestaltung der Floren mitgewirkt haben, und der Mittel, die der Verbreitung der Pflanzen dienen. Der zweite Hauptteil des Bandes ist einer Darstellung der Pflanzengeographie gewidmet. Dieser Teil, der von Kerner in der alten Auflage stiefmütterlich auf knapp 10 Seiten abgetan worden war, ist von dem Herausgeber völlig neu bearbeitet worden. Im Gegensatz zu den meisten Handbüchern der Pflanzengeographie, die den umfangreichen Stoff nach ökologischen Gesichtspunkten ordnen, gliedert Hansen seine Darstellung nach den fünf Erdteilen, weil er mit

Recht meint, daß es dem Leser des Kernerschen Werkes darauf ankäme, zu erfahren, wie die Pflanzendecke in diesem oder jenem Lande aussehe. Meisterhaft hat der Verfasser es verstanden, uns Bilder von den verschiedensten Floren zu entwerfen. Durch den beschränkten Raum zu knappster Darstellung gezwungen, gibt er doch nicht bloß allgemeine Schilderungen, die für den auf dem Gebiet der Pflanzengeographie erste Belehrung suchenden Leser wenig Wert haben würden, sondern er weiß so viele ökologische und floristische Einzelheiten einzuflechten, daß man, wenn man mit der äußeren Erscheinung der Pflanzen vertraut ist, genaue Vorstellungen der betreffenden Florengebiete erhält. Seine gedrängten Charakteristiken der Alpenflora, der Mangrove, des tropischen Urwaldes gehören zu den besten Darstellungen dieser Art. Diese Anschaulichkeit und Lebendigkeit ist neben der vorzüglichen Darstellungsgabe Hansens auch dem Umstande zu danken, daß er auf großen Reisen Gelegenheit hatte, viele der geschilderten Vegetationsbilder selbst kennen zu lernen und zu studieren. Darum war es ihm auch möglich, manche schöne Aufnahme zu dem vorzüglichen Bildermaterial des Bandes beizutragen, der, wie schon bei den ersten beiden Bänden, nicht bloß dem Schmuck, sondern vor allem der Unterstützung der Darstellung und zur Belehrung des Lesers dient. Neben 63 Textabbildungen bringen 9 farbige und 29 doppelseitige schwarze Tafeln zum größten Teile Vegetationsbilder nach Photographien, die in ihrer Mehrzahl hier zum ersten Male veröffentlicht werden. — Wie der Mensch und alles menschliche Werk, hat auch jedes Buch nur eine begrenzte Lebensdauer, über die ihm auch kein künstlicher Galvanisierungsversuch hinwegzuhelfen vermag. Hier aber hat sich, dank der Kunst des Herausgebers, an einem uns lieb gewordenen Werk ein Verjüngungsprozeß vollzogen, der vorbildlich genannt werden muß. Das bewährte und noch immer lebendige Alte in Anlage und Durchführung ist in überaus geschickter und harmonischer Weise mit dem wissenschaftlich Neuen organisch verbunden worden, daß ein neues, junges Werk wie aus einem Guß entstanden ist, und das neue Lebenskraft besitzt. So kann der neue Kerner, ein Kerner-Hansen, seine Anregungen und Belehrungen noch um ein weiteres Lebensalter weiter tragen in die Kreise derer, die nach echtem Wissen dürsten.

Dabei wird es in Zukunft von einem Werk unterstützt und ergänzt werden, das gleichfalls in dem verdienstvollen Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig zu erscheinen begonnen hat. Gerade der letzte Teil der Neubearbeitung des „Pflanzenlebens", der die Pflanzengeographie zur Darstellung bringt, arbeitet mit so vielen botanischen Namen, daß ein Leser, der nicht Fachmann ist, und mit den Namen keine bestimmten Vorstellungen zu verbinden vermag, kein klares Bild von den geschilderten Floren gewinnen kann. Da bietet sich ihm als Hilfe ein Werk der speziellen Botanik an: „Die Pflanzenwelt" von Professor Dr. Otto Warburg, das mit mehr als 900 Abbildungen im Text und über 80 Tafeln in Farbendruck und Ätzung ausgestattet sein wird. Der bekannte, vor einigen Jahren an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem berufene Verfasser hat es unternommen, eine Pflanzenkunde für jeden gebildeten Laien zu schaffen, die in systematischer Anordnung die Pflanzenwelt der Erde nahezu erschöpfend behandelt. Hauptsächlichste Berücksichtigung haben die deutsche und europäische Flora und die für Handel und Kultur in Betracht kommenden fremdländischen Gewächse gefunden, so daß neben dem allgemeinen belehrenden Zweck des

Werkes auch einem praktischen Bedürfnis Genüge getan wird. Es ist niemals unterlassen, bei Schilderung der einzelnen Arten die Bedeutung hervorzuheben, die sie in früherer oder gegenwärtiger Zeit auf den Gebieten der Technik und Industrie, in der wissenschaftlichen oder volkstümlichen Medizin und im Volksglauben erlangt haben. Wer sich unterrichten will über Aussehen und Eigenart dieser oder jener Pflanze in Bau und Lebensweise, wer Einsicht gewinnen will über die Bedeutung einer Pflanze für das gesamte Kulturleben, der wird zu Warburgs Werk als einem vortrefflichen volkstümlichen Nachschlagebuch greifen, das ihn in lebendiger, anschaulicher Darstellung über alles Wissenswerte dieser Art belehrt. Zahlreiche vortrefflich gezeichnete Textfiguren und farbige wie schwarze Tafeln ergänzen die Schilderungen des Textes und helfen, daß der Leser klare Vorstellungsbilder gewinne von der Erscheinungsform der wichtigsten Arten. Warburgs Werk ist aber mehr als ein Nachschlagewerk. Machte uns der dritte Band des neuen Kerner-Hansen'schen „Pflanzenlebens" mit der Entwicklung der Pflanzenwelt im allgemeinen bekannt, so schildert Warburg, getreu den Aufgaben seiner Wissenschaft, der speziellen Botanik, auch die Entwicklung der einzelnen Pflanzenarten, weist ihre Stellung in der Geschichte der Pflanzenwelt nach und stellt nach Ermittlung ihrer gegenwärtigen und früheren Verbreitungsgebiete fest, ob ihre Entwicklung sich in aufsteigender oder absteigender Linie bewegt. Da er seinen ungeheuren Stoff in der heute wissenschaftlich einzig möglichen Weise nach dem natürlichen System ordnet, das ein Abbild der natürlichen Entwicklung der Pflanzenwelt darstellt, so wird sein Werk ganz von selbst zu einer Geschichte dieser Entwicklung, die nicht nur die gegenwärtig lebenden Endglieder des großen Stammbaumes, sondern auch die aus fossilen Funden uns bekannten, ausgestorbenen Pflanzenarten berücksichtigt. So werden die einzelnen Pflanzen von allen Seiten her dem Verständnis des Lesers nahe gebracht, und er lernt sie als vollwertige Glieder einer großen Gesamtheit kennen, die doch selbst wieder eine Welt im Kleinen bilden. Dazu kommt noch, daß das Werk glänzend und fesselnd geschrieben ist, so daß es imstande ist, auch bei denen Interesse zu erwecken, die sonst mit Botanik herzlich wenig zu tun haben. Leider ist von dem vorzüglichen Werk, das einzig in der botanischen Literatur dasteht, erst ein Band erschienen, und da Professor Warburg gegenwärtig dem Vaterlande mit der Waffe dient, ist kaum damit zu rechnen, daß die anderen beiden Bände bald folgen werden. Es wird bei Erscheinen des zweiten Bandes und nach Abschluß des ganzen Werkes Gelegenheit sein, eingehend und abschließend auf das Werk hinzuweisen. Hoffen wir, daß es in Kürze geschehen könne.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann.

Bevölkerungsprobleme.

Der Krieg hat auf dem Gebiet der Bevölkerungsprobleme ebenso wie auf anderen Gebieten insofern umstimmend gewirkt, als durch die Verluste an Menschenleben eine Verschiebung der Bevölkerungszahlen eingetreten ist. Wie weit diese Verluste die einzelnen Völker treffen, läßt sich zwar zahlenmäßig noch nicht angeben, doch ist bei allen Völkern darauf hinzuweisen, daß gerade die Zahl der in den besten Mannesjahren

stehenden männlichen Bevölkerung davon betroffen ist. Wie diese Verluste nach dem Kriege zu ersetzen sind, ist eine Frage, die den Volkswirtschaftler ebenso interessiert, wie den Arzt und Hygieniker.

In Frankreich hat der dort planmäßig betriebene Geburtenrückgang dahin geführt, daß körperlich und geistig minderwertige Elemente in die Armee eingereiht worden sind. Ganz besonders gilt dies von den Tuberkulösen, und die alte Villaretsche Statistik ist richtig, daß in Deutschland in dieser Beziehung viel günstigere Verhältnisse herrschen. Das Schrecknis des drohenden Geburtenrückgangs hat aber in den letzten Jahrzehnten auch bei uns angefangen, eine verhängnisvolle Gestalt anzunehmen. Der Geburtenrückgang ist, wie sicher feststeht, bei uns lediglich ein gewollter und nicht etwa eine Folge der Entartung der deutschen Rasse. Daß dies der Fall ist, geht daraus hervor, daß anderweitige Entartungserscheinungen nicht bekannt sind. Ganz besonders hatte die Zahl der Tauglichen in den letzten Jahrzehnten nicht abgenommen, und die Aushebung zum Heere ist bei uns — systematisch seit 100 Jahren betrieben — stets eine Kritik der Volksgesundheit gewesen. Da nicht in allen Staaten die Wehrpflicht Gesetzgebung ist, so lassen sich internationale Vergleiche der Tauglichen zahlenmäßig nicht geben. Wäre der Geburtenrückgang eine Folge einer allgemeinen Volksentartung, so wäre die Zahl der Tauglichen bei uns gesunken. Diese ist an sich nicht erheblich groß und beträgt nur etwa 50 v. H. aller zur Musterung Verpflichteten. Die Frage, ob die Industrie oder die Landwirtschaft den größten Teil der Tauglichen stellt, ist strittig.

Es ist die dringende Sorge aller Volksfreunde, dafür zu sorgen, daß auch nach dem Kriege der Nachwuchs gesichert ist. Von verschiedenen Seiten ist darauf aufmerksam gemacht worden, so von Bornträger, Värting, Peters u. a. Man hat darin ein Heilmittel gefunden, daß man bestrebt ist, die Heiratsmöglichkeiten zu erleichtern, Frühheiraten zu ermöglichen und für die Erhaltung des Nachwuchses alles zu tun, was ihn hebt und hält. Deshalb sind die Bestrebungen der Säuglingsfürsorge, der Schulgesundheitspflege, der Sorge für die schulentlassene Jugend und die Maßnahmen zur Erzielung der Wehrhaftigkeit von wesentlicher Bedeutung. Schon vor dem Kriege haben namhafte Hygieniker darauf hingewiesen, daß es in erster Linie darauf ankommt, die körperliche Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Alle Maßnahmen, welche die Ertüchtigung der männlichen und weiblichen Jugend im Auge haben, und wie sie besonders die Gesellschaft für Volks- und Jugendspiele festsetzte, sind geeignet, die Erhaltung der Volkskräfte zu gewährleisten und die körperliche Tüchtigkeit mit der Pflege des Geistes zu verbinden. Der deutsche Verein für Volkshygiene, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt und ähnliche Gesellschaften sind nicht müde geworden, in Wort und Schrift darauf hinzuweisen, und schon hat die Bekämpfung der Tuberkulose Fortschritte gemacht. Auch dem Alkoholismus gegenüber sind in breiten Volksschichten die wichtigen Beziehungen erörtert worden, welche zwischen beiden bestehen. Die Vogel-Strauß-Politik gegenüber den Geschlechtskrankheiten ist in der jüngsten Zeit Erwägungen gewichen, die mit Recht den Schleier von diesem angeblich heiklen Gebiet abziehen. Wir wissen, daß durch die Kriege von jeher die Zahl der Geschlechtskrankheiten vermehrt worden ist. Auch für diesen Krieg sind erschreckend hohe Zahlen berichtet. Die Erfahrungen, die bei unseren im Felde stehenden Heeren gemacht worden sind, haben die Erörterung dieser Frage in den Mittelpunkt gestellt. Es unterliegt

gar keinem Zweifel, daß ein Teil der mit Geschlechtskrankheiten behafteten Soldaten nach der Demobilisierung ununtersucht oder nicht genügend untersucht in die Heimat gelangt, wenn auch natürlich Vorsorge getroffen ist, daß niemand ohne Untersuchung entlaßbar ist. Aber diese Maßnahme läßt sich bei der Massenhaftigkeit der Heere wieder vielleicht nicht so durchführen, als es wünschenswert ist. Es wird daher nicht ausbleiben, daß Geschlechtskrankheiten in das Heimatgebiet übertragen werden und so auch die Familien daheim gefährden. Die großen Unterschiede in der Zahl der Erkrankten werden zwar zu verschiedenen Maßnahmen führen, aber allgemein läßt sich sagen, daß die Tatsache selbst für die Volksgesundheit bedrohlich ist. Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat schon Erhebliches geleistet, um diese Krankheiten einzudämmen, und sie hat es auch während des Krieges nicht an segensreicher Arbeit fehlen lassen. Zweifellos hat die Gesellschaft den weitesten Kreisen klar gemacht, daß es sich hier um eine Frage handelt voll furchtbaren Ernstes. Es ist erreicht worden, daß es mit der früher herrschenden Ansicht vorbei ist, man dürfe über diese Dinge nicht sprechen. Es ist hier gleichgültig, welcher Anschauung man in Bezug auf diese Punkte huldigt, und ob die einen für Abschaffung und Aufhebung jeglicher Prostitution aus religiösen und sittlichen Gründen sind, oder ob man die Prostitution als solche für eins der notwendigen Uebel hält: vor der Tatsache des Wachsens der Zahl der Geschlechtskranken könnte jede Erörterung über die Ursache verstummen. Mag man sich zum Sittlichkeitsprinzip stellen, wie man will, mag man Anhänger der sogen. doppelten Moral sein, die beiden Flügel der verschiedenen Gruppen werden der Ansicht sein, daß hier ein Zusammenarbeiten stattfinden muß. Ob man die Wohnungsverhältnisse und die Lohnverhältnisse als Ursache der Prostitution ansieht, oder ob man sie auf einen Mangel an Sittlichkeit zurückführt, kommt hier nicht in Betracht, und die Pflicht, die Ordnung und die Organisation verlangt hier Maßnahmen in Betrieb zu setzen, welche die Herabsetzung der Zahl der Geschlechtskranken verbürgen. Neben der Aufklärung in diesen Dingen, die zweifellos Erfolge haben wird und die von geistlicher, ärztlicher und nationalökonomischer Seite betrieben worden ist, wird es sich wesentlich darum handeln, daß der Erkrankte möglichst bald geheilt wird und daß die Heilung des Erkrankten in sachgemäße Hände fällt, nicht in die Hände von Kurpfuschern oder Naturheilern. Wenn die Generalkommandos erfreulicherweise schon stellenweise durchgesetzt haben, daß die Behandlung durch letztere nicht statthaben darf, daß jeder Geschlechtskranke ohne weiteres verpflichtet wird, sich in ärztliche Behandlung zu begeben, wie ein Generalkommando bereits verlangt hat, so steht doch eine gesetzliche Regelung noch aus. Auch das Verbot der Mittel zur Empfängnisverhütung besteht noch nicht gesetzlich. Bis zur gesetzlichen Regelung dieser für die Volksgesundheit so äußerst wichtigen Frage müssen andere Mittel angewandt werden, wie bei dem Kampf gegen die Tuberkulose und andere Volkskrankheiten. Man hat in Verbindung mit den Landesversicherungsanstalten und den Krankenkassen Fürsorge- und Beratungsstellen eingerichtet. Diese Stellen würden zunächst von denen zu benutzen sein, die den Krankenkassen angehören, das sind ungefähr zehn Millionen. Die Aerzteorganisationen sind der Ansicht, daß die Beratungsstellen nicht die Behandlung der Erkrankten übernehmen, sondern, wie bei den anderen Organisationen, lediglich Rat erteilen. Diese Stellen müßten aber jedem offen stehen, der nicht von vornherein sich der

Privatbehandlung seiner Krankheit unterzieht. Daß die Lösung der Bevölkerungsprobleme nicht lediglich von der medizinischen Seite zu erfolgen hat, sondern daß auch die ethische und soziale Seite von Wichtigkeit ist, liegt auf der Hand.

Der verdienstvolle Hygieniker Sonderegger sagt in seinen „Vorposten der Gesundheitspflege", einem Buch, dessen Lesung nicht genug empfohlen werden kann, daß die göttliche Macht uns keineswegs die Gesundheit als ein fertiges Almosen in den Schoß wirft. Wie jedes Gut, selbst das der Religion und Sittlichkeit, und wie irdischer Besitz und Macht nur durch Kampf errungen werden können, so steht es auch mit der Gesundheit. Der alte Satz:

„Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß"

gilt aber auf keinem Gebiete mehr als auf dem persönlicher Hygiene. Was aber vom einzelnen gilt, gilt auch vom ganzen Volke, ja, gilt von allen Völkern. Wenn wir auf dem Standpunkte stehen, daß nach dem Kriege das deutsche Volk sich dauernder Errungenschaften des Sieges erfreuen soll, wenn wirklich an deutschem Wesen die Welt genesen soll, so gehört zum deutschen Wesen auch die Volksgesundheit. Erst der Krieg hat uns gezeigt, wie wertvoll dieses Gut ist, und wie die Lücken, die er gerissen hat, bald ausgefüllt werden müssen. Das kostet Arbeit am Volkskörper nach allen Richtungen hin, die religiösen und sittlichen Motive sind nicht gering anzuschlagen. In Verbindung mit ihnen wirken alle hygienischen Maßnahmen zur Lösung der in Rede stehenden Bevölkerungsprobleme, die wir nur in kurzen Strichen andeuten konnten. Aber das Nachdenken über diese Fragen führt zweifellos zu der Erkenntnis, daß ohne ernsthafte Arbeit auf dem Gebiete nichts zu erreichen ist, und daß das Sichgehenlassen nicht nur zu einer Verschlechterung der Lage führt, sondern ernste Gefahren zur Folge hat. Diesen Gefahren wirksam zu begegnen ist die Aufgabe aller derer, die es mit dem Volke gut meinen, gleichgültig, zu welchen Anschauungen sie sich sonst bekennen. Denn das sind keine Parteifragen, sondern Volksfragen, und die Einigkeit auf diesem wichtigen Gebiete muß zu erreichen sein.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Juli 1916.

Inhalt.

EmeöeuOeMmatWM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertachtun dfünfzigsterVand
40. Jahrgang : 1916 : Juli - September
Schlefische Buchdmckerei,^^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laend er, A.»G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Chnstiania Konstantinopel
«.«. Fritz«, Udr»Irl« ««f»I«. 2««»d Vybwad «uchhdlg. Int«n«ll, «uchhandl, Ott» «l«ll.
lil» dl« Vl»«ln^n In Schwede» uxd »n D»»«m«r»: ««»»« «I>«. N»Nn« N«chf»Iae», ««prnh«««».
<»l dl« Schweiz: «lade«. «»!l,u. ». »uchhandlun» Her«. V«»»< Zürich I.
«eneroloertlttung flli tz»IIand: l».V» v«n«t»<lu« und «,l>», Haa«» «uUenhofll«.

Inhalt des 158. Bandes:
Juli / August / September 1916
',, i) N IVIII< ^ 1 T' v ^
S«ite

^ >

Seite

Seölcnte:

llunlllctillu:

LUäbelgllben:

Schleiche Buchdruckerei v. S. Schottlomder, Breslau.

i^^
>
Â»
^^ M M
WldniÂ» und eigenhÃ¤ndige Unterschrift des tÃ¼ikischen MinisterÂ» deÂ« Innern
Talaat Ney.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Unsere türkischen Freunde.

Das Aprilheft von „Nord und Süd" war vorzugsweise der „neuen Türkei" gewidmet. Ich schilderte meine Eindrücke in Konstantinopel anläßlich meiner Fahrt mit dem ersten Balkanzug, die für alle Teilnehmer dieser denkwürdigen Reise ein geschichtliches Erlebnis wurde, das sich zum unentwindbaren geistigen Besitz verdichtet hat. Die Logik der Geschichte feierte Triumphe. Und wenn Taine einmal die Logik als „lebende Geometrie" anspricht, so empfanden wir Zugs-teilnehmet dieses welthistorische Ereignis als „lebende Geschichte". Meine Unter-redungen mit dem Prinzen Medjid, dem Minister des Inneren, Talaat Bey, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Widmung an mich das vorliegende deutsch»türkische Sonderheft schmückt, dem Minister des Äußeren, Halil B e >,, und dem Scheich ülIslam sind im Aprilheft niedergelegt. Daran schlossen sich Arbeiten von Professor Martin Hartmann, dem Scheich Prof. Abd»el Aziz Schauisch über türkisch»ätzyptische Fragen, und von Dr. P. Martell „Über den Koran". Inzwischen hat sich der Besuch der deutschen Parlamentarier in Kon» stantinopel (Ende April) und der Gegenbesuch der türkischen Parlamentarier in Berlin (Ende Mai) vollzogen. Wie wir nun unser Iuniheft, den Gepflogenheiten unserer Zeitschrift entsprechend, zu einer deutsch-bulgarischen Nummer ausgestaltet haben, die von der deutsch»bulgarischen Gesellschaft allen Teilnehmern und den politisch orientierten Kreisen zugänglich gemacht worden ist, so haben wir das jetzige Heft im Einverständnis mit,den in Betracht kommenden Instanzen zu einem deutsch»türkischen Sonderheft ausgebaut. Die cli»^etll mßmdra der Wechsel» reden, die in den Tagesblättern leicht auseinanderfallen, haben wir zusammen» gefügt und zu einem organischen Ganzen verbunden. Wenn auch Tausend Blitze noch keine Sonne ausmachen, so lassen sich doch Hundert Blumen, auch Rede-blumen, zu einem Strauß winden. Und gerade diese Einheit ist die Endabsicht unserer gegenwärtigen Sondernummer. Was in alle Winde zu zerflattern droht, soll hier als Dokument von weltgeschichtlichem Zuschnitt durch einen Einheitsband fest zusammengefügt werden. Das W. T. B. hat mir seine Berichte bereitwillig zur Verfügung gestellt, wofür ich an dieser Stelle meinen Dank ausspreche. Wo uns die Redner selbst ihre Manuskripte zur Veröffentlichung in „Nord und Süd"

übergaben, habe ich dies ausdrücklich vermerkt. Da die Tageszeitungen aus Raum» mangel meist nur kurze Auszüge aus den vielfach bedeutsamen Reden brachten, so dürfte eine von den Rednern durchgesehene Sammlung ihrer Ansprachen in unver» kürzten» Tert an dieser Stelle doppelt willkommen sein. Handelt es sich doch um eine dokumentarische Sammlung aller deutsch-türkischen Kundgebungen, die den Mitlebenden ein wertvolles Angebinde und den Rednern selbst ein bleibendes Gedenken, den späteren Geschichtsschreibern aber eine übersichtliche Zusammen» fassung historisch bedeutsamer Offenbarungen darbieten dürfte.

Diesem deutsch»türkischen Heft schicke ich einige Unterredungen voraus, die ich mit führenden Persönlichkeiten der neuen Türkei hatte. Ich beginne mit einer Schilderung meiner Eindrücke im Komitee „Einheit und Fortschritt". Dr. Nasim Ben, ein führendes Mitglied des sagenumwobenen Komitees „Einheit und Fortschritt", das von den Türken selbst als Inbegriff politischer Geheimmacht hingestellt wird, sagte mir in Berlin: „Wenn Sie nach Konstantinopel kommen, dann stehen Ihnen die Türen des Komitees offen!" Dr. Nasim hat, wie von einem Türken zu erwarten ist, Wort gehalten. Als ich mit dem ersten Balkanzug nach Konstantinopel fuhr, begrüßte mich bereits auf der Station vor Konstan» tinopel der Generalsekretär des Komitees, MithadSchükriBey, und über» brachte mir die wiederholte Einladung Dr. Nasim Beys, der ich am ersten Tage meines Konstantinopeler Aufenthalts Folge leistete.

Die puritanische Einfachheit des Sitzes des allmächtigen Komitees hat mich geradezu verblüfft. Man ist von Konstantinopel her an solche Märchenpracht gewöhnt. Die Türken halten so sehr auf Repräsentation, daß man auch im Komitee, dem die meisten aktiven Minister als Mitglieder angehören, zum min» desten ein wohnliches Heim erwarten konnte. Statt dessen gewollte strengste Ein» fachheit. Keine Teppiche, keine belegte Treppe, ein paar Stühle, nur Schreibtische, das ist alles, was jener dürftig eingerichtete Raum in sich barg, von welchem aus die mächtig emporstrebende jüngere Türkei ihre Weisungen empfängt.

„Wie haben Sie es eingerichtet," so fragte ich, „daß Sie ungeachtet aller Widerstände und Fährlichkeiten in einer Welt von Feinden wieder ans Ruder gelangten?"

„Was uns aufrecht erhielt inmitten aller Verfolgung und heimtückischer Niedertracht, das war der Mut zur jungtürkischen Gegenwart und die unbedingte Zuversicht auf die Wiederbelebung einer neu erstandenen türkischen Nation. Nicht einen Augenblick haben wir den Mut verloren."

„Worauf gründen Sie," fuhr ich fort, „die Hoffnung auf eine nationale Türkei, die erst von gestern ist? Denn das zusammenhaltende Band der osma» nischen Welt war bisher dieReligion, und nicht der Nationalbegriff, der für die Türkei erst jüngeren Datums ist. Worauf stützen Sie Ihre Zuversicht, daß Sie die theokratisch fundierte Türkei nationalisieren werden? Fürchten Sie

keinen Zusammenstoß zwischen dem alten Religionsbegriff und dem neue«
Nationalbegriff?"
„Nein," antwortete mir ein anderes führendes Mitglied des Komitees, „denn
wir schonen die religiösen Begriffe, ohne ihnen aber jenen zwingenden und über»
wiiltigenden Einfluß einzuräumen, den sie bisher auf unser staatliches Leben aus»
geübt haben. Wir haben von den anderen Nationen gelernt, daß grundstürzende
Reformen, die über Nacht eingeführt werden, den Tag nicht überleben. Wie die
Natur keine Sprünge macht, so auch die Geschichte. Wir gehen deshalb behutsam
Schritt für Schritt vor und werden allmählich eine saubere Scheidung zwischen
dem rein kirchlichen und rein weltlichen Element des Staates vornehmen."
„Trauen Sie," so warf ich ein, „der türkischen Nation soviel Iugendfrische
und Lebenskraft zu, daß sie diesen Wiederbelebungsprozeß überdauert? Aus
welchen Quellen saugen Sie die Säfte, die zu einer solchen grundlegenden Über»
führung eines jahrhundertelang theokratischen Staates in einen künftigen
modernen Rechtsstaat befcilhigen?"
„Wir haben," so sagte ein medizinisches Mitglied des Komitees, „die jung»
fräuliche Unverbrauchtheit unserer Rasse. Die Familien sind rein geblieben.
Während des ganzen Krieges habe ich nur zwei Fälle von Irrsinn unter Türken
feststellen können, während ich früher in meiner Pariser Studienzeit Tausende und
Abertausende von Fällen, die meist auf Alkohol und venerische Krankheiten zurück»
gehen, behandelt habe."
„Wenn Ihre Rasse so unversehrt geblieben ist, woher kommt es, daß die
Bevölkerung der Türkei eine vergleichsweise so dünne ist? Auf meiner Herfahrt
durch türkisches Gebiet habe ich weite Strecken mit saftigem Humus beobachtet,
die förmlich danach schreien, von menschlicher Hand beackert zu werden. Warum
haben Sie nicht genug Hände, um diesen fruchtbaren Boden entsprechend auszu»
nützen? Bei uns finden Sie bei schlechterem Boden keinen Quadratkilometer
unbebauten Landes, während Sie doch hier Hunderte von Quadratkilometern
urbar machen könnten, wenn Sie nur fleißig schaffende Hände dazu hätten? Wie
steht es um Ihre Kindervermehrung? Wenn Ihre Rasse so rein ist, so müßte doch
dic Kinderzeugung einen ganz anderen Umfang annehmen, als dies statistisch offen»
bar der Fall ist?"
„Sie haben," sagte Dr. Nasim, der ebenfalls Arzt ist, „den Finger auf eine
offene Wunde gelegt. Aber Ihre Voraussetzung ist eine falsche. Di« Dünne der
Bevölkerung rührt nicht daher, daß die Kindererzeugung etwa nach westlichem
Zweikindersystem rückständig wäre, sondern daher, daß unsere hygienischen
Verhältnisse vollkommen unentwickelt sind. Die Kindersterblichkeit ist bei uns un»
verhÄltnismäßig größer als im Westen. Ferner ist unsere ganze Bevölkerung
ebenso unterernährt, wie der Westen im Durchschnitt meist überernährt ist. Unsere
meisten Familien haben im Durchschnitt sieben bis acht Kinder; aber Scharlach
und sonstige ansteckende Krankheiten raffen bei uns mehr als zwanzig Prozent der

Kinderschar in der frühesten Iugend dahin. Wenn unsere Komitees und die jetzige Regierung fortfahren, den Geist des Westens auf die neuerstandene türkische Nation einwirken zu lassen, so werden wir uns negativ vor den Untugenden des Westens bewahren, aber die Tugenden um so ausgiebiger nützen. Was wir an» streben, ist die goldene Mitte zwischen Über» und Unterernährung. Wir möchten gar nicht für unsere Bevölkerung eine solche Opulenz in Fettverbrauch und Fleisch- nahrung, wie sie der englische Arbeiter durchweg fordert und durchsetzt. Wir halten nach wie vor Genügsamkeit für die Stärke unserer Nation, zumal wir eine Krieger- kaste darstellen, die seit Iahrhunderten ständig im Felde liegt. Dazu sind Schmer» bäuche die denkbar ungünstigste Ausrüstung. Wenn wir erst Eure hygienischen Errungenschaften bei uns einbürgern und auf die ganze Bevölkerung wirken lassen, und wenn wir unserer zur Mäßigkeit neigenden Kriegerschar etwas mehr Nahrung zuführen können, als es bisher geschehen ist, dann stellt unsere Armee eine moralische und physische Kraft dar, mit der die Welt zu rechnen haben wird. Wer uns endgültig auf seiner Seite hat, der kann auf eine physisch und moralisch intakte Armee zählen, die ebenso leicht zu ernähren wie zu dirigieren ist. Laßt uns ein Vierteljahrhundert in ruhigem Tempo fortfahren, Eure westliche Kultur bei uns einzubürgern, dann werden es unsere Verbündeten nicht zu bereuen haben, daß sie sich im entscheidenden Augenblick des Weltkrieges uns angeschlossen haben."

Auf die wiederholten Besprechungen mit den Mitgliedern des jung»türkischen Komitees folgte eine Unterredung mit dem Großwesir, deren wesentlichen Inhalt ich wiedergebe.

Der Großwesir Prinz Said Halim Pascha verkörpert den Grundsatz der Über» lieferung. Ist er doch ein Enkel des großen Mehemed Ali, des Begründers der ägyptischen Kedivendynastie. Sein Vater Halim war der Bruder des Vizekönigs Ismail, der den Suezkanal eröffnet hat. Der große Reichtum des Großwesirs kommt seinem Ansehen in der Türkei nicht wenig zustatten. Sein persönliches Ein' kommen wird auf anderthalb Millionen Mark angegeben, während seine vor wenigen Monaten verstorbene Gattin, gleichfalls eine ägyptische Prinzessin, ihm und den beiden Kindern eine weitere Rente von 2 200 000 Mark hinterlassen hat. Die Prinzessin, eine wunderschöne Frau, ist vor wenigen Monaten plötzlich gestorben, seither führt der Großwesir ein völliges Einsiedlerleben. Seine ganze Liebe gehört seinen beiden Kindern. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß der Sohn des Großwesirs mit der Enkeliu des Sultans verlobt ist.

Die mannigfaltigen Beziehungen und dynastischen Verbindungen des Groß' wesirs kommen dem jungtürkischen Regime überall zugute. Die vornchme, zurück» haltende Natur des Großwesirs, der seine stärkste Stütze im Sultan hat, weiß überall dort vermittelnd einzugreifen, wo zwischen den neuen Forderungen des Tages und den alten Überlieferungen der Dynastie ein Spalt klafft, den es zu überbrücken gilt. Ungeachtet der kleinen Statur des Großwesirs, dessen Gesichts» züge den ägyptischen Typus nicht verleugnen können, lebt in ihm ein starker Wille,

den er mit Takt und Würde durchzusetzen vermag. Zwischen dem Ungestüm des Kriegsministers Enver Pascha und der großangelegten Natur des Ministers des Innern, Talaat Bei, hält der ausgeglichene Charakter des geborenen Grand» seigneurs die Mitte.
Prinz Said Halim Pascha war vor seiner Ernennung zum Großwesir niemals in diplomatischen Diensten oder politischen Missionen tätig, wenn er sich auch der iungtürkischen Bewegung angeschlossen hatte. Er verlebte vielmehr die Hälfte des Jahres auf seinen großen Gütern, die andere Hälfte auf seinem herrlichen Schlosse Ienikeui am Bosporus. Aber der Großwesir hat sich mit erstaunlicher Geschicklich- keit in seine leitende politische Stellung eingearbeitet. Er versteht seine Aufgabe als Vermittler zwischen der neuen Türkei, die sich als nationaler Staat ausbaut, und der Überlieferung, die auf den Grundsäulen eines theokratischen Absolutismus ruht, mit Glück und Geschick durchzuführen, sodaß beide Parteien ihm rückhalt- loses Vertrauen entgegenbringen.
Mit großer Genugtuung sagte er mir:
„Wir Türken sind heute einiger untereinander, als wir es selbst hoffen durften, jedenfalls viel mehr, als unseren Feinden lieb ist. Das neue Ver» fassungsleben hat ein modernes Staatsgebilde aus der Türkei geschaffen, das seine Stellung innerhalb der übrigen Kulturstaaten behaupten wird."
„In welcher Richtung, Hoheit," so fragte ich, „machen sich die Anzeichen einer inneren Umgestaltung der Türkei und einer äußeren Umbildung zu einem Verfassungsstaat fühlbar?"
„Halten Sie nur Umschau," erwiderte der Großwesir, „im heutigen Konstan» tinopel, und Sie werden es gegen die Eindrücke, die Sie zum erstenmal vor einem Vierteljahrhundert hier gewonnen haben, kaum wiedererkennen. Das Verfassungs» leben hat uns Ordnung auf allen staatlichen und Organisation auf allen technischen Gebieten beschieden. Seit der Aufhebung der Kapitulation atmen wir von dem Alpdruck der Iahrhunderte auf. Unser Schulsystem wird auf völlig neuen Grund» lagen errichtet werden, sodaß wir sie den europäischen angleichen. An unserer Universität werden Frauen zugelassen werden. Wohin Sie in Konstantinopel blicken, werden Sie den technischen Fortschritt beobachten können. Unsere Eisen» bahnen, unsere Straßenbahn, unsere elektrische Beleuchtung funktionieren im Kriege, aller Schwierigkeiten der Zufuhr ungeachtet, tadellos. Der Ausbau unseres Staatswesens nach außen und innen wird uns einen nationalen türkischen Staat bescheiden, der nicht bloß bündnisfähig ist, sondern auch in seiner Kraft» fülle sich neben seinen Verbündeten wird sehen lassen können."
Bei diesen letzten Worten wuchs die schlanke und zierliche Gestalt förmlich ins Große. Während der Großwesir zu Anfang unseres Gespräches jene Zurückhaltung beobachtete, die seinem Wesen gemäß ist, wurde er im Laufe des Gesprächs immer lebendiger und mitteilsamer. Das lebhafte Auge, das sich in ruhigen Augenblicken hinter den Wimpern zurückzuziehen sucht, blitzte vor Begeisterung, als er von den

künftigen Aufgaben des neutürkischen Staates zu sprechen begann. Die grad»
sinnige Art, die auch die radikalere Richtung innerhalb der jungtürkischen Partei
an ihm zu schätzen weiß, kam in der Bestimmtheit und Schlagkraft seiner Gedanken-
führung und Gedankenwiedergabe zum Ausdruck. Ungeachtet seiner französisch-
englischen Bildung macht er aus seiner offenen Sympathie für die
deutsche Kultur kein Hehl. „Ich bin ein Deutschenfreund," sagte er mir
lächelnd, „weil ich ein guter türkischer Patriot bin." Und aus seinem persönlichen
Erleben heraus kann er es England niemals verzeihen, wie es an Ägypten im all»
gemeinen und an seinem Vater im besonderen gesündigt hat.
Am Ende der Unterredung kamen wir auf die Organisation des türkischen
Preßbureaus zu sprechen. „Unsere Presse," so sagte der Großwesir, „hat von der
großen europäischen Presse, insbesondere der deutschen, noch vieles zu lernen. Wir
sind bestrebt, einen türkischen Iournalistenstand zu schaffen, der sich an Bildung
den Vertretern der europäischen Presse an die Seite wird stellen können. Natürlich
ist bei uns alles noch im Werden begriffen. Aber ich selbst erkenne die unschätzbare
Wichtigkeit einer großzügig geleiteten Presse. Die großen Schriftsteller sind in
meinen Augen eine wertvolle, ja, unentbehrliche Ergänzung unserer Diplomatie.
Deshalb müssen nach meiner vollen Überzeugung Diplomatie und große Presse ein-
ander verständnisvoll in die Hände arbeiten, damit die nationalen Ideale durch
gemeinsames Zusammenwirken nicht bloß erstrebt, sondern auch erreicht werden!"
Während des Gegenbesuches der türkischen Parlamentarier in Berlin, deren
Ansprachen hier folgen, hatte ich Gelegenheit einzelnen Veranstaltungen anzu»
wohnen und die in Konstantinopel angeknüpften Bekanntschaften in Berlin
zu erneuern und zu vertiefen. Es war mir vergönnt, den letzten Abend des
Berliner Aufenthaltes mit den Führern der türkischen Parlamentsgruppe, dem
Vizepräsidenten der türkischen Kammer, Hussein Dschahid, und seinem
Abgeordneten»Kollegen von Konstantinopel, Selah Bey Djimdjoz, im
engen Freundeskreise zu verleben. Den Gegenstand unserer mehrstündigen
Gespräche bildeten natürlich die Eindrücke, die unsere türkischen Gäste davon-
getragen haben. Der Abschied von Berlin wurde der Deputation ungemein schwer.
Selbst der Ausflug nach Potsdam, der unter den denkbar ungünstigsten
WitterungsverlMnifsen stattfand, hinterließ durch die Herzlichkeit des dortigen
Empfanges ein dankbares und freudiges Gedenken.
Der Führer der parlamentarischen Gruppe, Hussein Dschahid, war
ebensowenig zum erstenmal in Berlin wie sein Abgeordneter»Kollege SelahBey
Djimdjoz, der schon zum fünften Male Berlin seinen Besuch abstattet. Aber
die augenblickliche politische Konstellation war eine derartig günstige, daß alle
früheren Erinnerungen neben den jetzt gesammelten Erfahrungen zurücktraten und
verblaßten. Hussein Dschahid war schon anläßlich eines früheren Besuches in
Kiel dem Kaiser vorgestellt worden; der diesmalige Empfang der Deputation
seitens des Kaisers, der sich in dreiviertelstündiger Unterhaltung mit allen Mit»

gliedern der Deputation und insbesondere mit Hussein Dschahid über die mannig-
fachsten Gegenstände verbreitete, hat sich allen Teilnehmern tief eingegraben. Un»
geachtet jener kühlen Reserviertheit, die dem türkischen Wesen gemäß ist, ergoß
sich ein Strom von Lobeshymnen über die warmherzigen Empfänge seitens der
Deutsch»Asiatischen Gesellschaft und des Reichstages, den Besuch im Reichskanzler»
palais und den Empfang bei Hofe, den Empfang als Gäste des Reichstags»
präsidenten Dr. Kaempf und der Deutsch-Türkischen Gesellschaft im Hotel Kaiser»
hof, endlich über das feierliche Abschiedessen beim Botschafter Hakki Pascha.
„Wir sind," so sagte mir Selah Bey Djimdjoz, der Abgeordnete von Kon»
stantinopel, der an sehr bemerkter Stelle eine glänzende Rede aus dem Stegreif
hielt, „auf Herzenstöne gestoßen, die an Wärme nicht leicht überboten werden
können. Wir haben ja alle eine französische Bildung genossen, und wir kennen
die Höflichkeit der Franzosen, zumal dann, wenn sie bemüht sind, jemanden freund»
lich für sich zn stimmen. Aber wir Türken sind doch skeptisch und kritisch gegen»
über äußerlichen Freundschaftsbezeugungen geworden. Die harte Schule der Ent»
täuschungen hat uns nachgerade gelehrt, den äußeren Firnis ebenso zu übersehen
wie auf das innere Wesen der Dinge zu achten. Die französische Artigkeit hält
keinen Vergleich aus mit der deutschen Herzlichkeit. Bei den Franzosen herrscht
der kühle Verstand, bei den Deutschen das warme Gemüt vor. Die Höflichkeit der
Franzosen entspringt in der Regel einer kalten Berechnung, die Wärme der
Deutschen einer ehrlichen Überzeugung. Wir Türken wissen den Grad der inneren
Neigung, die uns hier aus allen Schichten der Bevölkerung entgegengetreten ist,
um so höher einzuschätzen, als wir durch die französische Bildung daran gewöhnt
waren, in Deutschland eine kühlere Zone der Empfindung zu erwarten. Um so
freudiger waren wir allesamt bewegt, als wir einer förmlichen Skala von
Gefühlen in aufsteigender Linie des Wärmegrades begegneten. Wir werden
zu Hause berichten, daß die zurückhaltenden Deutschen infolge unserer Waffen»
brüderschaft und des gemeinsam vergossenen Blutes so aus sich herausgegangen
sind, daß ihre Außerungsformen der Zuvorkommenheit gegen uns hinter den fran-
zösischen, die uns verwöhnt hatten, nicht zurückstanden. Nur waren wir beim
deutschen Händedruck nicht einen Augenblick im Zweifel, daß er e cht ist."
„Was uns besonders wohlgetan hat," warf Hussein Dschahid ein, „das war
das tiefe Verständnis, das man hier in allen Kreisen türkischer Art und Sitte ent»
gegengebracht hat. Erstaunlich war die Vertrautheit mit unseren jungen Einrich»
tungen und unseren vorwärtsstrebenden Reformen, die wir bei all jenen Kreisen
vorfanden, mit denen wir in Berührung getreten sind, insbesondere aber bei der
höchsten Stelle. Wir scheiden aus Berlin mit dem Gefühl, daß die Türkei für
Deutschland kein Märchenreich ist, sondern ein wissenschaftlich erforschtes Land,
das mit deutscher Organisation, deutschen Technikern, deutschem Kapital und
deutscher Unternehmungslust befruchtet werden wird. Der Austausch der parla»
mentarischen Besuche zwischen Konstantinopel und Berlin wird auf allen

Gebieten die erlesensten Früchte zeitigen. Unsere deutschen Kollegen haben sich in Konstantinopel davon überzeugt, daß zwar ein gesunder Nationalismus in der jüngeren Türkei steckt, nicht aber ein Chauvinismus, der deutscher Unternehmungs-lust unbequem werden könnte. Der Umstand, daß wir nicht nur 17 deutsche Professoren an unsere Hochschule berufen haben, sondern darauf und daran sind, in die verschiedenen Ministerien und Verwaltungsgebiete deutsche Unterstaats-sekretäre und Hilfsarbeiter heranzuziehen, beweist klärlich, daß wir uns der deutschen Auffassung von Verwaltung und Disziplin anzugleichen suchen; nur dürfen dabei die klimatischen Unterschiede nicht ausgeschaltet werden. Verort^ nungen, die sich für den Norden eignen, sind nicht ohne weiteres auf unsere süd-liche Bevölkerunug anwendbar. Länder mit langem Winter haben in Gesittung und Gehaben andere Vorbedingungen als solche mit langem Sommer. Aber wir Türken sind sehr anpassungsfähig. Wir werden aus den deutschen Einrichtungen soviel herübernehmen und auf türkische übertragen, als sich mit unserem Charakter und unserer Eigenart irgendwie vertragt. Es ist eine Frage des Taktes und der feinen Fingerspitzen, daß man berechtigte Empfindlichkeiten schont. Wir waren bisher sehr glücklich in der Wahl der uns von der deutschen Regierung empfohlenen Kandidaten. Die Professoren und die bisher ernannten Unterstaatssekretäre bewähren sich ausgezeichnet. In unserer Begleitung befindet sich der General-direktor des Mittelschulwesens in unserem Unterrichtsministerium M. Adi l, der das deutsche Schulwesen studieren soll, um das hier Geschaute und Gelernte auf Mittelschulen ebenso anzuwenden, wie wir es bereits mit unserer Universität gehalten haben. Natürlich läßt sich eine mehr als hundertjährige französische Überlieferung nicht über Nacht umstülpen; aber Ausdauer und Geduld werden dazu beitragen, mit Hilfe deutscher Kräfte aus der Türkei ein modernes Staats-wesen großen Stiles auszugestalten, das seinen weltgeschichtlichen Aufgaben völlig gewachsen ist. Was uns Tülken in Berlin am mächtigsten beeindruckt hat, das war die hier gewonnene Überzeugung, daß Ihr türkisches Wesen besser verstanden und tiefer erfaßt habt als Eure Rivalen. Sogar die türkische Literatur der Neu-zeit hat in Deutschland einen, tieferen Widerhall gefunden als irgendwo."

Ein geistreicher Zufall wollte es, daß mir unmittelbar vor dem Zusammensein im traulichen Kreise das Büchlein „Türkische Frauen" vom Delphin»Verlag in München übermittelt wurde. In diesem Büchlein fand ich eine reizvolle Novellette, betitelt „Gorüdschüler" von — Hussein Dschahid. Als ich ihm von diesem merk» würdigen Zusammentreffen sprach, bemerkte der Vizepräsident der türkischen Kammer, der bekanntlich den Tanin gegründet hat und einer der ersten Publizisten und Dichter der jungen Türkei ist, lachenden Mundes: „Das ist echt deutsch. Kaum ist unser Wunsch hingehaucht, und das literarische Tischlein deck' dich ist fertig. Daß meine Arbeiten in's Deutsche übertragen werden, freut mich ebenso herzlich, wie ich es lebhaft bedauere, die Übersetzung nicht nachprüfen zu können. Aber bei Eurer Gründlichkeit kann ich mich darauf verlassen, daß das bezeichnende

Wert unserer gemeinsamen italienischen Feinde diesmal keine Gültigkeit hat, triuluttore, trLöitore!"

Di« Besuche der deutschen Parlamentarier in Konstantinopel und der Gegenbesuch der türkischen Parlamentarier in Deutschland haben das Ergebnis gezeitigt, daß morgenländische und abendländische Kultur in enge Berührung traten. Die Spitzen der gesetzgebenden Körperschaften haben nicht bloß ihre politischen Ideen ausgetauscht, sondern auch ihre menschlichen Gefühle einander entgegengebracht. Aus dem Kennenlernen ist ein Verstehenlernen geworden. Unsere osmanischen Freunde, die auch in Essen, Bremen und Dresden bejubelt wurden, haben de» deutschen Boden mit dem Bewußtsein verlassen, daß man durch diese geschichtlich denkwürdigen Austausch»Besuche den entscheidenden Schritt vom Verstehenlernen zum Liebenlernen vollzogen hat.

Deutsche Parlamentarier in Konstantinopel.

Die deutschen Parlamentarier haben sich am 26. April in den Palast des Sultans begeben, wo sie durch die Kammerherren empfangen wurden und sich in eine besondere Besuchsliste einschrieben. Darauf haben sie den Präsidenten des Senates und der Kammer, dem deutschen Botschafter, dem Scheich ül Islam, den Ministern, dem Komitee für Einheit und Fortschritt und dem Bürgermeister von Konstantinopel ihren Besuch gemacht.

Hussein Dschahid Bei,
Vizepräsident der Kammer, hat im Pera»Palast ein Mahl zu Ehren der deutschen Abgeordneten gegeben, wobei er folgende Rede hielt:

Vor fünf Iahren reiste ein Studienausschuß, dem ich angehörte, nach Deutschland. Zurückgekehrt, habe ich meine damaligen Eindrücke im „Tanin" folgendermaßen zusammengefaßt: Wenn die ganze Zivilisation vernichtet würde und wenn auf Erden nur Deutschland übrig bliebe, so würde die Zivilisation aus diesem Lande heraus wiedererstehen können, ohne etwas von ihrem Glanze zu verlieren. Tatsächlich bringt Deutschland heute trotz der engen Absperrung, in welcher seine furchtbaren Feinde es eingeschlossen halten wollen, es nicht nur fertig, sich mittels seiner eigenen Hilfsquellen selbst zu genügen, sondern noch seinen Verbündeten Hilfe zu leisten und außerdem auf allen Schlachtfeldern seine Gegner zu schlagen. Die Mitglieder jenes Studienausschusses, welche, wenn auch nur mit einem flüchtigen Überblick, eine Vorstellung von der deutschen Organisation des öffent» lichen Unterrichts und in bezug auf Militärwesen und Industrie haben gewinnen

können, sind nicht erstaunt, daß die Größe und Kraft Deutschlands sich vor den Augen der ganzen Welt bei Gelegenheit dieses blutigen Krieges bestätigt haben. Sie haben dies übrigens von Deutschland erwartet. Zugleich ist ihre Freude größer als je, da sie sehen, daß die während jener Reise geäußerten Wünsche auf Befestigung der damals schon bestehenden Freundschaftsbande zwischen den beiden Ländern sich heute in der Form eines engen Bündnisses und treuer Waffenbrüder» schaft erfüllt haben. Wir danken den Herren Abgeordneten für ihren glückverheißen- den Besuch, welcher dazu beitragen wird, dieser Freundschaft und diesem Bündnis eine feste Form zu geben.

Landtagsabgeordneter Otto zollte in seiner Erwiderung dem Heldenmut der türkischen Truppen Lob und sprach den Wunsch nach Erhaltung der historischen Bande zwischen der Türkei und Deutschland aus.

Kammerpräsident Hadschi Adil Bei

hat ein Mahl im Cercle de l'Orient gegeben und dabei folgende Ansprache gehalten:

Hochverehrte Herren Abgeordneten!

Zu Beginn meiner Rede möchte ich Ihnen und den hohen Körperschaften, die Sie vertreten, meinen herzlichen Dank aussprechen, daß Sie uns Gelegenheit geben, mit Ihnen unser künftiges gemeinsames Leben zu besprechen, das wir Hand in Hand mit Ihnen auf dem Wege führen werden, den unsere tapferen Armeen uns auf dem Felde der Ehre in heldenhaftem Kampfe für unsere gemein» samen heiligen Ziele mit ihrem Blute geöffnet haben. Ich hoffe, daß solche Zu- sammenkünfte und Besprechungen sich künftig noch oft wiederholen werden, und daß ihnen unsere gemeinschaftliche Arbeit folgen wird, eine Arbeit zu dem Ziele, daß unsere beiden großen Nationen im Rahmen des herzlichen Bündnisses, das durch das vergossene Blut der unschuldigen Opfer dieses Krieges gefestigt worden ist, in der Kulturwelt künftighin die Stellung einnehmen, die ihrer glÄnzenden Geschichte und dem Adel ihres Volkstums entspricht. Ich bin überzeugt, daß ich mit diesen Worten nicht nur den Gefühlen der anwesenden Kollegen, sondern auch den Empfindungen meiner Nation Ausdruck gebe, die genau weiß, eine wie große Wertschätzung und Liebe sie seit langem im deutschen Volke genießt. Der Türke liebt den Deutschen und in diese Liebe mischt sich keine Furcht und kein Bedenken, denn wir kennen Deutschlands Standpunkt in bezug auf unser Volk und Land. Deutschland hat uns nie getäuscht und nie, auch nicht in der Zeit, als es noch keine Verfassung und keine nationale Kontrolle gab, eine unser Leben und unser Dasein gefährdende Politik getrieben, indem es eine sogenannte Einflußzone für sich in Anspruch genommen hätte. Die klägliche, heuchlerische Politik der Entente, die so lebhaft beklagt, uns heute auf der Seite Deutschlands zu sehen, ist selbstver»

ständlich außerstande, politische Beziehungen, die auf der Achtung gegenseitiger Rechte und Pflichten beruhen, überhaupt zu würdigen. Ihren heuchlerischen Be» strebungen zum Trotze, die darauf abzielen, die ganze Welt zu täuschen, erfüllt uns alle die feste Zuversicht, die auf die Gerechtigkeit unserer Sache gestützt ist, daß wir unter dem Schutze der göttlichen Gerechtigkeit einem endgültigen Siege entgegen-gehen. Nach dem Friedensschlusse werden wir mit unseren Verbündeten alle Fragen der künftigen Wohlfahrt und Weiterentwicklung unserer Nationen gemein-sam erledigen und der ganzen Welt dadurch vor Augen führen, daß die Eristenz und ein politisches Bündnis mehrerer Nationen nicht durch Heuchelei, Hinterlist und Arroganz, sondern durch Herzlichkeit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit gesichert werden kann, wie unser Bündnis es schon heute beweist. Ich schließe mit dem Wunsche: Unsere beiden großen, edlen Nationen, unsere mächtigen Herrscher unserer beiden Kaiserreiche, wie auch der Deutsche Reichstag und das Preußische Abgeordnetenhaus leben hoch! Hoch! Hoch!

Major Ernst Wassermann, M. d. R.')

Ansprache am 25. April,t91v im Cercle de l'Orient, Konstantinopel.

Im Namen der deutschen Abgeordneten danke ich von ganzem Herzen für die warmen Worte der Begrüßung, die Ihr verehrter Herr Kammerpräsident an uns gerichtet hat, und füge hinzu den Ausdruck unseres freudigen Empfindens für den Empfang, den wir in dieser Stadt, der schönsten Hauptstadt der Welt, gefunden haben, und für die Freundlichkeit, die uns von allen Seiten entgegengebracht wird. Seien Sie gewiß, daß die Tage, die wir hier verleben dürfen, in unserem Gedächt-nis haften werden, in unseren Herzen unverwischbar eingeschrieben stehen. Gerne und mit freudiger Erwartung sind wir nach dem goldenen Horne gekommen. Der Zweck unseres Besuches ist, Ihnen, den Herren der türkischen Regierung und dem türkischen Parlament die Gefühle zum Ausdruck zu bringen, welche die Deutsche Volksvertretung für Sie beseelt. Wenn wir Deutschen an die Türkei und ihre Geschicke denken, so sind es zwei Namen, die sich in unseren Betrachtungen alsbald in den Vordergrund schieben. Es ist der Botschafter Freiherr von Marschall und der Generalfeldmarschall von der Goltz, die beide, lange Iahre bei Ihnen tätig, die Türkei und das osmanische Volk geliebt haben. Sie sind tot und ihr Verlust hat die Türkei und uns schwer getroffen. Der mir befreundete Botschafter von Marschall kam vor 20 Iahren zu Ihnen und mit seinem klaren Verstand erkannte er alsbald, welch reiche Kräfte in diesem Volke schlummern und wie es einer weisen Politik gelingen müsse, die Türkei einer großen Zukunft entgegenzuführen, und

*) Vom Abg. Nassennllnn für „Nord und Süd" durchgesehen und gutgeheißen.
Die Redaktion.

neben ihm und mit ihm der leider mitten im Weltkrieg heimgegangene Goltz, mit dem ich auf dem belgischen Kriegsschauplatz zusammen sein durfte, dessen heißes Bemühen Ihrer Armee galt und der noch vor seinem Tode erleben durfte, wie tapfer die türkische Armee, der er angehörte, sich gegen eine mächtige Koalition »on Feinden schlug und den Sieg errang, der als greiser Feldherr noch hinaus zog nach Mesopotamien, um dort mitzuhelfen, dem englischen Vormarsch Halt zu gebieten. Diese beiden Männer, die jede Gelegenheit benutzten, um ihrem warmen Empfinden für die Osmanen Ausdruck zu geben, und denen Sie Vertrauen und liebe entgegenbrachten, haben das Verständnis des Deutschen Volkes für türkische Art mächtig gefördert, und ihre Überzeugung, daß eine starke Türkei eine politische Notwendigkeit für die Welt und für die Friedenserhaltung ist, ist heute Gemein» gut des Deutschen Volkes geworden. Als dann die große Umwälzung kam, von der Marschall, mein engerer Landsmann, — wir beide sind Badner —, des öfteren mit mir sprach, da war er es, der in einer für ihn schwierigen Zeit die hohe kultu- relle Bedeutung dieser türkischen Volksbewegung richtig einschätzte, ihren Segen für die Aufwärtsentwicklung der Türkei erkannte und der neuen Zukunft des Landes Hand in Hand mit den neuen Männern, die an der Spitze dieser Bewe» gung standen, seine starken Kräfte lieh. Nicht im Frieden war es ihnen vergönnt, ihre Reformen durchzuführen. Krieg über Krieg ist über dies friedliche Land gekommen, bis dieser furchtbare Krieg die Türkei in richtiger Erkenntnis ihrer Interessen an unsere Seite führte. Nun kämpfen wir beide gegen den gemein- samen Feind, gegen das unersÄttliche Rußland, welches seine Blicke begierig auf Konstantinopel wirft, und gegen das ihm verbündete verblendete England, welches zum Helfershelfer für die türkenfeindlichen Pläne der Moskowiter geworden ist.
Das Deutsche Volk ist voll Bewunderung für die türkische Armee und ihre Führer, für den tapferen und energischen Enver Pascha, und wir sind stolz darauf, daß wir Schulter an Schulter mit den todesmutigen türkischen Soldaten bei Gallipoli standen, bis es gelang, den Feind zu verjagen und die Dardanellen zu säubern. Wir hoffen und sind überzeugt, daß auch in Asien die Türkei ihren Mann stellen und den Sieg gegen ihre Feinde erringen wird. Wir aber im Deutschen Reichstage wollen mit Ihren hervorragenden Vertretern im türkischen Parlamente im Völker- kampf Schulter an Schulter stehen. Wir wollen, die beiden großen Nationen ver» eint, mit Achtung gebietender, überlegener Kraft für die menschliche Kultur und ihre Weiterentwicklung und für das Wohlergehen unserer Völker wirken und schaffen. Wir wollen durchhalten treu zusammen bis zu dem Tage, der uns den endgültigen Sieg und der Welt den Frieden wieder bringt. Von diesen Gefühlen für Sie und für Ihr schönes Vaterland, dem wir eine glänzende Entwicklung wünschen und prophezeien, getragen, sind wir hier erschienen, die Vorsitzenden der großen Fraktionen des Deutschen Reichstags, und wenn unser Besuch sich fruchtbar erweist für die gemeinsamen Gedanken, die uns beseelen, so werden wir' beglückt sein. Bald hoffen wir die türkischen Herren Kollegen in Berlin zu sehen und dort

ihre reiche Gastfreundschaft zu erwidern und ihnen zu zeigen, daß das Deutsche Volk
einig mit uns ist, in der Liebe für unseren osmanischen Bundesgenossen.
Nochmals unseren herzlichsten Dank für Ihren warmherzigen Empfang, für
das Schöne, das wir bis heute sehen konnten, für Sie alle, die Sie uns mit
gewinnender Freundschaft umgeben. Ich erhebe mein Glas auf die Zukunft der
Türkei, auf ihr Blühen und Gedeihen. Wir trinken auf das Wohl der Majestät
des Sultans, des osmanischen Volkes und seiner Vertretung im türkischen
Parlament, sie leben hoch.
Die zu Ehren der Vertreter der Parteien des Deutschen Reichstages in der
türkischen Hauptstadt getroffenen Veranstaltungen erreichten — was politische
Bedeutung anbelangt — ihren Höhepunkt in dem am Abend des Thronbesteigunzs»
festes von der parlamentarischen Partei „Einheit und Fortschritt"
gegebenen Bankett im Hotel Tokatlian.
Se. Exzellenz Halil Bei.
Minister des Äußern, eröffnete die Reihe der Tischreden mit folgender Ansprache:
Meine Herren!
Als der allgemeine Krieg, der augenblicklich mit einer Heftigkeit andauert, die
die ganze Menschheit und die ganze Kultur zu verschlingen droht, ausbrach, hat
niemand bei uns daran gezweifelt, daß er von den Russen angestiftet war, wobei
England dazu ermutigt«. Wir wußten auch, daß die Russen diesen Brand entfacht
hatten, um ihr nationales Ideal, ihre nationalen Ziele zu verwirklichen, die der
Gegenstand aller russischen Kriege gewesen waren, seit der Zeit, als das Zarenreich
sich zuerst seiner politischen Bestimmung bewußt wurde. Dieses Ideal war kein
anderes, als der Besitz der Meerengen und der Zugang zu den freien Meeren. Der
Balkankrieg hatte den Russen einige Hoffnung gemacht. Die von England ver»
sprochene Hilfe und Unterstützung gaben ihnen den nötigen Mut, um den Gefahren
eines solchen Unternehmens zu trotzen. Die Sitzungen der Duma und des eng»
lischen Parlaments, die auf den Eintritt der Türkei in den Krieg folgten, und die
Sprache der Presse bewiesen, wie richtig unsre Ansichten darüber waren. Es war
nach unserem Eintritt in den Krieg, daß Ssasonoff in der Duma anzeigte, der
geschichtliche Augenblick sei eingetreten. Der allgemeine Krieg würde den Russen
den Zugang zum freien Meere öffnen. Auch die russischen Parteiführer und die
russische Presse hatten unbedenklich erklärt, der Besitz der Meerengen sei für die
russische Nation eine politische Notwendigkeit.
Iede Gelegenheit war diesen Persönlichkeiten geeignet erschienen, um diese
Absichten und Gesinnungen auszudrücken. Der englische Premierminister beant-
wortete die Rede Ssasonoffs und erklärte öffentlich, er müsse die russischen Ab»
sichten, die die Meerengen betrafen, annehmen. Die zwischen den beiden Mächten

über diese Frage zustande gekommene Verständigung enthüllt ihr Einverständnis damit.

Ich begehe keinen Irrtum, wenn ich versichere, daß dieselben Beweggründe, die England früher angetrieben hatten, die Russen zu bekämpfen, jetzt es dahin geführt haben, sich mit ihnen zu unserer Bekämpfung und derjenigen unserer Ve» bündeten zu verbünden. Nichts ist leichter, als diese These zu beweisen. In demselben Maße, wie die Russen nach einem Ausweg zum freien Meere streben, ver» einigen die Engländer ihre Streitkräfte, um sich zu Herren der Meere zu machen und mit Hilfe des Meerweges den Weltmarkt zu beherrschen. Die Politik der beiden Länder hatte mit der Zeit ihre Richtung verändert, ohne aber je ihr Ziel aus den Augen zu verlieren. Da England vom Standpunkt seiner Interessen aus die Ausbreitung einer großen Nation, wie es die russische ist, nach den Meeren hin fürchtete, hatte es sich uns im Krimkrieg angeschlossen. Aber die internationale politische Lage hat unter der Eisenfaust des großen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, große Veränderungen erfahren. 60 Millionen von Deutschen hatten sich zu einem einigen starken Block vereinigt. Die deutsche Nation hatte durch sein Organisationsgenie, seine besondere Arbeitsmethode schwindelerregende Fortschritte erzielt und war auf allen MÄrkten der Welt einschließlich Englands zu einem Nebenbuhler der englischen Produktion geworden. Sie hatte außerdem mit Hilfe ihrer Handelsflotte ihre Erzeugnisse nach allen Teilen der Erde gesandt und sich eine Flotte gebaut, mit deren Hilfe sie in den fernen Meeren die deutschen Interessen verteidigte. England, das seiner Zeit durch eine Reihe von Kriegen alle Völker Europas gegen Frankreich vereinigt hatte, richtete dieses Mal seine Bemühungen darauf, seinen jungen und mächtigen Nebenbuhler zu vernichten. Darum schloß es sich den Russen an und trug keine Bedenken uns aufzuopfern. Die Gefahr eines russischen Einbruchs in Indien hatte früher England dazu b> wogen, mit uns in Freundschaft zu leben. Die Gründung des mächtigen japanischen Reiches im fernen Osten und dessen Bündnis mit England hatte aber die mosko» witische Gefahr beseitigt. Darum hielt es England nicht mehr für nötig, auf uns Rücksicht zu nehmen und uns zu schonen.

Es ist wahr, daß unsere Verfassung eine große Rolle beim Umschwung in der Haltung Englands gespielt hat. Der Freiheitsstern, der von Stambul überallhin sein wohltuendes Licht verbreitete, hat in der ganzen Welt eine Zauberwirkung hervorgerufen. Besonders die Muhamedaner in der ganzen Welt sahen vor ihren Augen die Hoffnung auf eine Entwicklung zu einer besseren Zukunft aufleuchten. Der Islam verfolgte mit einer mit Dankbarkeit vermischten Sympathie die Kämpfe der osmanischen Patrioten.

Der Tripoliskrieg hatte die Möglichkeit zu einer großartigen Kundgebung der Erregung gegeben, die über diesen ungerechten Krieg durch die ganze muhame» danische Welt ging. Später hatten die nach der Türkei gesandte Mission des Roten Halbmonds der Muhamedaner Indiens und der Protest des islamitischen

Komitees von London die ganz besondere Gabe, die englischen Kreise aufzubringen. Das Unglück auf dem Balkan rief eher in England als in Rußland Freude hervor, denn England sah in dieser Niederlage den Beginn der Einkreisung Deutschlands auch vom Süden aus und außerdem bereitete diese Niederlage England das Schauspiel vom Niedergange der Erhebung des Osmanentums. Aber die göttliche Gerechtigkeit empörte sich gegen soviel Zynismus, soviel Macchiavelismus, und der Balkanbund, das Werk Englands und seiner Mitschuldigen, hatte kein langes Leben. Unsere Nachbarn, die Bulgaren, befreiten sich schließlich aus der Falle, in die sie geraten waren, und schlossen sich unserer Sache an. So waren in diesem Kriege alle Elemente des Erfolges auf unserer Seite. Iüngst haben einige unserer Landleute, die sich der Veränderungen in der politischen Lage nicht bewußt waren, unter Freudenkundgebungen die Ankunft der englischen Diplomatie im Wagen eines unserer Großwesire auf der hohen Pforte verkündet, aber durch ihre Haud» lungsweise das Land schwer für ihren Irrtum büßen lassen. Um nicht von neuem in einen ähnlichen verhängnisvollen Irrtum zu verfallen, haben wir ohne Zaudern unser mächtiges Banner den ruhmreichen Adlern zugesellt, die sich gegen Rußland und seine Verbündeten erhoben haben. Denn wir waren überzeugt, daß sich die Russen schlugen, um einen Zugang zum freien Meer zu erkämpfen, und daß wir uns auf ihrem Wege befanden, und daß die Franzosen auf unser Ende warteten. Vom Tage, an dem der Weltkrieg ausbrach, bis zu unserem Eintritt in den Krieg waren unserer Regierung von beiden Seiten verschiedene Anträge gestellt worden. Der Antrag schlug uns vor, unsere Gebietsintegritiit zu verbürgen. Da wir aber wußten, daß dieses Garantiesystem, das durch den Pariser Vertrag eingeführt worden war, nichts anderes bedeute, als eine schwere Bevormundung, und da andererseits die grausame Erinnerung an die Gebietsverluste, die wir für Rechnung der Entente erlitten hatten, in unserem Geiste noch so lebendig war, um uns als Lehre zu dienen, konnten wir natürlich derartige Vorschläge nicht annehmen. Deutschland dagegen schlug uns auf Grundlage gegenseitiger und wechselweiser H»lfe gegen jede Gefahr ein Bündnis mit Gleichstellung und für lange Dauer vor. Außerdem waren wir von der Notwendigkeit überzeugt, uns den Zentralmächten anschließen zu müssen, um das Reich vor seinem Niedergange zu retten. Auch der Wille unseres erhabenen Herrschers äußerte sich in diesem Sinne. Wir nahmen mit der Ermächtigung Seiner Kaiserlichen Majestät den Vorschlag Deutschlands an. Wir unterzeichneten mit Aufrichtigkeit den Vertrag, der die Frucht ebenso auf» richtiger Erwägungen war. So wurde unser Reich von der Bevormundung Europas gerettet, und von der Gefahr befreit, die sein Schicksal in sich schloß, beständig zwischen zwei Mächten herumgestoßen zu werden. Kurz, die Türkei rang sich zu ihrer Unabhängigkeit durch, um ein Mitglied des Dreibundes zu werden. Deutschland, das uns im Augenblick, als es seine Unterschrift unter den Vertrag setzte, versprach, uns in der Frage der Abschaffung der Kapitulationen beizustehen, hat sein Versprechen treu gehalten. Es verfaßte und sandte lange vor uns die

Vertragsentwürfe ab, die die Beziehungen zwischen den beiden Reichen regeln sollten, und die Fragen zum Gegenstand hatten, wie das Konsularwesen, Auf» enthaltsfragen, Nationalität, Auslieferung und Rechtshilfe. Wir haben diese Ent» würfe studiert und darin keinen Schatten der Kapitulationen gefunden. Wir haben überdies einen Vertreter nach Berlin gesandt, wo seit vier Monaten Ver» handlungen im Gange sind. Ich rechne es mir zur Ehre an, Ihnen mitzuteilen, daß bis auf einige Einzelheiten das endgültige Abkommen zustande gebracht worden ist. Der erwähnte Vertrag wird in kurzem von den Herrschern ratifiziert und durch die Presse veröffentlicht werden.

Ich halte es nicht für angezeigt, in Einzelheiten einzugehen, aber ich kann Ihnen sagen, daß die Rechte und Vorrechte der deutschen Konsuln in der Türkei die gleichen sein werden, wie die der osmanischen Konsuln in Deutschland. Die Untertanen der beiden Staaten werden in beiden Ländern gegenseitig die gleichen Rechte genießen. Ich kann noch eines hinzufügen: Die Bedingungen, die Staaten, wie zum Beispiel Frankreich und England zur Regelung ihrer Beziehungen sich stellen würden, haben wir in dem Abkommen gestellt, die unmittelbar vor ihrem Abschluß stehen. Zusammenfassend kann ich sagen: die beiden Staaten, die sich durch ihr politisches Schicksal vor ihren selbstsüchtigen Feinden gefunden haben, haben sich auf der Grundlage gegenseitiger Achtung ihrer Rechte und ihrer gegen» seitigen Souveränität zusammengeschlossen und haben trotz der Kriegssorgen Ver» einbarungen durchberaten und getroffen, um ihre künftigen Beziehungen vor jeder falschen Auslegung sicherzustellen.

Während die Herrscher und die Regierungen damit beschäftigt sind, das Betätigungsfeld und die Beziehungen der beiden Länder auf feste Grundlagen zu stellen, und während unsere tapferen Heere tödliche Streiche gegen unsere Feinde führen, ist nichts schmeichelhafter für uns, als in unserer Mitte die Führer der ver» schiedenen Parteien der verbündeten Macht zu sehen, die gekommen sind, um die beiden Völker einander inniger zu nähern und um zwischen den beiden Parla- menten ein dauerndes Band zu knüpfen, das dazu dienen wird, die Folgen mög» licher Mißverständnisse und persönlicher Reibungen zu beseitigen.

Ich heiße unsere verehrten Gäste von neuem willkommen und ich trinke auf das Wohl Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II., des mächtigen deutschen Kaisers, und auf das Gedeihen ganz Deutschlands.

Zur Erwiderung erhob sich Se. Erzellenz der deutsche Botschafter

Graf Wolsf-Metternich

und hielt folgende Ansprache:

Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich im Namen meiner Landsleute, der Führer der großen Parteien des deutschen Reichstages, mit einigen Worten auf die bedeutungsvolle Rede des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten

antworte. Seine Erzellenz Halil Bej hat mit Klarheit und Überzeugung, in einer Rede, die weit über die Grenzen dieses Reiches ihren Widerhall finden wird, die politischen Beweggründe dargetan, aus welchen heraus die Türkei sich entschlossen hat, in diesem Völkerringen mit ganzer Macht auf unsere und unserer Bundes» genossen Seite zu treten. Er hat die politische Logik gezeigt, welche notwendig dahin führen mußte, daß die Türkei ihre Geschicke mit den unsrigen verflochten hat. Die Erkenntnis der politischen Notwendigkeit gemeinsamen Handelns und gemeinsamer Ziele ist zugleich auch in das Bewußtsein der beiden Völker über-gegangen. Welchen besseren Beweis könnten wir hierfür finden als in der An» wesenheit der Vertreter unseres Volkes inmitten der Vertreter der türkischen Nation? Unser Bündnis ist besiegelt durch die Politik der Regierungen, es wird aber auch getragen von dem Willen unserer Völker.

Es ist nützlich, dies festzustellen, nicht so sehr unserer selbst willen, die wir mit vollem Vertrauen aufeinander bauen, als vielmehr der Versuche wegen, die von Zeit zu Zeit gemacht werden, um den Eindruck zu erwecken, als ob wir in Deutsch-land kriegsmüde seien, oder als ob in der Türkei gesonderte Bestrebungen beständ den, welche zu einem voreiligen Frieden drängten. Gewiß, wir wünschen alle den Frieden. Wir wünschen alle, daß die Kriegsfurie vorüberzieht und dem friedlichen Schaffen der Menschen Platz macht. Wir wollen aber nur einen solchen Frieden, der unser Dasein in der Zukunft sichert. Bis dahin bieten wir mutig der ganzen Welt die Stirn und vertrauen auf unsere Bundesgenossen, wie diese auf uns.

Die Türkei hat gewaltige Anstrengungen in diesem Kriege gemacht. Ihr Heer ist an Zahl und innerer Geschlossenheit stetig gewachsen. Sie setzt ihre ganze Kraft ein zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Zukunft. Wir tun das gleiche. Sie weiß, daß wir keine Nebengedanken haben, und daß wir auch nach dem Kriege treue Verbündete sein werden. Sie weiß, daß wir, im Gegensatz zu anderen, keine Interessengebiete beanspruchen, noch eine Stellung einnehmen wollen, die mit ihrer Würde und Unabhängigkeit in Widerspruch stände. Sie weiß, daß wir gern bereit sind, ihr die Freundeshand zu reichen, ihr in ihrem Bestreben, sich immer weiter aufzurichten, zu helfen, daß wir bereit sind, ihr auf ihren Wunsch unsere organisatorischen und geistigen Kräfte zu leihen. Bei unseren und der Türkei Gegnern liegt diese Uneigennützigkeit — wie die Erfahrung gezeigt hat, — nicht vor, und wenn einer unter diesen die hämische Frage stellen sollte: weshalb denn gerade bei uns?, so lautet die Antwort, einfach und klar wie die Wahrheit: weil wir auch in Zukunft eine starke Türkei wünschen, eine, die auf eigenen Füßen steht, die Herrin ihrer Geschicke bleibt, und die, wie in der Gegenwart, so auch für spätere Zeiten, ein wertvoller und treuer Bundesgenosse sein soll.

Zum Schluß möchte ich dem Herrn Minister und den türkischen Herren, die uns zu diesem denkwürdigen Abend eingeladen haben, im Namen meiner Lands» leule, der Herren Reichstagsabgeordneten, sowie in meinem eigenen, herzlichen

Dank für den überaus warmen Empfang aussprechen, den sie den Vertretern des deutschen Volkes bereitet haben. Es liegt hierin mehr als nur ein Akt der Höflichkeit: Es ist dies vielmehr eine bewußte Kundgebung der Leiter des türkischen Volkes, daß wir zusammenstehen wollen in der Stunde der Gefahr, daß wir ent» schlossen sind durchzuhalten bis zum siegreichen Ausgang und daß wir das im Kriege begonnene Werk der gemeinsamen Arbeit auch im Frieden zu beiderseitigem Nutzen fortzuführen gedenken.

In diesem Sinne bitte ich Sie, das Glas zu leeren auf das Wohl unserer Gastgeber.

Beide Reden übten eine starke Wirkung auf die Zuhörer aus. Sie wurden wiederholt von zustimmenden Kundgebungen unterbrochen und am Schlusse zeigte rauschender Beifall das lebhafte Einverständnis aller Anwesenden. Die Rede des Herrn Botschafters wurde durch den ersten Dragoman, Herrn Dr. Weber, in türkischer Sprache wiederholt. Dabei erscholl besonders starker Beifall nach den Sätzen, in denen der Herr Redner den falschen Gerüchten von einer angeblichen Neigung zu einem voreiligen Sonderfrieden entgegentrat, und in denen er die Uneigennützigkeit der Freundschaft Deutsch» lands für die Türkei erklärte. Diese Sätze, im Anschluß an die unmittel» bar voraufgegangene Erklärung des Herrn Ministers des Äußern, daß Deutschland der Türkei gegenüber sein Wort gehalten und sein Versprechen eingelöst habe, bildeten das Ereignis des Tages. Die beiderseitigen Erklärungen wurden im weiteren Verlaufe des Abends lebhaft und vor allem auch türkischer» seits mit freudiger Genugtuung besprochen. Sie haben ein Echo in den Herzen der Zuhörer geweckt, das vermutlich noch lange nachklingen wird.

Einen harmonischen Abschluß fanden die Tischreden in folgender Ansprache des Abgeordneten Graf Westarp:*)

Meine Herren!

Die Reden Ihrer Erzellenzen des Herrn Minister des Auswärtigen und de« Herrn Botschafters, die wir soeben gehört haben, werden weit über die Wände dieses Raumes hinaus gehört werden und sind von großer geschichtlicher Bedeu» tung. Wenn ich gleichwohl mir erlaube, danach noch das Wort zu ergreifen, obwohl auch die anderen Herren deutschen Abgeordneten an den vorigen Tagen bereits mehrfach unsere Dankbarkeit ausgesprochen haben, so geschieht es, weil ich glaube, daß man bei Erfüllung der Pflicht der Dankbarkeit nicht genug und

*) Dn Text ist vom «edner für .Nord und Md' durchgesehen. Die stckaltlon.

jedenfalls nie zu viel tun kann. Gerade heute haben wir erneuten Anlaß zu danken, da es uns vergönnt war, Seiner Majestät dem Sultan zum Gedenktage der Thronbesteigung persönlich unsere Huldigungen darbringen zu dürfen. Wir wollen unseren Dank nicht nur mit Worten, sondern auch dadurch abzustatten suchen, daß wir, wenn wir nun nach Hause kommen, ehrlich und ausführlich über das berichten, was wir hier gesehen und gehört haben. Dieser Bericht wird offenen Ohren und willigen Herzen begegnen. Wenn wir die Schönheit der Stadt preisen, so wird man uns envidern, daß wohl jeder Deutsche schon einmal den Wunsch gehabt hat, diesen schönsten Punkt der Welt mit eigenen Augen zu sehen. Wenn wir die Gastfreundschaft rühmen, die uns widerfahren ist, so wird man uns daran erinnern, daß Gastfreundschaft von altersher als einer der schönsten Züge im Volkscharakter der Türken bekannt ist. Wir werden aber besonders mit dem Berichte große Genugtuung hervorrufen, daß wir hier die Ehre und die Freude gehabt haben, uns mit den leitenden Männern des politischen Lebens der Türkei besprechen zu dürfen, und daß wir dabei gesehen haben, wie die leitenden Staats» männer, die Parteiführer und Vertreter des Volkes in einheitlichem festent» schlossenem Willen klare und bestimmte Ziele vertreten und verfolgen. Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mit uns über die Pläne zu sprechen, mit denen Sie die wirtschaftliche, kulturelle und politische Entwicklung und den Fortschritt des Landes auf allen Gebieten zu verfolgen beabsichtigen. Gerade als Vertreter der konservativen Weltanschauung, von der man sich im Auslande manches Mal wohl ein falsches Bild macht, freue ich mich besonders es aussprechen zu können, daß bei dem ganzen deutschen Volke ohne Ausnahme diese Ziele der wirtschaftlichen und kulturellen Förderung auf volles Verständnis und reiche Sympathie stoßen werden. Wie könnte es auch anders sein? Unser eigenes Land ist immer wieder, nach einem 30jährigen, nach einem 7jährigen Kriege, in der Lage gewesen, sich seinen Fort» schritt und seine Kultur neu aufbauen zu müssen. In mustergültiger, unermüdlicher Arbeit hat unser Hohenzollernkonig Friedrich der Große ein Vorbild für die In» angriffnahme solchen Aufbaus geschaffen. Man hat von uns Preußen auch nach den napoleonischen Kriegen nicht mit Unrecht gesagt, daß wir uns zur Größe durch-gehungert hätten. Ernste und planvolle Arbeit zur Hebung von Wirtschaft und Wohlstand, von Bildung und Gesittung eines Volkes findet bei uns stets ver» ständnisvolle Zustimmung. Wie könnte es in diesem Falle anders sein, bei dem es sich darum handelt, daß das Interesse unseres Vaterlandes mit einer kräftigen und selbständigen Stellung der Türkei aufs engste verknüpft ist! Sie haben uns mitgeteilt und wir werden berichten, daß Sie bei dieser Arbeit auch auf die Mit-wirkung deutscher Männer rechnen; ich glaube versichern zu können, daß sich, wenn Sie es wünschen, stets deutsche Männer bereit finden werden, ihre Kraft mit un» eigennütziger Pflichttreue in den Dienst dieser Sache zu stellen.

Das sind Pläne und Gedanken auf lange Zeit hinaus. Was wir für den Augenblick hier gesehen und gehört haben, das wird, wenn wir es zu Hause

berichten dürfen, in unserem ganzen Volk besonders begeisterte Zustimmung er»
wecken. Wir haben alle die Tage erfahren dürfen und haben es soeben aus dem
Munde des Herrn Ministers und des Herrn Botschafters bestätigt gehört, wie
unseren beiden Völkern völlig gemeinsam ist der Wille, diesen uns aufgezwungenen
Kampf gegen eine Welt gemeinsamer Feinde bis zum vollen Siege und bis zu
einem Frieden hindurchzuführen, der all der gebrachten Opfer würdig ist und uns
die Zukunft unserer Völker sichert. Auf diesen Sieg erhebe ich das Glas und ich
bitte die anwesenden deutschen Herren es zu leeren auf das Wohl des türkischen
Volkes, der türkischen Herren Minister und Volksvertreter.

Abgeordneter Dr. Spahn,

Führer des Zentrums, hat bei dem vom Vizepräsidenten der osmanischen Kammer
gegebenen Begrüßungsmahl die Ansprache gehalten, die wir in ihren Hauptsätzen
wie folgt wiedergeben:*)

„Für den uns wie am Bahnhofe so auch hier gewordenen freundlichen
Empfang und für die warmen Begrüßungsworte unseres Herrn Gastgebers, des
Herrn Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, danke ich im Namen der deutschen
Herren Abgeordneten aufrichtig. Die Einladung des Herrn türkischen Botschafters
in Berlin hat mich auf telegraphischem Wege erreicht. Der elektrische Funke hat
bei mir gezündet und ich freue mich, der Einladung gefolgt zu sein.

Es war ein glücklicher Gedanke, der zu der Anregung dieses persönlichen
Zusammentreffens führte, von dem wir die Beziehung der Herzen und die Kennt»
nis Konstantinopels, sowie der parlamentarischen Verhältnisse in der Türkei er-
hoffen. Die kurze Fahrt vom Bahnhofe hierher hat uns die politische, wirtschaft»
liche und kultur»historische Bedeutung Konstantinopels mit seiner Lage in zwei
Weltteilen und am Eingange des Meeres erkennen lassen. Mit Recht wird seine
Lage als die schönste gerühmt. Ein Verteidigungskrieg hat Deutschland und die
Türkei zusammengeführt, zwei Länder, die an ihrer Spitze zwei Fürsten sehen, zu
denen die Völker mit Liebe und Vertrauen, sowie mit unverbrüchlicher Treue empor»
schauen. Wir erhoffen die Fortdauer des Bündnisses auch nach dem Kriege und
wir wünschen das glückliche Gedeihen der Türkei."

-) Vom Nedner für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

Deutsche Parlamentarier in Konstantinopel

Abgeordneter Dr. ^ur. Otto Wiemer

hielt anläßlich des Festessens, das Talaat Bei zu Ehren der deutschen Parlamen» tarier veranstaltet hat, folgende Ansprache:*)

„Ich danke, zugleich im Namen meiner Kollegen vom Reichstag, sein» Erzellenz, dem Herrn Minister Talaat Bei verbindlichst für die gastfreundliche Einladung zu dieser Zusammenkunft im engeren Kreis der türkischen Staatsmänner und Politiker und für die offenen kameradschaftlichen Worte, die wir gehört haben. Wir sind erfreut, die führenden Männer der jungen Türkei, die Träger des politischen und geistigen Lebens bei unserem Besuch in Konstantinopel persönlich kennen zu lernen. Wir haben in Deutschland ein Wort: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Wenn ich dies Wort auf unsere Reise hierher anwenden darf, möchte ich sagen: Wer den Türken will ver» stehen, muß in Türkenlande gehen. In der Tat, wer die Türkei, die Eigenart ihrer Bewohner, wie der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verstehen will, kann das nicht aus Büchern und Reisebeschreibungen lernen, sondern muß sich aus eigener Anschauung im Lande selbst ein Urteil bilden. Natürlich genügt für uns ein kurzer Aufenthalt von wenigen Tagen nicht, um ein sicheres Urteil zu ge» winnen. Aber das empfinden wir mit jedem Tage mehr, daß türkische Art der deutschen verwandt ist. Der Türke ist zurückhaltend im Urteil, er prüft und wägt, aber wenn er sich entschieden hat, so heißt es bei ihm wie bei uns: EinMann ein Wort! Mit dem Herrn Minister hoffen wir auf ein festes vertrauensvolles Zusammenwirken beider Nationen. Wir freuen uns, daß die türkische Regierung deutsche Ratgeber und Inspektoren berufen will. Sollten sich, was bei der Verschiedenheit der Sprache und Vorbildung verständlich wäre, hier und da Mißverständnisse und Reibungen ergeben, so sind wir Abge» ordnete gern bereit, an unserem Teil daran mitzuwirken, daß etwaige Mißhellig» keiten beseitigt werden.

Der Herr Minister hat auf die geschichtlichen Erfahrungen der Türkei hin» gewiesen und hervorgehoben, daß die Mächt? früher darauf ausgegangen seien, die Türkei beiseite zu setzen und ein starkes Europa gegen eine schwache Türkei zu bilden. Deutschland verfolgt «in anderes Ziel: Wirwollen einestarke, blühende Türkei, die eine gleichberechtigte Stellung unter den Mächten einnimmt. Schon der große Preußenkönig Friedrich II. hat dies Ziel im Auge gehabt. Sein Enkel Wilhelm II. hat die gleiche Politik seit Iahrzehnten konsequent und erfolgreich durchgeführt. Es hat uns mit aufrichtiger Genugtuung erfüllt, daß seine Erzellenz, der Herr Kammer»

') Vom Redner für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

präsident gestern ausgesprochen hat: Deutschland hat uns n i e g e täus cht, hat
nie eine unser Leben und unser Dasein gefährdende Politik getrieben. Mit dem
Herrn Minister hoffen wir zuversichtlich, daß die Freundschaft beider Nationen den
Krieg überdauern und sich auch im Frieden bewähren wird. Wir wollen zu-
sammenwirken, nicht bloß im Kriege, sondern auch in friedlicher Kultur»
arbeit auf dem Boden gemeinsamer Interessen, in unerschütter»
lichem gegenseitigen Vertrauen.
Wir haben Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit der Partei, die in der jungen
Türkei die Zügel der Regierung führt, näher kennen zu lernen, und haben auch
einen Einblick in die Organisation der Partei gewonnen. Wir wünschen ihr Glück
zu den erzielten Erfolgen. Wenn der frühere Herrscher der Türkei, der jetzt drüben
auf der anderen Seite des Bosporus seine einsamen Tage verbringt, die Entwick»
lung seines Landes verfolgt, so wird er sich eingestehen müssen, daß sein Volk mit
anderen Mitteln, als er sie angewendet hat, erfolgreich geleitet und einer glück-
lichen Zukunft entgegengeführt wird. Wir wissen, daß Ihrer großen Aufgabe, ein
modernes Staatswesen zu schaffen, Schwierigkeiten genug entgegenstehen. Aber
wir sind überzeugt, daß Sie alle Schwierigkeiten jetzt oder später überwinden
werden. Heute ist die Hauptsache: Der Kampf muß durchgefochten,
der volle Sieg errungen werden! Wir bewundern die Leistungen
der türkischen Truppen. Ieder türkische Erfolg wird bei uns in Deutschland als
eigener Erfolg empfunden und gefeiert. Der Herr Minister sprach davon, daß
Deutschland nicht bloß auf militärische Leistungen, sondern auch auf friedliche
Arbelt Wert lege. Ganz gewiß, das deutsche Volk will vor allem der friedlichen
Entwicklung dienen. Als König Wilhelm I. sich vor 45 Iahren die Kaiserkrone
auf's Haupt setzte, gelobte er, ein Mehrer des Reiches zu sein, nicht an
kriegerischen Eroberungen, sondern andenGüternundGabendesFrie»
dens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. In
gleichem Geiste wollen wir, wenn der Friede kommt, für die Wohlfahrt, Freiheit
und Gesittung wirken, Sie in der Türkei, wir im Deutschen Reich, zum Besten
unserer Nationen, die alle Zeit, so hoffen wir, in Vertrauen und Freundschaft
verbunden sein werden."

Die Abreise der Reichstagsabgeordneten.

Am 29. April, nachmittag 3 Uhr, sind die Führer der Parteien des deutschen
Reichstages, nachdem sie in Konstantinopel fünf Tage voller angenehmer und
bedeutender Eindrücke verlebt haben, mit dem Balkanzuge wieder nach der Heimat
abgereist. Am Vormittag hatten die Herren als Gäste der Anatolischen Bahn mittels
Sonderzuges einen kurzen, aber infolge des herrlichen Frühlingswetters höchst

genußreichen Ausflug nach Ismid gemacht. Ein gütiges Geschick wollte es, daß grade
in der Abfahrtstunde, als sich die deutschen und die türkischen Abgeordneten noch ein,
mal zu freundschaftlichem Gedankenaustausch zusammenfanden, die Nachricht von
dem Fall der Feste Kut»el»Amara eintrat. Freiherr von Gamp erwähnte sie in seiner
Ansprache, in der er u. a. ausführte: Er und seine parlamentarischen Kollegen
seien voller Dankbarkeit für alles, was sie hier gehört und gesehen, für die groß'
zügige Gastfreundschaft, die Gnadenbeweise von allerhöchster Seite, und die wieder»
holten Kundgebungen aufrichtiger Freundschaft aus allen Kreisen der Bevölke-
rung. Sie bedauerten tief, den Kriegsminister und Vizegeneralissimus Tnver
Pascha nicht gesehen zu haben, aber es gereiche ihnen zur größten Freude, gerade
in diesem Augenblicke noch als kostbares Geschenk die Nachricht von einem glänzen»
den Erfolge der türkischen Waffen nach der Heimat mitnehmen zu können. Der
Redner schloß mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen" und einem begeistert auf-
genommenen Hoch auf die Türkei und die Vertreter des türkischen Volkes. — Der
Abgeordnete Hassan Risa Pascha übersetzte die Rede sofort ins Türkische.
Zur Verabschiedung waren auf dem Bahnhof erschienen: der Kammer»
präsident Habschi Adil Bei mit vielen Abgeordneten, sowie Vertreter des Groß»
wesirs und der Minister des Innern und des Äußern, und des jungtürkischen
Komitees. Von deutscher Seite waren seitens der Botschaft die Herren Dr. Weber
und von Pannwitz erschienen, ferner Herr Generalkonsul Mertens und viele
bekannte Mitglieder der deutschen Kolonie.
"55Ui^5"

Ernst Bassermann Die türkischen Gäste
Reichstagsabgeordneter Ernst Vassermann:
Die türkischen Gäste.
Den Abgeordneten des türkischen Parlaments rufe ich ein herzliches Will» kommen zu. Ihr freudig begrüßtes Erscheinen bedeutet eine Erwiderung des Besuches deutscher Abgeordneter in Konstantinopel.
Noch stehen die Tage, an denen es uns vergönnt war, in der Hauptstadt des türkischen Reiches zu weilen, in ihrem ganzen Glanze vor uns. Strahlend lag die Sonne über Bosporus und Marmarameer, als wir am „Goldenen Horn" ein» trafen, und das Wetterglück blieb uns hold. Wir sahen eine der schönsten Städte der Welt und nahmen empfänglichen Herzens die Eindrücke der herrlichen Lage in uns auf. Entgegen Erinnerungen aus vergangener Zeit sahen wir die Sauberkeit und tadellose Straßenpolizei einer vortrefflich verwalteten Weltstadt, die allen modernen Anforderungen Genüge leistet. Der Empfang, den wir fanden, war warm, herzlich und getragen von Sympathien für den deutschen Bundesgenossen. Dreimal hatten wir die Freude, den Sultan zu sehen, beim Iahresfest der Thron» besteigung, beim Selamlik und bei einer uns gewährten Audienz. Die patriarcha» lische, würdevolle und doch von liebenswürdiger Freundlichkeit erfüllte Persönlich» keit des Padischah verfehlte auf niemanden, der Gelegenheit hatte, sich ihm zu nahen, des Eindruckes. Warm und herzlich war der Empfang, den wir seitens der Minister und der Parlamentsmitglieder fanden. Die Minister, intelligente, frische, tatkräftige Persönlichkeiten, erfüllt von der Überzeugung der Notwendigkeit von Reformen auf allen Gebieten, und mit ihnen eng verbunden die Parlamentarier, machten alle auf uns nachhaltigen Eindruck. Wir lernten ein Staatswesen kennen, dessen Leiter und Vertreter den Glauben an die entwicklungsreiche Zukunft des Landes haben und getragen sind von dem energischen Willen, diese Entwicklung in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reiche zu fördern. Wir hatten auch Gelegenheit, in längeren Besprechungen auf einzelne Probleme der türkisch«» Politik einzugehen, so vor allem auf die armenische Frage, die wir in all ihren Einzelheiten erfuhren und aus urkundlichem Material zu beurteilen ver» mochten. Angestiftet durch die in der Wahl ihrer Mittel skrupellose Entente, wurde im Rücken der türkischen Armee furchtbarer Verrat geübt, dem viele wackere türkische Soldaten zum Opfer fielen. Dadurch wurde die Evakuierung weiter Gebiete zum Gebote der Selbsterhaltung für die Türkei. Daß bei dem Vollzug dieser Maßregel viele unglückliche Menschen zu Schaden kamen, ist vom menschlichen Standpunkte aus tief beklagenswert, aber lediglich eine Folge der Verhetzung der armenischen Bevölkerung durch die Feinde der Türkei. Wo Ausschreitungen ein- zelner türkischer Organe vorlagen, ist Bestrafung erfolgt.

Ein Höhepunkt war das Festmahl, das die parlamentarische Gruppe „Einheit
und Freiheit" zu unseren Ehren veranstaltete. Zu ihm waren der deutsche Bot-
schafter mit seinen Beamten, die Minister, viele türkische Abgeordnete, deutsche und
türkische Offiziere, deutsche Professoren erschienen. Bei dieser Gelegenheit hielt
der Minister des Äußeren, Halil Bey, eine bedeutsame Rede, in der er Kriegs»
Ursachen, Kriegserfolge und Kriegsziele besprach. Vor allem aber stellte er die
erfreuliche Tatsache fest, daß die Verhandlungen mit Deutschland über die Kapitu-
lationen einen erfreulichen Fortgang nehmen und dem Abschluß nahe sind. Aus
seinen Ausführungen klang das Gefühl froher Befriedigung über das Erreichte
heraus. Ihm erwiderte unser Botschafter, der, die Wichtigkeit der Ausführungen
Halil Beys unterstreichend, die Festigkeit des Bündnisses, das durch den Willen
der Völker getragen ist, die Notwendigkeit einer starken Türkei, die auf eigenen
Füßen steht, und eines Friedens, der unser Dasein und unsere Zukunft sichert,
betonte. Festes Zusammenstehen in den Stunden der Gefahr, entschlossenes Durch-
halten bis zum siegreichen Ausgang und Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit
auch im Frieden, diesem Ziel galt sein Hoch. Wir hatten auch Gelegenheit,
Soldatentransporte und Felddienstübungen türkischer Truppenteile zu sehen und
uns in den Kämpfen an den Dardanellen sturmerprobter Krieger in ihrer voNreff»
lichen Haltung zu erfreuen. Im Fluge sind diese fünf Tage, die wir in Konstan»
tinopel weilen konnten, an uns vorübergezogen. Unerschöpflich nnd unermüdlich
war die echte Gastfreundschaft, die uns vom Morgen bis in die sinkende Nacht um»
gab. Wir schieden mit der Überzeugung, daß es uns in freundschaftlichem Verkehr
mit unseren türkischen Kollegen gelungen war, soweit es in unseren Kräften lag,
das Band, das die Türkei und Deutschland umschlingt, enger zu schürzen.
Wenn heute unsere türkischen Freunde deutschen Boden betteten und Berlin
und andere Teile unseres deutschen Vaterlandes sehen, dann dürfen sie überzeugt
sein, daß sie überall nicht nur mit Iubel, sondern mit echt deutscher Freundschaft
und Herzlichkeit empfangen werden. Wir haben alle nur den einen Wunsch, daß
die Tage, die sie uns widmen können, ihnen ein Bild geben mögen von dem
deutschen Volke und seiner rastlosen Tätigkeit, von dem hohen Kulturzustand und
der glänzenden Entwicklung unseres Landes, und sie werden in ihre Heimat vor
allem auch den Eindruck mitnehmen, daß das deutsche Volk einig und geschlossen
nur ein Ziel im Auge hat, den Sieg zu erringen und mit seinen Bundesgenossen
vereint einen Frieden herbeizuführen, der ein dauernder sein wird und der den
politischen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands und seiner Verbündeten
— vor allem auch der Türkei — in vollem Umfange Rechnung trägt.
Den türkischen Freunden rufe ich ein herzliches Willkommen zu! .^

Dr. Alfred Nossig:
Die türkischen Abgeordneten.
Am geläufigsten, so führt Dr. Nossig im „Lokal»Anzeiger" aus, dürfte dem
deutschen Publikum der Name des Führers der Abordnung sein. Hussein
Dschahid »Bei, der Vizepräsident der türkischen Kammer, ist ein Mann, der
seit vielen Iahren im Vordergrunde des öffentlichen Lebens der Türkei steht. Seine
glänzende Laufbahn hat sich im Sinne des bekannten französischen Wortes ab»
gespielt: „Die Iournalistik führt zu den höchsten Stellungen, vorausgesetzt, daß
man rechtzeitig aus ihr herauskommt." Dschahid»Bei war viele Iahre lang Her»
ausgebe? und Chefredakteur des „Tanin", der nun von Midhat Schükri»Bei, dem
Generalsekretclr des jungtürkischen Komitees, übernommen wurde und das offizielle
Organ der Partei bildet. Eines aber hat Dschahid»Bei aus seiner publizistischen
Tätigkeit in die politische Laufbahn mit hinllbergenommen: seinen gewandten
und wirkungsvollen Stil. Seine Ansprachen in der Kammer haben erwiesen, daß
er das lebendige Wort ebenso beherrscht, wie das geschriebene. So erscheint er in
hervorragendem Maße berufen zu sein, den Repräsentationspflichten, welche ihm
zufallen, nachzukommen.
Neben dem Vizepräsidenten der türkischen Kammer wird Erzellenz Hassan
RizaPascha besonders in den Vordergrund treten. Wie die Iournalistik, so
führt bekanntlich auch der militärische Beruf oft zu leitenden politischen Stellungen,
mit dem Unterschied, daß man hier immer z. D. bleibt. Der ehemalige General»
gvuverneur von Basra war noch vor einem Iahre Kommandant von Adrianopel.
Schon während seiner militärischen Funktionen mußte sich Hassan Riza Pascha mit
administrativen, wirtschaftlichen und politischen Fragen sehr eingehend beschäftigen.
Jetzt, wo er im Range eines Generalleutnants den Armeedienst verlassen hat, um
in die Kammer einzutreten, kann er sich diesen seinen Lieblingsbeschäftigungen voll-
ständig widmen. Zu den „Männern der Zeit" zählt er schon deshalb, weil er die
deutsche Sprache vollkommen beherrscht. Er hat seine militärische Ausbildung in
Deutschland genossen, wo er sieben Iahre, teils in Berlin, teils in Wiesbaden,
verbrachte.
„Ich möchte gern — sagte mir Erzellenz Hassan Riza Pascha während der
Fahrt —, daß die führenden Persönlichkeiten Deutschlands und auch das deutsche
Volk es wüßten, w i e v o lkstü m lich bei uns schon das Bündnis mit
Deutschland geworden ist. Unsere Kinder und Frauen sprechen davon bei»
nahe mihr als die Männer. Die neue Generation wächst ganz im Geiste dieser
politischen Orientierung auf, die eine dauernde bleiben muß. Denn selbst die-
jenigen unter uns, die unter dem Einfluß einer langen Überlieferung noch in der

französischen Kultur wurzeln, haben die feste Überzeugung gewonnen, daß die
Türkei Sicherheit und Stärke nur in dem Bündnis mit Deutschland finden könne.
Den Ausstreuungen der Entente, welche Deutschlands Freundschaft verdächtigen,
schenkt niemand bei uns Gehör. Wir verstehen sehr wohl die Interessen Deutsch»
lands und wissen, daß dem DeutschenReiche gerade durch eine mächtige
Türkei am besten gedient ist. Für Deutschlands Bedürfnisse und Ab»
sichten genügt es, wenn gewisse Punkte von entscheidender Bedeutung im Orient,
wie der Suezkanal und der Persische Meerbusen, unter türkischer, nicht unter
englischer Kontrolle stehen. Wir gehen mit gegenseitigem Vertrauen
HandinHand. Leisten wir Deutschland einen Dienst, indem wir zur Beseiti-
gung des weltumklammernden Druckes Englands beitragen, so erhoffen wir ander»
seits die Unterstützung Deutschlands bei dem Wiederaufbau
unseresVaterlandes. Denn wir haben bis jetzt nur das Veraltete nieder»
gerissen. Unser Land liegt voll Trümmer. Es heißt den Schutt wegräumen und
Neues bauen. Und dies wollen wir nach deutschen Vorbildern und mit
der Hilfe von deutschenWerkmeistern tun."

Zu den Männern, die an dem Aufbau der Neuen Türkei tätigen Anteil
nehmen, gehört ein weiteres Mitglied der türkischen Abordnung, Dr. Eumer
Schefki»Bei, Chefarzt des Dschirat»Hospitals in Stambul. Er steht an der
Spitze einer sozialen Aktion, die nach längeren Vorbereitungen vor wenigen Wochen
von einem Kreise von Ärzten und Politikern in Konstantinopel unternommen
wurde. Sie betrifft die Grundlage aller türkischen Reformbestrebungen: die Arbeit
an der Sanierung der Bevölkerungsverhältnisse. Statistiker, Sozialpolitiker und
Hrzte haben erst in den letzten Iahren festgestellt, daß der an sich äußerst kräftige
und lebensfähige anatolische Volksstamm sich nicht mehr vermehre, ja
eher an Zahl zurückgehe. Es liegt dies nicht nur an den fortwährenden Kriegen,
die die kräftigste männliche Bevölkerung dahinraffen, sondern auch an der Ver<
Wahrlosung des Landes, der Sumpffieberepidemie, dem Schmutz der Dörfer, den
Eheverhältnissen und der hygienischen Unwissenheit des Volkes. 1)1°. Eumev
Schefki»Bei und seine Freunde haben sich nun vorgenommen, dieser bedrohlichen
Lage durch eine planmäßige Aktion zu steuern. Sie veranstalteten zunächst in
Konstantinopel eine von Dr. Schefki»Bei eingeleitete Reihe von Vorträgen, um die
türkische Intelligenz mit den die Volksgesundheit untergrabenden Momenten ver»
traut zu machen. Im Balkanzug konnte mir der Leiter dieser Bestrebungen Mit»
teilungen über die weiterhin geplanten Maßnahmen machen.

„Die Kammer — erzählte Dr. Schefki»Bei — hat auf meinen Antrag einen
Kredit von 50 000 Pfund für die nächsten Sanierungsmaßregeln ins Budget ein-
gestellt. Da wir eine Sanierung des Bodens binnen kurzer Frist nicht herbei»
führen können, müssen wir vor allem die Bevölkerung durch genügende „Chin l»
nisi erung" vor dem Sumpffieber schützen. Eine große Schwierigkeit bereitete

uns aber die Beschaffung des nötigen Quantums von Chinin. Wir brauchen im
ersten Iahre 5000 Kilo. Hiervon konnte uns Holland höchstens 1000 Kilo in Aus»
ficht stellen. Aus dieser schwierigen Lage hat uns nun das Entgegenkommen
Deutschlands befreit. Zu unserer größten Freude haben wir erfahren,
daß Deutschland bereit ist, uns 4 0 0 0 K i l o C h in in zu liefern. Neben dieser
allerdringendsten Maßregel planen wir die Entsendung von Wanderlehrern, die die
Aufklärung des Volkes in die Wege leiten sollen. Auch werden Modelle von hygie-
nischen Bauernhäusern verschickt und neue Dörfer nach diesen Modellen gebaut.
Ich hoffe, nach Abschluß des offiziellen Programms unserer Abordnung noch einige
Zeit in Deutschland bleiben zu können, um die volksgesnndheitlichen Einrichtungen
zu studieren. Es ist ja der große VorzugderdeutschenWissenschaft,
daß sie sich nicht auf die Theorie beschränkt, sondern mit vorbildlichem
Organisationsgeschick die Ergebnisse der Forschung praktisch ve»
wertet. So dürfte durch unseren Aufenthalt in Deutschland auch ein heilsamer
Nebenzweck erreicht werden"
Eines der interessantesten Mitglieder der Abordnung ist Salah Dschim»
dscho s»B e i. Er gehört zu den jüngsten, aber auch zu den einflußreichsten Parla»
mentariern und vertritt in der Kammer, neben Em. Carasso, die Stadt Konstan-
tinopel. Dschimdschos»Bei ist Quästor des Parlaments und Generalsekretär der
parlamentarischen Gruppe der jungtürkischen Partei. Eine schlanke, jünglinghafte
Erscheinung, macht er eher den Eindruck eines französischen Dichters als den eines
türkischen Deputierten. In der Tat kommt er, gleich Dschahid, von der Literatur her,
und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich mitteile, daß sein Name ein litera »
rischesPseudonym ist, unter dem seine Schriften großen Erfolg errungen
haben. Daß auch er die politische Laufbahn ergriffen hat, ist wohl auf „erb»
liche Belastung" zurückzuführen. Er ist der Sprößling einer Familie, die der
Türkei schon manchen Staatsmann geschenkt hat, so vor allem seinen Großvater,
den Wesir Ibrahim Pascha. Dschimdschos gehört jener Gruppe von Parlamen-
tariern an, die sich bemüht, durch legislatorische und praktisch»organisatorische
Maßregeln den wirtschaftlichen Aufschwung der Türkei nach dem Kriege vor»
zubereiten.
„Dieser Aufschwung — führte er aus — wird sich durch eine geeignete Kom »
binierung des türkischen Kapitals mit dem ausländischen
erzielen lassen. Es fehlt uns nicht an Kapital, doch ist unser Kapital noch viel zu
furchtsam. Immerhin haben wir gelegentlich des Moratoriums festgestellt, daß es
in Konstantinopel allein 13 Millionen Pfund türkischer Forderungen gab.
Um die Beteiligung des ausländischen, vor allem des deutschen Kapitals
zu erleichtern, werden wir an Stelle der Kapitulationen durch neu «Gerichts»

organisation alle erforderlichen Sicherheiten schaffen. Die Trennung
der weltlichen Gerichtsbarkeit von der kirchlichen muß ohne
Aufschub eingeleitet und noch während des Krieges durchgeführt
werden. Meine Freunde und ich sind entschlossene Anhänger dieses Gedankens,
und wir zweifeln nicht, daß wir ihn verwirklichen werden."
Dr. Haschim»Bei, der Deputierte von Burdur, ist Professor an der
Universität Konstantinopel. Der Doyen der Abordnung istMustafaNedim»
Bei, der Abgeordnete von Tschangra. Ferner gehört ihr der Abgeordnete von
Smyrna, Said » Bei, an.
Wir nähern uns Berlin. Hussein Dschahid»Bei, der Führer der
Abordnung, bildet jetzt ihren Mittelpunkt. Ein Vierziger, mit blitzenden, schwarzen
Augen und an den Schliffen leicht ergrauten Haaren, vornehm in der Erscheinung,
gemessen in den Bewegungen. Das Hin und Her des Eisenbahnzugsgesprächs
macht einer erwartungsvollen Sammlung Platz. Dschahid»Bei ergreift das Wort:
„Unsere Sympathie für Deutschland ist nicht vorüber-
gehender Art. Wir bedauern es nur, daß das Bündnis so spät geschlossen
wurde, erst während des Krieges. Wäre die Verständigung früher erfolgt, so hätte
sich die Türkei für den Krieg besser vorbereiten können. Wir hoffen aber, daß das
Bündnis dafür umsolängerdauern wird. Dieganzetürkische
Kammer steht heute fest auf dem Boden dieser Orientierung, ja es gibt in der
Türkei keinen Menschen, der nicht von der Notwendigkeit des Bünd-
nisses überzeugt w3re. Als Trägerdieser Empfindungen kommen
wir heute nach Deutschland, um die Grüße des türkischen Parlaments und des
ganzen türkischen Volkes zu überbringen. Wir hoffen, daß diese Grüße so herzlich
aufgenommen werden, wie sie dargebracht sind."

Die türkischen Abgeordneten in Berlin

Die türkischen Abgeordneten in Verlin.

Mit dem um 9 Uhr 53 Minuten abends in Berlin eintreffenden Balkanzug sind am 22. Mai sieben Mitglieder der türkischen Kammer als Gäste des deutschen Reichstages in Berlin eingetroffen. Es sind dies: Vizepräsident der Kammer Hussein Dschahid Bei, Abgeordneter von Konstantinopel, Generalleutnant Hassan Riza Pascha, Abgeordneter von Hodeida, Selah Dschimdschos Bei, Abgeordneter von Konstantinopel, Seyd Hachim Bei, Abgeordneter von Bordur, S«yd Bei, Abgeordneter von Smyrna, Omer Schefki Bei, Abgeordneter von Siwas, Mustapha Nedin Bei, Präsident des Ausschusses für die nationale Verteidigung. Zum Empfange der Gäste hatten sich im Fürstenzimmer des Bahnhofes Friedrichstraße versammelt: In Vertretung der Regierung: Legationsrat v. Kuhl» mann, Legationsrat Schmidt, Attachs Baron v. Ow»Wachendorf und Konsul Padel, ferner als Vertreter des Reichstages der Reichstagspräsident Kaempf, ferner die Abgeordneten Dr. Streesemann, Dr. Paasche, Graf Westarp, Erzberger, Dr. Wiemer, Major Frommer, Graf Karmer, Freiherr v. Gamp und Geheimrat v. Iungheim. Die türkische Botschaft war unter Führung des Botschafters Hakki Pascha und des Botschaftsrats Edhem Bei vollzählig erschienen. Ferner hatten sich zur Begrüßung eingefunden der türkische Generalkonsul Lufti Bei, der Direktor des Alten Museums, Geheimrat Wiegand, der jahrelang der deutschen Botschaft in Konstantinopel attachiert war, und eine große Anzahl von Herren und Damen der türkischen Kolonie. Die Abgeordneten wurden nach ihrer Ankunft vom Ober» bahnhofsvorsteher, Rechnungsrat Iockowski, in das Fürstenzimmer geleitet, wo der türkische Botschafter die Vorstellung der Gäste übernahm. Hierauf trat Reichs» tagspräsident Kaempf vor und hielt folgende Ansprache: „Meine Herren! Es gereicht mir zur hohen Ehre und großen Befriedigung, Sie gleich bei Ihrer Ankunft in Berlin namens des Reichstages begrüßen zu dürfen. Wir sind glücklich, so erlauchte Gäste und hervorragende Vertreter der türkischen Kammer bei uns zu sehen, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß es uns gelingen wird, Ihnen Berlin und seine Bevölkerung von ihrer besten Seite zu zeigen und die guten persönlichen Beziehungen, die sich zwischen unseren Völkern bildeten, zu erweitern und zu vertiefen. Seien Sie uns willkommen und nehmen Sie unsere freundlichsten Grüße entgegen." Nachdem der Beifall, der der Rede gefolgt war, geendet hatte, ergriff der Vizepräsident der türkischen Kammer HusseinDschahidBeidas Wort. Er sagte in türkischer Sprache etwa folgendes: „Die Gefühle der Freundschaft haben uns schon vor unserem Eintreffen in Deutschland bis in's Innerste gerührt. Wir haben das Bedürfnis gehabt, durch unseren Besuch den Beziehungen noch eine besonders persönliche Note zu geben. Und wir haben schon von Beginn der deutschen Grenze an fest- stellen können, mit welcher Herzlichkeit das deutsche Volk unserem Besuch entgegen»

sieht. Wir sind überzeugt, daß die Tage, die wir in Berlin verleben werden, dazu beitragen werden, die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen mit tiefer Herzlichkeit zu erfüllen. Wir alle danken für den warmen Empfang und die herzlichen Worte, die der Präsident des deutschen Parlaments an uns zu richten die Güte hatte." Hierauf begaben sich die Herren zu den für sie vom Militär-kommando bereitgestellten Automobilen und fuhren durch die Friedrichstraße über die Linden ins Hotel Adlon, wo sie Wohnung nahmen. Vor dem Bahnhofe bildete eine nach vielen hundert Köpfen zählende Menschenmenge Spalier, die die Gäste mit lebhaften Hurrarufen begrüßte.

Die türkischen Abgeordneten folgten am 23. Mai einer Einladung der Neutsch'Asiatischen Gesellschaft zum Frühstück im Gasthof Esplanade. Der stellvertretende Vorsitzende, Admiral von Truppe l, begrüßte die verehrten Gäste mit herzlichen Worten. Die Deutsch»Asiatische Gesell-schaft wollte das Ihrige dazu beitragen, daß die osmanischen Freunde sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches so schnell wie möglich heimisch fühlten.

Exzellenz von Truppe!,
Vizepräsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft:

Im Namen der Deutsch»Asiatischen Gesellschaft begrüße ich unsere heutigen Gäste, im Namen aller meiner Landsleute heiße ich die Herren Abgeordneten der Osmanischen Kammer, deren Erscheinen in der deutschen Reichshauptstadt den Anlaß zu unserem Beisammensein gab, herzlich willkommen. Möge diese ein-leitende Feier in unserer Gesellschaft dazu dienen, daß die Besucher aus dem uns verbündeten Osmanenreich sich von vornherein unter uns Deutschen in der Reichs-hauptstadt wohl und heimisch fühlen. Dem freundschaftlichen, ungezwungenen Charakter dieses ersten Beisammenseins entsprechend, möchte ich hier nicht von der großen historischen Bedeutung dieses Parlamentarierbesuches sprechen, nicht von den großen politischen Gesichtspunkten, von dem gewaltigen Weben der Welt» geschichte, das unsere beiden Völker zusammengeführt hat, Schulter an Schulter in einem Riesenkampfe, und das sie auch nach diesem Kriege als gute Kameraden zusammenhalten wird für neue Friedensarbeit auf der neu gewonnenen Grundlage. Die Völker bestehen aus einzelnen Menschen und die einzelnen Menschen sind schließlich die ersten und letzten unmittelbaren Träger der Volksideen, Volksideale, Volksgeschicke; darum ist es nötig, wenn zwei Völker als gute Kameraden neben-einander und miteinander, sei es im Kriege, sei es im Frieden, erfolgreich schaffen und wirken wollen, daß auch die einzelnen Menschen sich verstehen, sich kennen, achten und lieben lernen. Auf dieses Ziel hat die Deutsch»Asiatische Gesellschaft von jeher und gerade in den beiden Kriegsjahren ihre Tätigkeit gerichtet, und ich

glaube sagen zu dürfen, durch ihre Veranstaltungen auch manches erreicht, gerade im Verhältnis zu unseren islamitischen Bundesgenossen. Diesem Ziel soll auch in erster Linie unsere heutige Veranstaltung dienen; sie soll unsere osmanischen Gäste uns näher führen von Mensch zu Mensch, von Freund zu Freund! Und wenn wir uns in diesem Augenblicke vielleicht noch einigermaßen fremd gegenüber stehen und noch nach persönlichen Anknüpfungen suchen, so vermag gerade hier im Kreise unserer Gesellschaft ein Zauberwort diesen Bann zu brechen, unsere Herzen einander zu öffnen: Der Gründer und bisherige Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, der ihr den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, war der verewigte Feldmarschall von der Goltz»Pascha, diese vorbildliche Incarnation des deutsch-türkischen Freundschaftsgedankens. Von ihm gilt das Bibelwort, das in fast der» selben Fassung sich auch in den heiligen Schriften des Islam findet: „Niemand kann größere Liebe erweisen denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde." Dieses Wort und seine Erfüllung durch unseren verewigten Feldmarschall bedarf keines Kommentars, nicht für uns Deutsche, nicht für die Osmanen. Suchen wir, halten wir Freundschaft, von Mensch zu Mensch, wie unseren unvergeßlichen Präsidenten ungezählte Fäden der Freundschaft verbanden mit Hoch und Niedrig im Osmanenreich. Halten wir Freundschaft von Volk zu Volk in treuem, durch Blut und Eisen gekitteten Bündnis! Und wem es etwa noch zweifelhaft dünkt, ob ein solches aus der Kriegsnot geborenes Bündnis bei unseren verschiedenartigen Interessen, Kultur» und Weltanschauungen den Frieden lange überdauern könne, dem rufe ich erst recht zu: Werdet erst Freunde als Einzelmenschen, dann werdet ihr euch auch von Volk zu Volk mit den Augen der Freundschaft ansehen, dann werdet ihr die verschiedenartigen Weltanschauungen mit den Augen der Freund» schaft messen und werten und nicht mehr das Trennende, sondern das Verbindende erkennen und auf euch wirken lassen.

Diesem unseren Freundschaftswillen, unseren Freundschaftsgefühlen wollen wir Ausdruck geben, indem wir der erhabenen Herrscher unserer beiden verbündeten Völker gedenken: Ihre Majestäten der Deutsche Kaiser und der Padischah der Osmanen sie leben hoch!

Botschaftsrat Edhem Bei:')

Erzellenzen! Meine Herren!

Da mein Chef, Seine Hoheit HaNi Pascha, einem höheren Befehl gehorchend, dieser Versammlung nicht beiwohnen konnte, gestatte ich mir, an seiner Stelle das Wort zu ergreifen, um Seiner Erzellenz, Admiral von Truppe! und den Mit-gliedern der Deutsch»Asiatischen Gesellschaft herzlichst dafür zu danken, daß sie in so liebenswürdiger Weise hier die bevollmächtigten Vertreter der politischen und

*) Text für „Nord und Süd« durchgesehen. Di« Redaktion.

intellektuellen Welt des Deutschen Reiches mit denen der ihr eng befreundeten und verbündeten Nation vereinigt hat.
In meinen Augen ist dieses Zusammensein nicht nur eine gesellschaftlich liebenswürdige Form, seine Bedeutung scheint mir größer und von zukünftigen Resultaten begleitet. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft ist eine humanitäre Ver» einigung, die ihr Ziel darin sieht, europäische Kultur unter den Völkern Asiens zu verbreiten. Ein großer Teil dieses Kontinents umschließt Millionen von Türken und noch mehr Muselmanen. Dort ist unsere Heimat, Turan.
So erfüllt sich durch dieses Zusammensein die Grundlage eines intimen Zu- sammenwirkens; ich bin überzeugt, daß dieses Zusammenwirken die besten Resultate zeitigen wird.
Ich möchte an dieser Stelle noch den aufrichtigen und großen Schmerz zum Ausdruck bringen, den das ottomanische Volk über den Verlust des bedeutenden und verehrten Marschalls von der Goltz»Pascha empfunden hat.
Ich erhebe mein Glas auf die kostbare Gesundheit Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, hoch! hoch! hoch!

Seyd Bei, Abgeordneter von Smyrna
ergriff hierauf das Wort, um in längerer Rede den Zusammenhang Deutschlands mit der Türkei zu schildern.*)

Generalleutnant Hassan RizaPascha, Abgeordneter von Hod «ida,
hat sich der Übersetzung dieser hervorragenden Rede in überaus liebenswürdiger und formvollendeter Weise unterzogen, und die inhaltsreichen Gedanken derselben haben das allergrößte Interesse der Anwesenden hervorgerufen und werden sicher bei der Veröffentlichung auch weiteren Kreisen eine Aufklärung über manche falschen Ansichten bringen, die gerade inbetreff der islamitischen Religion bestehen, von der behauptet wird, sie sei ein Hindernis für den Fortschritt. Wir veröffentlichen nachstehend den Inhalt der außerordentlich gewandt übersetzten Rede wie folgt:
Hochverehrte Erzellenzen! Hochverehrte Herren!
Wir haben mit großer Freude der Einladung der Vertreter der edlen und im Sinne des Wortes großen Deutschen Folge geleistet. Wir sind über die herzliche, gastliche Aufnahme sehr gerührt. Wir sehen, diese Aufnahme kommt von Herzen; was von Herzen kommt, geht zu Herzen.
Die wertvolle Rede von Sr. Erzellenz dem Herrn Präsidenten hat auf uns großen Eindruck gemacht. Wir werden diese hohen Ideen bei uns zu Hause weiter pflanzen und unser Möglichstes tun, daß sie bei uns Wurzel fassen werden. Schon

*) Für ,Norb und Süd" duichaeschen. Die Redaktion.

vor diesem Kriege haben wir eine Annäherung an Deutschland gesucht und gefun»
den, weil wir wußten, daß Deutschland ohne Interesse das Wohl der Türkei
gewollt hat. Die Staaten, die in diesem Weltkrieg an unserer Vernichtung
arbeiten, behaupten bei jeder Gelegenheit, daß sie für die Türkei viel Gutes
geleistet haben. Deutschland trotz seiner vielen guten Leistungen für die Türkei
hat diese Behauptung nicht aufgestellt. Gerade in der Zeit kam der Weltkrieg.
Die Annäherung beider Völker hat sich als Waffenbrüderschaft gestaltet. Von
Waffenbrüderschaft ist sie politisch geworden, von Politik bis zu unserer Seelr
gedrungen. Meine Herren, was in die Seele gedrungen ist, bleibt ewig. Ich
kann es offen, sehr offen sagen, das türkische Gefühl für Deutschland ist ein Ver»
wandtschaftsgefühl. Über diese Frage will ich mich kurz fassen. Seine Erzellenz
der Präsident hat in seiner Rede von Islamismus gesprochen. Ich habe nicht die
Absicht, den Islamismus hier zum Ausdruck zu bringen. Nur unsere Feinde, um
die Türkei in den Augen des Deutschen klein zu machen, behaupten, daß der Isla-
mismus ein Hindernis für den Fortschritt sei. Sie machen Propaganda in ihren
Zeitungen, Zeitschriften und wollen diese boshafte Idee weiter verbreiten. Meine
Herren, wer den Islam kennt, wird auf eine solche Behauptung keinen Wert
legen. Aber man kann nicht verlangen, daß jeder den Islam kennt. Deshalb ist
das, was ich hier sagen will, nicht für den Kenner, sondern für die einfachere
Volksschicht. Meine Verteidigung gegen diese boshaften Verbreitungen, wenn
sie aus meinen eigenen Worten besteht, wird keine große Bedeutung haben, deshalb
will ich die Worte des Begründers dieses Glaubens hier zitieren, und zwar:

1. Die hohe Wissenschaft ist ein verlorenes Eigentum des Gläubigen. Man
muß sie aussuchen und sich sein Eigentum machen.
2. Lernet von der Wiege bis zum Grabe.
3. Wenn das Wissen in China ist, geht hin und lernet dort.

Es gibt noch viele ähnliche Sprüche von Mohammed, aber es gibt noch höhere
Gebote. Der Koran sagt: „Die Welt gehört dem Geeigneten", d. h. man muß
geeignet sein, um die Welt zu beherrschen. Ich glaube, diese erwähnten Sprüche
werden uns wohl eine Idee geben, wie der Islam zum Fortschritt geeignet ist.
Man kann mir entgegensetzen, warum die islamitischen Völker im Vergleich des
Abendlandes und des Occidents soviel zurückgeblieben sind. Die Ursache muß man
nicht in der Religion, sondern im Regierungssystem suchen. Die Regierungen des
Islam suchen in ihrem Interesse den Islam im Dunkeln, in Unwissenheit zu halten.
Aber dem gegenüber hat mein« Partei (Einheit und Fortschritt!) das alte System
vom Grunde abgeschafft und will jetzt einen Fortschritt mit Freiheit und Sittlich»
keit anschaffen. Bis man den Zweck erreicht, braucht man Zeit. Wenn auch die
Zeit noch lang dauern wird, so werden wir doch bei der Erreichung unseres Zweckes
ausharren. Wir wollen die Deutschen nicht nur als Beispiel für unsere Armee,
sondern bei allen unseren Regierungszweigen nachahmen.
Wir werden die bedeutungsvollen geistreichen Worte Sr. Erzellenz des Präsi»

denten für unsere Zukunft maßgebend halten. Gestatten Sie, meine Herren, daß
ich mir erlaube, den Namen des ersten Begründers und Präsidenten der Deutsch-
Asiatischen Gesellschaft, des verstorbenen Feldmarschalls Freiherrn von der Goltz»
Pascha mit Ehrfurcht und Ehrerbietung hier zu erwähnen. Und als Schluß gestatte
ich mir, auf das Wohl der Herrscher der beiden verbündeten Völker, Sr. Majestät
des Deutschen Kaisers und Seiner Majestät Mohammed V. zu trinken. Ich
erhebe mein Glas, hoch! hoch! hoch!

Zu Ehren der türkischen Abgeordneten fand am 23. Mai nachmittag in der
Wandelhalle des Reichstages ein festlicher Empfang in Form eines 5 Uhr»Tees
statt. Der Reichstagspräsident Erzellenz Dr. Kaempf begrüßte, unterstützt von den
Vizepräsidenten Dr. Paasche und Dr. Dove, sowie dem Abgeordneten
Dr. Spahn und Geheimrat Iungheimdie Gäste, unter denen sich der Ober»
kommandierende in den Marken, Generaloberst von Kessel, die Staatssekretäre
Dr. Helfferich, von Iagow, Dr. Lisco und Kraetke, die Staatsminister von
Breitenbach, Dr. Lentze, Dr. Beseler, die Unterstaatssekretäre Heinrich und Wahn»
schaffe, Reichsbankpräsident Dr. Havenstein, der bayerische Gesandte Graf von
Lerchenfeld, der württembergische Gesandte v. Varnbüler, Polizeipräsident von
Iagow, Bürgermeister Dr. Reicke, viele andere Staats» und Kommunalbeamte
sowie viele Abgeordnete aller Parteien befanden.

Punkt 5 Uhr setzte die Musik des 2. Garde»Regiments z. F. mit einem türkischen
Festmarsch ein, als, geführt von dem türkischen Botschafter Hakki Pascha, Ober»
bürgermeister Wermuth und dem Abgeordneten Grafen Westarp, die türkischen
Herren die Festhalle bettaten.

Nach der Begrüßung richtete
Reichstagspräsident Dr. Kaempf
nachstehende Ansprachean die Gäste:

Meine Herren Kollegen von der Volksvertretung des Osmanischen Reiches!

Ein bedeutungsvoller Augenblick ist es, in welchem wir den Vertretern des
Osmanischen Volkes den Willkommensgruß im Deutschen Reichstage entbieten,
und uns von Volk zu Volk die Hände reichen.

Ein bedeutungsvoller Augenblick! Denn es kommt in ihm uns und der
ganzen Welt zum Bewußtsein, daß sich verwirklicht hat, was unser Kaiser 1898 in
Konstantinopel weitblickend ausgesprochen, daß zwei große Völker, die verschiedener
Abstammung und verschiedenen Glaubens sind, wohl gute Freunde werden können
und in friedlichem Wettbewerb sich gegenseitig zu nützen vermögen. Treffend hat
der ausgezeichnete Staatsmann, der in dieser gewaltigen Zeit die auswärtige
Politik des Osmanischen Reiches leitet, den Ausspruch des Deutschen Kaisers be»

buchtet. Die Mächte der Entente — so führte Halil Bei aus — haben der Türkei einen Vertrag angeboten, durch den die Integrität des Türkischen Reiches garan» tiert werden sollte. Wir aber wissen — so fügte er hinzu —, daß dieses Garantie- system nur eine drückende Vormundschaft bedeutet, und haben einen solchen Vertrag abgelehnt. Deutschland aber bot uns ein Bündnis zu gleichen Rechten und von langer Dauer an, auf der Grundlage gegenseitigen und gleichwertigen Beistandes gegen jede Gefahr; auf der Grundlage gegenseitiger Achtung ihrer gegenseitigen Rechte und ihrer Souveränität haben sich die beiden Staaten geeinigt. (Bravo!)

Meine Herren Kollegen von der türkischen Volksvertretung! Der gewaltige Krieg, den Sie und wir zusammen mit unseren tapferen Verbündeten führen, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Befreiungskrieg. (Bravo!) Sie, wie wir und unsere Verbündeten, wollen unsere geistigen und wirtschaftlichen Kräfte frei ent» wickeln können, fernerhin nicht mehr behindert durch die englische Selbstsucht, nicht mehr behindert durch die russische Bedrückung. (Bravo!)

Das ganze Volk bei Ihnen und bei uns weiß, daß es sich in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein handelt, und übernimmt die Opfer, die dieser Krieg fordert, mutig und willig. Dieses Bewußtsein schmiedet die Völker aneinander.

So führen wir diesen gewaltigen Volkskrieg in treuer Waffenbrüderschaft.

Die glänzenden Siege der osmanischen Armee auf Gallipoli, bei Kut el Amara bis zum Suezkanal, die heroischen Waffentaten unserer Verbündeten im Osten und Süden und auf dem Balkan, Deutschlands Erfolge an allen Fronten haben unseren Feinden gezeigt, daß wir mit unseren Verbündeten unbesiegbar sind.

Dies eröffnet uns die Aussicht auf eine glückliche und segensreiche Friedens» arbeit, auf den Fortschritt in der Kultur, den wir uns erkämpfen wollen, zum gegenseitigen Nutzen.

Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät der Sultan Muhammed V., Kaiser der Osmanen, der Siegreiche, das türkische Volk, das ganze Türkische Reich, Hurra!

Die Musik spielte nach dem dreifachen Hurra die türkische Nationalhymne.

Darauf übersetzte Konsul Padel die Rede des Präsidenten in die türkische Sprache.

Seyd Hachim Bei,

Universitätsprofessor in Konstantinopel, Abgeordneter für Bordur, hielt darauf nachstehende, sofort vom Generalleutnant Hassan Riza Pascha, Abgeordneten für Hodeida, übersetzte Rede:

Meine Herren! Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für die gütige Auf» nahme, die von Ihnen und allen Herren Kollegen uns entgegengebracht wurde. Seine Erzellenz der Herr Präsident hat einen Spruch Seiner Majestät als Basis

seiner Rede genommen, indem er sagt: Zwei Völker, wenn sie nicht von einer Rasse und von einem Stamm sind, können sich doch gegenseitig helfen, und es ist Tatsache, wenn zwei Völker sich mit beiderseitigem Vertrauen aneinander anlehnen, so wird sicherlich daraus ein sehr erfolgreiches und segensreiches Resultat herauskommen. Deutschland mit seiner Größe und Vergangenheit ist ein Kulturstaat. Klare Köpfe und hervorragende Persönlichkeiten, die Deutschland auf diese Stufe gehoben haben, haben Deutschland eine sichere und glänzende Gegenwart und Zukunft bereitet. Die Folge davon ist, daß heute Deutschland mit seiner Größe von der ganzen Welt, selbst von seinen Feinden auch, bewundert wird. Die Folge davon ist, daß die Fahne Deutschlands, dieser großen Macht, überall siegreich weht."

Wir Türken und unsere Geschichte haben auch unsere Kultur gehabt wie das deutsche Volk, aber leider — diese Kultur ist mit der Zeit etwas verdunkelt worden. Heute ist es nicht mehr der Fall. Wir haben einen neuen Krieg für unsere Zukunft unternommen. (Bravo!)

Wir werden eine gesetzliche rechtliche Nation und ein eben solcher Staat werden. (Erneuter Beifall.) Wir haben, wie der Herr Präsident auch erwähnt hat, einige Verträge mit Deutschland auf Gegenseitigkeit abgeschlossen. Wir hoffen, daß das so auf gegenseitigen Rechten gebaute Bündnis in Zukunft seine Früchte welter tragen wird. (Lebhafter Beifall.)

Zum Schluß seiner Rede brachte Hassan Riza Pascha ein dreimaliges Hoch auf den deutschen Kaiser aus, in das die Versammlung begeistert einstimmte. Nach der Hymne „Heil dir im Siegerkranz" erschollen lebhafte Beifallskundgebungen.

In zwanglosem Zusammensein unterhielten sich Deutsche und Türken noch lange Zeit bei den Klängen der Kapelle in angenehmster Weise.

Das prächtigste Wetter begünstigte den Empfang, den am 24. Mai nachmittag der Herr Reichskanzler zu Ehren der anwesenden Abordnung des türkischen Parlaments in seinem herrlichen Garten veranstaltete. Von 5 Uhr ab erschienen die eingeladenen Gäste in rascher Folge, sodaß in kurzer Zeit eine zahlreiche glänzende Gesellschaft um die türkischen Gäste versammelt war. Der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg, unterstützt vom Unterstaatssekretär Wahnschaffe, begrüßte persönlich jeden einzelnen seiner Gäste. Sämtliche Staatsminister und Staatssekretäre, die Mitglieder der türkischen Botschaft, an ihrer Spitze der Botschafter Hakki Pascha, der türkische Generalkonsul Lutfi Bey, eine größere Anzahl hervorragender türkischer Staatsangehöriger, die sich zurzeit in Berlin aufhalten, die Kaiserlich türkischen Prinzen Abdul Rahim und Abdul Halim mit ihrer Begleitung, der österreichisch-ungarische Botschafter Prinz zu

Hohenlohe, der bulgarische Geschäftsträger Dr. Nikyphoroff, der Oberhofmarschall des Kaisers, Freiherr v. Reischach, die hier anwesenden österreichisch»ungarischen Delegierten zur Beratung wirtschaftlicher Fragen, zahlreiche Mitglieder des Bundesrats, darunter Graf zu Lerchenfeld, Freiherr v. Salz«, Freiherr von Varn» bühler, Dr. Paulsen, Dr. Boden und andere, der Präsident des Reichstags Dr. Kaempf, Vizepräsident Spahn, zahlreiche Abgeordnete aller Parteien des Reichstags und des Landtags, die Präsidenten des Herrenhauses und Abgeordneten-hauses, Vertreter der Deutsch»Asiatischen Gesellschaft, darunter Admiral von Truppel, Generalleutnant Imhoff, Wirkl. Geheimrat Fischer, Gesandter Raschdau, Vertreter der Deutsch»Türkischen Vereinigung, darunter Generalkonsul von Koch, Dr. Alerander, Professor Iaeckh, Dr. v. Schwabach, zahlreiche hohe Beamte, der Chef des Stellvertretenden Generalstabs Generaloberst v. Moltke, Stellt,«» tretender Kriegsminister v. Wandel, Reichsbankpräsident Havenstein, die Direk» toren v. Gwinner und Stauß, der Direktor der Dresdener Bank Herbert Gutmann, Oberbürgermeister Wermuth, Polizeipräsident v. Iagow, der Herzog zu Trachen» berg und viele andere hervorragende Persönlichkeiten waren erschienen.
Die türkischen Abgeordneten, Vizepräsident der Kammer, Hussein Djahid Bey, Generalleutnant Hassan Riza Pascha, der Quästor der Kammer Selah Dschimdschos Bey, der Präsident der Gesellschaft der nationalen Verteidigung Mustapha Nedim Bey, sowie die Abgeordneten Seyd Bey, Seyd Haschim Bey, Omer Schefki Bey und ihre Begleiter wurden von allen Seiten herzlich begrüßt und waren alsbald Mittelpunkt lebhafter Unterhaltung. Nach einiger Zeit trat der Kanzler unter die Fenster des geschichtlichen Berliner Kongreßsaales. Die ganze Gesellschaft stellte sich im Halbkreise um ihn auf, und er begrüßte mit weithin tragender Stimme, wiederholt vom lebhaften Beifalle seiner Zuhörer unterbrochen, seine türkischen Gäste. Generalleutnant Hassan Riza Pascha übersetzte die Rede des Kanzlers in die türkische Sprache. Unmittelbar darauf erwiderte der Vize» präsident der Kammer Hussein Djahid Bey unter wiederholter lebhafter Zustim-mung seiner türkischen Freunde mit einem dreifachen begeistert aufgenommenen Hoch auf den Deutschen Kaiser, auf das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Auch seine Rede wurde von Generalleutnant Hassan Riza Pascha diesmal in deutscher Sprache wiederholt. Mit herzlichem Händeschütteln dankte der Reichs» kanzler hierauf noch persönlich dem Sprecher seiner türkischen Gäste und lud so» dann die Herren ein, unter den Bäumen des in voller Maienpracht stehenden herrlichen Gartens einige Erfrischungen zu nehmen. Wiederum entwickelte sich eine außerordentlich lebhafte Unterhaltung, die sich bis gegen 7 Uhr abends fort-setzte. Der Reichskanzler ging von Gruppe zu Grnppe und hielt dadurch das interessante Gesellschaftsbild in beinahe ununterbrochener Bewegung. Mit herz» lichem Danke für die ihnen gebotene eindrucksvolle Gastfreundschaft verließen die türkischen Gäste, an ihrer Spitze die Kaiserlich türkischen Prinzen, das Reichs» kanzlerpalais.

Die türkischen Abgeordneten in Berlin
Ansprache des Reichskanzlers.
Der Kanzler begrüßte seine türkischen Gäste mit folgender Rede:
Meine Herren! Als unsere Kreuzer im Mittelmeer beim Ausbruch des
Krieges nach erfolgreichem Vorstoß gegen französische Häfen sich ihren Weg mitten
durch die Feinde bahnen mußten, bangte bei uns manches Herz um ihr Schicksal.
Wir wußten, daß englische Übermacht auf sie lauerte, wie auf sichere Beute. Ein
Jubel ging durch unser Volk, als die Botschaft kam, daß unsere Schiffe nach
gelungenem Durchbruch in den Gewässern von Konstantinopel bei Freunden
geborgen waren.
Monate harten Kampfes folgten, wo Deutschland und Österreich-Ungarn,
nur auf sich selbst gestellt, dem Ansturm der Feinde trotzten. Da trat der Freund
als Bundesgenosse an unsere Seite, der erste, der in uns den Sieger erkannte und
entschlossen seine Sache mit der unsrigen verband. Und abermals ging eine Woge
der Freude durch Deutschlands Gaue.
Den Freund, den Bundesgenossen, das türkische Volk begrüße ich in Ihnen,
meine Herren. Seien Sie herzlich willkommen auf deutschem Boden, willkomme«
im Hause des Reichskanzlers. Wieder flattern im deutschen Winde türkische
Fahnen, wie an jenen Tagen, da an osmanischer Tapferkeit das Dogma britischer
Unbesiegbarkeit zerschellte. Der Ruhm von Gallipoli, der Ruhm von Kut»el»
Ilmara begleitet Sie!
Aber, meine Herren, die Bedeutung unseres Bundes erschöpft sich nicht in
glorreichen Taten des Schwertes. Herzenssache ist es dem deutschen Volke, nach
vollendeter Waffenarbeit auch in Werken des Friedens treu mit dem türkischen
Verbündeten zusammenzustehen. Deutschland und die Türkei haben einander viel
zu bieten. Auf der gesunden Grundlage des Gebens und Nehmens, in wechsel»
seitiger Ergänzung, in achtungsvoller Gleichberechtigung sind unsere Völker be-
rufen, auf den Gebieten von Wirtschaft, Kultur und Recht neue Werte zu schaffen.
Damit dies Ziel erreicht wird, müssen wir uns immer besser kennen und verstehen
lernen. Darum war es ein glücklicher Gedanke, daß schon jetzt im Kriege Mit»
glieder der deutschen Volksvertretung nach Konstantinopel und Sie, meine Herren,
nach Deutschland kamen. Ich hoffe, Ihr Besuch wird Ihnen Gelegenheit geben,
sich gründlich in Deutschland umzusehen und Ihre Kenntnis von deutschem Wesen
und Leben nach allen Richtungen zu bereichern.
Meine Herren, mit klarem Blick hat Seine Majestät der Sultan, von den
treuest'en Patrioten des Landes klug beraten, in geschichtlicher Stunde erkannt, wo
der Platz des türkischen Reiches in diesem Völkerringen war. Mögen Ihrem er»
lauchten Herrscher zum Segen des osmanischen Reiches noch lange Iahre ruhm»
reicher Regierung beschieden sein! Seine Majestät der Sultan, hoch!

Die türkischen Abgeordneten in Berlin
Vizepräsident Hussein Djahid
erwiderte auf die Ansprache des Reichskanzlers folgendes:
Seitdem wir den deutschen Boden betreten haben, haben wir die schöne Orientssonne nicht mehr gesehen. An deren Stelle aber eine andere deutsche Sonne. Sie trifft uns mit verstärkter Kraft und Wärme, bis ins Innerste. Das ist die Sonne der Freundschaft und Liebe. Nicht allein vom amtlichen Deutschland, nicht allein von Volks» und Stadtvertretung, von allen Seiten, selbst bei den Kindern, haben wir bei allen Deutschen aufrichtige und herzliche Beweise von aufrichtiger Aufnahme gefunden. Das beweist uns, daß das Bündnis, welches unsere Regierungen geschlossen haben, im ganzen deutschen Volke eine freudige Aufnahme findet. Wenn man sieht, in wie kurzer Zeit in Stambul die deutschen und die anatolischen Söhne sich verstehen gelernt haben, und wie schnell sie Freundschaft und Brüderschaft geschlossen haben, so begreift man, daß das Bündnis eine aus der Tiefe der Seele kommende Lebensnotwendigkeit für die ganze Zukunft ist. Die Türken denken heute nur an eins: nicht an Frieden, sondern nur an Sieg! Die Türkei, welche lange Zeit innere Wirren und hintereinander zwei Kriege durchgemacht und dabei unverdientes Unglück erlitten hat, hat in einer Zeit, wo man sie auf dem Höhepunkt der Schwäche glaubte, hat in diesem Krieg eine Armee von 2V2 Millionen aufgebracht. Sie hat sich schweren Opfern unterworfen, um dem von allen vier Seiten der Grenze angreifenden Feind entgegenzutreten. Sie hat der Welt mit den Schlägen, die sie im Irak und in Gallipoli auf den Feind her» niederregnen ließ, bewiesen, daß sie ein ihrem ruhmreichen Waffengefährten würdiger Bundesgenosse ist. Wie schwer die Opfer auch sind, die auf unseren Anteil im Kriege entfallen sind, wir werden in ihm bis zum Ende ausharren, denn die Türkei weiß, daß sie einen Befreiungskrieg führt.
Wir haben mit unseren Opfern Deutschland bewiesen, daß wir es mit unserer Treue ernst nehmen; den Vertrag haben wir gewissermaßen mit unserem Blut gezeichnet! Dieses Bündnis, das uns bis jetzt Opfer auferlegt hat, soll uns in der Zukunft ein wertvoller Mittler zum Fortschritt sein. Wenn wir bis jetzt nicht mehr haben leisten können, so sind die Umstände der Zeit die Ursache dazu gewesen. Die Kapitulationen haben die Quellen unseres Reichtums ausgedörrt. Wenn die junge Türkei früher einen Bundesgenossen gefunden hätte, der ihr bei ihrer Er» starkung Unterstützung geliehen hätte, vielleicht wäre es gar nicht zu diesem Welt» krieg gekommen. Wir erwarten von diesem Kriege, daß er den bekannten Intrigen der europäischen Politik ein Ende setzen und uns freie Zeit schaffen wird, um uns zu reorganisieren. Die junge Türkei kann Reformen nicht entbehren, Reformen waren ihr Zweck. Deshalb ist sie, gestützt durch das Vertrauen des Volkes, zur Herrschaft gekommen. Auf welche Schwierigkeiten sie von Anfang an gestoßen ist, ist Ihnen bekannt, Intrigen über Intrigen im Innern und von außen. Außerdem, der Tripolis» und der Balkankrieg!

Diese Zeiten sind vorbei. Wir begreifen, daß die alten Überlieferungen nicht
mehr am Platze sind. Wir fühlen die Notwendigkeit, in den Kreis der europaischen
Kultur einzutreten. Wir haben die Kapitulationen abgeschafft, aber wir werden
die Iustiz dafür reformieren. Diese Aufgabe haben wir einem deutschen Fachmann
anvertraut. Ebenso werden wir das Schulwesen umgestalten, deutsche Professoren
sind an der Arbeit. Unsere Iugend, männlich und weiblich, schicken wir nach
Deutschland, um ihnen deutsches Wissen und deutsche Tugend anzugewöhnen.
So wird sich das deutsch»türkische Bündnis zu einem unlöslichen Bande ver»
dichten, und in dieser Hoffnung hebe ich mein Glas und rufe aus: unser mächtiger
Bundesgenosse und sein großer Herrscher lebe hoch!
Am 23. Mai abends, nach Schluß der Vorstellung im Opernhause, waren die
türkischen Abgeordneten Gäste der deutschen Parlamentarier, die vor kurzem eine
Reise nach Konstantinopel auf Einladung des türkischen Parlaments unter»
nommen hatten. Ein zwangloses Zusammensein in den Räumen der Deutschen
Gesellschaft von 1914 vermittelte die Erneuerung der früheren Bekanntschaft und
veranlaßte verschiedene herzliche Ansprachen von deutscher und von türkischer Seite,
die den bundesfreundlichen Geist verrieten, der die ganze Reise der türkischen
Abgeordneten nach Deutschland beherrscht.

Festmahl im Kaiserhof.

Am 24. Mai abends folgten die türkischen Abgeordneten einer Einladung der
Deutsch»Türkischen Vereinigung zum Festmahl in dem großen Saal des Kaiserhofs.
Vankdirektor R. von Koch,
Generalkonsul der Türkei, begrüßte die Festteilnehmer mit folgender Ansprache:
Euer Hoheit! Eure Erzellenzen! Meine hochverehrten Herren!
Als Vorsitzender der Deutsch»Türkischen Vereinigung habe ich die Ehre, unsere
hochverehrten osmanischen Gäste, die Vertreter des mit uns verbündeten türkischen
Volkes, in unserer Mitte willkommen zu heißen.
Meine Herren, ich will nicht etwa den Versuch machen, zur Kennzeichnung
unserer großen Freude über diesen Besuch allen unseren Empfindungen Ausdruck
zu verleihen. Die innige Zusammengehörigkeit unserer Völker ist durch gemeinsam
für dieselben Ziele gebrachte Opfer uns derart in's Bewußtsein übergegangen und
so selbstverständlich geworden, daß es mir überflüssig erscheint, die Versicherung
unserer tiefempfundenen Freundschaft noch einmal auszusprechen. Dies erscheint
mir um so weniger notwendig, als wir es bei unseren heutigen Gästen mit alten

Freunden zu tun haben, die uns schon wiederholt besucht und uns ihrerseits noch zu einer Zeit, wo wir nicht Verbündete waren, die freundschaftlichsten Grüße ihres tapferen Volkes überbracht hatten. Gern erinnern wir uns heute der großen Ver» anstaltung in der Handelskammer zu Berlin im Iuli 1911, wo der damalige Ab» geordnete von Konstantinopel, der jetzige Führer der Abordnung, Hussein Djahid Bey uns in einer bedeutsamen Rede von den Zielen und Wünschen der jungen Türkei Mitteilung machte. Mit aufrichtiger Genugtuung stellen wir heute fest, daß der damals von Djahid Bey zum Ausdruck gebrachte patriotische Wunsch nach Abschaffung der Kapitulationen endgültig in Erfüllung gegangen ist. Dieser Ent» schluß und viele andere Beweise zielbewußter Energie berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für eine immer bessere Zukunft. Die große Reformarbeit, die schon während des Krieges auf allen Gebieten mit Eifer eingesetzt hat, wird nach glück- lichem Friedensschluß mit um so größerer Energie fortgesetzt werden können, als wir Deutschen im eigenen Interesse eine in jeder Hinsicht starke und unabhängige Türkei wünschen und wohl imstande sind, durch praktische Mitarbeit, durch Wissen, Technik und Kapital unseren Verbündeten wünschenswerte Dienste zu leisten. Eine solche Zusammenarbeit auf allen Gebieten produktiven Fleißes wird dem schönen gesegneten Lande unserer Freunde ungeahnte wirtschaftliche Kräfte zuführen, die es uns als Bundesgenossen noch wertvoller machen werden.

Meine Herren, wir haben mit dem türkischen Volk gemeinsame Ziele, haben bereits die Siege voneinander als nationale Ereignisse von hoher Bedeutung gefeiert. Das türkische Volk, das sich mit dem Schwerte in der Hand unsere Achtung erfochten hat, das wir aufrichtig ehren und lieben gelernt haben, soll leben. Auf sein Gedeihen leere ich mein Glas.

Die Rede beantwortete in türkischer Sprache der Abgeordnete von Konstan» tinopel SelahDschimdschos. Er wies auf das in Konstantinopel zu er» richtende deutsch»türkische „Haus der Freundschaft" hin, wo alle Gäste aus dem Deutschen Reiche stets willkommen sein werden. Er wolle nicht von den Dokumenten sprechen, die von den Diplomaten unterschrieben werden, er wolle bloß sagen, daß das deutsch»türkische Bündnis nicht bloß ein von den Diplomaten auf Papier, sondern ein von den Völkern mit dem Herzen geschriebenes ist. Mit dem Wunsche, daß das Bündnis sich kulturell und ökonomisch ausgestalten möge, erhob der Redner sein Glas unter Hochrufen auf Kaiser Wilhelm.

Der Präsident des Reichstages, Dr. Ka e m p f, hatte für den 25. Mai abends die anwesenden türkischen Abgeordneten zu einem Festmahl im Hotel Adlon geladen. Über 100 Gäste hatten der Aufforderung des Präsidenten Folge geleistet. Rechts vom Präsidenten Dr. Kaempf saß der türkische Botschafter, links der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg. Außerdem waren die preußischen

Staatsminister und die Staatssekretäre der verschiedenen Reichsämter, die Mit-
glieder der türkischen Botschaft, der Präsident der Reichsbank Dr. Havenstein, der
Präsident der Seehandlung v. Dombois, Polizeipräsident v. Iagow, der Ober»
kommandierende in den Marken Generaloberst v. Kessel, der Kommandant von
Berlin General v. Böhn, Fürst zu Hatzfeld, die Unterstaatssetretäre Frhr. v. Stein,
Wahnschaffe, Heinrichs und Dr. Richter, die Vizepräsidenten des Reichstages
Dove und Dr. Paasche, der Direktor beim Reichstage Geheimrat Iungheim,
zahlreiche Mitglieder des Bundesrats, sowie aller Parteien des Reichstages
«schienen.
Im Verlaufe des Essens erhob sich der Vizepräsident des Reichstags, Geheim»
rat Dr. Paa sch e und hielt folgende Ansprache:
Meine hochverehrten Herren! Im Namen Seiner Erzellenz des Herrn
Präsidenten Dr. Kaempf habe ich die Ehre, Sie alle hier willkommen zu heißen und
namentlich den Herren Kollegen aus dem osmanischen Parlament nochmals herz»
lichst zu danken, daß sie in Erwiderung eines Besuches deutscher Reichstags»
abgeordneter in ihrer schönen Reichshauptstadt der Einladung des Herrn Präsi-
denten gefolgt und hierher gekommen sind, um neue Bande persönlicher
Beziehungen zum deutschen Parlament zu knüpfen. Die Tage Ihrer leider nur
kurzen Anwesenheit in unserer Reichshauptstadt neigen sich dem Ende zu. Aber
ich hoffe, und wir alle wünschen es von Herzen, daß die kurze Zeit, die Sie uns
geschenkt haben, nicht vergeblich gewesen sein und dauernden Nutzen für unsere
verbündeten Länder schaffen wird. Manchen von Ihnen ist ja Deutschland und
deutsches Wesen nicht fremd, mancher von Ihnen war, wie ich von Ihnen erfahren
habe, bereits in Deutschlands Hauptstadt, der Zweck Ihres Besuches war ja auch
nicht der, sich selbst zu überzeugen, daß trotz aller Lügen und Verleumdungen
unserer Feinde die Kraft des deutschen Volkes ungebrochen, sein Kampfes» und
Siegesmut ungeschwächt ist, wir wollten Ihnen auch nicht in festlichen Veran»
staltungen zeigen, daß die Hungerpläne unserer grausamen Gegner erfolglos sind.
Ihnen und uns lag daran, persönliche Bande freundschaftlicher Beziehungen
zu knüpfen. Gestern sprach einer von Ihnen das schöne Wort aus, die Diplomaten
schreiben ihre Bündnisse mit schwarzer Tinte auf weißes Papier. Wir verbündeten
Völker wollen unseren Bund in die Herzen des Volkes schreiben. Dort soll er un»
vergänglich und dauernd sein. Ich hoffe, Sie werden alle aus dem persönlichen
Verkehr mit uns und der Bevölkerung von Berlin den Eindruck empfangen haben,
daß auch uns der Bund zwischen dem großen osmanischen Reiche und Deutschland
ins Herz geschrieben ist.
Ich bedauere es, daß Sie es nicht sehen und mitfühlen können, wie das
deutsche Volk, als die Kunde von der Waffenbrüderschaft zwischen Ihnen und uns
bekannt wurde, aufjubelte und wie wir, hoch und niedrig, oft mit banger Sorge
Ihre Berichte verfolgten, als die vereinten See» und Landstreitkräfte dreier Groß»

mächte den Kampf gegen die Dardanellen und gegen Ihre Landeshauptstadt be»
gannen, wie wir freudig mitempfindend Ihre Siege begrüßten und alle stolz darauf
waren, an dem Waffenruhm Ihrer braven Truppen herzlichen Anteil nehmen zu
können. Wir alle wissen und fühlen es, daß auch über die Tage des blutigen
Kampfes hinaus ein treuer Bund unsere Völker vereinen muß, wenn wir die großen
Kulluraufgaben, die uns beiden nach diesen schweren Tagen der Sorge und des
Kampfes bevorstehen, zum Nutzen und Segen der Kultur durchführen wollen. Das
stolze Wort von „Mitteleuropa, von der Nordsee bis zum Persischen Golf" be»
deutet nicht ein wirtschaftliches und geistiges Herrschenwollen des einen über den
anderen, sondern hat nur deshalb begeisterte Zustimmung in allen Volkskreisen, in
Deutschland und Österreich»Ungarn, gefunden, weil wir fühlen, daß wir nur in
treuer Zusammenarbeit die großen Ziele unserer Kulturentwicklung unter Siche»
rung unserer Länder gegen habgierige Feinde erreichen können. Von der freien
deutschen Nordsee soll der Weg über Österreich und Ungarns Ebenen und Gebirge
über Bulgariens Fluren hineinführen durch die reichen Gebiete des osmanischen
Reiches zum fernen Orient, um wahre Freiheit und echte Kultur erblühen zu lassen,
ohne daß neidische Gegner uns die Möglichkeiten gesunder Entwicklung hindern
können. Nicht materielle Vorteile, sondern herzliches freundschaftliches Verstehen
und volles Vertrauen der Völker zueinander sichern solchen Bund für alle Zeiten.
Wir alle erhoffen und erstreben ihn. Lassen Sie uns diesem Hoffen und diesem
Vertrauen Ausdruck geben, indem wir unser Glas erheben auf das Wohl des er»
habenen Monarchen, der unsere Völker zu diesem segensreichen Bunde zusammen»
geführt hat und hoffentlich vereint mit unserem Kaiser noch recht lange weiter
führen wird. Seine Majestät der Sultan des Osmanischen Reiches, Muhammed V.,
der Siegreiche, er lebe hoch!
Mit lebhaften, wiederholten Zurufen wurde die Ansprache des Vize»
präsidenten des Reichstages aufgenommen.
Alsbald erhob sich der Abgeordnete von Konstantinopel, Salah Eddin
Dschimdschos Bey und erwiderte mit herzlichen Worten auf die Ansprache,
er schätze sich glücklich, den wiederholten Dank für die herzliche deutsche Gast»
freundschaft an dieser Stelle nochmals auszusprechen. Noch bevor die Türkei
Deutschlands Verbündeter war, habe das türkische Volk die jeden Tag einlaufenden
deutschen Siegesnachrichten wie eigene Siege begrüßt. Als die Regierung mit der
Kriegserklärung an Deutschlands Feinde und die eigenen vor das Parlament trat,
war die Zustimmung einhellig. Mit voller Zuversicht sehe die Türkei dem end-
gültigen Siege entgegen, im Vertrauen nicht nur auf ihre Macht, sondern auf ihr
Recht, im Vertrauen auf Deutschlands Stärke, dessen mächtiger Arm nach allen
Weltgegenden reiche. Der Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen
dreifachen Hoch auf Deutschland und seinen Kaiser.
Nach Aufhebung der Tafel bildeten sich in den Vorräumen des Saales bei
Kaffee und Bier interessante Gruppen, in denen sich den türkischen Gästen überall

da» aufmerksamste Interesse zuwandte. Erst nach Mitternacht verabschiedeten sich die Herren von dem Präsidenten des Reichstags, der unermüdlich in dem Bestreben war, seinen Gästen einen für deutsche Gastfreundschaft vorbildlichen Abend zu bieten.

Der Empfang der türkischen Abgeordneten im Rachause.

Ansprache des Oberbürgermeisters Wermuth:

„Die Stadt Verlin dankt Ihnen aufrichtig, daß ihr die Gelegenheit gewährt ist, die Vertreter des türkischen Volkes zwar schlicht, wie es der Kriegszeit ansteht, aber doch mit der ganzen Herzlichkeit des Bundesgefühls zu empfangen. Wir freuen uns, Ihnen einen Rundblick über unser kriegsgehärtetes und dennoch friedlich arbeitendes Gemeinwesen bieten zu dürfen. Wie der Balkanzug, der Sie hierher führte, alle Hemmnisse feindlicher Mächte durchbrochen hat und als ein eiserner, zu tadelloser Genauigkeit gefügter Strang Konstantinopel und Berlin miteinander verbindet, so sind die Bewohner beider Hauptstädte, beider Völker zu unverbrüchlicher Freundschaft in Not und Tod, in Kampf und Sieg zusammengeschweißt. Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.. Sie wissen, was sie aneinander haben. Seien Sie »«rsichert, meine Herren, daß Berlins Bürgerschaft die lebhafteste Würdigung der schönen Taten hegt, die in diesem Weltkriege zu vollbringen, der Türkei beschieden gewesen ist. Die Worte Gallipoli und Kutel»Amara sind tief in das deutsche Herz gegraben. Ihr Klang wird das Bewußtsein unserer Waffen» brüderschaft mit der Türkei auf lange hinaus wachhalten; er macht uns jeden Angehörigen Ihres Landes von vornherein bekannt und vertraut. Darum kommt es aus vollem Herzen, wenn die städtischen Behörden an der Stätte ihres Wirkens Sie begrüßen und in den Ruf einstimmen: Es lebe die tapfere Türkei, es leben die würdigen Vertreter, die sie in unsere Mauern entsandt hat."

Die Erwiderungsrede hielt der Vizepräsident der türkischen Kammer, Hussein Djahid Bey, Abgeordneter von Konstantinopel, der in türkischer Sprache etwa folgendes ausführte: Es sei jetzt gerade fünf Iahre her, daß er, der Redner, seinen ersten Besuch in Berlin gemacht habe. Damals sei der Gedanke einer Freundschaft zwischen der Türkei und Deutschland lediglich eine Hoffnung gewesen, inzwischen diese Hoffnung aber zur Tat herangereift, dank vornehmlich der großen Waffentaten der deutschen und türkischen Heere. Die herzlichen Gefühle, die man im deutschen Volke an der Türkei und ihrer Entwicklung habe, finde hier ihre schönste Bestätigung in dem herzlichen Empfang, den die Vertreter des türkischen Volkes im Rathause der Stadt Berlin gefunden. Diese Freund» schaft stelle kein vorübergehendes Moment dar — sondern die

Kinder, die eben so schön gesungen, die kommenden Geschlechter,
werden dereinst die vollen reifen Früchte der Freundschaft
ernten. Besonders dankbar seien die türkischen Abgeordneten, daß der Sprecher
der Stadt Berlin an die Siege auf Gallipoli und bei Kut»el-Amara erinnert habe.
Aber daß diese Siege errungen werden konnten, das verdanke die Türkei den
glänzenden Waffentaten der deutschen Armee, mit der die
türkische in Waffenbrüderschaft verbunden sei. In einem dreifachen Hurra auf
die Reichshauptstadt und auf das Deutsche Reich klang die Rede aus.
Die türkischen Parlamentarier statteten am 25. Mai der Stadt
Potsdam einen längeren Besuch ab. In Begleitung der Legationsräte v. Kuhl'
mann und Schmidt vom Auswärtigen Amt, sowie des Attachss Freiherrn, v. Ow.»
Wachendorff, des Konsuls Padel und Sr. Erzellenz des Generalleutnants Imhof
Pascha begaben sich die Herren in Kraftwagen vom Hotel Adlon über die Döberitzer
Heerstraße undWannsee nachPotsdam. Hier an der Glienicker Brücke wurden sie von
den Vertretern Potsdams, dem Oberbürgermeister und Mitglied des Herrenhauses
Vosberg, dem Königlichen Stadt» und Baurat Nigmann, den Stadttäten Lamm,
Wernick, Dr. Lipphardt, dem Stellvertretenden Stadtverordnetenvorsteher Pauli,
Geheimrat Schmueser und dem Stadtverordneten Bergemann empfangen.
Nach einer kleinen Rundfahrt legten die türkischen Herren bei einem Besuch
der Hof» und Garnisonkirche an den Gräbern Friedrichs des Großen und Friedrich
Wilhelms I. einen Kranz mit einer Schleife in den türkischen Farben nieder. Dann
begab man sich nach dem Hotel Stadt Königsberg, wo ein F estm a h l die osma»
nischen Gäste erwartete.
Während des Mahles entbot Oberbürgermeister Vosberg im
Namen der Residenzstadt Potsdam seinen aufrichtigen und herzlichen Will»
kommensgruß und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Herren
Vertreter des uns seit langem befreundeten osmanischen Reiches auch nach Pots»
dam gekommen seien. Dann fuhr er fort: Wenn ich unter historischer und kultur»
historischer Betrachtung die Frage zu beantworten suche, an welcher Stelle im
Deutschen Reich wohl der Quell desjenigen Geistes entspringt, der die soldatische
Zucht und die strenge sittliche Lebensauffassung durch das Königreich Preußen
und des weiteren durch alle deutschen Stämme getragen hat, dann muß ich Pots»
dam, die alte Residenzstadt der preußischen Könige, als die Stadt dieser Kraft»
quelle bezeichnen. Unsere Feinde kennen diesen Potsdamer Geist auch, und er ist
es, dem sie wieder und wieder in ihrer Presse den Tod geschworen haben, und
darauf darf unsere Stadt besonders stolz sein. Was uns den Feinden furchtbar
macht, ist unseren Freunden eine Quelle der Freude, und unter diesen unseren
Freunden steht uns das Reich des Padischah besonders nahe. Ich erinnere daran,
daß schon Friedrich der Große ein Bündnis mit der Türkei eifrig gepflegt, daß

eine türkische Gesandtschaft im Iahre 1763 hier in Potsdam dem großen Könige
prächtige Geschenke überreicht hat, und ich erinnere aus der neueren Zeit nur an
Moltke, v. d. Goltz und an die Orientfahrt Kaiser Wilhelms II. Die waffen»
brüderliche Treue zwischen unseren Völkern hat sich in stärkster Bedrängnis
bewährt, und sie wird nach ruhmreichem Frieden vollends ihren handelspolitischen
und wirtschaftlichen Segen bringen und einen festen Block gestalten, in welchem
das Osmanische Reich den östlichen, Deutschland den westlichen Außenposten inne»
hat. In diesem Sinne bitte ich Sie, mit uns zu trinken auf die Freundschaft des
osmanischen Volkes, unserer treuen, heldenhaften Waffenbrüder, und mit mir zu
rufen: Unsere verehrten türkischen Gäste hurra!

Der Vizepräsident der türkischen Kammer, Hussein Djahid»
Bey dankte in seiner Erwiderung in den wärmsten und herzlichsten Worten der
Stadt Potsdam für den freundlichen Empfang und für die begeisterte Aufnahme,
die er und seine Landsleute hier gefunden hätten. Er trank sein Glas auf die treue
Brüderschaft zwischen Osmanen und Deutschen, anf Potsdam und das herrliche
Deutsche Reich.

In den späteren Nachmittagsstunden wurden noch die Friedenskirche mit dem
Mausoleum Kaiser Friedrichs III., Schloß Sanssouci, die Königlichen Gärten
und das Neue Palais einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

Bei dem Besuch der türkischen Abgeordneten im Gefangenenlager Zossen, wo
mohammedanische Kriegsgefangene untergebracht sind, hielt
Mustafa Nedin-Bey,
türkisches Parlamentsmitglied und Präsident der Gesellschaft für nationale Ver»
teidigung, in türkischer Sprache folgende Ansprache:

„Wir sind erfreut, von der hohen deutschen Regierung hierher eingeladen
worden zu sein. Wir überbringen Euch die Grüße unseres Herrschers und Kalifen,
da Ihr Glaubensbrüder seid. Für einen Soldaten ist es ein großes Unglück,
gefangen zu sein. Ihr aber habt nicht für Eure Rechte, für Euren Glauben und
Euren Herd gestritten, IhrseidgezwungenindenKampf gezogen.
Dank der außerordentlichen Güte der hohen deutschen Regierung nimmt man Rück»
sicht auf Eure Religion, Eure Sitten und Gebräuche, ja mehr noch, woran man
Euch in der Heimat gehindert hat, nämlich an der Erlernung des Lesens und
Schreibens, das gewährt man Euch hier. Man hat besondere Lehrer
h i e rh er geru f en, um Euch in Eurer Religion und Sprache zu unterrichten.
Wir hoffen, daß Ihr Euch dafür dankbar erweist und das, was Ihr hier erlernt
habt, auch in der Heimat unter Euren Brüdern weiter verbreitet. Erinnert Euch
stets, daß Ihr Söhne des Türkenvolkes seid, eines Volkes von nahezu 70 Millionen
Seelen, eines Volkes, das ein Gebiet vom Balkan bis in die Mongolei hinein

bewohnt. Wenn Ihr das beachtet, werdet Ihr fortschreiten, und es wird ein Tag kommen, wo wir hoffentlich alle vereinigt sein werden, zu» sammengeschweißt zu einem Volke. Zum Schlusse fordere ich Euch auf, in Dank» barkeit, im Gebet unseres,erhabenen Herrschers, des Kalifen, seines erlauchten Verbündeten, Kaiser Wilhelms IL, unserer verbündeten sieggekrönten Heere und des großen deutschen und türkischen Volkes zu gedenken. Sie leben hoch! Tschok Iaschasyn!"

Die Anwesenden stimmten begeistert in den Hochruf ein. Darauf wurde die Rede von dem Geistlichen des Gefangenenlagers ins Tatarische übersetzt.

Die türkischen Parlamentarier im Münchener Rathause.

Am 29. Mai mittags fand im Rathause ein« Festsitzung beider Gemeindekollegien zu Ehren der türkischen Parlamentsabordnung statt, an der als Ehrengäste mehrere jetzige und frühere Staatsminister das diplo» matische Korps, Vertreter der Staatsbehörden, des Parlaments, des Handels und der Industrie teilnahmen. Oberbürgermeister Dr. v. Borscht richtete eine längere Ansprache an die Gäste, die als Freunde kämen, um zu bekunden, daß das Heil ihres Vaterlandes gleichbedeutend mit dem Heile Deutschlands sei. Er gedachte der glorreichen Waffentaten des osmanischen Heeres und der neuen wirtschaft- lichen Verbindunug zwischen den verbündeten Reichen, an der Bayern hervo» ragenden Anteil nähme, und schloß mit einem Hoch auf das osmanische Volk und Sultan Muhammed V. Vizepräsident Dschahid Bey antwortete in längerer Rede, wobei er die Hoffnung aussprach, daß der heutige Besuch der Erweiterung der Kenntnis von Land und Leuten in Deutschland diene, und den Wunsch, daß auch Deutschland eine bessere Kenntnis von den Sitten und Gebräuchen der Türkei erlangen möge, deren Religion auf der Freiheit des Gewissens und der Förderung der Wissenschaft beruhe. Die Freundschaft mit Deutschland würde die Türkei treu wahren, anders als Italien. Seine Worte klangen in ein Hoch auf König Ludwig III. aus.

Ein Schreiben des Ministerpräsidenten v. Hertling.

Ministerpräsident Graf v. Hertling, der von seinem Unwohlsein noch nicht wieder soweit hergestellt ist, daß er die türkischen Abgeordneten persönlich empfangen konnte, hat an diese folgendes Schreiben gerichtet: „Auf das lebhafteste bedaure ich, aus Gesundheitsrücksichten auf die große Freude verzichten zu müssen, Sie persönlich zu begrüßen. Nur ein noch nicht ganz überwundenes Unwohlsein

und das strenge Verbot der Arzte hält mich davon ab, Sie meinem aufrichtigen Wunsche gemäß freudigst zu empfangen und Sie namens der bayerischen Regie» rung in Bayerns Hauptstadt willkommen zu heißen. Herzlichen Dank sage ich Ihnen, daß Sie bei Ihrer Reise durch Deutschland auch Bayern mit Ihrem Besuche auszeichnen. Ich verbinde damit die innige Hoffnung, daß Sie während Ihres Aufenthaltes bei uns nur die angenehmsten und schönsten Eindrücke sammeln mögen. Iedenfalls soll nichts unterbleiben, was Ihnen beweisen könnte, wie sehr wir uns über Ihren Besuch freuen. Nur der Ernst der Kriegszeit hält uns davon ab, den Empfang so lieber hochverehrter Gäste so festlich zu gestalten, wie wir es wünschen würden. Trotz der Kürze des Aufenthaltes glaube ich darauf rechnen zu dürfen, daß Sie in unserem lieben Bayern, das von der Natur mit Schönheiten reich gesegnet ist, besonders auch in München, das der Gnade seiner kunstliebenden Landesherren seinen Weltruf verdankt, die Überzeugung gewinnen, daß, wie in ganz Deutschland, so auch bei uns, Landwirtschaft, Industrie und Handel eifrigst und erfolgreich bemüht sind, unserem geliebten Vaterlande in dem schweren Welt» kriege auch wirtschaftlich zum Siege zu verhelfen. Sicher werden Sie aber auch bei uns allüberall aufrichtigste Sympathie für unseren türkischenBundesgenossen und uneingeschränkte Bewunderung für die tapfere türkische Armee finden. Die zähe Verteidigung der Dardanellen und Kut»el»Amara sind unvergeßliche Heldentaten, die auch bei uns in ganz Bayern die hellste Begeisterung hervorgerufen haben. Nehmen Sie mit in Ihre schöne Heimat unsere innigsten und heißesten Wünsche für die weitere ruhmreiche Regierung Ihres erhabenen Herrschers und für eine alle Hoffnungen erfüllende glückliche Zukunft der Türkei."

Professor Dr. Ludwig Stein:
Miljutow und Menschikow.
Miljukow und Menschikow, ein würdiges Brüderpaar, jener das Haupt des „Neoslawismus", dieser der Leiter der „Nowoje Wremja", wetteifern darin, aus der Schule zu plaudern. Professor Miljukow, der Kadettenführer, der als Mit» glied der Dumaabordnung in London weilte, verbreitete sich in „Manchester Guardian" mit der Unbekümmertheit der Verantwortungslosigkeit über die russischen Kriegsziele. Gleichzeitig plauderte Menschikow ergötzliche Intimitäten über einen Artikel aus, den er ursprünglich gegen Deutsche und Österreicher ge- schrieben habe, den er aber auf Wunsch Stolypins mit „jüdischer Sauce" zu über» gießen für gut fand. Es sei mir gestattet, das Gedächtnis dieser sonderbaren Heiligen etwas zu schärfen und einige Episoden aus ihrer früheren Wirksamkeit herauszugreifen.
Miljukow hat schon einmal in London durch eine Taktlosigkeit unliebsam von sich reden gemacht. Er war mit einer Deputation der dritten Duma nach England gekommen, und in einer Ansprache an König Eduard entschlüpfte ihm die Wendung: „Majestät, wir machen nicht Opposition gegen, sondern für den Zaren." Die gesamte liberale Presse Englands tadelte damals diese Hemmungslosigkeit Miljukows in begreiflicher Erregung. Um diese Un» geschicklichkeit wett zu machen, ergriff er anläßlich des Banketts beim Lordmayor noch einmal das Wort, und er sang plötzlich die russische Hymne „Bosce Zar» jachrani" (Gott helfe dem Zaren). Namenlose Verblüffung herrschte im Kreise der englischen Lords ob dieser Ungeheuerlichkeit. Die Gesichter wurden immer länger, und Miljukow bekam den leisen Wink, unauffällig und geräuschlos von der rednerischen Bildfläche zu verschwinden. Nicht viel besser war es ihm auf seiner Propagandareise in Amerika ergangen. Dort kehrte er in den Kreisen der russischen Sozialisten den wildesten Radikalinski hervor, bis ihm in öffentlicher Versammlung sein politisches Seiltänzertum zum Vorwurf gemacht wurde, sodaß er mit Mühe und Not den Saal verließ, um nicht wieder Maulschellen einzu» heimsen, wie es ihm einst in der Redaktion des „Rjetsch" widerfahren ist. Seit seiner Duellaffäre mit dem Oktobristenführer Gutschkow, die ein unrühmliches Ende genommen hat, spricht Miljukow grundsätzlich nur dann, wenn er keine bedrohlichen Fänste herumfuchteln sieht.
Der ehemalige Radikale Miljukow, der Verfasser des flammensprühen» den „Wiborger Aufrufs", hat sich in der Achtung seiner eigenen Partei seit einem bestimmten Vorgang in der Duma allmählich heruntergeredet. Als nämlich der Kadett Raditscheff in der Duma einmal sagte: unsere Zeit könne man als „Krawatte Stolypins" bezeichnen, brauste ein Sturm durch den Saal, denn

Raditscheff spielte damit auf den sprichwörtlich gewordenen „Strick des Grafen Murawjeff" an, der die Polen so gedrosselt hat, daß man ihn als Würgengel Polens verfehmte. Diesen „Strick" milderte Raditscheff in eine Krawatte um, womit er die ganze Linke in eine wahre Raserei versetzte. Miljukow aber, der es mit Stolypin nicht verderben wollte, fiel seinem Parteigenossen in die Flanke und forderte Raditscheff auf, sich bei Stolypin zu entschuldigen. Seit dieser Zeit gilt Miljukow als Mantelträger und als Verkörperung der Zweideutigkeit. Mit den Sozialisten vollends hat es Miljukow gründlich verdorben. Die Sozialdemokraten wollten nämlich eine Interpellation einbringen, in welcher sie die Regierung wegen der Verbannung von sieben sozialistischen Abgeordneten nach Sibirien heftig angreifen wollten. Miljukow aber, der unterirdische Ministerkandidat, wußte die Ein» bringung der Interpellation zu hintertreiben. Er machte nämlich seine Unterschrift davon abhängig, daß der ganze Progressistenblock mitunterzeichne — derselbe Block, den er hinter den Kulissen bearbeitete, damit er seine Unterschrift verweigert. Als er von den Sozialisten wegen dieser Tücke gestellt wurde, entfuhr ihm das unvorsichtige Wort „I^«vo^e osli" (linkeste Esel). Die Empörung war unter den Sozialisten derartig, daß Miljukow, der Schnellläufer, sich behende aus dem Staub machte, um nicht wieder in unsanfte Berührung mit Sozialistenfäusten zu geraten. Und so ist denn Miljukow heute mehr denn je davon entfernt, seiner politischen Partei die Überzeugung seines Mutes beibringen zu können, während man Menschikow den Mut der Überzeugung nicht absprechen kann.

Menschikow ist ein Publizist von feigenblattloser Ungeniertheit. An wüsten Redaktionsszenen fehlte es in der von ihm geleiteten „Nowoje Wremja" ebenso wenig wie im „Rjetsch", der ehedem von Miljukow inspiriert wurde. Auch Menschikow mußte sich gefallen lassen, daß man von nahestehender Seite der Lei» tung der „Nowoje Wremja" die Worte entgegenschleuderte,, die sich wie Geißel» biebe ausnahmen: „Ihr watet bis über die Hüften in Schmutz und habt Euch den Ausländern und dunklen Börsenjobbern verkauft. Ihr habt die „Nowoje Wremja" zu einem Freudenhaus gemacht." Menschikow wußte in seiner Weise Haltung zu bewahren. Mit Hilfe von geballten Fäusten und Revolvern wußte er Rede und Antwort zu stehen. Menschikow legt gar keinen Wert darauf, politischen Charakter zu markieren, der „Fürsprecher der russischen Volksseele" tritt vielmehr beherzt und furchtlos für seine jeweilige Überzengung ein. Nur wechselt er die Überzeugung so oft, wie man in Rußland die Hemden zu wechseln pflegt. Mitten im Kriege noch schrieb Menschikow in der „Nowoje Wremja", daß der Plan einer Aushungerung Deutschlands keine Aussichten auf Verwirklichung habe, denn Deutschland produziere in Friedenszeiten etwa 75 Prozent seines Bedarfes an Getreide. Unter kleinen Entbehrungen werde es für das überernährte deutsche Volk unschwer sein, über die englische Hungerblockade hinwegzukommen, denn die Deutschen hätten die stärksten Nerven und seien deshalb unbesiegbar. Während Menschikow früher eine ständige Rubrik jn der „Nowoje Wremja" mit der Über»

schrift hatte „Wir müssen siegen", hat er später, unter dem Druck der Verhältnisse, sich nachgiebigeren Überschriften angepaßt. Gegenüber der hartnäckig von Grey verfochtenen Behauptung, daß Deutschland den Krieg von langer Hand vorbereitet habe, war Menschikow in der „Nowoje Wremja" der Überzeugung, daß Deutsch» land vom Kriege überrascht worden ist, sonst hätte es keine Improvisationen zu vollziehen brauchen. Was Deutschland jetzt Wunderbares geleistet habe, danke es den Lehren des Krieges. Menschikow bewundert die verblüffende Geschicklich- keit, mit der das Deutsche Reich in staunenswerter Energie mitten im Kriege Großes geschaffen hat. Nicht vor dem Kriege, sondern erst im Laufe des Krieges hätten sich die gewaltigen Wesenszüge des Deutschen erst entfaltet. Und so erging es denn Menschikow, dem Erfinder der „russischen Volksseele" und der „jüdischen Sauce", wie einst Bileam: zu fluchen ging er aus, und er mußte segnen.

Pros. Dr. S. Sonnen selb in Budapest.

Ungarns Manner der Zeit.

Schattenrisse.

2. Graf Albert Apponyi.

Tonangebende politische und gesellschaftliche Kreise Ungarns begingen am 29. Mai feierlich das 70. Geburtsfest des Grafen Albert Apponyi, in dem das St. Stefansreich eine seiner hervorragendsten und anziehendsten Person» lichkeiten verehrt. Kaum würde man es glauben, daß der edle Graf an den Saum des patriarchalischen Alters gelangt ist, wenn man das ungeminderte jugendliche Feuer, die nimmer rastende Wirksamkeit auf politischem und sozialem Gebiete, besonders seine auf die Linderung des durch den Krieg geschaffenen Elends gerichtete Samaritanertätigkeit kennt. Seine äußere Erscheinung: eine schlanke, hochragende Figur mit charakteristischen Asketenantlitz.

Es ist keine leichte Aufgabe das Wesentliche im Charakterbilde dieses mit außerordentlichen Fähigkeiten begabten Mannes in wenigen Strichen festzu» halten. Fast könnte man bei oberflächlicher Beurteilung der großen Evolutionen, die wie Meilensteine die Abschnitte im Lebenslaufe des Grafen Apponyi bezeichnen, an der Einheitlichkeit des politischen Charakters Zweifel hegen, die jedoch schwinden, wenn man tiefer schürft.

Die Tradition seines Hauses, das im Grafen Georg Apponyi, dem Vater des Grafen Albert, einen der begabtesten Führer der konservativen Partei auf» zuweisen hat, die Studien an der Kalksburger Erziehungsanstalt der Iesuiten,

die tiefe, verehrungswürdige Frömmigkeit der reichbefähigten Mutter ließen
kaum ahnen, daß der Sohn, von dem man schon in seinen Kinderjahren als
von einem besonders begnadeten Wesen sprach, nach den Lehr» und Wander»
jahren in den Reihen der konservativen und der gemäßigten Parteien als Führer
im Unabhängigkeitsheerlager kämpfen werde. Dazwischen fällt seine vier»
jährige Wirksamkeit als Kultus» und Unterrichtsminister und als Präsident des
Abgeordnetenhauses. Wenn er an der Spitze des genannten Ministeriums
nicht alle Blütenträume reifen sah, wenn er nicht das volle Maß dessen zu
erreichen vermochte, wozu die Natur ihn ausgerüstet, so dürfte die Erklärung
darin liegen, daß für den praktischen Regierungsmann, für den mit Verwaltungs»
aufgaben betrauten Minister sein Blick einen zu weiten Horizont umfaßt und
ihn über manche enger begrenzte, aber nicht unwichtige Einzelaufgabe hinweg»
gleiten läßt. Sein Ideal ist, wenn man die Quintessenz seiner wichtigsten
Enunziationen zusammenfaßt, der auf nationaler Kulturgrundlage in voller
Unabhängigkeit auf» und ausgebaute ungarische Staat im treuen Bunde mit
der anderen Reichshälfte. Wo und wie er diesen aus mancherlei Einschalungen
herausgelösten Kern am besten zur Geltung bringen zu können vermeinte, dorthin
schlug er den Weg ein, und hierin dürfte auch der Grund seiner Wandlungen
zu finden sein. Daß dieses politische Ideal sich erst nach und nach entwickelte,
daß zu seiner Ausreife Zeit erforderlich war, lag zum Teil in den Grund»
anlagen seines Bekenners, zum Teil in den Ereignissen.
Es wird wie ein Paradoron erscheinen, aber mir dünkt, daß Graf Apponyi
niemals konservativer — im besten Sinne des Wortes — war, denn als
Mitglied der Unabhängigkeitspartei. Zumindest, was die Weltpolitik betrifft.
Er hat seit Beginn des Krieges der Regierung nicht hoch genug einzuschätzende
Dienste geleistet, indem er mit hinreißender Beredsamkeit und patriotischer
Begeisterung an die Pflichten des Landes in diesen schicksalsschweren Tagen
gemahnte und mit unverbrüchlicher Treue die I'reußa, 6ei heilig hielt. Nach außen
hin gilt das Wort, das Graf Apponyi bei einem Feste zu Ehren der bulgarischen
Abgeordneten sprach, und es drängt mich, hier jenen Ausspruch zu wiederholen,
den er über Deutschland tat:
„In Berlin angelangt, werden Sie den Eindruck der gewaltigen Kraft
der zentralisierten Macht fühlen, einer Macht, die unbesiegbar ist durch die
Mannigfaltigkeit ihrer Kraftquellen, durch ihre bewunderungswürdige
Organisation und durch die sittliche Kraft, die ein stahlherziges, ehrliches, seelisch
diszipliniertes, großes Volk in sich trägt. Nie konnte ich in Deutschland weilen,
ohne zu fühlen, wie gut es ist, der Bundesgenosse dieser großen Nation zu sein.
Nur der Neid kann ihr Gewalttätigkeit andichten. In Wahrheit verlangt
das deutsche Volk bloß, daß auch ihm ein Platz an der Sonne gewährt werde,
daß es auch ihm gestattet sei, seine friedliche Evolution zu entfalten, was es mit
um so mehr Recht für sich beansprucht, als es ein Gleiches keinem anderen

versagt. Deutschlands Macht wurzelt darin, daß es ein Unterpfand des Friedens
und der Sicherheit der gebildeten Welt ist."
Graf Apponyi hat in diesen Worten der in ganz Ungarn herrschenden Auf»
fassung über das Deutsche Reich getreulich Ausdruck gegeben. Was jedoch in
einer kargen Schilderung nicht fühlbar gemacht werden kann, das ist die zauberische
Macht der Beredsamkeit des Grafen. Man darf ohne Übertreibung behaupten,
daß heute kaum ein Parlament Europas einen Redner von dieser Größe auf»
zuweisen hat. Der geradezu klassische Aufbau der Rede, der Glanz des Aus»
druckes, das hinreißende Pathos, getragen von einer sympathischen, klangvollen
Stimme, vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen, das dem Hörer wahr»
haft künstlerischen Genuß bietet. Wo immer Graf Apponyi bei Kongressen und
Versammlungen das Wort genommen — er beherrscht mehrere europäische
Sprachen mit voller Meisterschaft — hat er die Hörer zu enthusiastischem Beifall
hingerissen. Durch seine wunderbare Eloquenz hat er Ungarn vor dem Auslande
mit einer Gloriole umgeben.
Die Harmonie der Worte, die wir an ihm bewundern, entspringt
sicherlich der Ausgeglichenheit seines seelischen Wesens und der feinen künstlerischen
Sensivität, die ihn erfüllt. Graf Apponyi hat. tiefes Verständnis für die höchsten
Schöpfungen der Musik und gehört zu jener Gruppe ungarischer Kunstkenner
und Musikfreunde, die als erste für die genialen Werke Richard Wagners in
die Schranken getreten sind.
An den segensvollen Arbeiten, die inmitten des Wütens der Kriegsfurie
möglich sind, hat Graf Apponyi sein redlich Teil herausgenommen und ist un»
ermüdlich in der Erfüllung seiner Aufgabe. Daß er zur Winterszeit die Reise
nach Stockholm unternahm, um dort als Vertreter des ungarischen Roten Kreuzes
im Verein mit den deutschen Entsendeten in den Beratungen mit den Delegierten
Rußlands jenes Übereinkommen zustande zu bringen, das die tätige Fürsorge zur
Linderung der Leiden der Kriegsgefangenen ermöglicht, bewies von neuem die
Opferfreudigkeit, die ihn beseelt, wenn es gilt, im Interesse der großen Mensch-
lichkeitsfragen wirksam zu sein. Dabei ist er von rührender Bescheidenheit, wenn
er über die Erfolge seiner Mission spricht, und stets dienstbereit, auch wenn es
sich um weit geringere Aufgaben handelt.
Wenn man sonst in der Welt mit einer Art vornehm sein wollender Herab»
lassung von der ungarischen Kultur sprach, so dürfte ein Hinweis auf Männer
vom Kaliber des Grafen Apponyi genügen, um zu zeigen, daß man auf den
Boden stolz sein darf, der solche Flüchte zeitigt.

Victor Eftimiu:
Das heutige Rumänien.
Der Fremde, der heute das neutrale Rumänien besucht, wird von der Freudig»
keit, dem Lärm, dem Lebensüberfluß unangenehm berührt sein, die im gleichgültigen
Bukarest herrschen. Die Rumänen werden ihm den Eindruck von Menschen
machen, die auf dem Mond oder sonst wo leben: als ob sie überhaupt nicht wüßten,
daß im übrigen Europa die Völker das Teuerste hinopfern, das sie haben, um ihr
bedrohtes Vaterland zu schützen.
Der Fremde, der aus den ruhigen Hauptstädten kommt, wo auf aller Antlitz
der Ernst und das Bewußtsein der schweren Zeit zu lesen ist, hat nur zu Recht, wenn
er sich über diese an Ausschweifung grenzende Lebenslust und Gleichgültigkeit
wundert.
Den Ausdruck dieser mißbilligenden Verwunderung habe ich oft in den
Artikeln verschiedener hervorragender Iournalisten, die sich vorübergehend in
Bukarest aufhielten, wiedergefunden.
Ein türkischer Kollege hat kürzlich seine Eindrücke in einem Artikel wieder»
gegeben, in dem ich zu meinem Bedauern geistreiche und nur zu wahre Beobach»
tungen las. Das orientalische, ja byzantinische Aussehen unserer Hauptstadt
haben auf ihn einen tiefen Eindruck hinterlassen. Man vergeudet bei uns das
Geld, als wenn das Ende der Welt nahe wäre. Den Frauen sieht man die Genuß»
sucht nur zu sehr an. Die Mcmner sind faul und mürbe, verlangen stets nach neuen
Vergnügungen und leiden an Größenwahn. Die Arbeit wird von Fremden getan
und die einflußreichsten Inländer lassen sich von Gold und durch schöne Frauen
bestechen.
Und gleichzeitig leben die Armen in den Städten und Millionen von Bauern
im größten Elend.
Wenige Kilometer von Bukarest liegen die schmutzigsten Dörfer, in denen die
Einwohner mit dem vernachlässigten Vieh fast unter der Erde ein trauriges Dasein
fristen. Verschimmeltes Maisbrot ist oft nur ihre Nahrung, schwach und herunter»
gekommen sehen sie aus. Viele Kinder gehen im Elend zugrunde. Mit einem
Wort: das Rumänien von heute stellt für den Reisenden das paradore Bild eines
Volkes dar, welches im Niedergang begriffen ist, ohne vorher eine Epoche der
Blüte gehabt zu haben.
Es liegt sehr viel Wahres in dem, was ausländische Iournalisten schreiben.
Wir selbst veröffentlichen bei uns zahllose Artikel mit revolutionärem Charakter,
so daß man leicht daraus den Eindruck erhält, Rumänien läge in der Agonie.
Glücklicherweise bleibt dem, der Rumänien genau kennt und besonders seine

Vergangenheit, noch einige Hoffnung, besonders wenn man sich daran erinnert, wie es vor 20, vor 50 Iahren bei uns aussah.
Man muß die anormale Lage des Landes in Betracht ziehen, wie auch die absonderlichen Zeiten, die wir durchleben; ferner darf man nicht vergessen, daß das lärmende Leben der Hauptstadt hauptsächlich durch Fremde gefördert wird (in allen Hauptstädten ist dies die SpezialiM der Fremden); man denke auch daran, daß Rumänien erst seit einigen Iahrzehnten nach jahrhundertlanger Knechtschaft und nach der unheilvollen Herrschaft der Phanarioten»Fürsten unabhängig ist. Nach diesen Überlegungen wird man zu weniger pessimistischen Schlüssen gelangen und Rumäniens Zukunft mit mehr Hoffnung entgegensehen.
Dieses reiche Land, nach dem manch ein Nachbar trachtet, und das nur von einem kleinen Volk gehütet wird, ward während vieler Iahrhunderte der Schau» platz erbitterter Kämpfe. Besonders der Orient entsandte seine beutegierigen Horden dorthin. Wie oft wurden nicht Moldau und Walachei verwüstet! Die Geschichte der Rumänen ist ein ewiger Schrei nach Rettung, ein langes Martyrium und oft ein wahres Heldengedicht.
Wenn die Völker im Westen sich in Ruhe entwickeln konnten, so verdanken sie das auch etwas dem kleinen Volk, an dem sich die ersten Wogen des hereinbrausen» den Stromes brachen.
Den heutigen Wohlstand und die gewisse Sicherheit haben die Rumänen in früheren Zeiten teuer bezahlen müssen. Europas Völker konnten eine Zeitlang in Ruhe leben und sich der Arbeit widmen, denn sie wurden von dem unbezwinglichen Gürtel der Karpathen geschützt, an deren Ost» und Südabhängen die Rumänen die Eindringlinge zurückschlugen. Nicht selten haben abendländische Kirchen» fürsten die Voevoden der Moldau und der Walachei „die Schildwachen des Christentums" genannt.
Wie oft habe ich nicht die alten Kathedralen Europas, ihre steinernen Bild» werke und ihre prachtvollen Holzschnitzereien bewundert, welche mit Anmut und Kunst die alten Mauern zieren. Generationen haben sie während langer Iahr» hunderte in mühevoller und künstlerischer Arbeit geschaffen. Und mit Kummer mußte ich daran denken, daß wir in Rumänien fast nichts derartiges besitzen, das uns an verflossene Zeiten erinnern könnte. Wer hätte die schöpferische Muße finden, wer meisterhafte Bauten beginnen oder beendigen können, wenn sich stets neue Scharen im menschenreichen Asien sammelten, um mit Feuer und Schwert jeden Schmuck von Rumäniens Erde zu tilgen?
Die häufigen barbarischen Einfälle haben in der Seele der Rumänen Spuren hinterlassen, welche noch heute zu fühlen sind.
Die Furcht vor dem morgigen Tage macht den Rumänen vorsichtig und un- entschlossen. Er überlegt sich lange, bis er etwas wagt. Er will heute gut leben,

weil er gestern gelitten hat, wie er heute lacht, weil er gestern weinen mußte. Er genießt in vollen Zügen die jetzige Freiheit nach so langer Sklaverei.
Diese Sucht nach dem Leben zeigt sich übertrieben auch bei den alltäglichsten und oberflächlichsten Gelegenheiten, so im Lurus, im Trachten nach Genüssen, in der Großmannssucht, im leichten Witz, im falschen Schimmer und der Fieude am Gold. In den letzten zwei Iahren ist viel vom letzteren in's Land gekommen und mit ihm die Verschwendung und die Bestechlichkeit, welche einen beängstigenden Maßstab angenommen hat.
Auf der „Calea Victoriei" zieht «ine elegante Equipage hinter der anderen mit schönen, lustigen und lururiösen Frauen. In den Hotels und Restaurants, in den Nachtlokalen, wo der Champagner in Strömen fließt, drängt sich eine gemischte, vergnügungsdurstige Menge. Zum Glück sieht man dort nicht die Spitzen der Gesellschaft, sondern nur ihren Abschaum. Neben jenen, die dort ihr Leben genießen, gibt es andere, die in geheimer Ruhe, weit ab vom banal»trivialen Getriebe, arbeiten. Im westlichen Europa hat man sich die Arbeit geteilt; ein jeder liefert pflichtbewußt einen Teil, so daß die Bürde des einzelnen um so leichter ist. Wogegen die wenigen, welche in Rumänien ernste und wahre Arbeit leisten, den Eindruck von Riesen machen, denn sie müssen auch für die große Masse der Nichtstuer schaffen.
Tüchtige Gelehrte lesen in den Hörsälen der Universitäten, arbeiten in den Laboratorien und in der Akademie.
Auf den Straßen der Hauptstadt stehen gewaltige Bauten, neue schöne Paläste.
Die nationale Anleihe, welche kürzlich abgeschlossen wurde, hat alle Erwartungen übertroffen und in allen die Hoffnung auf Selbständigkeit im wirtschaftlichen Leben erweckt.
Man hat auch angefangen, etwas für die Bauern zu tun. Langsam sind Schulen, Krankenhäuser und landliche Kreditanstalten entstanden. Die Neu » Liberal.n beabsichtigen große Agrarreformen, von denen man nur hoffen kann, daß sie in einem Maßstabe eingeführt werden, welcher dem heutigen Zustande entspricht, ohne einer gesunden, normalen Entwickelung zuvorkommen zu wollen, wie auch die Möglichkeit, am öffentlichen Leben teilzunehmen, die man den Millionen von Bauern geben will, nicht die Grundbedingung zu einem gesunden Bauernstand bildet.
Auch in der Literatur sind wesentlich Fortschritte zu verzeichnen. Eine Plejade junger, talentvoller Schriftsteller bemüht sich, die Sprache zu fördern. Millionen von Büchern werden in allen Teilen des Landes verbreitet.
Kunstausstellungen reihen sich > neinander, denen es an zahlreichen Besuchern nicht fehlt.
Viele modl..>e WlHnhäuser sieht man, meist in rumänischem Stil, innen geschmückt mit nationalen Bildern und Skulpturen. In allen Zweigen kann der

Kenner und nahe Beobachter seit einem halben Iahrhundert einen wesentlichen Fortschritt spüren.
Unter seinem letzten einheimischen Fürsten, Alerander Ion Cuza, und später unter der glorreichen Regierung seines großen Königs Carol I. hat Rumänien eine Epoche des Aufblühens begonnen.
Der jetzige Weltkrieg hat diese allgemeine Entwickelung unterbrochen und aller Aufmerksamkeit auf die Förderung der Armee gelenkt, welche im gegebenen Augenblicke die in sie gesetzte Hoffnung nicht täuschen wird.
Und wenn diese für die gesamte Menschheit so schwere Zeit vorüber sein wird, dann wird auch das klein« Volk zwischen Donau und Karvathen seine Arbeit an seiner eigenen Entwickelung wieder aufnehmen und seinerseits wieder an das große Mosaik der allgemeinen Zivilisations» und Kulturarbeit ein Steinchen an das andere setzen, dank seiner warmen und groß angelegten Seele und seiner frischen und harmonievollen Intelligenz.
Wir haben das Morgendämmern unserer neuen Zeit gesehen und können nur voller Vertrauen auf die Sonne des Tages hoffen.

Ernst vom Heydt:

Betrachtungen über Patriotismus und Nationalitäts-Bewußtsein.

Vbi beue, ibi patria. „Da, wo du dich wohl fühlst, ist dein Vaterland."
— Dies Wort hat wohl in alten Zeiten gegolten, als die Völker noch umherzogen, um sich das Stück Land auszusuchen, das ihnen am besten gefiel, das ihnen am fruchtbarsten erschien, und das auch wohl als Lage sie am wenigsten der Unbill der Witterung aussetzte; die alten nomadischen Völker wechselten wohl so oft ihr Vaterland, als sie anderswo sich besser aufgehoben fühlten und erst die zivili» sierteren unter ihnen fingen an, sich definitiv auf dem Stück Landes festzusetzen, auf welchem sie ihre Häuser gebaut, ausgestattet und zu wohnlichen Niederlassungen ausgebildet hatten. Die Notwendigkeit der zivilisierter«n Völker, sich gegen fremde Eindringlinge zu verteidigen, schuf die Einheit unter ihnen und bildete sie zu festgeschlossenen Nationen aus.
Seit der majestätischen Entwicklung des Verkehrs zu Wasser und zu Lande und der Möglichkeit, sich jederzeit von einem zum anderen Punkte des Weltalls zu bewegen, hat die Idee des Vaterlandes, des Landes der Väter, eine vollständige Umwälzung erfahren.

Die Völker mischen sich untereinander, gehen zeitweilig ineinander auf, aber
beim einzelnen Individuum ist in modernen Zeiten mehr und mehr das Gefühl
der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, der er entsprungen ist, entwickelt
worden. Ie fester das Band innerhalb der einzelnen Nationalitäten geschlossen
ist, desto schwieriger löst sich der einzelne in einem anderen Völkerzusammenschluß
auf, desto seltener faßt er den Entschluß, ganz auf seine angestammte Nationalität
zu verzichten und eine andere anzunehmen, d. h., um unseren modernen Ausdruck
zu gebrauchen, desto seltener läßt er sich naturalisieren.
Naturalisierte Engländer gibt es sehr wenige in den verschiedenen Welt-
teilen, auch Franzosen verzichten sehr schwer auf ihre Nationalität, während der
erst seit 45 Iahren zum Gefühl der nationalen Einheit erzogene Deutsche es
ziemlich leicht mit der Nationalität seiner Väter nimmt und des öfteren nicht
schnell genug das Kleid der VRer abstreifen kann. Seitdem der große Krieg
ausgebrochen ist, glaube ich, daß man dem deutschen Volke Unrecht getan hat,
indem man ihm als vollkommen ausgemachte Sache vorwirft, mit Leichtigkeit
seiner angestammten Nationalität sich zu entledigen. Man staunt ob der Hundert-
tausende von Deutschen, welche bei Kriegsausbruch ins Vaterland zurückgeflutet
sind, und das bisher als unberührbar feststehende Ariom: — der Deutsche allein
dreht ohne Schmerz dem Lande seiner Väter den Rücken — muß revidiert werden.
Daß dem Durchschnittsdeutschen ein gewisser Sinn, eine besondere Vorliebe
für alles fremdländische innewohnt, ist nicht zu leugnen; daß der Deutsche, wenn
er den Staub seines Landes oder Ländchens von seinen Schuhen abgeschüttelt hat,
in der neuen Heimat versucht, sich möglichst schnell den neuen Sitten anzupassen,
auch kleine Äußerlichkeiten mit einer gewissen Wohlgefälligkeit annimmt — jeder,
der draußen gelebt hat, kann es bezeugen. Nach ein paar Wochen sieht man den
jungen Germanen in England, die kurze Pfeife im Munde, mit aufgeschlagenen
Hosenländern bei trockenster Sommerhitze, einen Whisky und Soda schlürfend —
er glaubt sich ein perfekter Engländer und unsäglich erhaben über seine Zeit'
genossen, die ruhig in Süd», Nord» oder Mitteldeutschland, den Vätern nach-
strebend, ihren Lebensunterhalt zu verdienen suchen! — Kaum Monate braucht
der junge Sohn der Gefilde des Mains, um sich im freien Amerika den schauer»
lichsten englischen, oder besser amerikanischen Akzent anzugewöhnen und das
„vell" und »uII ri^Kt" fließt ihm von den Lippen, als ob er es schon in der
Kinderstube erlernt hätte.
Etwas schwieriger wird es den jungen Leuten aus der Mark Brandenburg,
aber um so leichter den Söhnen Germaniens aus Süddeutschland und vom Vater
Rhein, sich französische Sitten anzugewöhnen — welche man im Riesenzentrum
von Paris auch wohl französische Unsitten taufen kann.
Aber das alles bleiben durchweg oberflächliche Eindrücke, komische Äußerlich»
keiten, die den inneren Menschen kalt lassen und es nicht verhindern, daß Herz

und Gemüt die deutsche Abstammung nach jahrelanger Abwesenheit im Auslande nicht verleugnen können.

Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, würde es schwer gehalten haben, die Probe aufs Erempel zu machen, aber der Krieg hat das Gute gehabt, daß jeder — ohne Ausnahme — genötigt worden ist, Farbe zu bekennen. Der kuragierteste Anglomane wurde von heute auf morgen unerbittlich daran erinnert, daß seine Wiege im Lande der Teutonen stand und daß es vor der englischen Polizei keine Flucht in „Äußerlichkeiten" gab; — schleunige Abreise ins beschützende Vaterland oder mehr oder weniger bequem eingerichtete Konzentrationslager waren die einzige Möglichkeit in England für einen Deutschen, der es, aus Bequemlichkeit oder Überzeugung, unterlassen hatte, die englische Iustizverwaltung um Aufnahme in die allein seligmachende englische Nation zu ersuchen; sogar die Vorsichtigen, welche sich dieser ungefährlichen Operation — der das Nichtvorhandensein einer allgemeinen Wehrpflicht die Schärfe nahm — vor Iahren unterzogen hatten, waren nicht sicher vor der Gefahr, vom Konstabler aufgefordert zu werden, während der Kriegsdauer die englischen Gauen zu verlassen und in neutralen Ländern ihre Ruhe zu suchen, denn — o Ironie des Schicksals — diese räudigen Söhne Deutschlands konnten nicht ins Land der Väter zurückkehren, da sie daselbst als feindliche Brüder auch unwiderruflich den Konzentrationslagern verfallen sein würden!

Die Franzosen gingen in ihrem verblendeten Haß gegen die Deutschen, welche das Unglück hatten, nicht rechtzeitig den Häscherhänden der Polizei entrückt zu sein, oder im Vertrauen auf gallische Höflichkeit in Frankreich verblieben waren, noch weiter und erfanden Konzentrationslager auf französischen Schiffen, auf normannischen Inseln und auf Korsika; die nur seit einer kurzen Spanne Zeit naturalisierten Deutschen wurden ihrer jungen, französischen Nationalität per Dekret beraubt und wieder zu „Boches" und „Hunnen" gestempelt —; es ist wohl anzunehmen, daß diese dem Vaterlande zurückgegebenen Persönlichkeiten dem Frankreich von heute mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen — sie sind unbestrittenermaßen bedauernswert!

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich" müßte eigentlich der Wahlspruch aller sein, wenn unser Vaterland groß genug wäre, um alle seine Kinder vollauf zu ernähren, und wenn wir nicht ein großes Industrieland — das größte Industrieland — wären, welches genötigt ist, einen großen Teil seiner Erzeugnisse im Auslande zu verwerten, um dagegen Rohstoffe anderen Industriezweigen im Importwege zur Verfügung zu stellen; dies gestattet tausenden und abertausenden. unserer Landsleute, ohne Verzicht auf ihre Nationalität, sich im Auslande nieder- zulassen und dort in produktiver Arbeit und als Vermittler zwischen hier und dort dem Vaterlande immense Dienste zu leisten. Der Auslandsdeutsche verschaffte bisher ohne Krieg und kriegerische Verwicklungen Deutschland den berühmten Platz an der Sonne, und wir dürfen hoffen, daß die Heimat in richtiger An^

erkennung der Verdienste des Auslandsdeutschen demselben beim Friedensschluß die nötige Unterstützung angedeihen lassen wird, um ihn wenigstens teilweise zu entschädigen für die moralischen und materiellen Verluste, die der Krieg für ihn im besonderen mit sich gebracht hat. Ein richtiges Handinhandarbeiten der Landeskinder, welche auf dem Boden der Väter ihre Enstenz begründen, und des kleineren Teils, der im Auslande für die Entwicklung und Prosperität des gemein» samen Vaterlandes seine Kräfte einsetzt, schwebt uns als «in ideales Bild der Zukunft des Deutschen Reiches vor. Dann wird auch der Deutsche auf die all- gemeine Achtung und den Respekt der fremden Nationen zählen können, dann wird auch der Deutsche stets weniger daran denken, seine Nationalität gegen eine andere leichten Herzens zu vertauschen — dann wird auch der Deutsche mit Stolz sagen: „Wenn ich nicht Deutscher wäre — möchte ichnur Deutscher sein!"

Dr. Arthur Friedrich:

Oberschlesien und Irland.

Was schon lange aller Welt bekannt war, hat der Weltkrieg wieder nach- drücklichst erwiesen: die Wertigkeit deutscherArbeit. Der Weltkrieg ist ja auch eine Anerkennung deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Denn aus Neid und Mißgunst gegen Deutschland ist dieser Krieg hervorgegangen. In den letzten 50 Iahren rang sich Deutschland zur viel beneideten Welt» machtstellung empor.

Nirgends aber in deutschen Landen dürfte der Unterschied von einst und jetzt so auffällig in Erscheinung treten als im oberschlesischen Industriegebiet. Dieses einst und jetzt nimmt noch größere Kontraste an, wenn wir noch weiter als fünfzig Iahre zurückblicken.

Solange in Oberschlesien die unterirdischen Bodenschätze nur unvollkommen oder gar nicht erschlossen und in Ausbeute genommen waren, fehlte der Landschaft eine lebhaftere wirtschaftliche Beziehung mit dem deutschen Westen; sie hatte ihm keine wertvollen Erzeugnisse zu bieten und besaß deshalb keine eigene Kaufkraft, Waren des Westens in nennenswerter Menge aufzunehmen. Wohl führten durch ihr Gebiet Handelswege nach Ungarn, Polen und Klein»Rußland; aber Ober» schlesien war für diesen Handel kein Ziel und Ruhepunkt, nur ein unerwünschter, wider Willen zu überwindender Raum. Keine bedeutende Stadt von selb- ständiger Kraft übte einen erhebenden, befreienden Einfluß aus über ein noch so beengtes Weichbild. So behielt die polnische Nachbarschaft auf dies Land nahezu

gleich starke Einwirkung wie die deutsche. Die Landesherren der kleinen Teil»
fürstentümer pflegten immer lebhafte Beziehungen zum polnischen Hofe.
So führte das Land, vom Siegeszuge der deutschen Kultur nur unvollkommen
erreicht, ein den Zusammenhang mit dem slawischen Kulturgebiet wahrendes Still»
leben. Das Landvolk erhob sich hier nie so entschieden, wie in Niederschlesien,
über die gedrückte Lage, die den niedrigen Volksschichten in Polen von Haus aus
beschieden war, und sank in den Zeiten des allgemeinen großen Rückganges
bäuerlicher Selbständigkeit zurück in die traurigste Knechtschaft. Für Zehntausende
führte das Leben immer in Dürftigkeit, hart an der Grenze der bitteren Not hin,
und wenn einmal Krankheit hereinbrach oder die Kartoffeln mißrieten, ergriff
die Not in voller Strenge sofort die Herrschaft.
Ungekannt von der abendländischen Welt spann sich das verkümmerte Dasein
dieses Volkes fort.
Schon die Bauern, unter denen nur sehr wenig« als Freibauern auf ziemlich
geringwertigen Gütern saßen, seufzten meist unter der Last unklar begrenzter
Roboten, die ihnen bei ausgedehntem Besitz dessen Bestellung, bei beengtem das
Erkämpfen des Lebensunterhalts erschwerten. Das Los des dienstpflichtigen
Landvolks ward meist verschlimmert durch den Mangel eines festen erblichen An»
rechts auf die Nutzung des Bodens, den es bebaute. Manchen vertrieb ein ein»
facher Machtspruch des Gutsherrn, andere die unbillige Überspannung der Lasten
von seinem Gütchen. Dieser weitgehenden Unsicherheit des Besitzes stand doppelt
empfindlich die Gebundenheit an die Scholle gegenüber, die Erbuntertänigkeit,
welche dem Grundherrn nicht nur die Bestimmung über die Wahl des Wohnsitzes
seiner Untertanen und die Gewähr oder das Versagen der Genehmigung zur
Begründung eines Hausstandes anheimstellte, sondern ihn auch ermächtigte, sein
Hofgesinde durch endgültiges Gebot aus seinen Untertanen auszuheben.
Der Willkür der oberschlesischen Grundherren konnte nur der Staat
Schranken setzen. Das geschah zum ersten Male, als das durchdringende Auge
Friedrichs des Großen auf die Zustände des Landes, das er sich errungen, prüfend
sich heftete. Seit 1748 nimmt er sich nachdrücklich des Schutzes des bäuerlichen
Besitzstandes gegen die das Bauernland verschlingenden Übergriffe der Grund»
herrschaften an. Aber für die Milderung des Druckes der Roboten und der Erb»
untertänigkeit geschah nichts. Gerade gegen Ende der Regierung Friedrichs des
Großen erheben sich die ersten an die öffentliche Meinung sich wendenden Notrufe,
die Schilderungen des Elends und der Verkommenheit des oberschlesischen Volkes,
das oft „vom Menschen nichts habe als die Gestalt".
Erst als das alte Preußen in Trümmer sank und ein neues unter freudiger
Mitarbeit des ganzen Volkes sich erheben sollte, fiel 1807 die Erbuntertänigk:it,
und 1811 folgte das Regulierungsedlkt, welches den dienstpflichtigen Bauern und
Gärtnern gegen Abtretung von einem Drittel des erblichen Besitzes und einer
Hälfte des Pachtlandes die Anerkennung des freien Eigentums an dem ihnen

bleibenden Boden und die Befreiung von den bisherigen Dienstleistungen brachte.
Der Grundbesitz des ganzen Staates hatte diesem Gesetz sich zu fügen. Nurden
Magnaten Oberschlesiens gelang es, für diesen einer
Reform besonders bedürftigen Landesteil die Wirkung
des staatlichen Eingriffs erst im eigenen Interesse umzu-
gestalten, dannsieumeinMenschenalterzu verzögern. So
hatte sich die Lage des oberschlesischen kleinbäuerlichen Besitzes weiter verschlechtert,
bevor endlich der Staat, durch das Revolutionsjahr aufgerüttelt, das hier in ein»
seitiger Berücksichtigung der Interessen des Großgrundbesitzes lange gehemmte
Werk der Agrar»Reform wieder aufnahm.
Zum verhängnisvollsten Zusammenwirken gelangten all die ungünstigen
Seiten von Land und Leuten in der schweren Zeit des Hungertyphus 1848. Der
kalte nasse Sommer 1847, der die Hauptnährfrucht des Landes, die Kartoffel,
völlig fehlschlagen ließ, brachte über die Ackerbaulandschaften Oberschlesiens einen
schweren Notstand. Er rief zuerst um Sohrau, im Grenzgebiet der Kreise Pleß
und Rybnik, dann im ganzen Bereich beider Kreise, typhöse Fieber» und Ruhr»
erkrankungen hervor. Im Ianuar 1848 erkannte man außer diesem Herde, der
seine Wirkung bis ins Industrierevier erstreckte, nördlich in einer anderen armen
Ackerbaulandschaft, um Lublinitz und Rosenberg, einen zweiten. Die von beiden
aus um sich greifende und im Februar auch das linke Oderufer schon in Mit-
leidenschaft ziehende Epidemie erreichte ihren Höhepunkt im April. Von 980 000
Einwohnern Oberschlesiens waren nach maßvoller amtlicher Schätzung, der für
das erste Halbjahr 1848 eine genauere Statistik zugrunde liegt, mindestens
80 000 (8,2 Prozent) erkrankt, 16000 gestorben. Der Kreis Pleß verlor
10 Prozent seiner Bevölkerung, 6,5 Prozent an Hunger und Seuchen, 1,3 Prozent
an Hunger. Auch der Kreis Rybnik war besonders schwer heimgesucht. Die
erschütternden Berichte der Ärzte, die, der eigenen Gefahr nicht achtend, den
Kampf mit dem Unheil aufnahmen, geben einen Einblick nicht nur in die Größe
des Elends, sondern auch in seine Ursachen. Letztere rückte namentlich Virchows
Darstellung in grelles Licht. Unverkennbar war außer der für die geographische
Breite von Mainz und die bescheidene Meereshöhe erstaunlichen Rauheit des
Klimas, außer der stockenden Nässe des undurchlässigen Bodens, dem ungünstigen
klimatischen Einfluß weiter Teich» und Sumpfflächen und ausgedehnter Wälder,
der Unergiebigkeit des knapp bemessenen und armen Ackergrundes noch mancher
nicht in den Naturgewalten begründete Ubelstand wirksam. Die traurige Lage der
mittellosen, verwahrlosten und entkräfteten Bevölkerung ward verschlimmert durch
die Stockung des Verkehrs, der an der Grenze durch die Unterbindung des damals
lebhaften Handels, namentlich auch der örtlichen Fischausfuhr nach der nun von
Österreich verschlungenen Republik Krakau, im Lande selbst durch die arge Ver-
nachlässigung des Wegnetzes lahm gelegt war. Die Regierungsmaschine arbeitete
schlaff, und selbst nachdrückliche Vorstellungen der örtlichen Behörden strandeten

an höherer mangelhaft unterrichteter Stelle unbeachtet, bis ein Schrei der Ent» rüstung durch ganz Deutschland widerhallte. Die in unwirscher Witterung grund» los gewordeneu Landwege verzögerten dann auch die Wirksamkeit der durch den Eifer privater Wohltätigkeit ins Werk gesetzten Hilfe. So entrollten sich ent» sehliche Bilder.

Das war das Hungertyphusjahr 1848 in Oberschlesien!

In jener Zeit — um die Mitte des 19. Iahrhunderts — begann die heutige gewaltige oberschlesische Montan»Industrie sich zu entwickeln. Schon vor vielen Iahrhunderten entfaltete sich in Oberschlesien berg» und hüttenmiimnische Tätig» keit. Der älteste Bergbau in Oberschlesien, von dem wir Kunde haben, Silber» und Bleibergbau, nahm bei Beuthen und Tarnowitz im 12. Iahrhundert seinen Anfang. In der Mitte des 14. Iahrhunderts begann die Eisendarstellung in Oberschlesien. Sie wurde in der Hauptsache, — wie fast überall in Deutschland — deshalb betrieben, um die ungeheuren Wälder verwerten zu können. Das Eisenerz gehörte in Oberschlesien den großen Grundherren und jeder förderte da» von jährlich soviel, als er mit dem Holzertrage seiner Forsten, die auf einem anderen Wege nicht zu versilbern waren, verhütten konnte.

Seit dem 16. Iahrhundert wurde Galmei (Zinkerz) gegraben. Die Dar- stellung des Metalles Zink kannte man damals noch nicht. Man wußte nur, daß man durch Zusammenschmelzen von Galmei und Kupfer Messing erhielt. Also zur Messingfabrikation wurde Galmei gewonnen.

Doch die berg» und hüttenmännische Tätigkeit während des 17. und 18. Iahrhunderts in Oberschlesien war äußerst gering gegenüber derjenigen, die im 19. Iahrhundert, auf neue Grundlagen gestellt, ins Leben trat. Freiherr von Reden, der Leiter des schlesischen Berg» und Hüttenwesens, war es, der Ende des 18. Iahrhunderts ein neues Zeitalter für Oberschlesiens Bergbau und Hütten» betrieb herbeiführte. Er ließ die Friedrichsgrube anlegen, die Blei- und Silber» erze förderte, die dann in der zwei Iahre später errichteten Friedrichshütte ver» hüttet wurden. Der alte Feind des Bergbaues, das Wasser, bedrohte aber bald das Bergwerk. Die Bewältigung des Wassers durch drei Roßkünste, wobei 120 Pferde beschäftigt waren, verschlang bei unzulänglicher Leistung übermäßige Summen, daß schließlich das ganze Unternehmen in Frage gestellt schien. Der unermüdliche Reden beschloß, ein neues Mittel anzuwenden, das sich in den Gruben Englands bewährt hatte, nämlich eine Dampfmaschine zur Hebung des Wassers aufzustellen. Der ersten Dampfmaschine aus England folgten bald andere, die zum Teil in Oberschlesien gebaut wurden. Sie wurden aber auch in anderer Beziehung für Oberschlesien von ungeahnter Bedeutung, indem ihr starker Bedarf an Heizstoff die Veranlassung zu umfassender Verwendung der Steinkohle und damit zur Erschließung der Kohlenlager wurde. Auch dabei entfaltete Reden eine unermüdliche Tätigkeit. Die Verwertung der Kohle für die Eisendarstellung

führte zur Errichtung der ersten großen Eisenwerke. Die Zinkindustrle trat — nachdem es gelungen war, das Zinkmetall aus dem Erze darzustellen — ins Leben. Nach dem Staat waren es die oberschlesischen Magnaten, die mit der Errichtung großer Werkstätten des Bergbaues und Hüttenbetriebes vorgingen.
Gerade hierfür erwies sich der Umstand, daß bedeutende Teile des Landes in den Händen einzelner Großgrundbesitzer waren, von fördernder Wirkung. In dieser montan»industriellen Betätigung nehmen unter den oberschlesischen Magnaten die beiden Häuser Henckel»Donnersmarck die erste Stelle ein. Neben die alten Geschlechter stellten sich aber auch Männer, die zum Teil aus den ärmsten Kreisen stammend durch Benutzung günstiger Umstände, vor allem aber durch rastlose Tätigkeit und Umsicht sich gewaltigen Besitz erwarben. So der Ahnherr der jetzt gräflichen Familie Tiele»Winckler, der später geadelte Franz Winckler, der im Beginn der zwanziger Iahre des 19. Iahrhunderts als armer Dauernbursche nach Oberschlesien gekommen war und als einfacher Bergarbeiter beginnend, zu ungeheurem Besitz gelangte. Ferner Karl Godulla, der sich gleichfalls aus ärmlichsten Verhältnissen zum reichsten Land» und Grubenbesitzer emporgearbeitet hatte. Zu seiner Universalerbin ernannte er vor seinem 1848 zu Breslau erfolgten Tode ein armes Arbeiterkind, Iohanna Grnschczyk, das es dem menschenscheuen Sonderling angetan hatte. Unter dem Namen von Schomberg»Godulla geadelt, reichte sie später einem Mitglied« des uralten schlesischen Geschlechts der Schaffgotsch die Hand. Endlich sei der Lokomotivkönig Borsig genannt. Ein geborener Schlesier, war er 1824 als Zimmergeselle nach Berlin gekommen; schon 1837 konnte er dort eine eigene Maschinenbauanstalt und Eisengießerei begründen. Aus ihr ging 1841 die erste Lokomotive hervor, der dann nach und nach Tausende gefolgt sind. Zur Beschaffung der notwendigen Rohstoffe an Kohle und Eisen erwarb Borsig in Oberschlesien Grundbesitz und legte damit den Grund zu dem gewaltigen Besitz an Gruben und Werken, die jetzt den Nachkommen Borsigs eigen.
Die großartige Entwicklung der heutigen Montanindustrie in Oberschlesien beruht zum erheblichen Teile darauf, daß auf große Erstreckungen hin die Muschelkalkformation mit ihren reichen Lagerstätten an Zink», Blei» und Eisenerzen direkt über den mächtigen Kohlenflötzen der Steinkohlenformation ansteht. Heute bildet die Kohle die Grundlage der oberschlesischen Montanindustrie. War noch 1780 der Steinkohlenbergbau Oberschlesiens so unbedeutend, daß das königliche Oberbergamt ihn in seinen Berichten bis dahin überhaupt nicht erwähnt, so wird er heute an Bedeutung in Deutschland nur von Rheinland»Westfalen übertroffen. 123 000 Arbeiter waren 1913 im oberschlesischen Steinkohlenbergbau beschäftigt und 44 Millionen Tonnen (— 880 Millionen Zentner) Kohle betrug die Förderung. Bietet das oberschlesische Kohlenbecken seine Schätze dem Bergbau in leicht erreichbarer Tiefe dar, so sind auch Zahl, Mächtigkeit und Lagerungsweise der nutzbaren Flötze ungewöhnlich vorteilhaft. Professor Frech hat berechnet, daß mindestens 90 Milliarden metrischer Tonnen Kohle in bauwürdiger Lage der

Ausbeutung harren. Ein kundiger Kritiker dieser Aufstellung rechnet bis 1000
Meter Tiefe 62, bis 1500 Meter 101, bis 2000 Meter 141 Milliarden Tonnen
Kohle. Iedenfalls umschließt der Boden Oberschlesiens allein so viel fossilen
Brennstoff, wie die Gesamtheit der britischen Inseln, und stellt alle kontinentalen
Kohlenvorräte, selbst die des Ruhrbeckens, in den Schatten. Während der ober»
schlesische Kohlenbergbau aus dem Vollen schöpfend glänzend gedeiht, arbeitet die
oberschlesische Eisenindustrie unter nicht so günstigen Verhältnissen. Die ober»
schlesischen Eisenerze sind relativ nur schwach eisenhaltig. Gegenwärtig stellt
Oberschlesien weniger als ein Drittel der verbrauchten Erzmenge. Steiermark,
Ungarn, Schweden und Spanien müssen den Hochöfen das beste Schmelzmaterial
liefern. Im Iahre 1913 betrug die Roheisenerzeugung in Oberschlesien rund
1 Million Tonnen. Fast die gesamte Menge gelangt im Industrierevier zur
weiteren Verarbeitung.

Im Gegensatz zur Eisenindustrie behauptet die oberschlesische Zinkindustrie
nach wie vor achtunggebietend ihre Stellung. Das größte europäische Zinkerz»
lager liegt in Oberschlesien bei Beuthen und Tarnowitz. Iahrzehntelang lieferte
Oberschlesien über ein Viertel des Bedarfs an Zink der ganzen Erde. Seit einiger
Zeit beträgt der Anteil Oberschlesiens ein Fünftel. Im Iahre 1913 betrug die
Produktion Oberschlesiens 169 000 Tonnen. Erwähnt sei auch der oberschlesische
Bleierzbergbau — die meisten Gruben liefern Zink» und Bleierz zusammen —
und die daran sich schließende Bleidarstellung, die jedoch gegenüber der Kohlen»,
Eisen» und Zinkproduktion nur gering ist.

Der Gegend zwischen Oppeln, Gogolin und Groß»Strehlitz ermöglichte die
reichliche Zufuhr billiger Kohle die großartige Entwicklung ihrer Kalkbrennerei,
Zement» und Ziegelfabrikation., Aber ihre Schornsteine und Kalköfen bezeichnen
ebenso wie die zerstreuten Hüttenwerke längs der Malapane nur den äußeren
Vorhof des wahren „dlaoll eountr?" Oberschlesiens. Die heutige Montan-
industrie hat im engen Anschluß an die Kohlenfelder die Hauptwurzel ihrer Kraft
erkannt. Sie hat im Gegensatz zu den alten Eisenhämmern und Frischfeuern,
die in weiter Zerstreuung längs der Wasserläufe inmitten großer Waldungen ihre
Plätze wählten, ihre Werkstätten um die Kohlenschächte vereinigt.

Höchst bemerkenswert ist der Umstand, mit welch seltenen Vorrechten der
Großgrundbesitz seitens des Staates ausgestattet ward. 1824 gab ein besonderer
Rezeß der Herrschaft Pleß eine ganz neue bergrechtliche Stellung und stattete sie
mit Vorrechten aus, wie sie die Krone Preußens weder vor» noch nachher jemals
einem Untertanen zugestanden hat. Das Fürstentum Pleß ist bergrechtlich ein
Staat im Staate. Höchst merkwürdige Erkenntnisse, die einem Gutsbesitzer die
Rechtsnachfolge in landesherrlichen Rechten der alten Plasten sicherten, be»
gründeten das „Bergregalgebiet der Herrschaft Myslowitz'Kattowitz" (Graf Tiele»
Winckler). Desgleichen erhielten die Ratibor, Henckel » Donnersmarck, weit»
gehende Privilegien für ihre gewaltigen Besitzungen. Nirgends im deutschen

Vaterland« dürfte der Unterschied von einst und jetzt so auffällig in Erscheinung treten als im oberschlesischen Industriegebiet. Das Aufblühen der heutigen gewaltigen Montanindustrie — seit der Mitte des 19. Iahrhunderts — weckte nach und nach reges fruchtbares Leben in dem früher verwahrlost danieder» liegenden, verkümmerten Lande.
Wo zur Zeit, als Friedrich der Große von Schlesien Besitz ergriff, zwischen unabsehbaren Kiefernheiden spärlich verstreut in verkehrsarmen Städtchen und armseligen Dörfchen kaum zwanzig Menschen auf 1 Quadratkilometer dürftig sich ernährten, übersteigt heute seit Iahrzehnten auf einem Raume von etwa 600 Quadratkilometern die Volksdichte die ungewöhnliche Ziffer von 1000 auf 1 Quadratkilometer. Über dreiviertel Millionen Menschen gewährt der ober» schlesische Industriebezirk den Unterhalt. Das Antlitz der Gegend hat sich völlig verändert und auch die Menschen, die sie bevölkern, leben jetzt ein ganz anderes Leben als damals.
In blühenden, eng gereihten Ortschaften, ungeheuren Landgemeinden und mit amerikanischer Schnelligkeit emporgeschossenen Städten drängt sich die Be- völkerung. Hütte reiht sich an Hütte, Grube an Grube, von Hunderten von Essen überragt. Die Feuer sprühen, die Hämmer dröhnen, die Räder sausen und Abertausende fleißige Hände regen sich Tag und Nacht, fruchtbare Arbeit schaffend. Deutsche Art und Gesittung findet allenthalben ihre Betätigung. 200 000 Arbeiter finden in der oberschlesischen Montanindustrie ihren Erwerb. Daß heute im Industrierevier über dreiviertel Millionen ein auskömmliches Brot finden, daß ihr Kulturzustand ein unvergleichlich höherer ist, als er vor der Entwicklung der Montanindustrie war, das ist eben der Segen, den diese Industrie verbreitet. Und unverkennbar geht vom Industriebezirk ein wohl» tätiger Einfluß auf seine ganze Umgebung aus. So sind die prophetischen Worte des um die oberschlesische Montanindustrie hochverdienten Freiherrn von Reden (geschrieben im Iahre 1787) strahlend in Erfüllung gegangen: „Ich finde ein unbeschreibliches Vergnügen in der vielleicht noch entfernten Zukunft und freue mich im voraus der Zeiten, wo belebte Industrie, schnellere Zirkulation und Kultur diesen ungeachteten Winkel zur Perle der preußischen Krone erheben und dessen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen umschaffen werden."
Gewaltige Werte schafft die oberschlesische Montanindustrie, gewaltige Lohn» summen kommen ins Verdienen. Der Produktionswert betrug im Iahre 1913 dreiviertel Milliarden. 233 Millionen Mark wurden in diesem Iahre an Löhnen ausgezahlt. Einst und jetzt! Das Oberschlefien der 40er Iahre und das Ober- schlesien seit 25 Iahren! Wie gründlich haben vier oder fünf Iahrzehnte dies oft geschmähte und verhöhnte Land verändert! Den ungeheuren Fort- schritt über das Elend der Zeiten des Hungertyphus — 1848 — hinweg muß jeder bewundernd anerkennen. Am

eindruckvollsten wird er dem vor die Seele treten, der in den älteren Schriften
über Oberschlesien dem vor 60, 70 Iahren aller Welt geläufigen Vergleiche mit
Irland begegnet, einem Lande, dessen altheimische Bevölkerung wirtschaftlich
und sittlich entkräftet, verarmt und dem Trunke ergeben, hoffnungslos ums Da»
sein rang gegen die Vormacht des reichen, herrschenden fremdsprachigen Kultur»
volkes, das die grüne Insel überwältigt und in Besitz genommen hatte. Dieser
Vergleich Oberschlesiens mit Irland hatte bis vor einem halben Iahrhundert
eine gewisse Berechtigung. Aber wie verschieden haben sich seither die Geschicke
beider Länder entwickelt! Irland hatte 1841 8 175 000 Einwohner; die Zählung
von 1901 fand nur noch 4 457 000 vor. Die dem Pfluge unterworfene Fläche
verminderte sich 1860—1901 von 1 771 000 auf 992 000 Hektar. Die Mehr-
zahl der alteinheimischen Bevölkerung hat den Boden der Väter räumen und
jenseits des Ozeans in den Proletariervierteln amerikanischer Großstädte sich eine
neue Heimat suchen müssen. Und das zurückgebliebene Landvolk lebt in einem
durch die jüngsten agrarischen Gesetze nur wenig gemilderten Elend. Die Er»
bitterung gegen die harten Herren ist heute so unversöhnlich wie jemals. Noch
immer ist die Berechtigung der verzweifelten Worte nicht völlig verschwunden,
die 1833 einer der edelsten Söhne Englands, Charles Napier, niederschrieb,
als er die Lage des Landvolkes unter dem Druck der Großgrundbesitzer einer
griechischen Insel durch den Vergleich mit der keineswegs besseren Stellung
englischer oder schottischer Pcichter beleuchtete. Er fuhr dann fort: „Was das
Los der Iren anlangt, so will ich nicht sagen: sieh hin auf Irland! lieber, sieh
nicht hin auf Irland! Sieh auf die Iuden in Rußland, die Christen in der
Türkei, die Schwarzen in Westindien und beachte die Wirkungen von Unrecht
und Grausamkeit; aber sieh nicht auf Irland, oder dir wird «s vorkommen, die
Welt sei befallen von der Läusesucht, und Irland sei der Herd dieser Krankheit;
von ihm gehe das ekle Gewürm aus in der Gestalt der ,,»d»outee»" (der fern
von ihren Gütern lebenden Großgrundbesitzer), auf der Erde herumkriechend zum
Ekel für anständige Gesinnung, zur Empörung für gesunden Verstand. O nein!
sieh nicht auf Irland!"

Mit wie anderem Gefühl kann der Preuße des Landes gedenken, das einst
oft mit der unglücklichen Insel verglichen wurde! Es gibt kein schöneres Beispiel
als Oberschlesien, was „Verstand und Redlichkeit", um mit Goethes Wort zu
reden, aus einem lange verwahrlosten Lande in einigen Iahrzehnten machen
können.

Der Engländer muß noch heute, wenn er ausnahmsweise einmal ehrlich vor
seiner Tür kehrt, den Fremden bitten: ,,0n uo, lool: not ut Irelllnä!" Wir
Preußen rufen stolz: „Sieh hin auf Oberschlesien!"

Ã¤er provinx Ostpreussen.
vis unterstlicKliNen OrtÂ« Â»in6 3it2 <!Â«r LaudeiAtunA.

Architekt A. Venitz:
Vom Wiederausbau Ostpreußens*).
Schwer richtet sich das ostpreußische Volk aus Kriegsnot auf, schwer sind
die zu tragenden Lasten für alle, die in diesen von barbarischen Russenhorden
gebrandschatzten Ruinen»Kleinstädten an der Arbeit sind und notdürftig weiter-
zukommen trachten. Aber mit der, diesem Volksstamm eigenen Hartnäckigkeit und
Ausdauer, auch Anspruchslosigkeit, werden die schweren Zeiten auch überwunden.
„Daß Euer Herz in dieser schweren Zeit fest werde!" rief im letzten Sonntags»
gottesdienst den Ostpreußen ihr Prediger zu — und sie alle haben es gelobt —
und sind fest und zuversichtlich aufs neue ans Werk gegangen.
Es ist 6 Uhr morgens in den Trümmern einer einst blühenden Kleinstadt
hinter der Niederung, ganz oben im Zipfel bei Tilsit. Beim Blick aus meinem
notdürftigen Quartier sehe ich, daß im Morgengrauen auf dem mit Schnee bedeckten
großen Marktplatz eine Etappen'Auto»Kolonne auf dem Weg zur Front auf»
gefahren ist. Die Führer hoffen, in dem an der Ecke eingerichteten provisorischen
Gasthof ein letztes Frühstück in der Heimat sich zu sichern; dann geht es über
Kowno an den Feind.
Gegen 7 Uhr hören wir laute Kommandos über den Platz schallen. Die
Russen»Arbeits»Kommandos rücken in ihre Arbeitsstellen in den Ruinen ein. Es
sind bereits starke Kolonnen, die man jetzt hier überall findet. Unter Führung von
Landwehrleuten geht es nach preußischer Art ungesäumt in die dichtesten Trümmer»
haufen hinein. Es wird abgebrochen, getrennt, niedergelegt, gesprengt, Schutt
abgefahren, gelagert und nach Möglichkeit gerettet, was es noch an Werten zu
verwenden gibt. Fein säuberlich werden Steine und Eisen getrennt und vom
Mörtel gereinigt, vor einer jeden Brandstelle gelagert und ordnungsgemäß auf-
gestellt. Es sind ja die Werte, welche an noch zu verwendendem Material den
Geschädigten verblieben sind. Darum wird sehr haushälterisch mit umgegangen.
Ist eine Straße oder ein Platz aufgeräumt, dann geht es in andere Teile der
Stadt.
So allmählich kommen auch die bereits zurückgekehrten Ostpreußen aus ihren
sehr bescheidenen Unterkünften. Gegen 8 Uhr erscheint der bauleitende Architekt,
der nach Ostpreußen geeilt ist, um zu helfen, mit sorgenvoller Miene vor der Ruine
seines Bauherrn, um sich von der Größe des Schadens und dem noch zu verwen»
denden Material und Zustand zu vergewissern. Er sucht auch noch zu verbessern
während des Abbruchs, denn er muß genau angeben, wie weit die Zerstörung
gegangen ist. Auf ihm ruht der Schwerpunkt der Verantwortung. Nach seinem
Vertrag gibt es nur Pflichten und Arbeit — wenig Freude. Ieder ruft zuerst
*) Vgl. hierzu nebenstehende Karte.

nach ihm, muß Unterlagen haben, will Auskunft und Rat für alle Lagen und Möglichkeiten. Der bauleitende Architekt hier in Ostpreußen ist in der Regel im besten Mannesalter, erfahren und unverlegen in allen Fällen. Sorgenvoll kommt sein Bauherr später an die Stelle seines einstigen Wohlstandes, um sich mit ihm zu beraten, nach. Der Bauherr kann nicht verstehen, daß das viele Eisen, welches ihn beim Bau soviel Geld gekostet hat und nun verglüht und krumm gebrochen daliegt — nur noch als „altes Eise n" loszuschlagen ist. So gilt es überall zu raten und zu ergänzen.

Etwas später erscheint der Herr Bezirksarchitekt von der Bauberatung auf dem Marktplatz. Für die Zeit seiner Wirksamkeit ist er beamtet. Da ihm gegen» über der bauleitende Architekt verantwortlich ist, wendet er sich gleich an denselben, und beide tun gemeinsam ihr Werk. Ie nachdem wie sich der Bezirksarchitekt zu Kelfen weiß, gibt er sich als Beamter, oder human und fördernd. Große Umsicht, volle Hingabe wird von ihm verlangt. Nicht allein praktische Anordnungen hat er zu treffen, nein, er ist die Person, die so halbwegs wissen muß, wie die künftige Kleinstadt auszusehen hat. Ist Markttag wie heute, dann ist der Bezirksarchitekt noch mehr in Anspruch genommen wie sonst.

Man schaue nur hin; kaum ist er gekommen, sofort schließt sich ein Kreis von Fragern und Antragstellern um ihn. Was er nicht weiß, muß dann der Land-rat oder Bürgermeister wissen. Da sind Bauern, die sind weit her per Wagen gekommen, um die Anträge zum Aufbau von Scheunen, Ställen oder Notbauten zu stellen. Vorläufig hausen sie bei Verwandten oder nur notdürftig. Haben sie die Kriegsschadenfeststellung und den Entwurf für den Wiederaufbau mit» gebracht, dann waltet der Bezirksarchitekt sofort seines Amtes. Es wird geprüft, beanstandet, begutachtet, und der Bau kann entweder mit Vorbehalt oder sofort in Angriff genommen werden. Der Landmann fährt zuversichtlich heim. Es wird alles werden.

Nicht leicht hat sich der Ostpreuße in die neuen Bestimmungen und Bedingungen für den Wiederaufbau bei Inanspruchnahme staatlicher Hilfeleistung gefunden; aber jetzt kann man sagen, daß er den Sinn der Anordnungen, gegen» über den früheren Zuständen, erfaßt.

Wie hier in dieser Kleinstadt, so regen sich überall die Hände und die Kräfte, an welchen überall Mangel ist. Die gelernten Handwerker sind spärlich gesäet, Baustoffe wie Material sind knapp, und erst das Frühjahr soll hier Wandel schaffen. Bei den Arbeiten begegnen uns auch bereits andere Vorbedingungen, wie: Bauberatung, geänderte Bauordnungen, staatliche AufsichtundvornehmlichdieallerhöchsteVerordnungvom 19. Ianuar 1915, welche die sogenannte „Ler Adickes" für die beschädigten Gebiete in der Provinz eingeführt, die das Um» legen von Grundstücken und das Durchsetzen ästhetischer Anforderungen bei der baupolizeilichen Prüfung ermöglicht hat. DamitistfürdieGesundung

derStadtbebauungspläne erst die rechtliche Grundlage
geschaffen. Die weitaus wichtigste neue Bestimmung ist aber die, daß nur
zwei Geschosse hoch gebaut werden darf. Das ist wohl das glücklichste
bisher fehlende Mittel, um der Kleinstadt des Landes ihre Eigenheit zu sichern.
Wie wichtig gerade dieses Mittel für die Bauberatung war, erkennt man wohl
erst dann, wenn man die Straßenzüge mit ihren ein», höchstens zweigeschossigen
anheimelnden, einfachen alten Gebäuden gesehen hat und dann hier und da das
Entstehen neuer „Paläste" neben der Kirche oder dem Rathaus beobachtet. In
Stallupönen, Schirwindt, Neidenburg usw. habe ich richtige Wolkenkratzer mit
allen „modernen Linien" des sogenannten „Fortschrittes" gesehen.
Weil dieser Unfug früher auch in Ostpreußen den Bauenden zu leicht gemacht
wurde, hat die Bauberatung einen sehr schweren Stand. Deren Einrich-
tung wird selbstverständlich als ein Hemmnis angesehen, da sie als etwas Neues,
bisher Ungewohntes erscheint. Bisher erhielt man eine Baugenehmigung, vom
Unternehmer bearbeitet und eingereicht, „glatt genehmigt" zurück. Nunmehr
jedoch ist die Stimme des Architekten nicht mehr die eines Predigers in der Wüste,
sondern dringendes Verlangen, ja Abhängigkeit. Ausnahmen sollen zwar für ort»
lich begründete Fälle, für bestimmte Straßen und Plätze zugelassen werden. Es
braucht hier wohl kaum angeführt zu werden, daß danach selbstverständlich jede
e inzige kleine und selbst kleinste Stadt gerade für sich die
„unabweisbare Notwendigkeit" entdeckt, vou dieser Aus»
nahmemöglichkeit Gebrauch zu machen. Wer in ostpreußischen
Stadtverordnetensitzungen gelegentlich der Besprechungen der neuen Bebauungs»
pläne anwesend war, weiß darüber ein langes Lied zu singen. Hier begegnet der
Bauberatung das Sonderinteresse, das alte berühmte Hemmnis, und darum kein
Zweifel zu den einzelnen zuständigen Stellen, daß sie den Geist der neuen
Ordnung zu wahren wissen werden.
In den kleinen Städten Ostpreußens glauben jene, welche die Kriegs»
entschädigung beanspruchen, durch die an die Gewährung geknüpfte Bedingung
zur Anpassung an die Wünsche der Bauberatung ganz besonders gehindert zu
sein, und einzelne glaubten wieder, wenn ihr Anwesen zerstört wurde, berechtigt
zu sein, zu bauen, wie sie lustig sind — wenn sie auf die staatliche Unterstützung Ver»
zicht leisteten. Diese Ansicht wurde auch von einzelnen Unternehmern, die den Auf-
trag zum Bau bereits in der Tasche hatten, unterstützt. Hier ist die Bauberatung
sehr viel Arbeit entstanden, um zu läutern und Händel zu vermeiden. Aus der»
artigen Gründen ist es auch ein Irrtum zu glauben, daß eine völlige Um-
gestaltung des Stadtbildes möglich sei. Es kann sich in Orten, die nicht
völlig zerstört sind, nur darum handeln, einzelne Verbesserungen vorzu-
nehmen und etwa vorhandene Schönheiten von Denkmalwert freizulegen. So
hat man in Domnau z. B. den Blick auf die Kirche, die bis dahin von
häßlichen Buden verdeckt war, freigemacht. Vor allem ist man darauf bedacht,

den Kleinstadtcharakter der Orte zu wahren und die Überschreitung der Geschosse zu dämmen.
Diese Forderungen bei staatlicher Fürsorge sind als sehr milde Verlangen anzusehen gegenüber jenen, welche in früheren Zeiten, so nach dem siebenjährigen Krieg, in der Zeit der Innungen, der Blüte des Zopfes und Barocks, von den Siedlern des Oderbruches und in Schlesien gefordert wurden, wo keine staat» liche Bauhilfe gewährt wurde, ohne bestimmte Forderungen für die Gestaltung vorzuschreiben. Bereits vom Alten Fritz wurden rheinische und französische Baukünstler nach den bedürftigen Gegenden gesandt mit der Anweisung: „in sach- licher Weise, nach den Regeln der „Bauart" und „Batiments" zu wirken und Säumige anzutreiben." Es ist daraus zu ersehen, daß dabei energischer vorgegangen wurde, als wir es jetzt auf dem milden Weg der Bauberatung in Ostpreußen erleben. Darum ist es auch nationale Pflicht jener, welche Kriegsentschädigung nicht in Anspruch nehmen, sich im Interesse des allgemeinen Zieles freiwillig den Wünschen einer sachgemäßen Bauberatung zu fügen.
Gewiß kann dies auch nur dann freiwillig geschehen, wenn der Ost- preuße erkennt, daß er sachgemäß beraten wird: Einzelne hindernde Gründe sind auch auf die nicht sachgemäße Bauberatung zurückzuführen, weil viele eingestellte Bezirksarchitekten wohl ein Atelier für Architektur leiten konnten, dem Wesen einer sachgemäßen Bauberatung jedoch fremd gegenüberstanden. Daher ist noch heute in der Bauberatung Ostpreußens keine Einheit; es findet fortgesetzt Personenwechsel statt, welchem nicht zuletzt unliebsame Vorgänge zu- geschrieben werden müssen. Unvermeidlich sind sie wohl auch deshalb geworden, da man bei den ersten Maßnahmen in die Bauberatung doch zu sehr die Gedankenmisere der allgemeinen Bauverwaltung hinein trug und nachher sich an die Person der berufenen Bezirksarchitekten hielt. „Architekt und Bau- berater istzweierle i", und dann ist formelle und sachgemäße Handhabung zu trennen und durchzuführen. Ich habe in meinen „Bauberatstellen", Verlag R. Kiepert, Charlottenburg, an der Hand von Tafeln und Beispielen früher schon gezeigt, was man darunter zu um» fassen hat.
Auch an anderer Stelle kann man verfolgen, wie dem nicht zum Bau» berater befähigten, jedoch „berufenen" Architekten zugemutet wird, daß der Erfolg allein und einzig von ihrer Person abhängig sei. Es sind Architekten als Bauberater tätig, von denen die Fachwelt bisher wohl haufenweise Kon» kurrenzentwürfe sah, aber nie nach diesen Entwürfen eine Ausführung von Bauten erlebt hat. Hier liegt der Mangel. Denn die Ausführung ver- schafft die Erfahrung. Eine Zeitlang mag dieser Zustand wohl hingenommen werden können, solange Bilder gemalt und Perspektiven konstruiert werden von

diesem und jenem Standpunkt, in Kohle und Tempera, bloß nicht vom Stand»
punkt der Wirklichkeit. Hierauf dominiert vorläufig der Aufbau in Ostpreußen.
Wir sahen es gelegentlich der Kaiservorlage und werden daher noch weitere
Überraschungen haben.
In den einzelnen Bezirken fehlt es auch an dem gesamten An schau»
ungsmaterial der Bauberatung: Modellen, Beispiel
und Gegenbeispielen, statistischen Unterlagen, Raum»
vorstellungen, Tafeln für Höhen und Gelände, kurz an
dem gesamten Arbeitsmaterial, wie es die rheinischen
und württembergischen Bauberatungsstellen aus»
zeichnet. Für die Herstellung der Modelle sind überhaupt keine Mittel
zur Verfügung gestellt — daher greift man zu den schönen bestechenden Schau»
tildern als „Schneelandschaften". Erst im Raumbild kann man sich dem B a u»
enden gegenüber verständlich machen und näher bringen und steht
zu hoffen, daß man hier zur Förderung endlich sachgemäß wird. Bei einer
modellierten Entwurfsvorführung treten auch sofort die Mälngel derselben und
andere Begleiterscheinungen zutage, die kein genauer Grundriß und noch so
sauber mit Kohle behandelte Perspektive bloßlegen. Hier habe ich aus Erfahrung
und bezahltem Schulgeld geschöpft.
Dann ist immer noch kein Wille zur Einrichtung von den Handwerker»
kursen unter Leitung der Bauberatung zu erkennen, die Basis und die
Lebensmöglichkeit der gesamten schönen Absichten. Konstruktion und gewerbliche
Geschicklichkeit liegen gerade in Ostpreußen danieder. Der gelernte Handwerker
ist die nächste Instanz zur Erreichung der Ziele und Erstarkung der gesunden
Bauweise. In Gumbinnen ist eine sogenannte Meisterschule; dieselbe ist ver-
altet und verrostet und zu entlegen, um hinzureisen. Kurse, Abend» oder Sonntag»
kurse am Sitz der Bauberatungsstelle (Bezirksarchitekt) sind unentbehrlich. Zu»
nächst wird man diese Forderung lästig finden. Früher fand man dieses auch
in Württemberg, wo heute die Schüler und Handwerker die Frucht und den Segen
dieser Mühen und Arbeit ernten. Mit Stolz zeigen sie dort dem Fremden den
erfolg ihrer Mühen und wissen in dringenden Fällen geschickte und selbständige
Anordnungen zu treffen. Es ist ihnen Herzenssache — und nicht
bloß Geschäft — geworden.
Bereits heute sind die Bezirksarchitekten mit formellen Prüfungsarbeiten der
Bauanträge überladen, dabei erwartet man im Frühjahr die Einreichung von etwa
l5 000 Anträgen. Es ist unschwer zu erkennen und erhellt, daß die Bezirke zu
groß eingeteilt sind gegenüber dem Maß der wirklich kommenden Arbeit. Zu-
nächst hat man sich in Königsberg darauf beschränkt, einzelne Bezirke neu ein»
zuschieben. Eine eigentliche Neueinteilung und Vermehrung der Bauberatungs»
stellen sind auch die eingelegten Kreisbauberatungsstellen nicht, welche richtiger
„Bauhilfsstellen" benannt würden, die die Baustoffverwaltung, Abrechnung, Ver»

anschlagung und Lohnkontrolle der Russenkommandos für landwirtschaftliche Bauten zu erledigen haben. Diese Stellen sind mit Technikern besetzt und sind in sachlicher Hinsicht vom Bezirksarchitekten abhängig gemacht. Die Bezeichnung „Bau» beratungsstelle" für diese Kreisstellen ist falsch und hat die Sache etwas verwirrt gemacht. Die Folge: Der Herr Landrat erteilt Bauerlaubnis und der Bezirks» architekt verweigerte das Gutachten. Dies ist keine Verbesserung. Und haben sich diese Zustände auch scheinbar etwas behoben — bei größerer Tätigkeit werden sie sich bestimmt wiederholen. DahermehrBezirksarchitekten nach Ostpreußen!

Neben dem Bezirksarchitekten erfüllen heute in Ostpreußen die hingezogenen Privatarchitekten noch immer nicht den vollen Zweck, welchen sie eigentlich er» füllen sollten — und weil sie ihn beim besten Willen nicht erfüllen können. Ein» zelne Bezirksarchitekten erblicken in ihren eigentlichen Mithelfern Konkurrenten und bevorzugen wiederum einzelne vor den anderen mehrfach. Der in Ost' preußen zugelassene Privatarchitekt muß ein Mithelfer der Bauberatung werden. Hier muß die Bauberatung unparteiisch sein, vom Begabten lernen und den weniger Befähigten fördern. Nur so ist eine gedeihliche Wirksamkeit denkbar. Die Wichtigkeit der Privatarchitekten ersieht man schon darin, welches Maß von Vor» arbeit von demselben geleistet wird, bis sie dem Bezirksarchitekten zu Gesicht kommt. Noch bevor letzterer die Ortlichkeit der Zerstörung kennt, hat der Privatarchitekt das Gebiet beackert. Daher ist Aussprache und verständnisinniges Zusammen- arbeiten, Vertrauen und Ergänzung hier oberstes Gebot.

Die Verschiedenartigkeit der berufenen Persönlichkeiten, die Freiheit des Berufes, in dem sie bisher selbständig tätig waren, die reichen Möglichkeiten ver» schiedener Auffassung der einzelnen Aufgaben bringen es mit sich, daß das Spiel der Kräfte klingt, daß die verschiedensten Wege zum gleichen Ziele von ihnen vor» getragen werden. Und es ist einzuhalten, wenn im Hauptberatungsamt in Königsberg Förderung geübt werden will, daß nicht dieser oder jener kühne oder überlegene Gedanke an der Willkür einer herrischen Beamtenstelle scheitert. Dem auf das Mögliche, Notwendige und Zweckmäßige gerichteten Einfluß des er» fahrenen Bauberaters wird es dann gelingen, gegen ostpreußische Hartnäckigkeit die wesentlichen und erhaltungswerten Züge der alten Bebauungspläne zu ver» bessern und zu ergänzen!

Man hat die Kriegsschäden in den Kleinstädten an Bauten in Block», Reihen» und Einzelschäden eingeteilt. Besonders den ersten beiden Arten ist in gewissen Grenzen eine städtebauliche Gesundung des betreffen» den Gemeinwesens möglich. Ihr gelten die ersten wichtigen Arbeiten der Bezirks- architekten und Mitarbeiter. Im Innern der alten Ordensstädte können und brauchen sich diese freilich nicht so sehr auf die Abänderung der im allgemeinen ein» wandfreien und den Anforderungen des Verkehrs heute völlig genügenden Straßen» züge zu richten, als auf die Verbesserung der einzelnen Grundstücke nach ihren

Grenzen und oft auch nach ihren Größen; auch nach der oft zu
breiten Straße staffelweises Vorziehen der Bauflucht. In diesen
Beziehungen herrschten vielfach Zustände, die sich unmöglich beibehalten
lassen. Um diese Arbeit zu würdigen, muß man wissen, daß Mangel an rechts-
gültigen Unterlagen herrscht, und wie schwer es ist, auf dieser Grundlage zwei
Nachbarn, die sich mitunter auch noch feindlich gesinnt sind, zu einer Ver-
ständigung über die Grenzveränderung zu bringen. Daß sich Fördersames dennoch
erreichen läßt, beweisen einige Beispiele, und darum darf es auch am guten
Willen der bodenständigen Ostpreußen nicht mangeln.
In den zerstörten Teilen sind etwa 34000 Gebäude, allerdings meist land-
wirtschaftlicher Art, zu errichten. Einzelne Städte, wie Schirwindt z. V., sind
ganz, andere zum großen Teil, einschließlich der öffentlichen Gebäude, zerstört.
Da die Mitwirkung und Zuständigkeit der Bauberatung sich selbstverständlich
auch auf diese bezieht, so ist das Maß des zu Leistenden groß. Dieser Aufgabe
werden die achtzehn eingerichteten Bezirke für die Vorbereitung wohl
genügen, nicht aber für die Ausführung. Denn es sind 100000 Haus»
haltungenausgeraubtundverwüstet. Es gilt nicht bloß
die Erstellung des Hauses, sondern: Haus, Raum und
Gerät!
Noch Weiteres bleibt gerade den bauenden Behörden, Eisen», Post»,
Domänenverwaltung und Städten zu tun und zu erstreben: Ihre neu aufzuerrich-
tenden Gebäude künftig nicht als „abschreckendes", sondern als „erzieherisches
Beispiel" zu erstellen, sowohl im Entwurf wie in der Bauausführung. Wer
Gelegenheit hatte, gerade daraufhin in Ostpreußen zu beobachten, der kam aus
dem Zweifel nicht mehr heraus, daß diese Vorbilder früherer Zeit im „Normal»
format mit Zinkkiesleiste" das Gute in Ostpreußen herabgewirtschaftet haben —
und nicht die private Bautätigkeit. In ihnen sah der kleine Unternehmer nach-
ahmenswerte Beispiele und hat sich danach gerichtet und verrichtet. Niemand
kann es daher wagen, den ersten Stein auf ihn zu werfen!
All diesen Mängeln der Privaten, wie Kunst der Öffentlichkeit ist zur Durch-
führung außer der staatlichen Stütze noch die Hilfe durch den gewiß glücklichen
Gedanken derPatenstädte für Stadt» und Landkreise ent»
standen. Die Städte „im Reich", welche für Stadt» und Landkreise Paten»
stelle übernehmen, sammeln neben den staatlichen Mittel und führen dieselben
nach Ostpreußen ab. Den Ostpreußen kommt diese Hilfe zunächst zugute. Aus
diesen Mitteln müßten jedoch auch der Bauberatung
Unterstützungen werden, da es nicht genügt, den Bezirksarchitekten auf
gutes Gehalt zu stellen und ihm für Bureau und Hilfskräfte ganz geringe Beträge
einzuräumen. Von der Lage der Privatarchitekten, die neben dem Bezirks»
architekten doch zunächst die Ersten sind, welche das gewaltige
Maßvon Arbelt bewältigen, als Fremde und Liebe zur Sache, sowie

ihrem aufopfernden Leben will ich nur ein Beispiel anführen: Ein begabter
älterer Architekt ist seit zehn Monaten mit Aufopferung tätig. In jüngster Zeit
hat er gut zu tun und bisher etwa 6000 Mark Auslagen und Kosten gehabt, dem
gegenüber hat er eine wirkliche Gesamteinnahme von 120 Mark zu notieren.
Alle anderen Beträge stehen aus! Dabei hat er wochenlang in einem unheizbaren
Raum, wo die Fenster mit Brettern verschalt sind und die Tür gerade noch in
den Angeln hängt, gehaust! Die Lebens» und Wohnungsmöglichkeiten sind derart
außergewöhnlich schlecht für den Fremden, daß nur durchaus kräftige Menschen
diese Anforderungen aushalten. Um einen Liter Brennspiritus aufzutreiben, bin
ich selbst bis Tilsit gefahren und — hoffnungslos, ohne Aussicht, mir Beleuchtung
zur Arbeit verschaffen zu können, zurückgekehrt. Dem Einheimischen wird staatliche
Hilfe sofort beim Zurückkehren durch den Kriegshilfsausschuß. Wer hilft hier
dem schaffenden Baukünstler? In Königsberg ist man beim Oberpräsidium zu
formell, um sich der Sache anzunehmen, daher soll hier einmal versucht
werden, das Gehör der „Ostpreußenhilfe der Patenstädte"
für jene Kräfte zu finden, die hilfsbereit Behaglichkeit
und normale Verhältnisse ihren Idealen geopfert haben,
und deren Hände Arbeit in Ostpreußen die erste Saat zum
Gelingen desWerkesausstreut!

Die „Ostpreußenhilfe" hat sich ja für Fälle und Aufgaben einzusetzen ver-
sprochen, auch als Reichsverband in der neuen Gestalt, für welche! „Staatshilfe"
nicht mehr in Frage kommen soll, also auch Unterstützung aller Organe, welche
fördern, dann für den Ankauf von Gelände, für Einzelhäuser, Hebung von Übel»
ständen aller Art, für Spiel» und Erholungsflächen, für Spazierwege, für Be»
und Entwässerung, für die Denkmalpflege, Freilegung öffentlicher historischer
Gebäude, für städtebauliche Verbesserungen im Stadtbild — für mustergültigen
Hausrat, für Volkswohlfahrt, kurz für alles das,,was den Ort hebt und verschönt,
ein wenig Lebensbehagen auch bis in die einfachen Bevölkerungskreise hineinträgt
und dadurch Wachstum wird, und dieLandflucht unterbunden. Und
wer steht und fällt bei derDurchführung dieser großen
Entwürfe und Absichten? Zunächst der Privatarchitekt.

Darum verschaffe man demselben auch Lebensmöglichkeiten durch Beispringen
und verlange nicht, daß dieser Stand neben Mühe und Arbeit auch noch» seine
letzten Mittel wagt — in ernster Kriegszeit. Hier ist ein neues Feld für die Paten»
städte und den von Lüdinghausen'schen Gedanken, wo segensreiche Arbeit und
Dank winkt!

Es steht ja zu hoffen, daß sich für all diese offenen Fragen mit der Zeit die
Lösung findet; jedoch im Frühjahr setzt bei der Bautätigkeit in Ostpreußen der
Hochdruck ein und darum genügt es nicht mehr: „alles, als erst noch in der
Entwicklung begriffen" zu bezeichnen. Soll der Baukünstler Werte schaffen,
dann muß er sorgenlos gestellt sein.

Dazu eine Aufgabe, die, so groß sie ist, von den ganz großen Meistern an Ort
und Stelle nicht geleistet und erwartet werden kann. Es wird eine Nutzung des
Spieles freier junger Kräfte sein. Wir wollen uns gewiß nicht überheben; das
aber nehmen wir für uns in Anspruch, daß ein ehrliches und emsiges Streben in
unseren Tagen in der Baukunst lebt und das noch zunimmt, wenn erst die Armee
die einbehaltenen Kräfte freigibt, und daß sie doch schon etwas zu sagen hat. Und
der Überzeugung dürfen wir wohl sein, daß ein aus diesen Kräften neu auf»
gebautes Ostpreußen mit den Fehlern, die etwa eine spätere Zeit fest»
stellen sollte, doch eine für alle Zeit beachtenswerte Leistung sein muß und vielleicht
das Wallfahrtsziel wirklich werden kann.

Iedoch am Formenschatz der Alten allein können wir
nicht genesen — auch ein Hauch ihres Geistes muß über uns
kommen! Dieser Geist war sachgemäßer und weniger
formell.

Rechtsanwalt Dr. Werneburg:

Die Bestimmung des neutralen oder feindlichen
Charakters der Handelsschiffe und ihrer Waren.

Nach dem Standpunkt des heutigen Völkerrechtes unterliegt grundsätzlich
das feindliche Privateigentum zur See dem Seebeuterecht des Gegners im Kriege,
nicht auch das neutrale Eigentum. Zwecks Unterscheidung der neutralen und
feindlichen Handelsschiffe und ihrer Waren ist eine Bestimmung darüber erforder»
lich, nach welchen Umständen oder Eigenschaften dieser Objekte ihre neutrale oder
feindliche Charakterisierung zu treffen ist.

Vor der Londoner Seekriegsrechtsdeklaration vom Iahre 1909 war diese
Frage wenig geklärt, da die Pariser Deklaration hierüber keine Bestimmungen
getroffen hatte. Übereinstimmung herrschte darin, daß bei dieser Unterscheidung
in erster Linie die neutrale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers dieser
Güter maßgebend sein mußte. Aber schon über die weitere Frage, wonach sich die
neutrale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers richten sollte, gingen die
Ansichten in der Theorie und der Rechtsprechung der Gerichte in den einzelnen
Staaten auseinander. Nach der französischen Pearls war nämlich die Staats»
angehörigkeit des Eigentümers dieser Güter entscheidend und zwar mit der Maß»
gabe, daß eine Änderung derselben nach Beginn des Krieges keinen Einfluß haben
sollte. Dagegen war nach der englischen und amerikanischen Rechtsprechung der

Wohnsitz des Eigentümers bestimmend. Eine Unterscheidung in dieser Richtung erübrigte sich überhaupt nach der Praris dieser Staaten, wenn das Handelsschiff die feindliche Flagge führte. In solchem Fall unterlag das Handelsschiff nämlich selbst dann dem Beuterecht des gegnerischen Staates, wenn der Eigentümer neu» trale Eigenschaft besaß. Stand andererseits die feindliche Eigenschaft des Eigen» tümers nach obigen Gesichtspunkten fest, so konnte natürlich auch die neutrale Flagge das Schiff nicht mehr vor dem Wegnahmerecht schützen.
Bestimmungen über die neutrale oder feindlich« Eigenschaft der Handels- schiffe finden sich nunmehr in der Londoner Seerechtsdeklaration vom Iahre 1909. Hinsichtlich ihrer praktischen Anwendbarkeit ist allerdings immer zu berücksichtigen, daß diese Deklaration mit alleiniger Ausnahme der Vereinigten Staaten bisher von keinem Staat ratifiziert worden ist — namentlich nicht von England — ihr also Rechtsverbindlichkeit nicht beigemessen werden kann. Immerhin hat jedoch die hier getroffene Regelung größeren Einfluß auf das Völkerrecht selbst aus» geübt, sodaß die Vorschriften der Deklaration als Dokument der Gesamtauffassung jedenfalls nicht wertlos sind.
Für die vorliegende Frage kommt der Artikel 57 (6. Kapitel der Seekriegs» rechtsdeklaration) in Betracht. Nach ihm wird nämlich die neutrale oder feind» liche Eigenschaft eines Schiffes grundsätzlich nach der Flagge bestimmt, zu deren Führung es das Recht erworben hat. Demnach kommt der Staatsangehörigkeit und dem Wohnsitz des Schiffseigentümers nur insofern noch Bedeutung zu, als der Erwerb des Rechtes zur Führung der Flagge von Wohnsitz oder Staats» angehörigkeit abhängt.
Das Recht zur Führung der Flagge wird den Handelsschiffen nach Maßgabe der Gesetzgebung der einzelnen Staaten verliehen. Für das Deutsche Reich be» stimmt der 8 2 Absatz 1 des Reichsgesetzes betreffend das Flaggenrecht der Kauf» fahrteischiffe vom 22. Iuni 1899, daß diese Schiffe nur dann zur Führung der Reichsflagge berechtigt sind, wenn sie im ausschließlichen Eigentum von Reichs» ungehörigen stehen. In gleicher Weise ist die gesetzliche Regelung in England, den Vereinigten Staaten, Rußland, Norwegen und Spanien erfolgt. Nach der Gesetzgebung Österreich-Ungarns, Dänemarks und Schwedens genügt hingegen schon, daß zwei Drittel des Schiffes im Eigentum ihres Staatsangehörigen steht, nach der Belgiens muß nur mehr als die Hälfte des Schiffes Eigentum seines Staatsangehörigen sein. Frankreich und Griechenland fordert in seinen Gesetzen nur, daß wenigstens die Hälfte des Schiffes seinem Staatsangehörigen gehört.
Bemerkenswert ist, daß Argentinien, Chile, Paraguay, Columbien und andere Republiken Südamerikas das Recht zur Führung ihrer Flagge auch solchen Eigentümern von Handelsschiffen verleihen, die nicht ihre Staatsangehörigen sind. Es wäre also möglich, daß beispielsweise Argentinien deutschen Staats» angehörigen das Recht verliehe, ihre Schiffe unter argentinischer Flagge fahren zu lassen. Ob allerdings auch im Kriege ein solches Verfahren seitens der krieg»

feindlichen Charakters der Handelsschiffe Werneburg
führenden Mächte Anerkennung finden würde, erscheint vom praktischen Stand»
punkt aus als äußerst zweifelhaft. Nach den Erfahrungen des gegenwärtigen
Krieges dürfte auch die argentinische Flagge das deutsche Handelsschiff nicht vor
der Wegnahme schützen.
Aus der Regelung der Londoner Seerechtsdeklaration ergibt sich, daß ein
Handelsschiff selbst dann dem Beuterecht des gegnerischen Staates unterliegt,
wenn es im unbeschränkten Eigentum eines neutralen Staatsangehörigen steht.
Da die zu dem amerikanischen Morgan»Trust gehörenden englischen Gesellschaften,
wie die Red Star Line und die White Star Line, sowohl betriebstechnisch wie
bezüglich der Führung der Flagge selbständig geblieben sind (Andrer, Geographie
des Welthandels 1910, S. 407), so sind diese Schiffe in dem gegenwärtigen
deutsch»englischen Kriege dem Seebeuterecht Deutschlands unterworfen.
Die Frage, ,ob ein Handelsschiff dem Beulerecht des Gegners auch dann aus»
gesetzt ist, wenn es keine, eine freierdachte oder die Flagge eines Staates führt,
der keine eigene Seeflagge hat, ist in der Londoner Deklaration nicht geregelt. Die
Frage dürfte jedoch in bejahendem Sinne zu beantworten sein, da in solchem
Fall für das Handelsschiff ein Recht auf Schutz seitens eines Staates nicht besteht.
In vielen Staaten ist bei Erwerb des Rechtes zur Führung ihrer Flagge
außer dem Eigentum auch die Staatsangehörigkeit der Besatzung von maßgebender
Bedeutung. So ist nach französischem Recht außer dem Eigentum in dem be»
zeichneten Umfange — wenigstens die Hälfte — außerdem zum Erwerb dieses
Rechtes erforderlich, daß der Kapitän, die Offiziere und drei Viertel der Mann»
schaft französische Staatsangehörige sind, ebenso in Griechenland. In den Ver»
einigten Staaten wird als Erfordernis aufgestellt, daß die Offiziere sowie zwei
Drittel der Besatzung amerikanische Staatsangehörigkeit besitzen und daß das
Handelsschiff in Amerika gebaut worden ist. Nach den Gesetzen Österreichs ist
Bedingung, daß der Kapitän österreichischer Staatsangehöriger ist.
Bezüglich der an Bord eines feindlichen Handelsschiffes befindlichen Waren
ist eine Regelung in Artikel 58 der Londoner Seerechtsdeklaration erfolgt. Der
neutrale oder feindliche Charakter dieser Waren bestimmt sich gemäß dieser Vor»
schrift nach der neutralen oder feindlichen Eigenschaft des Eigentümers derselben.
In letzterer Beziehung ist maßgebender Zeitpunkt derjenige der Verladung und,
wenn die Verladung vor Kriegsausbruch erfolgt ist, der Beginn der Feind»
seligkeiten (Artikel 60).
Offen blieb die sich nun notwendig ergebende weitere Frage, ob für die neu»
trale oder feindliche Eigenschaft des Eigentümers dessen Staatsangehörigkeit oder
Wohnsitz maßgebend sein sollte. Eine Einigung hierüber wurde nur durch
folgende Leitsätze des „Oomits jurisiyue" angebahnt: „Der neutrale oder feind»
liche Charakter der an Bord eines Schiffes vorgefundenen Waren wird bestimmt
durch die neutrale oder feindliche Staatsangehörigkeit ihres Eigentümers, und
wenn dieser keine Staatsangehörigkeit oder sowohl neutrale wie feindliche Staats»

angehörigkeit besitzt, durch seinen Wohnsitz im neutralen oder im feindlichen Lande.
Waren, die einer anonymen oder Aktiengesellschaft gehören, werden als neutral
oder feindlich angesehen, je nachdem die Gesellschaft ihren Sitz im neutralen oder
feindlichen Lande hat."
Eine völlige Übereinstimmung wurde jedoch über diesen Punkt nicht erzielt.
Nach englischer Praris ist grundsätzlich der Wohnsitz des Eigentümers maßgebend.
Außerdem werden nach ihr aber auch solche Waren als feindliche angesehen, die
auf feindlichem Boden produziert oder in einer auf feindlichem Boden befindlichen
selbständigen Zweigniederlassung eines neutralen Eigentümers erzeugt worden
sind.
Oberrealschuldirektor a.D.Julius Reuper.

Gustav Freytag. Ein Gedenkblatt.

Am 13. Iuli dieses Kriegsjahres vollendet sich das erste Iahrhundert, seit
dem Arzte und Bürgermeister Freytag in dem schlesischen
Städtchen Kreuzburg, unfern der polnischen Grenze, sein ältester
Sohn geboren wurde, Gustav Freytag, dessen zu gedenken uns heute als
eine angenehme Pflicht erscheint. Wenn auch nicht mehr in voller Iugendfrische,
lächeln seine „Iournalisten" uns doch noch immer liebenswürdig von der
Bühne herab an. Aus seinen „Ahne n" und „Bilderuausderdeutschen
Vergangenheit" spricht auch noch heute zu uns der Geist der Vorzeit in
fesselnder Weise, und seinen Roman „Soll und Haben" bucht auch das
zwanzigste Iahrhundert noch als ein Meisterwerk unserer schönen Literatur.
Häufige Reibereien zwischen polnischer und deutscher Iugend, polnischer und
deutscher Art, ließen Gustav Freytag schon in jungen Iahren deutsches Wesen
lieben mit ganzer Seele. Zum Berufsstudium erkor der heranwachsende Iüngling
sich daher dasjenige der deutschen Sprache und Literatur. Bei Hoffmann von
Fallersleben oblag er demselben in Breslau. In dessen Privatissimum über Hand»
schriftenkunde war er der einzige Hörer. Erfolgreicher noch setzte er sein Studium
dann in Berlin unter Lachmann fort. Mittels einer Dissertation über die Anfänge
der deutschen dramatischen Poesie erwarb er sich den Doktorgrad. Fünf Iahre hin»
durch wirkte er später in Breslau als Privatdozent der deutschen Sprache und
Literatur. Als die Fakultät ihm dann aber verweigerte, ein Kolleg über deutsche
Kulturgeschichte zu lesen, wozu er die Berechtigung allerdings nicht besaß, vrr»
tauschte er den akademischen Beruf kurzerhand mit dem des freien Schriftstellers.
Schnell nacheinander schuf er nun die Dramen: „Die Brautfahrt" (des

späteren Kaisers Marimilian), „Die Valentine" und „Graf Walde»
m a r". Die dramatische Technik jedoch kam darin noch zu kurz. Auf der Bühne
festen Fuß zu fassen, vermochten sie darum nicht.
Das Revolutionsjahr 1848 machte Freytag dann zum Iournalisten. Damit
begann nun die zweite und vollwertige Periode seiner literarischen Tätigkeit. In
Leipzig gab er jetzt mehr als zwei Iahrzehnte lang die von Kuranda gegründete
Wochenschrift „Die Grenzboten" heraus, anfangs gemeinsam mit Iulian
Schmidt, später mit Moritz Busch und anderen, und seine formgewandten Artikel
trugen wesentlich mit dazu bei, dem Blatte unter den deutschen Zeitschriften eine
angesehene und einflußreiche Stellung schnell zu erobern, damit aber auch wesent»
lich der Idee zu dienen, in deren Dienst er sie stellte: der Überzeugung, daß Deutsch-
lands Heil nur von einem geeinten Deutschland unter preußischer Führung zu
erwarten sei.
Geistig anregenden Verkehr pflog Freytag in Leipzig mit vielen geistes» und
gesinnungsverwandten Männern der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen
Lebens, besonders mit den Professoren Moritz Haupt, Theodor Mommsen und
Heinrich von Treitschke, dem Pädagogen, Iournalisten, Finanzmann und späteren
badischen Minister Karl Math» und dem Verlagsbuchhändler Hirzel. In einem
Abschieds»Trinksvruche auf Treitschke aus Anlaß von dessen Berufung nach Frei-
burg i. B. rühmte der Dichter dem „Zauber guter Kameradschaft" nach, daß der
Deutsche diesen „völliger als jedes andere Volk" empfinde. Als den „besten In»
halt meines Lebens" pries er bei dieser Gelegenheit „das politische Glaubens»
bekenntnis", das Nord» und Süd», West» und Ostdeutsche im abendlichen
Freundeskreise vereinte: die gemeinsame Überzeugung, daß Deutschlands Heil
lediglich von einem geeinten Deutschland unter Preußens Führung zu erhoffen sei.
Von 1851 ab verbrachte Freytag die Sommermonate alljährlich in Sieb»
leben bei Gotha, wo er sich ein kleines Besitztum erworben hatte. Hier entstand
nun das Lustspiel „Die Iournalist« n", das ihn mit einem Schlage berühmt
machte, und das bis auf den heutigen Tag das beste deutsche Lustspiel der nach-
klassischen Periode geblieben ist. Mit gewandter Feder beherrschte Freytag nun-
mehr die dramatische Technik, die er auf der Bühne zuvor praktisch studiert hatte,
und mit köstlichem Humor läßt er in seinem dramatischen Meisterstück die poli»
tischen Zustände seiner Zeit an unserem Blick vorübergaukeln. Als Dichter über
den politischen Parteien stehend und den politischen Einschlag des Stoffes praktisch
verklärend, schildert Freytag uns Liberale wie Konservative als echte Menschen
mit menschlichen Licht» und Schattenseiten. Ein Tendenzstück zu schaffen, lag
Freytag fern; die Grundidee des Lustspiels aber deutet „der Held" mit den Worten
an: „Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so
fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem viel»
leicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt, zum Besten vieler." Mit anderen Worten:

Der Einzelne fühle sich nur als ein dienendes Mitglied eines großen Ganzen! —
Der Bühnenerfolg des Stückes war verdientermaßen ein großer.
Um den Dichter der Verfolgung durch die Berliner politische Polizei, welche
die Namhaftmachung des Einsenders einer politischen Zeitungsnotiz von ihm er-
pressen wollte, zu entziehen, ernannte Ernst II. von Koburg»Gotha Freytag jetzt zu
seinem Vorleser mit dem Hofratstitel. Lebenslang blieb der Herzog dem Dichter
dann ein gesinnungsverwandter Freund.
Auf der Höhe der Schaffenskraft zeigten Freytag nun auch seine nächstfolgen»
den Werke. Zunächst galt es ihm, „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufzu»
suchen", wie sich ein Kritiker ausdrückte (Iulian Schmidt war es wohl?). In dem
dreibändigen Roman „Soll und Haben" spendete er uns daher ein treues
und fesselndes Spiegelbild des deutschen Kulturlebens um die Mitte des neun-
zehnten Iahrhunderts, eine bis auf die Gegenwart außerordentlich wirksam
gebliebene erzählende Prosadichtung. Künstlerisch gestaltet zeigte Freytag uns
darin einerseits den Gegensatz zwischen dem aufstrebenden Bürgertum und dem
wirtschaftlichen Abstiege des Adels, andererseits jenen zwischen deutscher Art und
dem Polentum der Ostmark. Die in dem Roman auftretenden Personen erscheinen
uns wie aus dem Leben gegriffen, sind aber gleichwohl allesamt frei erfunden.
Ebenso ist es auch die Handlung, wenn der Dichter dazu auch mancherlei An»
regung durch seinen früheren Verkehr in der Breslauer Großkaufmanns»Familie
Molinari einer» und den polnischen Aufstand von 1848 andererseits empfangen
hatte. Gewidmet wurde das fesselnde Kulturbild aus dem deutschen Kaufmanns-
leben dem Herzoge Ernst II. von Koburg»Gotha.
Auf „Soll und Haben" ließ Freytag 1859 die allbekannten „Bilder aus
derdeutschen Vergangenheit" folgen. Tausende kleiner Flugschriften
hatte er vor ihrer Abfassung durchgesehen. Hervorgegangen aus einzelnen Auf»
sätzen, die nach und nach in den „Grenzboten" erschienen waren, wuchsen sie sich
später in fünf Bänden zu einer Geschichte des deutschen Lebens in Form
biographischer Charakterbilder von den geschichtlichen Anfängen der Germanen bis
ins neunzehnte Iahrhundert aus. Die Deutschen Österreichs sind darin leider zu
stiefmütterlich behandelt worden. Gleichwohl hatte es seine Berechtigung, wenn
ein Fachmann ersten Ranges wie Müllenhoff von ihnen sagte: „Sie sind das
beste Werk über deutsche Geschichte, welches wir anoch haben."
Von geringerer Bedeutung als die „Bilder" war das ihnen folgende
historische Trauerspiel „Die Fabier". Viel Anklang dagegen fand ver»
dientermaßen wieder die auf langjährigen theoretischen wie praktischen Studien
beruhende „TechnikdesDrama s", vollends aber der zeitgenössische Roman
„Die verlorene Handschrif t", in dem der Dichter einander zwei ihm
aus eigener Anschauung bekannte, dem großen Publikum aber weniger vertraute
Welten in treuen Spiegelbildern gegenüber stellte: die Professoren» und die Hof»
welt. Die Anregung zu diesem Roman hatte Freytag durch seinen philologischen

Freund Haupt empfangen. Im Vertrauen teilte dieser ihm einmal mit, daß er in
Westfalen ein altes Haus kenne, in dem sich die Reste einer alten Klosterbibliothek
befänden, unter denen vielleicht auch eine Handschrift der verloren gegangenen
Dekaden (Bücher römischer Geschichte) von Livius zu finden sei.
Großzügig als Dichter gab Freytag sich dann nach dem deutsch»französischen
Kriege, den er teilweise im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen aus nächster
Nähe kennen gelernt hatte, in den acht Erzählungen der „Ahne n". Aus grauer
Vorzeit geleitete er darin ein deutsches Geschlecht ins helle Licht der Gegenwart,
aus Thüringens Wäldern in das Schlesien des neunzehnten Iahrhunderts. Es
war ein Meisterwerk dichterischer Gestaltungskraft, das Freytag uns damit schuf.
Insbesondere „Ingo" und „Ingraban" sowie einige Erzählungen in der Mitte der
langen Reihe glänzen sowohl durch die fesselnde Führung der Handlung, wie auch
durch ein äußerst gelungenes Zeitkolorit. Daß Freytags Erfindungsgabe und
dichterische Gestaltungskraft aus ein'em Stamme so viele verschiedenartige Blüten
zu treiben vermochte, ohne wesentlich zu erlahmen, stellt ihn unter den deutschen
Prosadichtern unstreitig in die erste Reihe. Echt deutsches Blut pulsiert in den
„Ahnen" vom ersten bis zum letzten Gliede der langen Reihe, und Freytag'scher
Freisinn läßt ein altdeutsches Fürstengeschlecht ausmünden in ein patriotisches und
tatkräftiges Bürgertum. Iedes Geschlecht redet dabei seine eigene Sprache, der
Sprechweise des entsprechenden Zeitalters ihre Klangfarbe entnehmend, ohne
jedoch die Lesbarkeit der Erzählungen dadurch zu beeinträchtigen. Daß der Dichter in
der letzten der Geschichten, „Aus einer kleinen Stadt", einen Sprößling der Familie
König in Schlesien zu einem Helden der Feder werden läßt, hat Freytag den
merkwürdigen Vorwurf eingetragen, er habe sich in den „Ahnen" selbst einen alten
Stammbaum erdichten wollen. Ieder Kenner von Freytags Charakter aber wird
darüber nur lächeln. Von sich selbst öffentlich zu sprechen, das hat ihm stets auf's
äußerste widerstrebt. So unsympathisch ist ihm das gewesen, daß er die über
Hirzels Wunsch, bald nach den „Ahnen" niedergeschriebenen „Erinnerungen
aus m e in em L eben" mit dem Schmerzensseufzer eingeleitet hat:
„Ich sollte schreiben; doch ich saß im Dämmer,
verstäubt und reisemüdig auf der Bank,
unlustig zu der Arbeit, einst Erlebtes
den lieben Deutschen auf dem Markt zu schildern."
Ziemlich dürftig sind die „Erinnerungen" denn auch ausgefallen. Bleiben»
den Wert aber haben darin Freytag's ausführliche Mitteilungen über das Ent»
stehen seiner Werke.
Den politischen Traum seiner Iugend sah der Dichter 1871 zur Wirklichkeit
werden. Bis zur Schlacht bei Sedan wohnte er als Gast des preußischen Kron-
prinzen in dessen Hauptquartier den Kriegsbegebenheiten in nächster Nähe bei. Die
gehobene Siegesstimmung schenkte ihm hier die Idee zu seinen „Ahnen". Kron»

prinz Friedrich Wilhelm war der Erste, dem er von ihr eine Mitteilung machte. Dessen freudige Zustimmung hat Freytag dann veranlaßt, die acht Erzählungen der „Ahnen" der Kronprinzessin zu widmen.

Die letzten Lebensjahre des Dichters bescherten uns noch das prächtige Lebensbild „KarlMathy" und die kleine Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkron e". So wenig inhaltreich diese auch ist — auch in ihr zeigte sich, mit welcher Unlust Freytag von sich selber sprach —, Staub hat sie doch mehr als genug aufgewirbelt, denn wer es noch nicht wußte, erfuhr aus ihr, wie schon vor Sedan das Wiederaufleben der deutschen Kaiserwürde dem Kron» prinzen Friedrich Wilhelm am Herzen lag.

Seit 1879 verbrachte Freytag die Wintermonate in Wiesbaden. Als Fünfundsiebzigjähriger trat er, nunmehr Wirklicher Geheimer Hofrat, zum dritten Male vor den Traualtar. Das Iahr 1895 riß ihm dann, nach vierjähriger glücklicher neuer Ehe, am letzten Apriltage die unermüdliche Feder aus der fleißigen Hand.

Ein aufrechter deutscher Mann trat mit Gustav Freytag vom Schauplatze des Lebens ab, ein gerader, ehrenhafter Charakter ohne Trug und Falsch, nackensteif auch vor den Großen der Erde. Wie er der deutschen Einheit jahrzehntelang er» folgreich vorgearbeitet hat als Iournalist, so mehrte er als echt nationaler Dichter den goldenen Hort unserer schönen Literatur durch Werke von unvergänglichem Werte. Was er auf der Höhe des Lebens schuf, gehört fast ausnahmslos zu dem Wertvollsten, das die nachklassische Zeit dem deutschen Schrifttum spendete. Ehre seinem Namen daher für alle Zeit!

Walter Friedemann.

Krieg und Naturgesetz.

Bei jedem Vorgang in der anorganischen Natur untersuchen wir, wie er verläuft, und wir wiederholen die Beobachtung so oft, bis wir das Gesetzmäßig« festgestellt haben. Dieses Verfahren ließ uns „einen tiefen Blick in die Natur tun". Nur dem Menschen mit seiner göttlichen Seele wies man außerhalb des Weltganzen seinen Platz an und nannte ihn einen Gast auf dieser Erde. Den Leib, der zum Staube zurückkehrt, konnte man deshalb zwar erforschen, die Regungen seiner Seele und die Beweggründe seiner Taten blieben unbekanntes Land. So schienen wir Fremdlinge, wo wir doch heimatberechtigt waren, wir sehnten uns nach der weltumspannenden Gemeinsamkeit und fürchteten den Tod, weil er uns einsam machte und ins Unbekannte hinaustrieb. Doch im Innersten empfand jeder, daß er in dieses Weltbild hineingehöre, daß er einen unlösbaren

Teil des Ganzen bilde, ohne den auch der Bau, der in die Ewigkeiten ragt, nicht
wäre. Kein Philosoph brauchte es eigentlich beweisen, weil jedes Wesen es so
sicher fühlte, und Gefühl war hier zwingender Beweis. Grabbes Hannibal tröstet
den treuen Turnu, der mit ihm stirbt: „Ia, aus der Welt werden wir nicht
fallen. Wir sind einmal darin."
Nichts sprach dafür, außer unbewiesenen Behauptungen, daß nur unser
Dasein aller Ordnung und Gesetz Hohn sprechen dürfe, und weil sich alles in
uns gegen diesen Widersinn aufbäumte, so versuchte man aus der Weltgeschichte
Regeln und Gesetze für das Geschick des Menschengeschlechts abzuleiten. Dieser
Versuch früherer Geschichtsforschung schlug fehl. Die Gesetze der Natur sind
unverrückbar und an jedem Ort und zu allen Zeiten gültig. Das Menschen»
geschlecht aber änderte und entwickelte sich seit prähistorischen Zeiten bis zu unseren
Tagen an Leib und Seele. Was für die gleiche Konstellation vor Zeiten galt,
kam später deshalb nicht mehr in Frage, und man mußte verzichten, Gesetze und
Regeln aufzustellen, die überall anwendbar sind und gar eine Voraussage
kommender Dinge gestatten. Dafür wuchs in uns die Gewißheit, daß alle Zeiten
und alle Zonen in Verbindung und in Wechselwirkung stehen, daß alles Leben
ein Uhrwerk von zahllosen Rädern ist, die ineinander greifen und gemeinsam den
Zeiger durch die Zeiten treiben. Wir leben in dem Bewußtsein „in einer unend-
lichen Abfolge wohlgeordnet einander ablösender menschlicher Entwicklungen zu
stehen; es ist die Empfindung der Einheit der Zeit und des Ortes hin durch die
Iahrtausende und hieweg über alle Räume des Erdenrundes. Und es ist, auf dieser
Grundlage, das Glück und das Bewußtsein zugleich, nicht bloß einem einzigen
Zeitalter anzugehören, sondern durch das Mittel einer historisch gegängelten
Phantasie hindurch auch an dem Leben anderer Zeitalter Teil zu nehmen und da»
durch, gegenüber früheren Geschlechtern, um vieles reicher zu sein an Lebens»
erfahrung und Lebensgenuß".
Dies« Worte enthalten den Auszug des tiefen Wissens und die Frucht innigen
Versenkens in die Geschichte der Menschen eines so maßgebenden Geschichtslehrers
wie Professor Carl Lamprecht. Die Historie ist also keine regellose Summe von
Begebenheiten, sondern eine Reihe „menschlicher Entwickelungen", die sichwoh l»
geordnet vollziehen und durch alle Zeiten und allerorts zusammenhängen. In
dieser wissenschaftlichen Lehre steckt aber auch das tiefinnerliche und liebevolle
Empfinden der Alleinheit, das unser Denken immer mehr ergreift und ebenso zu
Siegen des Verstandes wie zu Siegen des Herzens führen muß.
Natürlich hatte der Dichter längst die Melodie der Weltensymphonie
erlauscht. In Goethe lebte darum das Empfinden innigster Wesenseinheit von
Natur und Gottseele und lohte zu Flammen auf, die dem deutschen Volke vor»
anziehen auf dem langen Wege zu höchster Gesittung, zur All»Liebe. Von dem
unfaßbar großen Weltengott weiß Goethe nichts Überzeugenderes und Innigeres
zu sagen als: „Gefühl ist alles". Wir zweifeln nicht mehr, daß Gott keine enge

Form verträgt, die wir ihm anmaßen (wirklich eine Anmaßung), sondern, daß er in der unendlichen Welt lebt und deshalb gefühlt werden kann und muß. Seinen Spuren zu folgen ist Gottesdienst.

Ein moderner Forscher, der bekannte Arzt Wilhelm Fließ, hat sich nun in seinen Werken „Der Ablauf des Lebens" und „Vom Leben und vom Tod"*) durch das Wort des alten heidnischen Philosophen leiten lassen: „Der Gott rechnet." Durch wissenschaftliche Beobachtungen in langen Iahren und durch ein ungeheures statistisches Material, das er teils sammelte, teils den amtlichen, preußischen Statistiken entnahm, hat er festgestellt, daß in der Natur wirklich auch dort Ordnung und Gesetz herrscht, wo man bisher nur Zufall und Willkür annahm. Das Gesetz von periodischen Vorgängen gilt nicht nur für die Wellen des Meeres, nein, auch im Leben der Pflanzen, der Tiere und des Menschen tritt es zu Tage. Es regelt Geburt und Tod, Blühen und Vergehen, Krankheit und Wohlbefinden. Das Leben des einzelnen verläuft unter seinem unzerbrechlichen Zwang und schwingt im langen Ablauf des Geschlechts wie des ganzen Volks. Es nimmt dem Wesen nicht etwa seinen Einzelwillen, es ist nicht etwa ein Fatum, dem man nicht entrinnen kann, sondern „es erweitert die Grenzen des Indivi» duums". Fließ zeigt, daß ein gleiches Gesetz die Tage des Knospens und Ab» sterbens einer Clivia bestimmt wie die Geburtsdaten im Kaiserhause Hohenzollern. Dieses Gesetz hat Fließ zahlenmäßig zum Ausdruck gebracht und es somit dem Bereich der Phantasie entrückt. Nur kurz ist es möglich, aus der Überfülle des Werks in Nachstehendem herauszugreifen, was dieser Betrachtung zur wissen-schaftlichen Unterlage dienen soll.

Fließ, dem bedeutende Fachgelehrte nicht genug Anerkennung zollen können, lehrt, daß alles Leben aus männlicher und weiblicher Substanz besteht, die eine Lebensdauer von 23 bezw. 28 Tagen hat. Alle Vorgänge des Lebens sind deshalb periodisch und scheinbar unregelmäßig, da sie das Produkt zweier periodischer Vorgänge sind. Diese Grundbegriffe der Fließ'schen Lehre bedingen die kritischen Tage unseres Daseins, sie erklären, daß dem gesteigerten Wohlbefinden der plötz» liche Schüttelfrost folgt oder gar der Tod. Durch zahlreiche, geistvolle Unter» suchungen legt Fließ dar, warum nun diese Zahlen den Takt geben für den Rhythmus, in dem das Leben auch eines Geschlechts abläuft, warum der Todestag der Urahne im engsten Zusammenhange mit dem Geburtstag des Urenkels steht. Durch überraschende Folgerungen wird uns gezeigt, wie einfache Zahlen» verhältnisse die Beziehungen alles organischen Lebens regeln, wie die statistisch festgestellte Zu» und Abnahme der Sterblichkeit in periodischen Schwankungen sich bewegt, und die zahlenmäßig bewiesene Biserualität in allem Lebendigen die geheimnisvollsten Vorgänge blitzartig erhellt. Seine Lehre gipfelt endlich in dem Satz, daß Leben und Tod im Haushalt der Natur polare und ordnende Kräfte

*) Bei Di«derichs, In«.

sind. „Innerhalb einer natürlichen Gruppe von Individuen ist die Summe
lebendiger Substanz ebenso konstant, wie, die Summe der Energie in einem
geschlossenen System." Hier ist „das ordnende Prinzip der Biologie". Die Natur
selbst hat also Gruppen gebildet, innerhalb deren sie mit gleicher Unbestechlichkeit
waltet, als handle es sich um ein System mechanischer Kräfte. Unser Gefühl der
Zusammengehörigkeit mit Geschlechts» und Volksgenossen ist also kein Wahn,
keine Selbsttäuschung, und wie seltsam — diese Gefühle finden nun zahlenmäßigen
Ausdruck. „In unseren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind wir von
unseren Vorvätern und Vormüttern abhängig. Wir leben ihr Leben und sterben
ihren Tod", und weiter heißt es: „Der Tod schafft nach einer bewunderungs»
würdigen Ordnung Raum für das erwachende Leben. Sterben, Lieben und
Leben sind aufeinander abgestimmt und haben ihre genau gegebene Zeit in dem
großen Strom lebendiger Substanz, der über die Erde flutet, und in dem wir
selbst die Tropfen sind."

Wen sollten solche Worte in unseren Tagen nicht doppelt nachdenklich
stimmen? Wenn Fließ aber aus dem Prinzip der Biserualität erklärt, daß die
Pappeln in ganz Mitteldeutschland kränkeln und von der Spitze her verdorren zur
selben Zeit, da ihre Stammpflanze im Park von Wörlitz, aus deren Reisern sie
alle gezogen sind, abstirbt, wenn er auf Nr^tdriull iuäica hinweist, deren Steck-
linge ihre Blätter zur selben Zeit fallen lassen wie der alte Baum, und auch
das gleichzeitige Eingehen der 1^n, Trance » Rosen anführt, die alle, wenn auch
räumlich weit entfernt, nur einen großen Rosenbusch bilden, so erweckt dieses
Beispiel der Pflanzenwelt unsere tiefste Anteilnahme. Wer möchte da nicht an
die seltsamen und doch verbürgten Fälle glauben, wo wir den Tod oder die Krank'
heit ferner Lieben ahnten? Wer möchte nicht an gleiches Leid und gleiche Freude
auch ferner Volksgenossen denken?

Der Phantasie ist in diesen und ähnlichen Folgerungen unendlicher Spiel»
raum gegeben. Gewiß ist nur, daß die Natur mit gleicher Güte gibt, wie sie
nimmt, daß gerecht ein gleiches Gesetz über allem Lebendigem waltet und unser
Zusammenhang mit vergangenen Geschlechtern wie mit den Zeitgenossen erwiesen
ist. Ein Zahlenbeweis der Lamprecht'schen Sätze! Wieviel tröstliche Liebe in
solchem Erkennen! In den natürlichen Ablauf des Lebens greifen aber imßere
Geschehnisse störend ein. Der Mensch selbst sendet einander den Tod zu in un-
gezählten Kugeln und Mordwerkzeugen, und blühende Leben werden vieltausend»
fältig vernichtet, ehe ihre Zeit gekommen war. Ist etwa auch in solchen wider»
natürlichen Ereignissen noch Sinn und Gesetz oder gar das gleiche Gesetz aufzu»
finden?

Mensch, Tier und Pflanze kennen den Wechsel der Iahreszeiten und richten
sich auf ihn ein. Tier und Pflanze bereiten sich zum Winterschlaf, auch ohne,
daß die Luft schon kalt ist. Trotz winterlicher Kälte schlagen die Büsche aus,
sprießen die Blumen, wenn ihre Zeit gekommen ist, und die Zugvögel richten ihren

Flug durchaus nicht nach dem Thermometer. Auch dem blödesten Auge sind diese
Dinge sichtbar. Tier und Pflanze vollziehen also durch viele Geschlechter periodisch
wiederkehrende Lebensgewohnheiten. Die Menschen machen da keine Ausnahme,
selbst wenn sie schon lange in Städten der Natur entfremdet scheinen. Im Früh»
jahr z. B. sind sie nicht die gleichen wie im Winter, wenn man den Dichtern
trauen darf. Der Volksglaube, welcher den engen Zusammenhang von Mensch
und Natur von jeher empfand, war gewiß nicht zu verspotten. Wenn er auch
im Seltsamen Ausdruck fand, wurzelte er doch in der Wahrheit. Vielleicht ist die
Astrologie gar nicht auf so falschem Wege gewesen, als sie jedes Menschen-
schicksal von dem Stern der Geburtsstunde abhängig machte. Sahen wir doch
schon, daß Geburt und Tod von gewissen Bedingungen abhängen und einem
bestimmten Rhythmus unterliegen. Das astronomische Iahr zeigt sich an Tier
und Pflanze, warum nicht am Menschen? Und wirklich sagt auch Fließ, daß „alles
Leben auch im Iahrestakte kreist". Tag und Nacht beeinflussen nicht nur die
Winden sich zu öffnen und zu schließen, nein, jeder von uns unterliegt diesem
Wechsel. Weit verbreitet ist der Glaube, daß auch der Mondwechsel seinen
periodischen Einfluß auf Nervöse ausübt. Othello sagt: „Das hat wahrhaftig
nur der Mond verschuldet. Er kommt der Erde näher, als er pflegt, und macht
die Menschen rasend." Der gesetzmäßige Wechsel in der anorganischen Natur
von einem Ertrem zum anderen, die Ähnlichkeit der Erscheinungen in der organi»
sierten Natur hatte auch mich, ohne daß ich die präzisen Forschungen damals
kannte, zu der Annahme gebracht, die gleichen Gesetze möchten für anorganische
und organisierte Natur Gültigkeit haben. Weshalb sollte auch unsere Gedanken»
und Gefühlswelt gar keinen oder besonderen Gesetzen unterliegen? Die Betrach»
tung mancher Geschichtsperioden, die scheinbar allerorten wiederkehrende Gleich-
artigkeit in familiären Vorgängen u. a. ließen die ersten phantastischen Ideen zu
einem festen Glauben erstarken. In meinem Romane „Pendelschlag" *) hatte ich an
einem Beispiel in rein erzählender Form dieser Überzeugung Ausdruck verliehen.
Durch eine in die moderne Geschichte eingeflochtene Chronik konnte ich an den
Geschicken zweier durch 500 Iahre getrennter Männer ausführen, daß das
Pendelgeset z sein e Gültigkeit behält für das Leben des
Einzelnen wie für die Entwickelung eines Volkes, wie schein»
bar Gestorbenes in fernen Zeiten und Ländern wieder aufzuleben vermag, und
auchIdeenihrenRhythmus erleben. Man sagt oft: „Ideen liegen
in der Luft." Wirklich tauchen oft die gleichen Gedanken zu gleicher Zeit auf,
selbst da, wo die eigentliche Ursache nicht ohne weiteres sichtbar ist. Aber auch
das ist gewiß kein Zufall. In diesem Falle nun war es nicht anders.
Nicht lange nach Veröffentlichung des Romans erschien eine Arbeit von
Erich Wulffen: „Das Problem vom Bösen", in welcher die Frage biogenetisch

') Vita, Deutsche Verlags,Anftalt.

behandelt wurde. Wörtlich heißt es da: „Die gefundenen physischenGrund»
gesetze von Gegensätzlichkeit und Wechsel wiederholen sich im
PsychischendesMenschen, dasmit seinem Physischen eine Einheitlichkeit
bildet und deshalb den gleichen Gesetzen unterworfen sein muß." Und ferner,
nachdem vergleichend die Vorgänge im Weltraum und auf der Erde angeführt
sind, heißt es: „Wir stehen vor dem höchsten Wellengesetz. Es heißt: Alle Ent»
wickelung muß sich in stetem Wechsel von Gegensätzen vollziehen Kontrast
und Wechsel sind die Entwickelungsfaktoren im All."

Was hier ein Iurist schrieb, entsprach genau der Anschauung, die ich kurz
zuvor als Erzähler glaubhaft zu machen wagte. In den Geschicken eines Geschlechts
hatte sich das Aufflackern des deutschen Nationalgedankens als schüchterne Herd»
flamme in den Hansestädten, und schließlich sein hellstes Aufleuchten im Iahre
1871 zeigen lassen. Nun war in drei Kriegen der Traum vom großen, geeinten
Reich zur Wirklichkeit vergröbert und der äußere Druck, der zu gemeinsamem
Kampfe zusammengeschweißt hatte, war beseitigt. Ieder hatte nur noch sein per»
sönliches Endziel vor sich, und in 20 Iahren war der Nationalismus zum Indivi»
dualismus verwandelt, und der Egoismus im Geschäfts» und politischen Leben
emporgewuchert. Wischers warmer Patriot „Auch einer" schien Recht zu behalten,
der am Tage von Sedan ausruft: „Ach Gott, ach Gott! Soviel Glück vertragen
die Deutschen nicht! .... wenn der Tempel aufgebaut ist, gebt acht, wie sich
die Fälscher, Krämer, Wechsler, Wucherer breit darin einnisten werden!" Sie
haben sich eingenistet! Kein Wunder, daß auch der Internationalismus, dem
„Individualismus" ja so eng verwandt, groß wurde. Der Feminismus gewann
Boden. Damen der Gesellschaft tanzten ungestraft alberne und unanständige
Tänze, und deutsche Frauen verlernten ausländischen Narrenkleidern zu Liebe das
Schreiten. Technik und Medizin machten die Leute bequem und sicher. Ver»
kommene Theaterverhältnisse, Snobismus an Stelle der Kunst, und vor allem ein
häßlicher Geschäftssinn, welcher jeden Idealismus der Lächerlichkeit preisgab,
vervollständigten das Bild.

So hatte das Volk der Denker und Dichter in wenigen Iahrzehnten sich ver»
ändert, der nationale Gedanke war verblaßt. Wenn das Pendelgesetz kein Traum
war, so mußten diese Zustände sich gründlich ändern. Danach aber sah es im
Iahre 1914 nicht aus. Da kam der Krieg ! — Und mit einem Zauberschlage
waren wir in eine neue Welt versetzt. Kein Feminismus mehr! „Im Felde,
da war doch der Mann noch was wert." Die Tango» und Wackeltänze krochen
in Erdhöhlen. Keine Diskussion mehr, ob man gemeine Mörder hinrichten dürfe,
— die Gerechten wurden wie Gras gemäht. Den Geschäftssinn erschlug zwar
niemand, aber Millionen gaben ihr Leben, ihr Geld, ihre Glieder jauchzend für
«ine völlig profitlose, ideale Sache hin, und nicht nur in Deutschland, nein auch
bei unseren Feinde geschah dieses Wunder. Der Nationalgedank«
loderteals Weltenbrandwieder empor.

Mit Recht weist Fließ auf die Plötzlichkeit der eintretenden Katastrophen hin, und daß es auch im Volksmund heißt: „Eines schönen Tages" traf ihn der Schlag. Ie weiter das Pendel sich von seiner vertikalen Lage entfernt hat, desto weiter ist sein Ausschlag nach der Gegenseite, desto heftiger stürzt es plötzlich zurück. Wir haben seine Umkehr erlebt, wir vernehmen den Pendelschlag eines neuen Zeit- alters. Wie es aussehen mag, ist der Zukunft vorbehalten, ein Zufall aber ist der Beginn dieses neuen Abschnittes nicht, ewige Gesetze ließen ihn anbrechen. Daheim weinen sie nun um die Lieben, die verbluten mußten. Unsere tapferen Brüder sind aber gewiß keiner sinnlosen Grausamkeit zum Opfer gefallen, denn die Toten senden den Lebenden eine neue Zeit herauf.

So ist es gewesen, so wird es bleiben, nach dem Worte des alten Chronisten: „De geschlechte vergaen und geschlechte kamen, mer de eerde blifft in lancheit staue."

Dr. Bruno Altmann:

Die neue Religiosität.

Fragt man den reflektierenden Verstand, warum eine populäre Redensart von der „großen Zeit" spricht, so kann er die Antwort nur lückenhaft geben. Er sieht an dieser Gegenwart wenig Großes, dafür aber viel Negatives und Destruktives. Die teilweise Aufhebung des Rechtsbestandes, Zerstörung von tausend Zurichtungen für die wertvollsten Lebensinhalte. Das Bild des Chaos, aus dem kein Kosmos erwachsen kann.

Eine leere Phrase oder gar eine nationalistische Verlogenheit ist die Belegung unserer Gegenwart mit dem Attribut der „großen" dennoch nicht. Sie ist mindestens zu Anfang des Krieges von den Völkern, die an ihm beteiligt waren, so empfunden worden. Dabei war es durchaus nicht die Vorstellung des Kriegs» zieles, dem sich das Kollektivgefühl so leidenschaftlich ergab. Handelte es sich bloß nm die Erreichung eines Kampfzweckes, etwa um eine territoriale Erweiterung, so würden alle psychischen Energien in die Sphäre des Intellekts gerichtet worden sein, und der Enthusiasmus wäre an seiner Wurzel getroffen. Auch daß uralte Instinkte, von der Gelegenheit zum Dasein erweckt oder begünstigt, sich nun un» gestraft ausleben durften, hat gar nicht so große Begeisterung hervorgerufen, wie man vielfach vermutet. Dagegen opponieren sofort die Instinkte der Gesittung und der ganze ethische Fundns, den man als apriorische Mitgift des Kultur» menschen voraussetzen darf. Daß es zwischen ihnen und jenen im Kriege unendlich oft zum Konflikt kommt, wird eher als ein tragisches Moment empfunden und als eine traurige Notwendigkeit, daß der Krieg oft den atavistischen Trieben zum Siege verhilft. Aber rein aus Neigung zur Indianerromantik, zur Räuberselig»

keit gesetz» und sittenloser Abbruzzenhelden, aus Schwärmerei für den Krieg an
sich hat man der Gegenwart nicht die Etikette „große Zeit" zugebilligt.
Es geschah etwas, was das Gefühl des einzelnen und der Gesamtheit immer
viel heftiger bestürmt, viel freudiger erschüttert als ein bestimmt vorgestecktes Ziel:
man war vorläufig — bei Millionen traf das zu und ungezählte andere Millionen
lebten ihnen ihr Dasein nach — man war vorläufig von den Zwangstätigkeiten
des bisherigen Alltags losgekommen und schien eine ganz andersartige Zukunft
vor sich zu haben. Die richtige Stimmung des jungen Mulus. Was in der Zu»
kunft liegt, das Studieren, das relativ unbeaufsichtigte Leben an der Universität,
die ganze Burschenherrlichkeit, das alles macht diesen noch nicht so überglücklich.
Aber daß er nun endlich unter die Serie von Plagen durch Schule und Haus
einen Schlußstrich setzen kann und daß jetzt weiß Gott was kommen wird, dafür
dankt er mit einem aus dem Begnadigungsgefühl hervorströmenden Gott sei gelobt.
Die Völker Mittel» und Westeuropas haben in der Renaissance etwas Ahnliches
wie der Mulus, wie wir im Sommer 1914 erlebt. Der Drang nach Neuem,
immer Neuem war da, aber noch kein bestimmt filierter Zustand, auf den er hin»
arbeitete. Und mehr noch als den Drang nach Neuem fühlten die Völker damals
das Bedürfnis der Abschüttelung von den bisherigen Zwangsverhältnissen ^er
kirchlichen Zentralgewalt. Die Völker wie der einzelne fühlen ihren großen Tag
gekommen, wenn sie mit einem quälenden Bisherigen brechen können und wenn
ein Vorrat von Kraftbewußtsein sich der Zukunft mit dem Siegesgefühl gegenüber»
stellt: „Man weiß nicht, was noch werden mag." Das Dumpfe, Enge,
Schablonenhafte, Reglementarische unseres Berufslebens, wie viele waren dessen
überdrüssig! Nun kamen sie davon los, die zu den Fahnen eilte.n; Millionen, die
zu Hause blieben, stellten sich auf die neuen Verhältnisse ein. Freiheitsrausch
durchglühte alle. Obgleich jeder einzelne den Zwang der Kriegszustände in ganz
konkreten Ge» und Verboten zu spüren bekam. Das macht: sie fühlten ihre
Menschenwürde im Bewußtsein, dem Druck von so vielen bisherigen Abhängig»
keiten nicht mehr ausgesetzt zu sein, gewaltig gesteigert. Sie waren somit ehrlich
von der Überzeugung erfüllt, jetzt erst ihr individuelles Selbst gefunden zu haben.
Und die Zukunft? Daß sie möglicherweise den alten Zwang in neuen Formen
erstehen lassen würde, darum sorgte man sich nicht. So etwas geschieht in dem
Falle zuerst nie. Geheimnisvoll lag die Zukunft vor ihnen, tief und rätselhaft
wie das Wesen der Dinge an sich, bedeckt vom Schleier der Maja. Wer weiß,
was einem noch beschieden sein würde? So bekam die Zeit den Charakter des
Faszinierenden. Das Epitheton „die große" ist demnach ganz berechtigt, falls
es auf die seelische Umwandlung hindeutet, die in ihr mit den Völkern vor»
gegangen war.
Ganz naturgemäß setzte sofort eine gewaltige religiöse Strömung ein. Der
Mensch, psychisch präpariert wie damals, fühlt sich geläutert, reif und wert, die
Pforten aufzuschließen, an denen jeder gern vorüberschleicht. Bloß vom Kriege

her entstand übrigens die religiöse Bewegung nicht. Sie war in den letzten
Iahren vorbereitet als Reaktionserscheinung gegen den theoretischen Materialis»
mus, der als metaphysischer Schluß aus der Arbeit der Naturwissenschaft gezogen
wurde, und gegen den praktischen Materialismus der allgemein herrschenden
Lebensweise. In der Entstehung von allerhand frommen Sekten, in der Erpor»
tierung des Buddhismus nach Westeuropa, in der Zunahme der theosophischen An-
hängerschaft, am überzeugendsten im Kultus des Wagnerschen „Parsifal" kam
diese religiöse Renaissance zum Ausdruck. Als dann der Krieg begann, vereinigte
er die äußeren Formen des religiösen Gefühls durch den Anschluß der religiös
Gewordenen an die bestehenden Kirchen» und Konfessionsgemeinschaften. Man
hat infolgedessen die so entstandene religiöse Konjunktur als einen Sieg der kirch-
lichen Mächte angesehen. Das dürfte sich aber bald als Irrtum herausstellen.
Untersucht man den Typus der Religiosität, der sich neuerdings gebildet hat, so
erweist sich seine Differenz mit der kirchlichen Artung der religiösen Nuancen,
die immer im Dogma münden, weil sie den intellektuellen Halt brauchen, evident
genug. Iener blieb ganz in der Sphäre des Gefühls. Eine Kombination von
resignierender Elegie und einem hoffnungsvoll gestimmten Fatalismus, das ist
die neu erwachte Religiosität. „Alles steht in Gottes Hand." Man sah und sieht
heute noch der Zukunft entgegen wie Hamlet vor seinem Duell mit Laertes. „Es
waltet eine besondere Vorsehung über dem Fall eines Sperlings. Geschieht es
jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es d»ch
einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles." Eine harmonische Verbunden-
heit mit einer jenseitigen Macht, die man sich jedoch nicht bildlich objektiviert,
so erlebte man jetzt das religiöse Gefühl. Im Grunde ausgesprochener Mystizis»
mus, mit dem sich die Kirchen niemals befreunden konnten.

Es läßt sich gut begreifen, warum gerade der mystische Typ über die anderen
Formen der Religiosität die Oberhand gewonnen hat. Unser ganzes Erwerbs»
leben, alle unsere sozialen Tätigkeiten strebten auf den Prozeß der bedingungs»
losen Rationalisiernng hin. Alles sollte aufs genaueste auskalkuliert werden, alles
so weit wie möglich nach Gesichtspunkten des berechnenden Verstandes geschehen.
Iedes Risiko sollte vermieden oder auf ein Minimum reduziert werden. Klar
und bestimmt sollte sich die Zukunft des einzelnen wie der Gesamtheit gestalten.
Ie länger dieses Bestreben dauerte, desto sicherer gewann man die Überzeugung,
daß das geübteste Kombinieren, die allerbündigste Logik im Leben des einzelnen
wie des Volkes gar nicht die entscheidende Rolle spielt, welche der Rationalismus
ihnen zugedacht hatte. Am Schicksal des Individuums wie am Kompler geschicht-
licher Veränderungen wirken mehr Faktoren mit, als man von vornherein in die
Rechnung einstellen kann. Man hat viel mehr Unbekanntes hinzunehmen, es
wird einem viel mehr geschenkt oder auferlegt, als man nach Plänen zuwege bringen
kann. Der radikale Rationalismus entlarvt sich schließlich überall als schlecht
beratene Superklugheit. Der einzelne, der sein Leben lang rationalistisch ver»

fahren ist, kommt, wenn er zu guterletzt das Fazit zieht, zu dem trivialen Schluß: es ist doch alles anders geworden, als ich es mir gedacht habe. Aber auch ein Bismarck, der mit Realpolitik ursprünglich Geschichte machen wollte, mußte vor Toresschluß bekennen: die Imponderabilien sind entscheidend. Und der Rationa» lismus als Weltanschauung ist völlig unhaltbar geworden, seitdem Kant und seine Schüler die Bedeutung der irrationellen Elemente bei der Gestaltung des theoretischen Weltbildes wie der geistig'geschichtlichen Wirklichkeit nachgewiesen haben.

Über die Menschheit mit solchen Erfahrungen brach nun der Krieg herein. Da wurde so gut wie alles schwankend und ungewiß. Berechnungen und Kalküls verloren sozusagen ihren Angriffspunkt. Ieder kommende Tag war für Millionen eine absolute terra, iueoßMta. Der Appell an die Waffen ist mindestens für die einzelnen Kämpfer, aber auch für eine Armee, so gut sie vorbereitet sei, ein Risiko, ein Appell an die Gunst einer überempirischen Potenz. Namen haben wir so manche für sie; der Herr der Heerscharen, Gott, der Schlachtenlenker usw. Aber Vorstellungen von bestimmter Ausprägung zu machen versagen wir uns, damit nicht seine supranaturale Majestät auf das Menschenmaß reduziert werde. So steuerte alles: die Erfahrungen der letzten Iahrzehnte, die tiefsten Besinnungen der Philosophen, die Erlebnisse während des Krieges unsern seelischen Richt- punkt auf die übergeordnete transzendente Macht hin, in der wir unser Sein und Geschick verankert fühlen. Unser Innerstes damit zu erfüllen, bis daß es voll und über ist, das ist Religion. Religion mit mystischem Vorzeichen. Kein aufgezwungenes Dogma ist zu neuer Scheinherrlichkeit erstanden. Eine seelische Bereicherung, erblutet auf einem langen Passionsweg, ist mit dieser religiösen Renaissance gewonnen worden.

Paul Friedrich:

Die ewige Brücke. Ein Weltkriegstraum.

Mir träumte jüngst ein sonderbarer Traum:

Ich wanderte leicht nnd frohgemut durch eine blühende Landschaft mit breit» getäfelten Ackerfeldern, an deren Rain viel bunte Blumen blühten.

Über mir im leuchtenden Blau jubilierten Chöre von Lerchen zur strahlenden Sonne, in deren goldenem Licht rings alles reifte und Frucht trug.

Oft blieb ich stehen und bückte mich, um eine schöne Rade, eine Mohnblume oder einen blauen Rittersporn zu pflücken, oder ich blickte sinnend über die weit»

friedlich im Sonnenlicht träumende Erde und fühlte mich an ihrer Brust geborgen
wie ein fröhliches, sorgloses Kind.
Mein Weg führte mich auch durch manches saubere Dorf. Gesundheit und
Wohlstand lachten mir aus blitzenden Augen nnd blanken Fenstern entgegen.
Kein Haus, in dem nicht ein Schornstein bläulich rauchte, eine Blume blühtc
oder ein Vogel sang.
Manchmal setzte ich mich im Schatten einer breitästigen Linde, Buche oder
Kastanie nieder, wischte mir die wanderheiße Stirn und zog meinen Bleistift aus
der Tasche meines Rocks, um den und jenen guten Einfall festzuhalten.
Unversehens, wie das im Traum so zu gehen pflegt, stand plötzlich ein Weib
neben mir, lächelte mir freundlich und herzbezwingend zu und gleich wußte ich:
.das ist die Rechte, die Eine.
Und es dauerte nicht lange, so saßen wir nieder im grünen Klee und herzten
und küßten uns wohl an die tausendmal.
Dann gingen wir weiter, Arm in Arm, und die ganze, weite, blühende Welt
schien uns allein zu gehören, ein grünes Brautbett, umsungen von Lerchentrillern
und Nachtigallenschlag.
Da sahen wir vor uns einen fernen, grauen Streif. Es schien ein Fluß
zu sein, der die Landschaft durchschnitt. Leise Besorgnis glomm mir im Herzen
auf und ich dachte: Wie kommen wir darüber? Aber schon hatte die Meine ihn
entdeckt, klatschte jauchzend in die kleinen, weißen Hände und rief: „Siehst du, siehst
du dort? Das ist das Meer, das weite, unendliche Meer!"
Ein lähmendes, furchtbares Etwas griff mir in die Brust und preßte sie zu-
sammen, daß mir der Atem stockte und ich zu ersticken meinte.
Wahrhaftig — das, was ich für ein kleines, silbernes Flüßchen gehalten,
wurde breit und immer breiter, kam nah und immer näher, dehnte sich rings nach
allen Seiten aus und schien das ganze lachende Grün verschlingen zu wollen.
Aber da wölbte sich, wie aus dem Nichts gewachsen, eine hohe, eiserne Brücke
von dem letzten Streifen festen Bodens hoch und schwang sich in kühnem Bogen
über das jetzt schon deutlich rauschende und drohend rollende und donnernde
Meer.
. Verflogen waren Lerchenlieder und Amselschlag. Verlöscht das Blau. Die
Sonne blickte trübe wie ein mattes, rotgeweintes Riesenauge eines himmlischen
Thursen durch den rasch dichter und bleierner sich herabsenkenden Nebel.
Unter unseren Füßen schwankte und zitterte der Boden. Naß, kalt und feucht
kroch es mit tausend Schlangenleibern an uns empor und zischte — und bleckte die
weißen schäumenden Rachen. Eine Krone von gelblichem ,Gischt wie giftigem
Geifer lag auf dem wachsenden, steigenden Wasser. Mein Weib wurde blaß und

wcllte schreien, aber die immer lauter dröhnende Brandung übertönte ihr Weh.
Angstvoll waren ihre Augen geweitet.
Aber ruhig in dunkeln, mächtigen Konturen lag wie ein riesiger Schatten die
eiserne Brücke vor uns, sprunggewölbt.
Ich stützte mein Weib und riß sie mit mir durch den strudelnden Sturz der
Brandung, und hochaufatmend standen wir beiden an dem Brückenkopf.
Da trat plötzlich ein grauer Mann gespenstisch aus einem der schattenhaften
Pfeiler hervor und forderte den Paß.
Ich hatte keinen.
Er maß uns beide forschend mit den Augen, und ich sah, die mißtrauischen
Gedanken, die sich in seinem Hirne durcheinander schießend ringelten. „Der Mann
passiert, die Frau bleibt draußen", so dröhnte es mir in's Ohr, daß ich meinte,
Gott spräche selber aus den Wolken des Weltgerichts zu mir. „So kehre ich auch
um", schrie ich, aber schon packte mich eine eiserne Faust und stieß mich vorwärts.
Gehorche!
Und ehe ich mich's versah, war ich allein.
Ich blickte rückwärts. Da sah ich nichts als eine graue, wogende Wasserwüste,
aus der wie Saugarme eines urweltlichen Kraken die schwarzen Brückenpfeiler in
den Nebel wuchsen.
Ich rief den Namen meines Weibes, lockte, schmeichelte und bat . . .
Vergebens.
Nur der monotone Donner der Brandung dröhnte zu mir hoch.
Verzagt und halb entseelt vor Schrecken und Entsetzen fühlte ich, wie ich vor-
wärts ging, ohne zu wissen wohin .... Denn — die Brücke schien unendlich.
Einmal blieb ich stehn und beugte mich hinunter in die Tiefe . . .
Da gurgelte und fraß die gierige Flut und auf den Kämmen schwammen
aufgedunsen, schwarz, verzerrt, entstellt, in den zusammengekrampften Fäusten noch
die zerbrochene, tückisch funkelnde Waffe — Menschenleichen und Sterbende,
Welle auf Welle — ohne Zahl.
Doch schon packte mich wieder eine eiskalte Faust im Nacken: „Was scheerst
du dich um das, was dich nichts angeht. Weiter!"
Und schon wurde ich wieder gestoßen und geschoben, sodaß ich angstvoll
schneller lief und das Entsetzen mir die Haare sträubte.
Alle 100 Meter trat ein grauer Mann aus einer Nische vor und forderte von
mir den Paß, den mir der Wächter an dem Kopf der Brücke in die Hand gedrückt.
So trabte ich vorwärts unter einem drückend grauen Himmel, schwindelnd
über einer aufgepeitschten Flut, die sich, je mehr ich weiter schritt, vom Scheine
ferner ungeheurer Brände, deren Flammen aus dem Innersten der Erde auszu»
brechen schienen, und vom Blut der Leichen erötete.

Und Krachen und Pfeifen und Heulen schlug zu mir empor — Kugeln sausten
und fegten über mich hin und klatschten gegen das eiserne Geländer und zwischen
die treibenden Leichen in dem Meer.
Da hörte ich plötzlich wie aus himmelweiter Ferne die zarte, leise Stimme
einer Frau:
„Sei nur ruhig, ich bin bei dir!"
Und da wußte ich, daß in all dem Graun und Greuel ein kleines, schwaches
Menschenherz todtrotzend für mich schlug.
Das gab mir neuen Mut weiterzuwandern durch Regen und Sturm, gepeitscht
vom Wind, der die Brücke erzittern machte und mir den Schaum der Brandung
an die Schläfen schlug.
Der ganze Horizont war schieres Feuer!
Weltbrand, Götterdälnmerung . . . Und wie ein waidwunder Ur brüllte
das Giallarhorn des Völkertodes zu mir her.
So schritt ich weiter, immer weiter auf der eisernen Schattenbrücke! —
jahrelang.
Und noch immer rollt und dröhnt die graue Flut zu meinen Füßen und noch
immer pfeifen und fegen die Kugeln über mich.
Und die Brücke scheint in die Unendlichkeit zu wachsen. Wohin?
In strudelndes, gähnendes Nichts oder zu neuem Land, zu kommendem Tag —
das weiß Gott allein . . .

Das Hoffräulein Donna Jnez Marie von Bunsen
Marie von Bunsen:
Das Hofsraulein Donna Inez.
Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.
VIII.
Das Glaubens fest.
Als Vorfeier holten die „Glaubenskämpfer" Reisigbündel und zogen damit
vor den Alkazar. Es war eine stattliche Truppe, zweihundertfünfzig Mann hatten
sich, von Kapitänen angeführt, zum Ehrendienst des Heiligen Tribunals zusammen»
getan. Sie waren mit Musketen, Piken, Partisanen bewaffnet, waren prächtig
in schwarz und weißer Tracht eingekleidet. Vor dem Schloß stellten sie sich auf,
der Kapitän wählte das gefälligst aussehende Reisigbündel, legte ihn auf seinen
Schild und begab sich hinauf zu den königlichen Gemächern. Es empfing ihn der
Kammerherr, Herzog von Pastrano, und führte ihn vor das Antlitz seiner Majestät.
Don Carlos lächelte sie mit blödem, huldvollem Lächeln an: „Ich freue mich
auf den Tag!" Darauf ergriff er das Reisigbündel mit seiner königlichen Hand
und begab sich damit zu Donna Maria Luisa.
Die Königin ging in der Galerie auf und ab und lehrte den Meninas und
Ehrenfräulein ein neues kleines Lied. Sie warf einen Blick auf das Reisigbündel
und wurde blaß, verzog die Lippen und sagte kein Wort. Der enttäuschte König
verfluchte leise stotternd das französische Ketzervolk; er kehrte zurück, sprach um so
gnädiger mit dem Kapitän. „Hier, diesen Reisigbund sollt Ihr bezeichnen, es soll
als erstes, zum Preise Gottes angezündet werden." Darauf wandte sich der fromme
Herzog von Pastrano zu den Umstehenden und sagte: „Aus dieser allerhöchsten
Handlungsweise erkennt man den Erben des heiligen König Ferdinand des
Dritten." (Bei einem Autodafs legte dieser, um der Welt ein Beispiel zu geben,
höchstselber Holz um den Scheiterhaufen.)
Darauf marschierte die Truppe mit klingendem Spiel, den kostbaren Bund
voraustragend, nach der Richtstätte, zum „Quemadero" und häufte das Reisig.
Um drei Uhr nachmittags des 29. Iuni, als am Tag des Heiligen Petrus,
brannten Hunderte von Wachskerzen im Kolleg der Donna Maria von Aragon.
Vom Lichterglanz umgeben hing am Hochaltar die Standarte der Heiligen Inqui-
sition. Da näherte sich im feierlichen Zuge der erste Untertan der Krone, Herzog

von Medina Cell, und ergriff die Standarte. Sie war aus karmoisinroter Seide, es schmückten sie die Wappen des Königs und^der Inquisition. Die reich herunter» hängenden Silberquasten wurden von den Söhnen der ersten Herzöge getragen; es folgten die Granden, dann die nächste Rangklasse, die Titulados; alle mit dem Kreuz der Inquisition auf der Brust. Dieses Kreuz war grün auf schwarzem Grund, zeigte einen grünen Olivenzweig und ein Schwert; so paarten sich hoff» nungsgewährende Güte mit heilbringender Strenge. All diese edlen Herren bildeten in diesen Tagen die Ehrenwache des Tribunals, die Familie; so wurden sie die Familiaren genannt.

Überall, in den Straßen, auf den Plätzen, drängte sich das Volk, um die „Prozession des Weißen und des Grünen Kreuzes" zu sehen. Als der Zug heran» kam, riefen sie alle mit lauter Stimme: „Es lebe der Glaube unseres Herrn Christus." Der Regidor von Madrid schritt an der Spitze, dann folgten die Familiaren, und es läßt sich gar nicht beschreiben, wie herrlich sie erschienen. Ihre seidenen Gewänder, ihre Federhüte waren mit Diamanten und anderen Edel» steinen besetzt, sie ritten erlesene, kostbar gezäumte Pferde; Lakaien in reichster Tracht folgten ihren Herren.

Darauf kamen kleine Knaben, die „Kinder der Heiligen Unterweisung", es folgten die Mönche der Hospitäler, dann eine unübersehbare Menge Brüder der Kapuziner», Augustiner», Karmeliter» und Dominikaner»Orden. Das Weiße Kreuz — Symbol der strahlenden Reinheit — durfte, zu Ehren des Petrustages, der Mayor Domo zu San Pedro Marrir tragen, dann folgte der eindrucksvolle Zug des Heiligen Offiziums, dann das Grüne Kreuz mit seinem schwarzen Flor» behang; es wurde vom Haupt des Predigtordens getragen. Singend folgten die Sänger der Königlichen Kapelle.

An bestimmten Stellen hielt der siebenhundert Köpfe zählende Zug; der vom Heiligen Vater in Rom allen Teilnehmern des seltenen Festes gewährte Ablaß wurde verlesen und die Glaubenstruppe gab Salutschüsse ab. Dann wurde das Grüne Kreuz nach der Tribunalbühne auf der Plaza Mayor gebracht, dort auf dem Altar befestigt. Es sang der Chor, und nachdem alle andächtig die Kreuz» litanei gebetet hatten, begab sich der Zug nach dem herrlich mit Damast de» hangenem Haus des Inquisitor»Generals; hier legte der Herzog von Medina Celi die Standarte in die HÄnde Seiner Erzellenz.

So verlief der Vortakt dieser großen Feier. An der Tribunalsbühne auf der Plaza Mayor wachten Dominikaner die ganze Nacht, lasen vom frühen Morgen an Messen an der geweihten Stätte.

Das Weiße Kreuz wurde nach dem Richtplatz geführt, dort auf einem drei Fuß hohen Untersatz angebracht. Das Symbol des reinen Glaubens sollte sich über den Flammen erheben.

Man hatte die Angeklagten in geheime Zellen verteilt; nachts um die zehut«

Stunde betrat der älteste Inquisitor, der würdige Don Antonio von Blannos, eine jede Zelle der dem weltlichen Gericht Auszuliefernden, und las einem jeden Insassen diese Botschaft: „Bruder (oder Schwester), Eure Sache ist von den weisesten Lehrern geprüft worden: Eure Sünden sind so schwer und so schlimm, daß Ihr zur Sühne, wie um ein Beispiel aufzustellen, sterben müßt." Darauf näherten sich zwei Mönche und blieben als geistlicher Beistand über Nacht in der Zelle, und zwei Familiare hielten draußen vor der Tür die Wacht. (Mit Gebäck, Schokolade, mit Süßigkeiten und Getränken wurden die ergebenen Helfer vom Tribunal aus versehen.) So wurde den dreiundzwanzig „Auszuliefernden" die Botschaft verkündet.

Die ganze Nacht über wachten dort mehrere Mitglieder des Heiligen Offi» ziums, um, auf Verlangen, Reuigen Gehör zu geben. Zwei Weiber stellten dies Verlangen; in gewohnter Mildherzigkeit wurde dem widerfahren, und Don An» tonio Zambrono begab sich zu ihnen, nahm die Beichte entgegen.

Dann brach der inständig herbeiverlangte Morgen des 30. Iuni heran.

Den Tag des Heiligen Paulus, als des Triumphators über die Iuden, hatte man gewählt. Zu frühester Stunde traten die Kerkermeister, von Familiaren begleitet, zu den Schuldigen und brachten ihnen die Gewänder; es waren Beinkleider von grauem Tuch, darüber kam der gelbe Sanbenitorock, mit seinem rotgelben Andreas» kreuz, auf den Kopf wurde die hohe gelbe Corozamütze gedrückt. Handelte es sich um die schlimmsten Missetäter, vor allem um die Ausgelieferten, das heißt um Rückfällige, die dem weltlichen Gericht, also dem Feuertod ausgeliefert worden waren, so schmückte den Sanbenito das Brustbild des betreffenden Sünders im Glutenmeer, von Flammen umzingelt. War es ein Reuiger, dem nur Erdrosse» lung und die Verbrennung des Leichnams bevorstand — so waren die Flammen nach unten gerichtet, war es ein Verstockter — so zingelten sich um das ganze Gewand die nach oben gerichteten Flammen. Seltsame Teufelsgestalten tanzten umher, wiesen den Zuschauer auf die Lügengeister, die den Unseligen ins Ver» derben gestürzt. Ahnliche Abbildungen schmückten die Coroza, und auf jedem San» benito stand in großen Lettern der Name des Verbrechers.

Um fünf Uhr morgens war alles bereit, setzte sich der Zug in Bewegung.

War die gestrige Prozession so prächtig, so herrlich, daß eine jede Brust in Freude schwoll, so war dies ein Anblick, als dämmerte bereits der Tag des jüngsten Gerichtes am Iosephat Tal! Schon füllte die Menge in frommer Neugierde die große Plaza Mayor, alle ihre Fenster und Dächer. Bewundernd blickte man ans die kunstvoll errichtete Bühne des Tribunals. Mit Liebe und Eifer hatte man sie gebaut, auch der einfache Zimmermann vergaß dabei des Tages Hitze, die An» strengung der Arbeit. Die Bühne war hundert Fuß breit und lang; zu oberst kam der kostbar geschmückte Thron des Inquisitor»Generals; ihm, als dem Stell» vertreter des göttlichen Willens, gebührte heute der Ehrenplatz. Etwas niedriger

war der Balkon des Königs, daran schlossen sich die Balkone für die Damen des Hofes. Amphitheatralisch erhoben sich Bänke, rechts die teppichgeschmückten der Inquisitoren, links die für die Verbrecher, vorn die der Geistlichkeit bestimmten. In der Mitte, von dem Grünen Kreuz überragt, stand der Altar, ihn schmückten Herrlichkeiten der königlichen Schatzkammer. Ein käfigartiger Verschlag war für den jeweilig vorgeführten Verbrecher bestimmt, gegenüber war der Predigtpult und das Katheder, von dem der Urteilsspruch verkündet wurde. Die Kosten dieser der Würde des Tages entsprechenden Bühne trug die Stadt Madrid, die Krone befaßte sich mit der Ausschmückung der Hofballone, die übrigen Lasten trug das Tribunal.
Ietzt uahte sich der Zug der Missetäter, er wurde mit Grauen betrachtet. Den Anfang machten die grotesk unheimlichen Bildnisfiguren aus Pappe von vierund» dreißig „in eoutuinaeiain" verurteilten Sündern (sie hatten sich der Strafe durch den Tod im Gefängnis oder durch die Flucht entzogen). Auch sie waren mit dem Sanbenito bekleidet, unter der Coroza sahen mit starren Augen die Fratzen hervor. Es folgten die Lebenden, viele waren geknebelt; man fürchtete anstoßerregende Äußerungen dieser Verruchten. Alle waren bleich, übernächtigt, hager; einzelne waren unnatürlich gefaßt, andere sahen verzweifelt umher.
Nun erschienen die Würdenträger; die Konzilien waren vollständig vertreten. Es kamen die Vertreter der Stadt, es kamen die Corregidore. Aufsehen erregten wieder die Familiare. Schon zu dieser frühen Stunde hatten sie hingebend ihres Amtes gewartet, allen fiel ihr gottgefälliger Eifer auf. Priester erzählten, daß sich der Herzog von Pastrano soeben persönlich nach einem benötigten Schlosser bemüht hätte, so den Glanz seines Namens noch durch eine edle Tat erhöhend. Feierlich trugen Mayor Domos kleine Kästchen, diese waren mit Goldbrokat bedeckt, mit Goldfranzen geschmückt und enthielten die Anklagen und die Urteils» sprüche, Würdenträger schritten diesen Kästchen zur Seite. So feierlich schön war alles geordnet.
Ietzt rollten die Hofkarossen herein, auf den Balkon trat der König, d.'n Gott behüten möge. Zu seiner Seite nahmen die beiden Königinnen Platz, neben ihnen füllten sich die Balkone mit den Palastdamen, Ehrenfräulein und Meninas. Es strahlten die Iuwelen, es rauschten die blumenfarbenen, brvkatenen Gewänder, und eine jede dieser vornehmen Frauen trug, den weltlichen Glanz zu mildern, auf ihrer Brust das grüne Kreuz der Heiligen Inquisition.
Als letzter erschien der Inquisitor » General, er reichte seinem Pagen den Hut, bedeckte sich mit der Tiara, mit dem goldstarrenden Ornat und betete, von seinen fünf Kaplanen umgeben, vor dem Altar. Darauf begab sich Seine Erzellenz auf d«n Thron und verueigte sich vor den Majestäten. Der König erhob sich und entblößte sein Haupt, er und der Inquisitor»General blieben stehen, alle anderen in dem weiten Raum beugten ihre Kniee. Der Beichtvater des Königs

Das Hossräulein Donna Jnez Marie von Bunsen
reichte diesem ein Kreuz, ein Kaplan hielt das Evangelienbuch, und nach einer zweiten Verneigung schritt der Inquisitor » General die Stufen herunter, stand vor dem König und sprach den Eid ihm vor. Karl der Zweite schwur: „Ich will die Beschlüsse der Heiligen Inquisition, ohne Ansehen der Person, aufrecht halten", und erhielt darauf den feierlichen Segen.
Herrlich erschien allen Don Diego Sarmiento, er verkörperte in seinem Wesen, seinem Auftreten den obersten Wahrer des Glaubens.
Nun bestieg Don Geronimo die Kanzel, ein Kaplan hielt ihm das Missal, das Kreuz entgegen, und er sprach mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme, im Namen der Stadt Madrid, der Gerichtshöfe aller übrigen Christen, die Eides» formel: „Wir alle wollen, so wahr uns Gott hilft, den Glauben beschützen, den Unglauben vernichten." Ergriffen und ernst antworteten alle: Amen.
Dann begann die Predigt; ein beredter Mönch wies nach, daß das Amt, über den Glauben zu wachen, von unserem Herrn Christus den Aposteln, von diesen dem Papst, von diesem der Inquisition übertragen worden sei. Das Heilige Offizium sei so alt, als die christliche Religion, so notwendig, wie die Arznei bei Gebrechen. Immer waren Spaniens Könige beflissen gewesen, diesem Vermächtnis des Heilandes ihre Unterstützung zu gewähren; den lodernden Feuern dieses Gerichtes verdankten sie ihren höchsten Ruhm. Der Schlüssel zu dem Erfolg dieses heiligsten Gerichtshofes sei das Geheimnis, das ihre Schritte umgab; heute würde dieser Schleier zur Erbauung, zur Abschreckung teilweise gelüftet. Er schloß: „Möge der Allmächtige und Allgütige die Anwesenden segnen, vor allem die ihm wohlgefällige Glaubensmiliz."
Nun wurde angesichts der stummen und starren Pappfiguren das Urteil „der Abwesenden" verlesen. Dann erschienen zwei Familiare auf der Bühne (der eine war der Herzog von Hijar, der Vater der kleinen Maraquita, er trug seine berühmten Smaragdknöpfe und kostbare Mailänder Silberspitze). Sie geleiteten die ersten Angeklagten in den Verschlag, stellten sich daneben auf. Zuerst kamen die Bußfertigen; ihre Verbrechen waren sühnbar. Einer hatte, ohne die Weihen empfangen zu haben, die Messe gelesen, diese Frau aus Gibraltar hatte in ihrer Iugend maurische Tänze, Zambras und Leilos, getanzt, sie bekannte sich schuldig, man überwies sie einem Calificador, der sie in den Mysterien unseres heiligen Glaubens unterrichten sollte. Ein Obsthändler hatte behauptet, den Heiligen Vincente zu verkörpern, ein Priester hatte sich verheiratet, mehrere Männer und Frauen wurden der Bigamie bezichtigt. Ein Sevillaner hatte Darstellungen nackter Menschen, vor allem einer Venus, unter seinen Bildern geduldet, ein Schreiber hatte ungebührlich über das Heilige Offizium gesprochen. All diese wurden verwarnt, aus ihrer Heimatstadt verbannt, mit verschiedenen Strafen belegt. Mehrere wurden zu zweihundert, auf den Straßen zu erteilenden Peitschen-hieben verurteilt, mehrere zu fünfjähriger Galeerenfron.

Dann kamen, mit abscheuvoller Bewegung begrüßt, die jüdischer Gebräuche Verdächtigen oder Überwiesenen. Eine lange Reihe. Die verschiedensten Beweise wurden vorgebracht, meistens auf Grund von Angaben der Nachbarn oder der Mägde. Hier hatte ein sonst ehrbarer Tuchhändler sein Messer über den Finger» nagel gezogen, hierdurch untersucht, ob die Klinge ohne Scharte sei. Hier war eine Frau vierzig Tage nach ihrer Niederkunft in keiner Kirche gewesen, ein Advokat las heimlich in griechischen und hebräischen Büchern, dieses junge Mädchen hatte die Leiche ihrer Mutter mit warmem Wasser gewaschen und in ein Leichentuch gehüllt. Ein Tabakhändler hatte vor einer Reise das „Ruaya", das Trennungsmahl, im Kreis seiner Verwandten und Freunde abgehalten. (Dieser wurde von Don Manuel Guevara und von dem Verehrer der Carlotta Alba vor» geführt. Alle „Hofliebhaber" waren heute als Familiare im Dienst des Heiligen Offiziums.) Obgleich die Angeklagten sämtlich reuig in sich gingen, wurden neben körperlicher Züchtigung und Galeerenarbeit und anderen Strafen ihnen ihr Vermögen zur Hälfte oder ganz eingezogen. Einige waren rückfällig, diese wurden zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.
Von nun an wurde es erregend. Ein fünfzigjähriger Arzt war der Blasphemie beschuldigt; er habe gesagt, einiges aus den Evangelien sei erlogen. Man hatte ihn gefoltert, er war zu einem Geständnis nicht zu bewegen gewesen. Sein Knebel wurde entfernt, er sah wild zum Inquisitor»General empor, sagte: „Ich bin unschuldig." Drei Männer beschworen die Blasphemie. „Diese drei Männer sind meine schlimmsten Feinde." Er wurde unter großer, zustimmender Anteil» nahme dem weltlichen Gericht ausgeliefert, war also dem Feuertod verfallen. Dann brachte man eine zweiundzwanzigjährige Nonne, Catarina, sie war der lutherischen Irrlehren verdächtigt, sagte einmal während des Chorgesanges der Nonnen: „schreit nur und macht, daß Baal euch hört; reißt euch den Kopf ab, so wird er euch heilen". Auch sie wurde „ausgeliefert". Dann kam ein Arzt, jüdischen Ursprungs, man hatte ihn nicht geknebelt und er begann auf das Ver» ruchteste zu disputieren, verteidigte den Glauben seiner Väter. Die Calificadores (juristisch gebildete Theologen) beeilten sich, ihn zu widerlegen, aber es war gräßlich anzuhören, wie frech er ihre Worte verdrehte, ihre Folgerungen umstieß. Alle empfanden es, ein böser Geist müsse ihm diese Redegewalt eingegeben haben. Er wurde „ausgeliefert".
Ein „neuer Christ" aus Morisco»Geschlecht war in schreckliche Irrlehren über das Wesen Christi geraten. Er wurde „ausgeliefert".
Dann wurde eine Anna Isnatorafe in den Verschlag geführt, und während die lange Anklage verlesen wurde, küßte Donna Inez inbrünstig ein kleines, gold» gefaßtes Bildchen, das ihr mit anderen Spielereien vom Gürtel hing. Es war ein Holzschnitt des Heiligen Isidore von Servando, Donna Barbara hatte es mit großer Mühe ihr verschafft, als Talisman trug sie es Tag und Nacht bei sich.

Diese Anna Isnatorafe hatte Leute verzaubert, rief dabei als Beistand zu dem Barrabblls, dem Beelzebub und zu der wunderkräftigen Donna Maria Padilla, der Heldin von Toledo. Sie beschwor einen Sternenengel und bohrte, die Augen zum Stern gerichtet, ein Messer bis zum Heft in die Erde. Sie bekannte ihre Schuld und wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.
Stunden vergingen, ein großes Sonnenverdeck milderte die Glut, von Zeit zu Zeit erfrischten sich die Majestäten, die auf den Balkonen sitzenden Damen und Würdenträger in den hinter ihnen befindlichen Räumen; auch für die Inquisi» toren wurde geziemend gesorgt. Aber die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, und die Menge wich nicht vom Platz.
Die katholischen Botschafter und Gesandten hatten sich eine kleine Pause ver» gönnt. Ihre Damen baten, nach Hause fahren zu dürfen, den Anblick dieser ver» härmten, stieren Menschen, die in wenigen Stunden verbrannt werden sollten, hielten sie nicht länger aus. Vergebens, es wurde keiner gestattet, das hätte dem Gatten die Stellung untergraben. Aber die Herren tauschten leise ihre Ansichten aus, erzählten von den vielen in Ansehen und Amt befindlichen reichen Iuden, welche sich Duldung erkauften, oder deren Güterkonfiskation aus kluger Berech- nung noch herausgeschoben wurde. So Don Ventura Dionis, der neue Marquss, und es gab manche andere! Sie wiesen auf die Verschiedenheit der Strafen» bemessung, je nachdem es sich um die meistenteils unbemittelten Moriscos handelte, oder um die wohlhabenden Iudaizantes. Dann rief sie ein Legationssekretär . . .
„Ein angeblich jüdischer Notar aus Portugal hat soeben diese Quäler und Folterer auf das Glatteis geführt!" Unglaublich geschickt hatte er geantwortet, der Inquisitor, purpurn vor Aufregung, wußte nicht ein noch aus. Die Botschafter und Gesandten saßen wieder in höflicher Sammlung auf ihren mit Seidenbehängen bedeckten Balkonen.
(Schluß folgt.)

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stei n.

Die Wirkung überseeischer Kapitalsanlagen auf den Ausfuhrhandel.

Auf die Notwendigkeit einer stärke»
ren Beteiligunug Deutschlands an aus»
ländischen Kapitalsanlagen wurde
schon vor dem Kriege wiederholt hin»
gewiesen. Mochte man damals auch
darüber geteilter Meinung sein, soviel
ist sicher, mehr denn zuvor braucht
unsere durch den Krieg schwergetroffene
Ausfuhrindustrie ein sich ständig erwei»
terndes Absatzgebiet. Wenn der Grund-
satz „Der Handel folgt dem Kapital"
richtig ist, so müssen überseeische
Kapitalsanlagen, besonders solche in
Latein»Amerika, von Deutschland stärker
als bisher in Betracht gezogen werden.
Die Frage verdient im gegenwärtigen
Augenblicke erhöhte Beachtung, da die
Vereinigten Staaten von Nordamerika
die durch den Krieg geschaffene Lage zu
einer völligen Umgestaltung ihrer Aus»
landsbankpolitik nach europäischem
Muster benutzt haben. Es wurde nämlich
die gesamte Notenausgabe, zu der eine
Reihe dezentralisierter Nationalbanken
berechtigt war, in einheitlicher Weise
zwölf Reservebanken (Federal Reserve»
Banks) übertragen, die seit Mitte
November 1914 ihre Tätigkeit als
Zentralnotenbanken nach europäischem
System ausüben. Den Nationalbanken
dagegen wurde das Recht eingeräumt,
fernerhin Geschäfte in ähnlicher Weise
zu betreiben, wie es die europäischen
Kreditbanken tun. Neben den regu»
lären Bankgeschäften wurde ihnen aber
namentlich die Befugnis zugesprochen,
sowohl im Inlande als auch im Aus-
lande Filialen zu errichten.

Mit der Übertragung von bank-
mäßigen Auslandsgeschäften an die
Nationalbanken suchte die Regierung
der Nordamerikanischen Union nament»
lich der europäischen Konkurrenz zu be»
gegnen und vor allen Dingen den Wett-
bewerb mit den deutschen und englischen
Großbanken erfolgreich aufzunehmen.
Die Newyorker National City Bank,
die größte aller Nationalbanken der
Union, ging denn auch sogleich an die

Gründung zahlreicher Zweignieder»
lassungen an den wichtigsten südameri»
kanischen Handelsplätzen und beteiligte
sich weiterhin an der Gründung inter»
nationaler Bankunternehmungen und
Gesellschaften, die insbesondere mit dem

fernen Osten, Iapan und China,
arbeiten, alles zu dem ausgesprochenen
Zwecke der Förderung des amerika»
nischen Ausfuhrhandels.

Zurzeit überwiegt in den Ländern
Latein»Amerikas, die nach dem Kriege
als Absatzgebiet für uns besonders wich-
tig sein werden, englisches Kapital. Die
Kapitalsanlagen der Vereinigten
Königreiche von Großbritannien und
Irland beliefen sich vor dem Kriege in
Latein»Amerika auf rund 770 Millio»
nen Pfund Sterling oder 3850 Millio-
nen Dollars, gleich etwa 16 Milliarden
Mark. Auf diese gewaltige Summe be»
zifferten sich die im Iahre 1910 an der
Londoner Börse quotierten Effekten,
die mit durchschnittlich 4,73 Prozent
verzinst wurden. Diese an sich günstige
Verzinsung erschöpft aber bei weitem
nicht alle Vorteile, die das englische
Mutterland aus den überseeischen
Kapitalsanlagen zieht. Wo englisches
Großkapital auch immer an über»
seeischen Unternehmungen beteiligt ist,
werden der englischen Industrie alle
Aufträge, alle Lieferungen an Eisen»
bahnbaumaterial, Maschinen, Geräten
usw. erteilt. Es flossen ihr vor dem
Kriege nachweisbar riesige Aufträge zu.
Allein in den genannten Artikeln erpor»
tierte England in Millionen Pfund
Sterling

nach	1910	1911
Argentinien	5,83	5,05
Brasilien	8,51	3,68
Chile	1,17	1,60
Columbien	0,05	0,04
Peru	0,19	0,18
Uruguay	0,28	0,25
Venezuela	0,01	0,01
Meriko	0,45	0,57
Cuba	0,34	0,39
Guatemala	0,03	0,02
Salvador	0,02	0,04
Honduras	?	0,01
Costa Rica	0,05	0.04
Summa:	16,93	11,88

also 1910 für 345,4 und 1911 für
242,2 Millionen Mark.

Diese Zahlen entstammen dem
„^uuual 6tatelusnt ot tdo ^r»äe
ot tds Huitsä Xiußäom", und soweit
die mittelamerikanischen Republiken in
Betracht kommen, deren „^.uuarios"
und dürfen daher Anspruch auf Zuver»
lässigkeit erheben. Sie lassen die Be-
deutung des englischen Erports er»
kennen und erlauben treffende Rück»

schlüsse auf den Einfluß des in Latein» Amerika angelegten englischen Kapi» tals auf die Förderung der englischen Industrie. Die deutsche schwere In» dustrie — von der Fertig»Indnstrie gar nicht zu reden — und auch die ameri- kanische ist gewiß gegenüber der eng» lischen leistungsfähig. Dafür legen die Aufträge, die England selbst Iahre hin» durch vor Ausbruch des Krieges in Deutschland erteilte, beredtes Zeugnis ab. Sie beweisen klar, daß die deut» scheu Erzeugnisse hinsichtlich Preis und Güte jeder Konkurrenz überlegen sind. Trotzdem überwog unter dem Einfluß des in Latein'Amerika angelegten eng» lischen Kapitals der englische Erport dorthin. In den Iahren 1900 bis 1909 war dies besonders auffallend. In dieser Zeit lieferte England z. D. allein soviel Eisenbahnschienen nach Süd» und Zentralamerika und nach Kuba, wie Deutschland und die Union zusammen. Erst als seit 1910 der Bedarf an Schienen in Südamerika so groß wurde, daß England ihn allein nicht mehr decken konnte, stieg die deutsche und amerikanische Ausfuhr. So konnte das Deutsche Reich im Iahre 1911 137 000 To. Schienen im Werte von 14 Millio» nen Mark allein nach Argentinien, Brasilien und Chile erportieren, die Vereinigten Staaten führten im gleichen Iahre 256 000 To. Schienen nach Südamerika aus; aber schon 1912 belief sich Deutschlands Ausfuhr nur noch auf 84 000 To., und die der Ver» einigten Staaten war auf 220 000 To.

gesunken. England aber behielt seinen Durchschnitt, auch als die Nachfrage zurückging, was lediglich dem Einfluß des englischen Großkapitals zuzuschreiben war.

Nächst England sind es, wie schon angedeutet, die Vereinigten Staaten, deren Handel in Latein»Amerika bei weitem überwiegt. In Mittelamerika stehen sie unbestritten an erster Stelle; sie sind dort bekanntlich mit fast 50 Prozent am Gesamthandel beteiligt. Amerikanisches Kapital baut dort die Eisenbahnen, in den Händen der Ameri» kaner sind zahlreiche Kaffee», Kautschuk» und Bananenplantagen, mit Ausnahme Guatemalas, wo deutsches Kapital überwiegt. Die Amerikaner besitzen den größten Teil der Minen und haben als die ersten in rationeller Weise mit der Ausbeutung der überaus reichen Bodenschätze begonnen. Welche Erfolge zu erwarten sind, zeigt das Beispiel Merikos. Seit Modernisierung der Minenbetriebe mittels der neuesten Maschinen stellen sie eine glänzende Kapitalsanlage dar. Das in Süd» und Mittelamerika in solcher Weise arbeitende amerikanische Kapital ist nicht zu schätzen; es fehlen auch leider alle Angaben darüber. Zweifellos aber ist es sehr beträchtlich. Dazu kommt, daß das Großkapital der Nord» amerikanischen Union sich in verhältnismäßig wenigen Händen befindet. Wenn dies auch einerseits ein großer Vorteil ist, so ist doch auch andererseits das Mißtrauen der Staaten, geboren aus der Furcht vor einer Vertrustung des Landes, rege geworden, und man betrachtet das Vordringen des amerika» nisschen Kapitals nicht mit wohlwollenden Augen. Überall haben die Trusts, diese Spezialwaffe der Amerikaner, deren Gefährlichkeit bekannt ist, die Fäden in der Hand und üben einen ganz außerordentlich großen Einfluß auf die von Washington aus geleitete Politik aus. Iener Staatssekretärs Knor, der die mandschurischen Eisenbahnen einem internationalen Kapitalistensyndikat übergeben sehen wollte, war vorher Advokat und Rechtsbeistand der bedeutendsten Trusts in Chicago. Bei dem Aufstand in Kuba und namentlich bei der Eröffnung des amerikanisch» spanischen Krieges hat der Zuckertrust die Hand im Spiele gehabt; er hat viele der durch den Aufstand ganz entwerte-

ten Zuckerplantagen gekauft; als die Insel durch die Einmischung der Vereinigten Staaten ihre Selbständigkeit erlangte und Ordnung an die Stelle der Revolution trat, gewannen die Plantagen ihren früheren Wert wieder. Dieser stieg sogar noch bedeutend, denn nun wurde der Vorzugszoll für kubanischen Zucker in den Vereinigten Staaten durchgesetzt. Bei der Abtrennung der Republik Panama von Colum» bien hat sicher das Newyorker Großkapital mitgewirkt. Ein nordamerikanischer Gummitrust war es, der aus einem zwischen Brasilien, Peru und Bolivien streitigen Gebiet die selbständige Republik Acre machen wollte, was freilich mißlang. Der Asphalttrust hat viel mit den Schwierigkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Venezuela zu schaffen. Erinnert sei auch an das furchtbare Gebilde des Vieh» und Fleischtrusts, der vor einigen Iahren in Argentinien durch das Chikagoer Riesenkapital gegründet wurde. Und in Meriko sind die Trusts mit sehr bedeu» tenden Kapitalien eingedrungen. Das Charakteristikum der nordamerika» nischen Politik ist es eben, daß sie sich auf ganze Erdteile erstreckt und dabei nicht von militiinschen Gesichtspunkten geleitet wird, sondern von wirtschaftlichen.

Für Deutschland ergibt sich hieraus die Mahnung, dem Beispiel unserer beiden größten Konkurrenten auf dem Weltmarkte zu folgen und deutsches Großkapital zugunsten der einhci» mischen Industrieen gründlich vor»

arbeiten zu lassen. Damit soll natür» lich nicht gesagt sein, daß nicht schon heute deutsches Kapital in Latein» Amerika beträchtlich interessiert ist. Bereits im Iahre 1886 wurde die deutsche Überseeische Bank mit einem Kapital von 6 Millionen Mark in's Leben gerufen. Sie steht heute unter den deutschen Banken in Südamerika mit 30 Millionen Mark Kapital an der Spitze und besitzt eine ganze Anzahl von Zweigniederlassungen in den süd-amerikanischen Ländern im Anschluß an den Banco Aleman Transatlantico, so in Argentinien, Brasilien, Bolivien, Chile, Peru und Uruguay.

Es folgte die im Iahre 1887 mit 10 Millionen Mark gegründete Brasi» lianische Bank für Deutschland, ein Tochterunternehmen der Diskonto»Ge» sellschaft. Auch sie unterhält zahlreiche Filialen. Die Diskonto»Gesellschaft war es auch, die im Iahre 1895 die Dank für Chile und Deutschland in's Leben rief. Diese Bank arbeitet mit 10 Millionen Mark Kapital und ist be-sonders in Bolivien und Chile an» sässig.

Endlich muß noch die Deutsch»Süd» amerikanische Bank genannt werden, welche der Dresdner Bank nahesteht und über ein Kapital von 20 Millionen Mark verfügt. Sie besitzt in Buenos Aires, Meriko und Rio de Ianeiro Filialen.

Diese deutschen Geldinstitute haben sich der englischen Konkurrenz, na» mentlich den einflußreichen Unter-nehmungen der British Bank of South America, der London and Brasilian Bank und der London and River Plate Bank gegenüber erfolgreich behauptet. Damit ist der deutsche Einfluß aber nicht erschöpft. Um nur einige Bei-spiele anzuführen, sei mitgeteilt, daß der Grundbesitz der in Buenos Aires lebenden Deutschen allein auf 250 Millionen Mark geschätzt wird. Deutsch-lands Unternehmungen auf industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet in Mittelamerika mögen sich auf rund 600 Millionen Mark belaufen. Dazu kommt der politische Einfluß, den die zahl» reichen in Latein»Amerika lebenden Deutschen ausüben oder doch im Inter-esse des deutschen Ansehens und des deutschen Ausfuhrhandels ausüben sollten. Ihre Zahl mochte sich bei Be-ginn des Weltkrieges in Argentinien

auf etwa 30 000 belaufen; m Chile
werden rund 25 000 und in Brasilien
etwa eine halbe Million Deutsche an-
sässig sein. Ein entsprechendes Zu-
sammenarbeiten des deutschen Groß-
kapitals mit dem Erporthandel, der den
Vorteil einer jahrzehntelangen Erfah-
rung auf seiner Seite hat, ein Nutzbar»
machen der in Latein»Amerika lebenden
Deutschen, die sich beständig durch die
deutschen Auswanderer ergänzen und
vermehren, würde dem deutschen Handel
einen größeren Einfluß als bisher
sichern und ein wirksames Gegen-
gewicht gegen das gewaltige englische
Kapital und die Übermacht des asso-
ziierten Newyorker Riesenkapitals
bilden und ihm Grenzen ziehen. Das
Mißtrauen und die Abneigung gegen
die Nordamerikaner, die z. B. die argen-
tinische Regierung veranlaßte, die
deutsche Sprache als alleinige Fremd-
sprache in ihren Fachschulen einzu-
führen, könnte gleichfalls im deutschen
Interesse nutzbar gemacht werden.
Deutschlands Einfluß in Latein»
Amerika ist durchaus nicht gering, und
er wird in demselben Verhältnis steigen,
in dem nach dem Kriege das Solidan»
tätsgefühl der drüben lebenden Deut-
schen wächst und der Zugehörigkeits-
gedanke zur alten Heimat erstarkt.
Daß der Besitz von ausländischen
Effekten und Wertpapieren auch poli»
tisch von größter Bedeutung sein kann,
hat der Krieg bewiesen, indem die Mög-
lichkeit gegeben war, unsere Auslands-
werte auf fremden Börsen zu ver-
kaufen und dadurch die deutsche Valuta

zu heben. Wenn heute die eingeschwore»
nen Gegner jedweden Besitzes von aus-
ländischen Staatsanleihen vorwurfs»
voll auf das starke Disagio der Reichs»
mark hinweisen, so werden sie später,
wenn ihnen genauere Einblicke zugäng-
lich geworden sind, bekennen müssen, daß
dieses Disagio noch viel größer wäre,
wenn nicht Verkäufe von ausländischen
Wertpapieren bremsend gewirkt hätten.
Es handelt sich, und das kann nicht
deutlich und nicht oft genug aus»
gesprochen werden, durchaus nicht um
einen Zusammenbruch der deutschen
Reichswährung, sondern es liegt ledig»
lich der Refler einer durch den Grenz-
abschluß für die Kriegsdauer bewirkten
Außenhandelsstörung vor. In einem
künftigen Kriege vermöchte die Wieder»
veräußerung ausländischer Werte durch
deutsche Kapitalisten einer Kursent-
wertung des deutschen Geldes einen
wirksamen Riegel vorzuschieben.
So sollte die Tatsache, daß Deutsch-
land hinsichtlich seines im Auslande an»
gelegten Kapitals weit hinter England
und der Nordamerikanischen Union zu-
rücksteht, nicht zuletzt auf Grund der in
diesem Weltkrieg gesammelten Erfah»
rungen für uns ein Ansporn sein, uns
in höherem Maße als bisher im Aus-
lande kapitalistisch zu betätigen. An
überreichen Gelegenheiten, Kapitalien
nutzbringend in Eisenbahnbauten, in
Anlagen elektrischer Kraftstationen, im
Bergbau, in der Großviehzucht, in
Kaffee^, Baumwoll» und Gummi»
kulturen usw. anzulegen, fehlt es wahr-
lich nicht.

Rundschau der Kriegs» literatur XII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Quelle u. Meyer
in Leipzig hat Professor Dr. Ottmar
Dittrich nach dem Vorgange des
großen Philosophen aus der Zeit der
Befreiungskriege „Neue Reden an die
deutsche Nation" veröffentlicht. Gleich
den Reden Fichtes wollen sie hinaus-
heben über den Drang des Augen»,
blickes, einladen zur stillen Besinnung
und neue Wege zu einer neuen Zukunft
weisen. Aus den tiefempfundenen
Reden Dittrichs spricht der Philosoph,
der aus dem bunten Wechsel der Ereig»
nisse den ewigen Gesetzen des Ge»
schehens nachgeht, um aus ihnen seine
Forderungen herzuleiten.
In drei Abschnitten behandelt der

Verfasser die Vergangenheit, die Gegen»
wart und die Zukunft Deutschlands.
Zuerst zeigt ein geschichtlicher Rückblick
die Entwickelung des deutschen Volkes
zur Persönlichkeit, den Weg vom römi-
schen Kaisertum deutscher Nation zum
deutschen Kaiserreiche, von den An»
säugen des Christentums zu Luther, zum
Zeitalter unserer klassischen Bildung,
zum Idealismus, zur deutschen Idee.
Von diesem Gesichtspunkte aus wird der
Weltkrieg zum Krieg um die Person»
lichkeit. Sehr eindrucksvoll schildert
Dittrich das England einer hohen und
feinen Kultur und das moderne kultur»
lose England, das in seiner schranken»
losen Machtgierpolitik die Welt in
Brand setzt. Der dritte Abschnitt des
Buches, der die vier letzten Reden um-
faßt, handelt von unserer Zukunft, der
Ausbildung der Persönlichkeit. Wie
sollen wir künftig unsere Beziehungen
zu unseren Bundesgenosseu und zu un»
seren Feinden gestalten? Darf unsere
innere Politik in dem bisherigen Geleise
beharren, um ein neues Geschlecht her»
anzuziehen, oder welchen Zielen müssen
wir hier zustreben? Welche Ideale hat
jeder einzelne von uns sich zu setzeu,
um zur „Persönlichkeit" zu reifen und
an seinem Teil die weltgeschichtliche
Aufgabe des deutscheu Volkes zu er»
füllen? Das sind einige Fragen, die
,12

der Verfasser in seinen Reden zu beant»
worten sucht.
Eine recht interessante, lesenswerte
Schrift ist das Buch, das aus der
Feder von Dr. Karl Mehrmann
unter dem Titel: „Der diplomatische
Krieg in Vorderasien unter besonderer
Berücksichtigung der Geschichte der
Vagdadbahn" im Verlage: Das Größere
Deutschland (Dresden) soeben erschie-
nen ist. Der Verfasser unternimmt es,
dem deutschen Volk das Werden des —
wenn man so sagen darf — „vorder»
asiatischen" Konfliktes in einer zeit»
gemäßen Geschichte der Bagdadbahn»
politik zu schildern. Er gibt mehr als
eine bloße Geschichte des Bahnbaues im
Verkehrsgebiet zwischen dem Mittel-
ländischen, dem Schwarzen, dem Roten
und dem Indischen Meer. Denn in
diesem Werkchen schildert der Verfasser
— soweit uns bekannt ist, als erster —,
wie sich aus Unternehmungen, die ur-
sprünglich überwiegend kapitalistischen
Charakter trugen, allmählich ein wirt»
schafts» und machtpolitischer Kampf der
Großmächte sich entwickelt hat, indem er
den Zusammenhang zu finden sucht, der
zwischen dem diplomatischen Ringen um
Bahnbaukonzessionen in Türkisch»Asien
und den weltpolitischen Ereignissen der
letzten 25 Iahre besteht. Das Buch
dürfte gerade zu jetziger Zeit geeignet
sein, das Verständnis für unsere
Bundesgenossen im nahen Orient und
die Wichtigkeit einer starken Türkei für
uns bei weiteren Kreisen des deutschen
Volkes zu erwecken und zu stärken.
Unter dem Titel „Das neutrale
Belgien und Deutschland im Urteil
belgischer Staatsmänner und Iuristen"
(Verlag von F. Bruckmann A.»G. in
München) hat der Advokat am Appella-
tionsgericht in Brüssel, Dr. Fritz
Norden, dessen hervorragendes
„Handbuch des belgischen Gerichtsv«»
fahrens" erst kürzlich im Verlage von
Franz Vahlen in Berlin erschienen ist,
die Verträge über Belgiens Neutralität
und Unverletzlichkeit einer geschichtlich
wie juristisch gleich eingehenden Prü»
fung unterzogen, die zu der überraschen»
den Einsicht von der Bedingtheit dieser
Neutralität führt, wodurch das viel»
geschmähte Vorgehen Deutschlands
gegen das „vergewaltigte" Belgien
in wesentlich anderem Lichte erscheint.
Während frühere Staatsverträge Bel-
giens Neutralität und Unverletzlichkeit

erwähnen und festsetzen, wird in späte-
ren Dokumenten dieser Zusatz der Un»
verletzlichkeit absichtlich unterdrückt.
Zugleich wird auch die Gewährleistung
der Neutralität mit einem Besetzungs-
recht gewisser Festungen durch England
und anderer durch Preußen verknüpft.
Diese Abmachungen, die Belgien selbst
als erste gebrochen hatte, standen in
feiner Form einem Durchzug fremder
Truppen entgegen. Die Übersetzung
der bereits im Iuli 1915 in französischer
Sprache erschienenen Schrift ist von
Iosef Steinmeyer und Dr. Thassilo von
Scheffer in München besorgt und von
Professor Iosef Kohler mit einem
Geleitwort versehen.

Das für die Zeit nach dem Kriege
außerordentlich wichtige Thema der
„Kriegerheimstätten" behandelt der
Prager Universitätsprofessor Dr.
Heinrich Rauchberg in einer
Broschüre, die im Verlage der
Manz'schen Hofbuchhandlung in Wien
erschienen ist. Der Verfasser führt den
Heimstättengedanken aus dem Reiche
der Wünsche hinüber auf den Boden
volkswirtschaftlicher Berechnungen und
gesetzgeberischer Erwägungen. Seine
Darlegungen sind von großer Wichtig-
keit für alle, die an den Kriegerheim-
stätten beteiligt sind. In knappem
Rahmen findet sich alles zusammen-
gefaßt, was für die bevorstehende gesetz-
liche Regelung und praktische Durch-
führung der Heimstättenorganisation in
Betracht kommt.

Der bekannte nationalliberale
Führer Ernst Bassermann ver»

öffentlich! im Reichsverlag, Berlin eine
treffende, kurze Charakteristik des un-
vergeßlichen Organisators der deutschen
Marine, „Tirpitz". Solange es eine
deutsche Flotte geben wird, solange
wird auch dieser Name mit ehernem
Griffel in die Geschichte unserer Marine
geschrieben sein.
Von der im Verlage von G. D.
Baedeker in Essen erscheinenden Samm»
lung „Kriegshefte aus dem Industrie»
bezirk" schildert das 15. Heft „Die
Ukraine und die ukrainische Bewe-
gung". In kurzen Worten gibt Dr.
Paul Ostwald eine klare Übersicht
über das Wesen dieses von den Russen
unterjochten Volksstammes, über seine
Bedeutung für das heutige Rußland
und über die Bewegung, die darauf hin»
zielt, die alte verlorene staatliche und
kulturelle Selbständigkeit für dieses
reich gesegnete Land zurückzuerobern.
Das 16. Heft dieser Sammlung,
das G. A. Fritze zum Verfasser hat,
schildert „das Schicksal der Seekabel
im Kriege und die Leistungen der
deutschen Seekabel»Industrie in Ver-
gangenheit und Zukunft".
» » »
Die bereits zahlreich vorhandene
Literatur über Belgien ist durch zwei
interessante Neuerscheinungen bereichert
worden.
Im Verlage Art. Institut Orell
Füßli in Zürich gibt der Züricher
Architekt Eugen Probst die Ein-
drücke wieder, die er auf mehrwöchent»
lichen Reisen in „Belgien" im Winter
1914 und im Laufe des Iahres 1915 zu
sammeln Gelegenheit hatte. Dem Ver»
fasser war die Möglichkeit geboten,, sich
eingehend über die Folgen zu orien»
tieren, welche die deutsche Okkupation
in diesem Lande gezeitigt hat. Probst
hat den Zustand der historischen Bau»
und Kunstdenkmwler in den Städten
Löwen, Aerschot, Lier, Antwerpen,
Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Den»
dermonde, Aalst, Namur, Dinant und
Lüttich aufs genaueste geprüft. Die in
diesen Städten gemachten Wahr»
nehmungen, sowie die im Verkehr mit
belgischen Gemeindevorstehern und Ein»
wohnern gewonnenen Erfahrungen
setzen ihn in den Stand, die Unwahrheit
vieler leichtsinnig in die Welt geschleu-
derter Behauptungen und Anklagen
unserer Gegner untrüglich darzutun.
Sehr dankenswert und von besonderem

Interesse sind die sechs Stadtpläne, die Probst seinem Büchlein beigegeben hat, und auf denen gewissenhaft die zerstörten Häuser in diesen Städten deutlich markiert sind.

Sehr interessant und lesenswert ist auch eine geographisch » geschichtlich« Studie über „Belgiens Vergangenheit und Zukunft" aus der Feder des Prager Professors Iosef Langhammer.

In dem im Verlage von Ed. Strache in Warnsdorf erschienenen Buche weist der Verfasser klar und deutlich nach, daß Belgien weder neutral war, noch neu» tral sein könnte, und zeigt, wie das kleine Belgien von den Gegnern Deutschlands bestimmt war, eine so gewaltige Rolle zu spielen.

Unter dem Titel „Wie wir im Kriege leben" (Verlag von I. Engel» horn Nachf. in Stuttgart) veröffentlicht der Professor der Erdkunde an der Universität Berlin Dr. Albrecht Penck, dessen Buch „Von England festgehalten" wir in einer früheren Rundschau erwähnt haben, einen aus» führlichen Brief an den früheren Pro» fessor an der Harvard»Universität, jetzt am Rockefeller»Institut in Princeton, Theobald Smith, der vor einigen Iahren in Deutschland als Austausch» professor tätig war. Penck schildert, wie wir während des Krieges leben, wie es in unseren großen Städten und auf dem Lande zugeht, und was an den Universitäten geschieht. Die Grundstimmung in diesem Briefe ist, daß jeder Deutsche seine Pflicht tut, daheim oder an der Front. Hinter dem großen deutschen

Heere steht ein zuversichtliches, tat» kräftiges, fleißiges Volk, das nicht aus- gehungert und wirtschaftlich erschöpft werden kann. Das Fühlen aller wird beherrscht von dem Wunsche durchzu» halten. —

Sehr vernünftige und beherzigenö werte Gedanken entwickelt Dr. Georg Landauer in seinem Buche „Der Verruf des Fremden", das in der Manz'schen k. u. k. Hof»Verlags» und Universitäts»Buchhandlung in Wien er» schienen ist. Der Verfasser wendet sich vor allem gegen das unsinnige Be» streben einiger Leute, die plötzlich alles, was auch nur irgendwie etwas Fremd» ländisches an sich hat, aus Deutschland verbannen, insbesondere unsere Sprache von jedem ausländischen Unrat reinigen wollen, der sich im Laufe der Iahr» hunderte um sie gerankt hat. Der Ver- fasser gibt selbstverständlich unum- wunden zu, daß der Kampf „gegen eine Vorliebe für fremdländische Ware zum Schaden unserer heimischen Wirt» schaftskrafr, gegen den Zwang ge» schmacks» und wesenswidriger fremder Mode", und gegen ähnliche Ausländer«! gut und vollkommen gerechtfertigt ist. Dazu sei jedoch nicht das Verrufs- geschrei erforderlich gewesen; dieses sollten wir ruhig unseren Feinden über» lassen.

Aber der Verruf des Fremden er» öffnet auch einen traurigen Ausblick in das Innenleben der Mittemächte und das Zusammenleben der beiden Reiche mit den übrigen Kulturstaaten nach dem Kriege. „Welche Riesenarbeit wird nach dem Kriege zu verrichten sein von jedem einzelnen in seinem eigenen Lebensbereiche und von allen Staats» bürgern gemeinschaftlich zum Wohle des Staatsganzen! Was wird es nicht alles aufzubauen, neu zu bauen und umzubauen geben! Und was werden wir nicht alles umlernen müssen, um diese Arbeit zu einem gedeihlichen Ende führen zu können! Und da mutet uns die Verrufsbewegung noch zu, daß wir ohne Not und und ohne Nutzen für uns und unsere Nachkommen, im Gegenteile zu unserem und ihrem Schaden, so ziemlich alles, was unser körperliches und geistiges Leben ausfüllt, von den scheinbar nichtigsten Dingen, wie etwa die Benennung unserer Speisen, bis zu den höchsten Gütern, die uns über die Mühen des Alltags erheben, umformen

und ummodeln unter dem Schreckens»
zwange sonstiger Ächtung durch unsere
Volksgenossen!"

In einem kleineren Aufsatze, der
dem Buche beigefügt ist, wendet sich der
Verfasser gegen den zu Anfang des
Krieges aufgebrachten Gruß: „Gott
strafe England", den er als „undeutsch,
unschön und unchristlich" bezeichnet, da
er die gerechte und gesunde Entrüstung
des Deutschen gegen England „krank-
haft entstellt". —

Der Verlag von Iohann Ambrosius
Barth in Leipzig veröffentlicht zwei
lesenswerte Vorträge, die Professor Dr.
Theodor Ziehen im November
1915 in der „Urania" zu Wien ge»
halten hat. In dem ersten Vortrage ent»
wickelt Ziehen in kurzen Worten „die
Psychologie großer Heerführer", wäh»
rend sich der zweite Vortrag mit dem
Thema: „Der Krieg und die Gedanken
der Philosophen und Dichter vom
ewigen Frieden" befaßt.

Dr. Kurt Floericke veröffent-
licht bei der Franckh'schen Verlagsbuch-
handlung in Stuttgart eine Schriften»
reihe „Gegen die Moskowiter",, deren
erster Band uns vorliegt, der „Die
Masurenschlachten" behandelt. Der
Band, der die Befreiung Ostpreußens
von der Russenherrschaft und die ge'
waltigen Siege Hindenburgs schildert,
dürfte viel Anklang finden.

In demselben Verlage ist auch eine
zweite Schriftenreihe erschienen „Gegen
Frankreich und Albion", die Anton
Fen drich zum Verfasser hat. Im
2. Halbband gibt Fendrich eine Schilde»

rung der Ereignisse „Von der Marne-
schlacht bis zum Fall Antwerpens".
Diese Schrift ist um so mehr zu be-
grüßen, als es bisher an einer ausführ»
lichen Schilderung der Schlacht an der
Marne in den Septembertagen 1914
und des Rückzuges der deutschen Armee
von dort gefehlt hat. Von besonderem
Interesse und besonderer geschichtlicher
Bedeutung sind die Gründe, die nach
Fendrichs Angabe damals die Armeen
Kluck, Bülow, v. Hausen usw. zum
Rückzug zwangen. Fendrich schreibt
hierüber: „Erst als der deutsche Rück-
zug vollendet war, zeigte es sich, warum
dieser nötig gewesen war. Es erwies
sich, daß das russische Heer auch durch
die Riesenschlacht bei Tannenberg nur
an einer leichten Stelle getroffen war.
Neue Kolonnen wälzten sich sofort nach
der Flucht Rennenkampfs vor Hinden»
burg gegen Schlesien und brachen in
Galizien immer tiefer ein. Es sah
dort nicht aus, als ob die Österreicher
allein des Feindes Herr werden könnten.
Von der italienisch»französischen Grenze
kam die Nachricht, daß die Franzosen
ihre Truppen dort wegnahmen. Italien
ging schon auf den Wegen des Verrats.
Was aber auch sonst noch erst nach
Friedensschluß bekannt werden mag
über die Gründe zum Rückzugsbefehl,
das kann nichts ändern an der Tatsache,
daß der Rückzug aus der Schlacht an
der Marne ein geniales, strategisches
Manöver größten Stils und der Sieg
der Franzosen ein erst in allerletzter
Stunde staunend entdeckter war. Dem
„großen Sieg an der Marne" fehlt vor
allem das Wesentliche eines wirklich
großen Sieges, die überwältigend« Zahl
unverwundeter Gefangener."
Wenn wir auch der letzten Begrün»
dung Fendrichs nicht beistimmen können,
daß die Zahl der Gefangenen das
Wesentliche eines wirklich großen
Sieges sei, so können wir ihm darin
vollauf beipflichten, daß von einem
„großen Siege" der Franzosen nicht die
Rede sein kann. Die kleine Schrift ist
sehr lesenswert und interessant ge»
schrieben. Möge sie daher einen großen
Leserkreis finden. —
Von der Front unserer öster-
reichischen Bundesgenossen berichtet
Norbert Iacques in seinem bei
S. Fischer in Berlin erschienenen Buche
„In der Schwarmlinie des öster»
reichisch»ungarischen Bundesgenossen."

Wesen und Absicht dieses Kriegsbuches
lassen sich am besten mit den Worten
kennzeichnen, die der Verfasser seinen
Ausführungen vorausgeschickt hat:
„Das Friedensbündnis, das einem im
Krieg zusammengeschweißten Verhält»
nis zwischen Völkern folgen wird, muß
auf gegenseitige Waffentüchtigkeit auf»
gebaut sein, damit es gut sei. Der Krieg
darf im Krieg nicht stehen bleiben, son-
dern muß die Blutsaat und die Blut-
erneuerung der Völer, die sich in ihm
bewährt haben, für eine lange Friedens-
zeit brauchbar machen." Die von Iac»
ques geschilderten Erlebnisse bei den
österreichisch»ungarischen Truppen sollen
dem kommenden Bündnisse zwischen
Deutschland und der Donaumonarchie
dienen.

Ein anderes Büchlein „Wir von
der Südfront", von Dp. Wilhelm
Winkler (Manz»Verlag in Wien)
gibt ernste und heitere Bilder aus den
Kämpfen unserer Bundesgenossen in
Serbien und am Isonzo.

Kriegsgeschlchtliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Noch immer tobt das gewaltige
Völkerringen, noch immer zwingt der
furchtbare Krieg, der das Weltall er-
schüttert, unsere ganze Aufmerksamkeit
in seinen Bann. Wenn wir auch unsere
seelischen Kräfte auf andere Gebiete

konzentrieren wollen, wir vermögen
uns doch nicht der fieberhaften Span-
nung zu entziehen, die in uns die ge-
waltigen Vorgänge auslösen, die auf
der großen Weltbühne sich ereignen.
Diese Ereignisse spiegeln sich in unserem
Schrifttum wider, nicht bloß in der
Literatur der Tagespresse, sondern auch
in unseren Zeitschriften. Wir finden
hier an Lesestoff so manches, was für
den Tag geschrieben, dennoch wert ist,
den Tag zu überdauern. Aus diesen
Erwägungen hat wohl der Verlag einer
unserer wertvollsten Zeitschriften, des
„Daheim", sich entschlossen, die Kriegs»
blätter dieser Zeitschrift abgesondert von
ihrem übrigen Inhalt zu sammeln und
unter dem Titel: „Der W e ltkr i eg,
illustrierte Kriegschronik des Daheim"
(Bielefeld und Leipzig, Verlag von Vel»
hagen u. Klasing) herauszugeben. Bis-
her sind drei Bände erschienen, jeder in
dauerhaftem Leinenband zum Preise
von 8,50 Mark. Der erste Band um-
faßt die Ereignisse des Iahres 1914,
der zweite die des Iahres 1915 bis zum
Eingreifen Italiens in den Weltkrieg,
und der dritte reicht bis zum Beginn
der Kriegsoperationen in Serbien. Alle
drei Bände bringen außerordentlich
wertvolle Aufsätze aus der Feder erster
Mitarbeiter, lebendig geschriebene
Kriegsberichte, interessante Feldpost-
briefe von allen Kriegsschauplätzen der
deutschen und der verbündeten Heere,
von hoher See und aus den Kolonien.
Diese Prosadarstellungen werden be-
gleitet von den schönsten Proben unse-
rer besten Kriegslnrik. Die Darstellun-
gen werden unterstützt durch ausgezeich-
nete Vollbilder unserer ersten Kriegs-
maler, unter denen sich nicht wenige
Darstellungen von Buntdrucken befin-
den, die in vorzüglicher Technik herge-
stellt sind. Der Tert ist durchsetzt mit
sehr vielen Illustrationen nach Photo-
graphien, die uns nicht nur die Land-
schaften und Städte vor Augen führen,
die von dem Kriege heimgesucht worden
sind, sondern auch Blicke tun lassen in
das Leben und Treiben unserer Feld-
grauen an der Front und hinter ihr.
Erhöht wird der Wert dieser Bände
noch durch die vorangestellte, im Zusam-
menhang fortgeführte Chronik des
Weltkrieges von Professor Dr. Otto
Hoetzsch, die einen ausgezeichneten
Überblick über die Kriegslage und die
Kriegsoperationen gibt und durch leben-

dige Darstellung zu interessieren weiß. Wertvolle Karten, von denen jedem Bande mehrere in der bekannten ausgezeichneten Technik des Verlages beigegeben sind, ermöglichen dem Leser ein Verfolgen der von Hoetzsch geschilderten Kriegsoperationen. Im Anhange bringen alle Bände die wichtigsten Urkunden und Telegramme. — Unter den Beiträgen dieser Bände fallen besonders die Feldbriefe auf, die Hans Weber unter dem Titel: „Aus meinem Kriegsbilderbuch" beigesteuert hat. Gewandt und fesselnd geschrieben, geben sie nicht nur Schilderungen von Erlebnissen an der Westfront, sondern sind durchtränkt von Gemüt und starker Empfindung. Diese Briefe sind untee dem gleichen Titel im gleichen Verlage in der Samm» lung: „Aus den Tagen des großen Krieges" als selbständiges Bändchen erschienen.
In dieser Sammlung sind als achter Band Briefe und Tagebuchblätter eines in Rußland gefallenen Studenten unter dem Titel: „Mein Kriegsfreiwilliger" erschienen, die, von seinem Vater herausgegeben, als schlichtes Denkmal dieses jungen Helden gedacht sind. Wir erleben in ihnen den gewaltigen Krieg mit seinen Leiden und seiner Last, mit seinen tiefen Erschütterungen und großen Erhebungen, mit seiner täglichen kleinen und großen Not und seinen stündlichen Gefahren, wie er sich in der jungen Seele des einfachen Soldaten spiegelt, den das gewaltige Erlebnis seines Va-

terlandes aus Heimat und Familie herausgerissen und mitten hineingeschleudert hat in die größten weltgeschichtlichen Begebenheiten. Diese einfachen Briefe und Tagebuchblätter sind wundervolle Zeugnisse einer reinen, stark empfindenden, begeisterungsfähigen jungen Seele und zeugen von dem starken Heldentum deutscher Iugend, die mit dem Gesange: „Deutschland, Deutschland, über alles . . ." die feindlichen Linien stürmt. — Das Denkmal für einen anderen feldgrauen Helden, der für das Vaterland sein junges Leben hat hingeben müssen, bildet ein kleines Büchlein von Karl Storch: „Vom feldgrauen Buchhändler". (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, M. Kretschmann, Magdeburg). Der junge Buchhändler, dessen Tagebuchblätter uns in diesem Büchlein von seinem Leben an der Front, seinen Leiden und seinen Kämpfen berichten, hat im Früh» ling des vorigen Iahres in den Kar» pathen den Heldentod gefunden. Was er uns auf diesen Blättern schlicht und anspruchslos zu erzählen weiß, vermittelt stärkere Eindrücke von den großen Strapazen »und aufreibenden Kämpfen unserer Karpathenstreiter als die literarisch aufgeputzten Berichte unserer im Automobil von Regiment zu Regiment reisenden Kriegsbericht» erstatter. — Den neunten Band der Sammlung des Verlages von Velhagen u. Klasing, Bielefeld, bilden Kriegs» tagebuchblätter unter dem Titel: „Ein Iahr an beiden Fronten" von Carl Freiherr von Berlepsch. Sie führen uns in anziehender Schilderung von den ersten Ereignissen des Krieges und dem Vormarsch in Frankreich nach den Argonnen und nach Flandern, zeichnen Bilder voll Lebendigkeit und Farbe aus dem Feldzuge in Polen und schließen mit der Einnahme von Warschau. — Gleichfalls Erlebnisse und Eindrücke von dem östlichen Kriegsschauplatze ver» mittelt das Büchlein von Oskar Usedom: „Der Kampf mit dem russischen Koloß", (Hesse u. Becker, Leipzig.) Zum größten Teil auf dem Schlachtfelde geschrieben, geben diese lebendigen Berichte farbige, frische Bilder von den furchtbaren Ksmpfen im Osten, Stimmungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers, der als höherer Offizier auch das große Ganze zu überschauen vermag. Wir erleben

durch die Vermittlung des Verfassers
auch das Grauen und die Angst, die der
herandringende russische Koloß in der
ostpreußischen Bevölkerung verbreitet«
und lernen so die Schrecknisse bis zur
Neige kennen, die der Krieg für die
friedliche Bevölkerung im Gefolge hat.
Der Verlag von Velhagen und Kla-
sing bringt auch ein Lebensbild des
volkstümlichsten unserer Seehelden,
OttoWeddigens, von Hein»
rich Richter heraus. Der Pfarrer
aus der Heimatstadt Weddigens, Her-
ford, erzählt in anheimelnder, schlichter,
zu Herzen gehender Weise von dem
kurzen Lebenslaufe dieses Lieblings des
deutschen Volkes, der so früh im
Kampfe fürs Vaterland den Heldentod
fand. Das Büchlein ist mit 34 Abbil-
dungen, zwei farbigen Beilagen und
der Nachbildung eines Briefes Wed-
digens ausgestattet.
Von den Kriegsbriefen des Kriegs-
berichterstatters Paul Schweder,
die unter dem Titel: „Im Kaiser-
lichen Hauptquartier" vom
Verlage von Hesse u. Becker in Leipzig
herausgebracht und von mir im No-
vemberheft des vorigen Iahrganges be-
sprochen wurden, sind inzwischen zwei
weitere Bände erschienen: „Von den
Vogesen zur Nordsee" und „Von der
Mser zum Isonzo". Auch sie bringen
wie der erste eine Fülle von Schilde-
rungen aus den Kämpfen vor dem
Feinde und hinter der Front und wissen
von manchen interessanten Begeben»
heiten zu erzählen. Sie werden nicht
bloß den Lesern willkommen sein, die

Schweders Kriegsberichten in den Zeitungen begegnet sind, sondern auch anderen, die sich über das Leben hinter den Fronten unterrichten mochten. Die Ausstattung und der Bilderschmuck sind ebenso vorzüglich wie beim ersten Bande. — Im gleichen Verlage erschien bereits der erste Band einer Sammlung von Feldpostbriefen und anderen Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen unter dem Titel: „Vom Kriegsschauplatz e", herausgegeben von Carl Quenzel, der in diesen Blättern gleichfalls be, sprochen wurde. Kürzlich ist der die Sammlung abschließende zweite Band ausgegeben worden. Er wird eingeleitet durch den bekannten Offenen Brief Björn Björnsons an Clemenceau. Mit Recht betont der Herausgeber in seiner Einführung, daß wir in diesen beiden Bänden nicht eine wahllose Anhäufung von Feldpostbriefen vor uns haben, sondern sorgfältig ausgewählte Berichte, die für den Geist unseres Heeres wirklich bezeichnend sind, oder die uns Besonderheiten des Weltkrieges vor Augen führen. Wer den Weltkrieg so unmittelbar miterleben möchte, wie es einem Daheimgebliebenen nur möglich ist, der greife zu dieser Sammlung.

Eine eigenartige, hochbedeutsame Veröffentlichung bringt der Verlag von George Westermann auf den Büchermarkt. Es ist dies das bisher in drei Bänden vorliegende, mit Urkunden, Bildnissen und Karten ausgestattete Werk von Eduard Engel: „1914. Eln Tagebuch." Die gewaltige Zeit, die mit den ersten Augusttagen des Iahres 1914 anbrach und eine Weltwende bedeutet, weckte in dem Verfasser den feurigen Wunsch, „eine Geschichte dieses Krieges, dieses Sieges, dieser nie erhörten einzig gearteten Hochgeh» zeit" zu schreiben. Es konnte dies kein objektives Buch werden, und als beste Form der Ausführung bot sich dem Verfasser die Form eines Tagebuches dieses Weltkrieges. Für Eduard Engel ist dieses Tagebuch nach seinem eigenen Geständnis die Rettung aus der Tatenlosigkeit des Daheimgebliebenen geworden, die ihn sonst geistig und körperlich vernichtet hätte. So haben wir in diesem Tagebuch ein Werk erhalten, das von Gemüt, Klugheit, Leidenschaftlichkeit und überströmender Vaterlandsliebe erfüllt ist, das uns in lebensvoller

Darstellung und in reiner deutscher
Sprache noch einmal die hohen Stim-
mungen erleben läßt, die das deutsche
Volk in dieser großen Zeit erfüllten. Es
ist ein Buch geworden für die Gegen-
wart, das deutsche Haus, die reifer«
Iugend, das uns nie vergessen lassen
wird, was wir alle, alle in dieser ge-
waltigen Sturmzeit einer großen Wel-
tenwende fühlten und dachten, liebten
und haßten, bejubelten und verachteten.
Diesem in Liebe und Haß geschriebenen
Tagebuch gegenüber stellt die C. H.
Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar
Beck, München, ihre durchaus objektive
und rein sachliche „Chronik des
Deutschen Kriege s", deren zwei
ersten Bände in diesen Blättern bereits
besprochen wurden. Auch die vier fol»
genden Bände, die bis Mitte Iuli 1915
reichen, bringen ohne jede persönlichen
Bemerkungen nur die amtlichen Be-
richte und zeitgenössischen Kundgebun-
gen zum Abdruck. Sie stellen infolge-
dessen ein rein sachliches, historisches
Quellenwerk dar, das spateren For-
schern ausgezeichnete Dienste leisten
wird.
Auf Schloß Mainberg, einem eigen-
artigen „Erholungshaus für Menschen",
in dem Suchende jeder Richtung und
jeder Herkunft während der Sommer»
monate ein behagliches Heim und An»
regung zu ursprünglichem persönlichen
Leben finden, hat Iohannes
Müller seinen Gästen eine Reihe
von Reden über d«n Krieg gehalten, die
unter dem Titel: „Die deutsche Not.
Erlebnisse und Bekenntnisse", im Ver»

lage der C. H. Beck'schen Verlagsbuch-
handlung Oskar Beck, München, ge-
sammelt erschienen sind. Es ist viel
geredet und viel geschrieben worden bei
Ausbruch dieses Krieges, um die vielen
Probleme einer Lösung näher zu
bringen, die er auf allen Gebieten des
Lebens aufgewühlt hat. Unter diesen
Versuchen nehmen die Müller'schen
Reden nicht den letzten Platz ein. Sie
tragen zum großen Teil den Stempel
des Improvisierten. Geschriebene
Reden lesen sich flüssiger. Aber sie haben
sich dafür auch die natürliche Frische
des gesprochenen Wortes bewahrt. Vor
allem aber heben sie sich inhaltlich aus
der großen Fülle der Kriegsreden her»
aus. Sie geben Zeugnis, wie ein
deutscher Mann in seinem Innersten
ringt, um das Ungeheure dieses Kriegs-
erlebnisses in sich zu überwinden, zu
klären, sich geistig darüber zu erheben.
Und darum vermögen sie auch andern
bei dieser Arbeit zu helfen.

Gleichfalls aus tiefstem Erleben des
Krieges geboren sind die Bilder aus der
Kriegszeit: „Wir in der Hei»
m a t", die Helene Voigt » Diederichs
soeben hat erscheinen lassen. (Eugen
Salzer, Heilbronn.) Nur daß hier die
starken Empfindungen nicht in ge-
dankentiefen Reden ausströmen, son<
dern künstlerische Gestaltung gefunden
haben. In allem, was auf der Straße
und in der Elektrischen, in den Häusern
und auf dem Lande ihre scharf beobach-
tenden Dichteraugen erschauen, sucht sie
die gewaltigen Erschütterungen, die der
Krieg in den Seelen aufgewühlt hat,
und ihr psychologischer Tiefblick, den
wir aus so manchen Erzählungen
kennen, vermag dabei tiefer zu dringen,
als der Blick von Alltagsmenschen. In
künstlerisch geformten Bildern, die mit-
unter, wie das Stück „Das Gleiche",
wie kleine Charakterstudien und No-
vellen anmuten, stellt sie das Erschaute
vor uns hin, Dokumente aus dem Leben
der Daheimgebliebenen, die auch an
ihrem Teile mitzutragen haben an der
Last und Not des Weltkrieges.

So manches brennende Auge schaut
heute unter schwarzem Schleier hinaus
in die öden und weiten russischen Land-
schaften, hinaus in die blutgetränkten
Gefilde Flanderns oder Frankreichs und
sucht ein teures Grab, in dem unter
fremder Erde ein junges, blühendes
Leben schläft. Wie gerne möchten liebe

Hände diese Gräber schmücken, wenn sie es vermöchten. DieseHeldengräber sind zu heiligen Erinnerungsstätten des ganzen deutschen Volkes geworden, und es ist gewiß nicht zu früh, wenn heut« schon Bestrebungen sich regen, sie in künstlerischer, würdiger Weise auszugestalten, um Zeugnis auch in späten Tagen davon abzulegen, wie das deutsche Volk seine toten Helden zu ehren gewußt. So manches Massengrab, so mancher Soldatenfriedhof, so manches Denkmal in Feindesland zeugt heute schon von dem tiefen Ernst, dem sittlichen Geist, dem hohen künstlerischen Sinn unseres Volkes. Aber auch in den Denkmälern daheim, in den Erinnerungszeichen, die das Gedenken an die großen Tage wach erhalten sollen, muß jetzt und in Zukunft das gleiche Leben sich offenbaren. Hierbei will eine Sammlung von Entwürfen hervorragender Künstler helfen, die soeben im Verlage von R. Oldenbourg in München erschienen ist: „Soldatengrä» ber, Krieger»Denkmäler, Erinnerungszeichen", Entwürfe und Vorschläge, herausgegeben vom Bayrischen Kunstgewerbe»Verein, München. Die Entwürfe und Vorschläge erstrecken sich nicht bloß auf Soldatengräber, Massengräber und Gedenkzeichen im Felde, sondern auch auf die Errichtung von dauernden Denkmälern und Ehrenzeichen in der Heimat, in der freien Landschaft, wie in den großen und kleinen Städten. Möge das reiche Anregungen bietende Werk einen recht tiefgehenden Einfluß ausüben, daß ein

späteres Geschlecht des künstlerischen Ausdruckes, den die große Zeit in unseren Tagen gefunden hat, sich nicht zu schämen braucht. '

Literarische Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Es ist soviel über das moderne und alte Frankreich geschrieben worden — man wird viele Bände noch über dieses Volk und seinen Geist mit guten und schlechten Betrachtungen füllen — allein die meisten Bücher haben den großen Fehler, ihre Geburt nur augenblicklichen Eintagsströmungen der politischen Zeit» läufte oder einer kleineren Ferien» reise zu verdanken; sie sind daher so politisch subjektiv, wo sie wissenschaftlich objektiv zu sein vorgeben; sie sind über» aus persönlich und hätten gern das Allgemeine und Wesentliche zu fassen gewünscht. Ein Schlagwort gesellt sich zum anderen, es werden buntscheckige Phrasen — die im Grunde ein Fünkchen Wahrheit wohl enthalten — zu lautem Trommelwirbel gerührt, und in diesem überlauten Gepolter verliert selbst der innere Kern seine Wahrheit, weil er von marktschreierischen Brüdern um» geben ist. — Es ist eine subtile Aufgabe, ein so lebendiges, vielfältiges Volk, wie das französische es ist, mit einigen wenigen Worten und Begriffen klar zu umzeichnen. Völker, und im besonderen große Völker, die eine jahrhundertealte Kultur in sich tragen, mit jedem Tag sich durch ihren schöpferischen Geist — eben, weil sie Kulturvölker sind — neu gebären und entwickeln, sind nicht wie tote Gemälde, wo Licht und Schatten deutlich einander meiden und in klaren Zügen fertig vor dem Beschauer liegen. Das Volk ist lebendig und bewegt: ein Meer, dessen innerste geheimste Regungen nur durch das Oberflächenwellenspiel sich dem Auge künden und ihm sagen, daß in den Tiefen etwas Gewaltigeres wohnt, — was wir lebendiges Volkstum nennen —, das wir erst dann zu erkennen vermögen, wenn wir hinabsteigen und mit unper» sönlichem, unbefangenem Gefühl uns einzuleben versuchen. Allein nicht jedem ist es gegeben, sich in die ihm meist wesensfremde Eigenart eines Volkes zu vertiefen, und so entstehen über ganze Völker Märchen und Pseudo» wahrheiten, die persönlichsten Urteile, die von Wesensverwandten des Urteils» fällers aufgenommen und weiter-

gegeben werden.
Und Formeln — am besten selbst
nicht abgeleitete — sind nun einmal
notwendig, um sich das Gedächtnis zu
erleichtern. Zwei Worte, besser noch:
ein einziges Wort, ein Begriff, und
man glaubt, das Wesen eines Volkes
mit der persönlichsten Geistesschärfe for^
muliert zu haben. So entstand die
Weisheit von den „Barbaren" und
manche andere noch; auch röir haben
mitgeprägt, weil wir in die Fußtapfen
von einigen llberpersönlichen getreten
sind — denen es irgendwo im Ausland
vielleicht nicht gefiel. Persönlich
sein mit solchem Urteil ist oft Un»
recht tun.
Karl Nötzel hat in der
Sammlung der „Schriften zum
Verständnis der «ölker"*)
ein Büchlein erscheinen lassen, das, wie
er selbst betont, im Grunde nur persön»
lichste Auffassung ist. Was dem einen
als ein Vorzug des Volkes erscheint, gilt
dem anderen als die höchste Untugend.
Der Verfasser vermißt sich auch nicht,
ein absolutes Urteil über das Volk
fällen zu wollen, sondern untersucht mit
*> Französischer und deutsch« Geist. Verlan
Euye n Diederichs, Jena.
.^ ^

mehr und minder Glück — ganz persönlich, dieses eine Tugend, jenes eine Untugend nennend — die wesentlichen Merkmale französischen und deutschen Geistes und gelangt zu Schlüssen, denen man — vorausgesetzt, daß man Frankreich, Franzosen und französische Kultur ohne Vorurteile kennen gelernt — nicht immer wird beipflichten können. Indessen gibt die kleine Schrift über manches Aufschluß, erzählt uns von Denkweise, Eigenart und Lebensauffassung des Franzosen und nennt oft das Ding beim rechten Namen. Es sind meist Wahrheiten, die wir längst gekannt, die nur in ihrer Formulierung neu sind.

Er spricht uns von der französischen Toleranz im Großen, ihrer fanatischen Unduldsamkeit im Kleinen, sobald man einen Schönheitsfehler an ihrem Vaterland, ihrer Nation zu entdecken sich anschickt. Von der Furcht des Franzosen, durch Autoritätsweisheiten „düpiert" zu werden, weswegen er seine Selbständigkeit im Urteil vieler Dinge — wenn es auch außerordentlich „persönlich" ausfällt — zu bewahren sucht. Vom Dilettantismus, von dem „Schweben" über den Dingen, ohne in den Kern der Dinge sich hereinzuwagen, aus „Furcht vor der Unendlichkeit" (8ie!) — die der Deutsche nicht besitzt. Bei vielen solcher Urteile, deren der Verfasser zur Charakterisierung des deutschen und französischen Geistes benötigt, finden wir soviel Worte und so» viel Begriffe, daß uns bange wird. Es wird keiner, — eine so „persönliche Auffassung" er auch haben mag —, leugnen können, auch der Verfasser nicht, daß die Wissenschaftlichkeit an sich, ob sie von deutschem oder französischem Geist betrieben wird, um Wissenschaftlichkeit genannt werden zu dürfen, eben weil sie im Gebiet des Geistes und absoluter Forscherarbeit liegt, nicht an sich Verschiedenes bedeuten kann. Wissenschaftlichkeit ist stets dasselbe, trägt das gleiche Gewand, ist derselbe Quell, der zum großen Meer unserer wissenschaftlichen Erkenntnis fließt — ganz gleich, ob durch Büsche und Berge, durch heitere Wiesen und sonniges Land. Henri Poincars — meines Wissens — hat einmal den Unterschied beider Wissen» schafts m eth o d en (Methoden nur!) dahin zu charakterisieren gesucht: die

französischen Wissenschaftler (ins» besondere die Mathematiker) neigten zur intuitiven Forschungsart, wäh- rend ihre deutschen Kollegen die anal»» tisch»logische meist vorzögen; er sprach aber nicht von der „Fu r ch t v o r d er Unendlichkei t", um deutschen und französischen Geist zu kennzeichnen. Der wahre Wissenschaftler hat nie so über den Dingen „geschwebt", wie es der Verfasser dem französischen Forscher» «eist eigen zu machen scheint. Über den Dingen schweben die Vielen, die Hinzu- gekommenen, die noch vom Wunder, das ein großer Geist entdeckt, etwas zu er- haschen und nachzuentdecken wünschen. Die Züge dieser „Nachentdecker" mögen in der Schrift gut gezeichnet sein.

In Frankreich wird die Art, über etwas zu schweben und geistreich zu plaudern, „esprit" genannt. Der Ver- fasser zerlegt den an sich köstlichen „6»prit" in seelenlose Bestandteile: Dilettantismus, Oberflächlichkeit usw., daß fast einem die Meinung aufkommt, wir hätten es überhaupt nicht mit einem wissenschaftlich schöpferischen Volk zu tun. Das, was manchmal oberflächlich erscheint ist oft nur die Grazie, selbst an den schwärzesten Dingen, Betrug und Tod, leicht und spielend mit Moli^reschem Lächeln vorübergehen zu können — einem lächelnden Weinen. Auch die leichte Schreibart fran- zösischer Künstler und Wissenschaftler, der Stil, den jeder mit gesundem Hirn zu verstehen vermag, mag manchem un»

wissenschaftlich scheinen. Es könnte sie aber mancher um diesen leichtverständ» lichen, klaren Stil neiden, der vermeint „abgrundtiefe" Dinge mit Worten und Begriffen — den trefflichen Instru- menten des Streits — erledigen zu können. Treffend ist der Unterschied in den Begriffen des Vaterlandes für den Deutschen und „Nation und patrie" für den Franzosen dargelegt.

Im ganzen gibt das Buch inter» essante — nur nicht so leicht zu ver» stehende — Aufschlüsse über das Wesen französischen und deutschen Geistes, das an sich lange nicht so kompli» ziertist, wie man es durch Glossiernng mit Worten und Begriffen machen kann.

In den „Preußischen Iahrbüchern" ist eine interessante, sehr lesenswerte Arbeit über die Kapitulationen von Dr. WilhelmBein erschienen.

In kurzer, knapper Übersicht sind Ge» schichte und Wesen der Kapitulationen — die ursprünglich Vereinbarungen und nicht einseitige Rechte waren — gezeichnet. Eigentlich religiösen Ur» sprungs, dem Schutze eines Anders» gläubigen in den orientalischen Ländern beigegeben, haben sie sich allmählich zu einem politischen Machtfaktor verdichtet und zu Instrumenten europäischer Staatskunst entwickelt. Wie überhaupt im Orient die Religion Politik und Da» sein bedeutet, der Islamglaube innig mit den weltlichen Dingen verquickt ist, weil die orientalische Welt in erster Reihe die Welt eines Prophet»Kalifen, eines Gott»Herrschers bis vor kurzem war, so werden in stetiger Entwicklung religiöse Toleranz zu religiösen Sonder- rechten, später zu politischer Bevor- mundung ausgebaut — wie es ja die Geschichte der Pilger nach dem Heiligen Grabe, die ursprünglich im Auftrage ihres Gottes und nicht ihres weltlichen Staatsoberhauptes kamen, zeigt. Da» her haben die Kapitulationen der isla» mischen Länder besonders mächtige Wurzeln geschlagen und sich später be» drückend eng um den Staatsbau der Türkei geschlungen.

Wenn sie sich dem Inhalte nach kaum geändert haben — d. h. religiöse und andere Garantien enthielten, so sind sie der Form nach immer nach der poli- tischen Machtseite hin gedehnt und ge- zerrt worden; später ließ man diese Schlinge nicht mehr los, zog so straff

an ihr, daß die Unabhängigkeit der
Türkei ernstlich in Frage gestellt war.
Der Verfasser benutzt viele Quellen,
setzt einander oft diametral entgegen»
gesetzte Auffassungen gegenüber und be»
leuchtet das juristisch komplizierte
Wesen der Kapitulationen, die gerade
in ihrer Kompliziertheit den
fremden Mächten stets Gelegenheit zu
neuen Komplikationen und Vor-
teilen gaben. Im Grunde war es
stets eine Machtfrage; solange sich alle
europäischen Mächte einig waren und
für die Wahrung ihrer Sonderinter-
essen geschlossen auftreten konnten, hat
stets die Türkei — ob sie im Recht war
oder nicht — in allen Streitfragen
klein beigeben müssen. Das ist von je
der Fluch der Schwächeren gewesen, da
nicht Recht vor Macht geht. — Nach
der Spaltung und Neugruppierung der
europäischen Staatenverbände ist es die
erste Tat der Türkei gewesen, die Kapi»
tulationen abzuschaffen; die rechtliche
Seite dieser Handlung wird ausführlich
behandelt.
Nun sind die Kapitulationen als
Gesamtbegriff fremdländischer Vor»
rechte im Osmanischen Reich abgetan.
Mit deren Tod ist die Geburt staatlicher
Unabhängigkeit und unabhängigerer
Politik erfolgt.
Ein ganz vorzügliches Buch hat
die Sammlung „Männer und
Völker" (Verlag Ullstein, Berlin)
bereichert. Es ist von einem gediegenen

Schriftsteller, Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann, verfaßt und nennt sich „Die Kolonialreiche der Großmächt e". Wenn ich nicht irre, ist es derselbe Legations» rat Zimmermann, der eine Schrift über die „Weber" Schlesiens vor vielen Iahren geschrieben, die in ihrer Klarheit und unpolitischen Wahrheit außer' ordentlich packend verfaßt war — und nicht allein als nationalökonomische Arbeit, sondern als literarisches Werk über die Tragödie des Webervolkes geschäht wurde. Gerhart Hauptmann fand in diesen realistischen Schilde» rungen den Untergrund zu seinem erschütternden Volksdrama.

Das kleine Buch, das viele ungeschminkte Wahrheiten über Diplomatie im allgemeinen enthält, gibt die Geschichte der Kolonialreiche der Großmächte und ist in einer Knappheit verfaßt, die eher von der Überfülle an geschichtlichem Material als vom Mangel an Kenntnissen herrührt. Die Knappheit ist fast dramatisch; in großen Zügen, das Einzelne, das uns vielleicht interessieren könnte, nicht übersehend, entwickelt er lebendig die Geschichte der Kolonialreiche vor uns. Ränke und Intriguen spielen bei so großen Staatsorganismen eine ebenso bedeutende Rolle, wie bei uns Einzelwesen; wir sind erstaunt, all die Züge menschlicher, allzumenschlicher Schwächen in den Regierungsgesichtern wiederzufinden; in solchen Antlitzen, die doch aus so viel verschieden gearteten Antlitzen und Seelen sich zusammensetzen. Bald ist es Betrug, bald ein Geheimvertrag, bald reine Macht, die den ewigen Fluß politischen Werdens beherrschen. Es ist kaum eine Spur von dem in diesem Krieg so oft betonten Kultur trieb aller Völker zu finden, die Wilde beglücken, Unerlöste erlösen zu sollen vermeinen. Es war das G e » schüft in reinster Kultur, das richtunggebend gewesen, der Trieb aller Großmächte. Kulturist in staatlicher Hinsicht die Politik des Geschäfts, ein politisch»geschäftliches Unternehmen mit unbeschränktem Kapital.

Zu den interessantesten Kapiteln des Buches gehören die Erörterungen über die Erwerbung ausgedehnter Länder durch Rußland — ein an sich nicht so bekanntes Gebiet der Kolonial»

geschichte. Wir finden gerade dort, in
dem Anwachsen des russischen Kolonial-
reiches die tiefsten politischen Gegensätze
zu England, die nur durch den gemein-
samen Haß gegen Deutschland über-
brückt wurden, und eng damit greift der
Verfasser die kurzsichtige Politik des
Reiches an, die den Gegensatz nicht
rationell auszunutzen verstand. Manches
ist schlecht gemacht worden, wenn auch
bei der Begründung und Ausdehnung
der deutschen Kolonialgebiete das
Schicksal des Zuspätgekom»
menen übel mitgespielt hat.
So erzählt uns Zimmermann den
Hergang des öffentlichen Bruches
der englischen freundschaftlichen Be-
ziehungen zu Deutschland: vom Zug der
englischen Freiwilligen unter dem Oberst
Grey gegen Iohcmnisburg, deren völlige
Niederwerfung durch die Buren, was
den Kaiser veranlaßte, ein Glückwunsch-
telegramm an den Präsidenten Krüger
zu senden. Von 1896 ab ist Englands
Weltpolitik eine Deutschland unfreund-
liche gewesen. Es ist außerordentlich
lehrreich und packend, den Ausführungen
Zimmermanns zu folgen, die neben
vielen, ganz persönlichen, wertvollen
Überlegungen eine Fülle von Material
liefern, um uns ein klares, — über die
gewöhnliche, subjektive, einseitige
Schulauffassung hinausragendes —
Bild zu machen . . . von den vielen ver-
paßten Gelegenheiten, den dauern-
den Frieden in Europa durch Bin-
dung staatlicher Sympathien und Kräfte
zu schaffen! Machen wir uns selbst
ein Bild und reden wir nicht nach, was

parteipolitischer Übersubjektivismus uns
täglich in den Zeitungen vorsetzt!
Das Buch dient mit Erfolg der
Kur zur Klärung mancher mit Schlag-
worten gespickten, mit ererbten Vorur»
teilen verdünnten Anschauungen.

Kunst'Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Die deutsche bildende Kunst im Weltkrieg.

Die stolze Selbstbesinnung des
deutschen Volkes auf sein eignes Ich,
wie sie dieser ungeheure Krieg auf sämt-
lichen Gebieten gezeitigt hat, kann ihre
wohltätigen Folgen auch auf das
„leichtlebige Künstlervölkchen" nicht
verleugnen. Nannte man nicht vor dem
Kriege in einer uns freilich schon
märchenhaft fern dünkenden Vergangen»
Keit alle Maler, Bildhauer und Bildner
schlechthin so? Wir deutschen Kunst'
freunde, die wir uns in Rom und Paris
fast so heimisch wie in den deutschen
Kulturstätten, etwa München, Berlin,
Dresden oder Wien, fühlten, wir habcn
es wohl nie geahnt, daß so bald die Zeit
herannahen könne, in der wir uns unserer
unleugbaren Vorliebe für romanische
Kunst, wenn auch fürwahr nicht zu
schämen, aber ihr doch mutig eine Zeit»
lang zu entsagen entschlossen sein
müssen. Ich denke an die Streifzüge in
den Pariser Ateliers der Montmartre»
und Montparnasseviertel zurück, wo
deutsche und französische Künstler in
holder Eintracht nicht etwa nur ihre
nächtlichen Gelage feierten, sondern
wo auch tagsüber ein lebendiger,
wechselseitiger künstlerischer Einfluß
sich Geltung verschaffte. Ich erinnere
mich der Wanderungen durch den
„Großen" und lieber noch durch die
vielen kleinen Salons der französischen
Hauptstadt, und ich verstehe es, warum
man auch heute noch, in den ersten zwei
Iahren nach Ausbruch des Krieges diese
französischen Einflüsse in den deutschen
Kunstausstellungen recht deutlich wahr»
nehmen muß: zn lang ist die Linie ge»
schichtlicher Zusammenhänge zwischen
deutscher und romanischer Kunßübung,
zu eng die Nachbarschaft, um trotz eines
scheinbar unversöhnlichen politischen
Hasses der beiden stammverwandten
Völker plötzlich abgebrochen werden zu
können. Aber andererseits war die
Regung tiefster Menschlichkeit in allen
Deutschen infolge dieses tückisch feigen
nationalen Überfalles aller auf einen

zu stark aus ihrem Innersten auf»
gewühlt, um nicht auch die Künstler,
und gerade diese, zur Zusammenraffung
ihrer gesamten seelischen und künstle-
rischen Schaffenskraft anzuspornen.
Von diesem Standpunkt aus müssen
wir an die zahlreichen Ausstellungen
herantreten, die im Zusammenhang mit
dem Weltkriege stehen; unermüdlich er»
leben unsere deutschen Maler und Zeich-
ner das Weltgeschehen mit und nach,
und es hat für uns alle etwas Rühren»
des und Erschütterndes zugleich, zu be-
obachten, mit welcher heiligen Freude
selbst solche Künstler sich ganz von den
Weihen und Schauern dieser eisernen
Zeit durchschütteln lassen, die vor diesem
Kriege es sich so oft gefallen lassen
mußten, als bloße artistische Spieler,
oder aber als mehr repräsentative Bild»
nismaler angesehen zu werden. Ich
denke hier namentlich an zwei Voll»
künstler, die inmitten des Krieges zu
großen Persönlichkeiten emporgeschossen
sind — ldenn es liegt in der Tat fast
etwas Iähes und Unmittelbares in
ihrer wundersamen Reifwerdung). Lud»
wig Dettmann heißt der eine dieser
beiden Maler; sein Werk zog an uns
vorüber in jener unvergeßlichen Kriegs»
bilder»Ausstellung, die in der Berliner

Akademie der Künste Auge und Nerven
ganz mit dem unentrinnbaren Welt»
geschehen verknüpfte. Unermüdlich
findet, nicht sucht Dettmann die
Szenen, die sich ihm als Maler zu Aus»
schnitten aus dem Kriege gestalten; bei
allem grausigen, hie und da blut-
rünstigen Realismus spüren wir doch
überall die Bändigung durch ein männ»
lich sieghaftes Malernaturell, das stets
noch so viel Konzentration aufbringt,
um das malerische Erlebnis nicht völlig
dem stofflichen zu opfern. Dettmann
ist der Typus des norddeutschen Er-
lebniskünstlers dieses Krieges; er steht
an der Spitze einer ganzen Gruppe von
Zeichnern (natürlich nicht etwa wört»
lich, sondern nur stilistisch für uns, seine
Beobachter), unter denen ich dem
Königsberger Heichert unbedenklich den
Lorbeer reiche, so viel Anregung ich auch
anderen, etwa Fabian oder Hugo
Vogel, verdanke. Dieser Gruppe steht
nun Fritz Erler, der Münchener, gegen-
über; ich nenne ihn, den Schlesier,
einen Münchener in dem bereits kunst»
geschichtlich gewordenen Begriffe jener
fröhlich impulsiven Gemeinde von
Malern und Zeichnern, die sich in der
Isarstadt vor etlichen Iahrzehnten zu-
sammengeschlossen haben, die „Scholle"
bildeten, an der „Iugend" mitarbeiteten
und schon in diesem Zeichen ihrer
jugendlichen Aufnahmefreudigkeit schla-
gendsten Ausdruck gaben. Entsinnt man
sich noch des fast sensationellen Auf-
sehens, das vor Iahren bei der Eröff»
nung des Kurhauses in Wiesbaden die
allegorischen Fresken Fritz Erler's ge»
macht haben? Und heute? Welche
wiederum sensationelle Wandlung hat
das Urteil über Erler und über die ge»
samte damalige Moderne bereits durch-
gemacht! Heute läßt sich der deutsche
Kronprinz hinter der Front in Lebens»
größe von eben diesem Erler malen, ohne
ihm die geringsten Vorschriften zu machen.
Im Gegenteil: dieser fahlgelbe Hinter»
grund, der die sehnige Sportsmann-
gestalt des Thronfolgers mit den wie
gemeißelten Zügen schärfst beleuchtet,
klingt wie eine Fanfare Erlerscher deko»
rativer Malerei, ist wie ein Symbol
persönlichster Bildnisauffassung, wie sie
übrigens gerade Fritz Erler in seinen
sonstigen Heerführerbildnissen weniger
betont. Warum ich trotzdem gerade
diesen Künstler als besonders charakte»
ristisch für die Wandlungen hervorhebe,

die in so vielen und gerade in manchen der scheinbar zügellosesten „Modernen" durch den Weltkrieg sich abgespielt haben, beruht in der höchst eigenartigen Weise, wie er den Typus des Feld» grauen, und hier vielleicht besonders des feldgrauen Bayern, behandelt. Mit einer Technik, der man die Herkunft von der Illustration in dem feinen Aderwerk der Töne deutlich anmerkt, weiß Erler trotzdem malerisch das Allerletzte zu geben: ein einziger roter Farbfleck kündet von den Grauen und verbissenen Leiden eines Schwerverwundeten mehr, als noch so raffinierte Palettenberech- nungen, die andere Maler dazu an- stellen müssen; vor allem aber ist es von geradezu erschütternder Wirkung, wie Erler die Typen der „gemeinen" Sol» daten alle w i e einen, alle für einen nebeneinander aufreiht: als ein Symbol blutgeschmiedeter Kameradschaft, als ein Erlebnis unbeugsamer Kraft und tod- entschlossener Opferwilligkeit und zu» gleich doch auch im einzelnen als Bildnisstudien.

Es führt eine gerade Linie von dieser offiziellen Kriegsbilderausstellung der Akademie zu all' den anderen ähnlichen Darbietungen, wie sie nicht nur in Berlin, sondern auch in den anderen Hauptstädten Deutschlands und Öster- reichs in diesen Kriegsjahren bereits stattgefunden haben und wohl weiterhin noch stattfinden werden; selbst die sinn» und augenverwirrende Farbenschau, auch „Große Berliner Kunstausstellung" genannt, hatte — abgesehen von ihrem stattlichen Ehrensaal mit den Bildnissen

deutscher Geisteshelden seit der Mitte des 19. Iahrhunderts — ihren Strahlen» und Ausgangspunkt in der Kriegsbilder»Abteilung. Mit fast demonstrativer Muße versenkten wir alle uns in die Zeichnungen, Radierungen und Gemälde, die hier aus dem k. k. öster» reichischen wie aus dem deutschen Kriegshauptquartier zur Verfügung gestellt waren und uns erneut zum Be» wußtsein führten, mit welch' packender Schlagkraft unsere Kriegsmaler auf ihrem Posten sind, wo es gilt, charakteristische Bilder aus den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu geben. Unter den Österreichern, die an dieser Stelle auf» fielen, nenne ich vor allem den unga» rischen Radierer Iosef Bato und den Maler Nikolaus Schattenstein; letzterer ist auch draußen noch der ganzen inneren Sammlung des geborenen Porträtmalers fähig: seine Pinselführung hat unsagbar starkes Temperament, wird an Leuchtkraft der Farben noch derjenigen des Malers F. Panisch weit überragt.

Doch nicht in dieser Kriegskunst allein äußert sich der starke innere Anteil der deutschen Künstlerschaft an dem ungeheuerlichen Kriege. Es gilt hier vor allen Dingen, der umfassenden Organisation ein helles Loblied zu singen, die sich mit der Errichtung von Kriegergräbern und Kriegerfriedhöfen beschäftigt. Die Städtische Kunsthalle zu Mannheim, selbst eine Stiftung hochherziger Bürger dieser ungemein kunst» freudigen Stadt (deren kaufmännische Bevölkerung mit ihrem inneren Inter» esse für die Künste für so manche „führende" Stadt vorbildlich sein könnte!) hat eine solche Ausstellung von Kriegergräbern zu allererst ver» anstaltet. Es ist das ein Unternehmen, weit, weit schwieriger, als es dem Laien im ersten Augenblick erscheinen mag, und es zeugt von dem trefflichen und ungetrübten Zusammenarbeiten militärischer und ziviler Behörden, daß es so leicht gelungen ist, Ordnung zu bringen in das Chaos der Feldgräber, die in der Hast nach den Schlachten auf» geworfen wurden und die es nun gilt, zu erhalten, ohne ihnen das Gepräge der soldatischen Einfachheit zu rauben. Un» endlich mannigfach sind die Entwürfe der deutschen Architekten für solche Einzelgräber sowohl, wie für jene Reihengräber und Friedhöfe, die in tragischer Unabsehbarkeit aus den

Schlachtfeldern in West und Ost und
Süd immer neu hervorwachsen.
Ungemein eindrucksvoll ist der einfach
große monumentale Zug, der durch all'
diese Anlagen geht.
Doch auch den Kriegsbeschädigten
und deren Angehörigen neue Freude an
Dasein und Arbeit zu schaffen, ist die
deutsche Künstlerschaft rege bemüht. Die
Siedlungen von Kleinwohnhäusern, wie
sie bereits vor dem Kriege allenthalben
in deutschen Landen angelegt wurden,
erfordern während, besonders aber nach
dem Kriege, eine besondere Sorgfalt.
Auf diesem schwierigen und verant»
wortungsvollen Gebiet, das ja gerade
auch für die Volkshygiene und die
künftige Wehrkraft des deutschen Volkes
von der allergrößten Bedeutung ist,
sahen wir auf den Ausstellungen, die in
Berlin und anderwärts veranstaltet
wurden, ein überaus fruchtbares
Arbeiten.
Es wäre traurig, wenn neben dieser
eigentlichen Kriegsarbeit die bildenden
deutschen Künstler nicht auch ihrer fried»
lichen Mission stets gegenwärtig
blieben. So ist es denn möglich ge»
wesen, daß die beiden Berliner Sezes»
sionen, die alte und die „Freie", in
ihren Häusern am Kurfürstendamm
Ausstellungen veranstalteten, die sich
von denen im Frieden durch etwas sehr
Wesentliches abhoben: nämlich durch
die Durchleuchtung der werdenden neuen
Kunst durch die altewige Überlieferung;
so begegneten wir in der Freien Sezes»
sion zwischen den Gebilden übereifriger

Erpressionisten und anderer Vertreter allerletzter theoretischer Erkenntnisse (und Irrwähne!) unvermutet den Meisterwerken der Böcklin, Thoma, Slevogt, Liebermann und Trübner.

Sehr stark sind die Eindrücke der Schwarzweiß»Kunst in beiden Sezessionen gewesen; die alte im besten Sinne handwerklich treue Überlieferung deutscher Kunst lebt in den reifen Blättern eines Ernst Oppler, eines Willi Heckel und anderer machtvoll wieder auf. Auch die Bildnerei nimmt bei uns einen erfreulichen Aufschwung: zu den reifen Meistern, unter denen namentlich Lederer jetzt die höchste Zinne seines Könnens erreicht hat, ge» seilen sich in Barlach, in Metzner, in Fritz Huf und Georg Kolb Künstler, die mit tiefstem Ernst zu ihren Zielen hinan» streben. Selbst inmitten der „Iury» freien", die sich freilich vielfach allzu zügellos über die primitivsten Gesetze der Ästhetik hinwegsetzen, ragt mancher Könner, etwa ein Erich Büttner oder L. Kainer hervor. Kurz: es blüht und sprießt auch im Lande der deutschen Kunst allüberall, eine reiche Saat reift langsam, aber stetig empor, deren Früchte zu ernten uns ein baldiger dauernder Frieden hoffentlich bald Ge» legenheit geben wird! Dann wird das deutsche Kunstempfinden endlich auch durchgereift und zur vollsten Selbständigkeit so erstarkt sein, daß es in sich selbst Genüge finden kann, ohne in» dessen fremdem Schaffen mit dem blinden Chauvinismus anderer Völker ver» ständnis» und willenlos gegenüberstehen zu müssen!

-".Zoo-H'.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zulUck, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
y«au5g«t>« und Ih«ft«da«»ul: Pi»l. vr. Ludwig Lteln In «nlin w l 0, Lützdmuf« 5». <T«l«lon »Ml »w»stlstNr,83<»l —«nanM»i«!ch«l R«dal!»»ui: Nr. L<>I»lu»«iuck ln Vrezlau — N!I'Ii»«n»nt>»g f2rUii,aN!:
<lllI1ch« ». ll. ßolbuchhandlung <I. «enKl», «ubap«st V, Doi»l»ya.ut«z« 2. — «eilllg »od Diuck d« Lchl»!>lch«n NuchdiuHei«! », L, ech»!ll«e»d«i, N»V„ ««Äau IN.

ln8eraten-^nnllkme
«luren un»ei'« <3e»enzlt8«t«Il«, Ls^Iin W. IN, I^ütiowul«,' b»; äur<:n unsern
Vsrl«^, Vr«I»u III: l«rll«r <luron äi« ?irm»: liuäoll ^lo»»« uuä si«
dell»nl>t«u Annoncen llxpßäitionen.
ll»«stlon»pr«l»l pro 46 mm di»«it« 2«>I« <NuäoIl 5lo»»«'« l<orm2l>
2«ile°me««r «o. 0> 70 ?l.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift deÂ» FÃ¼rsten Karl von Wedel, Durchlaucht, ehemaliger Statthalter in GlsatzÂ»Lothringen und frÃ¼herer Botschafter in Wien.

1>
>^ ">"
/.»-
»^
» ^»'^^^> ^ '^ ^» >»."
, />'
',^'
<' '.
's'
»^ ..'<" ...' ..'< ..<" '
' ^

> .' '.<^'
>Â»
>.
>
X
Â»^ > .<
^ '.
>^>
^
>,
^
' V
> ^
',' ^.
^

Eine emOeMmolMM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.»G., Breslau.
keipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«. lflch«. I.ldi,Il!« lt«f»I,. I««»i Dyl>»al> «uchhdlg, Inl«lnal, «uchhandl. 0ll« «««.
», »«« Vl»»ln^n in «ch»«d«« »» w ««nenulll,: »««,, »h«. N^w« »«««»«l««, ««»«,»«««».
Kl U« «ch«!,! ««»»«. «n«<». ». »»chh«»»l«»« H«r«. Va»»> g»»lch l.
»«»«alKitKwnz fill L«»«»»: »P. »«»«<««»« u»» «»h», H«««, «u!tnch»f3S.
4O. Jahrgang. Band 158. Heft 50z. August 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Waffenbrüder in Ungarn.

Die Pfingstreise der reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung nach Budapest, der sich die österreichische Sektion mit so namhaften Vertretern wie Erzellenz Ernst von Plener, Erzellenz von Naerenreither, Erzellenz Erner, Reichsratspräsident Dr. Sylvester u. v. a. angeschlossen hat, gestaltete sich zu einer politischen Pilgerfahrt, die sämtlichen Teilnehmern unverlierbar im Gedächtnis haften bleiben wird. Was in früheren Iahrhunderten die religiöse Stimmung vermochte, nämlich Kitt und Zusammenhalt unter den Angehörigen verschiedener Himmelsstriche abzugeben, das ist unter den erschütternden Geburtswehen eines neuen Zeitalters dem waffenbrüderlichen Geiste vorbehalten. Neben den religiösen treten heute die nationalen Motive mitschwingend und mitklingend so merklich hervor, daß die letzteren meist die Obertöne, die ersteren vielfach die in's Unbewußte zurückgeschobenen Untertöne darstellen. Die konfessionellen Schattierungen treten in diesem Weltkriege völlig in den Hintergrund, während die nationalen Färbungen oberhalb der politischen Bewußtseinsschwelle die Gemüter gebieterisch in ihren Bann zwingen.

Die geschlossene Einheit der ungarischen Nation, die des Schmelztiegels gemeinsamer Leiden zwar nicht bedurfte, um ihre volle Wirksamkeit zu enthüllen, die aber doch auf den Schlachtfeldern den österreichischen und deutschen Waffenbrüdern deutlich vor Augen geführt hat, wie durchgreifend sie ihre Belastungsprobe vor dem obersten Forum der Geschichte bestanden hat, war ein außerordentlich günstiger Nährboden für die Begründung einer ungarischen waffenbrüderlichen Vereinigung. Eine Opposition gibt es in Ungarn nur nach innen, nicht nach außen. Der nationale Wille Ungarns nimmt die Kantische Form des kategorischen Imperativs an: Du kannst, denn du sollst. Alle Einzelwillen der Individuen und Parteien, die in Friedenszeiten weit auseinanderstreben und bei der überragenden rhetorischen Begabung der Ungarn ihren beredten und temperamentvollen Ausdruck zu finden pflegen, fließen jetzt zu einem nationalen Gesamtwillen zusammen, da es gilt, die heiligsten Güter der ungarischen Nation zu schützen und zu wahren. Und so hat denn auch der Aufruf der „reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung", den wir hier im Wortlaute folgen lassen, in Ungarn einen so mächtigen Widerhall geweckt, daß Opposition und Regierungspartei einander

einträchtig die Hände reichten, als es galt, eine ungarische waffenbrüderliche
Vereinigung zu begründen und feierlich zu verkünden.
Es gereicht mir zu besonderer Genugtuung, daß ich vom Anbeginn der Wirt»
samkeit der „Waffenbrüderlichen", deren Ausschuß ich gleich bei ihrer Begrün-
dung beigetreten war, mithelfen durfte, die ungarische Schwesterorganisation in's
Leben zu rufen. Als Männer wie Graf Andrüssy, Akademiepräsident v. Berzeviczy,
Graf Apponni, früherer Ministerpräsident Wekerle und Erzellenz Iosef Sztersnyi,
die treibende Kraft der ungarischen „Waffenbrüderlichen", inne wurden, daß es
sich hier nicht um eine, sondern um d i e Vereinigung handle, da war der
nationale Wille in einer einzigen Stunde gemeinsamer Besprechung zur
Tat geworden. Und als die Herren Oberlandesgerichtsrat Schiffer, M. d. R. und
M. d. A., sowie Sanitätsrat Dr. Bartz, die Seele der „Waffenbrüderlichen",
nach Budapest reisten, um die entscheidenden Vorbereitungen zu treffen, fanden sie
nicht bloß die genannten Führer der ungarischen Nation, sondern auch den
Ministerpräsidenten Grafen Stephan Tisza, der selbst mit den Ministern seines
Kabinetts inzwischen den ungarischen „Waffenbrüderlichen" beigetreten ist,
freudig bereit, eine ungarische waffenbrüderliche Vereinigung im gemeinsamen
Zusammenwirken in's Leben zu rufen und am Pfingstsonntag durch eine nationale
Kundgebung zu eröffnen. Ein solcher Erfolg der Einmütigfeit ist nur zu erzielen,
wenn eine Nation nicht bloß weiß, was sie will, sondern auch das will, was
sie weiß.
Seit Iahrzehnten gehe ich der Verinnigung und Vertiefung der Beziehungen
zwischen Reichsdeutschen und dem Ungartum bedachtsam und beharrlich nach. In
den unvergeßlichen Pfingsttagen des Iahres 1916 sah ich ein Stück jenes poli»
tischen Lebenswerkes, zu welchem mich Geburt und Bildungsgang gleicherweise
prädestiniert haben, vom ersehnten Erfolge gekrönt. Der Traum meiner Iugend, da
ich mit den Grafen Tisza und Andrässy — vor vier Iahrzehnten etwa — gemeinsam
zu den Füßen der Großen der Berliner Universität sitzen durfte, ging in Erfüllung
und wurde zu erhebender Wirklichkeit. Und da ich an den Wandlungen der unga'
rischen Politik in den letzten Iahrzehnten nicht bloß als soziologischer Betrachter
oder geruhsamer Statist, sondern als stiller Mitwirkender werktätigen, wenn auch
bescheidenen Anteil nehmen durfte, so sah ich mit hoher Befriedigung die Früchte
reifen, welche die Ungarn ihren österreichischen und reichsdeutschen Waffen»
brüdern in goldener Schale kredenzt haben. Daß wir in „Nord und Süd" dieser
waffenbrüderlichen Kundgebung eine Sondernummer widmen, werden unsere
Leser um so eher von uns erwarten, als wir ja die Iuni»Nummer als deutsch»
bulgarische und die Iuli»Nummer als deutsch»türkische Sondernummer, der Über»
lieferung unserer Zeitschrift getreu, haben erscheinen lassen. Der waffenbrüder-
liche Gedanke wird auch unsere bulgarischen und türkischen Bundesgenossen er»
greifen, und nach der feierlichen Konstituierung der österreichischen waffenbrüder-
lichen Vereinigung auch Sofia und Konstantinopel erreichen. Unser Rahmen ist

weit genug gespannt, um auch unsere Waffengenossen im nahen Osten zu umfassen,
wie denn auch Bulgaren und Türken an der offiziellen Veranstaltung in Budapest
teilgenommen und ihre Bereitschaft zur Mitarbeit kundgegeben haben. Das Wesen
der „Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung" ergibt sich, wie aus dem
beifolgenden Terte ihres Aufrufes, so aus der Reihe der unterzeichnenden Persön»
lichkeiten, deren Namen vielfach Programme bedeuten.

Hinter der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung, so heißt es im
Aufruf, liegt ein Iahr reger Tätigkeit für das Ziel: die Verbindung der Völker
der europäischen Mitte, die jetzt wie Brüder in Waffen stehen, mehr und mehr zu
verinnerlichen und zu vertiefen, einer weiteren Annäherung und Entfaltung ihrer
gemeinsamen Kräfte den Boden zu bereiten und an dem Völkerbund mitzuschaffen,
der in Zukunft zum starken Bollwerk des europäischen Friedens werden soll. In
Österreich und in Ungarn hat sich freudige Bereitwilligkeit gezeigt, in gleichartigen
Organisationen mit uns Hand in Hand für dasselbe Ziel zu arbeiten. In den
anderen verbündeten Ländern ist das gleiche zu erwarten. So ist uns eine hoch-
willkommene, bedeutsame Aussicht mehr für den erstrebten Erfolg eröffnet.

Unsere eigene Tätigkeit ist damit aber auch in einen neuen Abschnitt ein-
getreten. Der Fortgang der Dinge gebietet, unsere Ziele und die einzuschlagenden
Wege schärfer zu kennzeichnen und mehr ins Einzelgehende darzulegen und gleich-
zeitig unsere Organisation auf eine breitere Grundlage zu stellen.

Es gilt uns vor allem, die Erkenntnis der weitreichenden Übereinstimmung
unserer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen zu verbreiten, da»
neben aber die Achtung vor der Eigenart der verbündeten Völker und das Ver-
ständnis für sie zu pflegen. Iene Erkenntnis und dieses Verständnis müssen
Gemeingut aller Volksgenossen werden. Wir müssen wissen, was wir an einander
haben, was wir einander sein können. Ie mehr wir einander kennen lernen wer»
den, desto mehr werden wir einander schätzen.

Als Mittel zum Zweck bieten sich: die vielfältige Aufklärungsarbeit in Wort
und Schrift über die politische, wirtschaftliche und Kulturgeschichte unserer Ver»
bündeten, über Art von Land und Leuten, Recht und Sitten; die Förderung der
Sprachenkenntnis; die Ausgleichung des Rechts und die Erleichterung des Rechts»
verkehrs; der Austausch und die Verbreitung von Werken der Kunst und der
Literatur; die Annäherung und der Zusammenschluß der gleichen Bildungs» und
Berufsschichten in den verbündeten Staaten, der Industriellen, Kaufleute, Land»
wirte, der Gelehrten, Künstler, Ingenieure, der Iuristen, Ärzte, Geistlichen, Lehrer,
der Vertreter mannigfachen Sportes; die Veranstaltung von gemeinsamen Fahrten,
Tagungen und Kongressen. Schon in unserer Iugend soll ferner das Bewußtsein
der Zusammengehörigkeit der waffenbrüderlich vereinten Völker gepflegt werden,
insbesondere durch die unmittelbare Arbeit des Schüler» und Studentenaus»
tausches an den beiderseitigen Hochschulen und Universitäten. Ebenso soll auch

der Wander» und Reise»Verkehr zur besseren Kenntnis, zum besseren Verständnis unserer Bundesgenossen weit mehr, als es bisher geschehen, in die befreundeten Länder geleitet werden.

Den mannigfachen Einzelaufgaben, die hier noch zu erledigen sind, werden sich unter dem Präsidium, dem Hauptausschuß und dem Vorstand besondere Abteilungen und Ausschüsse in selbständiger Arbeit widmen.

Wer unsere Ziele billigt, helfe mit, daß sie erreicht werden, unterstütze uns durch Rat und Tat und trete in unsere Reihen.

Für das Präsidium, den Hauptausschuß und den Vorstand:
Wermuth, Wirkl. Geheimer Rat, Oberbürgermeister von Berlin, von Macken sen, Generalfeldmarschall, R. von Koch, Generalkonsul, von Friedlaender»Fuld, Geh. Kommerzienrat, M. d. H. (Schatzmeister), Prof. D. von Harnack, Wirkl. Geheimer Rat, Heineken, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Iust, Direktor im Reichsamt des Innern a. D., Küh n, Staatssekretär a. D., Staatsminister, Dr. Mehnert, Wir«. Geheimer Rat, Prof. Dr. Nernst, Geh. Regierungsrat, Schiffer, Oberverwaltungs» gerichtsrat, M. d. R. u. M. d. A., Fürst v o n Wed e l, General der Kavallerie, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs,
Bratz, Sanitätsrat (für den Vorstand).

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kündigte die Fahrt nach Budapest mit folgenden Worten an:

Am Freitag begibt sich eine stattliche Anzahl von Mitgliedern derReichs » deutschenWaffenbrüderlichenVereinigung nach Budapest, um, zusammen mit Abgesandten der österreichischen Organisation, der ersten Generalversammlung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Ver» einigung beizuwohnen. Aus Ungarn haben sich die Träger der besten Namen der Bewegung angeschlossen. Aus dem Reich nehmen an der Fahrt führende Gelehrte, hohe Beamte, Männer der juristischen Praris, Schriftsteller und Parla» mentarier aus allen Lagern teil.

Inzwischen hat sich auch — ähnlich wie das schon in Budapest geschehen ist — bei uns eine literarische Abteilung innerhalb der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung gebildet. Dem Ausschuß der Abteilung, deren Geschäfte einstweilen von dem Vorstand der Nachrichtenstelle des Reichsamts des Innern, Freiherrn von Braun, und Dr. Richard Bahr geführt werden, gehören an die Herren: Dr. Iulius Bache m, Herman Bachmann, Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", Georg Bernhard, Reichstagsabgeordneter Matthias Erzberger, Dr. PaulGoldmann, I. E. Freiherr von Grotthus, Landtagsabgeordneter KonradHaenisch, Dr. Gerhart Hauptmann, Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Relchstagsabgeordneter Otto

Keinaht, Hermann Kienzl, Dr. Paul Lensch, M. d. R., Dr. Hein»
richMantler, Direktor des Wolff'schen Telegraphenbureaus, PaulMarr,
Chefredakteur des „Tag", Dr. Friedrich Nauman n, M. d. R, Professor
Dr. Adolf Neumann»Hofer, Dr. Georg Oertel, M. d. R.,
Dr. Rudolf Presber, Heinrich Rippler, Chefredakteur der „Täg»
lichen Rundschau", Otto Runge, Chefredakteur der „Norddeutschen Allge-
meinen Zeitung", Dr. Willy Ruppel, Vertreter der „Kölnischen Zeitung",
Prof. Heinrich Sohnray, August Stein, Vertreter der „Frankfurter
Zeitung", Prof. Dr. Ludwig Stein („Vossische Zeitung").

Als Pro g ram m für die Pfingsttage 1916 in Budapest war vorgesehen:

Sonnabend, den 10. Iuni abends: Veranstaltung des Ungarischen
Iuristenvereins mit Vortrag des Vizepräsidenten des Reichstages, Geh. Rat
I>r. Dove über „die zwischenstaatlichen Rechtsbeziehungen vor und nach dem
Kriege". Festessen.

Sonntag, den 11. Iuni, vormittags: Generalversammlung der Unga-
rischen Waffenbrüderlichen Vereinigung unter Teilnahme der Vertreter der
deutschen und österreichischen Vereinigung. Festessen. Nachmittags: Ausflug auf
der Donau mit einem Sonderschiff. Abends: Empfang.

Montag, den 12. Iuni: Gemeinsames Essen ungarischer, deutscher und
österreichischer Parlamentarier als Gäste des Grafen Andrüssy im Park»Klub.
Besuch der deutschen und österreichischen Parlamentarier im ungarischen Par-
lament und Begrüßung seitens der Präsidenten des Abgeordnetenhauses und des
Magnatenhauses.

Die Liste der Teilnehmer an der Pfingstfahrt setzte sich aus folgenden Namen
zusammen:

Abel, Dr. Paul, Rechtsanwalt, Österreich. — Ablaß, Dr. Iustizrat,
M. d. R. — Amsel, Dr. Prof. — Arnold, Kommerzienrat, M. d. R., Land»
tagspräsident in Coburg. —

Bahr, Dr. Richard. — Becker, Dr. Amtsgerichtspräsident, Vorsitzender
des Vereins sächsischer Richter und Staatsanwälte, Dresden. — Bickel, Dr.
Rechtsanwalt, Hauptmann der Landwehr. — Boisly, Geheimer Iustizrat,
M. d. R. u. A., Landgerichtsdirektor, Vorsitzender des preußischen Richtervereins
Halberstadt. — Bollert, Iustizrat, M. d. R,, Rechtsanwalt. — Bondi, Felir,
Dr. Iustizrat, Dresden. — Braun, Freiherr von, Landrat. — Braß,
Nr. Sanitätsrat. — Bredt, Dr. Professor, M. d. A., z. Z. Kreischef in Czen»
stochau. — Brockhausen, von, Landrat, M. d. R., Stettin. — Büchting,
Geh. Reg.»Rat, Landrat, M. d. A., Major, Kreischef des Kreises Bendzin. —
Bülow, Geh. Iustizrat, M. d. A., Berlin. — Baerenreither, Erzellenz,

Dr. Iosef Maria, wirkl. Geh. Rat, Wien. — Braß, Herrenhausmitglied, Wien.
— Beuerle, Dr. Karl, R.»A. — Peter Behrens, Professor. — Bach»
ofen, Freiherr von, Wien. — Bratz, Redakteur. — Bernhard, Georg,
Direktor im Verlag Ullstein. —
Coloredo, Graf Robert, Wien. —
Dernburg, Staatssekretär a. D., Dr. Erzellenz, wirkl. Geh. Rat. —
Dietrich, Geh. Iustizrat, Hauptmann, M. d. R., Prenzlau. — Dove. Geh.
Iustizrat, Vizepräsident d. R,, Syndikus der Handelskammer, Berlin. —
Dronke, Geh. Iustizrat, Vertreter des Staatssekretärs im Reichsjustizamt. —
Deichsel, Komm«rzienrat, Hauptmann v. L. —
Ecker, Verwaltungspräsident der Provinz Ostflandern. — Erner,
Wilhelm, Erzellenz, Wien. — Erzberger, Matthias, Schriftsteller, M. d. R.
— Engel, Friedr. von. —
v. Friedländer»Fuld, Geh. Kommerzienrat, Herrenhausmitglied. —
Fuchs, Eugen, 1>r. Geh. Iustizrat, Vertreter des Deutschen Anwaltsvereins
Leipzig, Berlin. —
Gnischel, Chefredakteur. — Glockner, Adolf, Reichstagsabgeordneter,
Wien. — Groß, Gustav, N»»., R.»A. — Goldschmidt, Königlicher
Regierungsrat. —
Haußmann, Rechtsanwalt, M. d. R. — H ci r t e l, Dr. Heinrich von,
Rechtsanwalt. — Hedemann, Prof. Dr., Oberlandesgerichtsrat, Iena, z. Z.
Senatsvorsitzender der Reichsentschädigungs»Kommission. — Heller, Handels-
richter. — Henckel'Donnersmarck, Graf Guidotto. — Holtschke,
Amtsgerichtsrat, Geh. Iustizrat, M. d. R. u. A. — Hen i, Rudolf, R»A., Wien.
— Hummer, Gustav, R. »A., Wien. — Hirsch, Ehrenpräsident der
Produktenbörse Mannheim. — Hruza, Hofrat. — Hartrich. — Heyerle.
Iust, Ministerialdirektor im Reichsamt des Innern. —
Kornrich, Rechtsanwalt Dr. Alfred (Osterreich). — Kruigs, Fabrik»
besitzer, M. d. R. — Künzer, Erster Bürgermeister in Sosnowice. — Kitt»
inger, Karl, R.»A., Wien. — Kopsch, M. d. R. u. A. — Kiel-
mannsegg, Graf, Erzellenz. —
v. Landesberge r, Dr., Präsident der Anglo»Bank. — Landsberg,
Nr. ord. Prof., Geh. Iustizrat, Bonn. — Liesching, Rechtsanwalt, M. d. R.
— Liebmann, Otto, Dr. jur., Herausgeber der Deutschen Iuristenzeitung,
Berlin. — Löffber, Alerander, Dr. Professor, Wien. — Löwenfeld, Dr.
Iustizrat, Berlin. — Ludewig, Dr. Iustizrat, M. d. A., Hauptmann, Erfurt.
— Lützow, Graf, Erzellenz, Wien. — Luksch, Iosef, R.»A., Wien. —
Lensch, M. d. R. — Löblich, Dr. Oskar, Finanzsek«tär.

Medinger, Dr. Wilhelm von, R.»A. — Mü hlw ert, Dr. A. von, R.»A.
— Magnus, Iustizrat, Berlin. — Mayer, Ioh., Ober»Finanzrat. —
M i n d r o f f, Sofia. —
Naumann, M. d. R., Schriftsteller. — Nenmann»Hofer, Prof.,
M. d. R. — Nüchtern, August. —
Oberneck, Dr. Iustizrat, Berlin. — Ofner, Di'. Iulius, Österreich. —
O b er leithn er, Dr. H., R.»A. — Oppenheim« r, Felir, Frei-
herr von, R.»A. —
Preissa, Dr., Vortragender Rat im Königl. Preußischen Iustiz
ministerium, Geh. Iustizrat, Vertreter des Iustizministers. — Pulvermacher,
Dr., Sanitätsrat. — Plener, Baron Ernst, Erzellenz, Wien. — Protitsch,
Sofia. —
Rechenberg, Freiherr von, Dr., Erzellenz, wirkl. Geh. Rat, Gouverneur
a. D., M. d. R. — Richte r, Generaldirektor, Handelsrichter. — Roller,
Oberlandesgerichtsrat, Wien. —
S ch e y, Prof. Dr., Freiherr von. — Schiffer, Oberverwaltungs»
gerichtsrat, M. d. R. u. A., Berlin. — Schwind, Prof. Dr.,
Freiherr von, (Osterreich). — Schrutka, Emil von Rechtenstamm,
Prof. Dr. — Schaps, Oberlandesgerichtsrat. — Stein, Professor Dr., Uni»
versitätsprofessor, Chefredakteur. — S < o < z, Ad., Dr., Landgerichtsrat. —
Sudermann, Schriftsteller, Berlin. — Supper, Generalstaatsanwalt,
wirkl. Geh. Oberjustizrat, Berlin. — Sukup, Martin, R. »A. —
Sylvester, Dr. Iulius, Präsident des Reichsrats, Subow, Sofia. —
Teufel, Oskar, R.»A. —
Urban, Karl von, R.»A., Wien. —
Waldstein, Iustizrat, M. d. R. u. A., Altona. — W ar muth, Amts»
gerichtsrat, Berlin. — Wermuth, Oberbürgermeister, Erzellenz, Dr., Wirkl.
Geh. Rat, M. d. H., Berlin. — Naldeyer, Geheimrat, Berlin.

Ein Teil der reichsdeutschen Waffenbrüder war über Wien gereist, um sich
dort der österreichischen Gruppe der „Waffenbrüder" zur Weiterfahrt nach Buda'
pest anzuschließen. Die Mehrzahl der Reichsdeutschen wählte die direkte Linie
Breslau—Oderberg. Drei Schlafwagen waren bereitgestellt. Generaldirektor
Richter vom Vorstand der „Waffenbrüderlichen" hatte fürsorglich Vorbereitung
getroffen, daß alle Paßschwierigkeiten an der Grenze behoben wurden. Als man
ungarischen Boden betreten, lachte uns der Lenz sonnenfroh entgegen, als kümmere
sich die Natur nicht im geringsten darum, was Menschenfürwitz verschuldet. Die
gesegneten Fluren prangten in verheißungsvoller Üppigkeit, als wollten sie der
Legende der Aushungerung Zentral»Europas ein kräftiges Dementi entgegensetzen.

Die „Waffenbrüder" sagten sich, daß es auch wirtschaftlich nur eine Front für unsere Gruppe gäbe. Hilft man sich gegenseitig mit Menschen aus, dem Kost» barsten, was die Erde trägt, so wird man sich wechselseitig auch mit den Früchten des Bodens aushelfen, sodaß unsere gemeinsam« wirtschaftliche Front der Blockadepolitik der Vierverbandsmächte ein trotzig»wildes: Nie und nimmermehr entgegenhalten wird. Euren Pariser Tintenbeschlüssen setzen wir die Blutsbrüder» schaft auf Gedeih und Verderben entgegen. Solange ein Blutstropfen in uns pulst, ein Nerv in uns zuckt, ein Atemzug in uns lebt, werden wir gemeinsam durchhalten in Not und Tod.
Als ein Vertreter des ungarischen Blattes „Az Est" uns entgegengereist war, um von der Frühstücksstation ab Hermann Sudermann, ErzeUenz Dernburg, Erzellenz von Rechenberg, von Bülow, Oberlandesgerichtsrat Schiffer, Geheimrat Dove, den Vizepräsidenten des Reichstages u. a. über ihre Eindrücke in Ungarn zu befragen, da schallte ihm allseitiger Iubel entgegen. Im herrlichen Sonnen» glanz an den Donauufern entlang fahren und überall einen Gottes»Garten be- wundern, der uns in diesem Iahre unendlich viel mehr bedeutet als in Friedens- zeiten, das verleiht gehobene Stimmung und unbeirrbare Zuversicht. Die Begrüßungsworte der Notabeln Ungarns, die wir hier nach dem „Pester Lloyd" wiedergeben, bestärkten alle Teilnehmer schon bei der Ankunft in Budapest in der Überzeugung, daß es sich nicht um ein kongreßähnliches Ereignis, sondern um ein großes nationales Erlebnis handelt.
Ganz Budapest war zum Empfange der „Waffenbrüderlichen" festlich beflaggt. Für jeden Teilnehmer war schon auf dem Bahnhof, wo Erzellenz Sztersnyi, Prof. VÄmb^ry und Generaldirektor von Kraus; die einfahrenden Gäste begrüßten, vor- trefflich gesorgt. Die ritterliche Nation entfaltete jene sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft, die alle Herzen gewinnt. Die norddeutsche Art der Zurück haltung wich von Stunde wie Minute jener weicheren und geschmeidigeren Zu» traulichkeit, wie sie das persönliche Fluidum mit sich bringt, das vom ungarischen Temperament ausgeht. Verjährte Vorurteile wurden vielfach zu Grabe getragen, verschimmelte Legenden, die Rost angesetzt hatten, wanderten in den Orkus. Drei Tage wechselseitiger Fühlungnahme in Budapest haben wettgemacht, was drei Iahrzehnte der Verständnislosigkeit verschuldet haben mochten. Die Reichs- deutschen sehen die Ungarn nicht mehr im fremden, sondern in ihrem eigenen Lichte, und das wirkt befreiend. Die Begründung der ungarischen Waffenbrüder- lichen Vereinigung bedeutet einen Markstein in den geschichtlichen Beziehungen des deutschen Volkes zur ungarischen Nation.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder
Ungarns Gruß an die Waffenbrüder.
Willkommworte ungarischer Norabilitäten.
Dr. Johann Csernoch,
Kardinal»Fürstprimas von Ungarn, Erzbischof von Eßtergom:
Es gereicht uns zur großen Freude, die Söhne unseres glorreichen Verbün»
deien bei uns begrüßen zu können.
Ienes freundschaftliche Verhältnis, welches zwischen Deutschland und Ungarn
schon früher bestanden hat, reifte in dem großen, uns aufgedrungenen Verteidi»
gungskampfe zu einem wahren brüderlichen Bündnis, welches wir auch künftighin
mit aufrichtiger Treue bewahren, kräftigen und befestigen wollen.
In diesem großen Verteidigungskampfe krönt eine lange Reihe der gliin»
zendsten Siege unsere glorreichen Fahnen, worin wir ein augenscheinliches Ein»
greifen der Vorsehung erblicken und fest überzeugt sind, daß die Hilfe von oben
unserer gerechten Sache anch fernerhin nicht ausbleiben, ja dieselbe zum endlichen
Siege führen wird.
Schon vor dem großen Kriege lautete das einstimmige Bekenntnis der Zeit-
genossen, daß Oermlllllill soeet, und Deutschland hat durch seine stramme Organisa»
tion, durch seine großartig entwickelte Technik, durch seine blühende Industrie,
durch die heldenmütige Aufopferung seiner ganzen Bevölkerung alle, selbst die
größten Erwartungen übertroffen und die Berechnungen der Feinde samt der grau»
samen und unmenschlichen Aushungerungstheorie zuschanden gemacht.
Mit Freude begrüßen wir deshalb die Vertreter unseres glorreichen Ver»
ründeten in unserer Hauptstadt, und indem wir mit gerechtem Stolz auf die glän»
zenden Erfolge unserer heldenmütigen Armeen blicken, erfüllt unser Herz die sichere
Hoffnung und feste Überzeugung, daß das edle, durch die gemeinsamen Siege und
Leiden gestärkte Bündnis zum endlichen Siege, zum dauernden gerechten Frieden
«nd zum Wohle der verbündeten Nationen führen wird.
In dem Erscheinen der geehrten Vertreter unseres unbesiegbaren Verbündeten
sehen wir das Unterpfand der schöneren Zukunft, und daher rufen wir ihnen zu
mit patriotischer Begeisterung ein dreifaches Elsen und Willkommen!
Paul v. Beötby,
Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses:
Gäste treffen im Laufe des heutigen Tages ein. Sommitäten des politischen,
wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und literarischen Lebens des großen Deutschen
Reiches beehren uns mit ihrem Besuche. Ihr Besuch trägt keinen offiziellen

Charakter. Nicht ein bestimmtes politisches oder wirtschaftliches Ziel ruft sie in unsere Mitte. Nein! Ein stärkerer Antrieb als das. Die gemeinsamen Interessen, die sich in dem fast zweijährigen gemeinsamen Kampfe in ihrer vollen Realität herauskristallisiert — das gemeinsame Aufeinanderangewiesensein, das nach Beendigung des Krieges ebenso stark sein wird wie heute — und die auf beiden Seiten offenbar gewordene Sympathie, die in zahlreichen gemeinsam durchkämpften Schlachten wurzelt und durch das gemeinsam vergossene Blut noch stärker geworden ist, all das hat unsere Gäste veranlaßt, uns in unserem Heim aufzusuchen und sich zu bemühen, uns bei unserer täglichen Arbeit, inmitten unseres kriegerisch-bürgerlichen Lebens, inmitten unserer politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit kennen zu lernen.

Sie seien uns herzlich willkommen. Iedes einzelne Mitglied der ungarischen Gesellschaft begrüßt sie mit dem Gefühl warmer Freundschaft, aufrichtiger Wert» schätzung und wahrer Freude. Sie mögen sich bei uns möglichst heimisch fühlen. Sie mögen sich persönlich davon überzeugen, daß der Ungar nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem Felde der bürgerlichen Arbeit in der Welt konkurrenz seinen Mann stellt. Mögen sie mit eigenen Augen sehen, daß die Widerwärtigkeiten eines Iahrtausends, während dessen die ungarische Nation in diesem Lande gelebt, durch ihr reichlich vergossenes Blut die von Osten herkommenden großen Anstürme aufgefangen und den geographisch günstiger wohnenden Söhnen des Westens eine ruhige Entwicklung ermöglicht hat, daß selbst diese traurige Reihe langer Iahre, um die innere Uneinigkeit und die Kämpfe um die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und ihres selbständigen staatlichen Lebens, die der Möglichkeit der friedlichen bürgerlichen Entwicklung gewidmete Zeit geschmälert hatten, nicht imstande waren, diese Nation auf dem Wege ihrer natürlichen Entwicklung aufzuhalten.

Mögen sie uns anschauen und kennen lernen! Und wenn sie zu der Über» zeugung gelangen, daß es sich lohnt, mit einer Nation, die durch tausend Iahre unter so zahlreichen Kämpfen und Widerwärtigkeiten di« Selbständigkeit ihrer Verfassung zu bewahren, den Stempel ihrer nationalen Individualität dem von ihr geschaffenen und aufrechterhaltenen Staate aufzudrücken vermochte, die die Kraft besaß, sich unter Aufrechterhaltung ihrer individuellen Eigenart der Kultur des Westens anzuschmiegen, die in Iahrzehnten die Versäumnisse von Iahr» hunderten auf allen Gebieten nachzuholen imstande war, und die in zäher Aus» dauer sich die Möglichkeit der Geltendmachung ihres staatlichen Willens nach innen und nach außen schuf, wenn sie, wie gesagt, zu der Überzeugung gelangen, daß es sich in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse verlohnt, mit dieser Nation auch fürderhin nicht bloß in politischem Bündnis, nicht bloß in einem, die Interessen beider Parteien berücksichtigenden wirtschaftlichen Verstehen, sondern in gegenseitiger vertrauter Freundschaft zu leben, so mögen sie unsere ihnen entgegengestreckte Freundesrechte erfassen. Dieser Händedruck wird die auf

die Harmonie der Interessen und Gefühle sich gründende Freundschaft symboli-
sieren, die ein stärkeres Band als der geschriebene Buchstabe ist. Der Ungar läßt
seinen Freund nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Gebiete der
bürgerlichen Arbeit nicht im Stich.

Dr. Albert v. Berzeviczy,
Minister a. D., Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften:

Wir begrüßen die Vertreter unserer Verbündeten in unserer Hauptstadt mit
aller Wärme einer erprobten Freundschaft. Wir begrüßen sie als Waffengenossen,
die aber diesmal zur Weihe eines Unternehmens hergereist sind, welches den Beruf
hat, den Krieg zu überleben und ein mächtiger Förderer unserer Friedensarbeit zu
werden. Es sind eigentlich hervorragende Kulturinteressen und Kulturfragen,
welche uns zusammenführen, und von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß
diese Zusammenkunft in Budapest vor sich geht. Hier, im Herzen eines Landes,
das nach vielen bitteren Kämpfen seine nationale Selbständigkeit auch auf dem
kulturellen Gebiete zu begründen gewußt hat und diese seine Selbständigkeit eifer-
süchtig bewacht, soll die Verbrüderung der deutschen, ungarischen, öster»
reichischen, bulgarischen und türkischen Kulturbestrebungen ihren ersten feierlichen
Ausdruck finden, nnd sollen die Rahmen ihrer künftigen Entwicklung festgelegt
werden. Die deutsche Kultur, welche uns ein unglückliches politisches System mit
der Verdrängung unserer nationalen Eigenart aufzwingen wollte, findet hier jetzt
nur begeisterte Freunde, Bewunderer und Befolger. Unsere Nation, durch die
geographische Lage ihres Landes zwischen Ost und West gestellt, ist auch infolge
ihrer Stammverwandtschaft die berufenste Vermittlerin der durch das Deutschtum
zu so herrlicher Blüte gelangten mitteleuropäischen Kultur gegenüber unseren öst»
lichen Nachbarn, welche durch die Erfahrungen dieses Krieges die feste Über»
zeugung gewinnen konnten, daß die Mittelmächte nicht nach dem Muster ihrer
Feinde den Orient auszunützen und zu vergewaltigen trachten werden, sondern im
Gegenteil, in ihrem eigenen Interesse bemüht sein werden, durch die Förderung der
Kulturarbeit jener Länder sie zu festen Bollwerken unseres Bündnisses auszu-
bauen.

Graf Karl Khuen-Hederväry,
Ministerpräsident a. D, Vorsitzender der Landeskommission für den Wiederauf»
bau kriegszerstörter Heimstätten, Präsident der Partei der nationalen Arbeit:

Das Pfingstfest bringt uns liebe deutsche Gäste.

Der Vorstand und zahlreiche hervorragende Mitglieder der Deutschen
Waffenbrüderlichen Vereinigung kommen nach Budapest, um in unserer Haupt»

stadt mit den Vertretern der österreichischen und ungarischen Vereinigungen ei»
gemeinsames Programm für das „M itteleuropa der Kultur" durchzu»
b ernten.
Es soll ein weiterer Schritt getan werden zur Vertiefung der zwischen dem
Deutschen Reiche und Ungarn schon bestehenden innigen Beziehungen, unsere auf
den Schlachtfeldern in Nord und Süd so herrlich bewährte Waffenbrüderschaft
soll sich fortab auch auf alles kulturelle Streben erstrecken. Die wir in Not und
Tod treu zueinander gestanden sind und den uns aufgezwungenen Krieg vereint
durchkämpfen bis zum endgültigen frohen Sieg, wollen schon heute, inmitten des
uns von allen Seiten noch umbrandenden Schlachtgetümmels den Keim der
gemeinsamen Friedensarbeit hineinpflanzen in die Herzen unserer im gemeinsamen
Kampfe einander lieb gewordenen Völker.
Die gemeinsame Friedensarbeit kann aber meines Erachtens durch nichts
besser vorbereitet, die junge Saat des Zusammenwirkens nach dem Kriege durch
nichts kräftiger befruchtet werden, als durch gegenseitiges Entgegenkommen auf
dem Gebiete des Wiederaufbaues dessen, was der Krieg zerstört, vernichtet
hat, in allerbuchstäblichster Bedeutung des Wortes.
In diesem Sinne hat die Ungarische Landeskommission für
denWiederaufbaukriegszerstörterHeimst ätten alsbald nach
ihrer Konstituierung der zu ähnlichem Behufe in's Leben gerufenen „O st »
preußenhilf e" ihre Teilnahme an dem Wiederaufbau der vom gemeinsamen
Feinde verwüsteten deutschen Grenzmarken angeboten. Das Anerbieten wurde in
liebenswürdigster Weise angenommen, und so teilt sich jetzt in die Kriegspaten»
schaft über die zerstörte ostpreußische Stadt Gerdauen das durch die Landes-
kommission vertretene Ungarn mit der deutschen Reichshauptstadt.
Der Oberbürgermeister von Berlin, Erzellenz v. Wermnth, der als Prä»
sident der Deutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung, einer der bedeutendsten
unserer lieben Pfingstgäste ist, rief daraufhin den Bundeshilfsverein
Berlin in's Leben, der, die allerbesten Namen Deutschlands vereinigend, eine
sich auf das ganze Reich erstreckende großzügige Aktion zugunsten unserer vom
Feinde zerstörten Karpathendörfer eingeleitet hat, — ein Liebeswerk, das
im Herzen eines jeden Ungarns dankbare Anerkennung findet.
Als die Frage der Kriegsgräber unserer Karpathenhelden geregelt
wurde und die Landeskommission mit den berufenen Militärbehörden eine koope»
rative Bewerkstelligung dieser pietätvollen Arbeit vereinbarte, übernahm sie auch
die vom Kriegsminister Krobatin anerkennend zur K-nntnis genommene
Liebespflicht, die Heldengräber der auf ungarischem Boden gefallenen
deutschen Krieger mit derselben Liebe zu hegen und zu pflegen und deren
pietätvolle Instandhaltung den Schulen der wiederaufzubauenden kriegszerstörten
Gemeinden genau so zur institutionellen Verpflichtung zu machen, wie die Gräber
unserer eigenen Söhne.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder
Gemeinsam betreute Ruhestätten der im gemeinschaftlichen Karpathenkampfe gefallenen Helden, gemeinsam wiedererwecktes Leben und Blühen an den Grenzen, aus denen wir den Feind verjagten: das ist der mit Liebe besäte Boden, aus dem die Saat der gemeinschaftlichen Kulturarbeit der Zukunft sprießen wird. Die Aufgabe der nächsten Generation aber wird es sein, darüber zu wachen, daß die Saat zur segenbringenden Frucht reife.

Gras Julius Andrässy,
Minister a. D., Vorsitzender der Verfassungspartei:

Die am Pfingstsonntag stattfindende gründende Versammlung der Ungar» ländischen Waffenbrüderlichen Vereinigung ist ein bemerkenswertes und erfreu» liches Ereignis, denn es geschieht seit Kriegsausbruch das erste Mal, daß zahl» reiche gewichtige Persönlichkeiten des deutschen, österreichischen und ungarischen öffentlichen Lebens zusammenkommen und ihre Solidarität zum Ausdruck bringen. Besonders hervorzuheben an dieser Zusammenkunft ist, daß maßgebende Elemente dreier Parlamente unter Führung leitender Persönlichkeiten sich begegnen und einen Ideenaustausch pflegen werden.

Erfreulich und ehrend für Budapest ist es, daß dies hier stattfindet, und es wäre zu wünschen, daß diese Zusammenkünfte auch an anderen Orten sich wieder-» holen, denn es ist erstrebenswert, in der Zeit dieser großen Kämpfe, da unsere vor» nehmste Kraftquelle die Solidarität bildet, diese letztere so innig wie nur irgend möglich zu gestalten. Auch unsere bisherigen Siege danken wir ja zum großen Teil dem Umstand, daß, während unsere Feinde lediglich durch den gemeinsamen Haß zusammengehalten werden, uns die Lebensgemeinschaft und das Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit miteinander verknüpft und daß wir geographisch in der Lag» sind, im ununterbrochenen Verkehr miteinander zu stehen, ohne uns Wagnissen von der Art Kitcheners aussetzen zu müssen.

Dies gilt es auszunützen und zu steigern, und dazu ist geeignet ein Tag wie der heutige, und eine Organisation wie die Waffenbrüderliche Vereinigung, deren Ziele sich nicht allein auf die gegenwärtige Kriegszeit beschränken, sondern haupt» sächlich in der Zukunft wirksam sein wollen. Die Waffenbrüderliche Vereinigung widmet sich ja dem Berufe, unter den gegenwärtig verbündeten Staaten die gesell-schaftliche Annäherung, das gegenseitige Erkennen, das Zusammenwirken in der Kulturarbeit zu fördern, Güter, die jetzt leider für die Gesamtheit der zivilisierten Welt verloren sind, die wir aber einstweilen in unserem engeren Kreise desto liebe» voller hegen wollen.

Die Waffenbrüderliche Vereinigung, deren Gründung eine Gelegenheit ist, die politische Solidarität zum Ausdruck zu bringen, ist keine politische, sondern eine rein gesellschaftliche Organisation, mit dem Zwecke, die kulturellen und wirtschaft»

lichen Verbindungen nach allen Richtungen hin auf freier gesellschaftlicher Grund-
lage zu organisieren. Ihr Arbeitsgebiet beschränkt sich nicht allein auf das Deutsche
Reich, Österreich und Ungarn, sondern es erstreckt sich auch auf alle übrigen ver-
bündeten Staaten. Bulgarien hat schon zu unserer gegenwärtigen Versammlung
drei Vertreter entsendet. Auch die Türkei wird durch ihren Generalkonsul vertreten
sein. Ich aber halte es für angezeigt, daß die Ungarländische Waffenbrüderliche
Vereinigung sofort ihre besondere Aufmerksamkeit der Aufgabe zuwendet, unsere
südlicheren Bundesgenossen und Freunde je inniger heranzuziehen, denn unsere
Budapester Organisation ist ja in erster Reihe zur Vermittlung zwischen Ost und
West berufen, wie dies nach geschichtlichem Herkommen auch die Mission der unga-
rischen Nation stets war. Ich denke: die Waffenbrüderliche Vereinigung der ver-
schiedenen Länder, diese auf selbständiger nationaler Grundlage stehenden Organi-
sationen, werden sich am wirksamsten betätigen, wenn sie alle verbündeten Völker
zu einer Kulturarbeit höhrer Ordnung zusammenfassen. Das will in keiner Weise
eine absperrende Mauer den übrigen Kulturen und Völkern gegenüber sein. Im
Gegenteil: als den ersten Schritt zur gemeinsamen zivilisatorischen Arbeit betrachte
ich diese kulturelle und gesellschaftliche Organisation der gegenwärtigen Verbün»
deten, woraus, wie aus der Knospe die Blume, das heilsame und unumgängliche
Zusammenwirken aller Kulturvölker der Welt und die frühere Solidarität der
Menschheit dereinst wieder erstehen werden.

Dr. Graf Albert Apponyi,
Minister a. D., Präsident der Unabhängigkeitspartei.

Da ich Gelegenheit haben werde, mich über die Ziele der Waffenbrüderlichen
Vereinigung vor unseren geehrten Gästen zu äußern, will ich hier nur auch meiner-
seits dem herzlichen Willkommgruß Ausdruck verleihen, der ihnen von allen Seiten
entgegengebracht wird. Ich hoffe, sie werden die Wärme der Atmosphäre fühlen,
welche hierzulande unsere Verbündeten umgibt. Dies gilt für die Österreicher so»
wohl wie für die Reichsdeutschen. Wenn wir Dinge, an denen wir unter allen
Umständen festhalten müßten, mitunter schroff formulieren, wenn ich selbst darin
vielleicht oft vorangehe, so spricht sich auch hierin der Wunsch aus, jene wahre und
tiefe Freundschaft zu pflegen, welche nuraFfWahrhaftigkeit beruhen kann.
Mehr als die Söhne aller anderen Völker müssen gerade deutsche Männer
das verstehen. Sie vor allen sind stah lh art, wo es darauf ankommt, und wissen
daher, daß es sich nicht lohnt, mit solchen sich einzulassen, die es nicht sein können.
Aber ihre Härte ist gemildert durch Gemüt, dieses kostbare Gut' der deutschen
Seele. Und es ist wohl kein Zufall, daß für das Wort Gemüt in keiner Sprache
der Erde ein ganz gleichwertiges Wort zu finden ist, anßer in der ungarischen.
Auch die Sache werden sie bei uns finden, so wie das W o r t. Gute Menschen,

brave Menschen, geistig hochstehende Menschen werden sie überall finden: Gemüt, außer bei sich, nur bei uns. Das wird wohl das gegenseitige Erkennen leicht und erfolgreich machen.

Dr. Julius v. Wlassics,
Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes.

Das ungarische Publikum ist über Wesen und Richtung der Waffenbrüderlichen Vereinigung noch wenig orientiert. Es wird daher angebracht sein, die Be» stimmung der Waffenbrüderlichen Vereinigung, von jeglicher irrigen Auffassung oder vollends Mißdeutung geläutert, deutlich darzustellen.

Unser Leitgedanke ist, daß das mitteleuropäische Waffenbündnis, das in dem großen Völkerringen an Wunder grenzende große Erfolge erzielt hat, auch in der kommenden Friedenszeit die Segnungen des Zusammenschlusses, des wechselseitigen Erkennens und Verstehens fühlen lasse. Laut ihrer Satzungen verfolgt die Ver» einigung gesellschaftliche und kulturelle Zwecke. Ihr eigentlicher Beruf aber ist meines Erachtens, daß wir einander wirklich kennen und auf Grund der Erkenntnis auch schätzen lernen. Aus dem Wirken der Vereinigung schließen die Statuten das politische Ziel aus, allein indem sie dieses Ziel ausschließen, werden wir, wie ich glaube, gerade durch unsere gesellschaftliche und Kulturarbeit in dieser Vereinigung die richtigste und wertvollste gesellschaftliche und Kulturpolitik machen, die in ihrem Endergebnis ein eminent politisches Ziel fördert, das Ziel, das diplomatische und Waffenbündnis der Staaten zu einem innigen Herzensbündnis der Völker, zu einem auf dem wechselseitigen Verständnis der Volks» seelen beruhenden, sich in wechschelseitiger Schätzung offenbarenden Volksbündnis zu veredeln. Dies ist die sicherste Grundlage für ein diplomatisches und militä» risches Bündnis. Wenn Völker, die durch ein diplomatisches und militärisches Bündnis aneinander geknüpft sind, sich nicht zum gegenseitigen Verständnis ihrer gesellschaftlichen und Kulturwerte erheben und auf Grund dieses Verständnisses nicht zu wechselseitiger echter Wertschätzung gelangen, dann bleibt das militärische und diplomatische Bündnis ein brüchiger Mechanismus, den der erste Windhauch leicht zertrümmert.

Darum behaupte ich, daß obgleich unsere Statuten von der Arbeit der Waffenbrüderlichen Vereinigung die im engeren Sinne genommene Politik ausschließen und das ganz richtig tun, dennoch diese gesellschaftliche und Kulturarbeit die heilsamste Politik bedeuten wird. Denn diese Arbeit, betrieben mit den Mitteln, die unsere Statuten bezeichnen, wird das unauflösbare völkerpsychologische Band schaffen, das stärker als alle diplomatischen Bindungen ist, da es seinen wirklichen Wert von der in den Seelen der verbündeten Völker lebenden Anhänglichkeit und von der werktätigen Interessengemeinschaft der Bundesgenossen empfängt.

Wenn wir wissenschaftliche und aufklärende Vorträge veranstalten, Bücher
solchen Inhaltes veröffentlichen, Kunstausstellungen arrangieren, im Dienste ge»
meinsamer Ziele miteinander beratschlagen, so sind das durchwegs Mittel, die dahin
führen, daß wir einander kennen und schätzen lernen. Insbesondere wir Ungarn
sind sehr stark darauf angewiesen, daß die großen Mißverständnisse und Miß»
deutungen aus der Wertskala der Welt endlich getilgt werden, durch die unsere
Widersacher unser Volkstum, unser staatliches Leben, unsere nationalen Eigen»
schaften in ein falsches Licht gestellt haben. Für uns ist es eine große Notwendig-
keit, daß unsere Waffenbrüder die Geschichte unserer Nation und den Beruf, den
wir im Dienste der Menschheitskultur eben durch unser nationales und staatliches
Dasein erfüllt haben und noch zu erfüllen bestimmt sind, aus unmittelbaren Quellen
erkennen und beurteilen. Nicht allein bei unseren Gegnern, auch bei unseren
Bundesbrüdern finden sich häufig aus Irreführungen herstammende irrige Urteile
über unsere Nation. Was wir verlangen, ist nichts weiter, als sachlich
gerechte Beurteilung. Wir wünschen bloß, daß unsere Bundesgenossen
aus unmittelbaren Quellen und Erfahrungen erkennen, in welcher Weise wir durch
ein Iahrtausend hindurch die großen Interessen der Menschheitskultur, unseren
volks» und staatsbildenden Beruf hier im Donautal wahrgenommen haben. Er»
kennen mögen sie, daß hier ein Volk lebt, das nicht von heute auf morgen vegetiert,
das vielmehr inmitten unerhörter Gefahren und Schwierigkeiten einen Staat zu
bilden und durch ein Iahrtausend zu erhalten vermochte, dort, wo viel mächtigere
Völker mit ihren Staaten zugrunde gegangen sind. Erkennen mögen sie, daß
unsere Vorfahren, sowie sie sich hier niedergelassen hatten, sofort einsahen, daß
ihr staatliches und völkisches Leben in Europa davon abhängt, ob sie das Christen»
tum annehmen und nach Annahme des Christentums sich der abendlän-
dischen Zivilisation anschließen oder nicht. Mit einer großen Ent»
schließung haben unsere Vorfahren nicht bloß das Christentum angenommen, sondern
sich auch der damals herrschenden germanischen Strömung nicht entgegengestemmt.
Dies ist wohl einer der überzeugendsten Prüfsteine ihrer politischen Weisheit.
An unserer nationalen und staatlichen Selbständigkeit haben wir im Laufe
der Zeiten stets mit Ausdauer und todesverachtendem Mut festgehalten; die
Rechte unserer staatlichen Selbständigkeit haben wir nie aufgegeben. Wir wurden
weder des Deutschen Kaisers, noch des römischen Papstes Vasallen. Echte Christen
sind wir gewesen, und die befruchtenden Ideen der abendländischen Zivilisation
haben wir in uns aufgenommen. Wir sind Christen gewesen, ohne uns von
dem Fieber religiöser Unduldsamkeit erfassen zu lassen,
dem Nationen, die viel fortgeschrittener waren als wir, zum Opfer fielen. Stets
haben wir die germanische Kultur aufrichtig wertgeschätzt. Vieles haben wir aus
dieser reichen Quelle gelernt und übernommen, aber aus dem Übernommenen haben
wir eine spezifisch ungarische Kultur zu schaffen verstanden. Diese Kultur ist nicht
gekünstelt, nicht aus dem Stegreif gemacht. Sie ist auch kein künstliches Treib»

hausgewächs; sie ist aus den Fäden einer tausendjährigen Vergangenheit gewoben. Auch in den schwierigsten Zeiten, als wir die europäische Zivilisation gegen den Osten mit unseren Waffen zu verteidigen hatten, als wir von der Gefahr der Unterdrückung und der Einschmelzung bedroht waren, haben wir diese Kultur immerdar liebevoll gehegt. Die eigenartige Entwicklung unseres Rechtslebens, unserer staatlichen Organisation, unseres Schrifttums, unsere künstlerische Individualität, sie alle werden durch die Wurzelfasern einer tiefreichenden geschichtlichen Entwicklung zusammengehalten. Die rohe Rezeption ist niemals ungarische Eigenart gewesen. Wohl aber war es stets ungarische Eigenart, für die Ideen des Fortschrittes und für die Güter der Zivilisation die lebhafteste Empfänglichkeit zu be» tätigen. Freilich auch die fortschrittlichen Ideen übernahmen wir nicht in ihrem ursprünglichen Radikalismus. Unser Leitprinzip war stets, diese Ideen der ungarischen Volksseele anzupassen, sie in die Eigenschaften unseres Volkes e i n» zuordnen. Ungarische Eigenschaften sind die Freiheitsliebe, die Anhänglichkeit an die Verfassung und an den Rechtsbesitz, und vor allen Dingen: die Königstreue. Diese Eigenschaften erteilen Antwort auf die Frage, auf welche Art die ungarische Nation und der ungarische Staat inmitten so vieler Gefahren sich durch ein Iahr» tausend hindurch zu behaupten vermocht haben.

Unsere Waffenbrüder bitten wir, die Vergangenheit unserer Nation und ihre Gegenwart, alle unsere Tugenden und alle unser« Gebrechen kennen zu lernen. Wir haben keinen Grund, die Bilanz zu scheuen. Und sie werden sich überzeugen, daß wir nicht allein auf den Schlachtfeldern tapfer und aufopferungsvoll unsere Pflicht tun, daß wir auch mutige und arbeitsame Soldaten der großen Interessen des menschlichen Fortschrittes waren und sind. Wir schätzen unsere anders» sprachigen Mitbürger, und wir wollen, daß sie in diesem ungarischen Vaterlande sich wohlfühlen und ihm mit Leib und Seele anhänglich bleiben. Bis zu den äußersten Grenzen gehen wir in der Befriedigung der Nationalitätenansprüche, nur das können wir nicht zugeben, daß die Einheit des ungarischen nationalenStaates erschüttert werde, daß innerhalb des unga» rischen Staates ein vaterlandverräterischer Irredentismus sein Haupt erhebe. Eine der schönsten Aufgaben der Waffenbrüderlichen Vereinigung wird es sein, unter unseren Bundesgenossen auf Grund persönlicher Erfahrungen die Überzeugung zu vertreten, daß wir die Kultur unserer anderssprachigen Mitbürger achten und jegliche Vergewaltigung meiden. Andererseits werden unsere Bundesgenossen aus den Quellen unserer historischen Vergangenheit sich auch die Überzeugung holen, daß die ungarische Nation ihre weltgeschichtliche Mission auch bisher erfüllt hat und daß auf diesem Stück Erde den großen Interessen der Menschheit bloß ein mit Österreich und der Habsburg»Dynastie in treuem Bündnis lebender, starker ungarischer Nationalstaat nützlich sein kann, der sich nicht allein auf eine historisch entwickelte staatsrechtliche Organisation, sondern auch auf eine in Iahrhunderten gewordene eigenartige ungarische Kultur stützt.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder
Große Erwartungen knüpfen wir an die Arbeit der Ungarischen Waffen'
brüderlichen Vereinigung und an die Mittel, die uns unsere Statuten vorschreiben.
Allein es ist mein Wunsch, daß unser Wirken sich nicht auf Festlichkeiten, feierliche
Zusammenkünfte und Mahlzeiten beschränke, daß wir auch an die Pflege der
Gefühlssolidarität und der Freundschaftsbande denken. Wir wollen einen mög»
lichst regen Privatverkehr mit unseren Waffenbrüdern
suchen. Wir wollen einander ohne Festlichkeiten aufsuchen, einander in der Nähe,
an unseren häuslichen Herden kennen lernen. So wird jeder unserer Mitbürger
seinen Platz in der Vereinigung finden und wertvollere praktische Ergebnisse auf»
weisen, als sich durch Festreden, Vorträge und Feierlichkeiten erzielen lassen. Das
Publikum muß aufgeklärt werden, daß dies nicht bloß eine Vereinigung von Red-
nern, Künstlern, Schriftstellern, vortragenden Gelehrten ist, sondern jeder
einzelne auch unter den Verhältnissen des Privatlebens mit Nutzen seine
waffenbrüderlichen Pflichten erfüllen kann. Die Hauptsache ist, daß wir die wirk»
lich guten Eigenschaften unserer Völker kennen lernen, eine möglichst große AiMhl
von Interessenverknüpfungen schaffen und einander niemals Schaden zufügen, daß
wir freundschaftliche und Familienbande schaffen, daß wir nicht fremde Einrich»
tungen einander aufoktroyiren wollen, die Selbständigkeit eines jeden Staates und
seine geschichtlich entwickelten Einrichtungen achten und immer bestrebt bleiben,
den wechselseitigen Verkehr zu erleichtern und das diesen Verkehr ordnende Rechts-
leben durch parallele Maßregeln identischer Natur zu regeln. Unter keinen Um»
ständen dürfen wir uns zu der Übertreibung hinreißen lassen, die Einheit ganz«
privatrechtlicher und strafrechtlicher Systeme als Ziel anzustreben. Dies wäre die
größte Verirrung, und dieser Verirrung wollen wir in weitem Bogen ausweichen.
Politische Bündnisse können nur durch Interessengemeinschaft
geknüpft werden. Da die Interessengemeinschaft zwischen uns unzweifelhaft vor»
handen ist, so wollen wir sie von den unvergänglichen und von Geschlecht zu
Geschlecht zu vererbenden Gefühlen der wärmsten und innigsten Freundschaft, der
wechselseitigen Achtung und des aufrichtigen Verstehens beseelen lassen. Möge
das durch Vernunft gestiftete Bündnis sich in den Seelen und in den Herzen fest»
wurzeln.
Mit diesem Wunsche begrüße ich die Arbeit der Waffenbrüderlichen
Vereinigung.
Dr. Stefan Barczy,
Bürgermeister der Haupt» und Residenzstadt Budapest.
Über den Zusammenschluß Deutschlands, Österreichs und Ungarns und in
noch weiter auswirkendem Kreise auch Bulgariens und der Türkei, sowie über seine
verschiedenen Formen und Einzelheiten würde sich jedes Wort erübrigen, wenn die

Sache nicht für sich selbst spräche. Menschliche Anstrengung ist zur Ohnmacht ver-
urteilt, wo ihrem Trachten die Geographie entgegenwirkt, und vergebens würden
Menschenhände verhindern wollen, was der Geist der Geschichte gebietet.

Die Geschichte liebt es bisweilen, » contrario zu beweisen. Ich habe
vielerlei gelesen und gehört, wodurch bewiesen werden sollte, daß dieser große Zu>
sammenschluß eine geschichtliche und natürliche Notwendigkeit sei; aber ich er»
innere mich nicht, einen Hinweis darauf gefunden zu haben, daß jedes der Völker,
die in dem gegenwärtigen Bündnis beisammen sind und noch entschlossener bei»
sammen zu bleiben wünschen, es auch mit einer anders gerichteten Politik, mit
einem anderen Zweckverband versucht haben oder versuchen hätten können.
Unsere türkischen Brüder hatten ja reichlich Gelegenheit, jede Liebenswürdig»
keit, jeglichen Nutzen und jegliches Wohlwollen der Entente aus nächster Nähe
kennen zu lernen; — es muß seinen guten Grund haben, daß sie durch all das
sich nicht ködern ließen. Unsere bulgarischen Freunde stellen es nicht in Abrede,
daß die russische Protektion ihr Verdienst und ihren Wert für sie hatte; — es muß
seinen guten Grund haben, daß sie gleichwohl sich von dieser Schirmherrschaft los-
gerungen haben. Unsere deutschen Freunde haben das Vermächtnis der preußisch»
russischen Freundschaft mit dem edelsten Eichstempel als Erbe übernommen; — es
muß seinen guten Grund haben, daß sie dieses Erbe von sich warfen und sich mit
entschiedenem Widerstand dagegen auflehnten. Was nun aber unsere Monarchie
betrifft, so hat sie, abgesehen von dem kurzen Geisterspuk der „Revanche für
Sadowa", auch noch in jüngster Zeit sich der liebenswürdigen Zumutung des
Britenkönigs Edward VII. gegenüber befunden, der großartigen Einkreisungs»
politik beizutreten und als Entgelt dafür die Gewährleistung des gegenwärtigen
Besitzstandes ihrer Staaten entgegenzunehmen; — es muß seinen guten Grund
haben, daß wir dieses freundliche Ansinnen abgelehnt haben. Und keineswegs lag
dieser Grund darin, als ob wir, die Freunde von heute, uns übermäßig bemüht
litten, einander etwa durch kleine Geschenke zu verpflichten. Weder ist unsere
Monarchie, durch die deutsche Wirtschaftspolitik, noch sind die Balkanvölker durch
diejenige unserer Monarchie jemals verwöhnt worden. Wir haben einander nie»
mals goldene Berge versprochen und tun es auch heute nicht. Ein Kampf, wenn
es sein muß, bis zum letzten Blutstropfen: das ist es, worin wir dermalen neben»
einander stehen. Arbeiten, so es sein muß, bis zum Auspressen unseres letzten
Schweißtropfens, das ist es, wozu wir weiterhin Schulter an Schulter rüsten.

Das ist es eben: Wir sterben nicht, solange wir vereint kämpfen, und wir
können arbeiten, solange wir zusammenleben. Nicht um ein Paradies handelt es
sich, sondern um ein irdisches Leben nach irdischen Interessen, nach den Geboten
der Geographie, nach dem Glück der inneren Linie, die nicht allein für die
kriegerische, sondern auch für die Arbeitsstrategie unermeßliche und zur Ausnützung
verpflichtete Vorteile bietet. Wir passen zueinander, und das ist unser Glücksfall,
da wir ja auch aufeinander angewiesen sind. Ich glaube nicht, daß es Zvnismus

wäre, wenn ich in diesen Momenten die Sittlichkeit, und, wenn sie zustande kommt, die Bürgschaften des dauernden Erfolges unserer gegenseitigen Annäherung erblicke.

Graf Josef Mailäth,
Wirklicher Geheimer Rat, Mitglied des Magnatenhauses:

Niemand ist so empfänglich für deutsche Kultur, Wissenschaft, Fleiß, Gründ» lichkeit und Organisation, wie der Ungar, niemand erkennt mit wehr Bewunderung diese Eigenschaften der deutschen Nation an, als wir Ungarn, da sie ja uns in mancher Beziehung fehlen.

Ich hatte selbst Gelegenheit, in den Achtziger» und Neunzigerjahren des vorigen Iahrhunderts, beinahe alljährlich beim Besuch der landwirtschaftlichen Wanderausstellungen, die in den verschiedensten Gegenden des Deutschen Reiches abgehalten wurden, zu sehen, wie diese Eigenschaften des deutschen Volkes das zu ersetzen imstande sind, was die Natur zu schenken vergaß. Das politische Bündnis unserer Monarchie mit Deutschland, das jetzt auch militärisch sich bewährte, wird aber nur dann für die Zukunft wirklich reiche Früchte tragen, wenn das Bündnis auch in volkswirtschaftlicher, verkehrspolitischer, also in engerer wirtschaftlicher Beziehung zu einem herzlichen, zu einem die gemeinsamen großen Interessen gleich billig und rücksichtsvoll behandelnden Bunde erwachsen wird. Wir Ungarn sind auf nichts so empfindlich, als auf die Unversehrtheit der Attribute unserer staatlichen Selbständigkeit. Auch sind wir bis zum Leichtsinn edeldenkend und nachgiebig, wenn man uns zu behandeln versteht, aber mißtrauisch gegen jeden Versuch, der darauf ausgeht, uns unseren Besitzstand schmälern zu wollen. In der Hoffnung, daß das wirtschaftliche Bündnis ein einwandfreies sein wird, begrüße ich herzlichst die Waffenverbrüderung der in Freud und Leid nunmehr zusammengeschweißten Nationen.

Die Gründungssiyung der Ungarischen Wassenbrüderlichen Vereinigung.

Im Rahmen solenner Feierlichkeiten hat sich Sonntag vormittag die Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung konstituiert. Die konsti» tuierende Generalversammlung ging unter reger Teilnahme von vielen hundert Gästen im Beratungssaale des neuen Stadthauses vor sich. Außer den bereits an» geführten aus Deutschland und Österreich eingetroffenen hervorragenden Politikern und Gelehrten wohnten der Konstituierung bei: in Vertretung der Re» gierung die Minister Baron Samuel Hazai, Iohann v. S 5 ndor, Bsla von Iankovich und Eugen v. B a l o g h, die Staatssekretäre Karl N 6 methy,

Ludwig Kar^tson, Wilhelm Lers und Ludwig Ilosvay, ferner der
deutsche Generalkonsul Graf Fürstenberg, der deutsche Konsul Hoff»
mann, der türkische Generalkonsul Ahmed Hikmet B e y, die Geheimen
Räte Franz B o l giir, Iulius v. Wlassics, Baron Gabriel Daniel, Graf
Karl Khuen'Hsdervär», Gustav K 6, l m 5, n, Anton Günther, Franz
Nagy, Graf Aladär 3 ichy und Graf Iohann 3 i ch y, Magnatenhausmitglied
Adolf Ullmann, Universitätsrektor 3solt v. Beöthy, die Geheimen Räte
Georg Lukäcsund Alerand er Pl 6 ß, Generaldirektor Simon v. Krauß, zahl'
reiche Abgeordnete, die Professorenkörper sämtlicher Universitätsfakultäten, zahl»
reiche Munizipalausschußmitglieder und ihre Damen.
Die Sitzung wurde um 12 Uhr mittags vom Grafen Iulius Andrässy mit
folgender Ansprache eröffnet:

Eröffnungsrede des Grafen Julius Andrässy.

Der 3weck unserer heutigen Versammlung ist nicht die Politik, nicht eine
Besprechung des Verhältnisses der verbündeten Staaten, nicht eine Feststellung der
Prinzipien der wirtschaftspolitischen Richtung. Ihre Bestimmung ist ausschließ'
lich, den freien 3usammenschluß der Gesellschaften der
verbündeten Staaten zu fördern. Dennoch können wir uns heute
nicht jeglicher Politik verschließen, vielmehr gilt mein erster Gedanke der Politik,
indem ich mit Freuden betone, daß diese 3usammenkunft namhafter und einfluß-
reicher Vertreter der gemeinschaftlich kämpfenden Staaten jene ehrliche Waffen»
brüderschaft, jene innere Seelenharmonie zum Ausdruck bringt, die eine unentbehr-
liche Vorbedingung zum Erringen des Sieges, unsere Stärke ist, der wir bis auf
den heutigen Tag so viele Siege verdanken dürfen und ohne die wir diesen titanen»
haften Kampf nicht mit Erfolg ganz durchkämpfen können, bis zum letzten bitteren
Ende, wie ihn uns unsere Feinde allem Anschein nach aufzwingen wollen. Die
heutige 3usammenkunft bezeugt und wird, wie ich hoffe, den Geist noch kräftigen,
der inmitten von Kämpfen das große gemeinsame 3>el, das gemeinschaftliche Inter-
esse von uns allen, das Erringen des Sieges über jedes andere Spezialinteresse
erhebt und eine Gewähr dafür bietet, daß wir, einer für den anderen, standhalten
mit jener inneren Ehrlichkeit, jener inneren Harmonie, die gemeinhin nur in den
Kämpfen völlig einheitlicher Nationen zur Geltung zu kommen pflegt.
Wenn auch die Waffenbrüderliche Verelnigung keine politische, sondern gänz-
lich und ausschließlich eine gesellschaftliche Vereinigung ist, ist ihr Ausgangspunkt
doch jener Kampf auf Leben und Tod, den Mitteleuropa und Westasien um ihre
Eristenz führen, jene Empfindung, die in den wechselseitigen und gemeinschaftlichen
Kämpfen mit elementarer Kraft zum Ausbruch gekommen ist. Die großen

Empfindungen der heutigen großen Zeiten wollen wir
der Kulturarbeit der Zukunft nutzbar machen.
Die Zukunft nach dem Kriege wird noch von der Ungewißheit dichtem Schleier
verdeckt. Menschlicher Verstand vermag noch nicht zu wissen, wie und wann die
in der menschlichen Zivilisation so notwendige Harmonie und menschliche Solida»
rität der Kriegsleidenschaften Herr werden wird, wie und wann in der Seele der
Völker mit so verschiedenartigem Nervensystem das 8ine yuk uon kulturellen
Fortschrittes und wirtschaftliche Blüte, welches ein friedliches Zusammenwirken,
einen friedlichen Wettstreit verschiedener, ja zuwiderlaufender Kräfte, ein sich
gegenseitig ergänzendes und stärkendes Zusammenwirken dieser Kräfte erheischt, —
wie und wann, sage ich, dieses Erfordernis gesunden Kulturlebens siegen wird
über jenen Haß, über jenen nervös»hysterischen Seelenzustand, der eine unvermeid»
liche Folge des heutigen Weltkrieges ist. Wer vermag das heute zu sagen, wer
vermag das heute vorauszusehen? Wird doch der Erfolg der Wiederherstellung
des normalen Lebens mit von den Friedensbedingungen und davon abhängen,
welche Lehren von den Völkermillionen aus diesem noch nie gesehenen Weltkriege,
aus diesen noch nie mitgemachten Kraftanstrengungen gezogen, worin die er»
zieherische Wirkung der heutigen riesenhaften Tragödie bestehen wird.
Wenn wir aber den hehren Gedanken menschlicher Solidarität nicht aufgeben
wollen, wenn wir die auf eine Kräftigung dieser Solidarität abzielende Arbeit
nicht einen Augenblick lang unterbrechen wollen, wenn wir nicht wollen, daß heute,
zumindest in internationaler Hinsicht, der Dämon der Wildheit, des Hasses, der
Verwüstung die einzige Kraft sei, die Raum gewinnt und erobert, wenn wir wollen,
daß auch die Harmonie, das Zusammenwirken der Nationen — unerläßliche Fak-
toren des Fortschreitens der Zivilisation — sich kräftigen, so müssen wir auch als
erste Vorboten späterer menschlicher Solidarität den Zusammenschluß jener
Nationen, die Harmonie, das Zusammenwirken der Seelen jener Nationen hegen
und pflegen, die heute in ein Lager zusammengebracht werden von ihren gemein'
samen Interessen und für immer verknüpft werden durch die Erinnerung an
gemeinsame Erfolge, gemeinsamen Ruhm, gemeinsame Leiden und gemeinsame
Opfer. Neben den unvermeidlichen Schrecken des Krieges, neben dem Erwachen
von viel Wildheit, Roheit und grausamen Trieben, mit denen der Krieg verbunden
ist, produziert das Treffen der Nationen viel edl«, viel wunderbare Opferwilligkeit,
viel Altruismus, Patriotismus, Pflichterfüllung. Er fördert das Gefühl der
inneren Zusammengehörigkeit der Nationen und stärkt die Bande von Patrio»
tismus und Treue, die das Rückgrat jeder Nation bilden, doch reißt er die Nationen
voneinander und zerrt die gegensetigen Beziehungen und Gefühle der Nationen in
die Anarchie, auf das Niveau vorzivilisatorischer Zeiten.
In dem internationalen Solidaritätsgefühl des internationalen Zusammen»
schlusses der heute verbündeten Nationen erblicke ich den Keim der menschlichen
Solidarität, die Arche Noes der internationalen Gesittung, aus dem sich mit der

Zeit von neuem das alte Band, die alte Möglichkeit eines Zusammenwirkens, das
alte gegenseitige Verstehen unttr den zivilisierten Nationen entwickeln muß und
wird. Es ist meine feste Überzeugung, daß die innere Erstarkung der Solidarität
in Mitteleuropa und Westasien und unter sämtlichen heute verbündeten Völkern und
Staaten nicht zur Aufrechterl>altung d«r heutigen antisozialen Lage beitragen, im
Gegenteil den wirksamsten Schutz dagegen bieten wird, und daß die Erstarkung
jener Bande, die uns zu einer festen moralischen Einheit verknüpfen, Schutz bieten
wird gegen die internationale Anarchie und dagegen, daß der heutige Kampf auf
kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete auch nach Abschluß des Friedens fort»
gesetzt werde.

Geistige Kraft und Vermögen, die innerhalb des Kreises der heutigen Ver»
bündeten vorhanden sind, sind zu groß, um boykottiert werden zu können. Würde
iemand von Haß, blinder Leidenschaft, zerrütteten Nerven zu einem solchen Unter»
nehmen bewogen werden, der fügte selbst seinem geistigen und körperlichen Lebebn
eine Wunde zu. Niemand kann sich dem uns eigenen Können und Genius, den
uns zur Verfügung stehenden Schätzen ungestraft verschließen; wer dies tut, schlägt
sich selbstb, straft sich selbst. Ie besser wir allein leben können,
je mehr wir uns selbst genügen, umso gewisser ist es, daß
wir nicht allein bleiben und daß die in uns vorhandene Objektivität,
Besonnenheit und das unaustilgbare Gefühl der Solidarität der Menschheit die
Möglichkeit zu dieser Kulturarbeit wieder geben wird.

Und die vielseitigen Fähigkeiten der verbündeten Nationen, ihre vielfachen
Eigenschaften und vielfachen geistigen und materiellen Güter werden Brücken zu
schlagen wissen, werden einen Kontakt zu finden imstande sein zu vielen Zweigen
und Tendenzen der heute feindlichen Menschheit, sobald die Besonnenheit nach und
nach zurückkehren wird. Diese vielen Verbindungen, diese Kon»
takte werden infolge jener inneren Bande und Sympathien, die
un^s miteinander verknüpfen werden, mächtig zur Wiederherstellung
der Solidarität der ganzen zivilisierten Welt beitragen
können.

Wahrlich, was wir jetzt tun, ist eine wohltätige, schaffende Kulturarbeit,
deren Früchte in erster Reihe wir selbst, dann aber auch die ganze Menschheit
genießen wird. Wir selbst, weil wir durch die Einheit der Gefühle beständig
Macht gewinnen, die Menschheit, weil unsere Macht mit unserer Friedensliebe
und Gesittung zur Herstellung und Sicherung der normalen Zustände führen muß.
Ein wohltuendes Gefühl, ein erhebendes Bewußtsein kann es — soll es sein sogar
in den Augenblicken des heutigen zerstörenden Kampfes, etwas im Interesse der
menschlichen Solidarität leisten zu können.

Was wir wollen, das kräftigt uns, ohne jemand zu bedrohen. Wir wollen
untereinander jenes Verhältnis schaffen, das innerhalb der ganzen zivilisierten
Welt zu verwirklichen das Ideal der Entwicklung ist.

Denn was wollen wir verwirklichen, was ist unser Ziel? Die Schaffung
eines gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, künstle»
rischen und wirtschaftlichen ständigen Zusammen-
schlusses, der nicht ausschließlich auf dem unmittelbaren Nutzen einzelner,
auf schroffer Gewinnsucht fußt, sondern dessen Triebkraft jene Sympathie ist, die
sich zwischen einen ehrlichen Kampf Schulter an Schulter ehrlich ausfechtenden
Nationen herausbilden muß, wenn sie sich über jene kleinlichen, störenden Momente
erheben, mit denen jede Koalition verbunden ist; es handelt sich um jene große
Gefühls» und Interessensolidarität einander unterstützender Nationen, die nicht
darauf angelegt ist, sich gegenseitig auszubeuten, sondern bestrebt ist, daß einer den
anderen unterstütze, stärke, Nutzen bringe. Der aus den Lehren des heutigen
Weltkrieges geborene gesellschaftliche und kulturelle freie Zusammenschluß fußt
in dem Bewußtsein, daß des anderen Kraft gleichzeitig auch die eigene Kraft
bedeutet. Und wenn wir wollen, daß jedem Faktor eine
wirkliche Kraft zur Verfügung stehe, dann müssen wir
auch die Eigenheiten des anderen in Ehren halten, die
Entwicklung der besonderen Individualität eines jeden
fördern. Wir wollen nicht einer den anderen aufzehren, absorbieren, sondern
stellen unsere Kulturwaffen in den Dienst unserer gegenseitigen wirklichen inneren
kraftvollen Entwicklung. Den notwendigen Geist des Zusammenschlusses werde ich
am besten zum Ausdruck bringen können, wenn ich darlege, was ich, die Politik
natürlich nicht erwähnend, von dem inneren Zusammenschluß für Ungarn von
Osten und von Westen erwarte.

Ich erwarte in erster Reihe, daß uns unsere Freunde unmittel'
barerkennenlernen. Mit Recht durften wir bisher Klage führen, man wisse
außerhalb unserer Grenzen über die Verhältnisse Ungarns manchmal viel weniger,
als vielleicht über die entlegensten Gebiete von Afrika oder Asien. Wir erwarten
von dem Zusammenschluß, daß dieser Zustand aufhören wird, daß unsere Freunde
sich ihre Meinung nicht aus zweiter Hand, sondern aus unmittelbarer Beobach-
tung bilden. Ich bin nicht blind für die Fehler meiner Nation, doch darf ich
selbstbewußt behaupten, daß wir gewinnen werden, wenn man uns kennen lernt.
Eine auf gründlicher Kenntnis fußende Kritik des wohlwollenden Auslandes
werden wir aber mit Freuden vernehmen, weil wir daraus nur lernen können.
Durch den Zusammenschluß wollen wir für uns selbst Gelegenheit schaffen, die
Kultur unserer Freunde aus bester, unmittelbarer Quelle kennen zu lernen, nicht
um sie nachzuahmen, nachzuäffen, sondern um von ihr zu übernehmen, was uns
stärkt, was sich für unsere Individualität schickt und unsere Qualitäten entwickelt.
Lasset uns nicht nachahmen, nicht nachäffen, sondern lernen an dem Beispiel
anderer, an ihren größeren Erfahrungen, an ihrem größeren Wissen. Der Ungar
ist wertlos, wenn er den Deutschen spielen will: wenn er seine Originalität
verliert, er erinnert höchstens, selbst im besten Falle an eine verschlechterte, über»

flüssige Ausgabe eines ausgezeichneten Werkes. Unser Ziel kann nur sein und
ist es auch, uns selbst, unsere nationalen Fähigkeiten, nationalen Eigenheiten zu
pflegen, zu entwickeln, zu vervollkommnen. Nur mit solchen Bestrebungen werden
wir jenen moralischen Verpflichtungen gerecht werden können, die wir uns selbst
schulden, jenen unzähligen Kämpfen, die unsere Vorfahren viele Iahrhunderte
hindurch um den Bestand unserer Nation zu führen gezwungen waren.
Und nur so können wir der Menschheit, unseren Freunden von Nutzen sein,
denn der macht eine traurige Figur, der sich selbst verleugnet, der seiner eigenen
Vergangenheit vergißt, der nicht aufrichtig ist, weil er nicht den eigenen Instinkten
folgt, sondern mit einer fremden Seele schmachtet. Wir Ungarn haben unter den
Kulturvölkern die turanische Völkerfamilie lange allein vertreten, der wir an»
gehören. Heute eilen unsere Brüder, die Bulgaren, aus
langem Scheintode erwacht, raschen Schrittes demselben
Ziele zu, dem auch wir zustreben: dem Olymp der Kultur.
Auch der turanische Türke strebt nach Zivilisation und Gesittung; seine bewußte
Arbeit wird, ich hoffe und weiß es, bei Aufrechterhaltung und Entfaltung des
eigenen Genius, der europäischen Zivilisation zum Nutzen gereichen. Unsere Auf»
gabe war bisher, diese Völkerfamilie in der zivilisierten Welt allein zu vertreten.
Heute sind wir berufen, zwischen unseren im Aufstieg und in der Entwicklung
begriffenen Brüdern und dem Westen mit sympathischem Verständnis, das uns
von unseres Blutes Stimme, von unserer Interessen Geheiß und unseren orienta-
lischen Zügen erleichtert wird, zu vermitteln und sie zu unterstützen, und wir
können, sofern sie uns hierzu auffordern, ihnen in der Arbeit des Fortschritts
behilflich sein. Diese Mission können wir nur vermittels einer lebensfähigen,
auf selbständiger nationaler Grundlage ruhenden Entwicklung ausfüllen und um
diese zu dieser Mission nötige seelische Selbständigkeit und nationale Kultur bangt
mir auch bei dem stärksten Einfluß des mächtigen deutschen Geistes nicht. Eine
nationale Energie braucht man nicht und läßt sich nicht
durch Schutzzoll erziehen. Vieles, unermeßlich vieles können wir vom
Deutschen lernen, gerade das, was uns am meisten nottut: Selbstdisziplin, jene
Organisationsfähigkeit, in der der Deutsche unerreichbar ist, den unbegrenzten
Kultus der Wissenschaften, der ihm zu eigen ist, und jenen Geist, der geschäftliche
Geschicklichkeit und Tätigkeit mit solider, realer, ehrlicher Arbeit vereint. Wir
wollen und werden nicht einseitig sein und wollen uns in jede große Kultur der
Welt vertiefen, doch erachten wir es als ein besonderes Glück, daß wir besonders
deutscher Gründlichkeit und deutscher Wissenschaft aus unmittelbarer Nähe bei»
kommen und mit ihr in unmittelbare häufige Berührung treten können, denn wir
wissen, daß, gleichwie wir ihr in der Vergangenheit unberechenbar viel verdanken,
auch in der Zukunft außerordentlich viel von ihr lernen können, ohne daß unsere
Beobachtungsgabe und unser Urteil den ureigenen Schmelz verlöre. Das
ungarische Nationalbewußtsein ist so stark, ist uns so sehr angeboren, ist so unaus»

rottbar, daß es mir darum selbst bei einer innigsten Berührung mit einer viel mächtigeren Kultur als unsere es ist, nicht bangt. Die Ambition und das Be» gehren von uns Ungarn geht dahin, der Welt zu zeigen, daß wir kleine Nation unsere Individualität, die Freiheit unseres Geistes vor dem der Eroberungssucht bezichtigten Deutschtum nicht zu fürchten brauchen, sondern daß wir gerade mit seiner ehrlichen und sicheren Stütze all das entwickeln wollen und werden, was wertvoll an uns ist: unsere ureigene nationale Begabung und Fähigkeit.

Doch damit schließe ich meinen einleitenden Vortrag, und jetzt erübrigt bloß, diejenigen zu begrüßen, die heute in unserer Mitte erschienen sind. Vor allem mögen jene unseren heißen Dank empfangen, die das waffenbrüderliche Gefühl aus dem mächtigen, unbesiegbaren Deutschen Reiche zu uns geführt hat. Ganz Ungarn ist hoch geehrt und hoch erfreut, daß die hervorragendsten Vertreter der politischen, wissenschaftlichen und literarischen Welt zu uns gekommen sind, um an unserer heutigen konstituierenden Sitzung teilzunehmen. Es erfüllt mich mit Stolz, daß die deutsche Nation, eine der größten Nationen der Welt, der ganzen Vergangenheit und der Gegenwart, die auf einer Höhe steht wie nie zuvor, die Kraft mit Können und Bildung zu vereinen weiß, hier durch so gewichtige und wertvolle Persönlichkeiten vertreten ist. Die Deutschen werden nie sich in den Ungarn täuschen.

Mögen auch die bulgarischen Gäste unsern Dank entgegennehmen.

Die Freiheitsliebe der bulgarischen Nation, die Zähigkeit und Unbesiegbarkeit des bulgarischen Nationalgefühls findet bei uns ganz besondere Wertschätzung und Widerhall. Das Schicksal Bulgariens gemahnt uns in vieler Hinsicht an das eigene Schicksal, und ich bin überzeugt davon, daß der von gemeinsamen Idealen und Interessen geleitete gesellschaftliche Zusammenschluß besonders warm und segensreich sein wird.

Wir danken dem türkischen Generalkonsul dafür, daß er erschienen ist und seine Nation vertreten hat, an die uns so viele Traditionen und Erinnerungen knüpfen, Traditionen und Erinnerungen, die durch die jetzige Waffenbrüderschaft und Blutstaufe neue Kraft gewinnen werden.

Zuletzt erwähne ich, da sie uns infolge des staatsrechtlichen Bandes am nächsten stehen und sich am heimischesten bei uns fühlen dürften, unsere öster» reichischen Freunde, jene österreichischen Zelebritäten, die hierher gekommen sind, um Zeugenschaft abzulegen von ihrer Solidarität mit uns. Gesetz» liche Bande, völlige Gleichheit der Interessen, Gemeinsam» keit gewisser Gefühle weisen uns geradezu an, eine häufigere gesellschaftliche Berührung zu suchen und im Wege dieser häufigeren Berührung die Überzeugung von der gegenseitigen Verläßlichkeit und das Bewußtsein zu verschaffen, daß wir die meiste Kraft daraus schöpfen können, wenn wir einander verstehen, einander schätzen, unsere Indivi» dualität und unsere Rechte gegenseitig in Ehren halten.

Dank sei auch jenen Ungarn, die durch ihr Erscheinen die Sympathie für
unsere Waffenbrüder bekundeten, und besonders den Vertretern der Regierung und
der Hauptstadt.
Nach seiner mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede betraute der Vor-
sitzende den Universitätsdozenten Dr. Rustem Vä, mbsry mit der Führung und
den Baron Alerander V o i n i ch, sowie Hofrat Dr. Illss Pollak mit der
Authentizierung des Protokolls.
Sodann ergriff der Oberbürgermeister von Berlin, Geheimer Rat Wer»
muth, das Wort.
Rede des Oberbürgermeisters Exz. Wermuth.
Ew. Erzellenz danken wir, Vertreter der Reichsdeutschen
Waffenbrüderlichen Vereinigung, besonders für die gütigen
Worte, die Sie an uns gerichtet haben. Wir sind Ihnen ganz hervorragend dank-
bar auch deswegen, daß Sie die Güte gehabt haben, uns die Wärme Ihrer Gefühle
in unserer Muttersprache zu vermitteln. Wir sind dadurch in der Lage, Ihnen so»
fort gegenüber einem leisen Zweifel, den Sie äußerten, zu bezeugen, daß wir
Deutsche Ungarn schon seit langem liebgewonnen haben (Bravo!) und daß wir
lebhaft danach trachten, uns mit ihm und seinen Vorzügen immer vertrauter zu
machen. (Lebhafter Beifall.) Das möge Ihnen auch die große Zahl der heute
hier erschienenen deutschen Gäste beweisen, die von der großartigen Gastfreund'
schaft Ungarns Gebrauch zu machen sich anschicken. (Lebhafte Bravorufe und
Applaus.)
Meine Herren! Der Krieg treibt die Bewohner der in glorreicher Waffen»
brüderschaft vereinten Länder unwiderstehlich zueinander. Die so Gewaltiges
gemeinsam tragen, so Herrliches gemeinsam vollführen, wollen sich darüber auch
miteinander aussprechen, miteinander freuen. Schon hat uns Bulgarien Ver-
treter gesandt, die unseren Einrichtungen innigen Anteil widmeten. Schon haben
wir mit gleicher Freundschaft die Sendlinge der Türkei empfangen dürfen.
Und nun war es an der Zeit, daß die Herzländer Europas, daß Österreich-Ungarn
und das Deutsche Reich sich das eine Mal recht froh und kräftig sagen, was ihnen
die Seele belebt und erhebt.
Wir sind nicht gekommen zu festlichem Zwecke. Der Himmel bewahre uns vor
Kongressen, während der Kampf unsere Söhne und Brüder niederstreckt, vor Kon»
gressen, wie die in vergangener schwüler Friedenszeit, bei denen wir mit leicht-
flüssigen Sympathieversicherungen — man sieht, in welcher Aufrichtigkeit — über-
flutet wurden. Nein, was die Waffenbrüderliche Vereinigung
bringt, istArbeit, trockene, wohl auch einmal widerspenstige Arbeit. Wohl
ist der Reif fest geschmiedet, der die verbündeten Reiche für immer zusammen»

schließt. Aber wir Waffenbrüder möchten helfen, die Verbin-
dung, die wir unseren Armeen und ihren Siegen danken, zu einer inner»
lich»organischen zu machen. Sprache, Unterricht, Handel, Verkehr,
Rechtspflege, Wissenschaft und Kunst sollen nicht Scheidewände bleiben, sondern
Bindeglieder werden. Nicht im Sinne schematischer Gleich»
macherei, sondern mit dem Streben, das Mannigfaltige
harmonisch zusammenzufügen, das Beste und Edelste aus»
zuwechseln und soalle Teile zu bereichern. Das ist leicht gesagt
und schwer getan. Es gilt, die Eigenart zu schonen, die Grund-
lage berechtigten nationalen Stolzes, es gilt, die wirt»
schaftlichenGüterunangetastetzulassen, durch die das Gedeihen
des Staates bestimmt wird, es gilt auch, die Wege zum Weltverkehr und zur großen
Menschheitskultur offen zu halten, und es gilt dennoch, aus all diesem für die
verbündeten Länder eine Sonderstärke herauszuholen. Wahrlich, eine Aufgabe,
die den höchsten Takt und das sorglichste Sachverständnis kluger und begeisterter
Männer verlangt.

Und deshalb bedürfen wir außer dem festen Entschlusse zu mühsamer Arbeit
doch auch des mächtigen, sie durchdringenden Gefühlsstroms. Dieses Gefübl
finden wir bei Ihnen, bringen wir mit. Es ist das Gefühl der Befreiung, die er»
habene Wonne neugefestigten Selbstbewußtseins inmitten des Taumels der inter-
nationalen Beziehungen. Weder Dsterreich-Ungarn noch Deutschland haben den
Krieg gewollt. Sie sind ihm aus dem Wege gegangen, solange sie irgend ver-
mochten. Nur ein vieljähriges Ränkespiel, das den Druck auf die Mittelmächte
bis zur Unerträglichkeit steigerte, hat zu der chaotischen Verwirrung geführt, aus
der der Krieg geboren wurde. Aber nun, da er losgebrochen, empfinden wir
befreite Erleichterung. Der Alp ist von uns genommen, der im unruhigen Schlaf
der letzten Friedenszeit auf uns lastete. Die törichte, anmaßende Nichtachtung,
mit der feindliche Mächte ringsum uns niederzuhalten wähnten, verfliegt
wirkungslos in alle vier Winde. Ietzt endlich zeigt sich, wo die Manneskraft, die
Schulung der Selbstzucht, die Überlegenheit von Geist und Herz wohnt. Ietzt end»
lich erzwingen es sich unsere Völker, daß sie in der Welt so bewertet werden, wie
sie es wert sind.

Unter den schönsten Zukunftszeichen sind Österreichs und des Deutschen
Reiches waffenbrüderliche Vertreter hierher geeilt, um die Geburtsstunde der unga»
rischen Schwester mitzufeiern. Erde und Meer, Süd, Nord, West und Ost ertönen
von dem Donner unserer Geschütze. Ieder Tag bestärkt die Überzeugung, daß es
uns beschieden sein wird, den Frieden bald zu erkämpfen, einen Frieden, wie er
dem kriegerischen Erfolg entspricht. Die wirtschaftliche Wohlfahrt
der auf ihre Leistungsfähigkeit allein angewiesenen
Zentralmächte wird durch beinahe glänzend zu nennende
Ernteaussichten stärker als je gegründet. So dürfen wir die

heitere, mutige Stirn zum Himmel heben, gerüstet auf neue Widrigkeiten und Gefahren und bereit, auch ihnen zu trotzen. Und wenn die Waffen der Toga weichen, die Brüderlichkeit werden wir als schönstes, unverlierbares Vermächtnis aus dem schwersten aller Kriege in die verheißungsvollste aller Friedenszeiten hin» übernehmen. Gegrüßt sei die neugegründete Ungarische Waffenbrüderliche Ver» einigung. (Stürmischer Beifall.)

Im Namen der Mitglieder der Österreichischen Waffenbrüderlichen Ver- einigung hielt sodann Erzellenz Freiherr Ernst v. Plener folgende Ansprache:

Exzellenz Ernst von Plener/)

Ich danke dem Vorsitzenden für seine warme Begrüßung der erschienenen österreichischen Vereinigung, wir freuen uns dieser freundschaftlichen Bewill» kommung, denn wir sind überzeugt, daß Österreich und Ungarn durch eine Jahr- hunderte alte Geschichte und durch Gemeinsamkeit der Interessen miteinander ver» bunden sind und für jeden ernsthaften österreichischen Politiker ist dieses Zu- sammenwirken Gegenstand fester Überzeugung und die Grundlage aller Politik. Wir sind verknüpft miteinander durch die loyalen Gefühle für unseren erhabenen Monarchen (lebhafter Beifall), und wenn es noch eines geschichtlichen Beweises für diese Verbindung bedürfte, so hat ihn der gegenwärtige große Krieg mit aller Guchtigkeit geführt. Unsere Truppen fechten gemeinsam auf allen Kriegsschau» plätzen, an allen Grenzen der Monarchie, und haben diese Zusammengehörigkeit mit ihrem Blut besiegelt. (Lebhafter Beifall.)

Der Gedanke, die kulturellen Beziehungen zu pflegen, ist ein glücklicher, denn gerade die deutsche Kultur ist es, die in den Reden der Feinde mit Hohn und Spott genannt wird und der sie ihre angeblich höhere Zivilisation entgegenstellen, nun wissen wir aber, daß der Begriff der Kultur als einer geistig und sittlichen Durchdringung des Lebensinhalts höher steht als die oft nur äußerlichen Formen der Lebensführung und Lebensbedingungen, die jene Zivilisation nennen und es nicht bloßer Wortstreit, wenn wir diese beiden Dinge unterscheiden und einander gegenüberstellen, und es ist keine Überhebung, wenn wir behaupten, daß die deutsche Kultur uns zu dem Begriff der Weltanschauung geführt hat, die uns ein Regulativ für unser Denken und Handeln bietet, die aber bezeichnender» weise im Wortschatz der Sprachen unserer Feinde einfach fehlt. Wir schätzen die Früchte der deutschen Kultur darum hoch und wir dürfen sagen, daß die edelsten ungarischen Geister von dieser Kultnr erfüllt und durchdrungen waren, wie sich denn die geistige Bildung Ungarns durch die Geschichte und die geographische Lage von selbst in einträchtiger Beziehung zur deutschen Kultur entwickelt hat, sodaß wir alle, die hier vertreten sind, bei aller Achtung vor nationaler Eigenart

*) Das Manuskript der Rede hat Exzellenz von Plener für „Nord und Süd" durchgesehen und gntaeyeißen. Redaktion.

von einer Kulturgemeinschaft sprechen können, und darum lassen Sie die
kulturelle Kleinarbeit, welche die nächste Aufgabe unserer Vereinigungen ist,
immer getragen sein von dem höheren Gedanken, daß die Förderung der Kultur
nicht nur der Stolz eines Landes, sondern eine Quelle der allgemeinen menschlichen
Erhebung ist. Aber diesen Schatz, den wir besitzen, können wir nur dann weiter
entwickeln, wenn unsere staatliche Eristenz gesichert ist, denn der Staat ist heute
mehr als je der erste Kulturträger, und diese staatliche Eristenz und Bewegungs»
freiheit fechten unsere Feinde an, wir kämpfen heute mehr noch als zu Beginn des
Krieges für unsere Daseinsmöglichkeit gegen Feinde, die unsere Eristenz ver»
nichten oder verkümmern wollen. Wir wollten nicht die Vernichtung der Gegner,
wir wollten im Anfang keine Gebietserweiterung, aber Rußland und Italien
stellten die Zertrümmerung unserer Monarchie als ihr Kriegsziel auf und werden
darin von ihren andern Alliierten unterstützt. Durch die Tapferkeit unserer Armee
und die Waffenbrüderschaft des Deutschen Reiches und unserer anderen treuen
Verbündeten wurde diese Gefahr abgewendet. Aber die feindlichen Mächte
wollten die geschaffene Kriegslage nicht anerkennen und setzen den Krieg fort,
in den ehrgeizige Politiker und skrupellose Iournalisten ihre Völker hineingehetzt
haben. So müssen wir den Kampf weiter führen, und hier sind es unsere Armeen,
welche die wahre und starke Waffenbrüderschaft bilden, ihr Heldenmut und ihre
Ausdauer sind bewunderungswürdige Beweise ihrer einträchtigen kriegerischen
Arbeit, und diese edle Gesinnung, die sich durch alle Gefahren des Krieges bewährt
hat, sie möge auch unsere friedlichen Bestrebungen durchdringen, es ist der Geist
der gegenseitigen Hilfe, des sich gegenseitig Verstehens, und die Rivalität soll nur
darin bestehen, daß jeder immer trachtet, das Gute noch besser zu machen und
gegenüber einer Welt von Feinden eine aufrichtige Freundschaft zu unserem
Nutzen und Frommen aufzurichten und für immer zu befestigen. Das ist der
Geist, der auf den Schlachtfeldern über den verbündeten Armeen waltet, und das
ist der Geist, den wir heute anrufen, um unsere Arbeit mit jenem Eifer und guten
Willen zu erfüllen, der allein einen Erfolg verspricht.

Bürgermeister Stefan Bärczy:

Nach alldem, was über den Zweck unserer Zusammenkunft, über den Plan
unserer Bestrebungen gesagt worden ist, erübrigt mir bloß, die aus brüderlicher
Fremde in diese Stadt geströmten Gäste im Namen dieser Stadt, der
Hauptstadt Ungarns, der Residenz des Königs von Ungarn, des Brenn»
punktes der ungarischen nationalen Bestrebungen und der ungarischen bürgerlichen
Arbeit von Herzen wärmstens zubegrüßen. Ich glaube, in jeder Beziehung,
in der ich jetzt Budapest gedachte, ist diese Stadt befugt, für die Konstituierung
unserer Vereinigung, für die Anreihung an die den gleichen Zweck verfolgenden
deutschen und österreichischen Vereinigungen, für das Zusammengehen mit unseren

deutschen, österreichischen, bulgarischen und türkischen Freunden heute ein festlicher Schauplatz, später, an Werktagen, ein Tummelplatz der Arbeit zu sein.

Das Bündnis, darin wir heute bewaffnet stehen und darin wir in Zukunft — wie ich hoffen will, in nicht all zu ferner Zukunft — mit Hammer, Spaten, Wage, Feder in der Hand stehen werden, ist eine aus der Geographie und der Geschichte sich automatisch ergebende Verbindung zu dem Zwecke, daß jeder Teilnehmer die Vollständigkeit und Selbständigkeit seines Lebens am wirksamsten sichere. Am Leben zu bleiben, ein ganzes und eigenes Leben zu leben: hierzu stärken wir die Möglichkeiten, indem jeder der Verbündeten mit dem eigenen Leben Wache steht für das Leben des anderen, und indem jeder mit eigener Arbeit unser Zusammengehen so auszurüsten hilft, daß jeder Faden zur Anknüpfung an die große Welt, aber auch jedes Mittel vorhanden sei, damit, wenn es sein muß und es sich wieder so schicken sollte, ein jeder alles, dessen er zum Fortkommen bedarf, auf dem eigenen und dem Gebiet seiner Freunde finden könne. Lassen Sie mich ein fertiges Programm, ja ein Zeichen der Verwirklichung eines Programmpunktes unserer Vereinigung in der Tatsache erblicken, daß ich unsere geehrten Gäste an der Spitze einer ungarischen Großstadt und, wie ich schon gesagt habe, an der Spitze des Hauptsitzes der ungarisch nationalen Kulturbestiebungen begrüßen kann. Wie ich es bei einer Gelegenheit unseren uns besuchenden bulgarischen Freunden gesagt habe, sind sie unter anderem unsere Gefährten auch auf jenem Wege, der aus dem lachenden Dorfe in die arbeitsame Stadt führt. Die Bulgaren und unsere türkischen Blutsverwandten sind unsere Gefährten — Sie, unsere deutschen und österreichischen Freunde, sind unser Vorbild auf diesem Wege —, und wir Ungarn sind vielleicht nicht unbescheiden, wenn wir uns als eine nicht unbedeutende Station fühlen auf der — von der Nordsee bis nahezu an den Persischen Golf glücklich und in Triumph wieder eröffneten uralten Weltstraße. Nicht nur von West nach Ost, sondern auch von Ost nach West, hin und her strömen hier Wechsel» Wirkung und Befruchtung, und gezwungen und begünstigt von unserer geographischen Lage übernehmen wir demütig und verrichten selbstbewußt die Ver» mittlung zwischen beiden Richtungen. Ein beglückendes Bewußtsein sowohl für den Größten, wie für den Kleinsten, sowohl für den, der das älteste, wie für den, der das frischeste, das große Leben führt, der erst jetzt dem Leben entgegengeht oder die alte Größe wiedergefunden hat, daß wir nicht nur einander, sondern der ganzen Menschheit von Nutzen sein werden, indem wir, um das Wort eines seither zu Schaden gekommenen Feindes zu gebrauchen: mit heiligem Egoismus für uns selbst, gleichzeitig aber mit klugem Altruismus alle auch für einander arbeiten.

In einer Hauptstadt, wo von der höchsten Obrigkeit bis zum niedrigsten Arbeiter alle Klassen beisammen leben, sind die politischen Scheidewände dünner, die gesellschaftlichen Bande stärker. In einer Großstadt ist das Nationalgefühl stark, doch gerade im Bewußtsein seiner Stärke hat es den Mut, auch mit der Aus»

strahlung anderer Kulturen die Verwandtschaft zu halten, und weiß Anschluß an
sie zu finden. Im Namen der von Parteienwettstreit freien gesellschaftlichen Politik,
des von Nationalgefühl gestärkten Menschheitsgedankens, begrüßt unsere Stadt
diese glänzende Versammlung, in der sich berufene Repräsentanten avitischer Über-
lieferungen und moderner Bestrebungen nicht deshalb verbünden, um eine Partei
zu schaffen, um Politik zu treiben oder Weltherrschaftszielen nachzujagen, sondern
um die Bahnfrei zumachen für diePolitik, dieMaterie auf»
zuarbeiten für die Politiker, die Brücke zu bauen für die
Staatenlenker, auf daß sie realen Zielen sicheren Schrittes zuschreiten und
für das Leben lebensklug arbeiten können.

In diesem Kriege konnten wir lernen, daß es ohne Idealismus keine Real»
politik gibt, die Realpolitik aber ist der wahre Idealismus. Unsere Realpolitik
strebt, wie erwähnt, dem Ziele zu, daß uns von der Nordsee bis zum Persischen
Golf niemand und nimmermehr in unserem sicheren Gedeihen stören könne. Unser
Idealismus besteht darin, daß jeder von uns, aufrichtig und eingestandenermaßen
für sein eigenes Gedeihen kämpfend, mit allem Gewünschten in des gemeinsamen
Zieles Diensten steht; im Dienste des gleichen Gedeihens von uns allen.

Die Stadt, die Sie liebevoll in ihren Mauern sieht, treibt keine Politik, aber
aus ihrem innersten Empfinden heraus darf ich vielleicht die Voraussetzung ver-
dolmetschen, daß weder diese unsere Vereinigung, noch im allgemeinen der deutsch-
österreichisch»ungarische, und in noch weiterer und erfreulicherer Zusammengehörig»
keit der bulgarische und türkische Zusammenschluß nach keiner Richtung einer
Kriegserklärung gleichkommt, nicht einmal in der Richtung unserer Feinde. Über
den Ausgang des Krieges sind wir uns gewiß, und wir sind dessen gewiß, keine
Sanguiniker zu sein, wenn wir mit unserer Vereinigung diesen Ausgang gewisser»
maßen vorwegnehmen. Bei unseren Feinden steht es dann, was sie, ernüchtert
und in sich gegangen, bei uns finden werden. Wenn sie wollen, können sie an uns
einen starken Helfer in der Vervollkommnungsarbeit der Menschheit finden. Sie
können aber, sollte es ihnen auch dann noch so gefallen, ein starkes, unumstößliches
und ewiges Hindernis finden vor dem Neid, vor der Gier, vor der Gewalttätigkeit.

Ich heiße unsere Gäste, ich heiße unsere Vereinigung willkommen.

Exz. Albert v. Berzeviczy.

Der nächste Redner war der Präsident der Ungarischen Akademie der Wissen»
schaften Geheimer Rat Albert v. Berzeviczy. Nach einigen einleitenden
ungarischen Worten führte der Redner in deutscher Sprache folgendes aus:

Ich hoffe auf das volle Einverständnis unserer deutschen und österreichischen
Freunde rechnen zu können, indem ich bei der Beleuchtung der Ziele und Aufgaben
unserer Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung auf die Gegenseitigkeit und
Gleichheit hinweise, die unseren gesellschaftlichen Zusammeuschluß im Interesse

unserer gemeinsamen Ziele innewohnen müssen und die von den Vorkämpfern der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung ebenso freimütig wie entschieden ausgesprochen wurden.
Es wurde ja in Reden und Schriften mit seltener Einmütigkeit, mit eindring» licher Beredsamkeit und niemals ohne freundlichen Widerhall verkündet, daß es sich hier um ein Völkerbündnis, um einen innerlichen Bund der Herzen handelt (Rufe: So ist es!), um eine Schicksalsgemeinschaft, um ein Bündnis, das nicht mit der Tinte der Diplomaten, sondern mit dem Herzblut der Völker geschrieben wurde und das sich nicht nur im Kampfe mit den Waffen, sondern fortan auch mit unserem wirtschaftlichen und geistigen Fortkommen und Aufstieg betätigen muß. (Lebhafter Beifall.) Es wurde ausgesprochen, daß wir Bundesgenossen in voller Freiheit sein müssen, daß es sich nicht um eine Germanisation, son» dern um die Selbständigkeit der verbündeten Staaten handelt. Es soll jeder in seiner Art Geber und Empfänger zugleich sein, keiner soll seine Minderwertigkeit zu fühlen bekommen. Wir werden überall für unsere gemeinsamen Ziele schätzenswerte Kräfte und Güter finden; eine Aus- gleichung der Werte, nicht eine Bevormundung soll angestrebt werden, da wir ja alle in gleicher Weise die Notwendigkeit des Zusammenschlusses fühlen.
Die große geistige und zugleich sittliche Überlegenheit, die uns von unseren Feinden unterscheidet, und sie uns jeder numerischen und physischen Übermacht gegenüber den Sieg sichern muß, äußert sich ja eben darin — und dies gilt auch für unsere Waffenbrüderlichen Vereinigungen —, daß bei uns keiner dem andern dient, sondern daß alle in gleicher Weise nur dem gemeinsamen großen Ziele ohne jeden Abbruch ihres eigenen Patriotismus dienen.
Und wenn ich hier ein Wörtchen über das besondere Verhältnis Ungarns zu Deutschland, der ungarischen Kultur zur deutschen sprechen darf, so möchte ich das hauptsächlich dem endgültigen Beilegen der Mißverständ» nisse widmen, die in neuerer Zeit wohl immer mehr verschwinden, uns aber früher vielfach entzweit haben. Ich meine den zuweilen mit historischer Begrün» dung auftretenden Anspruch auf eine Vormundschaft der deutschen Kultur gegen» über der ungarischen und andererseits die angebliche unfreundliche Gesinnung des zur Selbständigkeit erwachten ungarischen nationalen Geistes dem Deutschtum gegenüber.
Ich möchte vor allem betonen, daß ich der letzte bin, der irgendetwas von den Verdiensten der deutschen Kultur in der Entwicklung der unsrigen abzuschwächen gesonnen wäre. Die Ergebnisse des deutschen Einflusses haben bei allen besonnenen Elementen unserer Nation eine Dankesschuld gezeitigt, die viel zu zarter Natur ist, als daß sie einer Mahnung oder auch eines Bekennt» nisses bedürfte. Die deutsche Nation ist viel zu stolz und die unsrige viel zu ehrlich, um ein solches Bekenntnis und eine solche Mahnung zu erfordern. Aber wenn

Sie, unsere verehrten deutschen Freunde, was wir nunmehr vielleicht hoffen können, in wachsender Zahl und in unvermittelter Weise der Erkenntnis der Entwicklung und des Wesens unserer nationalen Kultur nähertreten werden, dann werden Sie, wie wohl schon viele Ihrer Gelehrten, ebenfalls zu der Überzeugung gelangen, daß das Problem dieser unserer nationalen Kultur viel komplizierter ist, als es dem oberflächlichen Blick erscheint, und daß man hier nicht von einer einfachen Abzweigung deutscher Kultur sprechen kann. Wohl hat sich der deutsche Geist in unserem Städte» und Gewerbewesen schon frühzeitig betätigt, im allgemeinen sind hier aber seit tausend Iahren viele verschiedene geistige Einflüsse am Werke gewesen, um den historisch nachweisbaren Gang der Entwicklung zustande zu bringen. Und wir waren tatsächlich schon im Besitze einer auch literarisch voll» kommen ausgebildeten Sprache, wir hatten schon trotz der Alleinherrschaft des Lateins in Wissenschaft und Staatsdienst Ungarisch schreibende nationale Dichter, Glaubensstreiter von Bedeutung, ehe der deutsche literarische und wissenschaftliche Einfluß so recht eigentlich erst gegen Ende des achtzehnten Iahrhunderts einsetzte. Von dieser Zeit war der deutsche Einfluß allerdings der überwiegende und entscheidendste, doch niemals der alleinige, und die Wirkung der reichen Schätze, die uns der deutsche Geist offenbarte, war immer nur dort und dann vollständig und ersprießlich, wo sie einem Bedürfnisse entsprach und freiwillig aufgenommen wurde. Um in diesem Punkte richtig zu urteilen, müssen wir an der Tatsache fest» halten, daß in der Vergangenheit zweimal — einmal gegen Ende des achtzehnten und einmal in der zweiten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts — versucht wurde, unsere nationale Eigenart in germanisierendem Sinne auszurotten. Dieses Bestreben kann gottlob heutzutage als vollkommen abgetan bettachtet werden, so» daß wir uns über diese geschichtliche Tatsache auch unseren österreichischen Freunden gegenüber nunmehr unbefangen aussprechen können. Um die wahre Ge» sinnung der Ungarn dem Deutschtum gegenüber kennen zu lernen, müssen wir vor Augen halten, daß uns lange Zeit alles, was unserer natio» nalen Eigenart, unseren Traditionen, unserem Recht und unserer Freiheit wider» sprach, in deutscher Sprache vermittelt wurde, und zwar durch Leute, die in den meisten Fällen nicht einmal echte Deutsche waren, ja sogar manchmal ein jämmer» liches Deutsch sprachen! Gegen diese Träger eines politischen Systems und einer Kultur, die wohl ungarfeindlich, aber niemals eigentlich deutsch war, richtete sich all die Abneigung, die sich im ungarischen Volksmund irrtümlich an den deutschen Namen knüpfte.

Wenn wir jetzt rückhaltslos und mit aufrichtiger Überzeugung einer Bewegung beitreten, die auch in geistiger Beziehung einen innigeren Anschluß an die deutsche Kultur anstrebt, s« geschieht das nicht nur unter dem überwältigenden Eindruck der geistigen und seelischen Leistungen, die das deutsche Volk in unseren Tagen und vollends in diesem Weltkriege aufweist. Es ist der auf einer wahren Seelenverwandtschaft beruhende Drang unserer natio»

nalen Psyche nach der Beteiligung an Geistesschätzen,
deren Wert wir längst erkannt und erprobt haben; es ist die
freiwillige Huldigung des nunmehr Mündigen und Freien, die wir
der deutschen Kultur darbringen, zu deren Überlegenheit wir nicht mehr mit Scheu
und Mißtrauen, nur mit Bewunderung emporblicken. (Beifall.)
So wollen wir denn rüstig an das gemeinsame Werk gehen; als Waffen»
brüder, die wir heute sind, aber eigentlich als Arbeiter eines großen Friedens»
werkes: des gemeinsamen Aufblühens der verbündeten Nationen durch den sieg»
reich zu erkämpfenden Frieden. (Lebhafter Beifall.)
Xou bellum, paeem Mramu»! Unser Zusammenschluß, unsere Arbeit gilt
eigentlich den Aufgaben des Friedens. (So ist's! So ist's!) Die noch übrigen
Aufgaben des Kampfes können wir ruhig unseren heldenmütigen Armeen und
deren erprobten Leitern überlassen. Wir wollen beweisen, daß, wie auf dem
Schlachtfelde, so auch in unserem Landesinneren alle teuflisch bösen Absichten
unserer Feinde in das Gegenteil umschlagen müssen, und statt zu unserem Ver»
derben, zu unserem Heile dienen sollen. (Beifall.)
Sie haben uns übermütig zum Kriege gezwungen, und aus der uns zuge-
dachten Niederlage ist unser Sieg hervorgegangen. Sie wollten uns vernichten
und unseren Besitz als Beute unter sich verteilen, und nun sind einige ihrer Länder
von der Landkarte Europas vorläufig verschwunden. Sie wollten militärisch«
Spaziergänge nach unseren Hauptstädten unternehmen, und nun sind unsere
Truppen in sämtliche kontinentalen Feindesländer tief eingedrungen. (Lebhafter
Applaus.) Als sie unserer militärischen Überlegenheit gewahr wurden, wollten
sie uns wirtschaftlich erdrosseln; unser Leben hat sich aber als zu zähe für eine
solche Drosselung erwiesen, und Wissenschaft und Gewerbefleiß sind an der Arbeit,
um uns das zu schaffen, was sie uns schnöde entziehen; unser Boden wird, vom
Blut der Edlen getränkt, nie geahnte Saaten aufgehen lassen. Sie wollten uns
auch eine geistige Sperre auferlegen, uns aus der Gemeinschaft der Kulturvölker
ausstoßen; wir werden darum auch geistig nicht darben, im Kreise unseres Bund»
nisses werden wir uns neue und immer neue Quellen geistiger Kraft durch Zu»
fammenschluß und gegenseitige Förderung eröffnen und ruhig und unbekümmert
abwarten, bis einmal sie wieder an unserer Tür pochen und um die Wiederkehr
der alten Kulturbeziehungen nachfragen werden. (Lebhafter Beifall.)
Daß unser wirtschaftlicher und geistiger Fortschritt durch die fürchterlichen
Opfer dieses Krieges nicht gehemmt, nicht gelähmt werde, sondern im wieder-
hergestellten Frieden einen noch kräftigeren Aufschwung nehme, das ist unser Ziel.
(So <st's!) Durch Eintracht und Zusammenwirken wollen wir dieses Ziel ver-
wirklichen. Es ist unsere Pflicht, nicht nur der lebenden Nation gegenüber; diese
Schuld haben wir abzutragen auch an jene toten Helden, die auf den Schlacht»
feldern dieses fürchterlichen Krieges ihr Leben hingegeben haben, nicht damit ihr
Vaterland verkümmere, sondern damit es immer herrlicher erblühe.

Ungarns Gruß »n die Waffenbrüder

Exz. Dr. Gras Albert Apponyi:')

Wirkl. Geh. Rat, Minister a. D., Reichstagsabgeordneter:

Wenn ich bei Begrüßung unserer Waffenbrüder der Freunde aus Österreich
nur in kurzen Worten gedenke, so werden sie dies nicht mißverstehen und nicht so
auslegen, als ob ich ihnen nichts zu sagen hätte. Im Gegenteil, ich habe ihnen
sehr viel zu sagen. Alles eingegeben durch den Wunsch und auch durch die Zu»
verficht des Gelingens, daß wir infolge der großen Weltereignisse, die wir zu-
sammen durchzukämpfen hatten, einander auf der Basis des richtigen Erkennens,
auf der Basis der frohen Botschaft, die uns bereits durch berufene Vertreter
Österreichs verkündet worden ist, auf der Basis der rückhaltlosen Anerkennung der
gegenseitigen Rechte näherkommen und unsere moralischen Bande fester knüpfen
werden. Aber unsere Beziehungen zueinander sind doch so eigenartig, daß ich mir
die weitere Besprechung dieses Themas vorbehalte für eine Zeit, wo wir allein zu»
sammenkommen, wo wir uns untereinander aussprechen können. Denn ich möchte
nicht, daß die Aussprachen, die bis jetzt stattgefunden haben, ich möchte nicht, daß
die Annäherungen, die so glücklich begonnen haben, den Charakter eines dlli»«r
ll'amourette tragen. Auf Dauerhaftigkeit, Aufrichtigkeit, auf voller Aussprache
müssen die Bande beruhen, die so fest zu sein berufen sind, wie sie zwischen uns
sein müssen. Ich spreche Ihnen daher heute nur die Freude darüber aus, daß Sie
bei der Begründung der ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung erschienen
sind und dadurch unsern Verbündeten gegenüber die volle Solidarität zum Aus»
druck gebracht haben, welche in allen Beziehungen zu andern Mächten, zu anderen
Staaten uns vereinigen muß.

Ebenso werden unsere geehrten Gäste aus Bulgarien es mir nicht verübeln,
wenn ich für sie heute auch nur ein Wort der Begrüßung und des Dankes habe,
für sie ebenso, wie für die Türken, für jenes andere, uns stammverwandte Volk,
dessen Angliederung an unseren deutsch»österreichisch»ungarischen Bund eine not»
wendige Ergänzung des Machtgebildes ist, welches wir zu friedlichen Zwecken fest-
legen wollen. Auch ihnen gegenüber halte ich mir die Aussprache für jene Zeit vor,
wo entweder ich das Glück haben werde, bei ihnen zu erscheinen, was, wie ich
hoffe, in nicht allzuferner Zeit geschehen wird, oder, wo wir sie aus ähnlichem
feierlichen Anlaß bei uns werden begrüßen können.

Es liegt wohl in der Natur der gegenwärtigen Veranstaltung, daß ich meine
Worte, vornehmlich unseren reichsdeutschen Gästen widme und mich vor allem an
sie wende, zu ihnen spreche, wenn auch das Wesen dessen, was ich sage, allen jenen
gilt, die hier aus den anderen verbündeten Staaten anwesend sind.

*) Den Text ber Graf Apponyischen Rede, die mächtigen Widerhall geweckt hat, geben wir
nach der Niederschrift des „jungen Europa" von Di Nlemtzr Halmay. Die Redaktion

Was ist der Zweck der Waffenbr üd e rli ch en Vereint»
gung? Ich werde ihr Programm nicht wiederholen. Ich werde trachten, es
in einem Wort zu sagen: Es ist das Eindringen in die Volks»
seele des Verbündeten. Das kann die offizielle Vertretung, wenn sie
noch so tüchtig ist, nicht leisten. Das kann man durch statistische Mitteilungen,
durch Bücher, durch Studium aus der Ferne auch nicht annähernd erreichen. Dazu
ist das Erscheinen in der Mitte jenes Volkes und seiner repräsentativen Männer
notwendig, welches man kennen lernen will, das wiederholte Erscheinen. Ienes
Studium ist auch notwendig. Aber es ist unwirksam, naturnotwendig unvoll»
ständig, wenn es nicht ergänzt wird durch die lebenden Eindrücke, durch das Aug
in's Auge Schauen, durch die vielen Wahrnehmungen, welche der an Beobachtung
Gewohnte auch in kurzer Zeit durch personliche Anwesenheit in dem Lande macht.
Also die Volksseelen sollen wir studieren, die Volksseelen sollen wir kennen lernen,
und alles, was wir unseren Waffenbrüdern sagen: es hat den Zweck, dieses
Studium unserer Volksseele zu erleichtern. Wir wollen nichts anderes, als das
vollständige Bekanntwerden mit all' unseren Fehlern und Schwächen, mit allen
unseren Vorzügen, wie ein Redner unserer Versammlung sagte: „Wir fürchten
die Bilanz nicht", und welche sie immer sei, wir halten nur dasjenige für be-
rechtigt, was auf Wahrheit und auf Erkennen des Wahren beruht.
Die ungarische Volksseele, wie sieht die aus? Ia, wie sie auf dem Schlacht»
felde aussieht, darüber bitte ich Hindenburg und Mackensen zu fragen. Wie sie
sonst in Literatur, in Kunst, in Wissenschaft, in ökonomischer Leistungsfähigkeit
aussieht: darüber uns gegenseitig zu unterrichten, soll ja eben ein Zweck unserer
fortlaufenden Tätigkeit sein, das kann ich jetzt in ein paar Minuten nicht aus»
einandersetzen. Wir wollen uns aber ansehen, nur in wenigen Strichen, wie sie
entstanden ist, wie sie sich gebildet hat, wie sie herangewachsen ist. So eine
Zeppelinfahrt möchte ich machen über die Vergangenheit, zwei Iahrhunderte im
Dnrchschnitt auf die Minute.
Also, vor tausend Iahren sind sie hergekommen, unsere Vorfahren, und haben
nach einigen Schwankungen ihren providentiellen Beruf erfüllt, auf diesem höchst
gefährdeten und problematischen Punkte Europas etwas Bleibendes, etwas
Stabiles, etwas Starkes, etwas Widerstandsfähiges zu organisieren. Und als
sie diese Aufgabe zu lösen hatten, da standen sie am Scheidewege: die eine Straße
führte ostwärts, die andere nach dem Westen. Das Christentum, die Grundlage
unseres Eintrittes in die zivilisierte Völkergemeinschaft, wurde uns angeboten von
Bnzanz, es wurde uns angeboten aus Deutschland. In jener schicksalsschweren
Stunde lenkte die Vorsehung die Schritte unseres ersten großen Königs dahin,
daß er nicht aus Byzanz, sondern aus Deutschland das Christentum annahm und
dadurch Ungarn für immer die Orientierung in die westliche Völkerfamilie gab.
Und das geschah durch Deutschlands Vermittlung. Es ist unsere erste
Dankesschuld an Deutschland.

Doch war vielleicht schon die eine Vergeltung. Denn ehe unsere Vorfahren
hier Ordnung machten, war ein großer Slawenfürst, Svatopluk, schon daran, ein
geordnetes Staatswesen auf diesem geographischen Punkt zu schaffen, und ich
frage: Wie würde die Zukunft des germanischen Volkes sich gestaltet haben, wenn
es damals, als das Territorium Preußens noch slawisch war, auch hier an dieser
Stelle noch eine slawische Macht gefunden hätte?
Nun ging die Sache weiter. Ich will Wort halten und jetzt zwei Iahr»
hunderten höchstens eine Minute widmen. Und darum überspringe ich die ersten
Mißverständnisse, die ersten Versuche — oder eigentlich, ich überspringe sie nicht,
ich will sie nicht unausgesprochen lassen zwischen uns, weil diese Dinge sehr lehr»
reich sind, — die ersten Versuche, die ersten Bestrebungen der deutschen Kaiser,
Ungarn zu einem Vasallenland zu machen, welche sofort einen Rückschlag, erst
heidnischer Reaktion, dann byzantinischen Einflusses herausforderten, bis vie
Episode vorüberging und man mehr Freude an unserer freundschaftlichen Nach-
barschaft hatte, als an dem Versuch, uns zu unterwerfen.
Und nun kam die Türkennot, wo wir nach anderthalbhundertjähriger Wehr,
die wir nicht nur für Ungarn, sondern für ganz Westeuropa zumeist allein leisteten,
endlich unterlagen und in weitere entsetzliche hundertundsiebzig Iahre hinein»
glitten, während derer im Lande selbst die äußerste Korruption, Klassengegensätze,
soziale Revolution, Religionskriege, Verfassungskämpfe, alles, was am Mark eines
Volkes zehren kann, über uns dahinging. Aber auch die Befreiung von dem
Türkenjoch brachte kein Ende der Prüfungen, sondern einen neuen Kampf für die
Erhaltung unserer Freiheit, welcher damit endete, daß es gelang, Aussöhnnng mit
dem freigewählten Herrscherhaus herbeizuführen und die ungarische Verfassung zu
sichern. Die unmittelbare Folge davon war, daß das Erbfolgerecht dieser Dynastie
auch in der weiblichen Linie anerkannt, die Verfassung und die Unabhängigkeit
des Landes mit neuen Gewähren versehen wurde; daß dann in der großen Prü»
fung, welche die erste weibliche Erbin des Thrones durchzumachen hatte, Ungarn
bereits die Hauptkraft war, auf die sich ihr Widerstand gegen eine halbe Welt
stützen konnte.
Und dann kamen wieder Prüfungen. Das alles übergehe ich: es ist noch
zu aktuell. Es führte zur großen Wiederauferstehung, zur großen Rekonstruktion
vom Iahre 1867. Und nun stehen wir nach all' diesen Wechselfällen von Iahr»
hunderten, nach Prüfungen, erschütternden Tragödien, zermalmenden Zwischen»
fällen, die wir als kleines, kaum 3 bis 4 Millionen zählendes, durch innere Kriege
zerklüftetes Volk siegreich durchgemacht haben, durch Gottes große Gnade da
stärker, gesicherter, entwickelter denn je, noch weit entfernt von jenem Gipfel, den
wir ersteigen wollen, aber immerhin als ein Volk, das zwanzig Millionen Seelen
in seiner strammen staatlichen Organisation einigt und im großen Kriege, in
schweren Prüfungen, in großen Erschütterungen seine Gewalt politisch und mili-
tärisch in die Wagschale zu werfen vermag.

Wie mag wohl eine Volksseele aussehen, welche aus dem Schmelztiegel
solcher Ereignisse hervorgegangen ist?
Wenn Sie einem Einzelnen begegnen, von dem Ihnen erzählt wird, daß sein
Körper aus schweren Leiden und Todeskrankheiten gestärkt hervorgegangen ist, daß
seine Seele Trauer, Prüfung, Leiden, schwindelnde Höhen erstiegen, dann wieder
entsetzliches Stürzen durchgemacht hat und daraus gestählt hervorgegangen ist: wie
werden Sie sich die Seele eines solchen Menschen vorstellen? So wollen Sie sich
auch die ungarische Volksseele vorstellen, hervorgegangen aus dem Stahlbad der
schrecklichsten Prüfungen, harmonisch in sich selbst, lange noch nicht dahin ent»
wickelt, wohin sie sich entwickeln soll, aber in voller Kraft der Entwicklungsfähig»
keit und im vollsten Entschluß des Daseins — und des Entwicklungswillens.
Wie muß eine solche Volksseele denn aussehen? Der anwesende geniale Ver»
fasser von Mitteleuropa hat das Wort ausgesprochen: „In allem," sagte er,
„was ihre Individualität, die Behauptung ihrer Eigenart und ihrer Unabhängig»
keit anbelangt, sind die Ungarn stahlhart."
Iawohl, das ist die ungarische Volksseele: darin, was zum Wesen ihrer Auf-
gabe, was zum Wesen ihrer selbst gehört, stahlhart und härter als Stahl; darin
liegt unser ganzer Wert. Wären wir weich, könnten wir nichts gelten: und ab»
wechselnd weich und hart sein können wir doch auch nicht. Ist man und soll man
hart sein in der Stunde der Prüfung, so muß es wohl hingenommen werden, daß
dieses Wesen immer hart ist, auch wenn etwa Weichheit von anderen Gesichts»
punkten bequemer erschiene. Nur durch ethisches Empfinden, Pflichtgefühl und
Gemüt kann solche Härte gemildert werden; was immer an äußeren Zwang, an
Fesseln erinnert, hämmert sie noch stärker zusammen. Und diese Seele, diese Volks»
seele, hart, stahlhart, aber nicht nur in der Behauptung ihrer selbst und dessen,
was ihr gebührt, sondern auch stahlhart in der Erfüllung dessen, wozu sie ver»
pflichtet ist, diese Seele, noch nicht auf der Höhe ihres Könnens angelangt, aber
treu und wahr: diese Seele bieten wir der deutschen Treue an, welcher dies
alles ja kongenial sein muß.
Es ist ein kleines Volk, welches da zu einem großen Volke spricht. Ia, mein
Gott, vorläufig spreche ja nur ich; aber in diesen Sachen, die ich Ihnen heute
sage, weiß ich mich, der ich durch bald ein halbes Iahrhundert alles Empfinden,
Leiden, Streben und Wollen der ungarischen Volksseele durch meine Seele durch-
gelassen, ganz in mich aufgenommen habe, weiß ich mich so eins mit allen meinen
Landsleuten und deren Empfindungen, daß ich ohne Vermessenheit sagen kann:
Wir, ein kleines Volk, aber im Besitze und an der Stelle eines Schicksalsortes für
Europa und von der Vorsehung ausgestattet mit jenen Gaben, welche die Mission
an diesem Schicksalsorte erfordert, und in jenen Verbindungen stehend, welche die
historische Entwicklung, die Verhältnisse für uns notwendig gemacht haben, in Ver»
bindung, in untrennbarer Verbindung stehend mit den übrigen Ländern Seiner
Majestät, welche der König von Ungarn in seiner Eigenschaft als Kaiser von

Österreich beherrscht, stets bereit, alle, aus dieser Verbindung, aus der Pragma»
tischen Sanktion folgenden Pflichten bis auf den letzten Punkt treu zu erfüllen,
auf allen Rechten bestehend, welche das natürliche und gesetzliche Äquivalent jener
Verpflichtungen sind: wir, dieses kleine, harte, treue Volk blicken vertrauensvoll,
mit Zuneigung und mit der Hoffnung, wieder Zuneigung zu finden, zu dem großen
deutschen Volke auf und bieten ihm die Hand, nicht, daß dieser Hand Fesseln an-
gelegt werden, sondern daß die treue deutsche Hand in die treue ungarische Hand
einschlage.

Und weshalb das alles? Weshalb über diese Zusammenkunft und was daran
hängt, so viel Aufhebens machen? Herr, meiner Güte! Den Allianzvertrag, den
Bundesvertrag, den schließen wir ja nicht ab; der ist ja bereits abgeschlossen,
ratifiziert durch alle, die zu ratifizieren haben; der wird erneuert werden. Was
suchen wir noch da dabei?

Was wir suchen? Iene Ratifikation wollen wir diesem Vertrag anhängen,
jenes große, größte aller Siegel, ohne welches alle andern Ratifikationen in eitel
Staub zerfallen: die Ratifikation des Volksempfindens, die
Ratifikation des Volksbewußtseins, die Ratifikation
des Erkennens — hüben und drüben — daß unsere Verbindung nicht ein
Produkt einer momentanen Lage, nicht eine Eingebung eines oder des anderen
kalkulierenden Politikers, sondern eine Naturnotwendigkeit ist, daß ihre Grund»
lagen in Verhältnissen, in Interessen, in Gefahren begründet sind, welche alle
bleibender Natur sind und daher diese Verbindung vertieft, verallgemeinert und
stabilisiert werden muß, vertieft, so tief, als die Gefahren sind, die uns in unserer
Eristenz bedrohen. Denn es ist schon heute gesagt worden, aber ich kann es nicht
oft genug wiederholen: es galt unsere Zertrümmerung von seiten unserer Feinde.
Genau so, wie das russische Programm die territoriale Zertrümmerung der öster»
reichisch»ungarischen Monarchie und zunächst des Königreiches Ungarns zum
Zwecke hatte, genau so hören wir auch jetzt von der westlichen Seite, daß das
Niederringen, die Vernichtung der Militärmacht Deutschlands das Ziel ist, welches
sich der Feind vorsteckt. Also nicht um einzelne Vorteile, sondern um die Grund»
lagen der Eristenz, der Sicherheit und die mit der Sicherheit verbundenen Entwick»
lungs» und Fortschrittsmöglichkeiten, um die Ruhe, um das Wohlsein, um das
Behagen unserer Kinder und Kindeskinder handelt es sich in diesem Kampfe,
dessen Ende wir alle herbeisehnen, von dem wir aber nicht ablassen werden aus
Müdigkeit der gegenwärtigen Generation zu Lasten der künftigen Generation,
sondern den wir auskämpfen werden mit allen Opfern zum Besten unserer Nach-
kommen.

Und wenn der Kampf ausgefochten ist, o, dann wird die Welt nicht sofort
eine Idylle sein. Und das führt mich ja dahin, weswegen die Garantien des
Bündnisses, die geschriebenen, die von den kompetenten Faktoren in Vertrags»
formen gesetzten ebenso, wie die psychologischen und moralischen, welche wir hier

vertiefen wollen, fortdauern werden über diesen Krieg. So wenig unsere Hal»
tung zu Beginn des Krieges eine aggressive war, so wenig hat auch der Fort»
bestand unseres Bundes nach dem Kriege einen aggressiven Charakter. Nein!
Wir streben sie ja an, wir sehnen sie herbei; die Wiedervereinigung der zivilisierten
Menschheit, die eine Völkerfamilie unter der Herrschaft des Rechtes im Zeichen
des kühnen, raschen, sicheren, kulturellen Fortschritts, wir sehnen sie herbei, diese
Versöhnung der Völker; — aber zunächst wird es nicht so sein. Es wird die Arbeit
vieler Iahre erfordern, bis dieser erwünschte Zustand in unserem Weltteil wieder
hergestellt wird und bis dahin müssen wir in einer militärisch, politisch und wirt»
schaftlich unangreifbaren Defensivstellung sein, die es uns möglich macht, an diesem
großen Werke geduldig zu arbeiten.

Und darin empfinde ich die ganze Schönheit dieser Stunde, daß sie uns die
Möglichkeit bietet, uns, die wir alle, wie wir hier sind, repräsentative Männer
Ungarns genannt werden dürfen, daß wir uns auseinandersetzen können mit den
repräsentativen Männern des Deutschen Reiches, daß wir ihnen, ich möchte sagen,
unser Innerstes eröffnen können, ihnen zeigen, welches Ideale, welche Gedanken
ims beseelen und daß wir wahrzunehmen glauben, daß es die nämlichen sind, die
gleichen sind, welche mit ungleich größeren Machtmitteln, ungleich größeren Mög»
lichkeiten der Durchführung im Deutschen Reiche, im Herzen des deutschen
Volkes wohnen, ohne daß unsere Mitwirkung und die Mitwirkung jener, zu
welchen wir die Vermittlung bilden, die unserer südöstlichen Nachbarn, dabei gut
entbehrt werden könnte.

Antwort auf die Rede des Grafen Appon»i:

Oberverwaltungsgerichtsrat Schisser *),

Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses.

Gestatten mir Eure Erzellenz, auf die Ausführungen, die wir soeben aus
Ihrem Munde gehört haben, namens der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen
Vereinigung und ihrer hier erschienenen Mitglieder mit einigen Worten zu er»
widern. Zwar kann ich nicht daran denken, diese Erwiderung irgendwie um-
fassend zu gestalten. Es wäre eine Vermessenheit, wenn ich auch nur versuchen
wollte, den Kreis der Dinge zu erschöpfen, den die Rede Eurer Erzellenz durch-
laufen hat; alle die Fragen zu erörtern, die Sie im Laufe Ihrer Darlegungen
berührt haben; in die Tiefen hinabzusteigen, auf die Sie hingewiesen haben. Dem

Von Herrn Abgeordneten Schiffer für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

Zeppelinfluge Ihrer Gedanken mit dem Automobil meiner Beredsamkeit zu folgen, ist für mich eine Unmöglichkeit. Meine Aufgabe ist bescheidener. Sie besteht lediglich darin, in allgemeinen Umrissen den Eindruck wiederzugeben, den Ihre Ansprache auf uns gemacht hat; einige der Fragen herauszugreifen, die Sie an» geschnitten haben; und einige der Fäden aus Eigenem weiter zu spinnen, die Sie aufrollten. Das und nur das kann ich tun; und das will ich tun.
Aber bevor ich mich dem sachlichen Teil dieser meiner Aufgabe zuwende, habe ich ein Recht geltend zu machen und eine Pflicht zu erfüllen. Ich habe das Recht und die Pflicht, Eurer Erzellenz und Ihren Landsleuten den Dank der Reichs» deutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung für den uns bereiteten Empfang aus» zusprechen. Die Herzlichkeit, mit der Sie uns entgegengekommen sind, kann nur übertroffen werden durch die Dankbarkeit, mit der wir Ihr Entgegenkommen auf» genommen haben. Die Gefühle, die aus allen Ihren Worten, Darbietungen und Veranstaltungen jeder Art sprechen, wirken um so stärker und nachhaltiger auf uns ein, als sie ihren Widerklang in den Empfindungen finden, die uns selbst beseelen. Aus dem rauschenden Willkommen, das Sie uns immer und immer wieder zurufen, und unserer freudigen Beantwortung dieser Rufe tönt deutlich für jedes Ohr vernehmbar der Gleichklang unserer Seelen heraus. Mit echt unga- rischer Gastfreundschaft haben Sie uns aufgenommen, als wären wir alte Freunde; und Freunde, wenn auch noch nicht alte Freunde, sind es in der Tat, die zu Ihnen geeilt sind. Daß uns ein Herzensbedürfnis trieb, diese Reise anzu» treten, erhellt schon aus der bloßen Tatsache, daß wir sie unternommen haben. Denn das Reisen über weite Strecken und insbesondere über die Landesgrenzen hinaus ist heute ein ander Ding als ehemals, als in Friedenszeiten. Man setzt sich nicht mehr im raschen Entschlusse nachmittags in Berlin in den Zug, um am folgenden Morgen nach ungestörtem Schlafe in Budapest zu erwachen. Die Vor» bereitungen zu einer solchen Reise sind umfangreicher und nicht gerade bequemer Art, und das Überschreiten der Grenze bringt wiederum kleine oder größere Miß» helligkeiten, die freilich in dem Kriegszustande ihre volle Begründung und Recht» fertigung finden. Das alles muß also in den Kauf genommen werden, wenn man eine solche Reise vorhat. Dazu kommt aber ein Anderes und Größeres. In dieser furchtbaren Zeit trennt sich der Mensch schwerer von der Stätte, in der er wurzelt; verläßt er nicht leichten Herzens den Ort, wo die Familie, eng aneinander geschmiegt, die Ereignisse des Tages abwartet, in gemeinsamer Sorge sich um die- jenigen bangt, die fern im Felde weilen, und auf Nachrichten von ihnen wartet. Es liegt im Zuge der Zeit, daß niemand sich ohne Not, ohne zwingenden Grund von der Scholle löst, auf der er das Gefühl hat, festzustehen, während alles um ihn herum in's Wanken gerät. Ohne Not, ohne ernsten Grund tut das niemand, und deshalb sind auch wir nicht ohne ernsten, innerlich gerechtfertigten Grund zu dieser Reise geschritten. Daß ein solcher Grund und Anlaß wirklich vorlag — all das, was wir hier erleben, beweist es. Dafür ist nicht der Glanz der Feste,

die Pracht der Empfänger, der Iubel unserer Gastgeber ausschlaggebend. Wie
Erzellenz Wermuth heute früh zutreffend ausgeführt hat, sind wir gewiß dank»
bar auch für die äußeren Zurüstungen, die uns zu Ehren getroffen wurden. Aber
nicht um Feste zu feiern, sind wir hierher gekommen, und nicht in den Festen, so
unauslöschlich auch ihr Eindruck bei uns ist, erschöpft sich der Zweck unseres Hier»
seins. Er liegt in tieferen Gründen verankert, und welches diese Gründe sind,
welcher Art und welcher Natur sie sind, das haben gerade Eurer Erzellenz Worte
wiederum offenbart.

Denn diese Worte haben uns tief bewegt. In raschem Fluge enthüllten Sie
uns den Werdegang Ihres Volkes, der ein Weg vieles ruhmreichen Kämpfens,
aber auch vieler Bitternisse und vieles Leides gewesen ist. Mit genialem Blick
zeigten Sie die Höhen und Tiefen dieser Entwicklung aus und wiesen die Ziele,
denen sie zustrebt. Aus dem harten und unerbittlichen Walten der Geschichte
wußten Sie uns die letzten und tiefsten Geheimnisse der Entwicklung klarzumachen,
die Ihr stolzes und starkes Volk dahin geführt hat, wo es jetzt steht. Aus einer
Geschichte, die scheinbar weitab von der unsrigen sich vollzog und nur an einzelnen
Stellen sich mit ihr — nicht immer freundlich — berührte und kreuzte, bewiesen
Sie mit Schärfe und Sicherheit, daß es das Gegebene, das Gebot der Zeit und der
Stunde ist, zusammenzustehen in dem Kampfe und über ihn hinaus. Das haben
Eure Erzellenz mit einer Meisterschaft getan, die ihresgleichen schwerlich hat. In»
dem ich mich vor dieser Meisterschaft neige, huldige ich dem Genius dieses Ortes,
dieses Landes, dieses Volkes. Aber Sie wollen mir verzeihen, wenn ich es wage,
zu behaupten, daß die Begründung, die Sie unserem Bündnis und seiner engeren
Ausgestaltung gegeben haben, für mich, meine Empfindungen und meine Ent»
schließungen nicht unbedingt ausschlaggebend ist; daß, so fesselnd und hinreißend
sie war, sie trotzdem auf mich nicht in der Weise einwirkte, als es der Fall gewesen
wäre, wenn ich ganz unbefangen und unvoreingenommen ihr entgegengetreten
wäre; daß sie mir nicht den letzten Anstoß für meine Stellungnahme gegeben hat.
Mit anderen Worten: so dankbar ich für diese Begründung bin, und so sehr sie
mein Wissen bereichert, meinen Blick weitet, mein Verständnis für das Geschehen
der Dinge vertieft — im letzten Ende bedurfte ich ihrer nicht. Ich bedurfte ihrer
nicht, weil stärker als alle Gründe die Dinge selbst, die Tatsachen sprechen. Die
Notwendigkeit unseres Zusammenstehens und Zusammenbleibens aber ist für mich
eine Tatsache, wenn Sie wollen, eine brutale Tatsache, jedenfalls aber eine Tat»
fache, die für sich selbst und aus sich selbst spricht. Uns hat das Schicksal zu»
sammengeschweißt und aus dem frei geschlungenen Bündnis eine ehern geschmiedete
Schicksalsgemeinschaft gemacht. Wir kommen gar nicht mehr auseinander, selbst,
wenn wir es wollten, es sei denn, daß wir uns selbst verlieren und aufgeben
wollten. Die üir«, n«ce8»it»» hat uns Schulter an Schulter gestellt und zwingt
uns, Schulter an Schulter zu bleiben. Wie einer unserer feinsinnigsten Männer
es bei anderer Gelegenheit ausgedrückt hat: wir haben gelernt, zusammen zu

sterben; jetzt bleibt uns nur noch übrig, jetzt müssen wir nur noch lernen, zusammen zu leben. Dieses Muß ist ein so deutliches, ein so klares, ein so unbedingtes, daß kein Mensch mehr fragt, warum wir es müssen, daß jeder sich mit der Erkenntnis begnügt, daß wir es müssen. Deshalb ist denn auch diese Notwendigkeit rasch und tief in die Seelen der Völker eingedrungen und hat von ihnen Besitz genommen. Trieb einst der Ruf: „Gott will es" Tausende und Abertausende mit der Macht fanatischer Begeisterung in die Kreuzzüge; so erscheint es auch uns als der Wille Gottes, als das Walten des Schicksals, als der Odem des Geistes der Geschichte, was Deutschland Österreich und Ungarn zusammendrängt und zusammenhält. Keines unserer Völker würde Ketten tragen, die fremde Hände geschmiedet und ihm auferlegt haben. Aber wie die Zimbern und Teutonen trotz ihres Freiheits» stolzes, der ihnen nie gestattet hätte, Ketten der Knechtschaft zu dulden, Ketten trugen, die sie selbst sich geschmiedet und angelegt hatten, um im Sturme der Schlacht eine unzerreißbare einheitliche Front zu bilden, so sind auch wir bereit, uns mit unzerbrechlichen Ketten der Einigkeit aneinander zu binden, auf daß wir gemeinsam den Feinden von heut und morgen Widerstand leisten. Deutschland, Österreich und Ungarn gehören zusammen, kämpfen zusammen, leiden und sterben zusammen, werden zusammen siegen und nach dem Siege zusammen durch die Pforte des Friedens treten, um Hand in Hand den Weg der Zukunft zu wandeln.

Diese Erkenntnis hat die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung gewiß nicht erst geschaffen; sie hat sie bereits vorgefunden — nicht immer ganz klar, nicht immer scharf umrissen, aber doch als eine elementare seelische Empfindung. Sie weiter auszugestalten, zur vollen Klarheit zu bringen, zu ver» breiten und zu fördern, zu vertiefen und zu stärken und schließlich aus dem Empfindungsleben heraus in die Welt der Tatsachen und der praktischen Gestaltung zu überführen, ist ihre Aufgabe. Deshalb hat unsere Vereinigung zunächst sich auf dem Gebiete der Stimmungsbeeinflussung hauptsächlich betätigt. Sie hat dafür gesorgt, daß unseren Waffenbrüdern aus Österreich und Ungarn diejenige Freund-schaft von unserer Seite auch im einzelnen entgegengebracht wurde, deren sie so überaus würdig sind. Sie hat ihre Aufmerksamkkeit darauf gerichtet, daß an den Tagen der Siegesfeste nicht bloß deutsche Fahnen, sondern auch österreichische und ungarische Farben sich in den Straßen und auf den Plätzen zeigten, daß öster» reichische und ungarische Truppen besonders feierlich und freundlich eingeholt, begrüßt und verpflegt wurden, daß Verwundete aus den Reihen unserer Bundes» genossen ein Heim fanden, in dem sie das peinigende Gefühl der Fremde vergessen konnten, daß ihr Briefwechsel erleichtert, sprachliche Schwierigkeiten überwunden wurden; daß Liebesgaben in großer Zahl gerade denjenigen Heeresteilen zuflossen, die aus den Truppen der Bundesgenossen gebildet wurden; daß die Großtaten unserer Bundesgenossen durch Beglückwünschungen geehrt wurden— vielleicht im einzelnen nur Kleinigkeiten und doch als Imponderabilien nicht ohne Bedeutung.

Nun ist diese erste Epoche in der Geschichte unserer Vereinigung freilich schon weit überholt; aber verfehlt wäre es, nunmehr ganz darauf zu verzichten, Stimmung und Empfindung zu berücksichtigen und zu beleben. Denn wenn wir uns fragen, in welcher Gestalt die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreich-Ungarns sowie unserer anderen Verbündeten sich weiterhin verwirklichen und offenbaren soll, so wissen wir ja, daß es an äußerem Rüstzeug hierzu nicht fehlen wird. Unsere Staatsmänner werden ein engeres diplomatisches Bündnis verein» baren; unsere Militärs werden für Abmachungen auf ihrem Gebiete sorgen; unsere Handelssachverständigen werden handelspolitische Abreden zu formulieren wissen. Alles schön und gut und gewiß notwendig und nützlich. Aber wir wollen uns doch darüber nicht mehr täuschen: allzuviel ist damit noch nicht erreicht. Der Wert geschriebener Verträge ist nach den Ereignissen dieser letzten Iahre im Kurse tief gesunken. Soweit sie mit der Tinte der Diplomatie geschrieben sind, ist diese Tinte verlöscht; soweit sie auf Papier verzeichnet sind, ist das Papier zerrissen worden. Unser neues Bündnis ist mit Blut geschrieben worden, und Blut ist dicker nicht nur wie Wasser, sondern auch wie Tinte. Unser neues Bündnis ist, um ein Wort der Kaiserin Katharina von Rußland zu gebrauchen, nicht auf Papier, sondern auf die kitzlige Menschenhaut geschrieben; und die hält fester wie Papier und Pergament. Kein Vertrag, keine Urkunde hat uns vor schmählichem Treubruch ehemaliger Verbündeter geschützt. Warum nicht? Weil die Urkunde eben nur ein Stück Papier war, weil der Vertrag eben nur eine Reihe von Para» graphen war, weil hinter dem Vertrage nicht das Herz der Völker stand, die daran beteiligt waren. Das Herz der Völker brauchen wir, um, was zunächst nur ein Wort ist, zur Wahrheit zu machen. Niemals kann ohne Zutun, ohne Mitwirkung des Herzens große Geschichte gemacht werden. Klügelnder Verstand, bohrender Scharfsinn mögen hier und da und auf kürzere Zeit einzelne Erfolge erringen; gewaltige große Wendungen im Völkerschicksal kann nur der herbeiführen, der die ganze Seele des ganzen Volkes für sich hat, mit sich reißt und von ihr getragen wird. I7usa tert nec, rn^itur — die Welle trägt und wird nicht gelenkt, war eines der Worte, zu denen unser unvergeßlicher Altreichskanzler, Fürst Bis» marck, sich bekannte, wenn er Leitsätze seiner Weltauffassung kennzeichnete. Damit wollte er sagen, daß das Tun des Einzelnen ohnmächtig ist, wenn er nicht die starke Welle, die tragende Woge des Gemeinwillens, des Gemeinempfindens für sich hat. Graf Andrü, ssn, des großen Mannes großer Freund, hat mit genialer Fassungskraft es herausgefühlt, wohin bereits zu seiner Zeit die Welle des Schicksals drängte, und sich mit raschem und kühnem Entschlusse ihr anver-traut. Diesem Strome weiter zu folgen, der jetzt freilich nicht mehr Wasserwellen, sondern blutige Wellen in seinem Bette birgt, ist unsere Aufgabe, und das Ver» ständms für die Notwendigkeit, sich ihm anzuvertrauen, weithin in unseren Völkern zu verbreiten, ist die erste unabweisbare Aufgabe unserer Waffenbrüderlichen Ver» einigungen. Sie wird auch nicht etwa sich erledigen, wenn einst der Tag des

Friedens erscheint. Im Gegenteil, stärker vielleicht noch als jetzt wird alsdann die Pflicht uns erstehen, für das Durchhalten, das Festhalten, das Hochhalten der waffenbrüderlichen Stimmung und Empfindung zu sorgen. Denn mit dem Kriege wird auch nur allzu leicht die hochgespannte Begeisterung abflauen, die uns jetzt erfüllt, beschwingt, beflügelt; sie wird den kleinen und kleinlichen Dingen des All» tages Platz machen, die den Menschen zu gewöhnlichen Zeitläuften, mehr als gut ist, beherrschen. Statt der nervösen Spannung, in der wir alle uns jetzt befinden, wird eine Abspannung eintreten, die nur zu natürlich ist, und der wir doch nicht erliegen dürfen. Wenn die Gefahr besteht und zur Wirklichkeit wird, daß wir in den Iämmerlichkeiten des Einzellebens, in Parteistreit und Parteizank das Große der jetzigen Zeit vergessen, dann sollen die Waffenbrüderlichen Vereinigungen ihre Stimmen erheben und an die Glocken schlagen, die uns die Erinnerung an die Zeit des Kampfes und Leidens wachrufen, die Erinnerung beleben an die Zeit, in der die Herzen zusammenschlugen und die Hände sich fanden, auf daß wiederum die Hände sinken, die gegeneinander in Haß und Zwiespalt erhoben sind, und die Herzen empfinden, daß wir, so groß der Widerstreit unserer Interessen im übrigen sein mag, im Letzten und Höchsten doch zueinander gehören.

Aber Begeisterung und Überschwenglichkeit sind verschiedene Dinge. Begeisterung müssen wir haben und behalten; Überschwenglichkeit sei uns fern. Würden wir ihr verfallen, so wäre ein kurzer Rausch der Erfolg, und das Erwachen aus ihm nichts weiter als eine schwere Enttäuschung, die mit dem Rausch auch die Begeisterung fortschwemmen könnte. Darum müssen wir neben der Begeisterung doch auch kühle und klare Überlegung wahren und können ihrer nicht entraten, müssen uns in ruhigem Erwägen klarmachen, welche Wege im einzelnen wir zu beschreiten haben, um dem Ziele näher zu kommen. Da tut vor allen Dingen eines Not: wir müssen einander kennen lernen; wir müssen viel tiefer, als es bisher geschehen ist, eindringen und uns verständnisvoll vertiefen in das Wesen des anderen Teiles. Zu diesem Zwecke ist es allererste Aufgabe, die Menschen zueinander zu führen, Land und Leute einander näher zu bringen und aus unzähligen einzelnen Fäden ein Gespinst herzustellen, das uns zum gemein» samen, uns umhüllenden Mantel wird. In Freiheit sich finden, ist ein Werk, das die staatliche Annäherung vorbereitet, ergänzt, trägt und unterstützt. Unendliches ist hier zu tun. Angefangen von den Reisen, die, nachdem uns die Länder unserer Feinde und zweifelhafter Neutraler für unabsehbare Zeiten verschlossen sind, uns die Schönheiten unserer wechselseitigen Landstriche offenbaren sollen, bis zu den engen Verbindungen zwischen allen Kräften des Kulturlebens und ihren Trägern — welch riesiges Gebiet bietet sich hier freudiger Schaffenslust dar. Mögen die Iuristen und die Ärzte, die Kaufleute, Industriellen und Landwirte, die Geistlichen und die Gelehrten, die Lehrer und die Studenten, die Sänger und Turner und Wanderer, mögen sie und alle anderen Angehörigen der Stände und Berufe als einzelne, wie alle ihre Organisationen einander die Hand reichen, miteinander in

Berührung, in Fühlung, in Freundschaft treten, sich besuchen und gemeinsame
Tagungen abhalten, ihre Schriften, ihre Mitglieder und ihre Meinungen aus»
tauschen und alles tun, was geschehen kann, um im wechselseitigen Geben und
Nehmen sich wechselseitig nicht zu berauben, sondern zu bereichern — und der Er»
folg wird nicht ausbleiben, der Erfolg des immer stärkeren Ineinanderwachsens
unserer Völker.
Freilich gilt es, auch auf dem Wege zu diesem Erfolge nicht planlos in's
Weite zu schweifen, sich zu zersplittern und zu verlieren. Auch auf diesem Wege
müssen wir die Schranken und Grenzen sorglich einhalten und wahren, die unserem
Vorwärtskommen durch die Natur der Dinge gezogen sind. Vor allem darf eines
niemals außer acht gelassen werden: als Gleichberechtigte stehen wir und arbeiten
wir zusammen. Die Gleichberechtigung, die Selbständigkeit, die Souveränität
jedes der verbündeten Staaten ist unverletzlich und muß unverletzlich bleiben. Nicht
ein Mischmasch von Staaten und Völkern, nicht ein neues staatsrechtliches Gebilde
gegenüber den bestehenden Staaten wollen wir schaffen, sondern in vollkommenster
Selbständigkeit wollen wir miteinander verhandeln, verkehren und gegen Dritte
wirken. Was von der staatlichen Souveränität gilt, gilt aber auch von der natio»
nalen Eigenart; wir wollen sie nicht schmälern, sondern wollen sie verstärken; wir
wrllen sie nicht beschneiden, sondern wollen ihr gerade umgekehrt die Sicherheit
geben, daß sie sich ausleben und entfalten kann. Wie denn unser Zusammengehen,
unsere Einigkeit überhaupt nicht dazu bestimmt ist, dem anderen etwas zu nehmen,
sondern dazu dienen soll, jedem das Seine zu lassen und zu mehren durch die Stütze,
die er im Freunde und Bundesgenossen findet. Der Ausgangspunkt für jeden der
Verbündeten muß insoweit das wohlverstandene eigene staatliche und nationale
Interesse sein und bleiben. Deshalb können wir es ruhig aussprechen: bei aller
Begeisterung und Opferfreudigkeit und Opferwilligkeit, bei all den starken
seelischen Trieben, aus denen heraus dieses Bündnis gewachsen ist, und von denen
es getragen werden muß und wird, ist ein gesunder, nationaler Egoismus nicht
ausgeschlossen, ja nicht einmal zu entbehren. Aber dieser Egoismus richtet sich
nicht gegen den anderen Teil und will sich nicht auf seine Kosten betätigen. Des-
halb kann man ihn sehr wohl einen heiligen Egoismus nennen, einen Egoismus,
der sicher viel heiliger ist als der „saeroeßoismu»", den die Treubrecher jenseits
der Alpen zu ihrem Motto gemacht haben. Denn heilig kann ein Egoismus nicht
sein, der sich in der Zerreißung beschworener Verträge zeigt; wohl aber ist heilig
ein Egoismus, der Verträge wahrt und auch in Not und Tod ausführt. Nicht
heilig ist ein Egoismus, der es gestattet, dem Freunde von gestern in schwerster
Stunde heute meuchlerisch in den Rücken zu fallen; aber heilig ist ein Egoismus,
der es mit sich bringt, im Kampfe ums Dasein dem Freunde mit gesammelter Kraft
zu Hilfe zu eilen. Nicht heilig ist ein Egoismus, der sich bereichern will durch
Hab und Gut, Länder und Städte, die dem einstigen Freunde gehören; aber heilig
ist ein Egoismus, der das Eigen des anderen Teiles mit schützen hilft. Italien

hat das Wort heilig entheiligt und entweiht; wir geben ihm den ruhigen Glanz
und die stolze Würde zurück, die ihm gebührt.
Und nun lassen Sie mich schließen, aber nicht, ohne noch mit wenigen Worten
auf ein ganz abliegendes Gebiet zu kommen. Gewiß werden uns, wenn wir die
Heimreise antreten, noch lange die Gedanken bewegen, die hier vor uns entrollt
und von uns erörtert worden sind. Gewiß wird diese Gedankenwelt auch noch bei
uns zu Hause den Gegenstand unseres Nachdenkens, unserer Erörterungen,
unserer Gespräche bilden. Aber daneben wird unsere Erinnerung und unser
Zurückdenken doch auch noch etwas anderes in sich aufnehmen und mit nach Hause
nehmen. Da ist das Bild eines Stromes, der in majestätischer Breite und in
wundersamen Windungen dahinfließt, während Strahlen der Frühlingssonne und
das bleiche Licht des Mondes zauberisch auf seinen Wellen sich spiegeln. Da sind
Höhenzüge, die diesen Strom geleiten und in köstlichen Linien dem Auge einen
Ruhepunkt bieten. Da sind Brücken, die in stolzem und zugleich zierlichem
Schwunge den Strom überbrücken. Da sind breite Straßen, glänzende Plätze,
schimmernde Paläste, ragende Kirchen, stolze Monumente, die ein Städtebild von
überwältigender Herrlichkeit schaffen. Da sind endlich Menschen, stattlich von
Wuchs, kühn in der Bildung des Gesichts, liebenswürdig im Benehmen, hoch-
gemut im Wesen. Da ist ein Volk, kernhaft und tüchtig, stark und stolz, zielbewußt
und fest, erprobt im Leiden und kraftvoll im Handeln. Das alles schließt sich
zusammen zu dem Bild, das uns nach Hause geleitet und uns ein unvergeßliches
Geschenk dieser Tage bleibt. Daß die Ungarische Waffenbruderliche Vereinigung
uns Gelegenheit gegeben hat, dieses wundersame Bild in uns aufzunehmen, dafür
sei ihr nochmals und herzlich gedankt. Vergessen auch Sie uns nicht, wie wir Sie
nicht vergessen werden. Vergessen Sie über das sachliche Zusammenwirken hinaus
nicht diese persönliche Berührung, die uns hier zuteil geworden ist. Wenn auch
Sie wieder zurückkehren in Haus und Heim, wenn sich längst Hunderte und
Tausende von Meilen zwischen Sie und uns gelegt haben, dann möge noch leise
und verhallend und doch deutlich der Ruf in Ihren Ohren und in Ihren Herzen
nachklingen, in den ich jetzt meine Freunde und Landsleute und die Gäste aus dem
uns befreundeten Österreich und Bulgarien einzustimmen bitte: Die heute
begründete Ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung, sie möge das große und
stolze Werk, das sie in Gemeinschaft mit uns zu vollführen trachtet, zur Vollen»
dung bringen; sie möge die Hoffnungen, die wir auf sie setzen, erfüllen, möge mit»
wirken zum Heil unserer Staaten und Völker, zum Erstarken unserer Zusammen»
gehörigkeit, zur Festigung unseres Bündnisses; sie möge blühen, wachsen und
gedeihen; sie lebe hoch!

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder

Ein Brief des srüheren Botschafters in Wien
Fürsten Wedel.

Fürst Wedel, der frühere deutsche Botschafter in Wien, später Statthalter
von Elsaß»Lothringen und derzeit Generaladjutant des Deutschen Kaisers, schrieb
an den Geheimen Rat Sztersnyi folgenden Brief:

Eure Erzellenz hatten die große Liebenswürdigkeit, mir zu der konstituierenden
Generalversammlung der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung und den
damit verbundenen Veranstaltungen eine besondere Einladung zugehen zu lassen,
eine Aufmerksamkeit, für die ich hierdurch meinen verbindlichsten Dank ausspreche,
teider bin ich verhindert, der Einladung Folge zu leisten. Ich bedauere das umso
lebhafter, weil mir dadurch die Gelegenheit geraubt wird, in der Hauptstadt Un»
garns an dem Taufakte einer Schöpfung teilzunehmen, die bestimmt ist,
dem in Iahrzehnten treu bewährten> und durch gemein»
sam vergossenes Blut gekitteten Bündnisse unserer
Reiche immer festere und dauerndere Grundlagen zu
schaffen. Dabei würde es mir zur besonderen Freude gereicht haben, der
tapferen ungarischen Nation, zu der ich durch meine amtlichen Stellungen während
längerer Iahre in unmittelbaren Beziehungen stand, erneut meine warmen
Sympathien bekunden zu können. Mit der Bitte, dem Herrn Vorsitzenden Grafen
Iulius Andrässy meine aufrichtigsten Empfehlungen übermltteln zu wollen,
bin ich mit der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung Ew. Erzellenz ganz er»
gebenster Fürst Wedel.

Exzellenz Dr. Bernhard Dernburg.

Ansprache in der juristischen Abteilung der Ungarischen Waffenbrüderlichen
Vereinigung.*)

Man verspricht sich viel für die Herstellung dauernd warmer und freundschaft»
licher Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn von einer weit gehenden
wirtschaftlichen Verständigung, und so sehr ich einer solchen Verständigung zu-
geneigt bin, und so stark ich sie wünsche, muß ich doch sagen, die Gleichrichtung
wirtschaftlicher Interessen oder deren Aussöhnung vermag viel, aber nicht
alles und vor allem nicht das wichtigste, nämlich eine Annäherung und Freund»
schaft dauernder Art, die nur auf Sympathie und Verständnis beruhen kann. Wäre

*) Vom Verfasser für „Nord und Süd" durchgesehen. Die Redaktion.

e«n guter und nutzbringender Güteraustausch für eine solche Verständigung das
entscheidende, wie viele Freunde hätte Deutschland in dieser Krisis haben
müssen und wie viele hat es gehabt? Selbst Völker, die im
erbittertsten wirtschaftlichen Kampf stehen, können angenähert werden
und bleiben, wenn sie auf kulturellem Gebiet gleiche Ideale besitzen.
Die Rivalität Iapans mit China in der Mandschurei ist
ja bekannt, und Sie können sich denken, in welcher erfreulichen Lage ich zwischen
meinen chinesischen und japanischen Adjutanten mich vor einigen Iahren in
Mugden befunden habe; beide typische Vertreter der sich bekämpfenden Wirtschaft»
lichen Interessen. Und da habe ich diesem unerträglichen Zustand durch eine
Kriegslist ein Ende gemacht, die Ihnen zeigen soll, was ich meine. Die chinesische
Schrift ist eine Bilderschrift und Schriftzeichen der Iapaner und Chinesen sind die
gleichen. Da die Völker aber verschiedene Sprachen sprechen, so können sie sich
nicht verstehen, denn das Schriftzeichen, das bei den Chinesen „Pferd" aus-
gesprochen wird, heißt bei dem Iapaner vielleicht „Gaul". Doch folgt daraus,
daß der Chinese japanisches, der Iapaner chinesisches verständlich lesen müßte.
Diese Gemeinschaftlichkeit, die auf eine alte Kultur hinweist, habe ich benutzt,
zur Frage: „Kannst du, javanischer Freund, das lesen, was mein chinesischer hier
aufschreiben wird?" Auf die Antwort: „Ich denke wohl", ließ ich ihm einen
Spruch aus dem Confucius aufschreiben, den sie beide mit verschiedenen Worten
mir in's Englische übersetzten. Und aus dieser Entdeckung gab es eine Ortho»
graphie'Vergleichung und eine angeregte Unterhaltung und eine persönliche
Freundschaft der beiden Herren, sodaß, als ich vier Wochen später wieder durch
Mugden kam, sie mich beide gemeinsam am Bahnhof begrüßten.
Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung hat besonders ihre Rechts»
abteilung ausgebaut und hofft sich mit ihren ungarischen und österreichischen
Freunden in nutzbringender Arbeit zu finden. Dieses Gebiet ist wie kein anderes
geeignet, jenes tiefere Verständnis für Wesensart und Ziele zu erzeugen. Denn
das Rechtssystem und die einzelnen Gesetze sind doch nur der Niederschlag des
moralischen Empfindens und des Temperaments der Völker. Sie folgen der Ent»
wicklung, geben ihr die Form, die der artikulierte Teil der Bevölkerung verlangt,
fördern und hemmen der nationalen Eigenart entsprechend, und darum lege ich
gerade der juristischen Sektion, der ich angehöre, eine große Bedeutung bei. Man
hat sich sehr gewundert in Deutschland über die unfreundliche Stellung, die die
Vereinigten Staaten uns gegenüber in dieser Krisis eingenommen haben, und man
hat geglaubt, daß das geschäftliche Interesse Amerikas diese Haltung diktiert habe.
Das ist sicher nicht der Fall, und es wäre auch nicht zu erklären, weshalb die Rufer
im Streit insbesondere die Gelehrten, die Professoren gewesen sind, die ja mit
Geschäften auch in Amerika nichts zu tun haben. Viel näher an's Ziel trifft die
Erklärung, daß Amerika ursprünglich eine englische Kolonie war. Aber auch das
ist nicht ganz richtig. Bei den Beratungen über die amerikanische Konstitution

und über die amerikanische Nationalsprache blieben die Stimmen für die deutsche Sprache hinter den für die englische nur ganz wenig zurück. Aber die Annahme der englischen Sprache hat den Bezug englischer Geistesprodukte ebenso wie englischer Gelehrter, Prediger, Arzte unendlich erleichtert. Den Hauptgrund aber sehe ich in dem gleichartigen Rechtssystem, dem beständigen Austausch von Rechtserfah» rung, ja der Gültigkeit englischer Präjudizien in gewissen amerikanischen Rechts» fragen. Hierdurch erhält die politische Geistesannäherung einen ganz besonders starken Impuls, und die Frage nach Recht und Unrecht in diesem großen Kampf ist die in Amerika am meisten gestellte und ihre Entscheidung zu ungunsten Deutsch» lands für die Haltung der Geistes» und Geschäftswelt das bestimmende gewesen.
Ich wünsche also eine sehr intensive Arbeit der juristischen Sektion und glaube, daß aus dieser jenes Verständnis eher als das jeder anderen Arbeit unserer Vereinigung hervorgeht, welches nötig ist zu einer dauernden guten Kameradschaft.
Man vergesse nicht, daß die Regelung der Handels» und Industrie»Beziehungen sich niemals nach ganz reinen Linien vollziehen kann, sowohl zwischen den vertrag» schließenden Ländern, als auch innerhalb dieser zwischen den Produzenten der einzelnen sind Kompromisse nötig, und nicht zu umgehen. Diese Schwierigkeit.fällt auf dem Gebiet der juristischen Annäherung wie auf allen anderen auf dem Planum der Ideen fort.
Aber nicht nur für das gegenseitige Verständnis der Völker und als eine feste Grundlage für die bestehende Sympathie zwischen unseren Ländern, sondern auch zur Förderung der eigenen Institutionen ist die intensive Beschäftigung mit den Rechts»Institutionen ideologisch veranlagter Völker bedeutungsvoll. Das politische Ziel unserer beiden Nationen ist beiderseitig die bürgerliche Freiheit. Aber wir suchen sie im Gegensatz zu Amerika und dem europäischen Westen nicht gegen den Staat und gegenüber dem Staat, sondern vom Staat und als seine Glieder. Der Geist, der dem deutschen Leben am stärksten sein Gepräge gegeben hat, weil er vorfühlend auch sein bester Interpret war, Goethe sagt in einem nachgelassenen Sonett:

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister;
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Diese Freiheit durch das selbstgegebene Gesetz, durch die Selbstdisziplin des staatlichen und privaten Lebens, der Dienst an der Allgemeinheit als die Grund» lage der bürgerlichen Rechte ist das gemeinsame Ideal, dessen Ausbau durch die Berührung, Vergleiche und Anfeuerungen nur gefördert werden kann.

Ungarns Gruß an die Waffenbrüder
Besuch im Parlamentsgebäude.
Die in Budapest weilenden Mitglieder der Reichsdeutschen und der Öster»
reichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung fanden sich am 12. Iuni nach 10 Uhr
vormittags im Kuppelsaale des Parlamentsgebäudes zusammen, wo sie von ihren
ungarischen Gastgebern empfangen und vom Vizepräsidenten des Abgeordneten-
hauses, Elemsr v. Simonis ik mit folgenden Worten begrüßt wurden:
Meine Herren! Indem ich meiner aufrichtigen Freude darüber Ausdruck
verleihe, daß Sie gekommen sind, die Hallen der ungarischen Gesetzgebung zu
besichtigen, entbiete ich Ihnen, von den lebendigen Gefühlen der Bundestreue
durchdrungen, mit wärmstem kameradschaftlichen Empfinden unsern Gruß. (Beifall.)
Lassen Sie uns hoffen, daß Sie, unter den festgefügten Schwibbogen dieses
unseres Heimes wandelnd, neue Stützpunkte seelischer Gemein-
schaft finden werden, um das Denken und Fühlen der ungarischen Nation zu
erfassen, in deren Gesinnung als einheitliche und unbeugsame Urkraft der un»
bezwingbare Wille lebt und lodert, im Einvernehmen mit ihrem gekrönten König
ihr Leben und ihre Eristenz zu verteidigen, ihre Selbständigkeit zu wahren und die
Fortsetzung ihrer tausendjährigen glorreichen Vergangenheit in der Form einer
würdigen Zukunft zu sichern. Gott zum Gruß! (Lebhafte Eljenrufe.)
Hierauf erwiderte der Vizepräsident des deutschen Reichstages Heinrich
W. Dove folgendes:
Hochverehrter Herr Präsident! Gestatten Sie mir, im Namen der deutschen
Parlamentarier, der Mitglieder des deutschen Reichstages und der einzelnen Land»
tage unseren tiefsten Dank für die freundliche Begrüßung auszusprechen. Wir sind
ja eigentlich nicht in unserer Eigenschaft als Parlamentarier nach Budapest
gekommen; aber wer sollte in Budapest weilen, ohne dieses herrliche Gebäude in
Augenschein zu nehmen? Und kommt doch in ihm recht sinnfällig zum Ausdruck,
welche Kraft und welche Macht das Parlament im ungarischen Verfassungsleben
hat, Verfassungsfragen sind es ja, die wesentlich Ihre Geschichte ausmachen, wie
uns mit hinreißender Beredsamkeit in den letzten Tagen wiederholt vor Augen
geführt wurde. Iedes Parlament ist ein Kampfplatz, auf dem die verschiedenen
in der Nation lebenden Kräfte sozialer wirtschaftlicher Natur, die verschiedenen
Weltanschauungen, Rechtsanschauungen miteinander ringen, um so sicher zur Gel-
tung zu bringen. Aber es gibt Augenblicke, wo der eiserne Hammer der Not»
wendigkeit ein Volk zusammenschweißt, sodaß alle Parteien verschwinden, und in
solcher Zeit leben wir. Uns Deutschen wird unvergeßlich bleiben jene erste
Sitzung des Reichstages nach der Kriegserklärung, als
auch in den Parlamenten — und gerade in Ihrem beson-
ders — zum Ausdruck kam der einige Entschluß des ganzen
Volkes, dieses furchtbare Geschick zusammen mit aller
Kraftzu ertragen bis zum glücklichen Ende, bis zum Siege.

Je länger der Krieg dauert, um so schwerer wird es natürlich, diese Einigkeit zu erhalten. Aber das Beispiel unserer Kämpfer da draußen, die Disziplin halten bis zum letzten Augenblick und die mit ihrem Herzensblut für unsere Sicherheit bürgen, muß auch für uns maßgebend sein (Beifall), denn wir müssen überzeugt sein, daß es sich hier handelt um die Grundlage, auf der auch das parlamentarische Leben unseres Vaterlandes beruht: Ihres und des unsrigen. Und darum soll diese Einigkeit auch erhalten bleiben, zumal wir, die Parlamente, ja auch berufen sein werden, dereinst das Bündnis, das zwischen uns früher geschlossen wurde und das jetzt noch fester geworden ist, auch in verfassungsmäßiger Form auszubauen. Treibt uns ja doch alles, besonders seit wir uns auch persönlich kennen gelernt, alles, was wir bisher aus Ihrer Freundlichkeit in Budapest gesehen haben, zur Überzeugung: ja, wir stehen doch hier unter Freunden. Und wir schlagen ein in die Hand, die uns geboten wird. (Beifall.) Wehe dem Volk, wo im Laufe des Krieges der alte Parteigeist wieder auflebt! Wir sehen es ja doch an Beispielen anderer: wer die Treue des Bundesgenossen nicht halten kann, der vermag auch die Einigkeit im eigenen Volke nicht zu wahren, nicht so zu halten, wie wir. (Beifall.) Wir aber wollen in Einigkeit zusammenstehen und auch in Zukunft ein einiges Bündnis mit» «inander pflegen, um in harter Friedensarbeit dann weiter auch auf verfassungs» mäßiger Grundlage gemeinsamen Kulturbestrebungen zu dienen. (Lebhafte Bravorufe und Beifall.)

Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Dr. Iulius Sylvester, sprach hierauf folgende Worte:

Meine Herren! Gestatten Sie auch mir, Ihnen als Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses unseren herz» lichsten Dank darzubringen. Ich bin zwar nicht mehr berechtigt, im Auftrage unseres Hauses zu sprechen, das ja geschlossen ist, wiewohl ich noch geschäftsführender Präsident bin. Ich kann aber im Namen meiner engeren Freunde, die hier erschienen sind, Ihnen deren wärmsten Dank überbringen. Aus den Reden, die wir gestern gehört haben, und aus der persönlichen Aus» sprache ist hervorgegangen, daß einevollkommene Umgruppierung unserer Gedankenwelt stattfindet. Während wir in früherer Zeit unsere Kinder nach dem Westen gesandt haben, und während Not und vielleicht Abenteuerlust unsere Leute nach Amerika getrieben, tritt heute ein neuer Gedanke in den Vordergrund, und das ist die Renaissance des Ostens. Wir richten wieder unsere Blicke in die alten Uranfänge der Menschheit zurück: nach Mesopotamien, wir schauen auf Kleinasien und wir müssen auch unsere Stellung revidieren Ihnen gegenüber und der Ostwelt gegenüber. Und da müssen wir auch sagen: Die sprichwörtliche Gastfreundschaft, mit der Sie uns hier empfangen haben — ist es doch in deutschen Landen überall gang und gäbe, daß die Ungarn wirklich eines der gastfreundlichsten Völker der Erde sind —, diese sprichwörtliche

Gastfreundschaft möge sich umwandeln in die Nachbarfreundschaft. Leider ist
eben bisher in unseren gegenseitigen Beziehungen die Zeit wiederholt durch
Zwistigkeiten ausgefüllt worden; auch Leute, die Scholle an Scholle wohnen,
haben wohl Streitigkeiten; aber wir müssen unsere Stellung»
nahme revidieren und wir müssen trachten, unsere gegen»
seitige Freundschaft mit Ungarn für die Zukunft zu
beleben. Die Donau, die da unten fließt, ist das silberne Band, das uns, die
beiden Staaten, vereinigt. Möge sie zu einem goldenen Bande werden im Inter»
esse beider Reiche, im Interesse beider Staaten, und in diesem Geiste gebe ich meinen
Handschlag: wir wollen treue Freunde bleiben. (Lebhafter Beifall.)
Nach diesen eindrucksvollen Reden unternahmen die Erschienenen unter Lei»
tung der ungarischen Abgeordneten in kleineren Gruppen die Besichtigung des
Parlamentsgebäudes.
Exz. Gras Stefan Tisza, Ministerpräsident.

Vor der Ernte.

Den nachstehenden Aufsatz entnehmen wir der volkstümlichen Wochenschrift
„Igazmondü", nach der deutschen Übersetzung des „Pester Lloyd".
Unter tausend Schwierigkeiten und Sorgen, bei verdoppelter Arbeit geht die
Zeit rasch über den ungarischen Landwirt dahin. Kaum haben wir die Frühjahrs»
arbeiten hinter uns, und schon sind wir mitten drin in der schweren Arbeitszeit
des Sommers. Das Hhrenmeer des Alföld legt seine goldgelbe Feiertagstracht
an, wir sind an der Schwelle der Erntezeit, und damit stehen wir vor der größten
Aufgabe, die dieser Krieg bisher der landwirtschafttreibenden Bevölkerung auf-
erlegt hat.
Die ganze Mannheit der Nation steht im Felde. Die Millionen Männer,
deren starker Arm sonst die Sense schwang, verteidigen jetzt auf fernen Schlacht»
feldern das Vaterland.
Wer wird in der Heimat ihre Arbeit verrichten? Kriegsgefangene und
beurlaubte Soldaten?
Es wird alles geschehen, damit auch diese so zahlreich wie nur irgend möglich
sich zur Arbeit stellen. Seit langen Monaten sind hierüber unausgesetzt Verhand»
lungey im Zuge zwischen der Regierung und der Heeresleitung.
Auch die letztere ist sich dessen wohl bewußt, daß die Verrichtung der Ernte»
arbeiten eine große und notwendige Aufgabe ist. Sie unterläßt auch nichts, um
der landwirtschaftlichen Bevölkerung behilflich zu sein. Für die Erntezeit über-
läßt sie der Landwirtschaft auch solche Gefangene, die sonst für anderweitige

Arbeiten, wie beispielsweise Straßenbau, in Anspruch genommen sind. Auch wer»
den die entbehrlichen Reserven für die Erntezeit in die Heimat entlassen.
Aus der Reihe der letzteren stellen wir bloß Arbeiter, die keine eigene Wirt»
schaft besitzen, den größeren Wirtschaften zur Verfügung. Selbständige Landwirte
oder deren Kinder können nach Hause gehen, um in erster Reihe ihre eigene
Fechsung einzuheimsen. Doch müssen auch diese sich bei der wirtschaftlichen Kom»
Mission ihrer Gemeinde unverzüglich melden. Diese Kommission ist berechtigt und
verpflichtet, dafür zu sorgen, daß auch diese Leute den Ernteurlaub gut ausnützen
und nach dem Schnitte ihrer eigenen Ernte bei den Erntearbeiten ihrer im Felde
weilenden Kameraden mit dem größten Eifer behilflich seien. Iede Gemeinde
wird daher in der Lage sein, die Arbeitskraft der mit Ernteurlaub heimkehrenden
Soldaten in der zweckmäßigsten Weise zu verwerten.
Ich wiederhole, wir sammeln alle entbehrlichen Leute und diese Arbeitskraft
verteilen wir gerecht unter die kleinen und die großen Landwirte und unter die ver-
schiedenen Gegenden des Landes.
Wir dürfen uns aber nicht dem Glauben hingeben, damit allein über die
Klippe hinwegzukommen. Der Krieg hat Millionen der landwirtschaftlichen Arbeit
entzogen. Zum Ersatz für diese Millionen können wir, auch wenn wir alles zu»
sammenraffen, bloß Hunderttausende stellen. Die Zahl der für die Erntearbeiten
eingestellten Kriegsgefangenen und beurlaubten Soldaten ist um so vieles geringer
als die Zahl der im Felde stehenden Landwirte und landwirtschaftlichen Arbeiter.
Dieser Tatsache können wir durchaus nicht abhelfen. Die Regierung tut, keine
Mühe scheuend, alles Mögliche, aber das Unmögliche kann auch sie nicht möglich
machen. Da kann nichts anderes helfen, als der Fleiß, die Ausdauer, die Willens»
kraft der Daheimgebliebenen. Diese alle, die ganze Bevölkerung, klein und groß,
müssen jetzt ihren Mann stellen. Wir alle müssen uns von dem Gefühl durch»
dringen lassen, daß die Sache unseres einen Kampf auf Leben und Tod führenden
Vaterlandes in diesen Erntewochen uns eine große und heilige Pflicht auferlegt,
die wir ohne Zagen, einander beistehend, unsere Kraft bis zum Äußersten an-
spannend, erfüllen müssen.
Die Regierung hat auch in dieser Richtung alles, was sie tun konnte, getan,
indem sie die Behörden und die aus dem Kreise der landwirtschaftlichen Bevölke»
rung gebildeten Komissionen mit Rechten ausstattete, kraft deren jeder arbeits»
fähige Mann so lange zur Arbeit verhalten werden kann, bis die ganze Ernte ein»
geheimst ist. Die landwirtschaftliche Bevölkerung kann also selbst die Arbeit orga-
nisieren. Möge sie energisch, eifrig und weise sich der ihr übertragenen Macht
bedienen. Möge sie Vorsorge treffen, daß bis zum Abschlusse der Erntearbeiten
kein Müßiggänger im ganzen Lande sei. Und möge jedermann mit heiliger De»
geisterung an die Arbeit schreiten. Wir müssen trachten, unserer auf dem Schlacht»
felde kämpfenden Söhne würdig zu sein. Während sie ihr Blut für das Vaterland

vergießen, wollen wir, die Daheimgebliebenen, auch unsere Arbeit tun. Lasset uns daher mit der gleichen Willenskraft, Entschlossenheit und opferbereiten Vaterlandsliebe diese um so vieles leichtere Arbeit tragen, als es diejenige ist, mit der unsere wackeren Söhne gegen die Übermacht unserer Feinde ankämpfen!

Wir wollen geloben, uns ihrer würdig zu erweisen. Auch in der Niederringung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden uns die auf den Kriegsschau» platzen siegreichen Tugenden des ungarischen Volkes zum Siege verhelfen.

Georg Bernhard:

Die Waffenbrüder.*)

Budapester Erinnerungen.

Ein strahlender Sonnentag war es. Ein lustig bewimpeltes Schifflein hatte Reichsdeutsche, Österreicher und Ungarn hindurch zwischen Ofen und Pest die Donau entlang zur Margarethen»Insel geführt. Inmitten des Parks auf der Terrasse standen die Tafeln zu feierlichem Festmahl gerüstet. Die Lebensfreude des ungarischen Volks, die ihm keine Not der Zeit zu rauben vermag, sandte jubelnde Iuchzer zu den versammelten Männern herüber! Drunten im Grünen wickelte sich das Volksfest „der Tausend Backfische" ab, das Budapester Mädchen zu Kriegsunterstützungszwecken veranstaltet hatten. Über der Festversammlung aber lagerte der Ernst der östlichen Russenerfolge und ließ die Stunde, da die Waffenbrüder aus Wien, Budapest und Berlin ihren Bund erneuern wollten, besonders bedeutsam erscheinen.

Das Stimmengewirr der stattlichen Tafelrunde verstummte plötzlich. Am Haupttische wuchs eine Gestalt empor, lang und immer länger, bis sie schließlich in voller Größe dastand: Graf Albert Apponyi. Ein schlanker sehniger Körper mit einem Kopf, der zunächst merkwürdig anmutet, namentlich, wenn auf ihm ein kleines, eigen geformtes Hütchen balanciert. Aber ein Kopf, der fesselt, wenn man ihn betrachtet, und der entzückt, wenn er in nervöser und doch schöner Bewegung die Worte des Redners begleitet, wenn die große Hakennase sich bläht, um mit» zuhelfen, dem Atem einer hinreißenden Beredsamkeit Raum zu schaffen.

Man hört oft, wenn Männer zu irgendeinem Zweck schmausen, schöne Reden. Schillernde Worte gleiten an einem vorüber, und wenn man am nächsten Tage sich ins Gedächtnis zurückrufen will, was denn eigentlich ihr Inhalt war, so sucht man vergebens und findet nichts. Wir wissen, daß es eine ungarische Nationaleigentümlichkeit ist, reden zu können. Aber wenn die Ungarn selbst — die im

') Mit Genehmigung des Verfassers der „Vosffschen Zeitung" entnommen.
Die Redaktion.

Grafen Tisza einen Redner von Kraft und Klarheit, im Grafen Andrejs» einen
Meister feinziselierter Satzbildungen besitzen, und die nach vielen Dutzenden ihre
sogenannten guten Redner zählen — den Grafen Apponyi für ihren besten Redner
halten, so durfte man sich ein Fest von seltener Weihe erwarten, als er im Sonnen»
glanz und Frühlingsgrün zu deutschen Gästen zu sprechen anhub. Aber die Er»
füllung war unendlich viel schöner als die Erwartung. Beifallsstürme unter»
brachen fortgesetzt den Redner, wenn er wieder einmal mit Geist, Mund und Hand
einen Satz besonders schön geformt hatte. Diese Hände — groß und doch fein —
begleiten alle seine Worte, wie wenn sie an unsichtbarer Masse herumformten,
und sie geben sichtbar Zeugnis davon, daß hier keine glatte geölte Beredsamkeit
gewohnte Spulen abhaspelt. Hier ringt dauernd der Geist mit der Form, und
die Bilder wachsen dem Redner allmählich und immer schöner aus den Tiefen
feines Herzens heraus. Nie hörte und sah man freudigeren Beifall als am
Schluß der Apponyischen Rede. Die Eljen» und Bravorufe erschütterten die Luft,
und sie kamen nicht nur von der Festversammlung, sondern von den Hunderten von
Ungarn in Zivil und Feldgrau, die in immer größerer Zahl während der Red«
aus dem Garten zur Terrasse heraufgeströmt waren. Da war kein Unterschied
zwischen Freund und Gegner. Graf Albert Apponyi hat eine wechselvolle politische
Laufbahn hinter sich. In reifen Iahren hat er sich allmählich von rechts nach links
entwickelt. In jeder neuen Partei ist er Führer und Anreger gewesen. Kein
Wunder, daß er neben begeisterten Freunden auch ebenso eifrige Bekämpf« hat.
Aber an jenem sonnigen Sonntage, da rauschte der Beifall aller einmütig zu ihm
empor, und einer, der am eifrigsten Hand auf Hand schlug, war der alte Graf
Khuen»Hsderväry, der außer Stefan Tisza vielleicht sein ausgesprochenster
politischer Gegner ist.
An jenem Tage wurde noch viel und gut gesprochen. Am besten vielleicht
vom Reichstagsabgeordneten Schiffer, der die deutschen Waffenbrüder führte,
und dem es gelang, selbst nach der Apponyischen Glanzleistung seinen klugen und
starken Worten Gehör, Verständnis und Beifall zu verschaffen. Aber die Worte
dieses Tages wirkten nach und waren nicht beim Dämmern des neuen Morgens
verblaßt. Der Graf Apponyi hat, was all seine Landsleute werden anerkennen
müssen, seinem engeren und auch seinem weiteren Vaterlande, der gesamten Doppel»
Monarchie, durch seine Rede einen außerordentlichen Dienst geleistet.
Es war schön, sehr schön, als er Ungarns Geschichte an uns vorüberziehen
ließ und uns dabei auch mit plastischer Anschaulichkeit in jene Zeiten führte, da
Ungarn mit seinen Scharen Europa gegen das Überfluten durch die Türken schützte.
Es war nicht unnütz, daß der Graf zur Erwägung stellte, was wohl aus Europa
geworden wäre, wenn seinerzeit Ungarns erster christlicher König das Christentum
von Byzanz angenommen und sich damit nach dem Osten hin orientiert haben
würde. Aber trug das alles auch dazu bei, der Rede historischen und politischen
Gehalt zu verleihen, die große Bedeutung der Worte des Grafen Apponyi bestand

doch darin, daß er uns Deutschen einen tiefen Einblick in die ungarische Seele und in das eigenartige Verhältnis verschaffte, das zwischen Österreich und Ungarn besteht. Er wollte, wie er wiederholt sagte, nichts weiter, als daß wir Reichs» deutschen unsere Kenntnisse über Ungarn nicht nur auf dem Umweg über Wien, sondern auch direkt von Budapest und Ungarn selbst beziehen.

Wenn man diesen Wunsch vernimmt, so kann er auf den ersten Blick wie eine Unfreundlichkeit gegenüber Österreich anmuten. Und es hat im Vorhinein auch bei uns eine ganze Menge ängstlicher Menschen gegeben, die vor der Reise nach Budapest bange machten und die es beinahe so hinstellten, als ob da eine Verschwörung zwischen Budapest und Berlin gegen Wien angezettelt werden sollte. Aber gerade darin liegt die politische Bedeutung der Waffenbrüdertagung in Budapest, daß alle diese Befürchtungen von denen, die in Budapest gewesen sind, als eitel erkannt wurden. Die direkte Verständigung zwischen der Residenz des ungarischen Königs, der zugleich Österreichs Kaiserkrone trägt, und dem Deutschen Reiche, dessen Hauptstadt durch ihren Oberbürgermeister als eines der Häupter der Verständigungsaktion vertreten war, hat bei den meisten von uns wohl eine wesentliche Korrektur unserer Anschauungen über die Verhältnisse in Österreich» Ungarn gebracht. Nach einer ganz anderen Richtung hin als die Leisetreter bei uns und auch in Wien erwarteten.

Es hat einmal einer gesagt — und ähnliche Anschauungen hat man auch in den Reden der Budapester Festtage hören können —, daß man in Deutschland über die politischen, staatsrechtlichen und völkischen Verhältnisse Österreich-Ungarns schlechter unterrichtet sei als über die Türkei oder über irgendein afrika» nisches Land. Das ist übertrieben. Aber wir wollen doch ganz ehrlich eingestehen, daß vielfach der Zusammenhalt zwischen den Staaten Österreich und Ungarn bei uns nicht ganz unähnlich der Auffassung beurteilt wurde, die die Franzosen und Engländer etwa von der Stimmung zwischen Preußen und den deutschen Süd» staaten haben. Bei unseren Feinden dringt noch jetzt manchmal so etwas wie eine Hoffnung durch, daß doch endlich Bayern und Württemberg ihrem heißen Wunsche folgen könnten, sich von Preußen zu trennen. Ganz so haben wir ja nicht über Österreich und Ungarn gedacht. Aber daß mindestens bei einer starken Minderheit der ungarischen Bevölkerung die Idee: Los von Österreich! in einem Winkel ihres Herzens schlummere, das schien manchem von uns als nicht erst zu erweisende Tat» sache. Von solchem Wahn ist jeder, der ihn etwa hegte, durch die Budapester Tage gründlich geheilt worden.

Ich habe in Budapest und auch noch in Wien die meisten der für die ungarische Politik bedeutsamen Männer gesprochen. Männer aller Parteien und aller Schattierungen. Minister und solche, die es werden könnten, wirkliche und vermeintliche Staatsmänner, Angehörige der Aristokratie, der Finanz, der Presse und der verschiedensten Volkskreise. Ie nach der Parteistellung und dem Tempe-

rament war Ton und Inhalt ihrer Auslassungen über die augenblickliche Regierung über Österreich und über Deutschland verschieden. Aber über eins waren sich all diese Männer klar: für Ungarn ist nirgendwo anders Platz, als an der Seite von Österreich. An der Seite von Österreich. Darauf allerdings legen sie alle Gewicht: nicht unter Österreich. (Wie Österreich anderseits auch betont, nicht unter Ungarn.) Aber nur eine Stimme besteht von der äußersten Rechten, die durch Tiszas starre Iunkernatur geführt wird, bis zur äußersten Linken, über die Grafen Karolyi und Zichy, daß die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie gleichzeitig das Lebensinteresse Ungarns bedeutet. Vielleicht sieht man in Ungarn schärfer als an manchen Stellen Österreichs, daß diese Erhal» rung der Gesamtmonarchie am besten und befriedigendsten durch die enge Freund» schaft mit Deutschland verbürgt werden kann. Aber man kann getrost sagen, daß <s eine gewissenlose Verleumdung bedeutet, wenn vielfach ausgestreut worden ist, daß die Ungarn (gleichgültig, ob Regierung oder Opposition) unter Ausschaltung »Österreichs zu Deutschland wollen. Mit heiligem Respekt sprechen auch die temperamentvollsten Oppositionsleute in Ungarn von der Person und vom Amt ihres Königs, und die pragmatische Sanktion gilt für sie als ein unantast' bares Gut.

Es soll späteren Ausführungen vorbehalten bleiben, über die einzelnen Probleme staatsrechtlicher und politischer Natur zu sprechen, die sich demjenigen aufdrängen, der mit eigenen Augen sich in Budapest und Wien umgesehen hat. Aber gar nicht schnell genug kann der, der aus den Ländern des uns verbündeten greisen Monarchen zurückkehrt, den Eindruck firieren, den er über die unwandel-bare Loyalität der Ungarn empfangen hat. Denn dieser Eindruck beweist, wie ersprießlich die Fahrt der Reichsdeutschen in's Land der Ungarn gewesen ist. Er» sprießlich für das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn. Ersprießlich aber noch viel mehr für unser Verhältnis zu Österreich. Denn gerade durch das, was wir in Ungarn sahen und hörten, haben wir gelernt, wie stark im Grunde doch das Staatengefüge der uns verbundenen Doppelmonarchie ist. Viel läuft da an Strömungen und Strebungen neben» und durcheinander. Viel ist da zu hören und zu sehen von Verärgerungen und Mißverständnissen. Aber immer handelt es sich 1>abei um innere Fragen, in die sich hineinzumischen dem Feinde, ja vielleicht auch dem Freunde schlecht bekommen würde. Da ist Gärung und Umformung. Altes will sich wandeln und Neues sich emporringen. Aber keine Rede kann sein von Zersetzung und Fäulnis. Und darin, das scharf und klar gesagt zu haben, darin, daß er allen, die ihn hörten, die Augen öffnete, um mit Empfänglichkeit später das zu betrachten und zu verstehen, was um ihn herum vorging, darin bestand das große Verdienst, das Graf Albert Apponyi sich um Ungarn, um Österreich und um uns in jener festlichen Stunde auf der Donauinsel erworben hat.

De. Otto Liebmann,
1. Schriftführer der Abteilung für Recht und Rechtspflege:

Mitteleuropäische Rechcsannäherung.*)

Bericht über die Tagung der deutschen Rechtsabteilung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung in Berlin am 4. Iuni und die gemeinsame Tagung deutscher, österreichischer und ungarischer Iuristen in Budapest vom 10. bis 12. Iuni.

Der Gedanke, daß die treue Waffenbrüderschaft der mitteleuropäischen Staaten bleibenden Wert für ihre Kulturentwicklung auch nach dem Kriege haben müsse, gewinnt mehr und mehr Raum. Unsere DIZ. hat schon seit ihrem Be» stehen den engeren Anschluß der Iuristen dieser Länder zu verwirklichen gesucht. Sie hat am 1. Februar 1916 in dem Artikel: „Deutsch»österreichisch»ungarisch« Iuristen, vereinigt Euch!" einen neuen Anstoß gegeben. Überhaupt darf mit Fug und Recht gesagt werden, daß die Iuristen es sind, die zuerst den Gedanken gemeinsamer werktätiger kultureller Arbeit zwischen den verbündeten Staaten tat» kräftig zu verwirklichen bestrebt sind. Den Lesern unserer DIZ. sind die Vorgänge bekannt. Es bedarf nur eines Hinweises auf den Aufsatz des Oberverwaltungs» gerichtsrates, Abg. Schiffer, S. 457 d. Bl., in dem er in großzügiger Gestal» tung zeigte, wie jeder der drei Staaten, Deutschland, Österreich und Ungarn, gleichmäßig Nutzen aus dem Zusammenschluß ziehen könnte. Kein Geringerer als Franz Klein hat in dem Aufsatze an der Spitze dieser Nummer die Worte geprägt: „Es ist ein Augenblick gekommen, wo auch die Iuristen Geschichte machen können; sie sollten ihn nicht versäumen." Die deutschen Iuristen haben ihn nicht versäumt.

Wir hatten S. 462 d. Bl. berichtet, wie der weitere Verlauf der Dinge sich gestaltete, über die Beschlüsse und Stellungnahme der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin und des Deutschen Iuristentages, sowie über die erste Tagung des Ausschusses für Recht und Rechtspflege der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung am 9. April; heute gilt es, über den guten Fortgang der Arbeiten weitere Mitteilungen zu machen und zu zeigen, welch lebhaften Widerhall diese Ziele in weitesten Kreisen gefunden haben.

1. Die Tagung des deutschen Ausschusses in Berlin am 4. Iuni im Kammergerichtsgebäude.

Der Verlauf des ersten Kongresses am 9. April war ein derartig glückver» heißender, daß es erforderlich schien, die deutsche Abteilung für Recht und Rechts» pflege sofort zusammenzuberufen und mit ihren Arbeiten beginnen zu lassen. Mehr

*> Mit Genehmigung des Vei,fassers der Teutschen Iuristenzeitung Nr. 13 und 14 entnommen. Die Redaktion.

als 70 Mitglieder ihres Ausschusses fanden sich in dem neuen, prachtvollen
Kammergerichtsgebäude zusammen, maßgebende Vertreter aus Wissenschaft und
Praris des Rechts, der Verwaltung und des Wirtschaftslebens aus allen Teilen
des Reiches. Auf Vorschlag des Präsidenten des Kammergerichts, Erzellenz
Dr. Heinroth, wurde zunächst der Vorstand der Rechtsabteilung
gewählt. Er besteht aus: Oberverwaltungsgerichtsrat, Mitglied des Reichstages
und Abgeordnetenhauses Schiffer, dem Schöpfer dieser Abteilung, als erstem,
Erzellenz Prof. D. Dr. Wach, Leipzig, dem Meister der Rechtswissenschaft, als
1. stellvertr., Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. v. Tischendorf, Leipzig,
dem um die Rechtsvergleichung so hochverdienten früheren Mitglied« des Reichs»
justizamtes, als 2. stellvertr. Vorsitzenden, dem Schriftleiter der DIZ., Dr. Otto
Liebmann, Berlin, als 1. Schriftführer, dem Privatdozenten Dr. Wal»
decker von der Universität Berlin und Referendar Dr. Tiburtius als
stellvertr. Schriftführern. Folgende 2 0 Beisitzer bilden den engsten
Vorstand: Staatssekretär a. D. Dr. Dern burg, Berlin, Präsident der
Oberrechnungskammer Holtz, Potsdam, Präsident des Reichstages, des
Deutschen Handelstages und der Ältesten der Kaufmannschaft Dr. Kaempf,
Berlin, Staatsminister Kühn, Berlin, Unterstaatssekretär a. D. Dr. Petri,
Straßburg, Ministerialdirektor Dr. Freund, Berlin, die Oberlandesgerichts»
präsidenten Dr. Düringer, Karlsruhe, und Dr. von Staff, Marien»
werder, Generalstaatsanwalt Supper, Berlin, Senatspräsident des Oberver»
waltungsgerichts Dr. Strutz, Berlin, der Präsident der Iustizprüfungs»
kommission U l e, Berlin, Geh. Iustizrat Prof. D. Dr. Kahl, Berlin, Präsident
des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann, Berlin, Präsident des Kaiser!.
Patentamtes Robolski, Berlin, Ministerialrat Dr. Meyer, München, der
Vorsitzende des Preußischen Richtervereins, Geh. Iustizrat, Landgerichtsdirektor,
M. d. Abgeordnetenhauses H. Boisly, Halberstadt, der Vorsitzende des Deutschen
Anwaltsvereins Geh. Iustizrat Dr. Haber, Leipzig, die Rechtsanwälte
Dr. Hachenburg, Mannheim, Geh. Instizrat Dr. Heinitz, Berlin, und
Geh. Iustizrat Dr. Wildhagen, Leipzig.
Um dem Bau ein breiteres Fundament zu geben, wurde außerdem ein
größerer Ausschuß gebildet, in dem alle einschlagenden Gebiete und
Materien von namhaften Kennern und zugleich die einzelnen Sonderstände,
Rechtslehrer, Richter, Verwaltungsbeamte, Staatsanwälte und Rechtsanwälte,
ebenso die Kreise des Wirtschaftslebens durch führende Männer vertreten sind.
Dieser Ausschuß wurde aus etwa 125 Persönlichkeiten aus dem ganzen Deutschen
Reich zusammengesetzt.
Diesem mehr persönlichen Teil der Tagesordnung folgte dersachliche: die
Aufstellung eines Arbeitsprogrammes. Es wurden insgesamt
folgende 22Gruppen gebildet für 1. Universitätsausbildung, 2. Fortbildung«»
kurse, 3. Vorträge, Kongresse, Verkehr, 4. Literatur, 5. Rechtsverkehr, Rechtshilfe,

Auslieferung, Vollstreckung von Urteilen, 6. Übergangsrecht, Friedensvertrag, Forderungsausgleich, Moratorien, 7. Zwischenstaatliches Recht, insbesondere Zu» ständigkeit, 8. Schiedsgerichte, 9. Iustizstatistik, 10. Verwaltung, 11. Steuer, 12. Kartelle, 13. Bank» und Kreditwesen, 14. Strafvollzug, 15. Militärrecht, 16. Soziales Recht, 17. Iugendrecht, 18. Polizei, 19. Völkerrecht, 20. Rechts-anwälte, 21. Richter und Staatsanwälte, 22. Notare und Notariat. Dieser ver» hältnismäßig großen Gruppenzahl werden sich aber voraussichtlich noch weitere an» schließen, so z. B. über gemeinnützige Rechtsauskunft. Zu Leitern dieser Gruppen wurden die bekanntesten Spezialisten auf diesen Gebieten gewählt, deren Vorsitzende oder ihre Stellvertreter in kurzen Berichten die Gesichtspunkte darlegten, nach denen auf den einzelnen Rechtsgebieten die Annäherung an die entsprechenden Bestrebungen der österreichischen und ungarischen Iuristen erfolgen soll. Diese Gruppen, deren Arbeit alsbald aufgenommen werden wird, sollen sich durch geeignete Fachleute ergänzen. Wir werden über ihre Zusammensetzung noch be-richten. Sie bilden die eigentlichen sachlichen Arbeitsämter und werden in der Weise arbeiten, daß jede Gruppe zunächst für sich die für ihren Bereich in Betracht kommenden Gesichtspunkt erörtern und sich alsdann mit den in Österreich und in Ungarn einzusetzenden gleichen Gruppen in Verbindung setzen wird.

Das Ergebnis der Aussprache auf dieser ersten Tagung war eine völlige Über» einstimmung. Ieder Redner sprach seine Meinung dahin aus, daß nicht mehr die Frage zu stellen wäre, ob eine Rechtsannäherung auf diesen Gebieten praktisch durchführbar wäre, sondern, daß nur noch über das W i e zu beraten wäre. Die Versammlung trennte sich in der Überzeugung, daß der erste Baustein gelegt sei, um dem hochgesteckten Ziele näher zu kommen.

2. Die Tagung in Budapest vom 10. bis 12. Iuni 1916.

Waren es die Pfingsttage, war es die Anziehungskraft der ungarischen Haupt» stadt, war es die Gewalt des Gedankens der Rechtsannäherung: fast 50 deutsche und zahlreiche österreichische Iuristen, eine große Zahl Parlamentarier und be-kannte Persönlichkeiten beider Staaten fanden sich mit ihren ungarischen Kollegen in Budapest zusammen. Von Iuristen Deutschlands seien nur u. a. erwähnt: die beiden amtlichen Vertreter des Staatssekretärs des Reichs»Iustizamtes und des preußischen Iustizministers: Geh. Oberregierungsrat Dronke und Geh. Iustiz» rat Dr. Preise r, Berlin, die in ihrer Eigenschaft als vortragende Räte mit vielen Vertretern der meisten anderen Reichsämter, preußischen Ministerien und Landesjustizverwaltungen auch schon an der Tagung im Kammergericht teil-genommen hatten, und die nun durch ihre Anwesenheit in Budapest zeigten, ein wie lebhaftes Interesse ihre Chefs der Rechtsannäherung entgegenbringen; das Mitglied des Präsidiums der Reichsdeutschen Waffenbrilderlichen Vereinigung und ihr eigentlicher Leiter, Oberbürgermeister Erzellenz Wermuth, Berlin, der Vorsitzende und der 1. Schriftführer der Rechtsabteilnng, Oberverwaltungs» gerichtsrat Schiffer und Dr. Liebmann, Berlin, Geh. Iustizrat, Vize»

präsident des Reichstages Dove, Generalstaatsanwalt SUpper, Berlin, Ministerialdirektor a. D. Iu st, die Vorsitzenden des preußischen und des sächsischen Richtervereins: Landgerichtsdirektor Geh. Iustizrat Boisly, M. d. A., Halber» stadt, und AG»Präs. Dr. Becker, Dresden, Geh. Iustizrat Dr. Fuchs, Berlin, als Vertreter des deutschen Anwaltsvereins nebst mehreren Rechts» gelehrten, Richtern, Rechtsanwälten usw. Von österreichischer Seite waren u. a. erschienen: Erzellenz v. Plener, Statthalter Graf Kielmannsegg, Erzel» lenz Baernreither, der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Sylvester, die Abgeordneten Groß und v. Langenhan, die Professoren, Hofräte v. Schey, Wien, und Hanausek, Graz, der Vorsitzende des österreichischen Richtervereins Oberlandesgerichtsrat v. Engel, der Vizepräsident der Wiener Advokatenkammer, Dr. Ofner.

Die eigentliche Tagung begann am 1 0. Iuni im Ungarischen Iuristenverein. Mit dem Iustizminister, Erzellenz Dr. v. Balogh, waren die beiden Staatssekretäre Erzellenz v. Töry und Vadüsz mit zahlreichen Ministerialbeamten und vortragenden Räten erschienen, ebenso der Kultusminister v. Iankovich und andere Minister, viele maßgebende Richter aller Instanzen und Advokaten. Der den Berliner Iuristen durch seinen ausgezeichneten Vortrag in der Berliner Iuristischen Gesellschaft bekannte Staatssekretär a. D. Erzellenz Dr. v. Nagy begrüßte die Kollegen aus Deutschland und Öster» reich. Den Vortrag des Abends hielt Geh. Rat Dove, Berlin über „Zwischenstaatliche Rechtsbeziehungen vor und nach dem Kriege". Seine Ausführungen fanden lebhaften Beifall.

Am nächsten Tage fand die Generalversammlung zur Begründung der Unga» rischen Waffenbrüderlichen Vereinigung im neuen Rathause statt. Am Vorstands» tische waren: als Vorsitzender Erzellenz Graf Iulius Andrüssy, von Deutschland Erzellenz Wermuth, von Österreich Erzellenz von Plener, ferner der Honvedminister (Landesverteidigungsminister) Hazai, der ehemalige Kultusminister Erzellenz v. Berzeviczy und der um die Sache besonders ver» diente Prof. Dr. V 5 mb 6 ry, der zum Generaldirektor der Ungarischen Waffen» brüderlichen Vereinigung gewählt wurde. Eine stolze Versammlung der ganzen geistigen Welt Ungarns war Zeuge dieser engen Verbrüderung der mitteleuro» pinschen Mächte. Auch drei amtliche Vertreter von Bulgarien und der türkische Generalkonsul waren anwesend. Es würde über einen juristischen Bericht weit hinausgehen, wollten wir auch nur annähernd den Inhalt der großzügigen Reden wiedergeben, die unter starkem Beifall der glänzenden Versammlung gehalten worden sind. Wir Deutschen dürfen es besonders dankbar empfinden, daß unser Vertreter, Erzellenz Wermuth, mit Beifall geradezu überschüttet wurde.

Der eigentlichen Rechtsarbeit war gewidmet die Begründung der ungarischenRechtsabteilung am darauffolgenden Tage. Unter dem Vorsitze des ausgezeichneten Rechtslehrers und Rechtsgelehrten, dessen Name auch

in Deutschland einen hohen Klang genießt, des Hofrates, Prof. Dr. v. Szaszy»
Schwarz, fand diese Begründung statt. Stellvertr. Vorsitzender wurde Hofrat
Prof. Dr. v. Pap, Vizepräsident der Budapester Advokatenkammer. In geist-
voller, rednerisch vollendeter Weise zeigte der Vorsitzende, wie notwendig und er»
wünscht das gemeinsame Vorgehen der Iuristen Ungarns mit denen Deutschlands
und Österreichs ist, wenn auch noch manche Schwierigkeit sachlicher Natur zu
überbrücken sei. Die Rechtsannäherung könne nicht so gedacht werden, als sei
ein völliger Rechtsausgleich in gesetzgeberischer Hinsicht möglich; sie müsse vor»
nehmlich auf dem Gebiete der persönlichen Annäherung liegen. — Nach mehreren
Begrüßungsreden hielt der bekannte Strafrechtslehrer an der Universität Wien,
Prof. Dr. Löffler, einen Vortrag über die Strafrechtsvereinheitlichung, in dem
er an praktischen, aus dem Leben gegriffenen Fällen aus seinem Spezialgebiete
zeigte, wie sehr auch hier eine Annäherung möglich und durchführbar sei.
Namens der Reichsdeutschen Rechtsabteilung gab der unterzeichnete
Schriftführer eine Übersicht über das bereits von der deutschen Rechtsab»
teilung Geleistete, ihre Organisation und ihre Ziele. Ausgehend von der Ent»
stehungsgeschichte dieser Abteilung, berichtete er über die Tagungen in Berlin am
9. April und 4. Iuni (vergl. oben), über die Gruppenbildungen, um daran an»
schließend zu zeigen, wie die Aufgabe einer engeren Arbeitsmethode der Rechts»
abteilungen am besten gelöst werden könne. Nicht schablonenhaft solle vor»
gegangen werden. Die eine Gruppe könne aus mehr, die andere aus weniger Mit»
gliedern bestehen. Die eine möge in der Form eines Gutachtens, die andere in
der Form eines Gesetzesvorschlages mit Begründung, die dritte vielleicht wieder
auf anderem Wege durch mehr schriftstellerische Arbeiten dem Ziele zusteuern.
Aber alle Gruppen sollten in engster Fühlung mit den gleichartigen Gruppen der
beiden anderen Länder und der sich vielleicht später noch anschließenden aus Bul»
garien und der Türkei bleiben. Er gab ferner in großen Umrissen ein Bild von
der begeisterten Aufnahme des Gedankens, auch in der Fachpresse, von der leb»
haften Anteilnahme maßgebender amtlicher Faktoren und bemerkte, daß bereits
eine Reihe von korporativen Beitrittserklärungen (z. B. des preußischen und des
sächsischen Richtervereins, des Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten, der
Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin, des Internationalen Notarkongresses, des
Vereins für das Notariat in Rheinpreußen) erfolgt wäre. Das Hauptgewicht in
den Rechtsabteilungen müsse zunächst auf die persönliche Aussprache, auf das Sich»
kennenlernen gelegt werden. Mit Eifer und Tatkraft müßten unverzüglich die
Gebiete der Vorträge, Kongresse, des Verkehrs, der Aus» und Fortbildung und der
Literatur in Angriff genommen werden. Es sollten Besichtigungen von staatlichen
und städtischen Verwaltungs», Polizei» und Gefängniseinrichtungen, von
Fabriken usw. eingerichtet werden, nach dem Vorbilde unserer staatswissenschaft»
lichen Fortbildungskurse. Es wäre dahin zu streben, daß die Studienzeit inner»
halb der Fakultäten der drei verbündeten Länder angerechnet würde, daß die Iustiz»

minister Urlaub für Ferienkurse und für Besichtigung kaufmännischer und gewerb» licher Unternehmungen gewähren, daß deutsche Assessoren nach Österreich und Ungarn kommen sollten und, ähnlich wie der preußische Erlaß vom 3. Iuli 1912 es anordnet, ein praktisches Iahr dort abgeleistet werden sollte und umgekehrt, daß hierfür bestehende Einrichtungen, Handelskammern, juristische Verbände, Rechtsauskunftsstellen, Iugendgerichtsorganisationen, zu benutzen wären. Auch Austauschprofessoren sollten zwischen den verbündeten Staaten eingeführt und Preisausschreiben, Reisestipendien usw. geschaffen werden. Gerade in dieser per» sönlichen Annäherung, in dem Kennenlernen von Land und Volk, der Einrich- rungen der verbündeten Staaten sei die nächste Arbeit zu erblicken und durchzu» führen. In dieser Weise soll, das war auch die Meinung vieler Anwesenden, so» fort vorgegangen werden. Die deutsche Rechtsabteilung wird hierin auch ihre erste Arbeit erblicken; wir werden über den weiteren Verlauf der Arbeiten bald berichten.

Damit war der sachliche Teil der ersten Zusammenkunft der Iuristen der drei Staaten beendet. Umgeben war sie von einer großen Zahl festlicher Veranstal» tungen. Ihre Aufzählung würde den Rahmen dieses Berichtes weit überragen. Das Festessen im Stadtwäldchen, die Empfänge im Hotel Hungaria, bei dem Grafen Andrüssnim Parkklub, im Nationalklub des Magnatenhauses, mehrere private Veranstaltungen, die von herrlichem Sonnenschein begleitete Dampferfahrt auf der blauen Donau zwischen den Palästen Ofens und Pests hindurch bis zur festlich geschmückten Margareteninsel, das herrliche Gartenfest: alles das steht noch lebhaft vor unseren Augen, wie die Reden noch immer in unseren Ohren nach- klingen. Daß Ungarn das Land der Redner ist, hat es wieder einmal gezeigt durch zahlreiche glänzende Reden, die in den Ausführungen des Grafen Andr^ssy und eines Grafen Apponni ihren dramatischen Höhepunkt erlangten. Das waren keine Festreden in des Wortes üblicher Bedeutung, sondern tiefgehende historische und politische Darlegungen in meisterhafter Gestaltung, mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache, das waren Reden, die die Begeisterung wider- spiegelten, die der treuen Waffenbrüderlichkeit der drei Staaten galt. Bedeut» samen Inhaltes waren auch die Ausführungen des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, des ehemaligen Kultusministers Berzeviczy. Von deutscher Seite fanden die kraftvolle Ansprache Wermuths, die des Prof. Lands» berg (Bonn), vor allem aber die kernige, echt deutsche Rede Schiffers beson- ders begeisterten Widerhall, von österreichischer die feinsinnige Verbrüderungsrede des Präsidenten des Abgeordnetenhauses Sy lv est er in der schlichten, aber denk» würdigen Feier im Monumentalbau des ungarischen Parlaments und die juristisch- sachlichen, zielbewußten Ausführungen des Oberlandesgerichtsrats v. Eng el. So wird die dankbare Erinnerung an die sonnenhellen Tage in der prächtigen Haupt» stadt Ungarns noch lange im Herzen jedes Teilnehmers fortleben nnd auch sie zur freundschaftlichen Verbrüderung zwischen den Iuristen Deutschlands, Österreichs

und Ungarns wesentlich beitragen. Aber diese Tagung hat zugleich alle in der Überzeugung bestärkt, daß die Annäherung der Zentralmächte nicht nur ein drin» gendes Gebot, nicht nur ein Ergebnis dieses großen Krieges sein müsse, sondern daß auch die Rechtswissenschaft und Praris jedes der beteiligten Staaten dauern- den Nutzen ziehen wird aus der engen Verbrüderung mit den Kollegen der anderen Staaten. Zu diesem doppelten Ziele bitten wir die deutschen Iuristen, sich diesen neuen Bestrebungen mit Ernst und Eifer zu widmen, Mitglieder der deutschen Rechtsabteilung zu werden, diese aber auch durch tatkräftige Arbeit zu unter» stützen.

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest:

Ungarns Männer der Zeit.

Schattenrisse.

III. Graf Karl Khuen»H6derv5ry.

Präsident der imposanten Reichstagsmehrheit zu sein, mag tiefinnere Genug- tuung gewähren, sich ihren Schöpfer nennen zu können, geht über emphemere politische Erfolge weit hinaus. Man bleibt innerhalb der Grenzen gerechter Beur» teilung, wenn man dem Grafen Khuen»Hsderväry dieses Verdienst gutschreibt. Kaum würde man es ihm, dem Ideal der Besonnenheit, zugetraut haben, daß er es unternehmen werde, als kühner Fahnenträger einer Werbeschlacht zugunsten der Idee von Siebenundsechzig aufzutreten und die — nach langer parlamentarischer Zerfahrenheit — fast für unmöglich gehaltene Wiedererstehung einer kompakten Mehrheit als Erfolg einzuheimsen.

Traditionen sind an Orte geknüpft, und es ist von sinnbildlicher Bedeutung, daß Graf Khuen»Hsdervüry im ungarischen Reichstage den Budapester Inner» städter»Bezirk, den einstigen Wahlsitz Franz Deük's, vertritt. Er ist auch wirklich der getreue Bewahrer des vom Weisen des Vaterlandes geschaffenen Ausgleichs von 1867, dieser Grundlage des neuauferblühten Ungarns, deren aufrichtige, un» behinderte Befolgung eine segensreiche Zusammenarbeit der beiden Staaten der Monarchie ermöglicht.

Die politische Tätigkeit des Grafen Khuen»H4dervary zerfällt, in Zeitab» schnitten von fast gleicher Dauer, zur Hälfte auf Kroatien, zur Hälfte auf Ungarn. Als Einleitung zu der hervorragenden Verwaltungstätigkeit der folgenden zwanzig Iahre mag seine Wirksamkeit als Obergespan des Komitates Györ (Raab) gelten, wohin er im Iahre 1882 kam, und als Einunddreißigjähriger durch seine Tüchtig» keit die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf sich zog. Ein Iahr später wurde

er zum Banus von Kroatien ernannt, und es war keine geringe Aufgabe, all' den Wünschen gegenüber, die man in Agram auf das von Deilk mit nobler Geste dar-gebotene „Weiße Blatt" geschrieben hatte, standzuhalten. Der neue junge Banus war auch nicht auf Rosen gebettet. Während der zwei Iahrzehnte, die Graf Khuen» Hsderv^ry in dieser Stellung blieb, war er manchen Stürmen ausgesetzt, aber man mag als Beweis seiner richtigen Auffassung, der ihm obliegenden Mission, den Umstand anführen, daß ihm die Ungarn vorwarfen, er sei zu sehr Kroate, und die Kroaten, er sei zu sehr Ungar; er hatte demnach die gerechte Mittellinie ein» gehalten. Die Gegner des Grafen waren erstaunt und erzürnt, erkennen zu müssen, daß der durch seine Urbanität und sein konziliantes Wesen ausgezeichnete Mann auch eiserne Energie und ungeahnte Kraft entfalten konnte. Und wenn wir heute vor dem erfreulichen Bilde der Harmonie zwischen Ungarn und Kroatien stehen, so darf man trotz der einstigen stark aufgebauschten Fehden und Wirren manchen Grundstein als in jener Epoche gelegt bettachten, da Graf Khuen»Hsdervürn die oberste Leitung in Zagreb (Agram) inne hatte.

Für eine fruchtreiche Wirksamkeit in Ungarn selbst war Graf Khuen» Hsderväry schon durch seinen durch keinen Hauch getrübten Freisinn prädestiniert. Die kräftigende, alle Miasmen des Vorurteils verbannende liberale Strömung der Deukschen Epoche fand wenig verläßlichere Kämpen als ihn und seine tiefe, stets offen bekannte Überzeugung war, daß Ungarn nur durch aufrichtige liberale Politik vorwärts kommen könne. Dazu sein konziliantes Wesen, wie geschaffen, Gegen» säße auszugleichen, und wiederholt erfolgreich, wenn es galt, Mißverständnisse zwischen Wien und Budapest aufzuklären, Bitternisse im Keime zu ersticken.

Und es gemahnt an eine Ironie des politischen Weltgeistes, daß es dem Grafen Khuen»Hsderväry trotz dieser Qualitäten im Laufe seiner mehrfachen Ministerschaft versagt war, die Versöhnung zwischen den Parteien, die Beilegung des mit ungewöhnlicher Heftigkeit wütenden parlamentarischen Sturmes zu er» zielen. Aber gerade in jenen schweren Tagen, deren Geschichte ein besonderes Kapitel erfordern würde, zeigte er seine Charakterstärke. Anhänger und Gegner waren überzeugt, daß Graf Khuen»Hsdettckrn in diesen Kämpfen niemals von Rücksichten für die Erhaltung seiner Stellung, noch von Motiven äußerlichen Ehr» geizes, noch auch von persönlicher Eitelkeit geleitet war. Als er seine Stunde gekommen sah, zog er sich bescheiden zurück und übergab einem anderen die Zügel.

Graf Khuen»Hsderväry ist kein großer Redner in der gewohnheitsmäßigen Bedeutung. Er hat das Wort, besonders das ungarische, nicht genug in seiner Gewalt, um in ertemporlerter Rede für jede feine Schattierung den richtigen Aus» druck zu finden; auch sind seine Reden so sehr sachlich und auf wohlerwogene Argumente aufgebaut, daß oratorische Floskeln ihnen wie geliehene Flitterkleider anstunden. Aber wenn männliche Offenheit und tiefe Überlegung einer Rede Wert und Gehalt geben, dann darf Graf Khuen»Hsderväry auf diese Qualitäten reichlich Anspruch erheben.

Der Weltkrieg fand ihn außerhalb jeder leitenden politischen Tätigkeit. Seine große organisatorische Kraft stellte sich nun freiwillig in den Dienst der während der Wirren des Krieges noch möglichen schöpferischen Wirksamkeit. Es gelang ihm, an der Spitze der für den Wiederaufbau der von den russischen Horden zer- störten Karpathendörfer tätigen Komitees, eine segensreiche Arbeit zu vollbringen. Über sechs Millionen Kronen sind bereits für diesen Zweck aufgebracht, die Pläne entworfen und eine Reihe von Ortschaften zum Teile wieder hergestellt. Da, wo einst kümmerliche Behausungen ohne jegliche hygienische Sorgfalt ordnungslos sich aneinander lehnten, wo eine dichte Bevölkerung in dumpfen, finsteren Stuben hauste, werden freundliche, gesundheitlich fürsorgevoll geordnete Dorfschaften er» stehen, und dank der erhebenden Opferwilligkeit der Bevölkerung, der rührenden, sich in reichlichen Beiträgen äußernden Teilnahme der im Felde stehenden Helden und nicht zuletzt der eifrigen Mitarbeit der Presse wird neues Leben aus den Ruinen erblühen, und an diese Palingenesie wird der Name des Grafen Khuen» Hsdervär» ruhmvoll geknüpft sein.

IV. Baron Samuel Hazai.

Der ungarische Landesverteidigungsminister ist eine Frucht der modernen Epoche des St. Stefansreichs. Nicht Iahrhunderte alter Familienruhm, nicht eine lange Kette von hohen Würdenträgern oder Staatsdienern glätteten ihm die Bahn zu seiner besonders in diesen Tagen so hochbedeutsamen Stellung; er hat sich aus eigener Kraft emporgearbeitet, und daß er dabei nichts vom rasch Empor» gestiegenen an sich hat, daß er voll Bescheidenheit und aufrichtiger Iovialität ist, gibt seiner Persönlichkeit eine besonders anziehende Eigenheit.

Wenn man durch den riesigen Vorsaal, wo sporenklirrende Adjutanten mit den breiten seidenen Dienstschärpen quer über die Brust den militärischen Bureau» geist glänzend vertreten, in das Arbeitskabinett des Ministers gelangt, fühlt man sich sogleich in eine andere Atmosphäre versetzt. Baron Hazai, trotz seiner 64 Iahre in voller Manneskraft, hat nichts von der manchen Militärs eigenen Steifheit und Kasernenstrenge, er ist ein Weltmann in der besten Bedeu» tung des Wortes, ja trotz seiner hervorragenden Soldatenqualitäten ein von humanistischer Ausgeglichenheit erfüllter Mann.

Man war auch im Abgeordnetenhause sehr angenehm überrascht, als der im Iahre 1910 an die Spitze der Landesverteidung gestellte Honv^dminister das Wort nahm. Nicht nur die aus natürlicher Befähigung quellende Beredsamkeit hatte großen Erfolg, sondern die zum Ausdruck gelangten, weitblickenden, aus humanistischem Born stammenden Ideen und Argumente. Man darf nicht ver- gessen, daß die jahrhundertelange Herrschaft des Lateinischen als wissenschaftliche und als Tertsprache des Gesetzbuches, ja der Landtags»Verhandlungen bis ungefähr 1840 den humanistischen Studien in Ungarn einen weiten Raum gaben und daß jedes Echo dieser Kulturrichtung auf große Empfänglichkeit rechnen kann.

Baron Hazai hatte in der Epoche seiner Wirksamkeit an der Ludovica
Academia, dieser militärischen Hochschule Ungarns, Gelegenheit, nicht nur die
Iugend, sondern auch seine eigene Geistesarbeit einer höheren Disziplin zuzuführen
und jene Qualitäten zu erwerben, die ihm später als Minister so sehr zu statten
kamen.
Sein tiefer Einblick in die moderne Kriegswissenschaft, der sich auch in wert»
vollen publizistischen Arbeiten bekundete, verlieh ihm die Eignung zu jenen großen
organisatorischen Arbeiten, die er — noch vor seiner Ministerschaft — im Honvsd»
Ministerium durchzuführen begann und deren glänzendes Ergebnis durch die stete
Kampfbereitschaft und bewunderungswürdigen Leistungen der ungarischen Truppen
offenbart wird. Wer sich der Zeiten erinnert, da noch wahrhaft patriarchalische
Zustände in diesem Ministerium herrschten und da man an manchen Stellen von
den Honvsds mit einer Art herablassender Nachsicht sprach, den muß der gegen-
wärtig herrschende stramm militärische Zug, die auf Minute und Sekunde klappende
Präzision, zur höchsten Anerkennung hinreißen. Wenn es dem Grafen Tisza, der
trotz fast unüberwindlicher parlamentarischer Schwierigkeiten die Bewilligung der
Mittel für die Heeresausstattung durchsetzte, in erster Reihe zu danken ist, daß Un»
garn nicht unvorbereitet von dem Weltkriege überrascht wurde, so steht ihm an
Verdiensten am nächsten Baron Hazai, dessen großangelegte Organisationsarbeit
aus der Honvsdarmee ein so machtvolles Instrument dieses Krieges gemacht hat.
Was die ungarischen Truppen während des ganzen Feldzuges, besonders aber
in der großen Karpathenschlacht geleistet haben, wo es galt den heiligen Boden des
Vaterlandes zu verteidigen, das zu besingen wird die Aufgabe der künftigen großen
Epopöendichter sein, wir müssen uns als „Ährenleser vor dem Schnitter" mit der
Aufzeichnung der Tatsache begnügen.
Für uns ist besonders die Haltung des Barons Hazai während der schwersten
Epoche dieser Kämpfe interessant. Man kann sich denken, mit welcher Spannung
er um diese Zeit allabendlich im Klub der nationalen Arbeiterpartei erwartet wurde
nnd wie man seinen Meldungen mit heißer Ungeduld entgegensah. Oft kam er
mit bewölkter Stirn«, doch stets ein Lächeln auf den Lippen, und selten ließ er sich
zu weitläufigen Mitteilungen herbei, fast stereotyp lautete sein lakonischer Bericht:
Meine Herren, wir stehen gut! Freilich wurde dieser lapidare Satz für denjenigen,
der ein feines Ohr hatte, mit verschiedenartiger Betonung ausgesprochen, je nach
der mehr oder minder günstigen Lage auf dem Karpathen»Kriegsschauplatze.
Es war am Iahrestage der glorreichen Offensive bei Gorlice, als ich die wirk-
liche Freude hatte, mit Baron Hazai über manche interessante Gegenwartsfrage zu
plaudern, und ich bleibe ihm dankbar dafür, daß er mir die Stellung der modernen
Kriegswissenschaft im Kreise und als Mittelpunkt der gesamtwissenschaftlichen Be»
strebungen darlegte, die es begreiflich macht, daß der moderne Chef des Militär»
wesens auch die tiefe psychologische und humanistische Seite seines Problems er-
faßt haben muß, um Ersprießliches wirken zu können. Unser Gespräch wurde ab

und zu auch in deutscher Sprache geführt, die der Honv^dminister fließend, mit
einem kleinen Anhauch magyarischen Akzents spricht.
Baron Hazai ist General der Infanterie und Besitzer so und so vieler militä»
rischer Auszeichnungen, deren Aufzählung ich mir erspare, sie würde zu lang wer»
den. Aber wenn ich den Mann richtig beurteile, so mag ihm die Inhaberschaft des
tapferen Szegeder Regiments wohl unter allen am liebsten sein. Er erfreut sich
der besonderen Hochschätzung des obersten Kriegsherrn, aber auch der Sympathien
des ungarischen Parlaments und der Bevölkerung. Wenn auch nicht alles erreicht
ist, was zum vollständigen Ausbau der Honvsdarmee erforderlich wäre, so sind
doch die Wege dazu angebahnt und „in uillßui» et vowinse «Ht e»t".

Professor T. Pan off in Sofia:

Die Abstammung der Vulgaren von den Hunnen.

Die aktuellen Ereignisse in Europa haben eine sehr interessante Frage in den
Vordergrund geschoben, nämlich die: wer sind die Bulgaren ihrer ethnisch-rassigen
Abstammung nach?
Die Russen, die in dem gegenwärtigen europäischen Kriege Bulgarien Seite
an Seite mit Deutschland und Österreich-Ungarn seine historisch-nationalen Inter»
essen verteidigen sehen, warfen sich auf die Bulgaren in ohnmächtiger Wut mit
allen möglichen Beschimpfungen, die die einfachsten Regeln der Korrektheit und
Höflichkeit verletzen, die der Mensch auch seinen Feinden gegenüber befolgen muß.
Die schwerwiegendsten Motive, die sie angeblich zu ihren Schmähungen ver»
anlaßten, waren folgende: 1. Die Russen haben uns befreit, und folglich sind wir
das undankbarste Volk, 2. da wir Seite an Seite mit den Deutschen kämpfen, ver»
raten wir als Slawen das Slawentum.
Sie gehen von diesem äußerst oberflächlichen Gesichtspunkte aus, der wohl
für die große Masse verzeihlich ist, aber nicht für ernste Männer, — sogar die
russische Intelligenz, die doch die Ereignisse objektiver analysieren müßte, bewarf
die Bulgaren mit Schaum auf den Lippen mit Epitheta wie „Verräter",
„Iudas" usw.
Soll man die alte Meinung wiederholen, daß nur der sich ärgert, der
Unrecht hat?
Bei der ersten Beschuldigung wollen wir nicht lange verweilen, — sie ist

nicht der Gegenstand dieses Artikels. Wir wollen sie nur vorübergehend streifen:
DieRussenerschienen nicht aufdemBalkanim Iahre 78 als Be»
freier der Bulgaren, sondern als Gründer der Donau'Gouverne»
ments, um die alten russischen Träume zu realisieren — und die Meerengen in
Besitz zu nehmen. Die Gründung des selbständigen Bulgariens war für die kurz-
sichtige russische Diplomatie die unangenehmste Überraschung. Vierzig Iahre lang
war Rußland unter der Maske des Befreiers bemüht, den gewährten Fehler gut»
zumachen, — die Unabhängigkeit Bulgariens zu vernichten.
Unsere sogenannte „Befreierin" — trennte einen Teil von unserem nationalen
Organismus und schuf Ost»Rumelien; rein bulgarische Gebiete, wie Wranja,
Nisch, Pirot, Saitschar schenkte sie Serbien; als wir im Iahre 85 unsere Unab»
hängigkeit proklamierten, schickte sie die Serben gegen uns; sie berief alle russischen
Instruktionsoffiziere aus unserer Armee zurück und ließ uns im kritischsten Moment
ohne Offiziere; durch bestochene Offiziere wurde unser erster Fürst Alerander
Battenberg entthront, weil er nicht ein Spielzeug Rußlands sein wollte; die
russischen Vertreter in Bulgarien disponierten wie in einem Vasallenstaat; russische
Agenten organisierten bei uns Aufstände in Ruce, Silistra, Burgas usw.; Rußland
wollte lange unseren zweiten Fürsten, seine Majestät Zar Ferdinand, nicht aner»
kennen; Rußland schuf in Mazedonien die serbische Propaganda und unterstützte
sie; als im Iahre 1908 unsere Unabhängigkeit erklärt wurde, knirschte Rußland
mit den Zähnen; die bulgarische Katastrophe des Iahres 1913 wurde von der
russischen Diplomatie vorbereitet und geleitet usw.
Es fragt sich jetzt, — wofür wir Rußland „ewig dankbar" sein müssen? oder
wo unsere „Undankbarkeit" ist?
Im Gegenteil, das bulgarische Volk war zu lange, viel zu lange blind durch
diese unglückselige „Dankbarkeit", — die einige unserer Politiker veranlaßte,
„keine Politik mit Rußland zu machen", — was das Land dahin führte, daß es
beinah jede nationale Unabhängigkeit verlor.
Der objektive Historiker wird wahrscheinlich nicht einmal wagen, an die
„bulgarische Undankbarkeit" zu denken, — im Gegenteil, er wird mit gerechtem
Erstaunen unsere unbegreifliche „dumme Dankbarkelt" unterstreichen, mit der wir
im Laufe von vierzig Iahren die Hand küßten, die uns die Grube grub. —
Die russische Intelligenz beschuldigte uns, daß wir als Slawen das Slawen-
tum verraten haben, indem wir mit den Deutschen ein Bündnis schlossen.
In erster Linie leben wir in einem Iahrhundert, in dem Rassen»Sentimen»
talität auf die Realisierung nationaler Aufgaben keinen Einfluß hat. Das ist
ein Ariom. Andererseits sind die Bulgaren durchaus nicht Verräter des
Slawentums, — da sie überhaupt keine Slawen sind.
Die Theorie über die slawische Abstammung der Bulgaren wurde in den
20—30er Iahren des vergangenen Iahrhunderts von einigen russischen

Phantasten") aufgestellt, die mit allen Mitteln bemüht waren, die Wahrheit für
bereits vorbereitete schablonenmäßige Rahmen, deren Zweck vorher bestimmt war,
zurecht zu stutzen. Sie wollten, daß die Bulgaren Slawen seien,
und dieser läse tixe wurde jede historische Wahrheit geopfert. Es genügt Wenelin
zu lesen, um davon überzeugt zu sein, daß seine Arbeit eher eine Hymne über die
Leiden „der bulgarischen Brüder" ist, — als eine historische Forschung, und Ilo»
waiski ist in seinen Argumenten, alles dem vorweggenommenen Ziel anzupassen,
bis zur Naivität belustigend.

Es besteht kein Zweifel darüber, und am wenigsten wollen wir einen Schatten
auf die edlen Motive dieser Personen werfen, die damals vielleicht in der russischen
Gesellschaft Sympathien für das bulgarische Volk wecken wollten und hofften, daß
das offizielle Rußland bereit sein würde, die Bulgaren zu befreien, wenn bewiesen
wäre, daß diese reinblütige Slawen seien.

Das Ziel, für das diese Personen die historische Wahrheit verstümmelten, war
zum wenigsten naiv»illusorisch. Bewußt oder unbewußt schlossen sie die Augen
über die Tatsache: das offizielle Rußland, von dem sie die Befreiung der „slawi»
schen Bulgaren" erwarteten, hatte soeben die archi»slawische Ukraina bezwungen, es
hatte noch nicht die Hände gesäubert, die von dem Blut der slawischen Polen be»
sudelt waren, — und diese Ereignisse waren damals doch so frisch und spielten
sich vor aller Augen ab!

Außer der slawischen Theorie über die Abstammung der Bulgaren eristieren
noch zwei andere Theorien, über eine spätere Abstammung: 1. die finnisch-
uralische") und 2. die türkisch-tatarische.***)

Besonders die zweite dieser Theorien wird jetzt von einigen bulgarischen
Professoren, die mit der bulgarischen Geschichte einfach im 5. bis 6. Iahrhundert
beginnen möchten, mit großer Hartnäckigkeit verteidigt.

Es ist erklärlich, daß der Rahmen eines journalistischen Artikels irgend welche
kritische Bettachtungen über diese beiden letzten Theorien nicht gestattet.

Wir persönlich behaupten jedoch, daß die Bulgaren Nachkommen
der alten Hunnen sind, die nach Europa kamen, und daß die einzigen
ihnen verwandten Völker auf unserem Erdteil die Madjaren und Finnen sind.

*) Raitsch, Geschichte verschiedener slawischer Völker 179t. — Wenelin, Die alten und die jetzigen
Bulgaren 1829. — IlowaiLh, Forschungen über die Anfänge Rußlands. — Surowetzki, Erörterun.
gen über die ersten slawischen Voller.

") Tunmmm, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen Völker 1774. — Engel, Ge-
schichte der Bulgaren 1797. — Schafarik, Slawische Altertümer. — tzilferding, Sammlung von Auf-
sähen T. I. — Kllnitz, Donau»Bulgarien und der Balkan 1875. — poujouwt, N>8toir« ä«
conLtnntmopI« 1853. — I^v»II6«, Nistoirs ä« I» T'urczui«. — Vrou58«, 1^» psuillüuls
«rseo-ZIav« 1876. — Zeiß, Die Deutschen und ihre Nachbarstiimme.

***) Marin, Drinow, Slatarsky, Iretschek, Pogobin u, s. w.

Die Abstammung der Bulgaren von den Hunnen T. Panoff

Die Theorie über die Abstammung der Bulgaren von den Hunnen wurde zuerst im Iahre 1869 von dem türkischen Politiker bulgarischer Abstammung Gawril Krstowitsch geäußert. Er gab in Konstantinopel nur einen Band seiner „Bulga» rischen Geschichte" heraus, — wurde jedoch von den damaligen Slawophilen der» artig angegriffen, daß ihm wahrscheinlich die Lust verging, seine Forschungen fort» zusetzen.

Als wir im Iahre 1913 die „Psychologie des bulgarischen Volkes" schrieben, mußten wir uns mit der Lösung der Frage über die ethnische Abstammung der Bulgaren befassen. Nach langem allseitigem Quellenstudium kamen wir zu dem Schluß, daß die Bulgaren sowohl wie Madjaren und Finnen direkte Nachkommen der Hunnen in Europa sind und die Balkanhalbinsel ungefähr seit dem 2. Iahrhundert v. Chr. bevölkern.

Die chinesischen Historiker beweisen, daß im 3. Iahrhundert v. Chr. die Hunnen das Gebiet zwischen Tibet und dem Baikalsee und Korea einnahmen*)

Im Iahre 207 v. Chr. fand in Mittelasien ein großes Ereignis statt — an die Spitze der Hunnen stellte sich ein gewisser Maotun. Dieses älteste Urbild des Attila erschlug seinen Vater, tötete seine ganze Sippe, befestigte seine Macht und fing an Eroberungen zu machen. Er besiegte ganz Nord»Ost-Asien und hatte die Absicht, in China einzufallen. Daran hinderte ihn jedoch der Tod.

Das mächtige Reich der Hunnen der Epoche Maotun, das durch die persönlichen Eigenschaften des letzteren geschaffen war, zerfiel nach seinem Tode in zwei feindliche Kaiserreiche — das nördliche und südliche. Die Hunnen des südlichen Kaiserreichs vereinigten sich mit den Chinesen und überfielen die nördlichen Hunnen, die im Norden auch von den Dinlen (oder Deszen) bedrängt wurden. Die nördlichen Hunnen wurden besiegt, und da sie sich den südlichen Hunnen nicht unterordnen wollten, zogen sie zum Aralsee, wo jetzt Kirgisen nomadisieren. Aber voraussichtlich durch den unfruchtbaren Boden der Aral'Steppen dazu getrieben, wanderten diese Hunnen im 2. Iahrhundert v. Chr. weiter nach Westen, besiegten die Alanen und ließen sich in der Ebene zwischen dem Asowschen, Kaspischen und' Schwarzen Meere nieder.

Die nördlichen Hunnen, hatten außer ihrem allgemeinen Sammelnamen „Hunnen" noch andere Stamm» und Lokalnamen, — denn als sie sich im nörd» lichen Kaukasus ansiedelten, hießen sie bereits Bulgaren. Ob diese Bezeichnung aus dem Wort Baikal (Bai»Kul — der reiche See) stammt, darüber wollen wir nicht entscheiden. Tatsache aber ist, daß der armenische Historiker

*> Neumann, Die Völker des südlichen Rußlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Leipzig, 1847. — Illlwllilkv, Forschungen über die Anfänge Rußland», Moskau 1836. — Ilowaiskn, Ergänzende Polemü in der bulgarisch»hunnischen Frage 1889. — tznnfalvy, Ethnographie von Ungarn 187?. — Pallmllim, Wieterzheim, Die Artikel über .die Hunnen" m ihren Aufsähen über die Völkerwanderung. — Quixnes, Nistoir« güusrals ^^ Nun«». -^ Wasiljewsty, Radlow, Inoftranzew, Prof. Vetrow, Pogodin u. s. w.

Moses Chorenski in seiner „Armenischen Geschichte" erzählt, daß zur Zeit des armenischen Kaisers Arschak, Sohnes des Wacharschak, im Iahre 120 v. Chr. in der Nord»Kaukasischen Gebirgskette ein wichtiges Ereignis zu verzeichnen war, — wahrscheinlich der Sieg der Hunnen über die Alanen, — nach dem die Bulgaren die Kaukasische Gebirgskette überschritten und die armenische Provinz Koch einnahmen. Der Historiker fügt hinzu, daß diese Bulgaren sich noch Wihn»dur»Bulgaren Nechuni»Bulgaren — nicht hunnische Bulgaren) nannten.

Der andere Zweig, die Hunnen»Bulgaren, die sich im nördlichen Kaukasus angesiedelt hatten, zogen weiter nach Norden und bildeten an der Wolga ein selb»ständiges Bulgarisches Kaiserreich, das eine hohe kulturelle Entwick»lung erreichte, eigene Städte hatte und ausgedehnten Handel mit Rußland, Persien und Arabien unterhielt; später (im 9. und 10. Iahrhundert n. Chr.) nahmen sie den mohammedanischen Glauben an und bewahrten ihre Unabhängigkeit bis zum 14. Iahrhundert n. Chr.')

Der dritte, recht bedeutende Teil der Bulgaren»Hunnen verließ seine Stamm»genossen zwischen dem Asowschen, Kaspischen und Schwarzen Meere, wandte sich nach Westen und gegen Ende des 2. Iahrhunderts v. Chr. bevölkern sie die Mündung der Donau im Norden, das ganze jetzige Bulgarien, Mazedonien und Thrazien. Diese Tatsache wird durch das Zeugnis des Dion»sius in seiner „Beschreibung der Erde", die im 1. Iahrhundert n. Chr. geschrieben wurde, bestätigt; hier erwähnt er, daß die Hunnen unter Bastarnen und Roksalanen leben. Was die Bastarnen für ein Volksstamm sind, ist nicht bekannt, aber die Roksalanen sind ein gotischer Volksstamm, der im 1. Iahrhundert in den Kaspischen Gebieten lebte.

In diesem Sinne ist für uns auch das einheimische Dokument, das von Pretschek zitiert wird (S. 158) und zur Hälfte in einer vollständig unverständlichen, zur Hälfte in slawischer Sprache geschrieben ist.

Im 4. Iahrhundert n. Chr. geschah in Europa ein wichtiges Ereignis — der Einfall der Hunnen unter Führung des Attila. Hier lenken wir die Aufmerksamkeit des Lesers besonders auf die Tatsache, daß Attila bei den Bulgaren»Hunnen, die an der Wolga und im nördlichen Kaukasus wohnen, beinah auf gar keinen Widerstand stößt, im Gegenteil, sie vereinigen sich mit dem Heere des Attila, um den Widerstand der Goten zu brechen, die damals das südliche Rußland beherrschten.

Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient folgendes Ereignis: als Attila aus dem westlichen Europa zurückkehrte und in Pannonien halt machte, besiegte er die

*> Kenen, Die Wolaaer Nutz»«u. — Eidmann, Die Ruinen Bulgariens. — Gnaorjew, Die Wolga»Bulgaren. — ^Kanno?, Nslation s« ^lasons? «t ä'»utr«3 »utsur«, — B«resin, Gllrkllwi. Lichotschew. Pitttch, Ibn»Chardadbe, Ibn»F°rl<ma, Tabari. Al»Massud!. Ibn»Dasta. Ibn'Nllturl, «zdrisi n. s. w.

Hunnen»Bulgaren, die die Balkanhalbinsel bevölkerten, und zwang Byzanz mit reichen Geschenken um Frieden zu bitten.
Nach dem Tode des Attila zerfiel sein Reich, wie bekannt, und Byzanz beginnt von neuem die verlorenen Gebiete bis zu den Ufern der Donau zurück;n» erobern; eine Reihe Festungen wurde am Ufer der Donau errichtet und der Heer» führer Cholwudija dorthin gesandt. (Prokopi — „Bauten", „Anekdoten", „Geheime Geschichte"). Auf diese Weise mußten die Bulgaren»Hunnen, die Bul-garien, Mazedonien und Thrazien bevölkerten, sich wieder der byzantinischen Macht unterwerfen, da ihnen die starke Hilfe Attilas fehlte. Unabhängig blieben die Bulgaren»Hunnen, die nördlich von der Mündung der Donau wohnten (das jetzige Dst»Rumänien), sie gründeten ein selbständiges Reich, sympathisierten mit den Bulgaren»Hunnen am südlichen Ufer der Donau, von Zeit zu Zeit setzten sie über die Donau und verwüsteten byzantinische bewohnte Orte.
Die Anhänger der türkisch»tatarischen Abstammung der Bulgaren beginnen gewöhnlich unsere Geschichte im 6. Iahrhundert, als Asparuch aus Asien mit einem 25—30 tausend Köpfen zählenden Heer auf den Balkan kam. Uns scheint es, daß dieses die schwächst« Stelle ihrer Theorie ist. Ein Heer von 25—30 000 Kriegern, denen Volk und Sprache fremd waren, konnte ohne jede Basis kaum den Kampf auf zwei Fronten führen: mit dem byzantinischen Reich und mit der fremden inländischen Bevölkerung. Die Tatsache scheint uns sehr leicht erklärlich. Asparuch war Kaiser der Bulgaren»Hunnen, die ein selbständiges Reich an der nördlichen Mündung der Donau besaßen, und im Augenblick, da Byzanz am meisten geschwächt war, gingen sie einfach von dem einen Donau»Ufer zum andern über, und da sie aktiv von den Bulgaren»Hunnen, die im Süden der Donau lebten, unterstützt wurden, besiegten sie Byzanz und zwangen Kaiser Konstantin Pogon Frieden zu schließen, indem er ihnen die Reichsprovinzen abtrat.
Zugunsten der von uns verteidigten These spricht auch folgendes: im Vertrag, der zwischen Asparuch und Konstantin Pogon geschlossen wurde, tritt Byzanz seine Gebiete an das Bulgarische Kaiserreich ab;
solch einen deutlichen juridischen Termin konnten die schlauen Byzantiner nur gebrauchen, wenn ein bulgarisches Kaiserreich tatsächlich vorhanden war, und es wäre ausgeschlossen gewesen, wenn Asparuch nur das Haupt eines Nomaden» häufleins gewesen wäre.
Wir haben hier nur in Kürze die Grundlage unserer Theorie auseinander-gesetzt, ohne uns in Einzelheiten einzulassen; diejenigen, die Einzelheiten inter-essieren, weisen wir auf die „Die Psychologie des Bulgarischen Volkes", Seite 50 bis 9 1, hin.
Indem wir die Theorie der hunnischen Abstammung der Bulgaren aufrecht-erhalten, sind wir jedoch weit davon entfernt zu behaupten, daß Bulgaren reine Hunnen sind. Von einer Reinheitder Rassen in Europa kann jetzt überhaupt kaum die Rede sein, und um so weniger von der Reinheit des Blutes der Bul»

garen, die auf der Brücke wohnten, die Asien mit Europa verband und der Weg vieler Völker war, die von Westen nach Osten und wieder zurück wanderten. Und welche Völker haben auf der Balkanhalbinsel nicht ihre Spuren zurückgelassen?
In den Adern der Bulgaren fließt Blut der alten Thrazier, der Slawen, türkisch»tatarischer Völker, der Kumanen usw., — aber unsere Grundthese ist — daß der größte Teil des Blutes Hunnenblut ist.
Die Bulgaren haben bis heute die Grundzüge des hunnischen Charakters und der physischen Konstruktion bewahrt. Wir haben eine Menge anthropometrischen Materials gesammelt, das demnächst veröffentlicht werden wird, aus dem mehr als offensichtlich hervorgeht, daß Bulgaren nicht slawischer Abstammung sind.
Vergleichen Sie den Charakter des Bulgaren mit dem irgend eines slawischen Volkes, — der Russen, Serben, Tschechen, Polen, und sie werden kaum einen verwandten Zug finden. Der Slawe ist erpansionsfähig, verträumt, aufrichtig, un» beständig, träge, willensschwach, der Bulgare im Gegenteil — kaltblütig, positiv, verschlossen, eigensinnig, arbeitsam, willensstark.
In diesem Sinne ist «ine kleine Parallele charakteristisch: das russische Reich besteht über 1200 Iahre, es konnte nicht die guten inneren Reichs»Einrichtungen schaffen, die Bulgarien im Laufe von 40 Iahren erzielt hat. Dasselbe könnten wir in bezug auf unsere Nachbarn, die Serben, sagen, die ein längeres politisches Leben haben.
So ist auch die zweite Beschuldigung der russischen Intelligenz, daß wir als Slawen das Slawentum verrieten, — mehr als unbegründet.
Es scheint uns, daß sogar die, die in Rußland so gern auf der altmodisch-sentimentalen Schalmei „der Dankbarkeit" und der slawischen Solidarität zu spielen lieben, in der Tiefe ihres Herzens selbst diesen Fabeln nicht glauben. Zu welchem Slawentum rufen sie uns denn eigentlich? Zum „Slawentum" der russischen Kamarilla? zum „Slawentum", das den Polen und Ukrainern nicht gestattet, in der heimischen Sprache zu beten und zu lernen? zum „Slawentum", das in mittelalterlichem Regime das russische Volk selbst hält? (Denn die Bauern der Gouvernements Moskau und Tula sind doch Slawen!).
Nein, Gott sei Dank, daß Bulgaren nicht Slawen sind! Als junge, lebens» kräftige, enthaltsame Nation mußten unsere ethnischen Eigenheiten uns unbedingt zu den Nationen treiben, die Träger der Kultur und des Fortschrittes sind, — und der teutonisch»hunnische Bund wird der kulturellen Entwicklung und der nationalen Selbstbestimmung einen mächtigen Stoß geben.

Paul Ostwald
Dr. Paul Ostwald.
Umgestaltungen und Neufonnungen in Ostasien.
Die letzten Wochen haben aus Ostasien häufige Kunde davon gebracht, daß dort manches am Werke ist, was wichtige Umgestaltungen und Neuformungen Politischer Art für die Zukunft veranlassen kann. Da selbstverständlicherweise die Ereignisse der europäischen Kriegsschauplätze uns ganz in ihrem Banne halten, so tritt das Interesse für die ostasiatischen Fragen im allgemeinen sehr zurück, ja man könnte versucht sein, von einem Vergessen zu sprechen. Und doch darf das nicht sein. Wir dürfen trotz allem, was in Europa vor sich geht, nicht den fernen Osten unbeachtet lassen, und müssen uns auch über die dortigen Vorgänge immer klar sein, denn Deutschland hat ja in Ostasien starke wirtschaftliche Interessen, für deren weiteres Wachsen wir auch nach dem Frieden hoffen. Von unseren Feinden wird ja so manches geplant, um unseren während der letzten beiden Iahrzehnte in Dstasien immer mehr gestiegenen wirtschaftlichen Einfluß zu vernichten. Es gilt also wahrlich auch nach dorthin die Augen offen zu halten, um nicht von Er» eignissen überrascht zu werden, die uns unliebsam sein könnten.
Die erste Frage, die wir uns da vorzulegen haben, gilt deshalb der Stellung, die heute unsere Feinde zueinander in Ostasien einnehmen, es handelt sich ja da vornehmlich um England, Rußland und Iapan. Da ist einmal festzustellen, daß der Krieg Dinge, die schon sich vorbereiteten, schneller zum Abschluß gebracht hat, nämlich die Annäherung zwischen Rußland und Iapan, und auf der anderen Seite «ine Entfremdung zwischen England und Iapan.
Die Annäherungsversuche zwischen Rußland und Iapan reichen ja zurück bis in das Iahr 1910. Als damals die Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Neutralisationsvvrschlage der chinesischen Eisenbahnen hervortraten, sahen die einstigen Gegner von Port»Arthur und Mukden ihre Rechte in der Mandschurei gefährdet. Das war für beide Mächte Veranlassung genug, ihre frühere Feindschaft zu vergessen und gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind Front zu machen. Der Grund zur Versöhnung war gelegt, und dieser einmal beschritten« Weg wurde nun eifrig weiter begangen. Vor allem lag Rußland viel an der freundschaftlichen Haltung Iapans. War es doch durch England wieder mehr für seine alten Ostsee» und Mittelmeerpläne gewonnen worden, und um diese ruhig verfolgen zu können, bedurfte es der Freundschaft seines ostasiatischen Nachbarn und früheren Gegners. Auch in Tokyo war man mit der Wendung der Dinge nicht unzufrieden, da man hoffen konnte, auf diese Weise „ohne Blut und Eisen" vielleicht eher als durch einen neuen Zweikampf das gewünschte Ziel, die völlige Abdrängung Ruß» lands aus der Südmandschurei, zu erreichen. Die Abhängigkeit des Zarenreiches

von dem guten Willen Iapans, ohne den doch alle seine europäischen Pläne von
vornherein unausführbar waren, war eine Lage, wie sie sich günstiger für die
Tokyoer Regierung nicht denken ließ. So war es eben klar, daß die japanische
Presse eifrig das Lied von dem Wert der nahen Beziehungen zwischen Rußland
und Iapan sang. Als ein Beispiel sei hier nur an den Leitartikel der „Nichi Nichi"
vom 28. Mai 1914 erinnert, der die Überschrift: „Iapanisch»russische Freund»
schaft" trug und in dem es u. a. folgendermaßen hieß: „Die Beziehungen zwischen
Iapan und Rußland dagegen, die noch vor 10 Iahren einen so heißen Kampf aus-
kämpften, sind von Iahr zu Iahr inniger geworden. Auf politischem wie auf wirt-
schaftlichem Gebiete ist eine ganze Reihe von Abkommen zwischen beiden Staaten
zustandegekommen .... Minister Sasanow hatte in derselben Rede (in der
Duma) gesagt, daß die deutsch»russischen Beziehungen nicht ganz auf der Höhe
gewesen seien. Deshalb gewinnen die japanfreundlichen Äußerungen erst recht
an Gewicht. Rußland will sich in Sibirien, der Mandschurei und der Mongolei
entwickeln. Seine Maßnahmen in diesen Gegenden brauchen aber nicht gleich den
Argwohn Iapans zu erregen. Eine weitere Verinnerlichung der japanisch»russischen
Beziehungen wird für den Frieden der Welt die allerbeste Folge haben können."
So standen die Dinge vor dem Krieg, und der machte die loyale Nachbarschaft
Iapans für Rußland erst recht zur ersten Notwendigkeit. Rußland mußte die Frei-
heit haben, seine sibirischen Truppen gegen die Zentralmächte führen zu können,
Rußland brauchte aber auch Iapan zur Lieferung von Munition, Waffen und
Ausrüstungsstücken aller Art. Besser, als man es sich in Tokyo vielleicht irgend
hatte träumen lassen, konnte Iapan sich jetzt seine „Freundschaft" bezahlen lassen.
Was es in dieser Beziehung schließlich erreicht hat, das erklärt uns der kürzlich
geschlossene russisch-japanische Staatsvertrag. Die „Nichi Nichi" war im April
dieses Iahres in der Lage, einiges davon mitteilen zu können. Da ich an anderer
Stelle") darüber schon im genaueren berichtet habe, so möchte ich hier nur die
Hauptpunkte kurz zusammenfassen. Es handelt sich in dem Abkommen der beiden
Mächte einmal um nicht weniger als um die völlige Räumung der Südmandschurei
durch Rußland, da die ostmandschurische Bahn, Charbin—Wladiwostok, japanisch
werden soll. Dazu kommen dann noch große wirtschaftliche, besonders handels-
politische Vorteile für Iapan in Wladiwostok und Ostsibirien. Rußlands ostasiatische
Stellung ist dadurch in stärkster Weise gefährdet, und Iapan kann wahrlich mit
seinem Erfolge zufrieden sein.
Die Annäherung an Rußland ist aber auch noch aus anderen Gründen so
eifrig durch die Tokyoer Regierung gepflogen worden, und zwar hängen diese zu-
sammen mit der Wandlung der Stimmung England gegenüber. Auch mit einer

*) Sieh« mein« Arbeit: Die Vedeutun« des russisch»ill»>anis<he!I Swatsvettmaes. Deutsch« Politik, 4. Mai 1916.

solchen haben wir seit dem Iahre 1910 und seit dem russisch»japanischen Mand»
schureiabkommen zu rechnen. Man nahm es nämlich in Tokyo der Londoner
Regierung recht übel, daß sie die amerikanischen Pläne wegen der Neutralisierung
der chinesischen Eisenbahnen unterstützte. England tat nun auch in den folgenden
Jahren nichts, was diesen Unwillen, der einmal erweckt war, wieder hätte beruhig» n
können. Vielmehr waren alle seine politischen Handlungen in Ostasien dazu
geeignet, den Unwillen zu verstärken. In erster Linie ist da an die Erneuerung des
Bündnisvertrages im Iahre 1911 zu erinnern und an den darin aufgenommenen
Artikel 4. Hierin sichert sich nämlich England seine Neutraliät für den Fall eines
Krieges zwischen Iapan und den Vereinigten Staaten von Amerika, also für den
Krieg, der Iapan am meisten droht und in dem ihm Englands Hilfe von dem
größten Wert sein kann. Dazu kamen dann die Ablehnungen eines gemeinsamen
wirtschaftlichen Vorgehens in China, der Öffnung der englischen Kolonien für die
japanischen Einwanderer. So war denn schon vor dem Kriege gerade nicht mehr
eine solche Begeisterung für England vorhanden, wie sie 1912 zu finden gewesen
war. Man hatte im japanischen Volke doch recht deutlich gemerkt, wie wenig ent-
gegenkommend die Londoner Regierung war, wie sie nur einzig und allein den
Bundesgenossen zum eigenen Vorteil benutzen wollte.
Die kriegerischen Ereignisse, vor allem die Lügenmeldungen, das Benehmen
der Engländer in der Südsee und vor Kiautschou, waren nicht geeignet, in Iapan
eine Änderung der Meinung über England hervorzurufen. Man braucht nur
einen Blick in die japanische Presse zu tun, um das festzustellen. Schmeichelhafte
Worte bekommen die Engländer da ebenso wenig zu hören, wie solche der englische
Truppenführer in Tsingtau von seinem japanischen Kollegen gehört hat.
Dieses Abrücken Iapans von England in Ostasien bedingt einen näheren An»
schluß an Rußland. Ob deshalb aber schon mit einem Bruche des englisch»japa
nischen Bündnisses zu rechnen ist, ist vorderhand zweifelhaft. Iedenfalls hat Kato
in Kioto erst noch kürzlich erklärt, daß das englisch»japanische Bündnis die Grund-
lage der japanischen Politik bleiben müsse. Das in Europa geschlagene Rußland
hat Iapan augenblicklich auch nicht viel zu bieten, und man wird in Tokyo jetzt
noch nicht den Augenblick für geeignet halten, England sich zum Feinde zu machen.
So ergibt sich dann für den Augenblick und die nächste Zukunft zunächst ein engerer
rnssisch»japanisch»englischer Zusammenschluß. Ob ein solcher allerdings längere
Zeit haltbar sein wird, wird dann vor allem an England liegen und an seiner
Stellung, die es Iapans Wünschen nach der Vorherrschaft in Ostasien entgegen-
bringt.
Die zweite Frage von Wichtigkeit, die wir uns beantworten müssen, betrifft
das Schicksal Chinas selbst. Hier sieht es insofern wenig günstig aus, als es
Vuanschikai*) wohl kaum gelingen wird, den Präsidentenposten zu behalten. Melden

*) Ilmnschiklli ist unterdessen gestorben,

doch die Blätter schon den Namen seines Nachfolgers! Wir dürfen
«s als ziemlich gewiß hinstellen, daß Juanschikai, der „Wallenstein"
des Reiches, wie man ihn wohl auch mehr oder weniger zutreffend
genannt hat, am Ende seiner großen Pläne steht. Damit aber sind
auch zugleich alle Hoffnungen zerronnen, die wir für ein politisches und wirt-
schaftliches Erstarken Chinas tragen konnten; auf jeden Fall sind diese nur ein
bedeutendes Stück wieder abgerückt.
Fragen wir nach der Ursache des Scheiterns der Pläne Juanschikais, so haben
wir diese bei den Mächten der Ententegruppe, vor allem bei Iapan zu suchen. Noch
mehr als in London, Paris und Petersburg hat man in Tokyo ein Interesse daran,
daß geordnete Zustände in China so leicht nicht einkehren, denn nur so kann Iapan
seine politische Machtstellung China gegenüber behaupten. Man ist sich in Iapan
völlig klar darüber, daß man mit China nicht wie mit Korea verfahren kann. Bei
seiner geringen Volkszahl von 60 Millionen, dem fast von 400 Millionen Menschen
bewohnten China gegenüber, wird es für Iapan immer eine Unmöglichkeit bleiben,
seine unmittelbare Herrschaft über „das Reich der Mitte" auszudehnen. Absichten
auf Einverleibung in das japanische Reich verfolgt man in Tokyo nur in bezug
auf gewisse chinesische Randprovinzen, so bei der Mandschurei und der Mongolei.
Da man so aber in Tokyo die Grenzen seiner Macht China gegenüber wohl
kennt, so fordert man die Integrität dieses Reiches, wie es ja auch in dem
genannten russisch-japanischen Staatsvertrag erst wieder zum Ausdruck kommt.
Ins Iapanische übersetzt, heißt das natürlich nichts anderes, als daß China zwar
weiterbestehen soll, aber eben als ein Reich, das sich seine Vorschriften aus Tokyo
zu holen hat. Zwingend sind dafür in allererster Linie wirtschaftliche Gründe,
wie sie ja die bekannten 21 Forderungen, die Iapan vor einem Iahre an China
stellte, es uns genügend bewiesen. China soll das Absatzgebiet für die sich empor»
arbeitende japanische Industrie werden, China soll aber auch Rohstoffe liefern, die
Iapan entbehrt, so vor allem das Eisen. Es sei hier nur erinnert an das, was
schon kurz vor dem Kriege, am 3. Mai 1914, die „Tokyo Manichi" u. a. schrieb:
„Wenn Iapan außerhalb seines Gebietes keine Bergwerke hat, so ist es in einer
üblen Lage. . . . Unglücklicherweise hat Iapan kein Eisen. Aber wenn Iapan dies
braucht, so gibt es in der Nähe ein großes Reich, das reich ist an Eisenerzen. Das
Aufblühen Iapans hängt ab von der Gewinnung an Eisenbergwerken in diesem
Lande. ... In China gibt es außer Eisen noch Gold, Silber, Kupfer, Petrs»
leum und Steinkohle. Soll Iapan der Verteilung dieser Mineralien zusehen, ohne
nachdrücklich zuzugreifen? Die Hauptsache ist eine kräftige Politik und die Ent»
schlossenheit des Volkes . . . Iapan wird aus der Reihe der Großmächte aus»
geschlossen, wenn es zu wenig Entschlossenheit zeigt."
Den für Iapan so wünschenswerten wirtschaftlichen Einfluß kann es aber
in China eben nur ausüben, wenn es dort auch die politische Macht in den Händen

hat. Diese ist ihm aber nach der Lage der Dinge nur sicher, solange China ohn-
mächtig und unselbständig bleibt. Ein durch innere Unruhen zerrissenes China
liegt dann einzig und allein im Interesse Iapans, jeder Versuch, das chinesische
Reich innerlich zu kräftigen und zu festigen, muß der Regierung in Tokyo ein Dorn
im Auge sein, und Muanschikai hat deshalb in Iapan seinen schärfsten Gegner gefun-
den. Wollte er doch China wieder die innere Ruhe schenken, und das in einem Augen-
blick, wo Iapan in Ostasien tatsächlich tun und lassen kann, wie es ihm behagt. „Die
japanisch»chinesische Freundschaft", so sagt u. a. das japanische Memorial, „ist so»
lange unmöglich, als Juanschikai an der Spitze der chinesischen Republik steht.
Iapan darf eine Gelegenheit, die sich in tausend Iahren einmal bietet, nicht ver»
passen, um den Weg seiner künftigen Generationen von allen Hindernissen zu
säubern. Iapan wird nur die Hand freundschaftlich annehmen, die eine wohl
wollende Aussicht Iapans in China anerkennt." Nach diesen Worten hat Iapan
denn auch gehandelt. Es hat die gegen Juanschikais Regierung sich erhebenden
südlichen Provinzen Chinas mit Geld und Waffen nach Kräften, unterstützt; auch
waren japanische Offiziere in der Armee der Revolutionäre tätig, um die Truppen
auszubilden. So blieb es denn nicht aus, daß der Aufstand immer weiter um sich
griff. Der Provinz Iünnan, die sich als erste von der Zentralregierung lossagte
und der Rufer im Streit wurde, folgten bald alle Nachbarprovinzen. Wie gut
die Armee der Revolutionäre ausgerüstet war, geht aus japanischen Zeitungen
hervor, die zu berichten wußten, daß reichlich Gewehre modernster Konstruktion,
und für jedes Gewehr über 4000 Patronen zur Verfügung standen. Schlimm
wurde dann für Juanschikai vor allem weiter der Mangel an Geld. Gingen ihm
doch die Einkünfte der ausländischen Provinzen verloren und wurden diese doch
noch dann von Iapan finanziell reichlich unterstützt. Diesem von den Revolutio»
nären und von Iapan gemeinsam durchgeführten Druck hat Vuanschikai nicht
standhalten können. Schon am 22. März dieses Iahres gab er insofern nach, als
er den Republikaner Tuanschignei zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister
machte. Doch auch das scheint seinen Gegnern nicht genügt zu haben, die eben
seinen völligen Rücktritt fordern und ihn nun wohl auch erreicht haben.
Diesen Lauf der Dinge in China können wir wenig als willkommen begrüßen.
Uns Deutschen, die wir nicht auf den Erwerb irgend eines größeren chinesischen
Gebietes ausgehen, muß natürlich bei unseren rein wirtschaftlichen Interessen ein
in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung möglichst selbständiges China am
Herzen liegen. Juanschikais Rücktritt aber gibt Iapan erst recht freie Bahn.

Franz Eber:
Belgien unter fremder Herrschaft einst und jetzt.

Ein auffallender Widerspruch lag häufig zwischen den Worten und den Taten der Franzosen und tritt auch wieder in diesem Kriege hervor. Während die Italiener sogleich bei ihrem Eingreifen in den Weltkrieg die „Erlösung" gewisser Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie offen als ihr Kriegsziel hingestellt haben, behaupteten die Franzosen, im August 1914 die von den Deutschen Überfallenen zu sein. Die jahrelangen Vorbereitungen nicht nur auf militärischem Gebiete, sondern vor allem auch in Wort und Schrift, haben sie nicht daran gehindert, diese den Tatsachen widersprechende Behauptung aufzustellen. Die Franzosen maßten sich sogar bald nach Kriegsausbruch im Namen der Zivilisation das Recht an, die „Erlösung der annektierten Provinzen" von derGewalt„dergermanischen Barbaren" vornehmen zu müssen. Merkwürdig schnell arbeitete die französische Druckerpresse; schon in den ersten Tagen des Augusts überschwemmten die Franzosen die elsässisch-lothringischen Lande mit ihren Proklamationen, und sogar die Markenpresse wurde schleunigst in Schwung gesetzt. Ob das Vorgehen des französischen Heeres in Elsaß»Lothringen dazu angetan war, die Sympathien der dortigen Bevölkerung für Frankreich zu heben, mag dahin gestellt bleiben. Die Verwüstung vieler schöner Wohnstätten und die Verschleppung unschuldiger Menschen, von denen gar manche in der Verbannung unter traurigen Umständen ihren Tod fanden, stehen im krassen Widerspruche zu dem Wortschwalle der französischen Proklamationen. Wenn solche Dinge sich in den „unerlösten Provinzen" ereignen konnten, so läßt sich er» messen, was erst geschehen wäre, wenn es den Franzosen gelungen wäre, in echt» deutsches Gebiet einzudringen. Wahrscheinlich hätten sie dort nicht viel besser gehaust als ihre Bundesgenossen, die Russen, in Ostpreußen, wovon uns cmßcr vielem Abbildungsmaterial neuerdings die amtliche Denkschrift eine gute Vor» stellung gibt. Man braucht aber nicht etwa bis zu den Zeiten Ludwigs XIV. zu» rückzugehen, um an die auch von französischen Geschichtsschreibern geschilderten Verwüstungen der Pfalz durch M^lacs Heer u. a. m. zu erinnern. Als vor kaum mehr als 120 Iahren das französische Heer in Belgien eindrang, erließ ihr Befehlshaber Dumouriez zwar eine Proklamation, in der er versprach, das Eigen» tum, das Leben und die nationale Unabhängigkeit Belgiens achten zu wollen (Vergl. Thiers, Nstoire 6e la Evolution trantzuiLe, livre X.)*) Aber die

*) Dummniez hatte schon im Oktober 1792 dem Konvent versprochen, die Könige anzugreifen u,ü> die Völler von der Zwingherrschaft zu befreien. Am 14. Oktober hielt Collot d'Herbois eine vom Beifall de» Konvents vielfach unterbrochene Rede, in der er Dnmouriez seine schöne Aufgabe vorzeichnete;

Taten der Franzosen stimmten wenig zu ihren Worten. Um die erlösenden Ideen
kennen zu lernen, die die französische Republik beseelte, nachdem sie einmal in den
Besitz Belgiens gelangt war, braucht man nur in den zeitgenössischen Quellen
nachzuforschen. Als Dumouriez dem französischen Finanzminister
Ios. Cambon vorwarf, daß er durch seine Maßnahmen die Belgier entfremde,
äußerte sich dieser folgendermaßen: Er sähe keine Hilfsmittel mehr, um den Krieg
zu beendigen; das gemünzte Geld (!« uumsraire) koste bereits 55 Prozent Auf»
geld, bald werde es sich nur noch mit 100 Prozent Aufgeld beschaffen lassen, da
bleibe ihm kein anderes Mittel übrig, als sich des ganzen gemünzten
Geldes Belgiens, des gesamten Silberschatzes seiner
Kirchen und allerKassen zu bemächtigen; wenn man die
Belgier ruiniert habe, wenn man sie in dieselbe Notlage
gebracht wie die Franzosen, dann würden sie sich not»
gedrungen ihrem Schicksale anschließen, wie dies die Lütticher
getan, die sich uns (den Franzosen) in die Arme warfen, weil sie elend und ver-
schuldet waren; dann würde man sie als Mitglieder in die Republik auf»
nehmen . . . Die Maßnahmen, die man durch das Dekret vom 15. November**)
getroffen, seien sehr dazu geeignet, diesen Zweck zu erreichen, weil sie darauf ab»
zielten, alles zu desorganisieren, und das wäre das Beste für Frankreich, seine
Nachbarn zu desorganisieren, um sie auf denselben Standpunkt der Anarchie zu
bringen. — Also Verelendung der Länder als Mittel zur Fesselung ihrer Geschicke
an die Frankreichs — so lautete das edle Programm der vielgefeierten großen
französischen Revolution und eines ihrer hochgeschätzten Staatsmänner! Die
Quelle, aus der wir obiges geschöpft haben, ist eine Geschichte Frankreichs seit der
Revolution von 1789 nach zeitgenössischen Memoiren und Manuskripten, die auf
den „ößpot« civil« et lnilitllires" gesammelt wurden. Der Verfasser dieses 1803
in Paris erschienenen Werkes ist der „Bürger" F. Emmanuel Toulongeon,
»uoien inilitaire, ex-eon«ritu»nt, meiüdre äe I'Iuntitnt Nation»! äe I'rllues
— ein Quellenwerk, das auch neueren Geschichtsschreibern bekannt ist, wie es z. B.
u. a. verglich er seinen Auftrag mit den Taten des Themistokles. „In Ketten liegende Voller harren
Deiner Ankunft: Du wirst sie befreien. Welch glorreicher Auftrag! — Du muht Dich aber vor
einer überflüssigen Grohmut gegen die Feinde hüten ... In Brüssel wird die
Freiheit unter Deinen Fühen wieder aufsprossen. — Bürger, Mädchen, Frauen, Kinder werden sich
um Dich drängen: welches Glück wirst Du genießen, Dumomiez! ..." ftgl. Thieis, a. a. O.
Liure X. und Note II der Anlagen zum 3. Bande).
") Gemeint ist damit wohl da» „volkerbeglückende" Dekret des Konvents vom 15. Dezember,
das die Einrichtungen der französischen Revolution in allen von den französischen Heeren besetzten Oe,
bieten einführte. Der englische Geschichtsschreiber Dunn»Pllttison schildert die Aufnahme, die diese
Maßnahme bei den Belgiern fand, folgendermaßen: Das belgische Volk war wütend, als ihm
die Wirkung diesesDekrets klar wurde, ldambriä^s Hloä«rn Nistorv Bd. VIII,
S. 418 oben).

die Bibliographie im 8. Band der „Cambridge Modern History" beweist. Auch
ein anderer zeitgenössischer Ausspruch eines Beamten der großen französischen
Republik ist zu charakteristisch, als daß man ihn in den modernen französischen
Geschichtswerken antreffen würde; der französische Kommissar Chans sard
faßte seine Wertschätzung des belgischen Volkes in folgenden Satz zusammen:
,, I<e voeu ä'uu peuple eutllut et imbsoile »er»it uul
p»r<!e<jn'il »tivulerait «untre Ini - meiue!" — ein Bekenntnis,
das hier im Original wiedergegeben zu werden verdient, da es durch
Übersetzung nur verlieren könnte, und das zur Genüge zeigt, wie weit
die französische Bevormundung stets gegangen ist. Zu den wertvollen Dokumenten
aus der Zeit selbst gehört auch ein Bericht Dumouriez', der folgende Angabe ent'
hält: die belgischen Bauern, zur Verzweiflung gebracht, mordeten die französischen
Soldaten, wenn sie sie nicht in größeren Trupps anträfen (nach A. Sorel,
I/Nurope et I» Itsvolutiou tr«myki»e; onvrll^e eourouu6 par I'^ekdsmie
traurige. Bd. III, S. 277) — also ein echter Franktireurkrieg, damals jedoch auf
Rechnung der Franzosen und durch ihre Gewalttaten zur Genüge provoziert! A»
26. Ianuar 1793 ging Danton — wohl gegen den Willen Dumouriez' — sogar
so weit, die belgischen Truppen dem französischen Heere einzuverleiben.
So also benahm sich die französische Republik, als sie alsSieger über die
Geschicke Belgiens, einer teilweise stammverwandten Nation, entscheiden zu können
glaubte. Die Engländer aber nahmen die Besitzergreifung Belgiens durch die
Franzosen, besonders die Öffnung der Schelde durch das französische Dekret vom
16. November 1792, zum Vorwand, um durch geschickte Manöver die französische
Republik dahin zu bringen, daß sie ihr den Krieg erklärte, nachdem schon drei
Monate vorher (nach dem Sturze des französischen Königtums) die diplomatischen
Beziehungen mit der französischen Republik sozusagen abgebrochen waren.
Die Ereignisse des jetzigen Krieges bieten keine genaue Parallele zu obigen
Vorgängen, wohl aber hätten die vor 120 Iahren gemachten Erfahrungen der
belgischen Regierung zu denken geben können. Leider hat sie es aber versäumt,
aus der Geschichte die richtigen Lehren zu ziehen. So ist Belgien durch Ver-
sprechungen auf französische und englische Hilfe getäuscht in den Krieg hinein»
gezogen worden, obwohl die Gesandten Belgiens an fremden Höfen rechtzeitig die
Gefahren erkannt und die maßgebenden Stellen davor gewarnt hatten.
(Vergl. „Belgische Aktenstücke 1905—1914"). Nachdem die Engländer
die Belgier in der starken Festung Antwerpen durch ein ganz ungenügendes
und zu spät eingetroffenes Truppenkontingent unterstützt, zogen sie sich noch
rechtzeitig vor dem Falle dieser Festung zurück und überließen es den
Belgiern, zuerst an der flandrischen Küste und dann an der Iser, das Vordringen
der deutschen Heere zu hemmen. Dann suchten die Engländer und Franzosen, die
in ihr Land geflüchteten Belgier in's Heer zu zwingen. Bevor noch das all»
gemeine Wehrpflichtgesetz zur Ausführung gelangt ist, machen nun die Engländer

einen letzten Versuch, alle wehrfähigen Belgier zum Waffendienst heranzuziehen. Unter dem Vorwande, die belgischen Arbeiter nähmen den englischen das Brot weg, eröffneten die englischen Blätter „Daily Erpreß" und „Daily News" wieder eine neue Hetze gegen die schwer heimgesuchten Belgier. Ein Artikel der sin London erscheinenden) „Indspendance Belge" verwahrt sich gegen diese neuen Gewalttaten, die Scharen von Belgiern veranlaßt haben, nach Südfrankreich aus» zuwandern. Auch schalten die Engländer nach einem Artikel des bekannten belgischen Industriellen, R. Billiard, die belgischen Geschäftsleute selbst vom Zwischenhandel mit ihrer eignen Armee aus und berauben diese Kaufleute, die kaum genügende Kapitalien haben, um selber Fabriken zu errichten, eines haupt sächlichsten Verdienstzweiges. Nicht genug damit, will man (nach dem in Maastricht erscheinenden belgischen Blatte „Les Nouvelles") jetzt auch die hollän» bischen Industriellen und Arbeitgeber, die dienstpflichtige Belgier beschäftigen, zwingen, sie sofort auf die Straße zu setzen, indem man diesen Holländern andern-falls die Lieferung von Rohmaterialien vorenthalten zu wollen droht.*)

Im Gegensatz dazu stehen die Maßnahmen, die die deutsche Regierung nach derBesetzung Belgiens getroffen hat. In kürzester Zeit hat sie versucht, Handel und Verkehr des Landes wiederum in Schwung zu bringen. Die von den Belgiern selbst systemlos zerstörten Eisen» bahnstrecken und Kunstbauten wurden wiederhergestellt und neu in Betrieb gesetzt, der Bank» und Postverkehr mit Hilfe deutscher Beamten neu organisiert und von Monat zu Monat ausgedehnt — neuerdings sogar der Postscheckverkehr in einigen Orten eröffnet. Statt den Franzosen der „großen Revolution" zu folgen und das Land systematisch auszuhungern, bemüht sich die deutsche Verwaltung, die Armen zu unterstützen, ihnen Arbeit und Verdienst zu geben und dadurch die durch den Krieg geschaffene Notlage zu mildern.

*) Erst nach dem <bereits Mitte Juni erfolgten) Abschlusse des Manuskripts wurde dem Ver-fasser durch eine Notiz der Frankfurter Zeitung .Velgien und die Entente' (in Nr. 169 v. 20. Juni Abendblatt) bekannt, dah die belgische Regierung in Havre alle dienstpflichtigen Belgier zwischen 18 und 40 Jahren unter die Waffen gerufen hat. Aus dem von der Frankfurter Zeitung im Auszuge gegebenen Artikel de Wandeln«'s in der in Holland erscheinenden belgischen Wochenschrift „De Toorts" geht hervor, daß die tzchartikel der .Daily Expreß" und „Daily News" nur den Auftakt zu den Maßregeln darstellen, durch die man in England und Frankreich auf die belgische Regierung den nötigen Druck ausgeübt hat, der zum Erlaß des Dekrets führte.

Dr. Siegfried Marck:

Staatssozialismus und Liberalismus.

In der Auseinandersetzung mit der westeuropäisch»amerikanischen Demokratie, die als Kulturkrieg den Kampf an den europäischen Fronten begleitet, haben sich die Deutschen recht eigentlich zu dem Selbstbewußtsein ihres Staatsgedankens hin» durchgerungen. Die europäischen Anklagen gegen das reaktionäre Deutschland haben uns zu der Erkenntnis gebracht, daß die deutsche Staatsidee und der deutsche Freiheitsgedanke etwas grundsätzlich anderes bedeuten, wie ihre romanisch»angel» sächsische Erfassung. Schließt nun dieser mit voller Kraft in seiner Eigenart er» faßte deutsche Staatsgedanke den Liberalismus von sich aus? Daß diese Schicksals» frage für den Liberalismus in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblicke gestellt ist, hebt ein so ernergischer und weitsichtiger Vertreter seines Ideengehalts wie Leopold von Wiese mit rücksichtsloser Schärfe hervor.*) Man kann diese schwere Frage auch in die Worte kleiden: ist Liberalismus notwendig gleich-bedeutend mit den Gedanken West»Europas? Oder enthält der deutsche Staats» gedanke einen spezifisch deutschen, respektive mitteleuropäischen Liberalismus?

Die deutsche Staatsidee ist der Staats s o ziali s mus. In dieses Schlag-wort strömt letzten Endes alles zusammen, was uns in der Gegenwart zum deutschen Staatserlebnis geworden ist. Staatssozialismus ist der Gedanke der vor und über den Individuen bestehenden selbständigen Staatspersönlichkeit, die die Individuen zu einem belebten Ganzen organisatorisch zusammenfaßt. Dieser Staatsbegriff ist weder konservativ, noch sozialistisch im Sinne des proletarischen Klassen-sozialismus. Er ist überhaupt nicht zum Angelpunkte irgend eines bestehenden politischen Programmes gemacht worden, eben weil er die zukünftige europäische Daseinsform in sich enthält. Vielleicht haben wir in dem preußischen Militarismus (im Sinne der Männer, die ihn vor 1813 schufen) und in der idealistischen deutschen Staatsphilosophie seine Vorwegnahme, aber nur diese, zu erblicken. Mit voller Kraft gedacht, ist er grundsätzlich neu und von kühner Modernität: so muß man schon die weltbewegenden Ideen von 1789 heranziehen, um ihnen den Staats» sozialismus als den Gedanken von 1914 gegenüber zu stellen. Als erster hat dies mit vollständiger Klarheit Iohann Plenge getan („1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes." Berlin. Verlag Iulius Springer, und „Der Krieg und die Volkswirtschaft". Münster i. W., Verlag Borg-meyer u. Co.).

Nun ist dieser Gedanke von 1914 allerdings antiliberal, wenn der Liberalis» mus als krasser Individualismus im Geiste von Westeuropa gefaßt wird, wenn

*) Vngl. Leopold v. Wies«, „Staatssozialismus". l2. Fisch«, Verla», Berlin.)

Liberalismus ein dogmatisches und rückschrittliches Festhalten an den
Ideen der französischen Revolution bedeutet und diese nicht im Sinne der Gegen-
wart fortentwickeln will. Der zu seiner deutschen Form zu Ende gedachte Libera»
lismus aber ist nicht nur mit dem Staatssozialismus verträglich, sondern muß in
ihn übergehen.
Dies zeigt zunächst eine philosophische Besinnung auf den deutschen Freiheits-
gedanken. Schon die Denker, die von den Ideen von 1789 leidenschaftlich erfaßt
wurden, Kant und Fichte, haben den Gedanken der Freiheit zu etwas neuem ge»
macht. An die Stelle der unerfüllten Emanzipation des Einzelnen vom Zwange
der Autorität setzen sie seine positive Befreiung durch Bindung an überindividuelle
Gesetzlichkeiten und Werte. Sie denken die Freiheit individualistisch, aber auf dem
Umwege über das Objektive und Allgemeine. Hierzu fügt dann Hegel den großen
Gedanken: die überindividuellen Werte bilden zusammen ein Reich zugleich kon»
kreter und wirklicher, wie überempirischer und ideeller Gemeinschaften. Sie haben
sich niedergeschlagen in den großen historischen Gebilden, wie Ehe, Kirche und
Staat. Beruhte bei Kant und Fichte die Freiheit des Individuums auf seinem
Gehorsam gegen abstrakte Gesetze, so nunmehr auf seiner Hingabe an die ihm vor»
ausgehenden großen Gebilde der Kulturgemeinschaft. Bürgerlich-politische Frei-
heit ist also Hingabe des Individuums an das vor ihm historisch vorhandene sitt»
liche Ganze des Staates. Aus dieser Quelle stammt auch die Definition, die
Troeltsch kürzlich von der deutschen Freiheit gegeben hat, nachdem er ihr gegenüber
die englische, französische, amerikanische meisterhaft entwickelte. Wenn er in der
englischen Freiheit vor allem individuelle Unabhängigkeit, in der französischen die
rationalistische Gleichheit der einzelnen, in der amerikanischen eine Verbindung
beider Gedanken sieht, so lautet seine Erklärung der deutschen Freiheitsidee:
„Freiheit ist Dienst in einer Organsstellung".*)
Hierin liegt aber das Beste der Ideen von 1789 enthalten. Die Gleichheit
aller als Bürger, d. h. als gleichwertig dienender Organe der Gesamtheit. Die auf
die Erfüllung seiner Pflicht gegründete unantastbare Rechtssphäre des einzelnen.
Die Brüderlichkeit, mit der auf dem Wege über die Gesamtheit allen einzelnen
geopfert wird.**) Mag sich die Betätigung dieser deutschen Freiheit, Gleichheit,
Brüderlichkeit noch in manchen historisch überlebten Formen mit all ihren Mängeln
und Härten vollziehen, ihr gedanklicher Gehalt weist in die Zukunft und gibt zu'
gleich in seinen politischen Folgerungen jedem berechtigten Verlangen nach einer
Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens Raum. Kein Staatssozialismus,
keine Organisation, ohne daß die Gesamtheit überall die tüchtigsten Organe zu
ihrem Dienst benützt. Denn Organ sein heißt an der für die Gesamtheit richtigen

»> Vergl. Nrnst Troeltsch .Deutsche Zukunft". (S. Fisch«, Verlag, Berlin.)
»*) Vergl. dazu die rechtSphilosophischen Schriften Stammlers, bes. .Wirtschaft und Recht".
Ferner meine Schrift „Deutsche Staatsaefinnung« (Oskar Beck, München 191S).

Stelle der höchstmöglichen eigenen Leistungsfähigkeit stehen. Die demokratische
Forderung ist nicht der Kerngedanke des Staatssozialismus; aber ein Pro»
gramm, wie das von Hugo Preuß in seinem Buche „Das deutsche Volk und die
Politik" aufgestellte, auf innigste Einheit von Staat und Volk abzielende kann auch
der Staatssozialismus zu dem seinigen machen.
Bei der deutschen Freiheitsidee handelt es sich um die gesinnungsmaßige
Seite des Staatssozialismus. Seine akutere Bedeutung aber, von der er seinen
Namen trägt, ist die wirtschaftliche Idee der Genossenschaft,*) der gemein»
wirtschaftlichen Organisation als einer notwendigen Lebensform
des sich selbst überwindenden kapitalistischen Zeit»
alters. Der Staatsgroßbetrieb, das soziale Wirtschaftsganze, die „Volks»
genossenschaft" sollen in ihm den individualistischen Kapitalismus der ersten
Epoche ablösen. Damit wächst er zu einer neuen Lebensform über Klassen»
sozialismus und Kapitalismus heran. Er ist Sozialismus und Kapitalismus
zugleich, aber durch ihre innige Einbeziehung in den Staat erhalten
diese beiden einen neuen Sinn. Der Staatssozialismus unterscheidet sich vom
Klassensozialismus, der „alles verstaatlicht, nachdem er den Staat selbst entstaatlicht
hat",*') durch die Vorherrschaft des Staates als des sozialen Ganzen über die
Klasse und die Gesellschaft. Er ist ferner durch den Gedanken des großen Staats»
unternehmers Kapitalismus mit Wendung gegen das Unternehmertum des ein»
zelnen. Er ist daher mit Recht als ein bloß formaler Sozialismus bezeichnet wor-
den, der in der Tat ebenso Staatskapitalismus wie Staatssozialismus ist.
Dieser wirtschaftlichen Bedeutung des Staatssozialismus gegenüber offen»
bart sich uns eine bedeutende Rolle, die der Liberalismus in ihm zu spielen hat.
Dieser nämlich ist notwendig fürdieUberbrückungdessozialistischen
und des kapitalistischen Gegensatzes im Staatssozialis»
mus, er muß über ihre Synthese wachen, er allein kann ihr Gleichgewicht regeln
und ein Überwuchern der alten sozialistischen und der alten kapitalistischen Tendenz
verhindern. Die kapitalistische Gefahr des Staatssozialismus ist ausartender
Fiskalismus: der Staat ein nur in größere Ausdehnungen gesteigerter Unter»
nehmer im Sinne des alten Kapitalismus, der Ausbeutung der einzelnen, unter
Hintansetzung des sozialen Ganzen (hier gleich aller seiner Teile) treibt. Ihm muß
der liberale Gedanke des Rechtsstaates und der durch Recht gesicherten Unab»
häiigigkeit jedes einzelnen entgegenwirken. Die sozialistische Entartung des
Staatssozialismus aber ist der Zukunftsstaat des Klassensozialismus: Staatszucht-
haus, Panbureaukratie, Lahmlegung der freien Konkurrenz! Hier ist und bleibt
der individualistische Zug des Liberalismus das Heilmittel. Der Staatssozialis»
mus kann nicht Beseitigung der freien Konkurrenz bezwecken und auch nicht kritik»

*> Deren ganz« Bedeutung Otto von Giercke historisch und sachlich aufgedeckt hat.

**) Deutsch« Staatsgesumung 2. a. O.

lose Übertragung eines „Kriegssozialismus" auf den Friedenszustand. Sondern
nur die Richtung des privaten Unternehmertums auf den Staat, seine Einord»
nung in die Gesamtheit, seine Unterordnung und Fruchtbarmachung für das
Staatsganze. Dem Gedanken der Organisation ist nichts ferner als eine lang»
weilige und mechanische Unterdrückung der einzelnen dienenden Glieder. Die Orga-
nisation bedarf überall der differenziertesten, d. h. aber der in ihrem Bereiche
persönlichsten und freiesten Organe. Diese Freiheit leistet der staatssozia»
listischen Organisation ihr Bestandteil von Liberalismus. Er wird sie zugleich
auch vor der Gefahr der Überorganisation bewahren, die jeder bureaukratischen
Regelung des Wirtschaftslebens droht. Von einer wesentlich positiveren Wer-
tung des Staatssozialismus aus stellt sich hier ein der Stellungnahme Leopold von
Wieses nicht sehr fernes Ergebnis heraus.

Im Verhältnis von Staatssozialismus und Liberalismus bewährt sich Hegels
doppelsinniger Gedanke, der „Aufhebung" als einer Kategorie des geschichtlichen
Denkens. Der Staatssozialismus ist eine geschichtlich entwickeltere Form des
Liberalismus, den er überwindet, indem er ihn in sich enthält. In diesem Sinne
allein hebt er ihn auf.

Mathilde Freiin v. Leinburg:

Zum 60. Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich II. von Anhalt.

Waffenlärm und Kanonendonner überdröhnt allüberall den freundlichen
Reigen der Musen. Auch in dem „deutschen Kulturwinkel" Dessau, wo in sorg»
losen Friedenstagen die Künste, namentlich die der Bühne, sich zur schönsten Blüte
entfalteten, hat ernste Kriegsstimmung ihren erstarrenden Reif über diese Blüten»
pracht gebreitet. Ietzt gelten alle Gedanken des edelherzigen Fürstenhauses und
seines an der weltgeschichtlichen Aufgabe begeistert mitarbeitenden Volkes allein
dem Wohle des Vaterlandes, der Ehre der ganzen deutschen Nation und der dank»
erfüllten Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihre Angehörigen, und das
Theater, von jeher die eindringlichste Stätte der Bildung, hat dort jetzt nur noch
den hohen Zweck, über diese schweren Zeiten erhebend und tröstend hinüberzuhelfen,
und vor allem durch die liebevolle Großmut des gütigen Landesvaters, auch den
aus dem Felde zurückgekehrten tapferen Kämpfern heitere Stunden zu bereiten.
Die ehrenden Worte, die der Kaiser gerade den anhaltischen Truppen zu
spenden für wichtig fand, sind durch eine jahrhundertelange soldatische Zucht und

einen über tausendjährigen kriegerischen Geist der anhaltischen Fürsten und ihrer Mannen bedingt, denn das ruhmreiche Geschlecht der Askanier, dessen gegenwärtiger Thronerbe, Herzog Friedrich II., am 19. August sein sechstes Lebensjahrzehnt beschließt, kann wie nicht leicht eine andere Regentendynastie auf eine stattliche Reihe von für das Land Anhalt und das Deutsche Reich in seiner Gesamtheit verdienstvollen Feldherren und Kriegshelden zurückblicken. Muten uns die Vorgänger in der Herrschaft dortigen Gebiets, das in der Gegend der durch die Baukunst Bernhard Sehrings neuauferstandenen Roseburg bei Ballenstedt einstmals ansässige Geschlecht derWölsungen und auch der kraftvolle Slaven» bändiger „mar^r^vs HHrs" (f 985), „der Ritter gut" aus dem Nibelungenliede, noch fast sagenhaft an, so klingt uns der Name Albrechts des Bären (f 1170), von dem zeitgenössischer Volksmund sang:

„Hinrik de Leu un Albrecht de Bar
Darto Frederik mit dem roten Har,
Dat waren dre Herren,
De konden de Welt verkeren",

schon viel vertrauter, denn dieser askanische Markgraf von Brandenburg, der erfolgreiche Bekämpfer der heidnischen Wenden und Gründer Berlins, hat ja den eigentlichen Grundstein zur heutigen Macht der Hohenzollern gelegt. In der Manesse'schen Liederhandschrift ist uns noch das Bildnis des sangesfrohen Minne» sängers Heinrich I. von Anhalt (f 1244) erhalten, dessen Staatskunst es gelang, die weitverstreuten anhaltischen Besitzungen zu einem Fürstentum zu» sammenzufassen. Wer aber gar der „A lte D e ssau e r" (f 1747) gewesen ist, auf dessen militärisches Vermächtnis, die Reorganisation des deutschen Heeres, die auch von unsern erbittertsten Feinden anerkannte und gerühmte Tüchtigkeit und Ausdauer der deutschen Soldaten im gegenwärtigen Weltkriege ursprünglich zurückgeführt werden muß, das braucht den Deutschen gewiß nicht erst gesagt zu werden. Auch noch andere Sprossen des askanischen Heldengeschlechtes, wie der treue Kampfgenosse Kaiser Marimilians I., Fürst Rudolf (f 1510), der fromme Reformationsfürst und Freund Luthers, Wolfgang (f 1586), der lange nach seinem Tode noch von Goethe gepriesene deutsche Sprachreiniger Fürst Ludwig (f 1650), der unerschrockene Recke aus dem dreißigjährigen Kriege, Fürst Christian II. (f 1656), von dem in der Münchner Hof' bibliothek noch ein Kriegstagebuch bewahrt wird, das stellenweise wie ein Dokument aus unseren gewaltigen Tagen berührt, und aus dem letzten Iabr» hundert der ritterliche Mitkämpfer und Anfeuerer seiner anhaltischen Truppen im Tiebzigerkriege, Herzog (damals noch Erbprinz) Fri edr i ch I., der 1904 dahingeschiedene Vater unseres erlauchten Geburtstagsjubilars, sind Namen, die unzer» trennlich vom glänzenden Werdegang der deutschen Geschichte und Kultur bleiben. So kriegerisch geschult der nunmehrige Regent aus diesem heldenreichen

Fürstenhause auch ist, so stellten doch die 44 Iahre unseres so glücklichen langen Friedens weder in der Politik noch im Militär für einen Bundesfürsten den Ehrgeiz befriedigende und die ererbten Feldherrnanlagen zu verwertende Aufgaben. Eine eigene Schicksalsfügung wollte es hingegen, daß sich zu diesem gezwungen brach liegend«, strategischen Talente auch ein entschiedenes Kunstempfinden, hauptsächlich eine von frühester Iugend an gepflegte und fachmännisch aus» gebildete Musikbegabung gesellte, die schon den noch jugendlichen Erbprinzen befähigte, das ihm von seinen großen Ahnen überkommene organisatorische Genie — den veränderten Bedingungen einer langen Friedenszeit angepaßt — auf dem Gebiete des Theaters in einer bühnenblicksicheren Beherrschung des szenischen Gesamtkunstbetriebes zu betätigen. Bereits 1894 hatte Erbprinz Friedrich die oberste Leitung der Dessauer Hofbühne und der Hofmusik selbst in die Hand ge» nommen und ist auch sein eigener Intendant geblieben, seitdem er seinem das Theater gleichfalls mäcenhaft bedenkenden Vater 1904 in der Regierung folgte.

In einem Vortrag über „Die Kunst der Regie", den der frühere Dramaturg am Münchner Hoftheater, Dr. Karl W olff, vor wenigen Iahren in München hielt, versuchte dieser den Begriff der Regie und des Regisseurs zu zergliedern und dabei aufzuzeigen, welche Wandlung die Wertung der Regisseurtätigkeit in den letzten fünfzig Iahren erfahren habe. Er sagte u. a.: „Bekanntlich hat man um die Mitte des vergangenen Iahrhunderts von dem Regisseur kaum Notiz ge» nommen, ihn gewissermaßen als eine Art von höherem Inspizienten angesehen, der für die Aufführung etwa als funktioneller Beamter wenig in Betracht kam. Heute haben sich die Dinge auf den Kopf gestellt, indem, wie in Reinhardt, Regisseurtypen möglich wurden, die Weltruhm erlangt haben. Es gibt zwei An» schauungen, die eine, daß die Tätigkeit des Regisseurs hinter dem dargestellten Kunstwerk völlig zu verschwinden habe, die andere, daß das Kunstwerk sich hinter dem Regisseur zu verbergen habe." Dr. Wolff, der im Regisseur vor allem den Organisator sieht, der die einzelnen Kräfte zu einem neuen Ganzen zu verbinden hat, suchte diese Umwertung des Regisseurs als Organisator als eine getreue Spiegelung der Zeitläufte im Theater zu erklären. Die Frage, w er die Eignung zum Regisseur im Sinne des großen Organisators besitze, beantwortete der Vortragende dahin, daß es sich in der Begabung zum Regisseur nicht um irgendwelche, im Anschluß an andere Fertigkeiten und Disziplinen erlernbare Fähigkeiten handle, sondern, daß man zu dieser schöpferischen Tätigkeit geboren sein müsse.*)

Diese oberste Forderung Wolffs erfüllt der herzogliche Intendant des Dessauer Hoftheaters in vollkommenem Maße, d.'nn er ist, nach dem einstimmigen Urteile aller Fachleute, wahrhaftig „der geborene Regisseur". „Regie kommt von regieren; sie soll wenigstens jederzeit zeigen, daß der Spielleiter die Masse als autoritative Persönlichkeit auch wirklich bezwingt und beherrscht",

») Nach dem Referat üb« De Wolfs Vortrag in deu .Münchner Neuesten Nachiichte ".

ist einer der treffenden Aussprüche Herzog Friedrichs selbst, dessen ganz eigene
gedächtniskünstlerische Begabung ihn bei seiner Regietätigkeit noch obendrein auf
jedes Tert» oder Regiebuch, auf jeden Notenauszug vollkommen verzichten läßt
und ihn befähigt», ohne irgend solche Hilfsmittel, auch das kleinste, mit der Musik
nicht auf die Note übereinstimmende bühnentechnische Versehen — geradezu ver»
blüffend bei den in dieser Hinsicht die schwierigsten Aufgaben stellenden Werken
Richard Wagners, — mit unfehlbarer Sicherheit festzustellen.
Durch seine hochselige Mutter, Herzogin Antoinette, eine geborene Prin»
zessin von Sachsen»Altenburg, Herzogin zu Sachsen, nahe verwandt mit König
Ludwig II. von Bayern, der im Begeisterungsrausch einer idealüber»
füllten Iugend imstande war, ein Weltgenie, wie das Richard Wagners, voraus»
ahnend zu erkennen und, einem Heere von Widersachern entgegen, durch die könig»
lich-freigebige Aufrechterhaltung seiner künstlerischen Überzeugung einer ganz
neuen Ära der Kultur die Bahn zu eröffnen, hat der hohe Herr in den für die
ganze künftige Kunstrichtung so entscheidenden Iugendtagen das sieghafte Auf-
leuchten Richard Wagners mit dem königlichen Wagnererretter gemeinsam erlebt
und sich daher die stilgetreu vollkommene Wiedergabe der Schöpfungen diese«
deutschesten der deutschen Tondramatiker zur Hauptaufgabe gemacht. Wagners
Kunst und ästhetische Gesetze klingen auch wie ein alles beherrschender Grundton
durch den ganzen Betrieb der anhaltischen Residenzbühne hindurch, aber das doch
nicht mehr, als es Wagners gewaltige Bedeutung als Wort»Tondramatiker und
Kulturpionier erfordert. Was das Hoftheater sonst, auch Außerwagnerisches,
unter der Aegide des kunstsinnigen Landesherrn brachte, davon dürfte gar vieles,
wegen der Dessauer Eigenart, mit altem, erbeingesessenem Theaterschlendrian end»
gültig zu brechen und in der Erstanwendung noch nicht eingebürgerter Verbisse»
rungen mutig voranzugehen, andern großen Bühnen zum Vorbild dienen. Nicht
nur Uraufführungen, wie z. B. Ioseph Reiters „Totentanz" oder „Der
Tor und der Tod" von Hugo von Hofmannsthal, sondern auch bloße Neu»
einstudierungen oder Neuinszenierungen sind für die Theatergeschichte von bleiben-
dem Wert, weil in Dessau unermüdlich daran gefeilt wird, die Meisterwerke ganz
getreu nach den Absichten ihrer Schöpfer zu behandeln. Bei solchen Grundsätzen
ist es selbstverständlich, daß in „Dessau»Bayreut h", wie Anhalts Haupt»
bühne in Wagnerkreisen (Cosima Wagner reiht Dessau unmittelbar nach Bay»
reuth!) in Anerkennung ihrer die höchste Stufe erreichten Stiltreue genannt
wird, Wagners Werke ganz ohne Striche zur Aufführung gelangen und auch der
„Fliegende Holländer" in einem einzigen Aufzuge gegeben wird.
Der Spielplan des Dessauer Hoftheaters hat sich schon von jeher durch sein
Bestreben, nach Möglichkeit deutsch zu sein, ausgezeichnet, und es bedurfte
dort nicht erst der schmerzlichen Erfahrungen des großen Weltkriegs, um vor
einer unseres Deutschtums unwürdigen Ausländerei gewarnt zu werden. Ver»
anlaßt durch die Vollendung ihrer Opernaufführungen, machte man dieser Bühne

des Herzogs Friedrich n v. Anhalt M. Freiin v. Leinburg
indes schon öfter den Vorwurf, sie verlege ihre Haupttätigkeit zu sehr auf die Oper
und lasse das stiefmütterlich zur Seite geschoben« Schauspiel viel seltener zu
Worte kommen. Hier genügen zur Widerlegung schon die nackten Zahlen:
1906/07 — 75 Opern, 78 Schauspiele; 1907/08 — 72 Opern, 77 Schauspiele;
1908/09 — 69 Opern, 77 Schauspiele, u. s. f. mit jedem Iahre in aufsteigender
Vermehrung. Ebenso wie Dessau für Mshuls „Ioseph in Ägypten"
oder für die in der trefflichen Bearbeitung des Eislebener Ästhetikers Hermann
Stephani über die Szene gegangene „Euryanthe" von Weber seine gastlichen
Pforten öffnete, damit diese Meisteropern hier ihre Wiedergeburt erproben
könnten, so ist gleichwohl dem zweiten Teile des „Faust", Kleists „Her-
mannsschlacht" und „Käthchen von Heilbronn" dort eine dem
verfeinerten und anspruchsvolleren Kunstideale der Gegenwart entsprechende
Neubelebung zuteil geworden.
Es ist eine in der Geschichte der Kultur schon oftmals nachgewiesene Er»
scheinung, daß die für die Kunst, meist für die Pflege eines einzelnen Zweiges
davon, wichtigsten Städte immer abseits vom großen Weltgetriebe liegen.
Eduard Engel schreibt einmal: „Seit einem Menschenalter steht meine Über»
zeugung fest: die Großstadt, besonders die Riesenstadt, ist für die meisten schaffen»
den Geister das Verderben. Abgewendet kann es von denen, die in solch' einem
menschenfrefserischen Steinungeheuer zu leben gezwungen sind, nur dann werden,
wenn sie sich eine Insel schaffen, zu der nur sie den Kahn besitzen. Wie wenigen
aber gelingt solche Insel! Es ist keine Mode, nein, es ist nur starkes Gefühl
der Notwehr, der Lebensgefahr, wenn sich jetzt einer nach dem andern aus dem
Rachen der Menschenfresserin zu retten sucht in die gottlob noch blühenden
kleineren Städte. Ich kenne ihrer Dutzende und weiß von meinen gelegentlichen
Vortragsreisen her, welch' tiefes und reiches und selbständiges Geistesleben in
unseren feinen kleinen Städten, nicht bloß in den Residenzen, gedeiht. Ohne
dieses Leben, nur angewiesen auf den Geist der Riesenstädte, müßte die deutsche
Welt verblöden."
Ist das auch etwas scharf ausgedrückt, so haben doch Städte wie Weimar
und Düsseldorf, Meiningen und Bayreuth, den innern Sinn der Engel'schen
Worte vollauf bewiesen. Zu diesen die Ideale bewahrenden Geistesstätten muß
seit Iahren auch die anhaltische Residenzstadt Dessau hinzugezählt werden. Das
Ansehen ihrer Hofbühne ist bekannt, haben doch schon Nilhelm Köhler
(1846), Richard Wagner mehrmals in seinen „Gesammelten Schriften",
Nilhelm Hosäus (1882), Paul Lindau („Nord und Süd", Februar
1883), MoritzvonProsky (1384), zahlreiche neuere Fachschriftsteller, wie
ErnstHamann, LudwigGerlach, PaulMarsop und andere, sowie
auch der norwegische Komponist Gerhard Schjelderup schon längst auf
die Vortrefflichkeit der dort gebräuchlichen szenischen und musikalischen Vor»
arbeiten rühmend hingewiesen. Aber ebenso wie die historische Vergangen-

heit des kriegstüchtigen Anhaltlandes erst jetzt in dem großen Geschichtswerke des
Zerbster Geheimen Archivrates Prof. Dr. Hermann Wäschke (Verlag
Schulze, Cöthen 1912/13) eine unserer Zeit angemessene, gesamtübersichtlich klare
Darstellung gefunden hat, so wurde gleichzeitig auch dem Musik» und Theater»
leben dieses schon durch das dortige Wirken eines Iohann Sebastian
Bach ausgezeichneten Landes in dem umfangreichen Prachtwerke „Ascani a"
des Dramaturgen am Dessauer Hoftheater Prof. Dr. Arthur Seidl (Ver»
lag Bosse, Regensburg 1913) erst jetzt eine der Sache würdige ästhetische
Betrachtung zuteil. Späteren Forschern wird diese vielbringende Aufsatzsamm»
lung einmal sehr erwünschtes Zubehör zu einer „Musikgeschichte Anhalts" bieten;
die bis in das Iahr 1829, Wagners ersten dortigen Aufenthalt, zurückführende
Abhandlung „Richard Wagner in Anhalt" ist überhaupt unerläßlich notwendig
zum näheren Verständnis des heutigen anhaltischen Kunsttreibens und seiner Vor-
geschichte. Am meisten gibt aber die musikhistorisch wertende Aufzählung des
durch Iahrhunderte hindurch angesammelten Bestandes der „Musik»Bibliothek
des Herzoglichen Hoftheaters" ein deutliches Bild von der jeweiligen Künstrich»
tung im Herzogtum. Daß in den „Ascania" auch die persönlichen Verdienste des
führenden Geistes der allzeit glänzend gelungenen Kunstdarbietungen des Hof»
theaters in Sonderartikeln eigens betont wurden, ist nach dem Vorhergesagten nur
recht und billig. Die Aufsätze: „Ein Wagnerianer auf d«»
Fürsten th r o n", „Zum Iubiläum eines genialen Bühnen»
leiters", „Kulturbriefe aus dem .Deutschen Winkel" und
„Goldene Regeln eines fürstlichen Theaterleiters" werden
das stille und selbstlose Wirken Herzog Friedrichs II. von Anhalt bald auch all»
gemein kennen lehren. Diese Veröffentlichungen über den herzoglichen Inten»
danten sind keine Fürstenverherrlichung, sie sind bloß die gerechte Würdigung
einer genialen Künstlernatur, eines großen Menschen, der sein auch unter den.
ersten Fachgenossen hervorragendes Können nur dazu verwendet, um seine ihm von
Gott anvertrauten Landeskinder zu seiner eigenen idealen Höhe emporzuziehen.
Darin gipfelt eben — ganz im Gegensatze zu seinem königlichen Vetter Ludwig II.
von Bayern — Herzog Friedrichs II. heilige Auffassung von dem Berufe eines
Landesfürsten: die seiner Künstlerseele zum Lebensbedürfnis gewordene Kunst
nicht auf einsamer Höhe nur für sich allein zu genießen, sondern seine ihm als
Himmelsgeschenk in die Fürstenwiege gelegte Künstlerschaft, der sich ein Regent
mit seinen Pflichten ja nicht frei hingeben darf, nur zum Ruhme seines Landes,
zur geistigen Erhebung seines Volkes, immer noch höher strebend, auszuüben.
Wie freudig dankbar würde sich das ganze Anhaltland nun rüsten, um den
80. Geburtstag seines geliebten und bewunderten, großherzigen Landesherren fest-
lich zu begehen, wenn nicht der Krieg und wegen ihm der eigene Wille des hohen
Iubilars jede Feier verwehrt hätte. Doch auch diese bange Zeit des ganz Europa
erschütternden Kampfes wird vorübergehen und Deutschland wird, von dem

schweren Alpdrucke befreit, froh aufatmen. Dann darf auch die Kunst wieder zu ihrem Rechte gelangen und sie wird dann im „Garten Deutschlands", wie Anhalt seines prächtigen Wald» und Wiesenreichtums wegen oft genannt wird, unter dem selbstschöpferisch mittätigen Regenten und seiner dem kunstsinnigen badischen Herrscherhause entstammenden erlauchten Gemahlin ihr« hohe Mission mit bis in die fernsten Zeiten nachwirkende Segen erfüllen. Dem volksveredeln» den Urheber aber dieses Goldenen Zeitalters der Bühnenkunst in Anhalt, HerzogFriedrich II., möge durch rastloses, begeistertes Mitschaffen all seiner Helfer, deren anerkannte Namen ja schon den Erfolg verbürgen, aus seiner idealen Kunstschöpfung soviel Freude erwachsen, daß sich Martin Greifs Dichter-worte jederzeit bewähren: „Selig der Fürst, dessen Thron die Musen umstehen!"

Alberta von Puttkamer:

Blutrote Blumen.

Sacht mit ihren Frühlingszweigen
Pocht an's Fenster sie zur Nacht,
Und sie redet durch das Schweigen:
„Knospend ist der März erwacht —
Tausendschöne, weite Auen,
Wälder, die da selig ruh'n, —
Und in letzten Tiefen blauen
Iene Wunderblumen nun;
Deren Aug' ist himmelfarben,
Und ihr Duft vom Paradies —
Viele sind's, die um sie warben,
Wen'ge, wo ich sie verhieß . . .
„Weißt du: wo im Wäldergrunde
Märchen schlafen und der Traum,
Wo die Schönheit krönt' die Stunde,
Stebt die Blume keusch im Raum —."
„Pflücke sie aus diesem Lenze,
„Blaue Blume" nenn' ich sie,
Möchte sie in meine Kränze
Winden, ich, die Poesie . . ."
„Göttin, ruhest im Entrückten
Sternenhoch und urquelltief,
Nahest heimlich dem Entzückten
Nur, wenn dich die Sehnsucht rief . . .
„Weißt nicht, daß in wilden Wirren
Und in Feuern rast die Welt;
Tausend arge Kugeln irren
Über blutbetautes Feld . . .
„Dennoch such' ich jene Blume,
Weil die Herrin es gebeut,
Heb' sie aus dem Heiligtum«
In den blut'gen Lenz von heut . . ."
Und ich war in letzten Waldesgründen—
Tag' und Nächte sanken hin in Not —
Konnte nicht die blaue Blume finden:
Alle, alle Blumen waren rot.. .

Josef Kiß Budapest:
Das Lied vom Kühelein.
Aus dem Ungarischen von Armin Bar 5t (Budapest).
Armes Küh'lein, Blonde, welches Unterfangen,
Bist gar, mir nichts, dir nichts, in den Krieg gegangen!
Statt ruhig zu kauen, das ist nicht geheuer,
Suchst du Abenteuer.
Eines schönen Morgens zog sie unverdrossen
Durch des Hauses Pförtchen, das ja nie geschlossen,
Reckt sich ganz gemächlich, wie sie 's sonst tut gerne,
Und zieht in die Ferne.
Wedelt mit dem Schweife, trippelt weiter sachte,
Trifft auch keinen einz'gen Nachbar, der sie fragte:
— Wohin, Blonde, ziehst du gar so früh von hinnen?
Bist gewiß von Sinnen!
Kein bekannter Köter hat sie angefahren,
Alles ist geflüchtet, die Klugen, die Narren,
Fort sind Menschen, Hunde, als sie Wind bekommen,
Daß die Russen kommen!
Mcinner rafften Sensen, Weiber Kinderwiegen,
Ließen ungeknetet ihren Brotteig liegen —
Wem, wozu auch kneten? Öde und verlass.
Die Häuser, die Gassen.
en
Was war das im Dorfe für ein wüstes Treiben!
Alles jagte, kreischte, — niemand wollte bleiben —
Griff nach Tand und Fetzen . . . Gold und teure Schließen
Unberührt sie ließen.
Traurig zieht das arme Küh'lein seines Weges,
Achtet nicht der Kräuter hart am Saum des Steges.
Hebt das Köpflein plötzlich, als ob 's horchen täte, —
Nach dem Dorf es spähte.
Wo seid ihr, wo bleibt ihr? Seid alle verschollen?
Läßt mich einsam irren über wüste Schollen!
Klagend tönt ihr Brüllen, voll von bangem Sehnen,
Wie zum Abschiednehmen.
Zieht zum Dorfesende, wo an der Kapelle
Steht ein morsch»vermoostes Glockenstuhl»Gestelle,
Wo zur Schwärmezeit der Bienen lust'ge Haufen
Summend sich verschnaufen.

Da hielt sie — so pflegt sie 's jeden Tag zu treiben —
Um die dürre Lende an's Gebälk zu reiben.
Das war so ihr Ständchen — währte niemals lange —
Vor dem Weidegange.
Lebhaft wird es ringsum jetzt mit einem Male:
Gräben, Festungswälle bauen sie im Tale,
Fahren auf Kanonen, ganze Kriegerscharen,
Schneidige Husaren.
Husaren von hüben, Kosaken von drüben,
Ist 's nicht, als ob Träume Gaukelspiele trieben?
Nie sah Küh'lein so 'was, — und sie ist kein Kalb mehr!
Wahrlich, das ist lang her!
Und nun erst, schau nur schau, — geht 's mit guten Dingen?
Stellen sich die Feinde auf zu düst'rem Ringen.
Schon knattern die Flinten, donnern die Kanonen, —
Es geht nicht um Bohnen!
Kugeln schwirren, manche ihr das Fell schon zwicken,
Meint das tapfre Küh'lein: ei, die frechen Mücken!
Schlägt um mit dem Schweife, daß es sie vertreibe:
— Bleibt mir doch vom Leibe!
Mählig sinken nieder jetzt des Abends Schatten,
Sonst zur Vesperandacht sie geläutet hatten,
Sonst um diese Stunde kam der Bursch sie holen.
Wie 's der Wirt befohlen.
Hente schweigt das Glöcklein, niemand ist zu sehen,
Als ob alle Welten sollten untergehen!
Küh'lein harrt ein Weilchen, blickt umher verdrießlich,
Trollt nach Hause schließlich.
An dem Glockenstuhle hält das Küh'lein wieder,
Reibt sich da, wo gestern, seine müden Glieder . . .
Wie das schmeckt! Solltest du 'mal ein Iucken spüren,
Kannst es selbst probieren.
Plötzlich tönt es dröhnend: aus der Luft geflogen
Saust eine Granate her in weitem Bogen.
Platzt mit mcücht'gem Knalle: tausend Splitter fliegen.
Kuh und Glocke wimmern in den letzten Zügen.

Marie von Bunsen:
Das Hofsraulein Donna Inez.
Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Schluß.
Mehrere portugiesische Männer und Frauen, welche, des Iudentums ge»
ständig, ihren Irrglauben abschworen, wurden zu ewigem Kerker begnadigt. Zwei
Schwestern, Maria und Violante Enriquenz Lopez hatten schon früher eine Ver»
warnung erhalten, waren jedoch wieder in jüdische Gebräuche verfallen; ihre
Güter wurden konfisziert, sie wurden „ausgeliefert". Ebenso Leonora Pereira
aus Evora, und der Handlungsreisende Antonio, alias Iakob Vicente. Der musel»
männische Renegat Lazaro Fernandez, alias Mustafa aus Cadiz erhielt den gleichen
Spruch.
Hiermit war die Reihe der dem weltlichen Gericht, also dem Feuertod, Aus»
gelieferten beendet. Sechs Familiare, darunter der Herzog von Albuquerque,
Gatte der Camarera Mayor, und der allmächtige Minister Don Geronimo von
Eguna, ordneten den Zug. Zuerst kam eine Schwadron der Glaubenstruppe,
dann die Figuren, dann die einundzwanzig Lebenden, in ihren gelben, mit
Flammen und Teufeln verzierten Gewändern. Unter den gelben Corozas sah man
die teils sinnlos verzerrten, teils hochmütig starren, fahlen Gesichter dieser Männer
und Frauen.
Da wurde Donna Maria Luisa aschgrau und ergriff die Hand des Königs;
auch Donna Marianna zitterte, hatte aufgewühlte Züge; aber sie warf ihrer
Schwiegertochter einen strengen Blick zu. Diese zog ihre Hand zurück und schloß
die Augen. Karl der Zweite sah die beiden Königinnen mit gekränkter Miene an:
„Wollt ihr mir durchaus diese Stunde verderben! Es ist doch alles so feierlich
und schön!"
Die Hofdamen sahen erregt auf den Zug, verschlangen eine jede Gestalt mit
den Augen, murmelten einen Rosenkranz nach dem andern, und dankten de« Hei»
land und der Virgen Maria für die Befreiung Spaniens von so vielen gottlosen
Sündern.
Die letzten verschwanden unter dem Durchgang nach der Calle Mayor, es
folgten Soldaten, dann die Vertreter der weltlichen Macht, zum Schluß der
Sekretär der Inquisition, Don Fernando Alvarez von Valdsz, welcher dem
Heiligen Offizium später die Urteilsvollstreckung zu melden hatte.

Nun wurden die einzelnen Erklärungen der Bußfertigen verlesen, der Alkaide
führte einen jeden vor den Thron des General'Inquisitors; dann an den
Majestäten vorbei, dann zum Altar. Hier, angesichts des Grünen Kreuzes,
knieten sie nieder, um ihren Widerruf herzusagen. Von seinem Thron aus gab
ihnen der Inquisitor»General die Absolution, die Schwadron der Glaubenstruppe
feuerte jedesmal einen Salut, die Musik spielte jedesmal eine frohlockende Weise.
Erst nach 9 Uhr abends erreichten die Hofstaaten erschöpft aber hoch-
befriedigt den Palast. Vielen der Dienerschaft hatte man Urlaub gegeben, sie
waren mit der übrigen Volksmenge nach der Puerta da Fuencarral heraus»
gestürmt. Dort draußen, auf erhöhtem Feld erhob sich der „Quemadero".
Nach Mitternacht wurde an den Türen der Hofdamen geklopft. Vor Auf»
regung bebend, mit vorquellenden Augen standen dort die Kammerfrauen, wollten
ihren Herrinnen alles berichten. Aber erst sollten sie eiligst sich Mäntel über»
werfen. „Die Wendeltreppe nach dem Eckturm ist aufgeschlossen, die leuchtende
Rauchsäule wird noch sichtbar sein."
Stotternd, unzusammenhängend, mit wilden Gesten erzählten sie das Erlebte.
Nie würden sie es vergessen. „Einer nach dem andern wurde angebunden; die älteste
der zwei Schwestern, Violante, fiel im letzten Augenblick in Zuckungen und rief:
„Ich will widerrufen." Darauf wurde sie erdrosselt und nur der Leichnam ver»
brannt. Aber die andere Schwester, Maria, blieb verstockt; sie litt wohl von allen
am längsten, ihr Schreien und Wimmern, ihre Krümmungen wollten gar nicht
aufhören. Nur diese eine, Violante, hat widerrufen, die zwanzig andern ver»
brannten in ihrer gotteslästerlichen Sünde. Dabei haben die Mönche das Feuer
nur ganz langsam angesteckt, nur ganz langsam kamen die Flammem heran, denn
die guten Mönche hofften immer noch eine Seele vor der ewigen Glut zu be»
wahren. So dauerte es viel länger, als Euere Sennorien sich denken können.
Wir haben alles sehr schön gesehen, denn der eine Stallmeister und zwei
Mundköche brachten uns ganz nach vorn.
Die Menge war vor Aufregung wie toll! Einige bewarfen die Angebnndenen
mit Steinen, einer sprang auf die Reisigbündel und hieb mit seinem Degen, daß
das Blut nur so herunterrann, auf die nächsten Sünder ein. Nein, was die
schrieen, wenn die Flammen sie erreichten, sie sengten, sie verbrannten! Ich habe
den Klang noch in den Ohren! Aber nicht alle schrieen. Mehrere blieben wie
versteinert und beteten, und zwei Iudaizanten und die lutherische Nonne sangen
Psalmen."
Ietzt waren sie alle oben angekommen. Da lag unter dem Sternenschein die
große Stadt, dunkel erhoben sich die Dächer, die Kirchtürme, die Kuppeln. Von
den hier und da spärlich erleuchteten Straßen erklang ungewohntes, undeutliches
Stimmengewirr. In der Ferne stieg ein blutroter Rauch zum Himmel empor.
Die Frauen knieten und murmelten dankbare Gebete.

IX.

Erfüllung.

Vormittags trat die Dienerin an das Bett ihrer jungen Herrin, brachte ihr Eis»
Wasser und Schokolade, erzahlte ihr, wie immer, die Neuigkeiten, die sie am Aus»
teilungsamt erfahren hatte. „Und die arme Donna Benita, Gemahlin des Don
Manuel, ist tot. Wegen eines Fieberanfalls war sie gestern nicht beim Autodafs
und fiel nachmittags in eine schwere Ohnmacht. Dann kam sie zur Besinnung
und ist nach dem Empfang der Sterbesakramente gestorben. Es war eine gute
Dame, und daß sie an einem Gott so wohlgefälligen Tage verschied, wird ihr die
Fegefeuerqual gewiß verkürzen" ....

Inez lag regungslos mit geschlossenen Augen da, ihr Herz schlug zum Zer»
springen, es sauste ihr in den Ohren. Dies war die Erfüllung. Was sie ersehnt,
war ihr in übervollem Maße geworden.

Sie warf sich ein leichtes Gewand über, kniete vor der Mutter Gottes an der
Wand. Die Oberduenna in Fuentevero, eine sehr fromme, wenn auch oft unleid-
liche Frau, hatte sie ihr mitgegeben, hatte selber das kostbare purpurbrokatene Reif»
rockgewand angefertigt. Inez sagte einen Dankrosenkranz nach dem anderen her,
und zwischen jedem warf sie sich auf den Boden, berührte den Boden mit der Stirn.
Darauf begann sie zwanzig Rosenkränze für die Seelenruhe der Donna
Benita. . . . Sie kniete und betete und dankte noch immer, als ihre Frauen herein»
traten, um sie anzukleiden. Die Königin empfing in Abschiedsaudienz die Herzogin
von Ossuna; ihr Mann war zum Gouverneur von Mailand ernannt.

Am Nachmittag fand ein Erdbeben statt; es dauerte bloß die Zeit eines Vater»
unsers, richtete in Madrid keinen Schaden an, zerstörte nur sechs Städte in ent»
legenen Provinzen. Donna Inez hatte die Empfindung einer feierlichen Bekräfti»
gung ihrer Gebete. Ihr inneres Erlebnis war so groß, die Erde fühlte mit.

An einem der Abende wurde in den Prado gefahren; nur gelegentlich beteiligte
sich der Hof an diesem allabendlichen Zusammenfluß der Karossen, heute war so ein
Tag. Durch die großen Schwarzpappelalleen rollte der Königliche Wagen mit
dem altfränkischen Wachslederbezug, sechs herrliche Schimmel wurden vorgespannt,
das Geschirr war mit unzähligen kleinen Rosetten aus goldenem und rosarotem
Band geschmückt. Die grünen Damastvorhänge mußten zugezogen werden, nahte
sich der königliche Wagen, so galt es für respektvoll, ebenfalls die Vorhänge zu
ziehen. Die Königin frug: „Wozu soll ich mich putzen, wenn ich doch nicht gesehen
werde. Was habe ich davon, nur durch kleine Löcher in den Vorhängen heraus»
schauen zu können? Die Hofdamen begriffen sie wieder einmal nicht, ein Aus»
flug war auch hinter den Gardinen immerhin überaus lohnend. —

Die ganz großen Madrider Damen beteiligten sich selten an der Pradofahrt,
nur als neuvermähltes Ehepaar mußten sie sich im ersten Iahre möglichst oft zeigen.

So saß auch heute Donna Lorenza, das frühere Hoffräulein, stockaufrecht, mlt zurückgeschlagenen Vorhängen, in ihrer Karosse. Ihr gegenüber, ebenso aufrecht, ebenso schweigsam der junge Gemahl. Einfache Leute hatten sich unter den Bäumen niedergelassen, spielten die Laute und tranken frisches Wasser, das die Aguadores ihnen reichten. Überall waren diese zu sehen, unter dem Arm trugen sie die großen Krüge, sie waren in rauhe Friesröcke gekleidet, Stricke befestigten die Sandalen an den bloßen Beiden. Die Kavaliere ritten langsam auf prächtig gezäumten Pferden vorbei, betrachteten die Insassinnen der Wagen. Viele von diesen waren die Frauen von Bankherren, Advokaten und Ärzten, noch mehr waren Schau-spielerinnen und Kurtisanen. „Wenn die Dunkelheit anbricht," so erzählte eine Duenna, „sitzen die Herren ab, gehen zu Fuß umher, steigen auf das Trittbrett eines Wagens, in dem sie eine schöne Frau vermuten, bewerfen diese mit Wohl» gerüchen, mit Blumen. Ia, wenn es ihnen gestattet wird, setzen sie sich in den Wagen herein. Und wenn es spät wird, kommen wirkliche große Damen, sie hüllen sich in einen weißwollenen Mantel, aber an ihrer Haltung, ihrem Gang, werden sie erkannt. Es nähern sich ihnen unsere Herren vom Hof, sagen ihnen gewagte Schmeicheleien, machen witzige Scherze, und die Damen geben Antworten in gleicher Münze. Ia, so sollte es in unseren Kreisen nicht zugehen, aber so ist es nun mal!"
All dieses Interessante durften die Hoffräulein natürlich nicht erleben. Vor anbrechender Dunkelheit kehrte der lange Zug der Palastwagen zurück.
An der Puerta del Sol sahen sie am großen, mit churriguerresker Überladung verzierten Brunnen eine Gruppe tieftrauernder Männer, die sich nach der Kirche von Buen Suceso begaben. Inez schlug das Herz, sie hatte Don Manuel erkannt. Er und seine Diener trugen lange schleppende Mäntel, einen hohen, spitzzulaufen» den, mit Krepp bedeckten Hut, hinter ihnen folgte der leere Wagen; wie die Pferde, war auch er vollständig in Schwarz gehüllt.
Als Don Manuel die Hofwagen erblickte, verdeckte er sein Antlitz, ein Gruß wirre nicht ziemlich gewesen. So sah man deutlich die dünne Dürftigkeit seines schleppenden Mantels, seiner Kleider, erkannte die Löcher, mit der hier und da durchschimmernden Haut.
Es war eine überaus korrekte, distinguierte Trauer, die auch von allen Damen gewürdigt wurde. „Sei es als Stierkämpfer, sei es als Witwer, immer," sagt« Donna Laura Alagon, „zeigt Don Manuel einen vollendeten Sinn für die richtige Note."
In der Galerie der Königin schauten die Bilder der steifgeschmückten Vor» gängerinnen auf Maria Luisä herab. Müde schritt sie in der Last ihrer zehn Seiden» röcke auf und nieder. Sie war erst neunzehn Iahre alt und frug sich oft, wie ein solches Leben zu ertragen sei.

Heute würde wenigstens auf kurze Augenblicke ein frischer Luftzug sie berühren,
denn der französische Botschafter hatte um Audienz gebeten.
Ietzt stand der Marquis von Villars vor ihr, ein Stück ihrer Heimat, in
heimischer Tracht; der Vertreter des christlichen Königs, ihres schwärmerisch
bewunderten, im Grunde ihres Herzens vielleicht geliebten Oheims.
Sie bat ihre Damen, am andern Ende des Raums zu verbleiben, wies den
Marquis, auf einem der goldbestickten Goldbrokatstühle neben ihr Platz zu nehmen.
Instinktiv hatte sie die Nahe eines gewissen Vorhanges gemieden. Dort verbarg
sich oft Karl der Zweite, belauschte seine Gemahlin. Heute jagte er zwar
Kaninchen im Prado, doch hatte sie es sich angewöhnt, diese Stelle zu vermeiden.
Ohne, der Etikette gemäß, sich nach dem Zwecke der nachgesuchten Audienz
zu erkundigen, ging ihr plötzlich das Herz über und sie klagte ihrem Landsmann
in schrankenloser Offenheit ihr Leid. „Ich bin jung, ich habe Blut in den Adern,
da ist es keine Freude, die Gattin eines solchen „Mannes" zu sein! Und zum Hohn
wirft man mir noch Kinderlosigkeit vor. In den Straßen von Madrid — die
Nicolle Quentin hat es mir erzählt — singt man freche „copln«". Könne ich
nicht gebären, möge ich nach Paris abreisen. „8i pari«, pari» K Nßpann, 8i
nou pari», pari» ll ?l>ri»." „Auch mit Schande zurückgeschickt zu werden, wäre
mir eine Nonne; so geht es nicht länger." Sie lehnte sich im hohen Sessel zurück,
schloß halb die Augen, aber die Tränen rannen auf ihr frisches Gesicht.
Der Marquis beugte sich väterlich und beruhigend vor, strich die Argenson»
spitzen seines Ärmels, murmelte, davon könne keine Rede sein. Aber sein Blies
überschaute den goldenen Raum; da standen, lemurenhaft, die vertrockneten
Duennas in ihren grauen Witwengewändern, da standen die schwarzen Kavaliere,
mit ihren scharf und hartgeschnittenen Zügen. Regungslos, wie Idole, saßen auf
den Matten die Herzogin von Albuquerque und die Ehrendamen, die schmalen EU»
bogen zurückgehalten, die Augen gesenkt. Da saßen sie auf den Matten, mit
Schmuck behängt, von der Fülle ihrer brokatenen und goldgestickten Röcke wie von
einer buntschillernden Glorie umgeben. Ihn dauerte die junge, „tille 6e ?r»nes"
in ihrem goldenen Kerker, und doch konnte er ihr nicht helfen, heute mußte er sie
sogar auf's tiefste verletzen.
Ludwig der Vierzehnte hatte ihm geschrieben, ihm befohlen, die überaus heikle
Sache zur Sprache zu bringen. Nach einigen entschuldigenden Worten schluckte
er, schloß die Augen auf einen Moment und begann: „Mein hoher Herr hat so»
eben erfahren, daß Herr von Saint Chamans, der als Kapitän der Ehrenwache
Euere Majestät nach der spanischen Grenze geleitete, Unglaubliches erzählt. An»
scheinend hat er den Kopf verloren, hat sich damals leidenschaftlich — Euere
Majestät verzeihen den Ausdruck — in Euere Majestät verliebt. Nun hat er zwei
— bedauerlich unvorsichtige Briefe von Euerer Majestät erhalten ..."
„Briefe von mir — niemals, niemals!" Donna Maria Luisa wurde blutest
vor Zorn.

Villars sah aus den Augenwinkeln unruhig im Saal umher, machte ihr ein
Zeichen, sich nichts anmerken zu lassen.
„Herr von Chamans hat zwei Briefe, von Euerer Majestät eigenhändig ge-
schrieben, empfangen, sein Stolz, sein Glück kannten keine Grenze, er hat die Briefe
seinen Freunden gezeigt. Es wurde Seiner Majestät hinterbracht, Seine Majestät
haben die Briefe einverlangt, haben sie mir mit tiefbetrübten Worten zugeschickt,
haben mich angewiesen, sie Euerer Majestät Seiner Wohlgeliebten Nichte zu
zeigen."
Aus seinem Brokatrock zog Villars seine goldgepreßte Ledertasche und über»
reichte zwei gekniffte, zerlesene Briefe.
Mit starr vortretenden Augen, mit hastenden Atem, errötend, erbleichend, litt
die junge Königin den ihr vollständig unvorbereiteten Schlag. Mit einer raschen
Geste, mit spöttisch zitternden Lippen wies sie die Briefe zurück. „Ich werde doch
kein von dem Narren angefaßtes, geküßtes Blatt berühren. Die Briefe sind
gefälscht."
Ihre Farben kamen und gingen, ihr Atem versagte, endlich fand sie Worte.
„Als ich damals an jenem unseligen Tag das Palais Royal verließ, habe ich
Tag und Nacht geweint. Nachher wurde ich ruhiger, nahm an den Reiseerleb»
nissen Teil. Aber ich habe schwerlich drei Worte mit diesem Kapitän geredet, ich
erinnere mich seiner kaum, weiß nur, daß er klein und blond war, und fünfmal
täglich untertänigst nach meinem Allerhöchsten Befinden frug. Madame hat mir
über seine lächerliche Verliebtheit geschrieben, hat mich gewarnt. Ich habe nur die
Achsel gezuckt, fand die Geschichte töricht grotesk.
Nun, hat man das von mir geglaubt. Auch der König, auch Sie, Herr Bot-
schafter, haben das von mir geglaubt. Gott weiß es, selbst ohne gemeine Beschuldi»
gungen ist es schwer genug, Königin von Spanien zu sein. Wo hat man dies aus»
gesponnen! Hat man in Madrid oder in Toledo oder in Wien mir den Strick
gedreht?"
Sie sprach leise, nur Villars konnte ihre Worte verstehen, aber ihre Erregung,
ihre Empörung wurde allen im goldenen Raum gewahr. Die Duennas, die Cama»
rera, die Ehrenfräulein und Kammerherren rührten sich nicht, aber sie bewegten
die dunkelbraunen Augen, und von Zeit zu Zeit benetzten sie die Lippen.
Donna Maria Luisa sah auf sie mit Verachtung und Haß.
Wochen vergingen; glühend, verzehrend brannte die Sonne auf Madrid.
Die Kachelböden wurden an jedem Morgen mit Wasser überschwemmt, die mar-
morglatten weißen Wände wurden abgewaschen, kühle, geflochtene Matratzen zum
Sitzen, zum Anlehnen benutzt. In den Mittagsstunden lagen die Damen entkleidet
im verdunkelten Zimmer auf dem mit glatt marokkanischem Leder bedeckten Lager.

Line erschlaffende, aufreibende Zeit für alle, schlimm für Inez, welche, ihre Ruhe wieder verlierend, sich um Don Manuel härmte.
Seit der letzten Begegnung hatte sie ihn nicht gesehen, nicht von ihm gehört. Gewiß, er war in tiefer Trauer und hielt viel zu viel auf Sitte und Herkommen, um sich ihr jetzt schon zu nahen. Aber irgend ein Zeichen hätte er senden können, irgend eine Blume, irgend einen Gruß.
Wenn beim Aufstehen ihre Frauen sie mit dem starkduftenden Orangenblüten» wasser besprengten, empfand sie, schaudernd, in aufregendem Genuß, den feinen Sprühregen auf der heißen blassen Haut, als wäre es eine Liebkosung von ihm. Er benutzte diesen Orangenblütenduft.
Abends saß die Königin matt und still im Palastgarten unten am Manza» «ares im Schatten der Rüstern, dort aß sie mit ihren Damen zur Nacht. Die von Karl dem Fünften hergebrachten Raben krächzten, flatterten mit dem leuchtend schwarzen Gefieder umher. Zwerginnen machten ihre Spaße; leider war der König nicht zugegen, um sich daran zu erfreuen.
Ein diensttuender Kammerherr nahte sich, in einer kleinen Entfernung folgte ihm eine hochschwangere Frau aus dem Volk. Der Kammerherr kniete: „Die Frau ist in die Räume des Schlosses gekommen, habe in ihrem Zustand das Ver» langen, die Königin zu besehen und zu befühlen." Die Königin meinte, das Sehen würde wohl genügen. Der Kammerherr rührte sich nicht, sah Donna Laura bedeutungsvoll an; im Kreise der Damen wisperte man: „Was ist das für eine Landesmutter! Diese Ausländerin hat auch gar kein Herz." Donna Laura'sagte: „Falls Euere Majestät sich weigern, das „autHn" (Verlangen) der Frau zu erfüllen, trägt Euere Majestät auch die Schuld, wenn das Kind tot zur Welt kommt." Die Königin erinnerte sich, daß der König neulich eine Unterredung mit dem General-kommissar der Kreuzzüge unterbrechen mußte, weil eine in gesegneten Umständen befindliche Gärtnersgattin ihn zu sehen verlangte. Sie winkte der Frau, sich ihr zu nahen; der Kammerherr und die Pagen entfernten sich taktvoll. Stolz und befriedigt trat die einfache Frau heran, segnete umständlich die Königin und die ganze Gesellschaft, betastete den ungewohnt weißen Hals und Busen der Königin, die Rubinnadel im Haar, hob die gestickten Röcke auf, zahlte deren Zahl, streichelte bewundernd die seidenen Strümpfe. Maria Luisa begann hysterisch zu lachen; die Damen sahen sie verwundert an.
Die Stimmung war gezwungen und gespannt. Donna Laura, die gewandteste der Damen, brachte das Gespräch wieder in Gang. „Gräfin Orgaz muß jeden Augenblick hier sein, sie wird uns über die Einkleidung der neuen Nonne, der Condestabile, erzählen." Angesichts des recht weltlichen Lebens der Maria Mancini Colonna wirkte die Gedankenverbindung erheiternd.
„Der Gemahl hat es also tatsächlich durchgesetzt."
„Ia, sie fand das Kloster doch immerhin überaus vornehm, die Regeln diskret und die Tracht kleidsam."

Gräfin Orgaz, die Palastdame, war schon in Sicht, machte schon die Ver»
beugungen und küßte den Saum des königlichen Rockes. „Alles ist durchaus gut
verlaufen. Die Condestabile wurde von den Schwestern an der Pforte mit bren»
nenden Kerzen empfangen und nach dem Chor geleitet. Während der Ein»
kleidung und nachher war ihre Haltung vorzüglich. Als sie mit der Prozession
durch das Schiff kam, zwinkerte sie allerdings dem Sekretär von der französischen
Botschaft — wie heißt er doch? — zu."
Man kam auf das jungvermählte ehemalige Hoffräulein, Donna Lorenza,
zu sprechen. Die Gräfin Orgaz meinte: „Nächstens muß wohl wieder eine
Stelle neu besetzt werden, denn die in Aussicht genommene Nachfolgerin
der Donna Lorenz», Donna Teresa von Bazan wird sich in absehbarer Zeit
verloben."
„Mit wem denn?"
„Mit Don Manuel von Guevara. Die Sache steht fest. Wegen seiner
Trauer wird die Veröffentlichung erst in zwei Monaten erfolgen. — Inez, Ihr
tätet gut, Euch nach einem neuen Verehrer umzusehen. Vielleicht wird Donna
Teresa sich nicht so sanftmütig als die arme Donna Benita erweisen."
Donna Barbara, die alles wußte, Doloritas und Camila, die manches ahnten,
sahen im Verstohlenen ängstlich herüber. Inez dachte an den sterbenden Advocado
und wahrte ihre Würde: „Wenn sich nun kein Ersatzverehrer findet?" meinte
sie lächelnd.
Alle, auch die Königin, widersprachen höflich und überzeugt.
„Eine sehr vernünftige Heirat", urteilte Donna Laura. „Er ist aus guter
Familie, aber er ist kein Grande. Da lag es nahe, sich durch eine Erbtochter die
Grandezza zu verschaffen."
„Ia, das hat diese unbedeutende, unscheinbare Teresa Bazan sich vor einem
Iahr nicht träumen lassen," meinte Arabela, „damals lebten noch ihre beiden
Brüder. Über Nacht ist sie die begehrenswerteste Erbin der Monarchie geworden."
„Und über Nacht, durch das Stiergefecht, wurde Don Manuel der bewun»
dertste Kavalier Spaniens", versetzte Donna Laura. „Ich sagte es schon — eine
überaus vernünftige Heirat."
Glühend versank die Sonne hinter der Sierra de Grados, blutrot leuchtete
der Himmel, die Flammen schossen aus den schweren, purpurnen Wolken und tief»
dunkle Raben flatterten vorbei. Inez blickte nach der fernen Glut. Wäre es nur
der Untergang der Welt! Käme nur jetzt der Erzengel auf feurigem Wagen,
spaltete sich doch diese fluchbedeckte Erde, verschlänge sie doch alle, alle in den
Schlund!
Donna Barbara wachte die Nacht bei Inez; kaum auf ihr Zimmer gelangt,
war diese in einem Weinkrampf zusammengebrochen. Donna Barbara schickte die

Kammerfrauen fort, entkleidete das junge Mädchen, brachte sie rasch zu Bett, hielt ihre Hand.
Donna Doloritas und Donna Camila wurden auf ihr leises Klopfen nicht eingelassen. Sie gingen im Flur auf und ab und besprachen den Fall.
»Nicht dankbar genug können wir unseren Eltern sein. Das sieht man nun an der armen Inez, was von einer Erziehung auf dem Land hängen bleibt. Sie ist nicht dumm, aber was hat sie für eine schiefe, konfuse Auffassung vom Leben"
„Wäre eine von uns je darauf gekommen, im Hofanbeter den künftigen Gatten zu sehen! Nicht im Traum! Natürlich werden wir heiraten, vermutlich sehr glänzend. Aber doch nicht einen von diesen Herren, das ist doch anerkannter Zeit» vertreib für sie wie für uns."
„Arme kleine Inez, mit ihren kindlichen Illusionen."
„Aber ihre Haltung war einwandsfrei."
Auf ihrem Lager sich windend, jammerte Inez: „Donna Barbara, wenn Ihr mir nicht helft, muß ich sterben. Nur zum Hohn haben „jene" in Toledo mir das Glück versprochen."
Die vertrocknete, gutuherzige Duenna konnte es nicht länger anhören: „Donna Inez, mein Herzchen, seien Sie ruhig, ich helfe Euerer Sennoria."
Und am nächsten Tag, als Inez, nachdem sie ihren Tischdienst anmutig wie immer verrichtet hatte, nun vom erstickten Gram matt auf ihrem Lager ruhte, brachte Donna Barbara mit geheimnisvollen Mienen ein Fläschchen. „Ich habe es von einer überaus erfahrenen, in ganz Madrid bekannten Frau erhalten, es ist ein Liebeselirier."
Inez stutzte: „Denkt doch an das neuliche Glaubensgericht!"
„Ach, dieser Frau und ihren Klienten wird kein Haar gekrümmt! Der Herzog von Medina Cell hat eigenhändig bei ihr Tränke für seine von ihm zärtlich geliebte, hinsiechende Herzogin geholt. Er befragt diese Frau in Sachen der Gesundheit und des Herzens. Ich habe das Allerwirkjamste verlangt und erhalten. Diese Flüssigkeit besteht aus der Asche von Kupferstichen kanonisierter Heiliger, aus Schwefel, Agatpulver, Wachsfingern, ist noch mit anderen heilsamen, aber gefährlichen Substanzen, die ich nicht nennen darf, gemischt."
„Aber nur ein Viertel des Fläschchens dürfen Euere Sennoria trinken, nicht mehr, es ist ein überaus starker Trank. Dann, nach dem vierten Tag, werde ich den Don Manuel, durch Vermittlung des Don Oliviero, an die Hoftreppe von Atocha bestellen. Da wird er Sie sehen, Donna Inez, und da wird er nicht länger an die reiche Donna Teresa und an die Grandezza denken, er wird nicht umhin können, um Ihre Hand beim Herzog von Casarubios anzuhalten."
Inez lächelte mit einem verzückten Lächeln.
Abends, als sie sich zur Nacht hinlegte, leerte sie, sei es, weil sie den Augen» blick zu verzehrend herbeisehnte, sei es, um die Wirkung zu verstärken, das Fläschchen mit einem Zug.

Es war, als hätte sie Höllenfeuer getrunken; ihr Hals, ihr Inneres brannte, sie verfiel in kalten Schweiß, das Herz klopfte heftig. Sie rief ihre vor der Türe schlafende Dienerin herbei, ließ Donna Barbara holen. Der Schmerz, die Schwäche nahmen zu. Donna Barbara schickte erschrocken zum Arzt. Er tat, was er konnte, fand den Zustand bedenklich.

Inez fühlte sich so kraftlos, daß sie den schwarzen Tod herannahen sah. Es ist alles vorüber, sagte sie sich, nie werde ich dem Geliebten angehören. So will ich wenigstens als Heilige sterben. Sie kommunizierte andächtig, aber das taten alle, das genügte nicht.

Sie betete die schönsten Gebete, versuchte, was sie nur im Leben versäumt hatte, gutzumachen. Donna Barbara, Camila, Doloritas und die Kammerfrauen umgaben ihr Lager, mußten genau merken, was sie ihnen bestellte. Lange Entschuldigungen, Grüße und Segenswünsche an die Eltern und Geschwister. Mit blaßen, trocknen, zwischendurch immer nach kühlem Wasser verlangenden Lippen, mit stockender Stimme zählte sie Listen ihrer Vergehungen auf: Unwahrheiten aus Angst vor Strafe, unfreundliche Behandlung einiger der Duennas. Unhöflichkeit zum Abate, Naschhaftigkeit, lieblose Bemerkungen über die fromme Oberduenna . . . ." „Ich bitte all diese inständig um Vergebung und verspreche, im Himmel fleißig für diese und alle anderen in Fuentevero zu beten. Auch für die hier im Schloß, für den König, die Königin, die Camarera Manor, Donna Laura" sie murmelte viele Namen, wurde unverständlich, wies mit den zitternden Fingern auf die Umstehenden und nannte noch mit großer Anstrengung „Don Oliviero". Sie fühlte, daß die Kräfte ihr vergingen, daß sie unklar wurde, und weinte bitterlich. Nur noch einige Tage möge der liebe Gott ihr gewähren, wie könne sie sonst als Heilige sterben!

In der Schloßkapelle läutete eine kleine, dünne, den Schloßbewohnern unheimlich bekannte Glocke. Es drängten sich in den Fluren des Frauenquartiers die Duennas und Dienerinnen, die Ehrenfräuleins und Palastdamen, sie beteten Rosenkränze und Sterbelitaneien.

Da entstand eine Bewegung, die Königin kam. Ihr folgte die Camarera Manor; da Ihre Majestät hierauf bestanden hatte, wollte sie dem eigentlich unstatthaften Besuch einen noch möglichst guten Anstrich geben. „Donna Inez," so murmelte sie, „tut mir ja unsäglich leid, aber eine Königin gehört picht in das Sterbezimmer eines Ehrenfräuleins, dürfte sich diese enge Wendeltreppe nicht hinaufbemühen."

Arzt und Priester gingen der Königin entgegen, öffneten ihr die Tür; sie trat an das Lager, streichelte die Hand der Sterbenden, weinte und sagte: „Arme, kleine Inez." Inez sprach wirr von den Engeln, glaubte jetzt Unsere liebe Frau von Atocha in ihrem Brokatkleid, mit ihrem Diamantenschmuck vor sich zu sehen. Sie dankte der Mutter Gottes höflich, war dann wieder abwesend, murmelte von Fuentevero und dem Himmel. Die Königin ging. Es blieben Donna Barbara,

samila, Doloritas und die Frauen. Schüttelfröste traten ein, Donna Inez ent-
schlief in der stillen Nacht.
« » »
In der Schloßkapelle türmte sich der vergoldete Hochaltar mit seinen Heiligen»
gestalten und Statuen, rings umher hingen die gewirkten Teppiche mit den groß-
artig schauerlichen Darstellungen der Apokalypse. Gerade unter den sich bäumen»
den Reitern stand der offene Sarg. Er war aus kostbarem indischen Holz, ruhte
auf einer feuerfarbenen, mit Silbertressen verzierten Decke. Rings umher flackerten
die Kerzen, in ihrem flackernden goldenen Licht schien Donna Inez zu leben. Sie
lag da, in einem hellblau und weißen Nonnengewand, Lippen und Wangen waren
leicht geschminkt, die langen dunklen Wimpern ruhten auf der zarten Haut. Über»
aus schön war die Tote anzusehen.
Da präsentierte die gelbe, burgundische Wache; die betenden Nonnen und
Kammerfrauen zogen sich in den Hintergrund zurück. Es schleifte und rauschte auf
dem Marmor, und in ihren schwarzen, schleppenden Trauergewändern nahten sich
die Hofwürdenträger zum letzten Akt.
Donna Doloritas breitete den weißen Schleier der Palmsonntagsprozession
über die Gestalt, der Guardadamas, Don Oliviero, drückte behutsam, liebevoll den
Deckel zu, die Guarda Mayor Donna Laura drehte den goldenen Schlüssel ab,
überreichte ihm dem hervortretenden Mayordomo Mayor. Dann hallte der gleich-
mäßige Schritt der Garden, sie traten an, brachten den mit der flammenfarbenen
Decke verhüllten Sarg hinaus; an ihrer Spitze schritt der Almirante von Kastilien.
Unten warteten sechs Granden des Reichs, sie verneigten sich vor der toten
Dame, nahmen den Sarg, trugen ihn in den Schloßhof. Dort stand der Wagen.
Er war mit einer blumenbestickten weißen Samthülle bedeckt. Die Herren legten
den Sarg hinein, ehern erdröhnten die Lanzen der salutierenden Wachen auf den
steinernen Fließen. Oben an den Fenstern stand die Königin mit ihren Damen,
sie weinten und winkten.
5 0»
Auf der sonnenversengten kastilischen Ebene zogen, weit auseinandergespannt,
in langer Reihe sechs Maultiere den Trauerwagen. Unter dem weißsamtenen
Verdeck war die feuerrot und silberne Umhüllung des Sarges zu sehen. Stumm
saß der alte Guardadamas in der folgenden Karosse; er würde dem Vater den
goldenen Schlüssel übergeben.
Die Landleute blieben stehen, erkundigten sich bei den nachreitenden Be-
dienten. Diese antworteten: „Es ist die Leiche der sechzehnjährigen Donna Inez
von Zuniga und Cardenas, Tochter des Herzogs von Casarubios in Fuentevero,
Hoffräulein unserer Frau Königin, die Gott beschützen möge."
(Ende)

R
u
n
s ch
a
u

Wirtschafts»Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Deutsche Auslands» Handelskammern.

Die Förderung des deutschen Aus»
fuhrhandels durch die Reichsbehörden
ließ vor dem Kriege manches zu wün»
schen übrig, und nicht in allen Fällen
vermochte privater Unternehmungsgeist
»nd Weitblick ausreichenden Ersatz zu
schaffen. Vor allem waltete über den
wenigen deutschen Auslands»Handels»
kammern ein Unstern. Die im Iahre
1894 gegründete Brüsseler Deutsche
Handelskammer mußte bekanntlich,
nachdem ihr eine finanzielle Beihilfe
vom Reich trotz mehrerer Eingaben ver»
sagt blieb, im Iahre 1904 ihre Tätigkeit
wieder einstellen. Der einzigen bei Be»
ginn des Krieges noch bestehenden
Deutschen Handelskammer in Genf
widerfuhr ein gleiches bedauerliches
Schicksal. Und doch sind unsere Handels»
beziehungen mit der Schweiz so bedeu»
tend, daß sie eine ständige Vertretung
ganz sicher rechtfertigen, und doch be»
findet sich Belgien seit fast zwei Iahren
unter deutscher Verwaltung. Es ist aber
nichts in der Öffentlichkeit darüber laut
geworden, daß die deutsche Handels»
fammer in Brüssel mit Hilfe der deutschen
Regierung jetzt ihre Auferstehung ge»
feiert hätte. Dagegen vernahmen wir
von unerhörten Anstrengungen, die
unsere Gegner zur Eroberung unserer
Absatzgebiete machen. Wir hörten,
daß die seit langem bestehende fran»
zösch-russische Handelskammer in Peters»
burg — auch Belgien, Italien und
neuerdings auch die Vereinigten
Staaten unterhalten Handelskammern
daselbst — in Charkow eine französische
Handelskammer ins Leben rief. Un»
mittelbar darauf folgten die Engländer,
die den Franzosen ein Absatzgebiet im
Donetzbecken nicht gönnten. Sogar
Belgien, dessen staatliche Eristenz zurzeit
doch recht fragwürdig ist, wollte in
Charkow eine Handelskammer errichten.
Doch wurde ihm dies von seinen Ver»
bündeten in brüsker Weise verweigert.
Deutschland steht aber in dieser Hinsicht
noch immer weit hintenan, und doch
wäre es so dringend nötig, nunmehr bald

dem Vorbilde anderer Länder mit der
16
241

Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande zu folgen. Wirtschaftliche Interessenvertretungen im Auslande sind nun einmal eine notwendige und unentbehrliche Stütze des Handels, und ihr Fehlen hat sich für Deutschland vor dem Kriege und während desselben merklich und schmerzlich fühlbar ge» macht. Denn es bedarf keines Beweises, daß überall da, wo im Auslande die Handelskammer eines fremden oder gar eines uns feindlichen Staates besteht, die deutschen Interessen stets gefährdet sind. Unseren Konsulaten, über deren Wert oder Unwert vor dem Kriege manches geschrieben wurde, kann un» möglich zugemutet werden, die Arbeiten einer Handelskammer mit zu über» nehmen, schon aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil ihnen die erforder» lichen Geldmittel nicht zur Verfügung stehen, und weil die Konsuln auch die täglich auftauchenden wirtschaftlichen Fragen nicht so beherrschen können, wie eine Handelskammer. So dankbar man ferner auch die Arbeit der deutschen Handelssachverständigen anerkennt, so kann diese Institution, wenngleich sie sich ganz gut bewährt hat, eine ständige Interessenvertretung im Auslande keineswegs ersetzen. Mangels einer festen Anstellung und genügender Selb» ständigkeit der Stellung sind diese Herren zudem des öfteren in Privat» dienst« getreten, um dort die gesam» melten reichen Erfahrungen zu ver» werten, die somit den deutschen Aus-landsinteressen verloren gehen, was beim Bestehen von Handelskammern unmöglich wäre. Gerade jetzt aber und nach Beendigung des Krieges bedarf es ganz besonderer Anstrengungen, um uns den früheren Platz an der Sonne wieder zu erobern.

Die Aufgaben, die der Deutschen Auslands»Handelskammern harren sind wichtig und zahlreich. Vor allem wür-den sie der deutschen Regierung selbst wertvvlle Dienste zu leisten berufen sein. Dies« steht vor der gewaltigen Aufgabe des Abschlusses zahlreicher neuer Handelsverträge. Es gilt, alsbald die einschlägigen Fragen in allen Einzel» heiten wohl vorzubereiten. Welche In-stitution könnte hier wohl besser der Regierung helfend und beratend zur Seite treten als eben die Auslands» handelskammer! Aber nicht nur die heimische Regierung würde sie als un»

schätzbare Informationsquelle, die ihr
bald genug unentbehrlich werden müßte,
benutzen können; auch im Interesse der
Konsulate und sämtlicher Auslands»
deutschen, nicht zum wenigsten der
deutschen Erporteure und Fabrikanten
liegen solche Auslandshandelskammern.
Alles Material, das zur Hebung der
wirtschaftlichen Beziehungen der Länder
dienen kann, hätten sie zu sammeln und
zu sichten und die feinen Fäden, die sich
von Land zu Land ziehen, und die auch
der Krieg nur verwirrte, nicht zerriß,
fester zu schürzen. In erster Linie natür»
lich im Interesse der Deutschen, doch
versteht es sich, daß auch der auslän-
dische Importeur sich ihrer mit Nutzen
bedienen könnte, wenn er Auskunft über
Bezugsquellen oder Absatzgebiete und
»Gelegenheiten zu erhalten wünscht.
Daß solche wirtschaftliche Zentral»
stellen ein« gebieterische Notwendigkeit
sind, beweisen die Ansätze, die sich in der
Bildung von Wirtschaftsvereinen, nach
Ländern geordnet, bemerkbar machen.
Ist deren Ttäigkeit durch den Krieg
lahmgelegt, so wirb sie nach Friedens»
schluß um so kräftiger einsetzen. Wieviel
besser würden diese Korporationen, die
eigene Geschäftsstellen unterhalten, ihre
bedeutsamen und für die gesamte Volks»
wirtschaft wichtigen Aufgaben erfüllen,
wenn ihnen in den betreffenden Ländern
in einer deutschen Handelskammer ge-
wissermaßen eine Auslandsgeschäftsstelle
zur Seite stünde! Ein solches korper»
schaftliches Zusammenarbeiten der

deutschen Interessen im Inlande und im
Auslande mit dem ausgesprochenen
Zwecke der Förderung der Handels»
beziehungen und damit der Stärkung
des Nationalvermögens und »bewußt»
seins müßte von größter Bedeutung und
von größtem Segen werden können.
Zugleich aber wäre damit die Sicher-
heit gewährleistet, daß die Regierunug
wirklich sachgemäße Auskunft in allen
wirtschafts», handels», zoll» und ver»
kehrspolitischen Fragen, die diese Län-
der betreffen, erhält. Damit sind in»
dessen die Aufgaben solcher Interessen»
vertretungen im Auslande keineswegs
erschöpft. Sie werden als starke Käm»
pen auf dem Plane erscheinen, wo
immer es die Förderung der deutschen
Weltwirtschaft gilt, wenn Aufwen-
dungen für deutsche Kultur und deutsche
Sprache nötig werden. Dazu gehört
«ine großzügige Unterstützung der
deutsch-freundlichen und besonders der
deutschen Presse im Auslande. Was
die Abhängigkeit von den englischen und
französischen Telegraphenbureaus be»
deutet, hat der Krieg sattsam zu unserem
Schaden gelehrt. Glücklicherweise ist
ja jetzt endlich durch die Schaffung eines
deutschen Weltnachrichtendienstes da-
mit begonnen worden, dem unwürdigen
Zustande ein Ende zu bereiten, daß die
ganze Welt alle Ereignisse von Bedeu-
tung nur durch die englische, französische
oder amerikanische Brille sieht.
Private Bemühungen und Mittel
reichen nicht aus, das Ziel zu erreichen.
Hier bedarf es des tatkräftigen Ein»
greifens der Reichsregierung. Mögen
die bestehenden Wirtschaftsvereine die
hier gegebene Anregung aufgreifen. Sie
sind auch in der Lage, die deutsche am
Erport interessierte Kaufmannschaft zur
Unterstützung heranzuziehen, wozu diese
um so eher bereit sein wird, als durch
die Gründung deutscher Handels»,
kammern im Auslande die Bestrebungen
zur Gewinnung und weiteren Er»
schließung ausländischen Absatzgebietes
gefördert werden. Bei den Auslands-
deutschen aber wird der Ruf nach deut»
schen Handelskammern ein lautes Echo
finden. Ein Netz solcher muß nach dem
Kriege die Erde umspannen, und eine
jede muß ein Stütz» und Knotenpunkt
des deutschen Handels und damit ein
Angelpunkt des Deutschtums in der
Welt sein.

literatur XIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

„Russische Köpfe" betitelt sich der
neueste Band, der in der schon oft ge»
nannten Sammlung des Ullstein»Ver»
lages „Männer und Völker" erschienen
ist. Einer der besten Kenner der
russischen Geschichte, Professor Theo-
dor Schiemann gibt in diesem
Bande einen kurzen, interessanten Ein»
blick in die Geschichte unseres östlichen
Nachbars, der leider noch viel zu un»
bekannt bei uns ist, und um deren Er»
kenntnis sich Schiemann unvergeßliche
Verdienste erworben hat, da für das
Kennenlernen eines Volkes die Kennt-
nis seiner Geschichte von unschätzbarem
Werte, wenn nicht geradezu eine
Grundbedingung ist. Schiemann ent-
wirft in dem neuen Ullstein»Buche, das
für ein weiteres Publikum bestimmt ist
und sicherlich auf zahlreiche Leser rech-
nen darf, kurze Skizzen von denjenigen
Persönlichkeiten, die bestimmend ge-
wesen sind für die Entwickelung der
Geschicke des russischen Staates und
Volkes von den Zeiten Peters des
Großen an, der erst den slawischen
moskowitischen Staat zu einer euro»

putschen Großmacht emporgehoben hat, bis zu unseren Tagen, bis zur Regie» rung Nikolaus' II. Er schildert uns die noch von asiatischen Sitten völlig beeinflußte, dennoch überall nach euro- päischem Anstrich und Muster suchende Regierung Peters I., den Einfluß der „drei deutschen Russen", wie der Ver» fasser sie nennt, Ostermann, Münnich und Biron, und die Zeit der zweifellos bedeutenden, aber ebenso berüchtigten Katharina II. Die weiteren Kapitel sind Persönlichkeiten des 19. Iahr» hunderts gewidmet; die vielfach falsch beurteilte Gestalt Aleranders I., der durch seine Liebenswürdigkeit jeden zu bestricken wußte, wenn man auch seine Worte niemals auf die Wage der Wahrheit legen durfte, das Leben und Denken des Revolutionärs Michael Alerandrowitsch Bakunin und schließ- lich die Zeit von Nikolaus I. zu Niko» laus II. zieht am Leser vorüber. Das Ganze bietet — wie bereits hervor» gehoben — ein interessantes und treffendes Bild von den Zuständen und dem Leben im „heiligen Ruß» land". —

Im Ullstein»Verlaae ist auch eine neue Sammlung „Die Fünfzig Bücher" erschienen, von der bisher sechs Bändchen zum Preise von je 50 Pfennig vorliegen. Der erste Band „Der junge Fritz in Rheinsberg", zu dem Walter von Molo eine Einleitung geschrieben hat, zeigt Friedrich H. als Kronprinz in der Zeit vom Hochsommer 1736 bis Ende Mai 1740. Diese Rheinsberger Iahre sind von größter Bedeutung für die selbsterzieherische Entfaltung seines Genies gewesen, das sich in der Stille des märkischen Städtchens für seine europäische Sen» dung sammelte und vorbereitete. Der Band enthält zahlreiche Briefe an Vol- taire, an Friedrichs Schwester Vilbel» mine, an den General von Grumbkow n. a.; ferner erhält der Leser einen, wenn auch natürlich nur ganz ober» flächlichen Einblick in die bekannte politische Schrift Friedrichs des Großen, den „Antimacchiavell", in der sich seine wohldurchdachte, ernste und menschenfreundliche Auffassung des fürstlichen Berufes ausspricht.

Der nächste Band „Paris 1870/71" mit einer Einleitung von Karl Scheffler bringt Äußerungen von Männern und Frauen, die in der

Mehrzahl das große Ereignis der Be»
lagerung der französischen Hauptstadt
von innen mitangesehen und miterlebt
haben, wie z. B. Victor Hugo, Sarah
Bernhardt, Goncourt und Gautier.
Eine kleine Auswahl aus den
Familienbriefen der Kaiserin „Maria
Theresia", die Stefan Großmann mit
einleitenden Worten versehen hat, wird
vielen ein klares Bild geben von einer
der klügsten, interessantesten und histo»
risch wichtigsten Frauen, in der sich
Weibliches mit Königlichem zu ehr»
furchtgebietender Einheit verband.
Ein weiterer Band mit einer Ein»
leitung von Paul Ernst bietet eine
Auswahl aus dem Werke des Vaters
der europäischen Geschichtsschreibung
„Herodot", und die beiden letzten Bände
schließlich enthalten drei „Berliner
Novellen" von E. T. A. Hoffmann und
vier „österreichische Novellen" aus der
Feder von hervorragenden Vertretern
der kleinen Prosadichtung: Grillparzer,
Friedrich Halm, Adalbert Stifter und
Ferdinand Kürnberger. —
Auch die von Professor Dr. Franz
v. Mammen bei der Wissenschaft»
lichen Verlagsanstalt „Globus" heraus»
gegebene „Bibliothek für Volks» und
Weltwirtschaft" hat einige neue Hefte
erscheinen lassen. Die vom Heraus»
geber selbst verfaßte Schrift „Friedrich
List, Deutschlands größter Volkswirt in
seinem Wirken und seiner Bedeutung

Rundschau
für die Gegenwart" hat sich zur Auf»
gäbe gestellt, das Interesse für unseren
großen deutschen Volkswirt, dessen
Lehren sich bis in die neueste Zeit im
wirtschaftlichen Leben der Völker so
trefflich bewährt haben, immer mehr
auch in den breiteren Schichten unseres
Volkes zu beleben und zu vertiefen. Der
Verfasser geht hierbei von dem rich-
tigen Standpunkte aus, daß gerade ein
Studium der List'schen Schriften ge-
eignet ist, demjenigen, der sich ernsthaft
bemüht, die Zusammenhänge unseres
Wirtschaftslebens hu ergründen, eine
wertvolle Fundgrube zum Verständnis
unserer Wirtschaftspolitik zu sein.
Mammen würdigt eingehend die wissen-
schaftliche und praktische Bedeutung
List's und schildert seine hervor»
ragendsten Züge als Patriot, Iourna»
list, Agitator und Politiker.
Das 16. Heft enthält politische
und wirtschaftliche Streiflichter über
„Die Praris der Monroedoktrin" von
EmilEngelhardt. Esist richtig:
nur wenige wissen, was eigentlich unter
dem Begriffe „Monroedoktrin" zu ver»
stehen ist, obwohl sie ihn alle paar Tage
in der Zeitung lesen. Dieser Unklar-
heit kommt die vorliegende Schrift zu
Hilfe, indem sie die ganze Entstehung
und Entwickelung der Praris der Mon»
roedoktrin zeigt, die natürlich im Laufe
der Zeit manche Änderung erfahren hat
und heute ganz anders ausgelegt wird,
als der Vater dieser Doktrin — wenn
man nun einmal von einer „Doktrin"
reden will —, der Präsident Monroe,
sie sich bei ihrer Darlegung in seiner
Botschaft vom 2. 12. 1823 gedacht hat.
Ausgehend davon, daß der Amerikaner
etwas wie den „Deutschen Gedanken",
in seine Verhältnisse übersetzt, nicht
kennt, weist der Verfasser nach, wie sich
der Amerikaner bewußt wird, daß die
Monroedoktrin nicht eine willkürliche
Theorie oder nur ein selbstbewußtes
lontinentalpolitisches Programm ist,
sondern das Lebensprinzip der Union
überhaupt. Die Abhandlung verdeut»
licht die Praris der Monroedoktrin in
allen Zeiten amerikanischer Politik: den
spanisch-amerikanischen Krieg, die ge-
waltsame Gründung der Republik
Panama zum Bau des Kanals, das
Verhältnis der Vereinigten Staaten zu
Iapan und Meriko, das in der jetzigen
Zeit von besonderem Interesse ist, den
Weltkrieg und zum Schluß die bedeut»

samen Einflüsse auf Amerikas zukünftige
Politik gegenüber den Republiken in
Mittel» und im Norden von Süd-
amerika, deren reiche Ölquellen erst vor
kurzer Zeit entdeckt sind. — Die Aus»
führungen des Verfassers können natür»
lich nur einen kurzen Abriß geben von
diesem äußerst wichtigen Problem, das
die ganze Politik der Vereinigten
Staaten beherrscht; wer sich genauer
über die Monroedoktrin zu unterrichten
wünscht, der sei auf das ausgezeichnete
Werk des Leipziger Privatdozenten
W. Kraus über die „Monroedoktrin"
hingewiesen.
Derselbe Verfasser hat bereits im
12. Heft dieser Sammlung eine sehr
lesenswerte Abhandlung über „Iapans
Weltpolitik um den Stillen Ozean"
erscheinen lassen. Engelhardt, der
mehrere Iahre in Hawaii gelebt hat,
sieht in Iapan den „Generalnenner
für alle weltpolitischen Zukunfts-
probleme des Stillen Ozeans, die un»
vermeidlich mit der Politik der Ver»
einigten Staaten in Kollision geraten
müssen, will die Union nicht alle Impe»
realistischen Pläne aufgeben, und ihren
ostasiatischen Markt zugunsten Iapans
räumen." Das „England des Ostens"
geht konsequent und rücksichtslos seinen
Plänen nach, wobei es sich, „nicht um
einen theoretischen Imperialismus im
Stillen Ozean handelt . . ., nicht um
eine Verdrängung der Amerikaner, nur
„um des Triumphes der gelben über
die weiße Rasse" willen. So parador

Politik um den Stillen Ozean geht gar
nicht im letzten Grund um den Ozean,
sondern um festländische Fragen: um
die wirtschaftliche Vormachtstellung
Japans in China und um die Aus»
wanderungsfrage: „Kalifornien, Kana»
da und Australien." Der Kampf um die
und Australien." Der Kampf um die
Gleichberechtigung in den angel»
sächsischen Ländern wird nach Beendi»
gung des Weltkrieges besonders hell
aufflammen und England sowie "der
Union manche unruhige Stunde
bereiten. —

Auch das 13. Heft der „Bibliothek
für Volks» und Weltwirtschaft": Curt
Fritzsche: „Die Englandpolitik
Friedrich Wilhelms IV." sei im Zu»
sammenhang kurz erwähnt. Der Ver»
^ fasser, dem es fern lag, eine wissen»
schaftliche Abhandlung zu schreiben,
schließt sich in der Hauptsache an den
5. Band der „Deutschen Geschichte"
Heinrich von Treitschkes an. —

Im 17. Heft derselben Sammlung
behandelt Professor Dr. Ludwig
Geigerdie Frage „Los von Italien".
Geiger kommt zu dem Ergebnis, daß
diese Frage zu bejahen wäre, wenn in
der Politik bloß die Moral maßgebend
wäre, wenn jedes Volk für alle Zeiten
so behandelt werden müßte, wie es nach
seinem Verfahren verdient. „Aber in
den Beziehungen der Völker zueinander
ist die Moral ebensowenig ausschlage
gebend gewesen wie die früheren Be»
ziehungen es waren und sein konnten."
„Moral, frühere Interessen, alte Gegen»
sätze spielen in der Politik keine Rolle",
wie sich leicht aus der Geschichte aller
Zeiten und aller Völker nachweisen läßt.
Darum „so sehr Italien durch seine
Undankbarkeit und durch seinen Treu»
bruch verdient hätte, von Deutschland
für ewig aufgegeben zu werden, diese
politischen Erwägungen allein genügen
nicht, um die Frage „Los von Italien"
mit einem Ia zu beantworten". Auch
vom ökonomischen und geistigen Stand»
punkte aus glaubt der Verfasser die
Frage nach der Loslösung der Mittel»
mächte von Italien verneinen zn
müssen. —

„Totes und lebendes Völkerrecht"
betitelt der augenblickliche Rektor der'
Berliner Handels»Hochschule Prof.
Dr. Paul Eltzbacher eine Bro»
schüre, die im Verlage von Duncker u.
Humblot (München»Leipzig) erschienen

ist. Die meisten Menschen, sagt der Verfasser, ja auch die meisten Iuristen pflegen das Recht „als etwas Fertiges" anzusehen und seine Weiteren»» wickelung nur dann zu beachten, wenn sie in den Gesetzsammlungen schwarz auf weiß enthalten ist. „Darauf beruht es, daß die Anklagen, die heute von beiden Seiten wegen Völkerrechts» bruches erhoben, und die Einwendungen, die ihnen entgegengesetzt werden, alle von der Voraussetzung aus» gehen, als ob immer noch das Völkerrecht gelte, das Mitte 1914 gegolten hat." Aber dieses alte Völkerrecht ist im Weltkriege zusammengebrochen, ein neues ist im Werden begriffen, ein neues Völkerrecht, das „uns die Frei» heit zu eigenem kraftvollen Handeln" gibt. —

Der bekannte Heidelberger Univer» sitätsprofessor Alfred Hettner hat im vergangenen Iahre im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ein höchst lesenswertes Buch über „Englands Weltherrschaft und der Krieg" er» scheinen lassen. Während im Laufe des Krieges zahlreiche Schriften erschienen sind, die diese Frage vom geschichtlichen und nationalökonomischen Standpunkte aus behandelten, hatte die Geographie es bisher versäumt, eine Darstellung dieses politisch»geographischen Problems zu geben. Diesem Mangel hat der Verfasser abgeholfen. Sein allgemein»

verständlich geschriebenes Buch lehrt uns, die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Hilfsmittel unseres Hauptgegners objektiv beurteilen und er» möglicht dadurch ein wirkliches Ver» ständnis der Vorbedingungen für einen dauernden und vorteilhaften Frieden und eine gedeihliche Weiterentwicke» lung unseres Volkes.

Soeben ist auch eine zweite erweiterte Auflage des vor einigen Jahren veröffentlichten Hettner'schen Werkes „Das europäische Rußland" unter dem neuen, der Erweiterung ent» sprechenden Titel: „Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur" erschienen. Auch die Neubearbeitung, deren eingehende Besprechung wir uns leider für später vorbehalten müssen, hat sich zur Aufgabe gestellt, in erster Linie eine Dar» stellung der Geographie des Menschen und seiner Kultur zu geben. Diesen Ausführungen hat der Verfasser Betrachtungen über die geographische Be» dingtheit der allgemeinen kulturellen Grundlagen des russischen Reiches und seiner inneren wie äußeren Politik angefügt, die es uns verständlich machen, inwiefern und warum es „der zum Krieg treibende Faktor" gewesen ist. Von besonderem Interesse gerade in der jetzigen Zeit sind vor allem die Abschnitte, in denen Hettner „die russische Erpansionspolitik" und den „inneren Zusammenhalt" des russischen Reiches, wie er es nennt, schildert. Es ist nur zu wünschen, daß diese beiden ausgezeichneten Bücher Hettner's einen recht weiten Leserkreis finden werden, und daß sie dazu beitragen, Irrtümer und Mißverständnisse zu klären, die leider viel zu zahlreich noch über unsere Nachbarn im Osten und jenseits des Kanals bestehen. —

Im Anschluß an diese beiden Werke des Heidelberger Geographen sei auch ein soeben im Verlage von Gebr. Born» graeber erschienenes Werk des Basler Geographen Prof. Dr. Gustav Braun „über Deutschland" genannt. Seit dem Penck'schen Werke über „Das deutsche Reich" im Iahre 1887 ist keine Darstellung mehr erschienen, die es versucht, in größerem Umfange eine Beschreibung unseres Vaterlandes auf wissenschaftlicher Grundlage zu liefern, obwohl die Geographie in der Zwischenzeit eine kräftige innere Entwicklung

genommen und auch im System der an
den Universitäten vertretenen Fächer
ihre äußere Stellung errungen hat. Es
war daher an der Zeit, eine neue auf
Grundlage der neuen Forschungen be-
ruhende Beschreibung Deutschlands zu
geben, eine Beschreibung, die den Lese»
hinausführt in die Natur und die
Kenntnis deutschen Bodens bei allen
Gebildeten unserer Nation stärkt und
fördert. Dies ist Braun vollkommen
gelungen. Erwähnt sei noch, daß dem
Werk ein zweiter Band beigefügt ist,
der zahlreiche Tafeln und sonstige Bei»,
lagen enthält.

In einer Broschüre, die im Verlage
von Quelle u. Meyer in Leipzig er-
schienen, tritt Prof. Dr. Mar Apt
für die Schaffung eines „Außen-
handelsamt" ein, das «in Zentralamt
sein soll zur Förderung des deutschen
Außenhandels. Die vom Verfasser in
Anregung gebrachte Einrichtung ist um
so mehr erforderlich, als unser Außen-
handel nach dem Kriege schweren Auf»
gaben entgegengeht und zweifellos
einen schweren Kampf zu bestehen
haben wird, um die alten Märkte im
Auslande wiederzuerobern, in denen
sich während des Krieges die Konkur-
renten unseres Welthandels, die Ameri-
kaner, Iapaner usw. festgesetzt haben.

Rundschau

„Bedingt der Weltkrieg eine Um» gestaltung unserer Weltanschauung?" Die Beantwortung dieser Frage hat sich Karl von Roretz in einer im Verlage von Leuschner u. Lubenskys Universitäts»Buchhandlung (Graz und Leipzig) erschienenen Abhandlung zur Aufgabe gestellt. Roretz untersucht hier, ob sich aus dem Erlebnis des Welt-krieges für unser Verständnis von Welt und Kultur ein Zuwachs ergibt, und nach sorgfältiger Prüfung kommt er zu dem Ergebnis, daß der theoretische Ge-winn aus den Erlebnissen der jüngsten Vergangenheit, wenn man sich bei der Kritik von jeglicher Emotion freihält, äußerst geringfügig ist. —

Der durch seine Schrift „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde" bekannt gewordene Oberstleutnant a. D. H. Fr o b en ius tritt mit einer neuen Broschüre „Kriegsziele und Friedensziele" (Verlag von Karl Cur» tius in Berlin) vor die Öffentlichkeit. Er sieht unser Friedensziel darin: „den Kampf, den wir mit fast der ganzen Welt um unsere Eristenz zu kämpfen haben, nicht eher zu beenden, als bis wir eine Machtstellung gewonnen haben, die uns alle Bewegungsfreiheit für die weitere Entwicklung unserer Lebensbedingungen gewährleistet. Das begreift aber Machtzuwuchs in sich, da die Rücksicht auf unsere bisherige Macht uns gegen den listigen Überfall nicht geschützt hat, das umfaßt den Verschluß der Einfallstore unserer Gegner, am sichersten durch ihre Besitzergreifung, das verlangt Gebietserweiterung für unsere anwachsende Bevölkerung, ver-langt völlige Freiheit der Meere und eine innere Organisation im engsten Anschluß an unsere Freunde, die uns im Notfall noch größere Unabhängig-keit vom Auslande sichert, als wir sie zurzeit besitzen." — Die interessanten Ausführungen des Verfassers sind als recht lesenswert zu bezeichnen. —

Von neuerschienenen Kriegstage-büchern wäre an erster Stelle das recht interessante und lesenswerte Buch von WaltervonRummelzu nennen, dessen flüssiger, lebendiger Stil auch demjenigen Leser einige anregende Stunden bereiten wird, der schon einige Dutzende von Kriegstagebüchern ver-schlungen hat und mit dieser Art von Literatur gesättigt zu sein glaubt. Das im Verlage von C. H. Beck in München

unter dem Titel: „Das erste Iahr. Aus
den Erinnerungen eines Kriegsfrei»
willigen" erschienene Buch schildert die
Erlebnisse des Verfassers vom Tage
seiner Einberufung nach München an,
und führt uns nach einer vorübergehen-
den Schilderung der Ausbildung in der
Heimat auf die Schlachtfelder an der
Westfront, wo das Regiment des Ver-
fassers hervorragenden Anteil nahm an
den schweren, aber siegreichen Kämpfen,
die unsere tapferen Truppen dort unse-
ren Gegnern geliefert haben.
0r. Willi Warstat hat sich
der dankbaren Aufgabe unterzogen,
„Das Erlebnis unserer jungen Kriegs-
freiwilligen" durch eine Sammlung von
Briefen an Eltern und Freunde zu
belegen (Verlag Friedrich Andreas
Perthes A.»G., Gotha). Wir erfahren
auf Grund von Quellen erster Hand,
wie das aufrüttelnde Erlebnis dieses
Krieges auf Seele und Leib gerade
unserer jüngsten Kriegsfreiwilligen ge»
wirkt hat.
Die abenteuerliche Fahrt von
Kamerun in den deutschen Schützen-
graben in den Kriegsjahren 1914/15
schildert uns Kapitänleutnant Hans
Paasche in dem bei August Scherl
(Berlin) veröffentlichten Buche:

„Fremdenlegionär Kirsch". Das Buch bietet ein Beispiel glühender Vater» landeliebe und jugendlichen Wagemuts, das jedes Deutschen Herz höher schlagen läßt und die guten Triebe in nn» serer heranwachsenden Iugend weckt. Der Herausgeber hat es verstanden, die schlichte und doch ergreifende Erzählung seines jungen Helden wiederzugeben, der sich in erstaunlicher Weise aus den Händen unserer Feinde zu befreien trachtete, der bei einer mehrwöchigen Wanderung durch den afrikanischen Buschwald in englische Gefangenschaft fiel, dann in die Hände der Franzosen kam, und schließlich, als alle anderen Versuche, in die deutsche Heimat zu ge» langen, mißlungen waren, in die Fremdenlegion eintrat, bis er in der Champagneschlacht Gelegenheit fand, in die deutschen Schützengräben über» zugehen. —

Zum Schluß seien noch zwei Bücher kurz erwähnt, deren Verfasserinnnen keine Neulinge mehr sind auf dem Ge-5iete der Literatur, Frauen, die schon llehrfach fördernd eingegriffen haben zum Wohle unserer Frauenarbeit und unserer sozialen Fürsorgepolitik. In einem in Carl Heymann's Verlag in Berlin erschienenen Buche hat Dr. Else Hildebrandt der schwedi» schen „Volkshochschule" eine eingehende Untersuchung gewidmet, in der sie an der Hand persönlicher Studien und einer zahlreichen Literatur die politischen und sozialen Grundlagen dieser Bildungsstätten auseinandersetzt, die sich in den nordischen Reichen so sehr bewährt haben. Das zweite Buch „Weit hinter den Schützengräben" aus dem Verlage von Eugen Diederichs in Iena enthält Aufsätze der bekannten Schriftstellerin Gertrud Bäumer, die sich durch ihre Stellung in der Frauenbewegung einen Namen gemacht hat. Auch dieses Buch der Verfasserin enthält manches Lesenswerte auch für den nicht weib» lichen Teil unserer Landsleute.

Literarische Rundschau.

Von Arthur Trebitsch.

Nienkamp, Fürsten ohne Krone. (Verlag Vita, Berlin.)

Wenn Menschen, die Ziele erreicht haben und von ihrer Umwelt als die gesehen und behandelt werden, die sie sind oder scheinen mögen, dann wird man gar oft wahrnehmen, wie sie sich zu allem Wünschen und Sehnen anderer,

die schwer Ringenden die Wege zum
Erfolg erleichtern möchten, ablehnend
verhalten. Solche Satten und „An»
gelangten" werden gar gern und eifrig
zu behaupten wissen, daß der Rechte
stets ans Ziel gelange! Begreiflicher-
weise ! Denn, wie könnten sie besser ihr
eigenes Verdienst unterstreichen und als
das einzig zum Ziele Führende hin»
stellen? Und sonderbar! Gerade die,
die alle Hintertürchen zum Erfolge ge»
schickt und geräuschlos zu entriegeln
wußten, gerade diese wird man stets
laut und hochtrabend den Sieg jeder
gerechten Sache, trotz aller Hemmnisse,
ja gerade im Widerstreite zu den Müh»
seligkeiten und Anfeindungen der Welt
lobpreisen hören!
Was aber ist begreiflicher, als daß
gerade derjenige, der nicht zu ringen,
sondern sich zu winden, nicht zu trotzen,
sondern abzubiegen, nicht festzustehen,
sondern zu umschleichen wußte, den er-
reichten Erfolg mit Leidenschaft als
einzig der Kraft der Persönlichkeit ver-
dankt hinzustellen bestrebt ist. Und so
werden wir denn beobachten können, daß

solche geschickten Hintertürchenmänner des Lebens jeden Versuch, den wahrhaft geraden und aufrechten Weg zum Ziele zu erleichtern, als nutzloses, ja bedenk» liches Beginnen hinzustellen lieben, da „der Starke sich immer durchsetzt"!

So werden denn auch alle „Satten" und die erfolganbetende Masse einen hochbedeutsamen Vorschlag zu einer Kulturtat ersten Ranges mit Unwillen ablehnen, den soeben Heinrich Nienkamp in seinem „fast ein Roman" genannten Werke „Fürsten ohne Krone" zu machen unternahm!

Es bedarf wohl gegen alle Pöbel» Erfolgsanbetung nur kurz der Erwäh- nung, daß wir mit der Glorie der er» reichten Ziele stets nur jene umstrahlt erblicken, die eben Sieger blieben, daß wir nichts wissen von den tausenden von guten Kräften, die sinn» und nutzlos wohl unendlich oft sich vergeuden mußten gegen brutale Ungunst äußerer Verhält» nisse, Teilnahmslosigkeit der Welt, oder Mangel jenes beglückenden „Zufalls", den der Naiv»Egucenrrische, sofern er ihm zuteil wird, gerne in bejahtem Ich- gefühl als „Höhere Fügung, Wink des Schicksals, Macht seiner Persönlichkeit" aufzufassen und darzustellen beliebt!

Daß aber beste Menschenkräfte wieder und wieder aus Teilnahmslosigkeit, mangelndem Wirklichkeitssinn, Unge» schicklichkeit in der Behandlung zu ge- winnender Hilfen, daß so oft Genialität ohnmächtig zerschellt, ungesehen ver» schmachtet in dieser blöden und sinn- losen Weltordnung des Ungeordneten, — welcher ernstlich Reife und Klar» Erkennende wird es zu leugnen wagen. Und wer Ziele erreichte — also nicht aus Verbitterung und „Ressentiment" die Schuld seines Versagens von sich ab» wälzt — gerade der wird gern gestehen, wie sehr es helfender Umstände bedurfte und wird mit Freuden es begrüßen, wenn die Qualen des Mißglückens guter Schöpfertaten gemindert oder gar be- seitigt werden könnten!

Solch ein hochbedeutsamer Vor- schlag, wie ihn Nienkamp in dem ge- nannten Buche macht, wird und muß von allen jenen, die nicht egoistisch»arm» selig nur für sich sorgen, sondern im wohligen Gefühle, daß alles geförderte Gute kein Hemmnis für sie, sondern eben Bejahung und Bereicherung be- deutet, mit Freude und tiefster Teil- nahme begrüßt werden.

In unserer nun einmal vorläufig
schwer zu beseitigenden kapitalistischen
Weltordnung wäre jeder Vorschlag, Ab»
hilfe dem Geiste der Menschheit mit
Ausschaltung des Geldes verschaffen zu
wollen, utopischer Natur! Das wird
jeder, der die Welt sieht, nicht wie sie sein
sollte, sondern wie sie nun einmal ist,
bitter seufzend einräumen müssen. Und
mag man auch das Verfahren, das die
Schäden der Geldwirtschaft abermals
mit Geld bekämpfen und lindern möchte,
als „den Teufel mit Beelzebub aus-
treiben" bezeichnen — dieser allgewal-
tigste aller Quälgeister der Menschheit
dürfte wohl noch lange Zeit nur mit
dem gleichen Gifte zu bekämpfen sein!
Und so ist der Gedanke, den in Nien»
kamps Buche des amerikanischen Milli-
ardärs Sohn Richard Fry durch sein
ungeheures Vermögen realisieren will
und der durch die Stiftungen aller der-
jenigen mächtig emporwachsen könnte,
die so oft in der Welt nicht wissen,
welcher allgemein»menschlichen, großen
Sache sie testamentarisch dienen
könnten, ein guter, ein möglicher, ein
segensreicher Gedanke.
Richard Fry aber verwendet sein
Vermögen zu dem einen und einzigen
Zwecke — ohne jede andere Rücksicht und
Parteibestrebung, — um alle Persön-
lichkeiten, alle fruchtbaren und schöpfe-
rischen Geister — vorerst Europas, zu

finden, zu fördern, zusam»
m e nzu s chl i eßen!
Was sicherlich möglich ist durch ein
wächtiges, wohl organisiertes Kapital
ist unzweifelhaft das erste Ziel: das
Finden aller produktiven Geister! Denn
wenn in der von Fry so glänzend durch-
geführten Weise in allen Zentralen
Europas riesige Bureaus begründet
wären, in welchem Fachleute ohne jedes
persönlich-geschäftliche Interesse, nur
rein geistig suchend, bestrebt wären in
allen Gebieten und Zweigen mensch-
licher Erfindung, Schöpfung und Ge»
staltung die wahrhaft produktiven und
wertvollen Gedanken hervorzuholen,
wenn dann sofort die einzelnen, verwirk»
lichenden Bereiche des zutagefördernden
Getriebes mit diesen neuen Ideen und
Schöpfungen auch allsogleich „gespeist"
würden, so allem Guten und Neuen zum
Licht der Wirklichkeit verhelfend, — wer
wäre so kurzsichtig, so borniert und un»
gläubig, nicht einzusehen, wie Unend»
liches der Menschheit, der „gebenden"
wie der „entgegennehmenden" dadurch
geboten wäre! Werke, die durch Un»
geschick des Schöpfers, Neid der weniger
schöpferischen, aber dafür Ellbogen»
stärkeren, Schlaueren, Rücksichtsloseren
so oft zugrunde gehen, oder allzuspät
hervorkommen, würden so gleich bei
ihrer Geburt in die rechten Bahnen ge»
leitet! Und ebenso wie der Schöpfe»
rische solcher Organisation, die aufs
Anschaulichste und in voller Verwirk»
lichungsmöglichkeit geschildert ist — be-
seligt sein bislang vom ersten Tage an
verneintes Werk anvertrauen könnte,
ebenso würde die Welt der Konsumie»
renden allem von dieser — in einem
Esperanto»Wort im Buche kurz bezeich-
neten — Organisation Gebotenen ver»
trauen lernen, ja ihre Darbietungen als
die sicherlich guten, weil keinem privaten
Verdienstgelüste entspringenden er-
werben und genießen lernen! Also: daß
durch Organisation alle schöpferischen
Taten der Menschheit gefunden und
gefördert werden können, das zu
bestreiten, wird nur derjenige wagen,
der entweder armseliger Erfolganbeter
des sinnlos Bestehenden, oder aber der
Vertreter einer eigenen unguten
Sache ist, die freilich bei solcher Organi»
sation rettungslos zurückgedrängt
würde. Und für diesen groß gedachten
Vorschlag können wir Nienkamp aus
vollem Herzen und klar erwägendem

Geiste Ia und Dank sagen.
Sein drittes und höchstes Ziel aber:
daß die auf solchem Wege Gefundenen
und Geförderten, daß diese Auslese der
Besten in der Welt zusammenzuschließen
seien zu einer hochbedeutsamen und erst
Europa, dann die ganze Erde beherr»
schenden Macht des Kulturgeistes über
die niedrigere Masse der übrigen
Menschheit, das ist ein Gedanke, so
schwer erfüllbar, so fraglich und be»
fremdlich erscheinend, aber auch zugleich
von so unendlich beglückender, ja welt»
umwandelnder Tragweite, daß wir ihn
— nach Fry's Verfahren — ge»
nauestens zu prüfen und zu bedenken
haben, gerade weil seine Verwirk»
lichung höchstes Glück der Menschheit
bringen könnte.
Die schwierigste Frage ist nun diese:
Sollte es wirklich möglich sein, daß eine
Gruppe von vorerst zehn Menschen den
besten und wertvollsten unter sich er»
kennen und neidlos als ihren Vertreter
hinausstellen? Daß dann eine zweite
durch solche Wahl entstandene Schicht
abermals einen „Besten" erwählen,
und daß so in immer weiter fort-
schreitender Sichtung und Siebung
Menschen erwählt werden, bis zum
obersten dieser Vereinigung, dem Kultur»
fürsten, das ist, wenn die Wahl über»
haupt möglich und realisierbar ist,
immer leichter durchführbar: denn je
höher wir emporzielen in's Reich der
Geister, desto leichter wird Wahl und
Verständigung wohl möglich sein!

Wie leicht ist es, mit skeptischem Psychologen»Lächeln ein rasches Nein zu sagen? Und so im voraus sich und der Welt vielleicht mit einem „Nein" Pforten zu verschließen, die vielleicht einer ungekannten Zukunft sich be» glückend eröffnen konnten! Und darum wollen wir denn nachdrücklich betonen: Wir wollen daran glauben, daß ein Kreis von Menschen für die hohe Idee Frys gewonnen werden kann, nament» lich zu Beginn, wo noch kein Erfolg auch menschlich»niedriges Gesindel anlockt, wir wollen daran glauben, daß solche Schar von Idee»Erfüllten einen unter sich erwählt, dem sie hohes und reines Menschentum zutraut zu den großen Zielen einer Kulturherrschaft des Geistes! Wir wollen es glauben, wollen dieses „Als ob" der Erreichbar- keit als möglich hinstellen, weil nur auf diesem Wege hohe Ziele des Geistes überhaupt erreicht werden können. Nur gläubiges Bejahen kann hierin wie in allem Guten zum Ziele führen.

Und so gebieten wir der alten billigen Skepsis Schweigen und denken uns diese von Fry begründete Gemein» schaft von immer höher Strebenden, durch größere Geldmittel aus der Masse zu freier Entfaltung emporgehobenen „Erponenten" der Kulturmenschheit ver» wirklicht und fragen uns: was dieses Heer von Kultur»Baronen, Grafen und Fürsten — so werden die immer höheren Grade dieses neuen Kultur- adels von Nienkamp bezeichnet — wohl zu leisten vermöchte, wenn das immer mehr anwachsende ungeheure Kultur» vermögen ihrem Wirken und Willen helfend zur Seite stünde?

Und da müssen wir es sagen: Der Gedanke, daß solcher Art die besten Geister aller Natio» nen — ob die Verwendung des Espe» ranto zur Verständigung und dauerndem Geistesaustausch genügen würde, lassen wir dahingestellt — inBeziehung, Fühlung und Willensherr» schaft über die Menschheit gelangen könnten, dieser Gedanke hat etwas Berau- schendes und Beglückendes sondergleichen, und ihn ge» dacht, ja ihn durch dieDar» stellung seiner Verwirk» lichung der Welt vor Augen gerückt zu haben, das ist Nienkamps T at, für die wir

ihmausvollemHerzenDank
wissen.
Die Entwicklung, das Anwachsen, Bekämpftwerden, die Beleuchtung des Fry'schen Kulturgedankens mit den Lichtern der einzelnen Parteifärbungen in Politik und Geistesleben, das ist der eigentliche Handlungsinhalt dieses Ro» mans einer großen Idee! Wir erfahren, wie alle Komponenten im heutigen öffentlichen Leben in ihren Tageszei- tungsstimmen sich zu und gegen Frys Idee stellen: Der konservative Geist sieht die Auflösung des Staatsgedankens in Frys Biginnen, die ultramontane Presse zittert für die kirchliche Macht, der Liberalismus bejaht, nimmt aber Ärger an dem von keiner Parteifärbung, sondern rein geistig gewerteten Persön» lichkeits»Kult, der ihm zu wenig Über» zeugung zu haben scheint, der Sozia» lismus will der Masse, nicht den Indi- viduen, den Persönlichkeiten, geholfen wissen; aus diesem brandenden Meere der widerstrebendsten Meinungswellen ragt höher und höher das Fry'sche Werk empor, auf festem Grundstein mächtig anwachsenden Kapitals, das nur dem einen dienen soll: den Persönlichkeiten in der Welt, die sich verständigen und zusammenschließen lernen zu gemein» samer Herrschaft. Und diese so langsam und allmählich gebildete, erst ge» scbmähte, zum Scbluß gar von allen Mächten gewertete und anerkannte Organisation der führenden Geister,

diese ist es, deren Einflüssen schrittweise und ohne revolutionäre Erschütterungen unsere Erde ein anderes Gesicht ver- danken soll!
Daß aber, wenn die wahrhaft Mächtigen trotz aller Machthaber, die wahrhaften Herrscher trotz allen Regie» rungsformen, auch wirklich zu sichtbarer und wirkungsreicher Macht und Ver- einigung gelangten, daß dann das so sinnlos verzerrte Gesicht dieser unserer Welt vielleicht etwa gar harmonisch» heitere und beglückte Züge annehmen könnte, wir sind davon fest durch- drungen. Iedenfalls aber möchten wir hoffen, daß sich wirklich Menschen zu» sammenschließen, die die nötigen Kapitalkräfte finden, um vorerst zu ver» suchen, Nienkamps groß angelegte Kulturvereinigung einer Verwirklichung zuzuführen. Denn mehr ist dieses Buch und soll esuns sein als ein Roman! Ein Vorschlag, ein ausführ- bares Schema, eine große und vielleicht Menschheit» beglückende Idee, die allein gefördertund erforschtwer» den kann durch den Versuch!
Im Anfang war die Tat! Nirgends so sehr wie bei solch weitzielenden Ge» danken ist dies einzige Wahrheit! Wenn wir sehen und erfahren wollen, ob der große Gedanke des Zusammenschlusses der besten Geister der Erde irgend zu beglückenden Zielen führen kann, dann wird niemals skeptisches Beschwatzen, das nicht von der Stelle hilft, niemals Durchdenken, Erwägen und Bezweifeln aller der in dem Buch angedeuteten Möglichkeiten irgend von der Stelle bringen. Nur der Verwirklichungs» versuch kann den Gedanken Nienkamps erproben und somit erst erkennen helfen! Das eine aber möchten wir schon heute vor allem Versuch als bestimmte Tatsache hinstellen: Wenn es gelingen sollte, die produktiven und bejahenden Geister der Welt wirklich zu einer Kulturgemein- schaft von Macht und Ansehen zu» sammenzuschließen, dann ist es gar nicht anders möglich, als daß solche Vereinigung unendlichen Segen spen» dend allmählich das Antlitz unserer gramgefurchten und qualverzerrten Welt versöhnend und reinigend zu glätten und zu klären vermöchte.
Und nur so viel will der Verfasser dieser Zeilen zu tätiger Bejahung des

Nienkampschen Kulturgedankens ver»
kündet haben: Wenn sich andere finden,
die an dem großen und schönen Werke,
das wir hier anzudeuten versuchten, zu
arbeiten bestrebt wären: er würde
freudig mit Rat und Tat sein Scherf»
lein beitragen zu tapfer»bejahendem
Verwirklichungsversuch.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann,
Reservelazarett'Direktor.

Die Arbeitsbehandlung der Kriegsbeschädigten.

Der Erfolg ist fast immer die Wir»
kung einer Organisation. Gilt dieser
Satz doch ganz besonders auf dem Ge-
biet des Heeressanitätswesens im

Kriege, was schon der alte Pirogoff sagte: die Organisation ist alles: der geschulteste Arzt nützt nichts, wenn die Organisation versagt. Unsere deutsche Kriegssanitätsorganisation hat schon längst ihre Triumphe gefeiert und ehe sie sich schon in diesem Kriege bewährte, ist sie wiederum, wie so oft schon, von anderen Nationen nachgeahmt worden. Aber dieser Organisation gilt nicht nur im allgemeinen Kriegsheilwesen in Front, Etappe und Heimat, wie es sich planvoll darstellt, sondern auch der Arbeit an unseren Kriegsbeschädigten selbst. Früher als sonst, setzte hier dies» mal die richtige Organisation ein. Sie galt nach dem Vorgang Konrad Bie» salskys gründlichst den Kriegskrüppeln und wurde von der Gesellschaft für Krüppelfürsorge und der deutschen Ge- sellschaft für Orthopädie betrieben und in zahlreichen Ausstellungen gezeigt. Eine große Zahl von Militärlazaretten schuf Invaliden» und Verwundeten- schulen. Bald galt aber die Sorge nicht nur den Kriegskrüppeln, denen man die frohe Botschaft zurufen durfte: Es gibt keine Krüppel mehr und der Wille siegt, wie Hans Würtz so tref- fend sagte! Der Film zeigte uns den „Schlosser ohne Arme und Füße" und „wie unsere Kriegsinvaliden wieder arbeiten lernen." Zahlreiche Bera» tungsstellen für Kriegsbeschädigte wid» meten ihre Arbeit den Kriegsverletzten und Kriegskranken, sodaß sich eine plan- volle Organisation für alle Kriegs» beschädigten fand. Die ganze Fürsorge erstreckt sich nach wesentlich drei Rich- tungen. Ersteus die ärztliche Behand» lung und Wiederherstellung. Sicherer Statistik nach werden nahezu 80 Pro» zent wieder hergestellt zur Arbeitsver- wendungsfähigkeit im Heeresinteresse, als Armierungssoldaten oder im selben Beruf zu militärischen Zwecken, zur Garnisonverwendnngsfähigkeit oder als kriegsverwendungsfähig. Die zweite Fürsorge findet statt in der Zurückfüh» rung der für Heereszwecke nicht mehr Geeigneten, also der zu Entlassenden in den alten Beruf oder in der Umschulung und Umlernung in den ähnlichen oder einen neuen Beruf, verbunden mit der Stellenvermittlung für Kriegsbeschä» digte, und der dritte Teil der Fürsorge beschäftigt sich mit der eigentlichen Arbeitsbehandlung der Kriegsbeschä» digten. Es ist eigentlich ein ganz alter

Gedanke, der immer wieder auch im
Frieden schon aufgetaucht war, die
Kranken in den Lazaretten nutzbringend
zu beschäftigen. Man war sich bewußt,
daß hier Kräfte brach lagen, die nach
Beschäftigung verlangten. Aber eigent-
lich hat erst der Krieg, auch hier der
Erreger des Menschengeschickes und der
Umwerter aller Werte, das Wesentliche
der Arbeit organisiert. Bei Anfang des
Krieges bestand die Beschäftigung der
Kriegsbeschädigten in der Anfertigung
von Handarbeiten und der Errichtung
von leichten Werkstätten aller Art. Dem
Spiel verwandte leichte Beschäftigung
sollte wie übend wirken. Doch auch
hier wurde schon bald Ernst gemacht.
Auch hier hieß es: ?ro sMri», est, äuiu
Iu6«rt! viöemur. Aus der leichten
Beschäftigung, die über das Grübeln
über die Rente und über die müßigen
Stunden im Lazarett hinweghelfen
sollte, wurde dann die eigentliche
Arbeitsbehandlung. Die Arbeitsthera»
pie, zu deutsch Arbeitsbehandlung, ist
eigentlich ein ganz altes Rüstzeug der
Medizin, das zeitweise vergessen wurde,
das zurückgestellt wurde, durch die rein
medikamentöse arzneiliche Behandlung,
in der aktiven Massage und der mediko»
mechanischen Behandlung, sowie in der
wissenschaftlichen Orthopädie, in der
Heilgymnastik wieder ihre Auferstehung
feierte und nunmehr zu einem gesich-
erten Besitz des ärztlichen Heilschatzes
gehört. Während aber diese Arbeits-
behandlung sich wesentlich in den Laza»

retten durchführen ließ, ging man noch
weiter und verlegte die Arbeitsbehand»
lung auch außerhalb der Lazarette, was
sich wesentlich in den Heimatslazaretten,
den Festungs» und Reservelazaretten
durchführen ließ. Zu den äußerlich
Beschädigten in Folge von Schuß, Stoß,
Schlag, kam ja auch die große Reihe
der sonst Erkrankten, und was sehr
wichtig ist, das große Herr der Nerven»
kranken, der Krankheiten auf allgemein
nervöser Basis; die Neurosen z. B. des
Herzens spielen ja in diesem Kriege eine
besondere Rolle und haben uns eigent-
lich gezeigt, wie groß die Zahl der Ner»
vösen ist. Gerade für sie ist die Arbeits»
behandlung, und zwar außerhalb der
Lazarette, eine Wohltat. Dazu kommt
eine wichtige Betrachtung, das ist die
Bekämpfung der Rentensucht, der
Rentenhysterie, der Rentenpsychose.
Ganz davon einmal abgesehen, daß es
ausgeschlossen ist, daß ein Staat die im
Kriege Beschädigten durch eine Rente,
und sei sie noch so hoch, wirtschaftlich
so stellen kann, daß sie von dieser Rente
leben könnten, würden wir eine Armee
von Militärrentnern großziehen, die
uns fortwährend bedroht, und die uns
zur unerträglichen Last werde würde.
Die Rente ist und bleibt nur eine Zu»
buße zum Einkommen, nicht das Ein»
kommen selbst. Wesentlich ist, daß der
Kriegsbeschädigte wieder arbeiten lernt,
daß er sich selbst nicht als Drohne
fühlt, sondern als ein möglichst voll»
wertiges Mitglied der Gesellschaft, so»
weit es sein Zustand zulaßt. Das zu
beurteilen, wird später Sache der zu
schaffenden Militärversorgungsämter
sein, während jetzt diese Beurteilung
den bei uns schon seit vielen Iahren
eingerichteten Prüfungsgeschäften ob»
liegt, die alljährlich für alle Militär»
rentenempfänger abgehalten werden.
Es war daher ein glücklicher Gedanke,
der sich allmählich ergab und der von
einzelnen Offizieren und Ärzten beson»
ders gefördert wurde, die Arbeits»
behandlung auch außerhalb der Laza-
rette, aber während des Lazarettaufent»
halts durchzuführen. Es handelt sich
hier nicht nur um den Besuch der theo»
retischen und praktischen Fachschule für
Verwundete oder den Unterricht in schon
vorhandenen Schulen, wie Baugewerks»
schulen, Maschinenbauschulen, Handels»
schulen, landwirtschaftlichen Schulen
und der Art, sondern um den zum Zweck

der Arbeitsbehandlung erteilten Arbeits»
urlaub. Von diesem Urlaub wurde
schon hie und da Gebrauch gemacht. Die
Arbeitgeberverbände und die Arbeits»
nachweise traten stellenweise an die
Reservelazarette heran und baten um
Arbeitskräfte. Diese Gewährung wurde
nun mit der Zeit immer mehr Gebot
und so organisierte sich schließlich der
zeitweise gegebene Arbeitsurlaub zu
einer ständigen Einrichtung als dau»
ernde Arbeitsbehandlung, dauernd, so
lange der Lazarettaufenthalt dauerte.
Diese Absicht stimmt durchaus mit dem
Bestreben überein, eine Entlassung des
Mannes erst dann auszusprechen, wenn
durch eine geeignete Behandlung mit
dem gesamten Heilschat z der höchstmög»
liche Grad der Wiederherstellung des be»
schädigten Gliedes oder der Leistungs»
fähigkeit erreicht war. Die Erhaltung
der Militäldienstfähigkeit fand also mit
der WiederverschaffWg der Erwerbs»
fähigkeit eine durchaus harmonische Ver»
einigung. Die geschilderte Stufenleiter
von der unterhaltenden Beschäftigung
zu nützlicher und schwerer Arbeit liegt
durchaus im Rahmen der Arbeits»
behandlung. Nicht soll der Beschädigte
so lange in Lazarettbehandlung bleiben,
bis das Erlernen z. B. eines neuen Be»
rufes abgeschlossen ist, das kann nicht
die Aufgabe der Militärverwaltung
sein. Aber von der größten Wichtigkeit
ist es, schon während des Lazarettauf-
enthaltes dem Kriegsbeschädigten die
Überzeugung beizubringen, daß er über»

haupt wieder in den Stand kommt, beruflich tätig zu sein, und daß seine Kräfte nicht brach zu liegen brauchen. Das ist eine wesentliche Errungenschaft. Die Arbeitsbehandlung verlangt ein organisiertes Zusammenarbeiten der Leitung der Heimatslazarette mit dem Ausschusse der Kriegsbeschädigtenfür» sorge und den öffentlichen Arbeitsnach- weisen. So wird das Heimatslazarett selbst zur Arbeitsvermittlungsstelle, der Arzt wird auch hierbei Berater des Kranken und arbeitet Hand in Hand mit den Berufsvertretern. Die Aus» schüsse der Kriegsbeschädigtenfürsorge sind meist in der Provinz zentralisiert. Von Wichtigkeit ist die allgemeine Auf» klärungsarbeit auch ln psychischer Be- ziehung. Hier sind bereits Erfolge fest» zustellen. Aber die praktische Arbeit außerhalb der Lazarette, welche zeigt, wie die Beschädigten bald dem Erwerbs» leben wieder zugeführt werden, welches ihrer ja dringend bedarf, ist doch die Hauptsache. Zwischen ihr und der dau» ernden Arbeitsvermittlung bestehen die engsten Beziehungen. So ist denn eine Fülle von Arbeit aller Beteiligten ge- leistet worden, um die „Arbeitslustigen" wieder der Arbeit zuzuführen. Auch mit den Arbeitsunlustigen, die sich als „Staatspensionäre" träumen, werden wir fertig werden. Sie bleiben jeden- falls in der Minderzahl und von der zu» nehmenden Aufklärung ist mit Sicher» heit zu erwarten, daß die Arbeits» behandlung ein dauernder Schatz ist, der nutzbar gemacht wird in volkswirt» schaftlicher Beziehung. So fügt sich anch die Arbeitsbehandlung der Kriegs- beschädigten in den großen sozialen Rahmen ein. Die Arbeitsbehandlung als dauernde organisierte Einrichtung in den Heimatslazaretten schafft den notwendigen Übergang von der unter» haltenden Beschäftigung zur Berufs» arbeit, zu welcher der Kriegsbeschädigte freudig wieder zurückkehren soll. So wird der Militärrentner wieder ein nützliches Glied menschlicher Gesell» schaft.

''»««-

Unverlangte Monuskripte senden «i» nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
««au»g«l>«l un» Ih«fl«bal!e»i: Prof. Dr. Ludwig Lt«l» In ««rlw >v l o, L2tz»!»uf«r z». <T«!«lon »»» Ourlürlt Nr, 83<«) — ««rm,»»«lUlch«r Redakteur: Kr. «yl»lu»«ru<i> !n Vl«lau — »M«!n.V«itr«lung für Ungar«:
«lül^ch« K, ll. Hostuchhoudllma <I, «enKl». «udopelt V, D«l»irya.ut«za 2. — Verla, und «ruck d« Lchl«I>Ich«n Buchdruck«»» v, L, Vch»ttl«e»d«l, >^«„ ««»lau III.

ln8er»ten-^nnakme
Verlag. Vr«il»u III: lernsr äured äi« ?ism»: Nuäoll Xlo«« unä ä>«
b«lc»nnt«ll ^nnonesn-LipeÄitionen.
ln»ertl<»ll«p«I», pro 46 mm breit« 2«il« <liu<loll Ilo»»«'» Korm«!-
2«!lenm«,8sr Ho. b) 70 ?l.

! '
l.
Bildnis und eigenhÃ¤ndigÂ« Unterschrift des ehemaligen MinisterprÃ¤sidenten
Grafen Karl KhuenÂ»HÂ»derviry.

<

∧

EmeKuOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.»G., Breslau.
Leipzig München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
« F. ««lnoOl». >«l«h«ld «M«. «»M1ch«».l!.b»ftuchh«udl. «l»l«»ck 2aN«lb«lch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
«. l. Flitz«, I.!bl»lll« »«/»I«. üa«»d vytwlld «uchhdlg. In»«»at. «xchhandl. 0U» ««ll.
Ml dl« Pl»»Inz«n l» sch»«d«n >»d in Dli»maii: ««»«« «l>«. ««fin» ««ch»»l««l. <»«p«nh«««».
ftl dl« «ch»«I,: «»«»««. «»tt<f». ». vuchl!«u»lun« H««. V«»«» 3ü»i<» I.
»««aI»«lt«lm,«fill tz«ll«»d: »V »«»«<»«u« »u» ««!,», H«««. «u!t«nh«f3S.
4O. Jahrgang. Band 158. Heft5o4. September 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Graf Wittes politisches Vermächtnis.

Die Rechte hat an den Zaren eine Eingabe gerichtet, in der sie erklärt, „daß das Volk die Beendigung des Krieges wünsche, sonst würden alle Früchte des Sieges durch die Revolution zunichte gemacht." Somit bekehren sich die konservativ» nationalistischen Kreise allmählich zu der von ihrem schärfsten Gegner, dem früheren Ministerpräsidenten Witte, vertretenen politischen Ansicht. Drei Iahre ist es jetzt her, daß mir Graf Witte, der seither verstorbene große russische Staats- mann, sein weltpolitisches Programm entwickelte. Der Hauptpunkt war eine Neu- orientierung der russischen äußeren Politik, die ebenso weit von Frankreich weg» wie zum Deutschen Reich hinführte. Mit strahlenden Augen zeigte er mir in seinem Arbeitszimmer ein Bildnis des deutschen Kaisers mit symbolischen Wid' mungsworten. „Wenn dieses Bild," sagte Graf Witte, „sprechen konnte, so würde es das Programm einer friedlichen Entwicklung Europas bei engerem Anschluß Rußlands an das Deutsche Reich enthüllen. Die Reibungsflächen zwischen den beiden Reichen sind trotz oder vielmehr gerade wegen der geographi» schen Nachbarschaft so geringfügige, daß ein ausgesuchtes diplomatisches Ungeschick dazu gehört, diese beiden aufeinander angewiesenen Großmächte gewaltsam aus- einanderzutreiben."

Für die innere Politik Rußlands lautete das politische Glaubensbekenntnis Wittes, das ich am 23. Mai 1912, nach seinem französischen Diktat, nieder- geschrieben und in „Nord und Süd" veröffentlicht habe, folgendermaßen: „Rußland befindet sich auf der Bahn der Entwicklung zu einem konserva- tiven Konstitutionalismus, der tatsächlich konstitutionell, aber innerhalb dieses Rahmens konservativ ist. Vorläufig ist es Rußlands Schicksal, ein nervöses Leben zu führen. Die von der Reichsduma und dem Reichsrat getroffenen Maßregeln sind nicht Produkte einer reifen politischen Einsicht. Was Rußland augenblicklich durchlebt, bevor es die richtige, von der Logik seiner Geschichte vorgezeichnete Bahn betritt — das alles kennzeichnet eben die Uebergangszeit."

In seinem Werturteil über die herrschenden politischen Parteien in Rußland legte sich Graf Witte nicht die geringste Zurückhaltung auf. Seine Geißelhiebe waren nicht weniger nach rechts als nach links gerichtet. „Die liberalen Par»

teien," so sagte Graf Witte, „haben den psychologischen Augenblick nicht be» griffen; sie befaßten sich nicht mit einer praktischen Politik in konstitutioneller Richtung, sondern sie erstrebten eine parlamentarische Regierungsform, die das Zarenmanifest vom 17. Oktober nicht im Auge hatte, und die den tatsächlichen Be- dürfnissen Rußlands zu jener Zeit auch nicht entsprach. Die Liberalen übersahen, daß die Geschichte keine Sprünge kennt. Weder die Natur noch die Geschichte duldet ungestraft Gewaltsamkeiten. Aber auch die hyperkonservativen Elemente Rußlands haben die Logik der Geschichte nicht verstanden. Die ertreme Rechte hat die freiheitliche Bewegung in Rußland nicht nach ihrem vollen Gehalte gewür» digt. Sie wiegt sich immer noch in dem Wahne, das Zarenmanifest rückgängig machen zu können, und übersieht dabei, daß ein unerschütterlicher Akt vorliegt, der vom Willen des Monarchen ausging."

Am Balkan zuckten damals schon die ersten Flammenzeichen einer kriege» rischen Verwicklung auf. Ich machte Witte darauf aufmerksam, daß Miljukow und Gutschkow sich monatelang in den Balkanstaaten aufhielten, um den Boden für eine kriegerische Erschütterung auf dem Balkan vorzubereiten. Gutschkow, der Führer der Oktobristen, habe mir soeben erklärt, daß der Balkankrieg spätestens im Herbst ausbrechen werde, was mir Graf Kokowlew mit 50 v. H. der Wahr» scheinlichkeit bestätigte. Graf Witte stand diesen Prophezeiungen kühl»abweisend gegenüber. Iedenfalls wollte er von einer Einmischung Rußlands in die Balkan- wirren nichts wissen. Seine Worte lauteten: „Was die internationale Lage Rußlands betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß Rußland keinen Krieg will, ja, daß es ganz aufrichtig eine friedliche internationale Politik anstrebt. Das Land hat vor einigen Iahren einen schweren Krieg durchlebt. Und selbst wenn der Krieg für Rußland von Erfolg gewesen wäre, würde es der Erholung be» dürfen, wie nach jedem Krieg auch der Sieger sie benötigt. Andererseits braucht Rußland gerade in der jetzigen Uebergangszeit zur Konsolidierung und zum Aus» bau seiner Staatsform Ruhe und folglich den Frieden nach außen."

Während Witte diese Worte mit großem Ernste sprach, trat seine Enkelin, ein aufgewecktes Kind von elf Iahren, ein und begrüßte uns. Witte streichelte den Kopf seines Lieblings und gab der Hoffnung Ausdruck, daß dieses Kind den Weltkrieg mit allen seinen Schaudern nicht mit ansehen werde. „Ein Krieg in Europa," sagte Graf Witte ernst, „würde ohne Zweifel einen Umfang annehmen, mit dem verglichen alle vorangegangenen Kriege ein Kinderspiel wären. Kein einziger Staat in Europa kann grundsätzlich den Krieg anstreben, ohne die schrecklichen Folgen in Betracht zu ziehen, die er mit sich bringen würde. Ein jeder Krieg stellt heute ein Wagnis selbst für diejenige Partei dar, welche des Sieges sicher zu sein glaubt. Es gibt kein einziges Land, dessen innere Lage einen solchen Stoß leicht aushalten könnte, den selbst ein siegreicher Krieg seiner Volkswirtschaft versetzen würde."

Mit richtigem Blick hat Graf Witte in diesem politischen Vermächtnis zwar

das Wesen des Weltkrieges eingeschätzt, die Wahrscheinlichkeit seines Entstehens aber verkannt. Denn er sagte mir darüber folgendes:
„In der nächsten Zukunft ist kein großer Krieg zu befürchten. Der Ort, an dem kriegerische Verwicklungen sich einstellen konnten, ist der ferne Osten, wie überhaupt jene Länder, die außerhalb unseres europäisch»amerikanischen Kultur» systems stehen. Die großen Probleme der Gegenwart werden durch Aufteilung der außereuropäischen Länder gelost, und deshalb kann der einzige Grund zu einem Kriege, wenn sich die Großmächte dazu entschließen würden, nur in den wider» streitenden Interessen im fernen Osten liegen. Der zukünftige Krieg wird ein Krieg um Kolonien sein."
Graf Witte glaubte fest an die Logik der Geschichte. Er stimmte daher mit dem englischen Denker Herbert Spencer völlig darin überein, daß wir in jenes Stadium der Geschichte eingetreten seien, in dem der friedliche industrielle Typus den kriegerischen ablösen wird. „Die gewaltigen Vorbereitungen zum Kriege," sagte er mir zum Schluß unserer Unterhaltung, „und die angsterregende Stärke der europäischen Heere und Flotten gewährleisten jene Ruhe und Sicherheit, die wir alle dringend brauchen. Die innere Angst vor der Stärke dieser Heere und Flotten ist die sicherste Gewähr für die Aufrechterhaltung des friedlichen Gleichgewichts» zustandes in Europa. Wer dies alles verstanden hat, dem ist der Sinn für die innere Logik der Geschichte aufgegangen."
Die Begriff«, mit denen der Staatsmann Witte in seinem politischen Ver» mächtnis hantierte, sind schwankend geworden oder ganz außer Kurs gesetzt. Nicht der Verstand der Verständigen, sondern der Unverstand der Unverständigen führt das große Wort. Graf Witte selbst ist noch mitten im Kriege — gewollt oder ungewollt — aus dieser Welt geschieden, deren sinnvolle geschichtliche Entwicklung er vorausverkündete. Und doch könnte nur ein Mann seines Schlages Rußland vor völliger Zerrüttung und schwerer Heimsuchung bewahren, wie er dies nach dem russisch-japanischen Kriege so geschickt und glücklich vollbracht hat. Was gäben jene rechtsstehenden Parteien, die den Halbliberalen Witte aufs Blut be» kämpft haben und die heute eine Eingabe an den Zaren machten, in der si« zu Friedensvorschlägen raten, jetzt darum, wenn sie Witte ins Leben zurückrufen könnten!

Graf Julius Andtässy,
gewesener Minister des Inneren:
Die Interessensolidaritat des Ungartums und
des Deutschtums.
Vortrag zugunsten des bayerischen Vereins vom Roten Kreuz in München.
Da die Deutschen und die Ungarn verschiedenen Familien der Menschheit an»
gehören und in bezug auf Temperament, Naturell, Entwicklung voneinander ab»
weichen, da wir ferner mehr als einmal von der Übermacht des Deutschtums
bedroht und mehr als einmal gezwungen waren, unsere Eristenz und unsere Ver»
fassung gegen eine im Zeichen der Germanisierung vor sich gehende Unterdrückung
zu verteidigen, gab es manchmal Zeiten, da bei uns eine antideutsche Stimmung
herrschte und da wir an antideutschen Bewegungen teilnahmen. Dies hat hin-
wieder in Deutschland umso leichter eine antiungarische Stimmung hervorgerufen
und man erblickte in uns um so leichter einen Feind, als in Ermangelung einer
selbständigen ungarischen Diplomatie schon seit langem wenig un-
mittelbare Verbindungen zwischen uns vorhanden waren. Schon seit langem sind
wir kein so mächtiger und selbständiger Faktor der Weltereignisse, daß man sich mit
unseren Angelegenheiten eingehender beschäftigt hätte, und oft wurden die unga»
rischen Verhältnisse durch die Brille unserer Feinde betrachtet. Unsere Verhältnisse
kannte man so wenig, daß selbst Bismarck, der große Realist, an seinem Lebens»
abend in seinen Memoiren schreibt, der Ungar sei für den Deutschen nicht verläßlich,
denn er verachte den Schwaben und lasse sich vom Zigeuner „Der Deutsche ist ein
Hundsfott" aufspielen. Ich kenne aber in Europa keine zwei voneinander, was
Blut und Tradition anlangt, vollkommen unabhängige Faktoren, deren Inter»
essengemeinschaft so klar dastünde und schon in so vielen geschichtlichen Gescheh-
nissen eine Verkörperung erfahren hätte, als der Deutsche und der Ungar, und es
gibt keine zweite Nation, die ein so verläßlicher Freund der Deutschen sein könnte,
wie die ungarische, wenn man ihr Vertrauen entgegenbringt. Bismarck scheint
noch an seinem Lebensende unter dem Einfluß jener Eindrücke gestanden zu sein,
die sich ihm einprägten, als er in den fünfziger Iahren des vergangenen Iahr»
hunderts sich in Ungarn aufhielt, zu einer Zeit also, da wir uns gegen einen Abso»
lutismus deutschen Charakters wehrten und der ungarische Patriotismus sich in
Demonstrationen gegen alles Deutsche kundgab. Dieses Gefühl hat jedoch heute
schon vollständig aufgehört und hatte seinen Ursprung nicht in dem Haß gegen die
deutsche Rasse, sondern ausschließlich in dem Haß gegen die dem Absolutismus in
deutschem Gewande, in deutscher Sprache dienenden Organe und richtet« sich gegen
die Herrschaft jener Fremdlinge, unter denen es ebensoviele Italiener, Tschechen,

Spanier gab, als Deutsche. Heute ist jedoch auch dieses Gefühl verschwunden
und der Deutsche wird von den Ungarn hochgeschätzt und bewundert. Deutsche
Kultur stand von sämtlichen Kulturen den Ungarn immer am nächsten. Von frem»
den Sprachen sprechen die meisten Ungarn das Deutsche. Es kann gesagt werden
— wenn uns der Deutsche auch nicht kennt — daß die Ungarn als kleinere Nation
die deutschen Verhältnisse und den deutschen Geist schon notgedrungen gründlich
studiert haben; diese Verhältnisse und diesen Geist gründlich kennen, heißt aber sie
verehren. Besonders lebhaft wurden die für die Deutschen gehegten Sympathien
im gegenwärtigen Kriege, da sich dem Gefühle der Anerkennung und Bewunde-
rung auch die glorreichen und tragischen Erinnerungen gemeinsamer Kämpfe und
gemeinsam vergossenen Blutes anschlossen. Und seien Sie dessen versichert, je
größer die Zahl derjenigen sein wird, die die deutsche Nation hassen, verleumden
und angreifen, um so inniger wird unsere Anhänglichkeit sein, denn wir wissen,
daß diese Anklagen ihren Ursprung hauptsächlich im Neid und in der Eifersucht
haben.
Aber auch von Empfindungen völlig abgesehen, wurden und werden die
deutsche und die ungarische Rasse von großen Interessen aufeinander angewiesen.
Die eigentliche Ursache der Freundschaft besteht darin, daß ihre Länder sich so nahe
liegen, daß ihr Schicksal für den anderen niemals gleichgültig sein kann, und darin,
daß dieses Aufeinanderangewiesensein doch niemals so groß war, daß es das Inter»
esse welchen Teiles immer erheischt hätte, den anderen zu unterwerfen. Der mit
soviel Blut getränkte, von den Karpathen begrenzte Boden Ungarns ist schon von
Natur aus dazu bestimmt, einen einheitlichen Staat zu bilden.
Unser Vaterland ist geographisch nicht ein natürlich ergänzender Teil jener
Gebiete an der oberen Donau und am Rhein, die das Deutsche Reich bilden, sodaß
das Deutschtum nicht anstreben mußte Ungarn zu unterwerfen. Reale, militärische
Interessen haben es nicht gegen Pannonien gedrängt, wie z. B. gegen Nordosten
in der Richtung auf das Gebiet des Slawentums, von dem das Deutschtum durch
keinerlei natürliche Grenzlinien getrennt wurde. Die Nation, von der das alte
Germanien bewohnt wurde, brauchte ihre Grenzen nicht über die Karpathen aus-
zudehnen, abgesehen von der regen Wechselwirkung, die sich zwischen Ungarn und
den zum Deutschen Reiche gehörenden Nachbarländern notwendigerweise heraus»
gebildet hat. Andererseits lag es auch nicht im Interesse jener Nation, die Panno»
nien besaß, sich nach Westen auszubreiten. Ungarn ist geographisch eher gegen
Osten offen, als gegen Westen und Norden, gegen die Karpathen. Das Gebiet der
Deutschen und der Ungarn ist so nahe beieinander gelegen, daß es natürlich die
Interessen eines jeden der beiden verletzt, wenn das Nachbarland von einem feind-
lichen Element bewohnt wird, bei keinem der beiden besteht aber der natürliche
und aus der geographischen Lage folgende Trieb, die Macht auch auf den anderen
auszudehnen. Auch das Gepräge und die Machtverhältnisse der lebenden Kräfte,
in deren Nähe wir lebten, haben die beiden benachbarten Rassen nicht in einen

notgedrungenen Gegensatz gebracht. Im Gegenteil; auch die politische Dynamik hat es zur natürlichen Tendenz der ungarischen Politik gemacht, nach Westen passiv zu sein oder dort eine Stütze zu suchen, nach Osten aktiv zu sein, und zur natürlichen Tendenz der deutschen Politik, die von dem Osten losgetrennte Kraft der unga» rischen Nation für sich zu gewinnen und gegen einen Angriff des Ostens zu unterstützen.

Die Lehren unserer tausendjährigen Nachbarschaft zusammenfassend, kann gesagt werden, es habe niemals eine Zeit gegeben, in der es das Interesse des Deutschtums erheischt hätte, daß in dem ehemaligen Pannonien nicht der Ungar, sondern ein irgendwie denkbarer Nebenbuhler herrsche. Der Platz des Ungarn hätte seit tausend Iahren immer nur von einer Rasse eingenommen werden können, deren Herrschaft für die Deutschen nachteiliger gewesen wäre, als jene des unga» rischen Volkes, denn der Ungar ist der östlichste Ausläufer jener Religions» und Kulturgemeinschaft, zu deren führenden Mitgliedern die germanische Rasse gehört, und wenn der Ungar untergegangen wäre, hätte er seinen Platz Gestaltungen über» lassen, die orientalischen Tendenzen zuneigten. Auch war es nicht erreichbar, daß zwischen Donau und Theiß die Deutschen dauernd herrschen, denn in Europas Mitte waren sie immer vielen Anfeindungen ausgesetzt, sodaß sie, so oft sie sich im Ausfluß momentaner politischer Verhältnisse nach dem Donautale zu ausdehnen wollten, in diesem Bestreben durch andere, aus größeren Interessen entstandene Komplikationen verhindert wurden. Für die Interessen des Deutschtums war es genug, wenn wir es nicht mit seinen Feinden hielten.

Für die ungarische Unabhängigkeit wurde die Übermacht und die aus dem Machtbewußtsein herrührende, die realen Interessen überschreitende Ambition des Deutschtums manchmal gefährlich, der Ungar vermochte sich jedoch gegen diese Gefahr gerade deshalb zu schützen, weil eine Ausdehnung nach dem Osten kein vitales deutsches Interesse war. Die Ungarn konnten sich nach dem Westen nicht ausdehnen, weil sie dort eine vorgeschrittenere Zivilisation, eine größere Macht hätten niederringen müssen, und wenn wir hie und da an den Kämpfen des Westens teilgenommen haben, war dies nur die Folge momentaner Komplikationen, während wir den Osten ständig beeinflussen mußten, falls wir nicht unter die Macht feindlicher Tendenzen geraten wollten. Eine ständige Gefahr für das ungarische Staatswesen bildete jene führende Macht des Ostens, deren Sieg auch das benachbarte Deutschtum bedrohte, sodaß die Kraft des Deutschtums zumeist zur Rückendeckung unseres Bestandes, unsere Kraft hingegen zum Schutzwall der Deutschen geworden ist. Im Donautal wurde das deutsche Vaterland im 16. und 17 Iahrhundert genau so verteidigt, wie im 20. am Fuße der Karpathen. Infolge des großen numerischen Unterschiedes erscheint es ausgeschlossen, daß die ungarische und die deutsche Rasse Nebenbuhler sein könnten und daß diese Nebenbuhlerschaft einen solchen Neid und Haß erwecke, wie ihn die Franzosen oder Engländer gegen die Germanen hegen. Die Zusammenstöße zwischen den Deutschen und Ungarn

sind niemals aus einem großen und ständigen Gegensatz der Lebensbedingungen der beiden Rassen entstanden, sie waren bloß Folgen persönlicher Fehler, über» mäßigen Ehrgeizes und vorübergehender Leidenschaften und gereichten zumeist beiden zum Schaden. Zum Glück haben die beiden Nachbarn ihre Interessen» solidarität zumeist auch eingesehen und sind in den Augenblicken großer Entschei» dungen auch danach vorgegangen.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen möchte ich den eigentlichen Gegen» stand meines Vortrages präzisieren. Er besteht darin, «inen Abriß der Geschichte des deutsch»ungarischen Verhältnisses zu geben, die wunderbar folgerichtige Arbeit der Interessensolidarität nachzuweisen, die das Leitmotiv vieler großen geschicht-lichen Gestaltungen war und zu einem Element des gegenwärtigen Krieges und auch zu einem verheißungsvollen Faktor der künftigen Entwicklung geworden ist. Diese Aufgabe ist eine geschichtliche und politische, denn das Verständnis der Ver-gangenheit ist eine Vorbedingung der Gegenwart und läßt uns die Zukunft ahnen, die eine logische Entwicklung der Vergangenheit und Gegenwart bildet, und für mich auch erfreulich ist, denn im Zeitalter des Hasses, der Leidenschaften und Feind-schaften tut es wohl, sich mit der großen konstruktiven Kraft der Solidarität, der Harmonie zu beschäftigen.

Zur Zeit der Landnahme trieben uns alle Instinkte gegen die Deutschen. Der Deutsche war der reichste Nachbar, auf deutschem Gebiete war die meiste Beute zu holen, der deutsche Kaiser stand an der Spitze jener christlichen Gesellschaft, der wir Heiden als natürliche Feinde gegenüberstanden.

Das Donautal war der natürlichste Weg für unsere Reiterei. Deshalb ver» ursachten wir auch den Deutschen anfänglich viel Schaden, doch war darum die Niederlassung der Ungarn „nicht gerade antideutsch", wie es einer der größten Geschichtsschreiber der Welt, Ranke, sagt.

Das Land, das wir eroberten, befand sich nicht in germanischer Hand, wie zur Zeit des Einbruchs Attilas, sondern in slawischer und bulgarischer Hand, sodaß unsere Ansiedelung nicht auf Kosten des germanischen Einflusses vor sich ging. Ia, dem Deutschtum nützten wir sogar, indem wir das große Mährerreich, das Mähren, Böhmen, ferner einen Teil des heutigen Ungarns und Polens in sich begriff, zu einer Zeit angriffen, als es mit dem deutschen König Arnulf in Fehde stand.

Und von besonderem Nutzen war es für die Deutschen, daß wir den Platz des großen mährischen Reiches südlich der Karpathen eroberten, einer Grenzmacht, die, wie es der große Ranke schreibt, dem occidentalen Imperium „immer sehr beschwer» lich gewesen war" und später besonders gefährlich werden konnte. Vom Gesichts» punkte der germanischen Entwicklung hätte ein slawischer Staat auf beiden Seiten der Karpathen und im heutigen Österreich bis an die Nordsee und Slavonien, in der unmittelbaren Nachbarschaft der auf den russischen Steppen und in den Gebirgen des Balkans lebenden slawischen Stämme sehr unbehaglich werden können.

Die wichtigste Tatsache unserer ganzen Geschichte ist vielleicht die, daß sich Stephan der Heilige, unser erster König, als wir uns zum Christentum bekehrten, nicht Byzanz, sondern Rom angeschlossen hat und damit jener Gesellschaft bei- getreten ist, an deren Spitze der deutsch« Kaiser stand, wenn auch nicht als Herrscher der germanisch»lateinischen Gesellschaft, sondern als ihr erster weltlicher Würdenträger und mächtigster Fürst. Durch diese Tatsache haben wir mit dem System und Geiste des Ostens gebrochen, dem wir bislang angehörten und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft verbleibend, wir zu dem nach Osten gewendeten Schutzwall abendländischen Systems und Geistes geworden sind. Diese Tatsache gibt bis auf den heutigen Tag unserem Schicksal die Richtung, sie knüpft uns an die Deutschen, dieses mächtige Mitglied jener neben uns lebenden Gesellschaft, zu deren südöstlichem Vorposten wir geworden sind. Hierdurch wurde es unser ständiges Interesse, selbstverständlich immer mit Aufrechterhaltung unserer nationalen und staatlichen Individualität, uns auf die Deutschen zu stützen und unsere ganze Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß die Entwicklung des benachbarten Ostens nicht feindlich werde, sondern sich dem Westen anpasse. An» fänglich führte es zu ernsten Zusammenstößen und zur ernstlichen Gefährdung unserer Selbständigkeit, daß, als wir uns der christlichen Gesellschaft anschlossen, Kaiser Otto III. über das Papsttum dominierte und die vom Papste gegebene Krone als eine von ihm selbst gegebene Krone betrachtete, während sich unser erster König, Stephan der Heilige, niemandem in der Welt, keinem Kaiser unterwerfen wollte, als er sich Rom anschloß. Er wollte ein selbständiges Mitglied der abend» ländischen christlichen Familie werden in jenem Geiste des Unabhängigkeits» bestrebens, der die Eigenschaft einer jeden lebensfähigen und lebenswürdigen Nation, und Gott sei Dank, besonders der ungarischen ist. Die deutschen Kaiser hatten auch einen gewissen Erfolg aufzuweisen, dieser Erfolg war aber nur von kurzer Dauer und schließlich drang die Konzeption Stephans des Heiligen durch. Die deutschen Kaiser wurden von ihren großen Interessen anderwärts geleitet nnd wir sind selbständig geblieben. Der ungarische Staat hat dem Westen, in erster Reihe dem benachbarten Deutschtum, schon von Anfang an den Dienst erwiesen, daß es mehr als eine wilde Horde des Ostens zurückgeschlagen oder im eigenen Lande angesiedelt und auf dem Balkan die Interessen der westlichen Christenheit gegenüber dem Geiste des Ostens, dem Geiste von Byzanz, vertreten hat. Doch auch uns gereichte die deutsche Nachbarschaft zum Vorteil, denn wie es bereits Stephan der Heilige getan, haben auch mehrere seiner Nachfahren die hohe Kultur, die Arbeitskraft und die kriegerischen Anlagen der deutschen Ansiedler zugunsten des ungarischen Staates verwertet, und im Osten wurde unser Nimbus dadurch erhöht, daß wir dort die Überlegenheit und die Zivilisation des Abendlandes reprä- sentierten. Außer dieser latenten Wechselwirkung wurde das Schicksal der beiden Nachbarn durch ein geschichtliches Ereignis von größerer Wirkung neuerdings ver» kettet, als der letzte Sproß des Babenberger Hauses im Kampfe gegen die Ungarn

Ungartums und des Deutschtums Graf Julius Andrassy
fiel und der erste Habsburger und der mächtige Böhmerkönig Ottokar um Öster»
richs Herrschaft wetteiferten und als es von neuem in Frage gestellt wurde, ob der
östliche Teil des Deutschen Reiches deutsch bleiben oder slawischen Charakter an»
nehmen soll. Damals kam zwischen dem ersten deutschen Habsburger»Kaiser und
dem vorletzten ungarischen Arpäden»König das Bündnis zustande, darin die
prophetischen Worte enthalten sind, daß „jeder im Nutzen und Schaden, im
Gedeihen und Verderben des andern sein eigenes Interesse erblicken wird"; Worte,
welche oft mit blutigen Lettern in die Geschichte der Nachkommen eingetragen
worden und welche heute noch wahrer sind, als sie es im 13. Iahrhundert gewesen
sind. In der Schlacht auf dem Marchfeld (1278) fördert es ungarische Tapfer»
keit, daß sich diejenigen Teile des deutschen Reiches unter habsburgischer Führung
vereinigen, deren Aufgabe es später wurde, sich mit dem Ungartum in der
Verteidigerrolle zu teilen.
Natürlich leiteten unsern König in dieser Zeit nur momentane politische
Gesichtspunkte, indem er aber den Tagesinteressen gerecht wurde, diente er auch
unseren ständigen Interessen und der deutschen Sache, denn es wäre schädlich für
uns gewesen, wenn sich zwischen dem Deutschtum und uns eine Macht erhoben
hätte, die blutsverwandt ist mit den im Osten auf der russischen Ebene wohnenden
Volksstämmen, die später zu großen Mächten Osteuropas geworden sind, und es
war auch für Deutschland von Vorteil, daß in Österreich die Habsburger Dynastie
und die deutsche Richtung triumphiert haben. Von neuem war der Beweis
erbracht, daß den Deutschen unsere Nachbarschaft a.m vorteilhaftesten ist, uns aber
die der Deutschen.
Von nun an verminderte sich die politische Wechselwirkung der Deutschen und
Ungarn eine Zeitlang. Durch die türkische Gefahr wurde jedoch unsere Interessen»
solidarität wieder in den Vordergrund gestellt. Wenn in der Marchfelder Schlacht
der unmittelbare Gewinner das Deutschtum gewesen ist und unser Vorteil erst in
den späteren Folgen zur Geltung kam, dadurch, daß an unseren westlichen Grenzen
nicht das slawische, sondern das deutsche Übergewicht aufrechterhalten blieb, nun
waren in erster Reihe wir auf das deutsche Bündnis angewiesen. Kaum war die
türkische Gefahr aufgetaucht, wählten wir instinktiv zumeist das Mitglied eines
deutschen Herrscherhauses zum König: die deutschen Kaiser Sigismund von Lurem»
burg und Albrecht von Habsburg, ferner Ladislaus von Habsburg. Wir waren
auf die deutsche Hilfe angewiesen, da der Türken rohe Kraft stärker war als unsere,
und die Türken infolge ihrer christenfeindlichen Stimmung uns, die wir auf dem
Wege des türkischen Vordringens zwischen Deutschland und Konstantinopel
standen, natürliche und ständige Feinde waren. Aber gerade darum hätten sich die
Deutschen auch selbst geschützt, wenn sie uns hätten Hilfe leihen können. Leider
lebt aber Deutschland, als im 15. Iahrhundert die Notwendigkeit westlicher Hilfe
zum ersten Male auftaucht, gleichfalls in einer Periode der Dekadenz und vermag
nicht einmal sich selbst zu verteidigen. Liefert doch gerade zu König Sigismunds

Zeiten, der die deutsche Kraft zu unserem Schutz verwenden sollte, der deutsche Ritterorden bei vollständiger Gleichgültigkeit des Deutschtums die Tannenberger Schlacht (1410), in der das Slawentum die östliche Festung des Deutschtums ver-nichtet, und es kommt das neue Vordringen des Slawentums in Gang, dessen äußerste Konsequenz, die Russenherrschaft über die alten deutschen Provinzen an der baltischen Küste, erst in unseren Tagen wieder bei Tannenberg von dem modernen germanischen Helden Hindenburg mit vereinter Kraftanspannung der ganzen deutschen Rasse erschüttert wurde. Das deutsch-ungarische Bündnis ver» mag auch die Türken nicht aufzuhalten. Wir haben die richtige Empfindung, daß man der Gefahr auf dem Balkan zuvorkommen und den Balkan dem System des Westens anschließen müßte, aber trotz des Heroismus einzelner Kraft» anstrengungen können wir keinen Erfolg erzielen; die Selbständigkeit der Balkan» fürsten vermögen wir nicht zu verteidigen, während der Ausführung unserer Mission werden wir niedergebrochen. Die muselmanische Kraft kommt unseren Grenzen immer näher; Konstantinopel ist gefallen. Unter der Herrschaft eines nationalen Königs von großer Individualität, des Königs Matthias Hunyadi, steigt der Stern der Ungarn von neuem empor, dieser große Herrscher ist aber nicht imstande, mit Kaiser Friedrich in Frieden zu leben, und will sich die Unterstützung der westlichen Christenheit in der Weise erwerben, daß er Österreich und Böhmen erobert und selbst die,Kaiserkrone anstrebt. Die Deutschen und die Ungarn haben es später in gleicher Weise zu büßen, daß sie diese letzte Gelegenheit zur Zurück» drangung der Türken teils we.gen ihrer Zwistigkeiten versäumten. Wir haben später einen Teil unseres Landes verloren, sind derart schwach geworden, daß wir uns allein nicht mehr behaupten können, für das Deutschtum aber geriet die östliche Front in Gefahr und es konnte geschehen, daß Sultan Solimans Mohammedaner mit dem christlichsten Franzosenkönig im Bunde das Deutschtum gleichzeitig an-griffen, sodaß sich Mitteleuropa, wie heute, auf einmal gegen Osten und gegen Westen verteidigen mußte.

Im 16. Iahrhundert nach dem Siege der Türken bei Mohäcs wurde es zu einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit, daß die ungarische und deutsche «Interessen' solidarität ein engeres Band zwischen den beiden Rassen knüpfe und dem christ-lichen Europa den Schutzwall zurückgebe, den die Ungarn allein nicht mehr auf» rechtzuhalten vermochten. Die erste Wirkung dieser weltgeschichtlichen Notwendig» keit, dieser großen Interessensolidarität ist es, daß die Habsburger Könige von Ungarn werden und an der Spitze mehrerer, einander benachbarter Staaten und Provinzen zu einer Macht gelangen, die dem Vordringen der Türken Halt zu gebie-ten imstande ist. Obwohl diese neue Kombination eine Frucht der großen und ständigen Interessensolidarität der Deutschen und Ungarn gewesen ist, war ihre weitere innere Entwicklung und das Verhältnis der verschiedenen Staaten und Länder der Habsburger zueinander unabhängig von ihr und gehorcht den ureignen Impulsen. Das gegenseitige Verhältnis der Habsburger»Staaten hängt nicht von

der Wechselwirkung der deutsch»ungarischen Interessen ab, sondern davon, wie man in der gegebenen Zeit das große europäische Interesse, das auch ein Interesse der Großmachtstellung der Dynastie und der Sicherheit der einzelnen Staaten ist, nämlich das notwendige Zusammenwirken zu sichern, die notwendige Einheit zu» standezubringen, mit jenem anderen großen Interesse der einzelnen Faktoren, besonders der Ungarn, in Einklang bringen könnte, ihre nationale Individualität, ihre staatliche Eristenz aufrecht zu erhalten. Eben deshalb will ich von der weiteren Entwicklung der habsburgischen Monarchie gar nicht sprechen, ich hebe bloß hervor, daß, wenn man in diesen Zeiten manchmal den Ungarn die deutsche Sprache auf» nötigen will, eine Zentralisation deutschen Charakters zu verwirklichen versucht, und wenn die Ungarn zum Schutze ihrer manchmal bedrohten Selbständigkeit, ent' gegen ihren großen Traditionen und ständigen großen Interessen, auch mit dem Osten ein Bündnis eingehen, und Symptome von Deutschenhaß zu sehen sind, so rührten diese Zusammenstöße und Symptome von den Übertreibungen manchmal unausweichlicher Kämpfe der eine endgültige Placierung anstrebenden Kräfte her, nicht aber vom Interessengegensatz des Deutschtums und Ungartums. Die deutsche und ungarische Interessensolidarität bleibt trotz solcher Zwistigkeiten vorhanden und geht in ihren Wirkungen über die Grenzen der habsburgischen Staaten hinaus. Die Solidarität kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß die Ungarn Ferdinand nicht nur deshalb zum König wählen, weil er Herr der benachbarten deutschen Länder und Böhmens ist, sondern auch deshalb, weil er ein Bruder des deutschen Kaisers Karls V. ist und somit in unseren Augen nicht nur die aus den Banden der Nachbarschaft herrührende Interessengemeinschaft, sondern auch den Gedanken der Interessensolidarität mit dem ganzen Deutschtum verkörpert, und die Solidarität kommt auch darin zum Ausdruck, daß deutsche Fürsten und Ritter mehr als einmal in Ungarn für die Christenheit kämpfen. Diese Interessensolidarität ist so groß und klar, daß sie sich zumeist sogar auch auf die ungarische Opposition erstreckt, die sich in der Regel erst dann nach Osten um Hilfe wendet, wenn sie nicht mehr anders kann, und auch sie sucht in der Regel in den deutschen Kräften eine Stütze. Diese Interessensolidarität tragt ihre schönsten Früchte, als sie nach 150jähriger Türkenherrschaft Ofen zurückerobert <1686) und Ungarn befreit. An diesem Feldzug hat die ganze deutsche Macht teilgenommen, wie sie von den Habsburgern zusammengefaßt werden konnte, die Kriegsmacht der Erbländer und die Truppen der Reichsfürsten, alle die Kräfte, auf deren Hilfe die Ungarn gerechnet hatten, als sie Ferdinand I. zum König wählten. Das Deutschtum hat uns mit dieser Kraftanspannung einen großen Dienst erwiesen, doch auch sich selbst, denn die Türken standen bereits vor den Toren Wiens, und es lag eine große Gefahr Mitteleuropas darin, daß man sich am Rhein mit den Franzosen, im Donautal mit den Türken schlagen müßte. Von neuem kam die grundlegende Interessengemeinschaft zwischen Deutschtum und Ungartum zur Geltung, dessen Hauptkriterium es immer sein wird, daß, wenn wir für den Verbündeten kämpfen, uns damit auch selbst

nützen. Und wie die Zusammenstöße, die im 17. Iahrhundert zwischen der unga»
rischen nationalen Richtung und dieser Zentralisationsbestrebung vorgekommen
sind, nicht Ausfluß eines Zusammenstoßes deutscher und ungarischer Interessen
waren, so übten die Kämpfe, die im 18. Iahrhundert zwischen Habsburgern und
Hohenzollern wüteten, keine Rückwirkung auf das ungarisch»deutsche Verhältnis;
sie waren auch nicht Ausfluß eines Gegensatzes zwischen Österreich und dem
Deutschtum, sie waren Kämpfe einzelner Dynastien und einzelner deutschen
Stämme um die Vorherrschaft in Deutschland. In diesen Zeiten hatte Ungarn in
der Weltpolitik keine Stimme. Seine Rechte sind vorhanden,,doch können sie nicht
zur Geltung kommen und wir führen in der Tat ein vollständig provinzielles Leben.
Die deutsche und italienische Politik der Dynastie wird ohne Berücksichtigung der
ungarischen Interessen, ohne ungarischen Einfluß festgestellt und liegt auch nicht
in ungarischem Interesse. Ungarisches Interesse, das in der Mitte der ewigen
Veränderungen im Laufe der Iahrhunderte wunderbarerweise unverändert bleibt,
wäre auch diesmal gewesen, daß wir gemäß der Bestimmung des alten ungarischen
Königtums des Balkans Entwicklung derart leiten, daß er von dem Druck des
Ostens befreit werde, und daß die freiwerdenden Elemente dem Westen an»
gegliedert werden und wir zur erfolgreichen Durchführung dieser Politik mit den
leitenden Faktoren der benachbarten deutschen Nation in ein freundschaftliches
Verhältnis gelangen. An dem Kampfe um die deutsche Suprematie nehmen wir
bloß passiven Anteil, indem wir Soldaten votieren, die in den Kriegen unseres
Königs mit Tapferkeit fechten, doch als Nation nehmen wir aus freiem Willen
nicht daran teil. Das klare Erkennen dieser Interessen beweist die Tatsache, daß
die Ungarn, als sie von neuem in den Fragen der großen Weltpolitik zur Geltung
kommen, sofort für die deutsche Freundschaft Stellung nehmen. Nichts beweist
besser, wie falsch die Ansicht ist, wir haßten die Deutschen, als daß im Iahre 1848,
da die nationalen Instinkte mit elementarer Kraft zum Ausbruch gelangten, da
das Selbstbewußtsein, die Begeisterung der Nation bis zum Siedegrad gestiegen
waren, die erste Tat der Führer der nationalen Richtung, nachdem sie zur Regie-
rung gelangten, eine Begrüßung der deutschen Nation, der erste politische Gedanke
eine Förderung der deutschen Einheit und eine Allianz mit Deutschland gewesen ist.
Beide Häuser des ersten auf der Grundlage der Volksvertretung stehenden unga»
rischen Reichstages nahmen in ihren ersten Adressen für ein deutsches Bündnis
Stellung. Das Unterhaus erklärt am 3. August 1848, „es wolle mit dem deutschen
Element in herzlichster Freundschaft und engstem Bündnis leben", das Magnaten»
haus aber sagt am 17. August, daß „es im engen Einvernehmen mit dem Volke des
großen Deutschlands eine Schutzmauer der Zivilisation sein wolle".
Bismarck schöpft auch aus der Kossuthepisode den Eindruck, daß wir keine zu»
verlässigen Freunde des Deutschtums seien, während doch auch Kossuth in den
Deutschen den natürlichen Verbündeten des Ungarn erblickt. In einer am
11. Iuli 1848 gehaltenen Rede, die zu seinen berühmtesten gehört, entwickelt er

Ungartums und des Deutschtums Graf Julius Andrassy
seine Ansichten über die auswärtige Politik und sagt: „England wird nur dort und insofern für uns Partei ergreifen, als es das mit seinen eigenen Interessen verein' bar finden wird". Von,Frankreich sagt er: „Frankreich ist weit. Polen hat sich auf französische Sympathien gestützt, doch Polen ist nicht mehr". Von Deutschland aber sagt er: „Ich bin mir der natürlichen Wahrheit bewußt, daß die ungarische Nation berufen ist, mit der freien deutschen Nation, und die deutsche Nation berufen ist, mit der freien ungarischen Nation in engem Freundschaftsverhältnisse zu leben und gemeinsam Wacht zu halten über die westliche Zivilisation." Kossuth sucht das Zusammengehen mit dem Deutschtum auch innerhalb der Monarchie. Als das Wiener Parlament am 22. September 1848 eine Deputation des ungarischen Parlaments nicht empfängt, sagt Kossuth, diese Zurückweisung konnte nur erfolgen, weil die Mehrheit des Wiener Reichsrates nicht deutsch, sondern slawisch ist. „Wäre der österreichische Reichsrat deutsch, so wäre es ihm unmöglich gewesen, die ungarische Freundschaft zurückzuweisen." Und Kossuth sagt auch, die habs- burgische Dynastie könne sich gar nicht behaupten, wenn Österreich aufhört deutsch zu sein.

Der 1848 erfolgte Aufschwung des Ungartums währte aber nur kurze Zeit, und als der Einfluß des Ungartums von neuem vollständig aufhörte, wurde die Wiener Politik wieder von der Rivalität mit Preußen ergriffen.

Eine große Wendung in der Geschichte des deutsch»ungarischen Verhältnisses bedeutet der Ausgleich von 1867. Die große Bedeutung dieser Wendung liegt darin, daß die deutsche und ungarische Interessensolidarität fortan in der Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Geltung kommt. Bisher offenbarte sich diese Solidarität in dem Verhalten des selbständigen ungarischen Staates, und als Ungarn jedes tatsächlichen Einflusses bei Entscheidung der großen staatlichen Angelegenheiten verlustig ward, in dem Verhalten der ungarischen Opposition. Auch im Iahre 1848 führte sie noch zu dem Bestreben, daß sich das Ungartum über den Kopf Österreichs hinweg einen unmittelbaren Weg zum Deutschtum finden will, seit dem Ausgleich von 1867 macht aber der Ungar keine auswärtige Sonderpolitik mehr, sondern will die Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie beeinflussen, eine natürliche Folge des Umstandes, daß der 1867er Ausgleich die gesetzliche Selbständigkeit des ungarischen Staates mit den Groß» machtsinteressen in Einklang brachte und die auswärtigen Angelegenheiten, die bisher zwar ohne rechtliche Grundlage, aber ständig von österreichischen Behörden ohne irgendwelchen Einfluß des Ungartums geleitet werden, als gemeinsam deklarierte und unter den paritätischen und verfassungsmäßigen Einfluß der beiden Staaten setzte. Den Hauptcharakterzug verleiht dieser neuen Epoche der Umstand, daß der ungarische Einfluß hinsichtlich der Politik der Monarchie unter den Impuls jenes großen Interesses gerät, welches seiner grundlegenden Situation entspringt. Unsere Politik bleibt im Wesen die alte, denn im Wesen bleibt auch die Lage un» verändert, in der wir leben. Wohl ist es wahr, daß der Geist des feindlichen

Die Jnteressensolidarität des
Ostens nicht mehr von dem Türken, sondern von dem Moskowitismus vertreten wird, der Macht, die sich zur selben Zeit der Religion des östlichen Imperiums an> schließt, als wir Ungarn die Religion des westlichen Imperiums angenommen haben, und nach siebenhundertjähriger Schwäche und inneren Zwistigkeiten in der Zeit Peters des Großen auf einmal mit Riesenkraft vorwärtesprengt: dem östlichen Weltreich entgegen. In dieser neuen Offenbarung bedeutete aber der Osten eine vielleicht noch ernstere und ebenso unausweichliche Gefahr, wie in seiner alten Gestalt. Der Moskowitismus ist uns vielleicht gefährlicher als der Angriff der Türken, denn während unsere innere Kohäsion vom Türken nicht tangiert wurde, wirkt der Moskowitismus mit den geistigen Waffen des Panslawismus und der Orthodorie zersetzend auf einen Teil unserer Gesellschaft und es erscheint viel problematischer, ob wir nach einem russischen Siege uns von neuem aufraffen könnten, wie es nach der Türkenherrschaft der Fall war. Und diese Gefahr ist ebenso naturgemäß, ich kann sagen: unausweichlich, wie es die türkische Gefahr gewesen ist, solange die muselmanische Welt über eine Offensivkraft in Europa verfügte, denn heute stehen wir der Aggression des Moskowitismus ebenso im Wege, wie wir in der Vergangenheit der türkischen Aggression im Wege standen. Zwischen Konstantinopel, dieser heißesten Sehnsucht des Russen, und Moskau ist Ungarn das größte Hindernis. Wohl ist die Landverbindung zwischen dem Zentrum der russischen Macht und dem Balkan durch Rumänien vorhanden, Rumänien wäre aber eine sehr schmale Basis für Rußlands Position auf dem Balkan, die zudem von Siebenbürgens mächtigem Schutzwall flankiert und unsicher gemacht wird. Die Russen haben denn auch wiederholt die Erfahrung gemacht, daß ihre Balkan» position unhaltbar ist, wenn Siebenbürgen die Basis feindlicher Heere bilden kann. Im Iahre 1770, als nach den Siegen der Kaiserin Katharina ein russisches Heer zum ersten Male gegen die Donau vordringt und in Konstantinopel den Frieden diktieren will, beschließt Maria Theresia, nachdem sie sich mit Kaunitz und Ioseph II. beratschlagt hatte, falls die russischen Streitkräfte gegen Adrianopel vorgehen, „durch schleunige Anrückung an die Donau in ihrem Rücken, den Rück» zng abzuschneiden". Der Russe getraut sich denn auch nicht vorzurücken und ver gleicht sich mit uns auf Kosten Polens. Auch im Krimkrieg marschiert unsere Armee in Siebenbürgen auf und durch diesen Aufmarsch zwangen wir die Russen zum Aufgeben ihrer Balkankämpfe. 1878 sahen sich die Russen auf den Verzicht des über die Türken davongetragenen großen Sieges zum Teile deshalb gezwungen, der Friede von San»Stefano konnte in Berlin zum Teil deshalb einer radikalen Revision unterzogen werden, weil Siebenbürgen die Rückzugslinie der auf dem süd- lichen Balkan befindlichen Heeresmacht gefährdete. Wegen dieser Lage Ungarns muß der Panslawismus uns nach dem Leben trachten und deswegen vermochte eine auf Teilung beruhende Vereinbarung niemals eine befriedigende Lösung zu bilden, weil, je weiter die russische Macht auf dem Balkan vordrang, sie um so weniger jene Position dulden konnte, die wir hinter ihrem Rücken einnehmen. Der Russe

Ungartums und des Deutschtums Graf Julius Andrässy
konnte seine orientalische Position solange nicht als gesichert erachten, als wir aus
der siebenbürgischen Grenzfestung die Verbindung gefährdeten, wir aber konnen
Siebenbürgen niemals aufgeben, denn es ist das Bollwerk unseres Bestandes, für
das wir auch den letzten Tropfen unseres Blutes aufopfern müßten. So konnte
die Teilung den Zusammenstoß höchstens vertagen, vertagen auf Zeiten, da uns
Rußland bereits vollends umschlossen hätte und infolge der erreichten Erfolge auch
den ganzen Balkan gegen uns hätte mobilisieren können, doch die Teilung konnte
den Interessengegensatz zwischen dem Panslawismus und uns nicht aus der Welt
schaffen. Eine Folge dieses Interessengegensatzes und der Riesenkraft des Mosko»
witismus war es, daß der ungarische Einfluß folgerichtig anstreben mußte, die
Monarchie von der deutschen Frage abzuleiten und ihre ganze Aufmerksamkeit
und Kraft gegen den Orient zu wenden, wo unser Schicksal die Entscheidung findet,
und eine Politik befolgen, die geeignet ist, dem dortigen russischen Einfluß die
Wage zu halten und die dortigen Kräfte in die Interessensphäre des Westens zu
ziehen. Diese unsere natürliche Politik war nicht ipso jur« russenfeindlich, sie
stand bloß mit der russischen Balkanerpansion in prinzipiellem und unüberbrück'
barem Gegensatz, doch war sie ip»o jurs deutschfreundlich, denn ohne Freund-
schaft mit den Deutschen war eine aktive Orientpolitik niemals möglich.
Und um so richtiger ist es, daß Ungarn seinen Einfluß in dieser Richtung
geltend machte, daß die Freundschaft zwischen der Monarchie und Deutschland
bald nach dem Kriege von 1866 nur das ungarische Element wiederherstellen
konnte, welches an den deutschen KÄmpfen nicht von Herzen teilgenommen hat,
welches durch den negativen Ausgang der deutschen Krise weder in seiner Eitelkeit,
noch in seinen Interessen, noch aber in seinen Gefühlen verletzt wurde, indes das
österreichische Deutschtum, das heute der natürliche und denkbar stärkste Stützpfeiler
des deutschen Bündnisses ist, zum Teile wenigstens, noch unter dem Einflusse der
Erbitterung des deutschen Kampfes gestanden war. Die Freundschaft mit den
Deutschen konnte nur durch das von der alten großösterreichischen Politik voll»
ständig fremde ungarische Element wiederhergestellt werden. Ich glaube, ich
werde nicht von Empfindungen geleitet, sondern ich spreche die objektive Wahrheit
aus, wenn ich hervorhebe, daß dieser hochwichtigen Aufgabe unserer Rasse
Andrässy gerecht geworden ist, der schon im Iahre 1848 als ganz junger Abgeord»
neter in seinem Programm erklärte, wir müssen „bei unversehrter Aufrecht»
erhaltung unserer Nationalität und Selbständigkeit, mit jener Rasse in Interessen-
gemeinschaft leben, die die Wiege der Zivilisation war und die mit dem Schieß»
pulver und der Buchdruckerkunst die mächtigsten Waffen des Geistes zu ihren Er.
flndungen zählt", und der auch seitdem ganz in dem Gedanken lebte und webte,
daß österreich-Ungarn seiner weltgeschichtlichen Mission nur dann gerecht werden
kann, wenn es in gutem Verhältnis mit den Deutschen eine aktive Orientpolitlk
betreibt. Die deutsche Frage gelangte zuerst in innerpolitischer Form vor Andrüssn,
als der österreichische Ministerpräsident Hohenwarth mit seiner tschechischen Politik

den kaum abgeschlossenen Ausgleich und die dem Deutschtum in Österreich
gerechterweise zufallende Position gefährdete. Damals nahm Andrässy gegen die
Pläne Hohenwarths Stellung und dem ungarischen Dazwischentreten war es zu
verdanken, daß das Deutschtum in Österreich nicht in eine unmögliche Lage geriet,
die die Wiederherstellung des Verhältnisses mit dem Deutschen Reiche erschwert
und die innere Entwickelung Österreichs auf ungesunde Grundlagen gestellt hätte.
Andrässy war, wie ich glaube, sehr richtig der Ansicht, daß die Interessen des un-
garischen und deutschen Elementes auch in der Monarchie identisch sind und er»
heischen, daß diese beiden Elemente nicht mit einer gegen die übrigen Rassen
gerichteten Spitze, sondern behufs Festigung der Großmachtsstellung und der einzig
richtigen außenpolitischen Richtung ständig zusammenwirken. Kaum war die
deutsche Frage in ihren innerpolitischen Beziehungen gelöst, gelangte sie in ihrer
Gänze in der auswärtigen Politik auf's Tapet. Der Minister des Äußern, Neust,
hat den Ausgleich mit dem Hintergedanken abgeschlossen, mit dem versöhnten Un-
garn Revanche für Königgrätz zu nehmen. Als der deutsch»französische Krieg
seinen Anfang nahm, schien die Zeit für die Verwirklichung dieser Hoffnung
gekommen. Andrässy hat aber den ungarischen Einfluß im Interesse der Neu-
tralität in die Wagschale geworfen, und unser Herrscher fällte, seine verständlichen
Gefühle niederringend, mit einer wahrhaft beispiellosen Selbstbeherrschung und
Weisheit die Entscheidung in diesem Sinne. Und dieser Standpunkt Andrüssys
war nicht bloß seine individuelle Meinung, sie entsprach so sehr dem Standpunkt
der ungarischen Nation, daß die hervorragenderen Führer der ungarischen poli»
tischen Welt ihn sämtlich billigten und in erster Reihe Koloman Tisza, der fähigste
Führer der damaligen Opposition und spätere Ministerpräsident. An dem großen
deutschen Siege von 18?0 hatte also auch das Ungartum seinen Anteil, indem es
mit dazu beigetragen hat, daß der deutsch»französische Zusammenstoß ein Zweikampf
der beiden Nachbarn bleibe. Auch die Verwirklichung des dergestalt ermöglichten
Bündnisses harrte einer ungarischen Hand, ebenfalls der Hand Andrüssys, der im
Iahre 1872 Minister des Auswärtigen geworden ist in der Absicht, mit den
Deutschen in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Er hatte eine schwere
Arbeit. Viele blickten mit verständlichem Mißtrauen auf Bismarck. Sie konnten
ihm nicht vergessen, daß er vor gar nicht langer Zeit der unerbittlichste Gegner der
Habsburger und Österreichs gewesen ist. Andrässy gab seine Menschenkenntnis
die Überzeugung ein, daß der grundlegende Charakterzug Bismarcks die Ehrlichkeit
ist und daß er nur diejenigen hintergangen hat, die ihm gegenüber nicht aufrichtig
sind. Er vertraute auch auf den deutschen Charakter, deutsche Aufrichtigkeit und
Ehrlichkeit. Er wußte, daß wenn wir uns einmal auf guten Fuß stellen, die
Gemeinschaft der Interessen alsbald die alten Erinnerungen verwischen und die
Vorbedingungen einer festen Freundschaft schaffen wird. Er hat sich auch nicht
getäuscht, wie ich denn auch weiß, daß sich niemand tauschen wird, der auf die
deutsche Ehrlichkeit baut, solange er selbst von aufrichtigem Wohlwollen den

Deutschen gegenüber erfüllt ist. Anfänglich war die Freundschaft Deutschlands nur um den Preis einer Annäherung an Rußland zu erwerben, weil Deutschland im Bunde mit Rußland stand. Rußland glaubte damals die Zeit noch nicht für gekommen, um nach seinem Endziel: nach Konstantinopel zu greifen, und der russische Kanzler Gortschakow erklärte Andrässy, daß er nicht an Konstantinopel denke. Das russische Programm war zu dieser Zeit die Protegierung und Befreiung der christlichen Völker mit dem Hintergedanken, daß sie, wenn sie einmal formell selbständig sein werden, in der Tat zu Werkzeugen Rußlands und auf dem Wege nach Konstantinopel Vorpostendienste leisten werden. Entgegen diesem Hintergedanken konnten wir uns mit der russischen Politik abfinden, denn die Sache der Balkanchristenheit war auch unsere Sache und wir konnten nicht gestatten, daß Rußland ihre berechtigten Beschwerden allein in die Hand nehme, und weil wir fest darauf vertrauten, daß, wenn die Balkanvölker im Laufe der Zeit selbständig werden, ihr Verlangen nach Selbständigkeit und ihr National» gefühl stärker sein werden, als der Einfluß des Zarismus, der auch von seiner großen Prätension und Herrschsucht geschwächt werden wird. So konnten wir uns, obwohl mit auseinanderstrebenden Endzielen, mit Rußland hinsichtlich der Drientpolitik einigen und es kam das Dreikaiser»Bündnis zustande, als Vor» bereitung des Zweibundes. Allein Rußland hat sein Versprechen nicht gehalten, und nach dem Siege über die Türken einen Frieden geschlossen, der den mit uns geschlossenen Vereinbarungen zuwiderlief. Bismarck vermittelte, der Russe hatte jedoch die Empfindung, daß er nicht auf ihn rechnen kann, und gab nach. Für die auf dem Berliner Kongreß erlittene Niederlage machte er Bismarck verantwortlich und wendete sich von Deutschland. Wie Bismarck in einer späteren Rede sagt, hat die deutschfeindliche Stimmung der Russen „zu vollständigen Kriegstreibungen von der kompetentesten Seite" geführt, und die Abdankungsabsicht Andrüssys erweckt in ihm die Besorgnis, daß „zwischen Rußland und Österreich eine geheime Verständigung zum Nachteile Deutschlands stattgefunden hätte". So beschloß Vismarck, zu wählen „zwischen unseren beiden bisherigen Freunden" und sich mit uns zu einigen und den Bund in der Form anzunehmen, wie wir ihn wollten, hauptsächlich zum Zwecke des Schutzes gegen Rußland.

Wie sehr dieser Gedanke ungarischen Ursprungs gewesen ist, wird am besten dadurch bewiesen, daß er in einer von den ungarischen Staatsmännern beantragten Form zustande kam, daß die Abdankung eines ungarischen Ministers des Äußern den letzten Impuls zum Abschluß des Bündnisses gab und daß das Bündnis nicht nur von der Regierung, sondern auch von den führenden Geistern der Opposition: Apponyi und Szilägyi mit Begeisterung begrüßt wurde und ihm eine Riesenmehrheit der ungarischen politischen Welt bis auf die heutigen blutigen Tage immerdar treugeblieben ist. Natürlich führte dieser politische Gedanke nur deshalb zu einem vollen Erfolg, weil er ebenso den Interessen der Dynastie und Österreichs, als denen Ungarns entsprach, die so sehr miteinander identisch sind, daß Andrassy, der

im Iahre 1848 als Honvsd für die ungarische Freiheit kämpfte, und bis an sein Lebensende ein ungarischer Patriot gewesen war, das Erbe von Kaunitz und Metternich antreten konnte, ohne deshalb der Gefahr eines Gewissenskonfliktes ausgesetzt zu sein.

Auch die unsprüngliche Bestimmung Österreichs war der Schutz des Deutschen Reiches gegen die östliche Gefahr. Aus diesem Grunde erhielten die Babenberger Fürsten weitgehende Privilegien. Als die Habsburger die ungarische Krone er» warben, durften sie in den ungarischen Traditionen auch eine Fortsetzung alter österreichischer Traditionen erblicken. Mit den Kriegen, durch welche sie Ungarn verteidigten und schließlich befreiten, vollbrachten sie auch die alte österreichische Mission. Prinz Eugen von Savoyen sieht es klar, welche Perspektiven sich vor der Dynastie und Österreich auftun, wenn die Dynastie ungestört den Traditionen der alten ungarischen Könige leben könnte. Leider wurde sie in der vollständigen Ausnutzung dieser großen Möglichkeit der westlichen Verhältnisse wegen ver» hindert. Als an Stelle der türkischen Gefahr die russische trat, sahen die größten österreichischen Staatsmänner alle ein, daß das Ansehen, die große weltgeschicht» liche Rolle des Hauses Österreich in Gefahr geriete, wenn auf dem Balkan die natürlichen Tendenzen des Moskowitertums zur Geltung kämen, und daß sie diese Gefahr nur in der Weise abwenden können, wenn es gelingt, die Hilfe des ganzen Deutschtums zu gewinnen. Als die Entwickelung der Macht der Zarin Katharina II. teils Polen unter vollständig russischen Einfluß bringt, anderenteils die türkische Militärmacht mit dem Niederbruche bedroht, sieht es Fürst Kaunitz, der größte spezifische österreichische Staatsmann, ein, daß, wenn er da Vordringen der Russen nicht aufhält, Österreich auf zwei Seiten in russische Nachbarschaft gelangen wird, und er sieht ein, daß er sich gegen die große Gefahr nur in der Weise verteidigen kann, wenn er mit Preußen zusammenarbeitet. Obwohl Kaunitzens Lebensziel der Kampf gegen den Preußenkönig Friedrich II. war, der Schlesien Österreich weggenommen hatte, fühlte er trotzdem die in dem russischen Vordringen bestehende Gefahr so sehr, daß er zu einem Systemwechsel und einer Einigung mit Preußen geneigt ist. 1771 schreibt er an den König von Preußen, daß die Kaiserin und Königin niemals zugeben würde, daß russische Heere die Donau überschreiten, oder daß der Petersburger Hof Erwerbungen mache, die ihn zum Nachbarn Ungarns werden ließen, und die Einigung Preußens und Oester» reichs die einzig« Schranke sei, die man diesem ausgetretenen Strom entgegen» setzen könne, der ganz Europa zu überfluten drohe." Leider gelang Kaunitz die Annahme seiner Politik nicht. Zu sehr herrschte noch in Wien der Preußenhaß. Im übrigen kehrt in Kürze auch Kaunitz selber zur alten Richtung zurück. Kaiser Ioseph II., der einseitig großösterreichischen Idee fähigster Vertreter auf dem Throne, fühlt ebenfalls die in der russischen Ausdehnung liegende Gefahr, doch hat er so viele andere Ambitionen und erblickt ebenfalls so sehr in der Schwächung Preußens das Hauptziel, daß er genötigt ist, die Russenfreundschaft zu suchen, und

Ungartums und des Deutschtums Graf Julius Andrässy
das Gegengewicht der russischen Ausdehnungsgefahr in dem Vorgehen erblickt, daß
auch er seine Gebiete erweitert. Diese seine Politik führte zur Aufteilung Polens
und zum Versuche der Teilung der Türkei. Einmal (1788) sieht Ioseph mit einem
genialen Einfall in die Zukunft und erkennt die große Wahrheit, daß
es am vorteilhaftesten für uns wäre, uns mit der damaligen führenden
deutschen Macht, mit Preußen, zu verbünd«n, indem er an Kaunitz schreibt:
„1'inter6t le plus real cle 1» inouaronie »utrieuienne et pru»»ienne eonmnte
et eonnmter», ä»nn leur Union et o.u' lluouu »vantkße monient»ne ue v»n-
drllit I» perte üe leur »iuitie", wofür : „on ponrrnit renoueer il tonte antre."
Diese Scharfsicht vermag aber nicht jener Unmenge von Haß und Eifersucht Herr
zu werden, die man zu dieser Zeit in Wien dem hochstrebenden König Friedrich
naturgemäß entgegenbrachte. Auch Metternich sieht die Gefahr der russischen
Erpansion, und obwohl sein Hauptziel der Sieg der legitimistischen konservativen
Politik über die liberale Politik in Europa ist, worin er sich in erster Reihe auf die
Freundschaft Rußlands stützt, versucht er dennoch alles, um die Türkei zu erhalten
und die russische Ausdehnung auf den Balkan zu verhindern. 1833 schreibt er an
einen seiner Botschafter: „Der Kaiser ist entschlossen, Eroberungen auf keinen
Fall zu dulden, die Rußland in der Türkei machen wollte." Und Metternich ist
auch ein Freund des Bündnisses mit dem Deutschtum. Süddeutschland trachtet
er seinem politischen System vollständig einzubeziehen, doch gewinnt er auch
Preußen; 1814 schreibt er: Preußen und Österreich sind natürliche Verbündete,
denn nur vereint sind sie fähig allfälligen neuen russischen und französischen Am»
bitionen die Wage zu halten. Prophetische Worte, die heute ihren Beweis er»
fahren haben. Auch Radetzky, der große österreichische Heerführer, erkennt die
russische Gefahr und schreibt 1828: „Unstreitig ist Rußland Österreichs gefähr»
lichster Nachbar" und „in unserem eigenen Staat längs der Grenze von der Buko-
wina über Siebenbürgen, das Banat, Slawonien bis Kroatien besteht eine
mächtige Partei für Rußland, und zwar die durch Religion und Sprache mit den
Russen verwandten Griechen, Illyrier, Armenier, Rätzen und Wallachen, und
wenn Rußland ihre Sympathien nicht ganz besitzt, so kann es sich selbe doch zu»
wenden." Wegen dieser Gründe hält es Radetzky für unmöglich, daß die Habs»
burger zugeben, daß Rußland in Serbien dominiere und den Balkan unterwerfe
und Österreich zwischen zwei Feuer nehme. Die Erstarkung unserer militärischen
Position auf dem Balkan hält er für noch wichtiger, als die Behauptung Galiziens,
auf das er im Falle eines siegreichen russischen Krieges im Interesse Polens auch
zu verzichten bereit ist.
Die Politik also, die von dem Ungartum vertreten wurde, konnte sich auf
einzelne große Traditionen des alten Österreich berufen und gestaltete sich nach
Vereitlung der deutschen und italienischen Ambitionen zur einzig möglichen, einzig
richtigen Politik der Dynastie und Österreichs. Es ist ein unvergängliches Ver»
dienst und ein unvergänglicher Ruhm unseres gegenwärtigen Herrschers, daß er

diese Wahrheit gegenteiligen Impressionen und gegenteiligem Anfange zum Trotze
erkannt, treu und mit Erfolg vertreten hat.
8in« <zun, null dieses Erfolges war es natürlich, daß das Bündnis mit uns
auch den Interessen und der Politik Deutschlands entspreche. Hier in ihrem
Kreise bedarf es vielleicht gar nicht des Gemahnens an die Tatsache, daß Süd»
deutschland, und insonderheit Bayern und das Königshaus Wittelsbach, seit dem
Wiener Kongreß ständig eine mit den Habsburgern gemeinschaftliche Politik
betrieb und fühlt, wie sehr es das Bündnis mit Österreich braucht. Ich verfalle
nicht in Übertreibung, wenn ich sage, daß die heutige Bündnispolitik des Deutschen
Reiches eine den neuen Zeitläuften angepaßte alte bayerisch« Tradition ist.
Preußen strebte die Verwirklichung seines deutschen Ideals natürlich im Wege der
Niederringung Österreichs an, allein Bismarck denkt schon vor dem Entstehen
des neuen Reiches auch in den Augenblicken des Kampfes an ein Bündnis mit uns,
welches er dadurch vorbereitet, daß er nach Königgräy kein österreichisches Gebiet
errbern will, wie er auch die Verwirklichung der deutschen Einheit dadurch er-
leichterte, daß er Bayerns Gebiet unberührt gelassen hat. Bismarck erkennt, daß
auch die Eristenzinteressen Deutschlands darunter litten, falls die Monarchie der
Habsburger in Brüche ginge, oder falls es zwischen Donau und Theiß keine
magyarische Suprematie gäbe und den Russen gehorsamere Elemente obenauf
gelangten. All seinem Skeptizismus und Mißtrauen zum Trotze ist er sich dessen
bewußt, daß es dennoch keine andere Kombination gibt, die Deutschlands Ost'
grenzen einen solchen Schutz gewährte, wie Österreich-Ungarn, denn es ist kein
anderes Bündnis denkbar, das von so vielen Umständen bekräftigt würde, als
unseres, das in Österreich der Blutverwandtschaft und Kulturgemeinschaft und
jener Zusammengehörigkeit entspricht, die, um Bismarcks Wort zu gebrauchen:
„älter wie ein Iahrtausend ist und bis in die Sagenzeit zurückreicht" und die sich
in Ungarn aus einer langst erkannten und große Erfolge zum Reifen gebrachten
Solidarität zu nähren vermag. Sein staatsmännischer Sinn sieht es klar, daß
dem Deutschen Reiche die Eroberung des Deutschtums niemals die Kraft verleihen
könnte, die es aus dem Bündnis mit der Doppelmonarchie schöpfen kann. Darum
verkündete der große Kanzler mit lauter Stimme, ein nüchtern denkender Deutscher
könne die Eroberung Österreichs niemals verlangen, denn die zehn Millionen
Deutsch»Oesterreicher nützen der Sache des Deutschtums viel mehr, wenn sie den
Bund mit einer Fünfzigmillionen»Monarchie zu sichern helfen, als wenn sie die
Elemente der Disharmonie nach Deutschland bringen. Interessantes Licht wirft
auf diese große Wahrheit der heute häufig auftauchende Plan unserer Feinde, im
Falle ihres Sieges Österreich als den Keim der Zersetzung Deutschland anzu-
schließen.
In Angelegenheit des Verhältnisses gegenüber den Russen war aber die
Einigung mit Deutschland schon schwieriger. Die Übermacht des riesig großen
russischen Reiches in der Nähe, und seit Polens Teilung in der Nachbarschaft

Deutschlands war eine ernste, doch nicht die akuteste Gefahr für das Deutschtum.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der russischen Gesellschaft trotz des mächtigen
Einflusses germanischen Geistes, oder vielleicht gerade deswegen, immer einegroße
Deutschenantipathie gesteckt und daß der Deutsche in den Augen des Russen immer
den Begriff des odiosen Fremdeneinflusses vertreten hat. Die Überlegenheit der
Germanen im russischen Staatsleben und Deutschlands Überlegenheit Rußland
gegenüber troß der großen Zahl der russischen Nation, trotz der Riesendimensioneu
des Musischen Reiches hat natürlicherweise viel Neid, Eifersucht in den breiten
Schichten der russischen Nation gegen die Germanen erweckt. Ich dürfte mich
wohl kaum irren, wenn ich den Satz aufstelle, daß der mächtigste Vertreter der
großen slawischen Rasse den auch auf ihn Einfluß nehmenden mächtigsten unmittel»
baren Nachbarn: die von ihr in jeder Beziehung verschiedene germanische Rasse,
ohne Antipathie gar nicht betrachten konnte. Diese, in den natürlichen Instinkten
liegende Gefahr wurde bereits von der Scharfsicht des Preußenkönigs Friedrich II.
wahrgeommen, der den Russen einem gebändigten Löwen vergleicht, in welchem
der Raubtiertrieb jeden Augenblick aufwachen kann, und der 1771 schreibt, Ruß'
lands Forderungen „sind unerträglich für alle Mächte" und daß er einen großen
politischen Fehler begehen würde, wenn er der Vergrößerung jener Macht Hilfe
leistete, die „ein furchtbarer Nachbar für ganz Europa werden könnte". Der
große König sieht es voraus, daß selbst mit Österreich eine Einigung zustande
gebracht werden müssen wird, „um jene reißende Anwachsung der Macht Rußlands
zu hemmen, das die übrigen Staaten zu überfluten imstande wäre". Allein
Friedrich ist trotzdem genötigt, sich auf Rußland zu stützen. Ausgesetzt den uner»
bittlichen Feindseligkeiten des mit Frankreich verbündeten Österreichs, will er nicht
auf Englands Bündnis angewiesen sein, dem er nicht traut. Ietzt besonders ist
es interessant, Friedrichs Auffassung über England kennen zu lernen, die den
Beweis erbringt, daß Nationen ihre Hauptcharakterzüge während der Entwicklung
von Iahrhunderten behalten. 1755 schreibt König Friedrich über die Engländer:
„Bilden sie sich vielleicht ein, daß die ganze Welt mit Vernachlcissigung des eigenen
Vorteils verpflichtet ist, die Verteidigung des vermaledeiten Landes zu über»
nehmen?" „Die Engländer verlangen, daß ich mich an dem Ruhm sattesse, ihnen
ihr Hannover gerettet zu haben", und in einem späteren Abschnitt seines Lebens
nach neueren Erfahrungen schreibt der hochbegabte König: „Die Engländer opfern
ihre Verbündeten beim Friedenschluß den eigenen Interessen." Deshalb sieht er
sich gezwungen, die Freundschaft mit den Russen zu pflegen, ohne die er auf dem
Kontinent isoliert dastünde und neuerdings in die Lage kommen könnte, in der er
sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges befand und von der er 1782 schreibt:
„Einer Gefahr, wie die damalige, entgeht man nur durch Wunder. Man muß
alles tun, ihr zuvorzukommen."
Auch der Führer des neuen Deutschlands, Bismarck, wollte mit Rußland
nicht brechen und hält den im Krim»Krieg geschlagenen und auch gegen den Türken

1877 nur mit Mühe siegreichen Russen für keine akute Gefahr und vermeint, durch
Aufrechterhaltung des russischen Bündnisses Frankreich, Deutschlands ständigen
Feind, zu isolieren. Das Ausbreiten der Russen nimmt er nicht gleichgültig hin
und hält es nicht für wünschenswert, doch vertraut er darauf, daß die Übergriffe
der Russen von den Westmächten ohnehin nicht werden geduldet werden, und hält
den Widerstand Rußland gegenüber nicht für die Aufgabe Deutschlands. Unser
Bündnis war ihm sympathischer, doch will er nicht wählen zwischen den beiden.
Als er dennoch gezwungen war, mit uns ein Schutzbündnis gegen Rußland ein»
zugehen, erachtet er den Zweibund nicht für eine endgültige Lösung, sondern ist
bestrebt, daß er die nach Petersburg führende Brücke wieder gangbar mache und
das Dreikaiserbündnis wieder zustande bringe. In den achtziger Iahren des
vorigen Iahrhunderts übt er einen starken Druck auf uns aus, damit wir Ruß»
lands Wege in Bulgarien nicht durchkreuzen sollen. Er ist bestrebt, daß wir
die Machtsphären auf dem Balkan teilen, und daß uns in Serbien, Rußland aber
in Bulgarien eine entscheidende Rolle zufalle. Bismarck hat es immer betont,
wenn Österreich»Ungarn infolge seiner Wer diese befugte Grenze hinausgehenden
Ambition sich mit Rußland in einen Krieg verwickelte, Deutschland nicht ver»
pflichtet wäre, ihm zu helfen.
Das in diesem Sinne ausgelegte Bündnis konnte aber nicht das letzte Wort
der Entwickelung sein. Die natürliche Entwickelung der Dinge kann nicht rück»
gängig gemacht werden. Der Krieg zwischen uns war keine notgedrungene Sache,
notgedrungen war es aber, daß der im Iahre 1879 gemachte, durch die Geschehnisse
der Vergangenheit unausweichlich gewordene Schritt zu logischen Konsequenzen
führe und der deutsch»österreichisch»ungarische Bund an Stelle des Dreikaiser»
bündnisses trete. Unser Bündnis war das einzig sichere Bündnis, konnte sich zu
einem über die gewöhnlichen Kabinettsbündnisse weit hinausgehenden ständigen
Zusammenarbeiten, entwickeln, das auch vom Willen der Völkermillionen stabilisiert
wurde. Das russische Bündnis war auch im besten Falle eine zweifelhafte, auf
dem Einsehen von ein paar Leuten beruhende Kombination. Die ständige und
naturgemäße Eroberungssucht des Mostowitertums stimmte mit dem natürlichen
Konservatismus der deutschen Politik nicht Ilberein und das alte Vertrauen, das
zwischen den Dynastien Hohenzollern und Romanow bestanden hat und die
Grundlage des Bündnisses bildete, war seit dem Berliner Kongreß und dem Ver»
trag von 1879 erschüttert und konnte eigentlich nimmer wieder hergestellt werden.
Der über sämtliche Vorbedingungen der Beständigkeit verfügende Zweibund
durfte nicht um den Preis einer geschwächten neueren Ausgabe des Dreibündnisses
aufs Spiel gesetzt werden, welche neuere Ausgabe sich ohnehin zu kurze Zeit hin-
durch hätte erhalten können, nur solange die orientalische Frage nicht wieder auf's
Tapet gelangt, was aber nicht lange auf sich warten lassen konnte, denn es blieb
noch viel Brennstoff auf dem Balkan selbst nach dem Berliner Kongreß angehäuft.
Bismarcks Bestreben, mit Österreich»Ungarn und Rußland in gleicher Freundschaft

zu leben, war verständlich, doch im Falle als die orientalische Frage von neuem in den Vordergrund tritt, wäre es unmöglich gewesen, in gleicher Weise auf gutem Fuße mit beiden Verbündeten zu leben, deren Tendenzen diametral entgegengesetzte, waren. Schon Bismarck machte die Erfahrung, welch unmögliches Unternehmen dies ist. Vergebens enthielt er sich in den siebziger Iahren des vorigen Iahr» hunderts, in einzelnen Fragen der orientalischen Krise für uns Stellung zu nehmen. Vergebens bekundete er auf dem Berliner Kongreß ein Verhalten, für das er, wie er später selbst sagt, den höchsten russischen Orden verdient hätte, der Zorn der Russen wendete sich doch in erster Reihe gegen ihn und Deutschland. Für unsere Taten fiel das Odium auf Deutschland, jenes Reich, dessen rascher Aufstieg überall, uns ausgenommen, unangenehme Empfindungen erweckte. Rußland rüstete gegen Deutschland, Bismarck sah sich gezwungen, mit uns ein Bündnis einzugehen, das gegen Rußland eine Spitze hatte. Ebenso erging es Bismarck, als in den achtziger Iahren die orientalische Frage neuerdings aufgeworfen wurde. Vergebens nahm Deutschland für jene Prätension der Russen Stellung, daß in Bulgarien das führende Wort ihnen gebühre, die Russen wenden sich wieder gegen die Deutschen. Da sie unsere Politik nicht verhinderten und weiterhin in Freundschaft mit uns bleiben, erwacht der Deutschenhaß von neuem und Bismarck ist 1888 gezwungen, an die Adresse der Russen jene mächtige Rede zu halten, in der er unter jubelnder Begeisterung des ganzen Deutschtums sagt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." Diese Situation entfernte natür» lich Rußland immer mehr von Deutschland und machte es wahrscheinlich, daß im Falle einer neueren orientalischen Krise Bismarck, wie dies schon zweimal der Fall war, wider seine Pläne und seinen Willen, in unser Fahrwasser gerissen worden wäre. Die weitere Forcierung jener Politik, Deutschland möge als ehr» licher Makler zwischen Rußland und uns vermitteln, hätte zu dem Ergebnis geführt, daß Rußland immer von neuem verstimmt und das Bündnis auch bei uns nicht zu jenem unverrückbaren Fels geworden wäre, an dem späterhin Englands Einkreisungspolitik Schiffbruch erlitt. Die Politik, daß Deutschland nicht bestrebt sein solle, Rußland von der orientalischen Erpansion zurückzuhalten, stand in innerem Widerspruch mit jenem anderen deutschen politischen Dogma, das auch von Bismarck oft verkündet wurde, und das er z. B. im Iahre 1888 folgenderweise ausdrückte: „Wir könnten ein starkes, aufrechtes Österreich auf die Dauer noch nicht missen", denn der Triumph der russischen Tendenzen hätte zum inneren Zer- fall der Monarchie und ihrer Abhängigkeit von Rußland geführt. Deutschland wäre in die gefahrvolle Lage geraten, daß in seiner Nachbarschaft nur zwei solche Faktoren mächtig seien, denen es im Wege steht, die von dem Begehr nach Supre» matie und Prestige und von der Stimme des Blutes in gleicher Weise gegen Deutschland gestachelt werden, und daß der einzige Nachbar geschwächt wird, der seine kraftvolle Entwicklung, seine aufsteigende Macht nicht fürchtet. Und im übrigen, je kraftvoller sich Deutschland entwickelte, je größer seine Industrie und

sein Handel wurde, je klarer es sah, daß im Verhältnis zu seiner Erstarkung sich
der Neid ringsum steigerte und seine Gefühlsisolierung erfolgt, um so mehr ward
es auch zu einem unmittelbaren deutschen Interesse, daß Konstantinopel nicht
russisches Besitztum werde und daß Deutschlands Nachbar, der ohnehin schon
Riesendimensionen aufweist, die Meerengen nicht absperren könne. Ie größer
Deutschlands wirtschaftliche Entwicklunug geworden ist, je mehr Feinde es
bekommen hat, um so wichtiger war es, daß es von Mittelasien und dem freund-
schaftlich gesinnten türkischen Reiche nicht abgeschnitten werden könne. Ie mehr
Deutschland erstarkte, um so mehr mußten in seiner Politik jene Rücksichten fühlbar
werden, die jede moderne europäische führende Macht dazu bewogen haben, nicht
zu gestatten, daß Byzanz in die Hand irgendeiner aggressiven Großmacht gelange,
Rücksichten, von denen die römischen Kaiser ebenso geleitet wurden, wie die Napo»
leon's, die Pitt's und Palmerston's. Diese Rücksichten sind auch in der weisen
Politik, im „neuen Kurs" Kaiser Wilhelms II. zur Geltung gekommen. Es kam
jene völlige politische Lebensgemeinschaft zustande, die uns in Algeciras an die
Seite des deutschen Marokko»Interesses, Deutschland in der Zeit der bosnischen
Krise an unsere Seite stellte. Diese politische Lebensgemeinschaft gereichte uns
beiden zum Nutzen, denn sie stellte die vereinte Kraft des ganzen Blockes zum
Schutze unser beider Interessen. Diese politische Lebensgemeinschaft ist auch ein
Fortschritt auf dem Gebiete der internationalen Entwicklung, ist das erste Beispiel,
daß zwischen zwei voneinander vollstcindig unabhängigen Großmächten die Mög-
lichkeit eines Krieges, wie ich hoffe, wenigstens moralisch vollständig ausgeschlossen
ist und daß jener Segen eines sicheren Friedens, der die Bildung großer Staaten
begleitete, sich auch auf das Gebiet durch die Innerlichkeit des Bündnisses vonein-
ander unabhängiger Großmächte erstrecken wird.

Unsere Feinde möchten gerne den heutigen Weltkrieg zu Lasten dieses Bund»
nisses buchen. Sie verkünden an allen Ecken und Enden, das neue Bündnis habe
durch seinen von Bismarck abweichenden Charakter, durch seine aggressive Orient»
und aggressive Kolonialpolitik die Erhaltung des Friedens für sie unmöglich
gemacht. Ich will diese Behauptung nicht in ihrer Gänze zum Gegenstand einer
Untersuchung machen; das würde zu weit von dem Ziele meines Vortrages führen.
Ich will bloß andeuten, daß diese Behauptung ganz und gar eine grundlose Beschul»
digung ist, denn das zustandegekommene Bündnis trat nirgends aggressiv auf
und gefährdete Englands Machtposition und Eristenz eben so wenig, wie jene
Rußlands oder Frankreichs, Italien aber leistete es geradezu die größten Dienste.
Ich muß mich jedoch über die Behauptung auslassen, daß Rußland in der Tat von
der Orientpolitik des „neuen Kurses" gezwungen wurde, den Pfad des Kampfes
zu betteten.

Vor allem lege ich Verwahrung dagegen ein, daß Bismarck's mit Recht überall
in's Riesenhafte gewachsene Autorität gegen die gegenwärtige Politik ausgespielt
werde. Deutschland ist in keinen Gegensatz zu Bismarck's Traditionen gelangt,

da es sich im Kampfe gegen Serbien anf unsere Seite stellte. Bethmann»Hollweg wäve dann in einen flagranten Gegensatz zu Bismarck's Politik gelangt, wenn er uns nicht beisteht, Serbiens Ränke gegen unsere Integrität und Sicherheit zu zer» trümmern, Serbien von der aggressiven Moskowiterpolitik abzulenken. Betonte doch Bismarck stets, Serbien gehöre in unsere Machtsphäre. Bismarck kannte der Geographie staatenbildende und staatentrennende Kraft recht gut und wußte, daß es unsere größte Demütigung, unsere größte Schwäche bedeutete, falls Belgrad als Vorposten Petersburgs seine aggressive Politik gegen uns ungestraft fortsetzen könnte. Der unter dem Vorsitze des eisernen Kanzlers tagende Kongreß hat Bos» nien und die Herzegowina unter unseren ausschließlichen Einfluß gestellt. Bis» marck würde uns immer unterstützt haben, wenn diese mit seinem Einfluß uns zu- gefallene Machtposition und unsere territoriale Integrität von der slawischen Politik gefährdet worden wäre. Demgegenüber muß zugegeben werden, daß in bezug auf Konstantinopel die neue Politik eine andere Auffassung ihr eigen nennt, wie Bismarck. Es gehört aber große Kühnheit dazu, zu behaupten, Bismarck hätte im Iahre 1914 so wenig Gewicht auf Konstantinopel gelegt, wie in den neunziger Jahren. Bismarck sagt in seinen Memoiren, Deutschland und Österreich»Ungarn sollen sich nicht zwischen die Meerengen und Rußland stellen, denn diese Aufgabe wird von England, Frankreich und Italien versehen, wie sie dies in der Ver» gangenheit zu wiederholten Malen getan haben; wir werden unsere Interessen leichter verteidigen können, wenn sich einmal Rußland mit Westeuropa in einen Krieg verwickelt haben wird. Ob er wohl auch heute derselben Ansicht wäre, da er sehen würde, daß die Auffassung der in Frage kommenden Mächte sich derart geändert hat, daß sie sich um den Preis einer Teilung Asiens und Afrikas mit dem Russen einigen, und der Russe, wenn wir ihn nicht daran hinderten, endgültig zum Herrn der Meerengen wird und Deutschland von Asien vollständig abschneiden kann gerade zu einer Zeit, als es eines immer weiteren Marktes bedarf? Bismarck erachtete den endgültigen Sieg der Russen im Orient niemals für wünschenswert, er glaubte bloß, die Westmächte würden diesen ohnehin verhindern. Ist es nicht wahrscheinlich, daß sich seine Politik geändert hätte, wenn es durch Tatsachen er» härtet erscheint, daß sich auch die Westmächte geändert haben? In seinen Memoiren schreibt Bismarck, je tiefer sich Rußland im Orient engagiert, ein um so größerer Teil werde von der türkischen Erbschaft Österreich»Ungarn zufallen. Würde er wohl auch heute für Österreich»Ungarn eine Teilung des Balkans wünschenswert finden, dessen Völker an Selbstgefühl und Macht so sehr zu» genommen haben? Würde er wohl auch heute den Rat erteilen, wir sollen auf dem Balkan soviel Gelände erwerben, als genügen würde, um der Raum» gewinnung Rußlands um Konstantinopel die Wage zu halten, heute, da die über ein gewisses Maß hinausgehende Eroberung bisher selbständiger Völker für Österreich»Ungarn eine Quelle der Schwäche wäre und Österreich»Ungarn mit Elementen vermehrte, die ihrem Wesen nach deutschfeindlich sind? Würde wohl

Bismarck heute dem neuen Deutschland, dessen Produktion und Handel seit den neunziger Iahren überraschend angewachsen sind, und das den sichersten Weg in andere Weltteile zu Lande über den Balkan und Konstantinopel findet, würde wohl Bismarck diesem veränderten Deutschland auch heute den Rat erteilen, un» tätig zuzuschauen, wie gerade jene den Balkan unter sich aufteilen, die ohnehin schon alle übrigen Weltteile, Meere und Meerengen beherrschen und die alle vom Deutschenhaß in ein Lager geführt wurden? Bismarck würde im Verhältnis der intensiven Entwicklung des Deutschen Reiches heute wahrscheinlich eine großer an» gelegte Weltpolitik betreiben, als er es vor dreißig Iahren getan hat. Er, der seine politische Laufbahn als Iunker begonnen und ausschließlich der Größe Preußens gelebt hatte, als es aber die erreichten Erfolge möglich machten, zur Verkörperung des Gedankens der deutschen Reichseinheit geworden ist, er, der, solange es sein mußte, ein Freund der Arbeit mit Blut und Eisen war und mit umstürzlerischer Verwegenheit eine Offensivpolitik befolgte, als er aber das gesteckte Ziel erreicht hatte, zum unermüdlichen Apostel einer konservativen und defensiven auswärtigen Politik wurde, er, der in der innern Politik ein Anhänger des schroffen Konservatismus gewesen ist, doch, weil er es vom Gesichtspunkte der nationalen Einheit wünschenswert hielt, auch das allgemeine Wahlrecht einführte und eine auf ganz neuen Grundlagen stehende Sozialpolitik betrieb: dieser Bis- marck wäre heute, da die wirtschaftliche Erpansion des Reiches wunderbare Dimen» sionen angenommen hat, ebenso sehr bereit gewesen, diese neuen nationalen Bedürfnisse mit vorsichtiger, aber kühner Hand zu befriedigen, wie alle anderen nationalen Interessen, ungeachtet er früher anders gehandelt hätte. Gegenüber Rußland hatten ihn die Ereignisse ohnehin schon auf einen anderen Weg geleitet, als den er ursprünglich beschreiten wollte. Unser Weg ist die Fortsetzung des jenigen, den eigentlich wider Willen, aber dennoch Bismarck zuerst betreten hat; wer wagt es zu behaupten, daß jene Umstände, die ihn zum ersten Schritt genötigt hatten, diesen großen Mann nicht auch dazu bewogen hätten, die weiteren Schritte zu tun? Kanzler Metternich war ein viel vorzüglicherer Staatsmann, als für den er nach seinem Sturze gehalten wurde, doch band er sich mit seiner ganzen Indivi» dualität anein System, anein Dogma und hätte niemals eine andere Politik zu befolgen vermocht, als eine konservative, Bismarck war keine solche Individualität; ihm war jedes System gut, das ihn zum Ziele, zur Größe seines Vaterlandes führte. Seinem Gehirn und Willen schrieben nicht einige Dogmen eine unabänderliche Richtung vor, sein Geist verknöcherte nicht. Er arbeitete immer und lernte immer, paßte sich dem Leben, den tatsächlichen Verhältnissen »n, die sich stets ändern. Die Konsequenz suchte er ausschließlich darin, sich immer dem anzupassen, was vom Interesse seines Vaterlandes im gegebenen Augenblick erheischt wird. Wer wüßte es also zu sagen, wie er handeln würde, wenn er heute unter uns lebte in seiner vollen Tatkraft, dieser große und seiner Größe wegen unberechenbare geniale Staatsmann. Die Lösung einer solchen Frage ist so ungewiß, die Ansicht der

Heroen der Vergangenheit in bezug auf die nach ihrem Tode entstandenen neuen
Situationen mit Gewißheit festzustellen, ist so unmöglich, daß das bei den großen
Entscheidungen leitende Motiv niemals die vermutete Ansicht der Riesen der Ver»
gangenheit gewesen sein kann. Keine Generation vermag die Verantwortung auf
die andere zu wälzen. Eine jede leidet selbst für die begangenen Fehler und genießt
selbst die Flüchte ihres richtigen Handelns. Iedes Zeitalter muß mit seinen Pro»
blemen selbst fertig werden, auf eigene Gefahr, auf eigene Verantwortung, sich
auf's eigene Gewissen, auf die eigene Einsicht stützend. Die Kenntnis der Ver»
gangenheit, der Gedankenschatz und dasBeispiel großerStaatsmänner sind unermeß-
lich lehrreich, denn auch wir müssen so arbeiten, wie sie es getan haben, mit der»
selben Gewissenhaftigkeit, Tapferkeit, demselben Verantwortlichkeitsgefühl. Ihre
Erfahrungen nützen auch uns, denn ihre Ansichten und Überzeugungen lehren uns
die dauernden großen nationalen Interessen verstehen; wie aber Bismarck nicht
dort stehen geblieben ist, wo Friedrich II., und nicht in allem dasselbe anstrebte,
was der große König getan hat, vielmehr bei Anwendung aller Lehren der Ver»
gangenheit prüfte, was er nach eigenem Gewissen für das beste unter sämtlichen
Tatumständen halt, die ausschließlich von ihm gekannt wurden, so müssen auch wir
handeln. Dazu verpflichtet uns auch die Pietät für den großen Germanen.
Es ist aber auch nicht wahr, daß Rußland zum Kriege und zur Unterstützung
der serbischen Propaganda gezwungen wurde, weil sich Deutschland unsere Orient»
politik zu eigen gemacht und mit den alten Traditionen des Drei»Kaiser»Bünd»
nisses gebrochen hat. Im Gegenteil, hätte Deutschland anders gehandelt, wäre
die Welt von der russischen Aggression wahrscheinlich schon früher in den Krieg
gestürzt worden. Sehen wir uns nur die Reihenfolge der Ereignisse an. 1892
lauft der Bismarck'sche Rückversicherungsvertrag mit Rußland ab, ohne daß er
erneuert wird. Kaiser Wilhelm II. unternimmt 1898 die Orientreise, die als
Aggression gegen die Russen hingestellt wurde. Die Konzession zum Bau der
Bagdadbahn erhalten die Deutschen 1899 und nach diesen angeblich aggressiven
Schritten des „neuen Kurses" nähern sich Rußland und der Zweibund einander
ernstlicher, als es seit dem Krimkrieg vielleicht je der Fall war. Rußland lenkt
seine ganze Erpansivkraft nach dem fernen Osten gegen Mandschurien. Das Mürz»
steger Abkommen (1903) verpflichtet Rußland zu einer gemeinschaftlichen Aktion
mit uns. Es ist also ausgeschlossen, daß Rußland wegen der energischeren und
klareren Stellungnahme Deutschlands seine aggressive Orientpolitik begonnen
hätte. Im Gegenteil, Rußland sucht deshalb anderswo Kompensationen und Er»
folge, weil es einsieht, daß seine Balkanambitionen unerreichbar sind. DieWendung
nach der Richtung der alten Ambitionen, die zum Weltkriege geführt hat, geschah,
als sich diese Situation geändert und England seinen Platz in der Weltordnung
gewechselt hat, als England eine deutschfeindliche Politik zu betreiben beginnt.
Bei den russischen Massen war stets nur die Balkanpolitik wirklich volkstümlich,
und als England, das bisher, auch in den neunziger Iahren noch, samt uns ein

Damm gegen die russische Ausdehnung nach den Meerengen gewesen war, jetzt seine Politik änderte, wird das russische Publikum abermals von der Tradition des alten Ehrgeizes ergriffen, die auch niemals eine Unterbrechung erfahren hätte, wenn die Politik Deutschlands in der orientalischen Frage nicht entschiedener geworden wäre. Als das Petersburger Kabinett seine alten Ziele für erreichbar hielt, als es die Koalition der vielen Feinde und Neider Deutschlands stärker als uns glauben durfte, nimmt es die groß»serbische Idee unter seinen Schutz, obwohl es sich im klaren darüber sein konnte, sowohl infolge seiner seit Kaunitz oft wieder» holten Teilungsversuche und unserer diplomatischen Äußerungen, wie infolge der Kenntnis von Geographie und Ethnographie, daß diese Idee zum Kriege führt. Rußland wurde also nicht durch unsere Provokation, nicht durch unseren über» mäßigen Druck auf den Kriegsweg gedrängt, sondern im Gegenteil dadurch, daß der auf dieses Land geübte Druck schwächer geworden ist und die russische öffent» liche Meinung sich dem Glauben hingab, die Machtverhältnisse seien der Verwirk- lichung der in ihr Herz gegrabenen Ambitionen günstig.

Nun schließe ich aber meinen ohnehin übermäßig lang gewordenen Vortrag.

Das bisher Gesagte zusammenfassend, komme ich zu dem Ergebnis, daß die Politik Ungarns ebenso unter dem Einfluß entschiedener und dauernder Gesetze stand und steht, wie die Natur, denen man sich nicht ungestraft widersetzen kann. Aufgabe der politischen Weisheit ist es, diesen dauernden großen Gesetzen die vergänglichen Forderungen der Gegenwart anzupassen. Diese Gesetze beeinflußten das Schicksal des noch alleinstehenden ungarischen Königtums, diese Gesetze brachten die öster» reichisch-ungarische Monarchie zustande, die heute in ihrer Gänze unter den Ein» fluß derselben geographischen Lage, der aus den ethischen und ethnischen Kräften herrührenden großen Interessen geraten ist, denen sie ihr Zustandekommen verdankt. Endergebnis dieser naturnotwendigen Entwicklung ist das Bündnis, das im heutigen Weltkrieg eine Kraft aufweist, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Unsere Aufgabe ist, dieses große Vermächtnis der Vergangenheit für die Zu» kunft zu wahren und noch mächtiger zu entwickeln. Heute, da uns die Erinnerung an die gemeinschaftlich geführten titanischen Kämpfe noch stärker als in der Ver- gangenheit verknüpft, und da wir nach dem Geschehenen noch weniger einen ver» läßlichen Bundesgenossen als einander finden können, da wir an dem italienischen Beispiel sehen, was ein Abkommen von Kabinetten wert ist, wenn die Kraft der Herzen nicht dahinter steht, heute muß das unersetzliche, weil über eine große geschichtliche Vergangenheit und eine ruhmvolle Gegenwart verfügende, von dau' ernden Interessen geborene Bündnis noch innerlicher gestaltet werden. Ich fürchte nicht, daß der weitere Ausbau dieses Bündnisses den Weltfrieden gefährdet. Unsere Freundschaft hat schon in den jetzigen Kämpfen die Blutsteuer bezahlt, ohne welcher große geschichtliche Gestaltungen selten zustandekommen können. Durch unseren Sieg wird es zu einer von jedermann akzeptierten, unabänderlichen Tat» sache werden, das mit dem Gewicht eines tnit aeeompli auftritt. Reizt ein

gewisses Maß von Kraft zum Angriff, so schafft ein größeres Maß von Kraft
Beruhigung. Wenn unsere Neider einsehen werden, daß sie es mit uns nicht auf-
nehmen können, so wird unsere unermeßliche Friedensliebe, der Geist, den Bismarck
mit Shakespearescher Kraft in der Weise charakterisiert, daß der Germane „seine
Befriedigung in der eigenen Anerkennung des eigenen Wertes findet und kein
Bedürfnis auf Prestige, Herrschaft und Vorrecht hat, daß er sich selbst genug ist",
dieser Geist wird auch den Weltfrieden sichern, wie denn der Weltfriede solange
fest stand, als nicht in unseren Feinden ihre große Anzahl die Illusion erweckt, daß
sie zusammen stärker seien als wir. Die Ergebnisse des Krieges und im Zusammen»
hang damit der Weltfriede und die Herstellung der menschlichen Solidarität
werden nur durch die Konsolidierung einer den Sieg errungenen, in jeder Bezie»
hung konservativen und friedlichen Kombination, durch die bei unversehrter Auf»
rechterhaltung der heutigen Souveränitäten und Staaten Schulter an Schulter
erfolgenden Organisierung Mitteleuropas gesichert werden können. Ich werde
mit meiner bescheidenen Kraft dahin wirken, daß sich diese Politik bei uns stärke,
an die ich geknüpft werde von meiner Überzeugung, meiner tiefen Verehrung für
die deutsche Rasse und meinen heiligsten Traditionen.

Prof. Dr. S. Sonnenfeld in Budapest:

Ungarns Manner der Zeit.

Schattenrisse.

5. Graf Iulius Andrässy.

Der Denker unter den Politikern. Eine zu sensitive Natur, um in die
polirischen Faustkämpfe sich zu mengen, vielleicht aus zu weichem Stoffe geformt,
um Stürmen Trotz zu bieten, jedoch ein Staatsmann, der auf hoher Warte steht
und mit geschichts»philosophischer Auffassung die Einzelereignisse im Zusammen»
hange mit den Weltgeschehnissen zu erfassen vermag. Seine Bedeutung werden
wir weniger in den Epochen seiner offiziellen Stellungen als Staatssekretär und
Minister des Inneren, als vielmehr in den abgeklärten Ergebnissen seiner
politischen Denkerarbeit, in der Verwirklichung der ethischen Erfassung der
staatsmännischen Aufgaben zu suchen haben.

Das Geburtsjahr (1860) des Grafen Iulius Andrüssy fällt in jene Zeit, da
die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des ungarischen Verfassungslebens erst
aufzudämmern begann; noch lastete der Druck des verflossenen Iahrzehnts auf
den Geistern. Nach ernsten Universitätsstudien und nach kurzem diplomatischen

Dienst in Konstantinopel und in Berlin, kam der Vierundzwanzigjährige als
Abgeordneter in den Reichstag. Vom Anbeginn an wußte er sich Geltung zu ver-
schaffen. Er zählte zu den aufmerksam angehörten Rednern, da er nur das
Wort nahm, wenn er etwas zu sagen hatte.
Die weitere parlamentarische Rolle des Grafen Andrüssy hängt zu sehr mit
den Landesereignissen und den inneren Wandlungen der gesetzgebenden Körper-
schaft zusammen und seine Tätigkeit während des Regimes Bänffn, sein Kampf im
Interesse des Inkompatilitäts»Gesetzes berühren zu sehr spezifisch ungarische
Fragen, als daß wir hier auf die Einzelheiten eingehen könnten. Doch das muß
hervorgehoben werden, daß Graf Andrässy stets sein gewichtiges Wort einsetzte,
wenn es galt der Integritält der Volksvertreter Schutzdämme zu schaffen. Heute
steht er an der Spitze jener Gruppe von Abgeordneten, die sich Verfassungspartei
nennt, die jedoch Anspruch darauf hätte, sich Unabhängige zu nennen; denn dir
Mitglieder sind auf kein politisches Credo eingeschworen, und wenn sie auch auf
der Grundfeste des Siebenundsechziger Ausgleiches stehen, über den Graf Andräss»
ein von der Akademie preisgekröntes grundlegendes Werk geschrieben hat, behält
jeder Anhänger der Partei seine eigene Auffassung über einzelne politische Fragen,
was auch darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie eine erlesene Schaar bewährter
Parlamentarier von hohem Ansehen, gewesene Minister und Staatssekretäre, zu
ihren Getreuen zählt, von denen sicherlich manch einer noch zu künftigen leiten-
den Rollen berufen sein dürfte.
Lebten wir in anderen Zeiten, so würden wir gern dem Grafen Andrässy auch
als gewesenem Minister des Inneren die gebührende Aufmerksamkeit zollen, ob»
gleich, wie wir eingangs sagten, nicht hier seine Hauptbedeutung liegt. Es wäre
von hohem Interesse, seine Bestrebungen zu charakterisieren, um die Verwaltungs»
und die Wahlrechtsfrage im europäischen Sinne zu lösen, dadurch eine Neu-
schöpfung des öffentlichen Geistes, die Modernisierung des Munizipallebens, die
Erweiterung der politischen Volksrechte anzubahnen. Angesichts der großen Welt»
ereignisse erscheint jedoch dieser Kreis zu eng begrenzt, um den Mann im rechten
Lichte zu zeigen. Fast möchte man sagen, Graf Andrüssy, — den ja seine Studien
und Kenntnisse, sein klarer Blick in die Irrgänge der Diplomatie hierfür zu
prädestinieren schienen — sei der theoretische Minister des Äußeren, so gewichtig
ist seine Stimme in Fragen der auswärtigen Politik. Die feierliche Stille, mit
der seine Reden über dieselben im Reichstage angehört werden, die durchsichtige
Klarheit seiner Darstellungen geben solchen Tagen ihren besonderen Glanz. Mit
welchem Freimut hat er die Neugestaltung Polens in den Bereich seiner Zukunfts»
ausblicke gezogen, mit welch' sicherem Griffel die Stellung des befreiten Landes
in die europäische Neubildung eingezeichnet.
Graf Andräss» ist den Deutschen kein Fremder. Nicht nur als Sohn des
genialen Mitschöpfers des Bundes mit dem Deutschen Reiche kennt «an
ihn, seit Ausbruch der Weltfehde hat er in seiner Schrift „Wer hat

den Weltkrieg verbrochen" sich auch den deutschen Lesern als klarblickender Staats»
mann von großem Zuschnitt offenbart und in seinem jüngsten Münchener Vor»
trage hat er die jahrhundertelangen Beziehungen zwischen Deutschland und
Ungarn, die parallel laufenden Interessen der beiden in tiefschürfender historischer
Darstellung klargelegt und im Bilde der Vergangenheit und Gegenwart schon den
Ausblick für die Zukunft eröffnet. Mir erleichtert die schwere Aufgabe, die Er-
scheinung des Mannes so anschaulich als möglich zu machen, das im 500. Hefte
dieser Zeitschrift veröffentlichte wohlgetroffene Bildnis, das in seiner jeder Pose
baren, ungezwungenen Haltung dem inneren Wesen der Persönlichkeit entspricht.
Die Politik allein bringt noch nicht die ganze Bedeutung des Grafen Andrüssy
zum Ausdruck. Seine Wirksamkeit als Beschützer der bildenden Künste stellt
sich gleichberechtigt der anderen zur Seite. Das Aufblühen der Malerei und
Bildhauerkunst, das mit dem Wiedererwachen des nationalen politischen Lebens
in Ungarn eintrat, gehört zu den interessantesten Erscheinungen dieser Zeit. Die
Literatur hatte schon in der ersten Hälfte des 19. Iahrhunderts dauernde Werke
von hohem poetischen Werte geschaffen, und die Namen Vörösmarty's, des Barons
Iosef Eötvös, Petöfi's und Arany's bilden neben denen Barons Kem^nys, Iükai's
u. a. eine glänzende dichterische Nationalgarde; die bildende Kunst trat aus den
Kinderschuhen mit einem Riesensprunge in die Vorderreihe der europäischen. Es
genügt an Munkäcsy, Paal, Szinngey»Merse, Izsü, Strobl, Zala zu erinnern.
Im Grafen Andrässy fand diese ansteigende Kunstepoche den verständnisvollen
begeisterten Fürsprecher und er obliegt seinen Pflichten als Präsident der Gesell»
schaft für bildende Künste mit unentwegtem Eifer.
Inmitten der erlesenen Kunstwerke seines Ofner Palastes, dessen Fenster
auf die mächtig dahinströmende Donau gehen, mag daher Graf Andrässy sich am
wohlsten fühlen. Als beredter Cicerone geleitete er mich eines Tages durch die
Schatzkammer seiner Sammlung, wo ein saftigfrischer Rembrandt, den Graf
Julius Andrejs» der Ältere während seines Erils in London erstanden hatte, im
Goldglanz seiner Farben, ein phantastischer Turner, ein überaus zarter Corot,
dann Bilder aus der besten Zeit der Renaissance, Werke der vornehmsten
ungarischen Meister das Auge fesseln, ganz zu geschweigen der farbenreichen
Gobelins und der Schnitzwerke bester Art. Aber die größte Anregung bietet die
unwillkürlich sich kundgebende Freude des Besitzers, der all' die gebenedeite Schön»
heit der Kunst jeden Tag von neuem zu genießen versteht. In diesem glänzenden
Rahmen bewegt Graf Andrüssy sich mit rührender Bescheidenheit; in seinem
einfach ernst und streng eingerichteten Arbeitskabinett schafft er mit erstaunlichem
Fleiße und baut in seinen Schriften jene politische Welt aus, in der die Menschheit
wieder Frieden und Harmonie finden soll.

Geheimer Rat Ladislaus v. Lutäcs,
ungarischer Ministerpräsident a. D.:

Zollunion und Vorzugszolle.

Die Idee des wirtschaftlichen Zusammenschlusses der mitteleuropäischen Staaten ist nicht neu. Sie hat schon lange vor Ausbruch des Krieges die Geister beschäftigt. Es ist aber natürlich, daß diese Idee im Verlaufe des Krieges mit erneuerter Kraft sich wieder an die Oberfläche gerungen hat, zum Teil als Ausfluß unserer Waffenbrüderschaft mit Deutschland, zum Teil aber auch als Verteidi» gungsmittel gegen den von seiten der Ententemächte schon jetzt empfundenen, für die Zukunft in noch weit erhöhtem Maße in Aussicht stehenden wirtschaftlichen Kampf.

Aber auch abgesehen hiervon, muß die Idee eines tunlichst raschen wirtschaft» lichen Zusammenschlusses der mitteleuropäischen Mächte auf die Geister eine un» gemein große Anziehungskraft ausüben, denn es handelt sich um die vollkommene wirtschaftliche Vereinigung von 120 Millionen Menschen, einer Ziffer, die sich nach dem Kriege zweifellos noch bedeutend erhöhen wird. Es handelt sich um die Schaffung eines freien Verkehrs auf ungeheuren Gebieten, die über die mannig» faltigsten Vorbedingungen der wirtschaftlichen Produktion, über mächtige Wasser-straßen und auch heute schon über Eisenbahnlinien in der Ausdehnung von mehr als 100 000 Kilometer verfügen.

Welche Richtung die internationale Handelspolitik der feindlichen Staaten nach dem Kriege nehmen wird, das kann heute niemand voraus sagen.

Möglich, daß die Verbandmächte durch den Haß, der sie alle gegen uns erfüllt, sich wie in der allgemeinen Politik, so auch auf wirtschaftspolitischem Gebiete in eine ihren eigenen Interessen zuwiderlaufende Richtung werden hinreißen lassen, was einen gegen uns gerichteten, unnatürlichen wirtschaftspolitischen Bund zur Folge haben würde. Möglich auch, daß nach dem Kriege nicht allein in Rußland und Frankreich, sondern auch in England die Notwendigkeit der höchstmöglichen Steigerung der Staatseinnahmen der Tendenz der handelspolitischen Absperrung durch hohe Schutzzölle zum Durchbruch verhelfen wird. Zwar lassen sich auch heute schon Stimmen im englischen Parlament vernehmen, die davor warnen, die wirt» schaftspolitischen Interessen des Landes den politischen Zielen zu opfern, und die auf die schwierige Lage hinweisen, in die England den eigenen Kolonien gegenüber geraten müßte, wenn es in Wirtschaftsfragen sich zugunsten seiner politischen Bundesgenossen binden würde.

Es finden sich in England sogar Männer, die den Mut aufbringen, einen Zollkrieg mit Deutschland als eine große Gefahr zu bezeichnen und schon jetzt zu

verkünden, daß auf dem Wege, den die führenden britischen Staatsmänner jetzt beschreiten, ein guter Friede kaum zustande kommen werde, da das Absperrungs» system in einer Zeit, in der man auf die Freiheit der Ausfuhr und auf den freien Wettbewerb auf den ausländischen Märkten am meisten angewiesen sein werde, für England nur gefahrbringend sein könnte.

Auch Rußland wird mit dem Umstande rechnen müssen, daß es nach dem Kriege abermals genötigt sein wird, einen erheblichen Teil seiner Rohprodukt« nach wie vor in Deutschland und unserer Monarchie zu verwerten. Endlich er» leidet es keinen Zweifel, daß früher oder später auch Italien und Frankreich zu der Erkenntnis der wirtschaftspolitischen Lehren ihres im Bunde mit England geführten Kampfes gelangen werden.

Wie dem auch sei, als wahrscheinlich kann es gelten, daß die Wirtschafts» politik der Ententemächte uns und dem Deutschen Reiche gegenüber eine Zeitlang durch den von den führenden Politikern dieser Länder ausgehenden Haß beherrscht sein wird, und daraus erwächst uns die Pflicht, die wirksamsten Mittel und Wege zur Wahrnehmung unserer Interessen zu suchen. Daß Deutschland und Österreich» Ungarn den drohenden wirtschaftspolitischen Anträgen gegenüber sich nur wirksam wappnen können, indem sie den auf den Schlachtfeldern bewährten Zusammen» schluß nach dem Kriege auch auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete betätigen, ist jeglichem Zweifel entrückt.

Bei uns sowohl wie in Deutschland sind bisher die mannigfachsten Formeln der wirtschaftlichen Annäherung erörtert worden. Im nachstehenden sollen bloß jene beiden Systeme besprochen werden, die bisher in der öffentlichen Meinung und auch in den Fachkreisen am eingehendsten diskutiert worden sind: die Zollunion und das System der Vorzugszölle.

Theoretisch würde zweifellos die durch keinerlei Zwischenzoll»Linie gestörte Zollunion Deutschlands, Ungarns und Österreichs als die idealste Form der Kräfte» konzentration erscheinen; bei dieser Form würden die beiden Staaten der Monarchie mit Deutschland ein durch eine einheitliche Zollgrenze umschlossenes und anderen gegenüber mit einheitlichem Willen ausgestattetes Ganzes bilden. In Anbetracht des wirtschaftlichen Charakters der zu vereinigenden Gebiete, nament» lich der überwiegenden landwirtschaftlichen Entwicklung Ungarns und der in erster Reihe industriellen Entwicklung Deutschlands scheinen diese Gebiete auf den ersten Anblick sich in der Tat harmonisch zu ergänzen.

Zwar verwertet Deutschland den überwiegenden Teil seines Erportüber- schusses an Industrieprodukten nicht in unserer Monarchie, sondern in anderen Staaten; auch hat die deutsche Landwirtschaft eine Entwicklungsstufe erreicht, daß Deutschland in viel geringerem Maße als früher auf Import angewiesen ist, während auf anderer Seite die Verbrauchsfähigkeit unserer Monarchie in einem Maße gestiegen ist, daß wir bei einer schwachen Mittelernte nur noch kaum unseren

eigenen Bedarf zu decken vermögen, woraus folgt, daß die wechselseitige Ergänzung lange nicht mehr so erheblich ist, wie noch vor einigen Iahrzehnten.

Dennoch wäre es verfehlt, die Bedeutung einer möglichst starken Ausdehnung des Zollgebietes zu unterschätzen. Sicherlich wird Deutschland nach dem Kriege, wenigstens für einige Zeit, einen Teil seiner Auslandsmärkte verlieren und sich freuen, wenn es einen ausgiebigeren Teil seiner aus anderen Ländern verdrängten Industrieerzeugnisse bei uns wird unterbringen können. Und was unsere Rohprodukte betrifft, so ist es zweifellos, daß je größer das uns zur Verfügung stehende Verbrauchsgebiet ist, ihre Verwertung unter desto günstigeren Bedingungen sich wird bewerkstelligen lassen. Die Frage ist also bloß, ob für die praktische Verwirk» lichung der aus politischem wie aus wirtschaftlichem Gesichtspunkte in gleicher Weise vorteilhaften Zollunion die Möglichkeiten gegeben sind.

Wenn wir auch nur einigermaßen in die Einzelheiten eindringen, so werden wir finden, daß in allen drei Staaten die Interessen der einzelnen Produktions» gruppen im Falle einer Zollunion in unvermeidliche Kollision miteinander geraten würden.

Die hochentwickelte deutsche Landwirtschaft wäre nämlich ebenso wenig geneigt, die eigene Getreideproduktion und Viehzucht vom Zollschutz zu entblößen, wie die österreichischen oder ungarischen Agrarier. Die Zollunion aber schließt nicht bloß die Zwischenzölle aus, sondern erfordert auch, daß der freie Viehverkehr durch Veterinärmaßregeln nicht beschränkt werde. Demgegenüber würden die Interessen der ungarischen Land» und Forstwirtschaft, sowie der ungarischen Viehzucht die völlige Verkehrsfreiheit erheischen, die allein die Verwertung ihres Produktionsüberschusses auf dem deutschen Verbrauchsgebiete zu gewährleisten vermag.

Ferner erhebt die österreichische und ungarische Fabrikindustrie Einsprache dagegen, daß das einheitliche Zollgebiet durch die Erzeugnisse der höher entwickelten deutschen Industrie zollfrei überflutet werde. Die intensivere Entwickelung der ungarischen Landwirtschaft würde eine möglichst starke Einfuhr der wohlfeilen landwirtschaftlichen Maschinen erfordern, dies jedoch verstößt gegen die Interessen der ungarischen Maschinenindustrie.

Diese aufs Geratewohl herausgerissenen Beispiele kennzeichnen zur Genüge die vorhandenen Gegensätze. Allerdings halten die Argumente, die einzelne Produzentengruppen zur Unterstützung ihrer Sonderinteressen geltend machen, der ernsten Kritik nicht immer stand, und unfraglich ist sowohl in Deutschland wie bei uns und in Österreich in vielen Fällen der bisher genossene oder für die Zukunft geforderte Zollschutz im allgemeinen unbegründet oder zum mindesten übertrieben. Vielleicht ist auch die Auffassung nicht unberechtigt, daß neben den Interessen der Produzenten auch diejenigen der Konsumenten nicht ganz außer acht gelassen werden dürfen, welch letztere die tunlichste Verkehrsfreiheit heischen, die allein den

billigsten Bezug der besten Waren zu sichern vermag. Sicherlich wird einmal die
Zeit kommen, in der auch das Interesse des Verbrauchers sich kräftiger als bisher
wird zur Geltung bringen können; bei der heutigen Struktur der Staaten und der
gegenwärtigen sozialen Gliederung jedoch wird in Deutschland sowohl wie bei
uns der Schut z der Interessen der Produktion einstweilen maßgebend in der Rich»
tung der Zollpolitik bleiben; und da der Schutz der Produzenteninteressen ohne
Schutzzölle nicht erreichbar ist, kann vorerst die Idee der mitteleuropäischen Zoll»
union nicht auf Verwirklichung rechnen.

Hierzu kommt noch, daß dieser Idee unüberwindliche Hindernisse auch anderer,
und zwar politischer Natur, entgegenwirken. Es gehört zum Wesen der Zollunion,
daß die in ihr vereinigten Gebiete wirtschaftlich ein Ganzes bilden und deren
Willen in zollpolitischer Hinsicht nicht allein nach innen, sondern auch nach außen
sich einheitlich offenbart. In der Zollunion muß daher nicht allein die Zollpolitik,
sondern auch die Zollgesetzgebung und die ganze Zollverwaltung einheitlich sein.
Nun ist es ja allgemein bekannt, wie groß die Schwierigkeiten sind, die diese Auf»
gabe selbst im einheitlichen österreichisch»ungarischen Zollgebiete, also in zwei
Staaten, die auch durch zahlreiche andere Bande miteinander verknüpft sind, im
Gefolge hat, und wie kompliziert und schwerfällig der Apparat ist, der dabei die
Arbeit zu verrichten hat. Auf welche Art ein dritter, unabhängiger Staat, das
Deutsche Reich, ohne empfindliche Schädigung unserer staatsrechtlichen Einrich»
tungen und unserer staatsrechtlichen Souveränität in diese Organisation ein»
bezogen werden könnte, läßt sich nur sehr schwer vorstellen.

Durch ihren gesetzlichen Zusammenhang mit der Bedeckung der gemeinsamen
Ausgaben beanspruchen bei uns die Zolleinnahmen eine besondere Aufmerksamkeit.
Diese gemeinsamen Zolleinnahmen, die in den jüngsten Iahren den gemeinsamen
Bedarf bis zu einer Höhe von 36 bis 40 Prozent deckten, würden im Falle einer
Zollunion eine wesentliche Abnahme erfahren, was zur Folge hätte, daß der durch
die beiden Staaten nach dem Quotenschlüssel' zu bedeckende Teil der gemeinsamen
Ausgaben eine erhebliche Steigerung der bisherigen Lasten bedeuten würde, dies
hinwieder würde die Verhandlungen, die von Zelt zu Zeit zur Feststellung der Quote
geführt werden müssen, wesentlich erschweren.

Im Falle der Zollnnion kann auch die Verkehrspolitik nicht der selbständigen
Verfügung der einzelnen Staaten anheimgestellt bleiben, da es sonst geschehen
könnte, daß ein Staat oder der andere durch seine Eisenbahn» oder Schiffahrttarife
die Ziele der gemeinsam vereinbarten Zollpolitik vereitelt. Die Staaten der Zoll»
union müßten daher auf ihr selbständiges Verfügungsrecht betreffend die Eisen-
bahn» und Schiffahrttarife verzichten, Wenigstens in dem Maße, als dies durch
die gemeinsame Zoll» und Handelspolitik geboten erscheint.

Endlich können auch die Schwierigkeiten nicht unberücksichtigt bleiben, dle
sich aus der Verschiedenheit der Organisation der beiden Notenbanken und in den

beiden Währungssystemen ergeben und die im Falle der Zollunion gleichfalls in
Einklang gebracht werden müßten; namentlich würde sich die Notwendigkeit er»
geben, die oberste Leitung der Notenbanken hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte
der richtigen Abwicklung der Auslandszahlungen in einer Hand zu konzentrieren.
Schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, daß die Errichtung einer Zoll»
union, wie schön und wünschenswert die Idee theoretisch auch erscheinen mag,
unter den gegebenen Umständen große Gefahren für die einzelnen Produktions-
gruppen in Deutschland sowohl wie bei uns in sich schließt; die Heraufbeschwörnn«,
dieser Gefahren, mag sie auch im besten Glauben erfolgt sein, würde auch in poli»
tischer Hinsicht das Gegenteil jener Wirkung herbeiführen, die durch den Gedanken
der Zollunion angestrebt wurde, überdies mutet dieser Gedanke den Staaten, in»
dem er ihnen einen Verzicht auf einen bedeutenden Teil ihrer Souveränität zu'
gunsten der Gemeinsamkeit auferlegte, unerfüllbare Opfer zu. Abgesehen davon,
daß die wirtschaftlichen Übergangsschwierigkeiten in erster Reihe Ungarn als den
schwächsten Teil am schwersten treffen würden, dürfen wir im Hinblick auf die
spezifische staatsrechtliche Struktur unserer Monarchie auch die Gefahr nicht außer
acht lassen, die im Falle einer Zollunion durch die unerläßliche Störung des durch
den Gesetzartikel XII: 1867. geschaffenen Gleichgewichtszustandes entstehen kann.
Wird aus dem Fundament unseres staatsrechtlichen Organismus auch nur ein
einziger Grundstein entfernt, so können Sprünge im Gebäude entstehen, deren
Tragweite sich nicht im voraus übersehen läßt.

Die Erkenntnis, daß die Zollunion auf unüberwindliche Hindernisse stößt, hat
die Idee in den Vordergrund gerückt, den wirtschaftlichen Zusammenschluß auf
Grundlage des Systems der Vorzugszölle zu verwirklichen. Die konsequente Durch»
führung des Systems der Vorzugszölle wäre jedoch gleichbedeutend mit der Außer-
kraftsetzung der die europäische Zollpolitik bisher beherrschenden Meistbegünsti»
gungbestimmungen, denn im Falle eines solchen Vertrages wären unsere Monarchie
und Deutschland bemüßigt, die einander wechselseitig zugestandenen Vorzugszölle
anderen Staaten zu verweigern.

Die erste Frage, die hier sich aufwirft, ist die, ob ein solches System im inter»
nationalen Handel den so sehr notwendigen Friedenszustand herbeiführen würde.
Der Krieg wird auf wirtschaftlichen Gebieten zweifellos viele Veränderungen
im Gefolge haben. Belehrt durch die Erfahrungen des Krieges, werden England
und Frankreich versuchen, diejenigen Industrien in ihren Gebieten einzubürgern,
deren Erzeugnisse sie bisher ausschließlich aus Deutschland bezogen haben. Diese
Bestrebungen werden jedoch erst nach Iahren Erfolg haben können.

Dennoch werden auch nach dem Kriege die geographische Lage der Staaten,
die wirtschaftlichen Interessen und Bedürfnisse der Völker, die allgemein gültigen

Gesetze des Wirtschaftslebens ihre Geltung erzwingen. Die Gefühle des Hasses oder der Freundschaft sind nicht wirtschaftliche Faktoren. Mögen unsere Feinde sich noch so sehr bemühen, die beiden Zentralmächte wirtschaftlich zu lähmen und vom Weltverkehr abzuschnüren, die Wirklichkeiten werden immer stärker sein als flüchtige Gefühlswallungen, und nach Friedensschluß wird früher oder später die Zeit kommen, in der die stärkste Triebfeder der wirtschaftlichen Arbeit wieder das materielle Interesse und die nüchterne Berechnung sein werden.

Darum dürfen wir unsere Handelsbeziehungen nicht in einer Weise gestalten, daß sie das friedliche Zusammenleben mit unseren heutigen Gegnern schon vorweg ausschließen und den Keim neuerer Völkerkonflikte in sich tragen. Seit Iahr» zehnten ist die Wirtschaftspolitik Europas auf den Gedanken der Meistbegünstigung aufgebaut. Ist es nun denkbar, daß die Staaten, die den Krieg entfesselt haben, um mehr zu erreichen, sich in wirtschaftspolitischer Hinsicht dareinfinden werden, ungünstiger als vor dem Kriege behandelt zu werden?

An dieser Lage würde auch nichts geändert werden, wenn, was zu erhoffen ist, wir im Friedensschluß in der Lage sind, unseren bezwungenen Feinden unseren Willen aufzuerlegen. Befriedigen die Friedensvereinbarungen nicht beide Par» teien, so wird alles Streben unserer Gegner während der Vertragsdauer auf das Abschütteln des Unerträglichen gerichtet sein, dies aber würde naturgemäß zu an- dauernden Reibungen und im Endergebnis zum Zollkriege führen.

Es scheint, daß auch die Fürsprecher der Vorzugszölle das Gefühl haben, die Meistbegünstigungsklausel werde auch in Zukunft sich nicht ausmerzen lassen; nach ihrem Plane würden also Deutschland und unsere Monarchie dritten Staaten die Meistbegünstigung unter der Bedingung der Gegenseitigkeit zwar nicht verweigern, doch würden sie die im gegenseitigen Verkehr einander zugestandenen besonderen Zollbegünstigungen dritten Staaten nicht einräumen.

Auch für eine derartige Regelung der Frage findet sich ein Beispiel in der Geschichte des Zollwesens. Ein solches ist das Verhältnis zwischen Schweden und Norwegen, zwischen Spanien und Portugal, sowie zwischen Portugal und Bra» silien. Die Staaten, zwischen denen ein solches Verhältnis besteht, gehen auch mit dritten Staaten Meistbegünstigungsverträge ein, doch werden von ihnen die Sonderbegünstigungen, die sie sich gegenseitig gewähren, den meistbegünstigten dritten Staaten nicht eingeräumt.

Nun besteht auch in Deutschland eine Strömung für ein solches Verhältnis mit der österreichisch-ungarischen Monarchie und allenfalls noch mit Staaten, die sich dem Zollbündnis der Zentralmächte anschließen würden. Es würde mithin eine Meistbegünstigung erster und eine solche zweiter Güte geben. Vielleicht würden kleinere Staaten sich eine solche Gliederung gefallen lassen, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß weder Frankreich noch England sich bereit finden würden, auf eine solche Behandlung von unserer Seite einzugehen. Und da wir wissen,

daß auch unsere Feinde sich mit der Idee tragen, untereinander ein solches Vorzugs»
system zu schaffen, aus dem sie uns ausschließen würden, so würden wir durch die
Einführung der gestaffelten Meistbegünstigung nur das Vorgehen unserer Feinde
rechtfertigen und die Wiederherstellung der normalen Beziehungen im inter»
nationalen Wirtschaftsverkehr künstlich erschweren.
Aber selbst wenn die Zentralmächte bereit wären, im Interesse des politischen
Ziels sich durch Inaugurierung einer erklusiv gerichteten Zollpolitik den Wechsel»
fällen eines langwierigen und umfangreichen Zollkrieges auszusetzen, will vor allen
Dingen die Frage entschieden werden, ob unsere Monarchie und Deutschland über»
haupt in der Lage sind, einander durch Vorzugszölle Begünstigungen zu gewähren,
die das volle Äquivalent der beiderseits zu bringenden Opfer bieten würden, ob sie
in der Lage wären, einander wirtschaftlich derart zu ergänzen, daß sie auf den Wirt»
schaftsverkehr mit den Ententestaaten ganz zu verzichten vermöchten.
In dieser Hinsicht hat Alerander v. Matlekovits in seinem interessanten Vor»
trage, der im „Pester Lloyd" am 25. Februar l. I. veröffentlicht wurde, ein außer-
ordentlich aufschlußreiches Datenmaterial zusammengetragen.
Die Wirtschaftslage und besonders die industrielle Entwicklung unserer
Monarchie und noch mehr des Deutschen Reiches sind heute solcher Natur, daß sie
auf riesenhaften Erport hinanarbeiten müssen. Österreich»Ungarn hat im Iahre
1913 Waren im Betrage von 2987 Millionen Kronen ausgeführt. Der Erport
Deutschlands repräsentierte im selben Iahre einen Betrag von 10 096 Millionen
Mark. Der gegenseitige Verkehr der beiden Zollgebiete ist schon heute sehr
bedeutend. Die nach dem Deutschen Reiche gerichtete Ausfuhr unserer Monarchie
betragt nicht weniger als 1142 Millionen Kronen; — die aus Deutschland impor»
tierten Waren repräsentieren einen Wert von 1366 Millionen Kronen.
Von der Ausfuhr der österreichisch-ungarischen Monarchie gehen daher schon
heute 40,1 Prozent nach Deutschland; nahe an 60 Prozent müssen wir aber nach
anderen Ländern erportieren. Von dem gesamten deutschen Erport (10 096 Millio»
nen Mark) entfallen auf Österreich»Ungarn bloß 10,9 Prozent; es erübrigen daher
noch immer 9 Zehntel, für deren Unterbringung in anderen Staaten gesorgt
werden muß.
Wir sehen weiters, daß von der nach dem Deutschen Reiche gerichteten Aus»
fuhr unserer Monarchie vom Gesamtbetrage von 1142 Millionen Kronen nicht
weniger als 701 Millionen Kronen, oder 61,3 Prozent auf Erzeugnisse der Ur»
produktion entfallen, und daß die österreichischen und ungarischen Industrieartikel
nicht in Deutschland, sondern in anderen Staaten ihren Haupterportmarkt besitzen.
Die hervorragendsten industriellen Erportartikel unserer Monarchie sind:
Zucker, Baumwollwaren, Schafwoll» und Lederwaren, sowie die Erzeugnisse der
Glas», Eisen» und Metallindustrie.

So war die Gesamtausfuhr im Iahre 1913:
Millionen
nach
Kronen
Deutschland
in Zucker 297,3
—
Prozent
„ Baumwollwaren 142,5
6,9
"
„ Eisen und Eisenwaren 104,3
12,6
"
„ Schafwollwaren 85,3
13,7
"
„ Glas und Glaswaren 86,7
16,7
"
„ Lederwaren 65,2
22,5
"
„ Metall und Metallwaren 60,4
23,0
"
In all diesen Industriezweigen besitzt das Deutsche Reich mächtige Industrie-
anlagen, die nicht nur den inneren Markt versorgen, sondern auf einen bedeuten»
den Erport angewiesen sind. Vorzugszölle würden hier keine wesentliche
Änderung hervorrufen.

Für Deutschland bestehen diese Gesichtspunkte in noch erhöhtem Maße. Wir
haben oben gesehen, daß die jährliche Ausfuhr Deutschlands einen Wert von
10 096 Millionen Mark repräsentiert. Von diesem großen Betrag entfallen auf
Österreich»Ungarn bloß 10,9 Prozent, während auf Großbritannien (mit den
Kolonien usw.) 18,1 Prozent, auf Rußland 8,7 Prozent, auf Frankreich 7,8 Prozent,
auf die Vereinigten Staaten von Amerika 7,1 Prozent, auf Italien 3,9 Prozent
usw. entfallen.

Bei seiner riesenhaften Ausfuhr befindet sich jedoch Deutschland mit seinen
auf uns entfallenden 10,9 Prozent auch jetzt schon in solchem Übergewicht, daß
es nur noch unerhebliche Teile seines Erportes auf dem österreichisch und
ungarischen Markte unterzubringen imstande wäre.

Um uns nur auf die wichtigsten Artikel zu beschränken, war die Einfuhr in
die österreichisch-unaarische Monarchie:
Millionen
hiervon
kame n aus
Kronen
Deutschland
in Baumwollwaren
52,0
31 «
Prozent
„ Schafwollwaren
42,3
38
"
„ Schafwollgarn
48,5

43

„
, Leder
75,5
44

„
„ Roheisen
32,5
57

„
„ Holzwaren
40,2
61

„
„ Fuhrwerke
22,9
66

„
„ Maschinen
122,9
72

,.
„ Lederwaren
37,3
74

„
„ Eisenwaren
55,1
83

„
„ elektrische Maschinen
35,0
91

„
„ Musikinstrumente
6,2
94

„
299

Diese Daten beweisen zur Genüge, daß in der Einfuhr unserer Monarchie Deutschland schon heute eine dominierende Stellung einnimmt.

Allein gesetzt den Fall, daß Deutschland für die österreichischen und ungarischen Märkte die vom Auslande eingeführten sämtlichen Halbfabrikaten und Fertigwaren selbst liefern würde, das heißt, daß der ausländische Import, der sich nach den Daten des Iahres 1913, auf 1429 Millionen Mark belief, samt und sonders auf Deutschland Aberginge, würde dies von dem deutschen Erport an Halb» fabrikaten und Fertigwaren im Werte von 8569 Millionen Mark auch dann bloß 16,6 Prozent ausmachen, und so würde die deutsche Industrie auch in diesem un» wahrscheinlichen Falle noch bis zu 83 Prozent auf die Märkte anderer Staaten an» gewiesen bleiben.

Die folgenden Daten zeigen, daß trotz der starken Einfuhr nur ein verhältnis» mäßig geringer Teil der aus Deutschland erportierten Artikel bei uns abgesetzt werden kann.

Deutschland hat im Iahre 1913 ausgeführt:

	zusammen Millionen Kronen	nllch Osterrnch»Un8<lin
in Leder	243,1	17,2 Prozent
„ Schafwollgarn	91,3	15,5 „
„ Lederwaren	114,2	13,9 „
„ Maschinen	680,3	12,2 „
„ Holzwaren	540,9	12,2 „
„ Baumwollgarne	62,1	12^l „
„ Metall und Metallwaren	566,9	11,5 „
„ chemische Artikel	956,1	8,2 „
„ Glas und Glaswaren	146,1	8,2 „
., Kautschukwaren	128,2	7,8 „
„ elektrische Apparate		

290,2
7,5
„
., Papier und Papierwaren
262,7
7,4
.,
. Fuhrwerke
160,5
6,6
„
, Seidenwaren
199,6
6,0
„
„ Eisen und Eisenwaren
1386,2
5,4
„
„ Baumwollwaren
446,3
3,7
„
„ Schafwollwaren
270,8
3,4
^
,, Zucker
256,6
1,0
„

Nun wird ja wahrscheinlich der Weltkrieg hinsichtlich der geographischen Grenzen der Staaten wesentliche Verschiebungen zur Folge haben und die Zentral» mächte werden an Gebiet um Hunderttausende von Kilometern, an Bevölkerung um Millionen von Seelen zunehmen. Aber auch diese Änderung wird keinen Wandel darin schaffen, daß die Produktion der beiden Zentralmächte schon jetzt

groß genug ist, um die Ausfuhr ihrer Erportüberschüsse auf den Weltmarkt unent» behrlich zu machen; ferner, daß ihre gegenseitige Einfuhr bereits einen Grad er» reicht hat, der auch durch Vorzugszölle nur noch ganz unbedeutend gesteigert werden könnte, und daß in dieser Hinsicht jede Übertreibung zur schweren Schädigung der eigenen landwirtschaftlichen oder industriellen Produktion führen und mithin der Fortsetzung des engen politischen Zusammenlebens durchaus nicht dienlich sein würde. Hierzu kommt noch, daß, während einerseits unsere Monarchie und Deutsch» land einander auch in der Vorzugsbehandlung keine wesentlicheren Vorteile ein- räumen könnten, andererseits der Ausschluß dritter Staaten aus dieser Vorzugs» behandlung unsere heutigen Feinde auch nach dem Kriege zu dauernder Gegner» schaft stimmen würde. Daß dies weder wünschenswert ist, noch unbedingt der Fall sein muß, liegt auf der Hand. Niemand darf daran zweifeln, daß Rußland, Frankreich und Italien, wenn sie erst aus der ihnen von England auferlegten Hyp» nose erwachen, auf Grund der gewonnenen bitteren Erfahrungen wieder zur Er» kenntnis ihrer wirklichen politischen und wirtschaftlichen Interessen gelangen und dann die durch die Gesetze des Wirtschaftslebens vorgezeichneten natürlichen Bahnen nicht mehr durch künstliche Hindernisse verrammeln werden.

Wenn wir unseren Gegnern nicht auf das Gebiet der Drohung mit wirtschaft» lichen Retorsionen folgen, so ist dies nach dem Geschehenen keineswegs als ein Zeichen unserer Schwäche oder unseres Zurückweichens zu betrachten. Hat doch der Kriegsverlauf sattsam bewiesen, daß die Zentralmächte den Willen und die Kraft haben, ihre Interessen auch gegen die mächtigsten Angriffe zu verteidigen. Wenn wir daher mitten in dem die ruhige Erwägung ungemein erschwerenden Wirbel des Weltkrieges und ungeachtet der mächtigen Siege, die wir errungen haben, unseren Gegnern in Erinnerung bringen, daß die Menschheit auch noch höhere und edlere Aufgaben als die Fortsetzung des Krieges hat, so wird darin alle Welt nur eine Offenbarung der politischen Weisheit und einer selbstbewußten Kraft erblicken dürfen, die sich nicht aus der Fassung bringen läßt, weil sie sich klar darüber ist, daß auch ihre Gegner nicht ungestraft die durch den Weltverkehr vorgeschriebenen, vielhundertjährigen Bahnen meiden können, und sie im Gefühl ihrer reichlich dokumentierten Macht ohne jede Schmälerung ihres Prestige auf die Art und Weise hinweisen werden, wie die durch den Krieg der Menschheit bei» gebrachten Wunden geheilt werden können.

Das Verhältnis zwischen unserer Monarchie und Deutschland, das zum Zwecke der Sicherung des Friedens geschaffen wurde und den Völkern Europas die Segnungen des Friedens auch wirklich Iahrzehnte hindurch gewährleistet hat, hat sich auch im Kriege glänzend bewährt. Gleichzeitig hat es aber auch eine Wandlung durchgemacht. Es ist heute mehr als ein bloß politisches Bündnis, das auf der schwankenden Grundlage des mehr oder weniger richtigen Wirkens der Diplomatie beruht; ein unzerreißbares, in den Herzenstiefen der Völker ver»

ankertes Band ist es geworden, eine bewußte Schicksalsgemeinschaft zweier Mächte, die füreinander ihr Leben auf's Spiel gesetzt und einander das Leben gerettet haben. Die Kraft und die Innigkeit eines solchen Verhältnisses ist unabhängig da» von, ob wir es mit überflüssigen oder vollends hemmenden Äußerlichkeiten schmücken.

Wenn wir daher die scheinbar engsten Formen des wirtschaftlichen Zusammen» schlusses nicht anwenden, so bedeutet dies noch lange nicht, daß wir auf die wirt- schaftliche Annäherung, auf die Gegenseitigkeit aller erdenklichen wirtschaftlichen Unterstützung verzichten. Im Gegenteil, wenn wir nicht Augenblickserfolge, son» dern dauernde Ergebnisse erreichen wollen, müssen wir die Herstellung eines Ver» hiiltnisses anstreben, das zwischen den beiden Zentralmächten die Reibungsflächen auf das allergeringste Maß reduziert; und da weder die Zollunion, noch das System der Vorzugszölle die geeignete Grundlage für ein solches Verhältnis bieten, wird sich schwerlich ein anderer Lösungsmodus finden, als bei einem Tarifvertrage zu bleiben, der die Anwendung der Meistbegünstigungsklausel ermöglicht.

Es versteht sich von selbst, daß dabei sehr bedeutende tariftechnische Ver» besserungen und Erleichterungen in der gegenseitigen Zollbehandlung möglich sind und daß zwei Großmächte, deren geographische Grenzen sich auf einer so lang» gestreckten Linie berühren, sich gegenseitig zahlreiche handels» und verkehrspolitische Vorteile bieten können. Endlich sei auch auf die wertvollen Dienste hingewiesen, die zwei innig verbündete Mächte einander in Zollverhandlungen mit dritten Staaten, sowie durch die Abgrenzung und genaue Respektierung der Interessen» sphären auf Auslandsmärkten zu leisten vermögen.

Und hier können wir auch zum Schlusse unserer Erörterungen gelangen. Die Gestaltung unserer Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland hängt vielfach von dem Ergebnis der jetzt zwischen den beiden Staaten unserer Monarchie in bezug auf die Regelung ihrer künftigen wirtschaftspolitischen Beziehungen gepflogenen Verhandlungen ab. Die Untersuchung dieser Frage würde jedoch auf das Gebiet der aktuellen Politik führen, und ein Abschwenken auf dieses Gebiet wäre gegen» würtig nicht zeitgemäß.

Es ist uns vielleicht der Nachweis gelungen, daß, wer eine Realpolitik machen will, die handgreiflichen Tatsachen nicht ignorieren darf, und wer sich der vertrag» lichen Zollpolitik nicht verschließen will, weder auf die Inanspruchnahme der Meist» begünstigung verzichten, noch davon andere ausschließen kann.

Dmytro Donzow

Dmytro Donzow:

Zehn Jahre Nationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands.

Am 10. Mai d. I. sind gerade zehn Iahre seit jenem Momente verflossen, als in St. Petersburg im Taurischen Palast zum ersten Male die Vertreter der russischen Völker sich zusammenfanden. An diesem Tage im Iahre 1906 wurde das heutige konstitutionelle Rußland geboren, und zugleich das große russische Nationalitäten» problem, über welches man sich heute in beiden feindlichen Mächtegruppen den Kopf zerbricht. Welchen Weg wird die Entwicklung Rußlands als eines Nationalitätenstaates gehen: Den Weg der allmählich nur passiven, halb eigenwilligen Assimilierung seiner Fremdvölker, welche vor der Revolution so wahrscheinlich schien? Oder den in der Richtung der Föderalisation freier Völker? Oder endlich den Weg unversöhnlicher Kämpfe zweier sich einander ausschließenden Grundsätze, nämlich der Zentralisierung und der Autonomie, den krummen Weg des Krieges, aller gegen alle? So lauteten die Fragen, welche für die Nachbarn des Zaren» «iches und ihre auswärtige Politik nicht ohne Bedeutung waren. Die Antwort auf diese Frage gibt das bisherige Ergebnis der nunmehr zehn Iahre alten Nationalitätenpolitik der russischen Duma.

Die Zeit als die erste Duma einberufen war, war gar nicht danach angetan, nicht nur Nationalitäten», sondern überhaupt irgend welche positive Politik zu treiben. Die Deputierten ließen hinter sich brennende Gutshöfe, stillstehende Fabriken und kamen nach St. Petersburg, nicht um irgendwelcheGesetzgebung aus» zuüben, sondern um an sich erekutive Gewalt zu reißen. Als Organ des revoltie» renden Volkes hatte die Duma nur eine einzige Aufgabe: Niederwerfung der Allein» herrschaft! Damit waren alle Nationalitäten einverstanden und die Losung „6oloi ssaiuoöiergctiaivjo!" — Nieder mit dem Absolutismus — wurde in diesen Flitterwochen des russischen Konstitutionalismus zum gemeinsamen Rufe der Russen, Polen, Ukrainer und anderer Völker. Damals, in jener tollen Zeit, war die politische Freiheit die einzige Panacee gegen alle Absurditäten des russischen Lebens, gegen Analphabetismus, gegen Hunger und Cholera, gegen die Selbstmord» epidemie der Gymnasiasten, gegen Trunksucht und auch gegen die nationale Unterdrückung. So geschah es, daß das Wort „Verfassung" zunächst das nationale Pro» gramm aller unterdrückten Völker Rußlands geworden ist, auch der Russen selbst. Es ergab sich aber bald ein interessantes Hui pro quo bei der Auslegung dieses Losungswortes. Dies Hui pro quo bestand darin, daß die Russen allein durch die Gewährung der „Rechte des Bürgers und des Menschen", die ganze Nationalitätenfrage — etwa wie in den Vereinigten Staaten von Amerika —

lösen wollten. (Man war geneigt, nur etwa für die Polen eine Ausnahme zu machen in der Form einer Autonomie, auch die finnländische Konstitution sollte weiter bestehen.) Dem gegenüber wollten die nichtrussischen Abgeordneten auf die Verkündigung der Bürgerrechte die ganze Kompetenz des Zentralparlamentes viel» leicht auch noch auf die Fragen der auswärtigen Politik, des Kriegs» und Zoll» wesens beschränken. Die eigentliche Regelung der Nationalitätenfrage sollte in jedem Lande seinem autonomen Landtage vorbehalten werden. Die russische Auffassung war leicht zu erklären: Die erste (wie auch die zweite) Duma, insofern ihre russischen Mitglieder in Betracht kommen — es waren ihrer 59 Prozent — war die Vertretung der Bauern und der Arbeiter (ihre relative Zahl übertraf diejenige der Vertreter derselben sozialen Klassen in allen andern Par» lamenten) unter der geistigen Führung der Intelligenz. Die Charakterzüge der Duma waren somit: Der soziale Radikalismus und der politische Liberalismus. Der erste kümmerte sich um die Nationalitätenfrage gar nicht, der zweite sah l» den nationalen Forderungen nur automatische Konsequenzen seiner eigenen Grundsätze: Durch die Freiheit des Wortes wurde logischerweise auch das polnische, ukrainische usw. Wort freigegeben; durch die Freiheit der Presse jene dieser Völker auch befreit und dergl.; endlich durch die Schaffung einer Volks» vertretung waren auch nichtrussische Völker zum Mitregieren im Staate mit ein» bezogen! Das maßgebende Prinzip lautete also damals: Machen wir zunächst ei» konstitutionelles Rußland und alles andere kommt dann von selbst! Deshalb hat die Duma in ihrer Antwort auf die Thronrede kaum an nationale Fragen erinnert, indem sie unter ihren „unaufschiebbaren Aufgaben auch die Lösung der Frage von Befriedigung der schon längst aktuellen Forderungen einzelner Nationalitäten" erwähnte.

Das ironische Amendement des geistlichen Abgeordneten Konzewytsch — „Die Reichsduma wird auch Sorge tragen, daß selbst der Name Rußland verschwindet", — wurde zwar verworfen, aber dafür jede Präzisierung der nationalen „Forde» rungen" in die Antwort nicht einbezogen, es war auch das Wort „Autonomie" sorgfältig vermieden. Denselben Geist zeigte auch die gesetzgebende Tätigkeit der ersten Duma, in bezug auf das nationale Problem, insofern sie überhaupt mit diesem, infolge ihrer kurzen Lebensdauer, sich befassen konnte und wollte. Alle durch die Kadetten (unter allen Parteien konnten und wollten sie allein sich mit der Gesetzgebung befassen) in die erste Duma eingebrachten oder für sie aus» gearbeiteten Gesetzentwürfe — über die Freiheit der Presse, Vereine, das all- gemeine Wahlrecht und dergl. — haben die nationale Frage nur gestreift und nichts vielleicht hat so sehr die Grundsätze charakterisiert, welche der Nationalitäten» politik der Duma leuchten sollten, als der am 15. Mai 1906 von 111 Mit» gliedern eingebrachte Gesetzentwurf über die Gleichberechtigung der Bürger: „Alle in den bestehenden Gesetzen und Verordnungen enthaltene Beschränkungen in den Rechten, die durch Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nationalität oder

Konfession bedingt sind, sind abzuschaffen." AbschaffungderBeschriin»
kungen! — nichts weniger, aber auch nichts mehr. — Das war für das erste
russische Parlament das Öl für die immer drohender sich erhebenden Wellen der
nationalen Unzufriedenheit in Rußland!
Und diese Wellen schlugen tatsächlich sehr hoch. Durch Iahrhunderte nieder»
gedrückt, loderte plötzlich die Flamme des nationalen Selbstbewußtseins hell empor.
Der Taurische Palast bot ein merkwürdiges Schauspiel: Die europäischen Röcke
mischten sich mit der russischen Bauerntracht, das Priestergewand des orthodoren
Popen mit der Sutane des katholischen Priesters. Da sah man auch die polnischen
Kontus ch's und ukrainische S wytk ä's, die Tschalmen der Mohamedaner —
also das ganze Völkergemisch des heiligen Rußlands! 40 Prozent aller Depu-
tierten hatte das nichtrussische Rußland in die Duma hingeschickt. Was wollten
sie? Verschiedenes, jedes Volk, nach der Reife und Entwicklung seiner sozial-
politischen Struktur. Nur in einem fanden sie sich zusammen: Alle wollten nichts
von dem St. Petersburgischen Zentralismus wissen und dachten, naiverweise, daß
ein den siebenten Teil der Erdoberfläche umfassendes Reich sich nicht von einem
Punkte aus regieren läßt. Sie forderten Autonomie ihrer Länder, solche forderten
die Polen, die Litauer, die Ukrainer und die Kaukasier. Am krassesten ist diese
Forderung bei der Beratunug über die Agrarfrage hervorgetreten. Bekannt'
lich stand die erste Duma auf dem Standpunkt, daß alle Staats», Apanage»,
Kirchen» und Privatgroßgrnndbesitz»Güter auf diese oder jene Weise den länder»
hungrigen Bauern überwiesen werden sollen, in der Art, daß von diesen Ländern
ein durch den Staat zu verwaltender Fonds gebildete werden sollte. Dagegen aber
eben protestierten die Vertreter der Grenzgebiete: einige von ihnen waren mit dem
Prinzip der Zwangsenteignung (wie die Ukrainer) einverstanden, andere (wie die
Polen) nicht, alle aber verlangten, daß die Verfügung über den Länderfonds in
den Händen jedes autonomen Landtages und nicht St. Petersburgs sich befände.
Von anderer Gestaltung der Reform fürchteten sie nicht nur eine ungeheure Stär»
kung der zentralen Staatsgewalt, sondern auch die Möglichkeit einer russischen
Kolonisierung in den Grenzgebieten. So sprach z. B. der Vertreter des ukrainischen
Volkes Schemet von der bei diesem trotz 250jähriger Sklaverei noch immer
lebendigen Erinnerung an jenen Raub ukrainischer Ländereien, den die russische
Regierung mit der Annerion der Ukraine unternahm. Diese Erinnerungen veran»
laßten den Abgeordneten, im Namen seiner Wähler zu fordern, nicht nur die
Dezentralisation in der Verwaltung des Länderfonds, sondern auch in der Agrar-
gesetzgebung selbst. Die Duma sollte nur ein Rahmengesetz beschließen — nur die
Richtlinien für die zukünftige Agrarverfassung des Reiches. Der eigentliche Inhalt
dieser Verfassung sollte durch die zu schaffenden Selbstverwaltungkörper jedes
Landes näher bestimmt werden. Das war allgemeiner Wunsch nicht nur der
Ukrainer, sondern auch der Polen, Litauer, ja, was besonders interessant ist, sogar
der nichtdeutschen Vertreter der Ostseeprovinzen! Als äußeres Zeichen der Gemein»

samkeit der Interessen nichtrussischer Völker dem Staate gegenüber war die Bildung eines „Verbandes der Autonomisten" in der Duma, der 120 Mitglieder, Polen, Ukrainer, Litauer, Letten, Muselmanen und Donkosaken zählte. Einige von ihnen waren gleichzeitig Mitglieder anderer Fraktionen, eine Hälfte (63) gehörte nur dem Autonomistenklub an.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wäre es der ersten Duma beschieden gewesen, ihre Gesetzgebungsperiode glücklich zu beenden und die notwendigen demokratischen Reformen durchzuführen, dann hätte auch der große Kampf zwischen dem Zentralismus und Föderalismus ausgefochten werden müssen. So aber hat die schnelle Auflösung der ersten russischen Kammer (20. Iuli 1906) alle russischen Bürger im Kampfe gegen die Alleinherrschaft wieder vereint. Die Verschärfung dieses Kampfes hat auch sehr wesentlich die Wahlen in die zweite Duma beeinflußt: Das Zentrum — Kadetten und gemäßigte Liberale — hatten sich in der neuen Duma zusammengeschmolzen zugunsten der äußersten Linken und Rechten, welch letztere in der ersten Duma eigentlich ganz fehlte. Auch die Nationalitäten waren wesentlich gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen: Die Polen hatten 3? Depu» tierte entsandt, die Ukrainer 40, die Mohammemdaner 31. Im ganzen war das — noch mehr als die erste — die Duma der Sozialisten und „Fremdlinge", die noch leidenschaftlicher ihren Kampf für den reinen Parlamentarismus und gegen den Adel aufgenommen und geführt haben. Der zweite Versuch der Regierung, ihr politisches System auf „die dummen Bauern" zu stützen, mißlang also. Die zweite Duma wurde aufgelöst. Die Folgen dieses Ereignisses waren aber wichtiger, als bei der Auflösung der ersten: Das russische industrielle Bürgertum, der Adel und sogar die Semstwomänner, erschreckt durch den „maßlosen Radikalismus" der städtischen und bäuerlichen Demokratie, scharten sich um die Regierung, was ihr die Kraft gab, den bekannten Staatsstreich vom 16. Iuni 1907 zu wagen, der die gesetzgeberische Gewalt an ganz andere Klassen übertrug, die zwar nicht der Zahl, aber ihrem sozialen Gewicht nach die führende Rolle im Reiche spielten.

Von diesem Zeitpunkte ab datiert auch dieneueAraianderNationalitätenpolitik des konstitutionellen Rußlands. Zwei revo' lutionäre Iahre — 1905 und 1906 — haben mit erschreckender Klarheit den Russen die ganze Tragweite der Demokratisierung des Reiches vor Augen gestellt. Iede — wenn auch noch so kleine — Konzession an die freiheitlichen Prinzipien hat gan z a ut o mati s ch die Erstarkung der politischen Bedeutung der Ratio» nalitäten im Reiche nach sich gezogen. Kaum wurde das berühmte Manifest vom 30. (17.) Oktober 1905 verkündet, als eine ganze Reihe polnischer, ukrainischer usw. Vereine, wirtschaftlicher Organisationen, verschiedener Zeitungen und Bro» schüren entstanden, die als Träger der nationalen Idee in die Masse der „Fremdstämmigen" drangen und sie dem russischen Staate abspenstig zu machen drohten. Die Gefahr wurde gleich erkannt und richtig eingeschätzt. Sie durch Rückkehr zu»

Absolutismus zu bannen, ziemte sich natürlich nicht, denn die wirtschaftliche Ent»
wicklung Rußlands forderte gebieterisch die gründliche Aufräumung mit diesem
System. Da aber den Weg einer konsequenten Demokratie einzuschlagen nichts
anderes geheißen hätte, als, wie gesagt, die politische Bedeutung der Nationa-
litäten im Staate ungemein zu stärken, so entschloß man sich, ein System zu finden,
welches einerseits denrussischenCharakterdes Staates wahrte, anderer-
seits gewissen minimalen Erfordernissen des sozialpolitischen Fortschrittes Rechnung
trug. Dies System war eben dasjenige vom 1 8. Iun i, das System der dritten
und vierten Duma.
Dieses begann sein Wirken mit der Änderung derWahlordnung.
Das Erperiment mit den zwei ersten Dumas hatte gezeigt, daß das demokratische
Rußland nichtrussisch ist und fühlt; daß die unteren Schichten der Grenz-
marken»Bevölkerung noch allzuwenig von dem Geiste des russischen Staatsgedankens
durchdrungen sind, um auf ihnen eine einheitliche, zielbewußte russische
Politik erbauen zu können, und daß diejenigen Elemente in den Grenzmarken,
welche dort die Träger der russischen Staatsidee sind und diese Gebiete mit dem
Reiche verbinden, nur in den oberen Klassen der Grenzländer zu finden sind. Dem-
gemäß wurde auch das Wahlrecht g e an d er t.„DieReichsduma-^
stand im Ukas vom 16. Iuni 1907, — die zur Festigung des russischen Reiches
geschaffen ist, muß auch ihrem Charakter nach russisch sein. Die anderen
Völkerschaften, die zu unserem Reiche gehören, sollen in der Reichsduma Vertreter
ihrer Bedürfnisse haben, aber sie sollen und werden nicht in einer Zahl erscheinen,
die ihnen die Möglichkeit gibt, in rein russischen Fragen ausschlaggebend zu sein."
Die ina^n» cdarta vom 30. Oktober wurde also nicht wegradiert, sie wurde aber
mit der russischen Farbe übermalt. Dies bestimmte die Nationalitätenpolitik des
konstitutionellen Rußlands auf Iahre hinaus.
Die dritte Duma trat im Herbst 1907 zusammen. Die Zahl der Polen
sank in ihr von 37 auf 14, der Kaukasier von 29 auf 10, Sibirier von 21 auf 14,
Ukrainer von 40 auf 0! Diese Duma war echt russisch: auf 437 Mitglieder gab
es 335 Russen! Echt russisch war sie aber auch in anderer Hinsicht: Durch die
geschickten Neuerungen in der Wahlordnung war die Zahl der bäuerlichen Wahl»
männer auf die Hälfte gesunken (von 2535 auf 1147). Noch mehr ging diese
Zahl für die Arbeiter herunter. Dagegen erhöhte sich die Zahl der Wahlmänner
des Grundbesitzes auf mehr als ein Drittel (von 1165 auf 2044). Die Folge war
eine rapide Verminderung der Kadetten und Sozialisten in der neuen Duma
(54 plus 19). Dagegen erschien dort eine starke Rechte 127 (nachher 179), und
ein starkes Zentrum — Oktobristen (154), denen gegenüber die 115 Mann
starke Linke zur vollen Bedeutungslosigkeit verurteilt war. Was aber besonders
als »iFnum temporw zu betrachten war, war das Erscheinen einer kompakten
Gruppe Nationalisten, die sich auch so nannten, und die zuerst 26, spater
93 Mitglieder zählten. Die „klassenlose" Intelligenz und die Bauern überließen

jetzt in dem Taurischen Palast den Adelsmarschällen, Industriebaronen, den unter
dem Einflusse des „sozialen Schreckens" „bekehrten" Semstwoleuten und dema»
gogisch-nationalistischen Emporkömmlingen der dritten „Herrenduma" ihren Platz.
Das war das Werk Stolnpins, welches unter der unbe»
dingten (der Oktobristen) oderbedingten (der Kadetten) stillschwei»
genden Billigung des um den russischen Charakter des
Staates besorgten russischen Bürgertums vollbracht
wurde. Es darf daher als erster Schritt der neuen Nationalitätenpolitik
des konstitutionellen Rußlands betrachtet werden, welche, wie gesagt, die Demo»
kratisierung des Reiches mit seinem nationaleinheitlichen Charakter zu versöhnen
hatte. Das Mittel dazu war, bei der stufenweisen Milderung des Absolutismus,
alle Fremdstämmigen in dem Genusse der bürgerlichen Freiheiten möglichst einzu-
schränken. Die Revolution — insofern in ihr auch die Sonderforderungen nicht»
russischer Völker zum Ausdruck gelangten — bezeugte den Bankrott des offi»
ziellen, bureaukratischen Nationalismus. Die spontane
Volksbewegung in Polen, der Ukraine, im Kaukasus usw. hat den Beweis
geliefert, daß diesem Volksnationalismus unterdrückter Völker ein
Gegenstück russischerseits entgegengestellt werden muß, um ihn erfolgreich zu be»
kämpfen. Dieses fand man in der Befreiung und Selbstorganisierung der Kräfte
der russischen Gesellschaft selbst, die ihr erlaubten, den gefährlichen
Separatismus der Grenzvölker nicht nur mit der Peitsche und allerlei Verboten,
wie bisher, sondern auch mit den Mitteln moderner Demokratie zu bekriegen —
durch die Presse, durch Vereine, staatliche, private und Selbstverwaltungsorgani»
sationen. Das zweite Kunststück dieses Systems (neben dem Staatsstreich vom
16. Iuni) war das Gesetz über die Landschaften (Semstwo) in sechs
ukrainischen und weißruthenischen Gouvernements, das am 14. März 1911 laut
Paragraph 8? des Staatsgrundgesetzes eingeführt wurde.*) Dieses Gesetz,
welches gegen die zwei stärksten Fremdnationen Rußlands gerichtet war — gegen
die Ukrainer und Polen — führte die bisher dort fehlenden Semstwos in den
Gouvernements Kiew, Wolhynien, Podolien, Minsk, Witebsk, Mohyliw ein, aber
mit starker Bevorzugung des zwischen 4—8 Prozent ausmachenden russischen
Elementes. Die Polen (3,7 Prozent der Bevölkerung) und die Ukrainer und Weiß-
ruthenen, die 14 Millionen von 17V- der ganzen Bevölkerung der sechs Gouverne»
ments ausmachten — wurden in ihren Rechten bedeutend eingeschränkt. — Ob-
wohl den Polen schädlich (das Gesetz schuf gleichzeitig neue für die Polen ungünstige
Bestimmungen für die Wahl der Reichsratsmitglieder in Westrußland) traf das
Gesetz noch mehr die autochthone ukrainische Bevölkerung. Wären die Russen von

*) Die» tat die Regierung, weil der Reichsrat den Gesetzentwurf abgelehnt hat. Da das Gesetz
genau in der Form eingeführt wurde, in welcher es von der Duma genehmigt wurde, darf es —
wenn auch nicht formell — als Akt der legislativen Tätigkeit derVolk 8 vertretnng angesehen
werden.

einer ihnen freundlichen Gesinnung dieser Bevölkerung so fest überzeugt gewesen, wie sie es immer behaupten, dann wäre nichts natürlicher gewesen, als sich zum Kampfe gegen den polnischen Besitzstand in der Ukraine auf die ukrainische Volks» masse zu stützen. Das geschah aber nicht: Das Amendement des bäuerlichen Depu» tierten Haluschtjak, das die Vermehrung der Bauernvertreter in den geplanten Semstwos vorschlug, wurde in der Duma abgelehnt und die 80 bis 90 Prozent der ukrainischen, bezw. weißruthenischen Bevölkerung Westrußlands mußten sich mit einem Drittel der Deputierten in den neuen Semstwos begnügen.*) Eins der bedeutendsten Werke aus der „Epoche der großen Reformen" Aleranders II. wurde also — obwohl in karikierter Form — auch im Westen des Reiches durchgeführt, das einheimische Element wurde aber dadurch nicht gestärkt: im Gegenteil, die Ukraine bedeckte sich mit den bisher dort fehlenden Vorposten des kriege^ rischen russischen Volksnationalismus!

Der 16. Iuni 1907 und 14. März 1911 waren Wegweiser, die die weitere Richtung der russischen Nationalitätenpolitik endgültig bestimmten. Dabei konnte man je später, desto schwieriger unterscheiden, wer der eigentliche Träger und Inspirator dieser Politik war — die Regierung oder die Volksvertretung? Stolypin oder Krupjenskij und Balaschow? Vor 1909 ging Stolypin noch mit den Oktobristen. Zwei Iahre später suchte er schon seine Stütze bei der gemäßigten Rechten und den mit ihr verschmolzenen Nationalisten, die jetzt zusammen über 200 Mitglieder zählten. Ende 1911 beschlossen auch die Oktobristen das Zusammen' gehen mit den Nationalisten, und zwar auf Grund der Nationalitätenpolitik dieser letzteren. Die Regierung hat endlich in der dritten und noch mehr in der vierten Duma, die im November 1912 zusammentraf, ihre odaindr« intrau- vudIe gefunden und konnte ihren Kampf gegen die Grenzmarken unbehindert und energisch weiterführen! Es gilt, die seit 1905 sich ungeheuer schnell ent» wickelnde kulturell»politische Organisierung der Fremdvölker zu hemmen, ins» besondere die Errungenschaften des „tollen Iahres" rückgängig zu machen. Die polnischen Kulturorganisationen waren zerstört, das entstandene private Schulwesen durch allerlei Vorschriften und Verordnungen in seiner Eristenz ernst» lich bedroht worden. Dasselbe geschah in der Ukraine — das nach der Revo» lution entstandene Vereins» und Pressewesen wurde verfolgt, die geringen Ansätze eines eigenen Schulwesens wurden vernichtet. Ähnliches mußten auch Esthen, Litauer und Letten erfahren. Die Gesetzgebung blieb hinter diesen administrativen Maßregeln nicht zurück: Das am 6. Februar 1911 von der Duma angenommene Volksschulgesetz enthielt fast keine Zugeständnisse für die nichtrussischen Nationalitäten. Noch weniger solcher Zugeständnisse hatte die am

*) Wie „Rjetsch" meldete, lag der Grund, der die Reichsratsmitalieder veranlahte. jeder Vermehrung der bäuerlichen Vertretung in der Westukraine entgegenzutreten, darin, da« die Heranziehung der kleinen Grundbesitzer in der Ukraine in die Semstwos diese „zu sehr ukrainisch" machen würde. Diese Gefahr stellte sich für den Reichsrat als besonders wichtig dar.

28. Iuni 1912 in der Duma angenommene Gesetzvorlage, betreffend die lokale Gerichtsbarkeit. Und nur der am 28. Mai 1909 genehmigte Gesetz»
cntwurf, betreffend die Glaubensfreiheit und (am 8. Iuni) betreffend
den Übertritt aus einer Konfession in die andere wies etwas Positives (hauptsächlich für die russischen Altgläubigen) auf. Aber sogar jene ganz kleinen Vorteile, die die von der Duma angenommenen Entwürfe enthalten mochten, blieben fast alle wirkungslos: entweder, weil sie vom Reichsrate annulliert wurden, oder weil das betreffende Gesetz nicht sanktioniert wurde, oder in der Einigungs» kommission (der Mitglieder der Duma und des Reichsrates) begraben blieb, oder endlich durch seine — nicht immer wohlwollende praktische Anwendung durch die von der Duma unabhängige und allmächtige Administration. Das Losungswort der ganzen Gesetzgebung blieb dasselbe wie bei der Einführung der Verfassung von 1907 und der Landschaften im Westgebiete: Die nötigen Reformen durchzu» führen und den nationalen Besitzstand des russischen Volkes (und seiner Kirche) aufrecht zu erhalten.

Auch die loyalen Deutschen wurden nicht verschont und bereits im
Oktober 1910 wurde ein Gesetzentwurf gegen die Ansiedlung von russischen Unter» tanen nichtrussischer Nationalität und nichtrussischen Glaubens in der Westukraine bei der Duma eingebracht, und ungefähr 400 deutsche Familien wurden durch An» kauf ihres Besitzes seitens der Agrarbank von dort verdrängt. Noch schärfer ging es natürlich gegen Finnland los, und seine durch den Februar»Ukas 1899 aufgehobene und am 4. November 1905 wieder hergestellte Verfassung wurde wieder abgeschafft. Das geschah durch viele Gesetze, von denen das wichtigste das am 10. Iuni 1910 von der Duma angenommene und am 30. Iuni durch den Zaren sanktionierte „Gesetz" über den „Erlaß von Finnland betreffenden Gesetzen von allgemeiner Reichsbedeutung" war. Diese „Reform", die jede gesetzgeberische Tätigkeit des finnländischen Landtages illusorisch machte, sollte der Beginn einer vollständigen Inkorporierung des Großfürstentums sein. Im Kaukasus
begann eine „siviöe «?t iinpera" Politik, die einen der unzähligen Stämme
gegen den anderen hetzte und die russische Herrschaft dort sichern sollte. Daß die Lage derIuden während der ganzen Arbeitszeit des russischen Parlaments sich nicht verbessert hat, ist kaum nötig zu erwähnen.

Welches waren die Ergebnisse dieser Politik? Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn auch diese zu engerem Zusammenschluß der Grenzmarken mit dem Reiche nicht viel beitrugen, es ihr doch gelungen ist, eine unheilvolle Verwirrung unter den Nationalitäten hervorzurufen. Einige Völker wurden durch kleine Zugeständ» nisse und Ausspielung gegeneinander für den russischen Staat gewonnen, andere durch schöne Reden der Träger der Idee des „zukünftigen, liberalen Rußlands", an welches man desto fester glaubte, je weniger den Liberalen in dem von Stolypin geschaffenen p « ? » I 6 ß a Ie die Möglichkeit sich bot, in die Staatspolitik tätig einzugreifen und dadurch Farbe zu bekennen; andere wieder wurden durch Anwen»

dung einer „vernünftigen Gewalt" zur Raison und Loyalität gebracht, indem sich
das zynische „dou mut" von Gutschkoff glänzend bewährt hat, daß die „Nagajka
in der Hand eines nicht Besoffenen doch ein nützliches Ding ist"! Und nur in den
letzten Iahren hat sich allmählich die Absage der Nationalitäten an das konstitutiv'
nelle Rußland, an den russischen Staat überhaupt, vollzogen. Maßgebend dabei
waren das Erstarken des Zentralisationsgedankens unter
den russischen Liberalen und das Auftreten des alten
Panslawismus in seiner neuesten Form — des liberalen
Imperialismus. Der Weg, den verschiedene Völker in diesem Prozesse
gingen, war verschieden. Iene, deren höchste Aspirationen — entweder infolge der
Kleinheit ihres Stammes oder ihrer Gemischtheit mit den anderen — sich vor»
wiegend auf das kulturelle Gebiet erstreckten (wie Letten, Litauer, Esthen,
Mohammedaner), machte man anfangs durch die Einräumung des Privat»
und Religions»Unterrichtes in ihrer Muttersprache zahm, besonders aber durch ihre
„Beschiitzung" gegen die anderen (Polen, Deutsche). Die Armenier wurden
durch ihre Begünstigung im wirtschaftlichen Kampfe gegen die „illoyalen" Tataren
und Georgier gewonnen. Den Kunstgriffen der Stolypin'schen Politik konnten
auch die Polen nicht entrinnen. Als Polen standen sie dem russischen
Staate feindlich gegenüber. Als ein Volk, welches in Westrußland eine sozial
bevorzugte Minorität in dem Meere der sie umringenden ukrainischen, weiß»
ruthenischen und litauischen Massen bildete, hatte es gemeinsam mit den
Russen Interesse daran, diese Massen niederzuhalten. Ebenso war es interessiert
an der antisemitischen Politik Rußlands, da die Iuden die Mehrheit in vielen
Städten Polens bildeten. Diese Rücksichten ketteten die Polen an den
russischenStaat. Sie haben gegen das Agrarprogramm der Kadetten und
für das Stolypin's gestimmt. Sie haben den Wyborger Aufruf 1906 nicht mit
unterzeichnet, und wenn sie sich durch das Kurialsystem in den westrussischen Land-
schaften benachteiligt fühlten, so haben sie für dasselbe Kurialsystem bei der Städte»
verwaltung in Polen gestimmt, das sie vor den Iuden schützte. Dies alles hat die
Bekennung der russischen Polen zur russischen Staatsidee „ohne Vorbehalt"
(Dmowski!) verursacht und ihnen eine wichtige Rolle in der neoslawischen Be-
wegung angewiesen. Nicht die letzte Rolle spiette, dabei die seitens vieler —
keineswegs nur liberalen — politischen Kreise Rußlands ausgegebene Parole: —
„Autonomie Polens".
Die Lage derUkrainer war ganz eigentümlich. Sie wurden, — nach der
kurzen Dauer des Völkerfrühlings 1905 — in eine Ausnahmestellung unter allen
anderen entrechteten Völkern gedrängt. „In der Reih« der Rußland zerrüttenden
und für dasselbe fatalen Grenzfragen ist die ukrainische die schrecklichste", — sagte
der russische Nationalist A. Ssavenko am 19. Februar 1914 in der Duma. Die
ganze Weltmachtstellung und Zukunft Rußlands hänge davon ab, ob sich 35 Millio»
nen Ukrainer mit den Russen zu einem einheitlichen Volk je verschmelzen oder eine

selbständige Nation mit eigenen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen
Zielen bilden werden. Die Ukrainer hatten also der Assimilation zu unterliegen!
Hier gab es kein „Aber", kein Bedenken! Deshalb blieb, obwohl die Mutter-
sprache in den unteren Klassen der Volksschulen zugelassen wurde, das Ukrainische
als eine „Mundart" des Russischen von dieser Regel ausgenommen. Deshalb er-
klärte man, obwohl es gestattet wurde, den Katholiken die Religion in der Mutter-
sprache vorzutragen, daß „als die Muttersprache der Ukrainer und Weißruthenen
das Russische anzusehen ist". Deshalb wurde auch in bezug auf die Ukrainer die
Geltung des provisorischen Vereinsgesetzes vom 4. März 1906 durch einen Erlaß
Stolypins annulliert, der den lokalen Behörden für Vereinswesen (im Februar
1910) empfahl, „die Registrierung der anders nationalen (darunter ukrainischen
und jüdischen) Vereine abzulehnen" und dergl. Und sogar dort, wo — wie in
Westrußland oder im Cholmland — die Förderung des einheimischen (ukrainischen)
Elementes gegen die Polen den, anderswo reichlich'angewendeten, Tendenzen der
russischen Nationalitätenpolitik durchaus entsprochen hätte, — hatte man — wie
wir sahen — davon Abstand genommen, um nur nicht die Ukrainer auf irgend-
welche Weise zu stärken. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß diese,
die zugleich auch sozial durch die Russen unterdrückt wurden, sich den revolutio-
nären und oppositionellen russischen Parteien vollkommen anschlossen, um bald
darauf eine dem Staate selbst feindliche Stellung einzunehmen. Das geschah,
wie schon erwähnt wurde, unter dem Einflusse der stark zunehmenden „Nationa-
lisierung" des russischen Liberalismus und der neuen Richtung seiner auswärtigen
Politik, — welche Ursachen die staatsfeindliche Gesinnung übrigens auch
unter anderen Völkern des Zarenreiches ausgelöst haben. Das
konstitutionelle Leben in Rußland — wie kurze Dauer es auch gehabt hatte — hat
nämlich gezeigt, daß der Geist des Zentralismus nicht nur der alten
Bureaukratie innewohnt, sondern auch — und vielleicht in größerem Maße —
den Liberalen aller Schattierungen. Herr Professor Miljukoff hat gewiß
nicht bloß seine Meinung geäußert, als er aus Anlaß der Schewtschenko»Debatten
in der Duma am 19. Februar 1914 sagte: „Ich teile die Bestrebungen der Auto»
nomisten durchaus nicht und würde die Verwirklichung ihres politischen Pro»
gramms für eine Rußland gefährliche und schädliche Sache halten."
Die Liberalen wollten allerdings ein freies, aber auch ein russisches
Rußland. Dort, wo beide Forderungen nicht zu versöhnen waren, hatdieerste,
wie es die gesetzgeberische Praris der dritten und vierten Duma zur Genüge gezeigt,
immer den kürzeren gezogen. Zwar machten die Kadetten und Linken
von Zeit zu Zeit eine Opposition gegen die Mehrheit der Duma — diese wurde
aber in nationalen Angelegenheiten immer träger. Während der ganzen Duma»
tätigkeit ist die Opposition nicht mit irgendwelchem Projekt oder System der
Lösung der nationalen Fragen in Rußland oder nur einer von ihnen aufgetreten.
Sie beschränkte sich auf die Amendements zu den Regierungsgesetzentwürfen oder

des konstitutionellen Rußlands Dmytro Donzow
auf die Interpellationen über die Schließung eines polnischen Vereines oder des Verbots einer ukrainischen Zeitung oder aus Anlaß eines jüdischen oder armenischen Pogroms. Was aber die Fremdvölker besonders abschreckte, war der stets um sich greifende moderne Nationalismus, dessen beste Diener gerade die Liberalen waren und der sein Russifizierungswerk nicht mehr durch Knute, sondern — was viel gefährlicher war! — durch Kooperativen, Banken, Kultur» und politische Vereine zu vollbringen strebte. So geschah es, daß der Glanz des kommenden „freien Rußlands" in den Augen nichtrussischer Völker ziemlich ver» blaßte und sie gezwungen waren, die Rettung ihres Stammes allmählich außer' halb der russischen Staatsgrenzen zu suchen. Desto mehr, da auch die kleinen nationalen Zugeständnisse, die gemacht worden waren, durch die Willkür der Behörde immer illusorischer wurden.

Der plötzlich aufgeblühte russische Volksimperialismus, der Kadetten und manche Sozialisten in einem Lager mit den Nationalisten vereinigt«, und der in der Eroberung fremder Länder und Knechtung fremder Völker sein Ziel sah, riß eine noch liefere Kluft zwischen allen russischen Parteien und den „Fremdlingen", die an die nationale Gleichberechtigung im russischen Staate ernstlich zu zweifeln anfingen: Im Jahre 1907 stellt eine armenische Konferenz in Wien ein separatistisches Programm — eine „kaukasische Republik" — auf; in demselben Iahre legen die Georgier der Friedenskonferenz in Haag ihre Anklageschrift gegen Rußland vor, indem sie auf internationale, durch Ver» träge garantierte Rechte ihres Volkes sich berufen; die separatistischen Bestrebungen unter den Polen leben wieder auf, und Kiew wird im Frühjahr 1914 zum Zeugen einer ukrainischen Demonstration, wobei die Rufe „Nieder mit Rußland! — Hoch Österreich!" laut werden.

Dieser Prozeß der Absage der russischen Nationen an den Staat, war im Werden begriffen, als der Krieg ausbrach. Bei einigen wurde er durch die Überreste der alten, dem russischen Absolutismus, nicht aber dem russischen Staate feindlichen, Ideologie in seinem Fortschritte gehemmt: die Volksmassen denken langsam; bei manchen (wie bei den Polen) durch ihre eigenartige Lage im russischen Reiche, welche den separatistischen Ideen vielerlei Hindernisse in den Weg legte; bei anderen (wie bei den Kaukasiern oder Tataren) durch das Fehlen eines starken Rückgrates und einer Stütze für ihre separatistischen Bestrebungen auswärts. Alle diese Ursachen aber, die auf die Entwicklung der separatistischen Ideologie unter den Völkern Rußlands hemmend wirkten, können wohl den notwendigen Prozeß aufschieben, nicht aber ihn aufhalten. Der schöne Traum von 1905 von der freien Völkerfamilie unter den Flügeln des, seine Ketten zersprengenden russischen Adlers — verschwand, ehe er konkrete Gestalt annahm. Beide Teile sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen. Beiderseits wurde Mißtrauen gesät und glühender Haß geerntet. Ob die Russen — die von heute oder von morgen — die Kluft, die sie zwischen sich und ihren nichtrussischen Mitbürgern gegraben haben, je wieder

ausglätten? Kaum! Wenigstens nicht, nach den Erfahrungen dieses Krieges zu
urteilen! Unter solchen Umständen kann es nnr einen Weg für die Entwicklung
Rußlands als Nationalitätenstaates geben. Weder den der Assimilation — die
Nationalitäten haben sich zu hartnäckig erwiesen l —, noch den des Föderalismus
— davon wollen die blutrotesten Revolutionäre unter den Russen nichts wissen! —,
sondern den eines Kampfes, im Vergleich mit welchem der Völkerstreit im
Habsburger Reich ein Kinderspiel wäre.

Der Absolutismus eines Aleranders III. fesselte die Völker an den Staat:
durch ihren Glauben an ein „neues" Rußland und durch Hemmung ihrer nationalen
Energie. Rußland hat nach dem 30. Oktober 1905 die Arbeit des Absolutismus
zerstört: durch die Freimachung der bis jetzt gebundenen nationalen Kräfte nicht»
russischer Völker, die es nie mehr zu fesseln verstehen wird, — und durch das Töten
des ehemaligen Glaubens an das freie und gerechte Rußland, an den russischen
Staat.

Das konstitutionelle Rußland hat die nationale Konsolidierung des Roma»
nowschen Reiches bewerkstelligen wollen. Eshataberden erstenSchritt
zu seiner allmählichen Zersetzung gemacht. Nicht wir werden
es beweinen!

Eugen Lowinger:

Trieft — wie es war und wie es sein wird.

Triest ist dem großen internationalen Getriebe bisher gänzlich ferngestanden.
Die politischen Strömungen, die sich an die irredentistische Bewegung knüpften,
haben in Triest bei allen besonnenen Elementen lediglich die Wirkung
gehabt, daß der italienische Charakter der Stadt gewahrt blieb. Von einigen
Eraltados abgesehen, war niemand darauf erpicht, Triest unter italienische Herr»
schaft zu bringen. Daß den Behörden in Triest hie und da durch besonders ruhm»
durstige junge Leute Verlegenheiten bereitet wurden, läßt sich um so eher ver»
stehen, als die Bevölkerung, dem äußeren Schein nach, hinter diesen aufgeregten
Italianissimi stand und Rücksichten höherer politischer Ordnung ein zu „resches"
Vorgehen nicht ratsam erscheinen ließen im Hinblick auf den Bundesbruder, der,
wie man es schließlich auch begreifen kann, Wert darauf legte, das „drangsalierte"
italienische Element in Österreich in Schut z zu nehmen.

Die Lebensgewohnheiten und die Umgangssprache in Triest waren seit jeher
italienisch. Aus dieser Tatsache, aus kulturellen Rücksichten allein, erklärt sich
die Sympathie, welche große Kreise der Triestiner Bevölkerung auch jenen poli-

tischen Handlungen der „Iungmannschaft" entgegenbrachten, die ihr nicht gefielen,
eine Sympathie, die eigentlich weniger darauf hinausging, eine Lostrennung
Triests vorzubereiten, als vielmehr darauf, den absolut italienischen Charakter der
Stadt zu betonen. Gewiß gab es in den letzten Jahrzehnten in Triest auch
„politische Prozesse". Doch war der Untergrund niemals irgendwie aufregend,
noch waren die bei diesen Prozessen beteiligten Personen aus maßgebenden Kreisen
und über das Iünglingsalter hinaus.
Dieses „In»Fluß»Halten" der „italienischen Bewegung" in Triest gab dem
Leben dort einen eigenen Reiz. Die Reichsdeutschen, die sich in Triest ansiedelten,
die Österreicher aller Provinzen, die in Triest festen Aufenthalt nahmen, waren in
Kürze italianisiert, nicht etwa in bezug auf ihre politische Gesinnung, sondern im
Hinblick auf die italienischen Lebensgewohnheiten in Gesellschaft, Sprache,
Theater usw. Die „Opposition" der Stadtverwaltung war mit eine Ursache dafür,
daß sich die ganze Bevölkerung der kommunalen Angelegenheiten mehr annahm, als
dies sonst in anderen Städten üblich ist. Alle Straßen und Plätze waren
italienischen Großen des Geistes gewidmet, selten war ein Anklang an österreichische
Männer der Kunst oder der Geschichte zu finden. Die „italienische" Stadt stand
im „Gegensatz" zur Regierung, aber . . . wenn man jeden Einwohner für sich,
unter vier Augen und innerhalb der vier Wände, gefragt hätte, ob er wünsche,
daß Triest Italien angegliedert werde, so konnte man dessen sicher sein, eine v e r»
nein ende Antwort zu erhalten. Und aus guten Gründen: denn alles, was
Triest ist und tut, auch wenn rein politische Fragen vorliegen, entspringt kommer»
ziellen Rücksichten und speziell Verkehrsinteressen. Triest ist groß geworden durch
die im Iahre 1882 eingeführten Differenzialzölle, die das Geschäft in Kolonial-
waren für ganz Osterreich nach Triest konzentrierten. Triest ist als Transithafen
in die Höhe gegangen, seitdem als Gegenwicht für die Aufhebung des Freihafens
die österreichische Regierung für die Errichtung großartiger Gebäude und Anlagen
an den Ufern, für Lager» und Schiffahrtszwecke Millionen verausgabt hat. Die
Kais, die Hafeneinrichtungen, der neue Hafen von S. Andrea, die neue Linie über
die Karawanken und noch eine große Anzahl von kommerziell»maritimen Neuerungen
h'iben Triests Aussichten für die Zukunft um ein ganz Wesentliches gehoben. Die
Subventionen an die Schiffahrtsgesellschaften des Österreichischen Lloyd, die
starken finanziellen Unterstützungen an österreichische Reeder, die sich der „Freien
Schiffahrt" widmeten, das alles ließ Triest hoffen, daß es, wie in den letzten Iahr»
zehnten, auf der wirtschaftlich hochstrebenden Kurve verbleiben könnte.
Alle diese staatliche Fürsorge kam dem einzigen österreichischen
Hafen zu, dessen Zugehörigkeit zur Habsburgischen Monarchie Lebensbedingung
war für den Staat und für die Stadt. Diese Verhältnisse sind jedermann in Triest
in Fleisch und Blut übergegangen. Würde Triest italienisch sein, so wäre es nicht
mehr als Venedig oder Bari oder Ancona oder ein anderer Hafen an der
italienischen Ostküste. Die italienische Regierung hat weder das Geld, noch eine

Veranlassung dazu, für Triest daszu tun, was die Wiener Regierung zur Erhal»
tung und Weiterentwickelung ihres einzigen Hafens tun muß. Die Bevölkerung
Triests erwartete von derRegierung in W i en alle Maßnahmen zur w i r t»
schaftlichen Hebung der Stadt, von der italienischen Unterstützung
wvllte man nur in kultureller und sprachlicher Hinsicht etwas wissen. Würden sich
die Dinge so gestaltet haben, daß Triest eine italienische Universität bekommen
hätte, daß der äußere und innere Widerstand der Triester Regierung dem
italienischen Element gegenüber nachgelassen hätte (es gab eine ganze Reihe von
Statthaltern in Triest, die wohl gegen die Irredenta waren, aber sonst die
Italiener und ihre Art gut leiden mochten), so wäre dies für Triest der Ideal;u»
stand gewesen. Das wäre die Erfüllung aller Träume gewesen. Wie die öster-
reichische Regierung gewiß dessen sicher war, bei Eintritt dieser Eventualität mit
den politisch widerstrebenden Elementen in Triest fertig zu werden, so wäre auch
sonst alles gut abgelaufen, wenn vielleicht auf noch weitergehenden Grundlagen
eine Verständigung mit der Regierung in Rom vor Ausbruch des Krieges zu-
standegekommen wäre.

In den letzten Iahren hat die österreichische Regierung an den Slawen eine
Unterstützung gesucht. Sie wollte in Triest ein Gegengewicht zu der italienischen
Bevölkerung schaffen. Die Slovenen sind jetzt in Triest weit zahlreicher als früher.
Diese Politik hätte natürlich aufgegeben werden müssen, wenn das italienische
Element jener Behandlung teilhaftig werden sollte, wie es das österreichisch»deutsche
Angebot an die Regierung in Rom vorsah.

Aus alledem ist nun nichts geworden. Die Italiener werden Triest nicht be-
kommen. S i e haben aber der Ital i a n i tät der Stadt sehr geschadet. Man
wird es der österreichischen Regierung weiter nicht verübeln können, wenn sie jetzt,
nach den Erfahrungen, die sie mit Italien gemacht hat, es sich doppelt angelegen
sein läßt, alles Antiösterreichische aus der Stadt zu entfernen. Bisher hat die
Regierung in Wien bei allen Maßnahmen, die irgendwie die Regierung in Rom
unangenehm berühren könnten, sich vorerst die Frage vorgelegt, wie man, ohne in
Rom zu sehr anzustoßen, die unvermeidlichen behördlichen Durchführungen
den Italienern schmackhafter machen könnte. Ungemein viel hat man stets in Wien
darauf gehalten, mit dem italienischen Bundesbruder in Frieden auszukommen.
Diese Rücksicht wird in Zukunft natürlich wegsallen und die Triester Bevölkerung
wird dabei kaum gut fahren, wenn auch in wirtschaftlicher Beziehung die staatliche
Politik kaum eine Änderung erfahren dürfte.

Für Triest war dieses Zwielicht zwischen italienisch und österreichisch höchst
interessant. Alle jene, die nur kurze Zeit in Triest Aufenthalt genommen haben,
suchten Triest zu ihrem ständigen Wohnsitz zu machen. Die Atmosphäre war zu»
weilen mit Elektrizität geladen, aber das erhöhte nur das Interesse an allen öffent-
lichen Angelegenheiten. Ie mehr Reibung, desto mehr Leben! Der Triestiner war
im innersten Innern Österreich nicht abhold, im Äußeren gab er sich als

„gemäßigter" oder „rabiater" Italiener; — in seinen Lebensgewohnheiten, in seiner Sprache war er ein Anhänger Italiens. Er war also im Grunde genommen ein Kumpan, mit dem sich leben ließ, mit dem man auskommen konnte. Das wird nun wohl alles anders werden.

Professor Dr. Ludwig Fraenkel:

Das amtliche Rußland und die Juden zu Anfang des Weltkrieges 1914.

Eine authentische Sammlung wichtiger Dokumente.

Es ist in den ersten aufregenden Monaten des europäischen Völkerringens wohl kaum über ein Ereignis mehr der Kopf geschüttelt, ja bitter gelacht worden, als über die sogenannte Proklamation des Zaren Nikolaus II. an die zahlreiche jüdische Bevölkerung seines Reiches, die am Ende der ersten Augustwoche auf Russisch und Iiddisch durch ganz Rußland angeschlagen worden sein soll. Das wirkliche Dasein und die amtliche Herausgabe dieses merkwürdigen Schrift- und Aktenstückes wurden seitdem von den verschiedensten Seiten ausdrücklich an» gezweifelt. Besonders ein weitbekannter hochangesehener Gelehrter der judaischen Wissenschaft, Herausgeber einer alteingeführten Zeitschrift auf diesem Gebiet, hat sich in Breslau, der Stadt, wo eine Reihe vertrauenswürdiger Flüchtlinge aus dem russischen Ansiedlungsbezirk der Iuden befragt werden konnte, angelegentlich bemüht, den Sachverhalt festzustellen. Es sind auch tatsächlich ein paar Eremplare jener seltsamen Urkunde aufgetaucht, für deren etwaige Fälschung sich nichts Ernst' liches geltend machen ließe. Außerdem ist nie etwas darüber bekannt geworden, daß etwa die russische Regierung oder einzelne ihr unterstellte Staatsbehörden den Versuch gemacht hätten, jene vielumstrittene Proklamation abzuleugnen, so arg auch das tatsächliche Verhalten der greifbaren Unwahrheit ins Gesicht schlagen mag. Überflüssig erscheint es, heute den, eigentlich selbstverständlichen Standpunkt des wahrheitsliebenden Geschichtskenners und gerechtigkeitsbegeisterten Kulturmenschen hierüber nochmals festzulegen. Es seien darum nur ein paar inhaltreiche und bezeichnende Stimmen zusammengestellt. Sie bekunden gleichmäßig die Be» und Aburteilung über jene kaiserliche Verhöhnung der historischen Ehrlichkeit und der Menschenwürde.

Das „Neue Wiener Tagblatt" brachte folgende Mitarbeiter»Auslassung:

„Heiter auch in ernster Zeit! Aus Warschau kommende Reisende erzählen, daß in den Straßen der Stadt Plakate an den Mauern zu sehen sind . . . Man war auch

nicht erstaunt, als vor einigen Tagen ein Ukas des Zaren gewisse
wirtschaftlich? Beschränkungen der Iuden aufhob, die bisher eben nicht als
Schoßkinder der russischen Regierung gegolten haben .. . Das sind russische Regie»
rungswitze, über die man schon lange das Lachen verlernt hat. Im Frieden die
Peitsche, im Kriege das Zuckerbrot, und nachher, zur Entwöhnung der Verwöhnten,
wieder die mit Stacheln und Dornen noch schmackhafter gemachte Peitsche. In
Warschau will man durch das Versprechen der Autonomie die Polen das Unrecht
und die Leiden von Iahrzehnten, die Iuden will man die Pogroms und die gesamte
Intelligenz Rußlands will man . . . vergessen machen . . . ."
Im Mannheimer „General»Anzeiger: Badische Neueste Nachrichten" Nr. 373
von 1914, lesen wir einen charakteristischen Brief, den die Redaktion mit ein paar
einleitenden Sätzen unter der Überschrift „Der Zar und die Iuden" abdruckt:
„Der Zar und die Iuden. Wir haben gestern mittag unsere Leser von der
Proklamation des Zaren an die russischen Iuden unterrichtet. Der Zar greift in
der Not zum letzten Strohhalm. Der Schwächling, der nach der Pfeife der Popen
und Panslavisten tanzen muß und die Iuden darum bis aufs Blut verfolgt hat
— er bedient sich des jüdischen Iargons und erinnert die Iuden an die vielen —
Wohltaten, die sie in Rußland und insbesondere vom Hause Romanow genossen
hätten. Es muß schlimm stehen in Rußland, wenn sich der Zar zu einer so zweck»
losen und so lächerlichen Lüge verstehen konnte. Kein Land hat die Iuden schlimmer
bedrückt, als Rußland. Wer denkt nicht an den Beilisprozeß, wo das
Märchen von den jüdischen Ritualmorden der erstaunten Welt von neuem auf»
getischt wurde. Wer erinnert sich nicht der blutigen Iudenverfolgungen im Iahre
1905, wo ganze Städte der rohen Gewalt der „echt russischen Leute" preisgegeben
waren. Wem fällt nicht das schimpfliche System der Kasernierung in den Ansied»
lungsbezirken ein, wo die Polizeibeamten tun und lassen konnten, was sie wollten.
Der Iude ist vogelfrei in Rußland — und jetzt diese Proklamation! Es ist ein
Dünkel sondergleichen, zu glauben, daß sich die russischen Iuden heute mit der Er-
weiterung der Ansiedlungsbezirke zufrieden geben würden. Wohlgemerkt: nicht die
Freizügigkeit wird geboten. Nur eine kleine Erweiterung des Gebiets, in dem
sie wohnen dürfen. Ein Recht, das sich dann später, wenn die rohe Gewalt wieder
triumphiert, ebenso leicht zurücknehmen läßt, wie ja alles zurückgenommen wurde,
was der Zar 1905 im Oktobermanifest feierlich allen „Untertanen" — also
auch den Iuden — versprochen hat.
Auf solche Rufe gibt es nur eine Antwort: Den Kampf bis aufs Messer mit
dem Despotismus und der Lüge vom Thron.
Welche Gefühle diese neueste Zarenproklamation unter den russischen Iuden
ausgelöst hat, das zeigt am besten ein uns zugegangener Brief, den wir nachstehend
wortgetreu veröffentlichen:

zu Anfang des Weltkrieges 1914 Ludwig Fraenkel
Der Lügen Zar Verefentlich einen aufruf an seinen Iuden mit der Bitte die
sollen sich erineren an seine wohltaten u. sollen sich Freiwilig in den Krig
melden, ja die Iuden werden sich schon erineren an den Rußisch-Iapanischen Krig.
nach dem die Iudische Reserwisten einberufen waren u. velisen Ihre Hauser
wurden Ihre Frauen u. Kinder über falen. Die Frauen u. Tochter vergewaltigt
die Hauser geplindert u. beraubt daß taten die echt Rusischen leute die Krigs
führer u. verkleidete Polizisten u. wo die verwundeten arme Iuden vom Krig
zurik kammen fanden die kein weib kein Kind mit zerisenen Schuhe u. zerfezten
uniformen Treibten die sich in den straßen herum hone jeder unterstizung und
waren nur auf almosen angewiesen, von den Großstadten wurden die ausgewisen
u. in Dörfern dirften die nicht wohnen, die werden sich schon an die wohltaten er
ineren u. werden den helfen daß er zu grunde geht.
ein Ruße."
Dieselbe angesehene Tageszeitung — das Organ des nationalliberalen Partei»
führers Ernst Bassermann — brachte unter dem gleichen Stichwort „Der Zar und
die Iuden" in Nr. 375 einen weiteren überaus lehrreichen Originalbrief:
„Der Zar und die Iuden. Wir erhalten folgende Zuschrift: Werte
Redaktion! Als russischer Iude kann ich nicht umhin zum Aufruf des Zaren an
die russischen Iuden Stellung zu nehmen. Den Aufruf als naiv zu bezeichnen, ist
zu gelinde, vielmehr muß er als durch und durch faul und lügenhaft bezeichnet
werden. Ich glaube kaum, daß irgend ein russischer Iude auf diesen Schwindel
hereinfallen wird, da die vielen Versprechungen des Iahres 1905 allen Iuden noch
gut erinnerlich sind, und gerade seit dieser Zeit waren die Iuden einer Schmach
und Verfolgungen ausgesetzt wie nicht einmal unter Pobedonoszew während der
Regierung des Zaren Alerander III. Erst vor zwei Iahren war es sehr nahe
daran, nach dem Vorschlag des berühmten Panslavisten Purischkewitsch die Iuden
aus dem Heere auszustoßen, und nur durch verschiedene dringendere Angelegen-
heiten wurde diese Frage zurückgestellt. Nun sollen die Iuden auf einmal gut
genug sein zur Rettung Rußlands einzutreten.
Es ist noch jedem frisch im Gedächtnis der Antrag über Nationalisierung des
Kredits um dadurch den Iuden jeden Kredit zu nehmen, ferner die Massenaus»
weisungen aus den Städten Kiew, Charkow, Nikolajew usw., wodurch viele jüdische
Familien total ruiniert wurden.
Ich glaube jeder Iude denkt noch mit Schrecken an die von den „echt russischen
Leuten" unter dem Protektorat der Regierung organisierten Pogroms.
Die im Iahre 1905 gegebene „Verfassung" versprach den Iuden alles mög»
liche; wie Gewissensfreiheit, unbeschränkte Ansiedlung, unbeschränkte Aufnahme in
allen Schulen usw. — Diese Versprechungen sind bis jetzt nur noch auf dem Papier
geblieben, denn ganz Rußland wird nur von außerordentlichen Gesetzen regiert,
da die ordentlichen Gesetze bis jetzt noch nicht in Kraft getreten sind.

Ich glaube, daß nach diesen Verhältnissen die russischen Iuden den
Sieg für Deutschland und die Niederlage für Rußland er»
flehen müssen. Nur durch eine furchtbare Niederlage kann das russische
Volk von dem Ioch der Purischkewitsch, Kruschewan und anderer befreit werden.
Nur eine Niederlage Rußlands kann dem Lande Ordnung bringen, auf die man
schon seit Bestehung des Hauses Romanow wartet. Der erste vom Hause Romanow,
Michael Feodorowitsch, ist vom Volke mit folgenden Worten geholt worden: „Unser
Land ist groß und reich, aber es fehlt ihm Ordnung:
Kommt und regiert!"
Diese ersehnte Ordnung ist leider bis jetzt noch nicht eingetroffen; drum muß
die Losung auch für das russische Volk sein:
Die deutsche Fahne muß siegreich hervorgehen, denn nur dann kann der Welt
der Friede und dem russischen Volk eine Erlösung von de« Abso »
lutismus gesichert werden."
Endlich entnehmen wir den „Frankfurter Nachrichten und Intelligenzblatt"
Nr. 223 (13. August) „Die Engländer und die Scheußlichkeiten des Zarismus.
Ein Gedenkblatt", eine Einsendung, welche sich ausschließlich auf die furchtbar
klare Lage der russischen Iudenheit erstreckt: „Die Engländer und die Scheußlich-
keiten des Zarismus. Ein Gedenkblatt. Von befreundeter Seite wird «ns
geschrieben:
Gerade in den gegenwärtigen Zeitläuften soll an ein Protestmeeting erinnert
werden, das am 10. Dezember 1890 in die Guildhall zu London einberufen wurde.
Es richtete sich gegen die Scheußlichkeiten, die der russische Barbarenstaat an seinen
jüdischen Staatsangehörigen beging, und es entlockte den besten und hervor»
ragendsten Männern der englischen Nation einen Entrüstungsschrei, der in der
ganzen Kulturwelt seinen Widerhall fand und nicht wenig dazu beitrug, den Ruf
Rußlands als den eines in fortschreitender Entwicklung begriffenen Staates für
immer zu vernichten.
Die Versammlung war vom damaligen Lordmayor Sarvorn, einer großen An-
zahl hervorragender weltlicher und geistlicher Würdenträger, außerdem von vielen
einflußreichen Parlamentsmitgliedern einberufen worden. Erschienen waren un-
gefähr 10 000 Menschen und eine gleiche Anzahl konnte keinen Einlaß mehr finden.
Der Lordmayor bemerkte in seiner Begrüßungsrede, daß Rußland die Iuden
schlimmer als seine früheren Leibeigenen behandle, und er verlas Zustimmungs»
telegramme zu dieser Versammlung von den eisten Vertretern der Politik, des
Kapitals, der Literatur, u. a. vom Erzbischof von Canterbury, Duke von Argyll,
Rev. Spurgeon, Sir Andrew Clark, Sir Lubek (Lubbock), Lord Tennyson usw. Hier-
auf sprach der Herzog von Westminster. Er protestierte energisch gegen jene Ver»
folgungen, die glücklicherweise weder sonst in Europa oder in Amerika, ja kaum in
Asien zu finden seien. Die Resolution, die er vorschlug, und die auch angenommen
wurde, lautete: Dieses Meeting beklagt tief die Leiden der Iuden in Rußland

zu Anfang des Weltkrieges 1914 Ludwig Fraenkel
unter den strengen Ausnahmegesetzen und Beschränkungen, denn in dem letzten Iahrzehnt des 19. Iahrhunderts ist religiöse Freiheit ein Grundsatz, der von jeder christlichen Gemeinschaft als natürlichstes menschliches Recht anerkannt werden sollte. Dann sprach der Lordbishop von Ripon in einstündiger Rede gegen die teuf» lichen Grausamkeiten der Regierung des Zaren gegen die Iuden und solche, die nicht der griechisch-orthodoren Kirche angehören, also auch gegen die eigenen Glaubensgenossen. Auch er schloß, daß die Vertretung der Grundsätze des Christen- tums und der Menschlichkeit der Grund dieses Meetings sei. Der erste Geistliche der Methodisten, Rev. Hugh Price Kughes, sagte: Im Namen aller ernsten und auf» richtigen Christen Englands protestieren wir energisch gegen die Grausamkeiten, deren Opfer die russischen Iuden sind. Es gibt nichts, was mehr geeignet wäre, die Feindseligkeiten gegen Rußland neu zu beleben, als diese furchtbaren Grausam» keiten. Der Earl of Meath schlug eine Bittschrift an den Zaren vor, deren Über» reichung auch angenommen wurde. Dieser und Sir Iosef Pease wurden beauf- tragt, dem Zaren die Bittschrift zu überreichen.

Wie man weiß, sind die Herren niemals beim Zaren vorgelassen worden, auch ist nie bekannt geworden, daß der Zar etwas über das Meeting erfahren habe. Schon damals paßte ein energischer Protest gegen Rußland nicht mehr in die englische Politik.

Seitdem haben sich die grauenvollen Zustände in Rußland noch um tausend» faches verschlimmert, in aller Erinnerung ist noch der Kiewer Ritualmordprozeß im vergangenen Herbst, aber England hat sich zu erneuten Protesten späterhin nicht mehr verstanden. Deutschland hingegen und die jüdischen Soldaten im deutschen Heere werden jetzt vielleicht dazu beitragen können, daß das Los ihrer Glaubens» genossen im Osten verbessert werde, und Herr Provinzial'Rabbiner Dr. Cahn in Fulda hat gewiß aus dem richtigen Gefühle heraus gehandelt, wenn er in den Gemeinden seines Bezirkes einen Erlaß verbreiten ließ, nach dem jeder jüdische Soldat nicht nur eine patriotische, sondern auch eine religiöse Pflicht erfüllt, wenn er sein Schwert gegen Rußland und seine Verbündeten ziehe. L"

Im Wortlaut festgehalten zu werden verdient zweifellos auch der historisch wie völker»psychologisch hochbedeutsame Aufruf:

„An die Iuden in Polen!

Die folgende Proklamation wurde von der österreichischen Armee» leitunglnPolenin hebräischer Sprache sund?I im Iargon verbreitet:

„Die heldenmütigen Armeen der mitteleuropäischen Staaten Deutschland und bsterreich-Ungarn sind in Polen eingedrungen.

Der wuchtige Marsch unserer Armeen hat die despotische Regierung zur Flucht gezwungen. Niemand wird sich ihnen entgegenstellen.

Unsere Fahnen bringen euch Recht und Freiheit, gleiches Bürgerrecht, Glaubensfreiheit, die Freiheit, ungestört auf allen Gebieten des ökonomischen und kulturellen Lebens in eurem Geiste zu leben.

Zu lange habt ihr unter dem eisernen moskowitischen Ioche
gelitten.
AlsFreunde kommen wir zu euch; das barbarischefremdeIoch
i st v o r b e i. Eine neueAera zieht für Polen herauf. Wir werden alle unsere
Kräfte ins Werk setzen, damit die gleichen Rechte auch für Iuden
auf festen Fundamenten errichtet werden.
Laßt euch nicht durch schmeichlerische Versprechungen betören, die ihr schon
oft gehört habt.
Hat denn nicht der Zar 1905 den Iuden gleiche Rechte versprochen, und hat
er denn nicht dieses sein Versprechen mit dem höchsten Manifest bekräftigt?
Wie hat er sein Wort gehalten, das er vor aller Welt verpfändet hat?
Gedenket der furchtbaren Ausweisungen, die gegen die großen jüdischen
Massen in Anwendung gebracht werden.
Gedenket der Städte Kischinew, Homel, Bialystok, Siedlec und der übrigen
Hunderte von Pogromen.
Gedenket des Beilis»Prozesses und der Anstrengungen der bar»
barischen Regierung, dieschrecklicheLügedesBlutmärchenszu ver»
breiten.
Also hielt der Zar sein kaiserliches Wort, welches er gegeben hat, als er
in derNot war.
Auch jetzt befindet er sich zwischen Hammer und Ambos, und das
ist die Ursache seiner Versprechungen.
Eure heilige Pflicht ist es, jetzt sämtliche Kräfte anzuspannen, um an der
Befreiung mitzuarbeiten.
Sämtliche Kräfte: eure Iugend, eure Gemeinden, eure Vereine müssen wie
e i n Mann auftreten, der heiligen Sache zu helfen.
Wir erwarten, daß ihr eure Gesinnung und eure Ergebenheit durch Tatsachen
dokumentieren werdet."
In der Reihe der festzuhaltenden Dokumente darf gewiß dieses bedeutsame
Schriftstück von der anderen, nämlich der österreichischen Seite nicht fehlen.
„Nachdem die russischen Aufrufe an die Polen und an die Iuden ohne jeden
Erfolg geblieben sind, was vorauszusehen war, da sie nichts als unglaubhafte oder
die Kräfte der russischen Regierung übersteigende Versprechungen enthielten, ver»
breitet jetzt die österreichisch»ungarische Armeeleitung an die
Iuden eben obigen Aufruf in hebräischer Sprache."
In diesem Zusammenhange ist auch gewiß erwähnenswert, daß am 1. Sep»
tember 1914 zu Karlsruhe eine größere Zusammenkunft russischer und russisch»
polnischer Iuden stattfand, die nach einem sehr sachkundigen Referat eines Selbst»
beteiligten einen entschiedenen Beschluß gegen die zaristisch»offiziellen Lügeu'Ver»
heißungen und für die deutsch-österreichische Sache annahmen. In demselben
Sinn haben sich nun während der Monate August und September zahlreiche inner»

halb des Deutschen Reiches und Österreich»Ungarns ansässige oder aufhältige östliche Iuden geäußert. Könnte es auch anders sein angesichts der sonnenklaren Sachlage, wo in diesem gewaltigen weltgeschichtlichen Gegenüber das Recht und das Unrecht sitzen, und zwar ja keineswegs nicht etwa nur mit bezug auf die Kinder Israel?

Zur Beleuchtung der Art und Weise, wie ganz und halb offizielle Persönlichkeiten im heutigen Rußland mit dem Iuden umgehen, je nachdem sie ihn brauchen, seien hier noch zwei neuerliche Mitteilungen angefügt. Ein über den Verdacht philosemitischer Schönfärberei durchaus erhabener Mann, Herr Fritz Reck» Malleczewem, Sohn des dortigen Rittergutsbesitzers und deutsch»konservativen Reichstagsabgeordneten für Lyck»Oletzko»Iohannisburg, Hermann Reck (die Russen haben den 67jährigen 1914 als Geißel fortgeschleppt), erzählt in einem Aufsatz: „Russische Grenzgarnisonen" („Münchener Neueste Nachrichten") Nr. 450 vom 3. September 1914 unter anderem folgendes bezeichnende Vorkommnis:

„Vor etwa 15 Iahren löste in einem kleinen Nest ein Dragoner»Regiment als Garnison ein Regiment Kosaken ab. Und diesem Dragoner»Regiment baute man neue Kasernen. Die standen nun schon eine ganze Weile, konnten aber nicht bezogen werden. Für die Inneneinrichtung waren wohl die Gelder einmal angewiesen worden. Aber Sergej Ippolitowitsch, oder wie der Kommandeur hieß, war eben auch eine „large" Natur. Und die Gelder, die waren längst den Weg so vieler russischer Staatsgelder gegangen. Weil nun aber das Pech es wollte, daß das Regiment sein hundertjähriges Iubiläum feiern sollte und sich ein leib» haftiger Großfürst zur Besichtigung angesagt hatte, erging an alle Eskadronschefs der Befehl, innerhalb der nächsten sechs Wochen die Gelder für die Inneneinrichtung zu „besorgen". Der Befehl ging den Instanzenweg vieler russischer Befehle und langte zuletzt, wie das nun einmal ist, bei der zahlenden Instanz, den Iuden der Garnisonsstadt, an. In sechs Wochen konnte Sergej Ippolitowitsch der kaiser» lichen Hoheit seine Kasernen mit Krippen, Flankierbäumen, Voltigierböcken usw. zeigen. Die Iuden aber hatten ganz allmählich in diesen sechs Wochen, Nacht um Nacht, alles mögliche an ihrer Habe eingebüßt: Pferde, Wagen, Hafervorrate Vieh, alles, was irgendwie an losem Gut ihnen erreichbar war, hatten die Dragoner gestohlen. Und resigniert sagte mir ein kleiner Pferdejude in seinem Iiddisch: „Sie sind noch schlimmere Stohler (Diebe), als die Fießgeier (im Iargon — Fußgänger, d. i. Infanterie)," Und noch immer gibt's in Väterchens Reich Leute, die nicht begreifen wollen, welch ein nützlicher Staatsbürger der Iude unter Um» ständen sein kann ..."

Und damit am Schlusse dieser Blütenlese von Dokumenten und Urkunden mitten in all den tieftragischen Tatsachen der Humor nicht gänzlich ausbleibe, ent» nehmen wir der „Frankfurter Zeitung", Nr. 243, vom 2. September 1914, folgende gutbeglaubigte Notiz:

„Die Iudasküsse der „echten Russen". Die Angst und die widerwärtige

Heuchelei der „echt russischen Leute" kann kaum besser beleuchtet werden als durch
folgende Vorfälle, die „Slowo Polskie" berichtet: Nach Meldungen aus Kiew
bemüht sich der Verband echt russischer Leute, dieIuden für Kundgebungen für
den Krieg zu gewinnen, indem ihnen volle Gleichberechtigung zugesichert wird^
Die russische Regierung hat denn auch die Grenzen der Zwangs»Ansiedlung der
Iuden aufgehoben und ihnen den Aufenthalt in ganz Rußland gestattet. In Kiew
tauschte der berüchtigte Golubiew (einer der Führer der „Schwarzen
Sotnien'»Bande) mit den Vertretern des Iudentums Küsse aus. Zu diesen
Kundgebungen wurden die Iuden gezwungen, indem man ihnen für den
Weigerungsfall mit Pogroms drohte. Ein anderes polnisches Blatt meldet, daß
der berüchtigte russische Erzreaktionär und Iudenfresser, Staatsrat Purischke »
witsch, die komische Figur der Duma, demonstrativ die Thorarolle
geküßt habe!"
Sowohl in vorstehenden als den folgenden wörtlichen Anführungen stammt
der Sperrdruck aus den Urterten.
Es entspricht durchaus der Absicht unserer vorstehenden Mitteilungen, die
oben gesammelten öffentlichen Kundgebungen in ihrer gedruckten Verlautbarung
als Aktenstücke zur Kenntnis des Standpunktes zu vereinigen, den das offizielle
Rußland nach Ausbruch des heutigen Völkerringens gegenüber dem armseligsten
und meistgequälten seiner zahlreichen „Fremdvölker" eingenommen hat. Inzwischen
steigt mir jedoch der Gedanke auf, man könne darin eine gewisse Einseitigkeit er»
blicken, wenn nur jene Monate besonderer Erbitterung oder auch umgekehrt schlau
berechneter „Vorspiegelung falscher Tatsachen" die Quelle für das bezügliche Urteil
der Nachwelt liefern sollen. Daher entschließe ich mich nachträglich, die hier im
Zusammenhange dargebotenen Unterlagen in doppelter Hinsicht zu ergänzen, ohne
damit aus meinem Rahmen urkundlicher Stoffsammlung herauszufallen.
Einerseits stelle ich einige Veröffentlichungen hier nebeneinander, welche
gänzlich oder in der Hauptsache aus Erfahrungen und Beobachtungen an Ort und
Stelle schöpfen und so, mögen sie auch mannigfach die kritische Sonde behufs ob-
jektiverer Verwertung geradezu herausfordern, vielerlei höchst beachtliche Einzel»
heiten erst zugänglich machen. Da sind zunächst Kurt Ära ms (d. i. des
Scherl'schen Redakteurs Hans Fischer) aufschlußreiche Skizzen „Rußland und
dieIude n", in der Zeitschrift „März", 8. Iahrgang (1914), Band 2, 3 und 4,
voller schlagender Beispiele und Betrachtungen. Dann das dicke Heft „O st»
juden" der „Süddeutschen Monatshefte" vom Februar 1916: obwohl fast durch»
weg von zionistischen Kreisen geliefert und daher zunächst scheinbar ein parteiisch
färbender Spiegel, enthält dieses doch eine erstaunliche Fülle unmittelbarster und
anschaulichster Eindrücke, wie sie kein zweites Mal unter einem Hut sich zusammen-
finden dürften. Dazu treten zwei sorgfältige wissenschaftliche Studienergebnisse,

die, kurz vor dem Völkerkriege vorgelegt, die internationale volkswirtschaftliche Hauptfrage erforschen wollen: Wladin W. Kaplun»Kogan, „Die Wanderbewegungen der Iuden", Heft 2 der „Kölner Studien zum Staats» und Wirtschaftsleben", herausgegeben von Bruno Kuske (Bonn 1913, A. Marcus und E. Weber); und Ioseph Samuel, ^e^isti Immigratiou to tns Uniteü 8t»te» trom 1881 t« 1919", in „8tnüi«8 in ni»tor^, economiclll anü pudli« I»>v, «äiteü d^ tne taeult^ ot politio»! noieuee ot Oolumdill Iluivernit^", volume I^IX, unmder 4 stfe^?orli, 1914, Volumdia Huiversit?; IxiuFmau», <3reen »nä Oo.).
Andernteils seien aus der allerjüngsten Vergangenheit drei völlig ausreichend belegte Aussprüche und UNeile von maßgeblicher behördlicher oder ähnlicher Stelle hier angehängt, weil sie entweder den mit Kriegsanfang klar durchsichtig gewor» denen Geist aufs neue beleuchten oder den, allerdings dem Eingeweihten kaum noch nötigen, Beweis für dessen Fortdauer erbringen.
Unter dem 28. Mai 1916 meldete Wolffs Telegraphenbureau:
„Aus Rußland. Reaktionäre Maßnahmen Stürmers. WTB. Kopenhagen, 28. Mai. Die verspätet eingetroffenen letzten Nummern des „Rußkoje Slowo" melden eine Reihe bedeutungsvoller, von der Petersburger Presse mit keinem Worte berührter reaktionärer Maßnahmen, die Ministerpräsident Stürmer teilweise getroffen hat, teilweise plant. So verfügte Stürmer die Aufhebung der vom Ministerium des Innern ausgearbeiteten Maßnahmen zur Er» leichterung der Rechtslage in den durch ein Rundschreiben Schtscherbatows (für die Iuden) geöffneten Gouvernements mit der Begründung, es gäbe jetzt Wichtigeres zu tun, alssichmitjüdischenAngelegenheitenzu befassen.
Ebenfalls über Kopenhagen kam ein Telegramm des Inhalts:
„Wie Menschikow aus Deutschen Iuden machte. Petersburg, 29. Mai. Die russischen Zeitungen der letzten Tage besprechen den zwischen der „Nowoje Wremja" und der „Semschtschin a" in der Angelegenheit Suchomlinow entstandenen Streit. Ein gewisser Efremow erinnert in der „Semschtschina" daran, daß der bekannte Publizist Menschikow anläßlich der vor sieben Iahren erfolgten Ernennung Suchomlinows zum Kriegsminister in der „Nowoje Wremja" schrieb, man werde die Tätigkeit Suchomlinows scharf beaufsichtigen müssen, da er von Iuden umgeben sei, die großen Einfluß auf ihn ausübten und ihn geradezu gefangen hielten. Efremow fragt in dem Artikel, weshalb Menschikow nicht mehr Mut aufbringe, gegen die Iuden aufzutreten. Menschikow erwiderte in der „Nowoje Wremja", er wolle jetzt aus dreierlei Gründen über die Iuden nicht schreiben. Erstens habe er alles, was er über die Iuden zu sagen habe, bereits gesagt, zweitens sei zu Anfang des Krieges aus den höchsten Kreisen die Weisung gekommen, nationale Zwistigkeiten und Parteistreitigkeiten für die Dauer des . Krieges zu unterlassen, drittens sei es Rußlands unwürdig, mit kleineren Nationa» litäten, wie den Iuden oder Litauern, Kämpfe auszufechten, während die Söhne dieser Nationalitäten für Rußland bluten. Er habe allerdings vor sieben Iahren

geschrieben, daß die Iuden verderblichen Einfluß auf Suchomlinow ausübten.
Dies habe aber nicht den Tatsachen entsprochen. Er habe gewußt, daß in der Um»
gebung Suchomlinows sich Deutsche und Österreicher befänden, die in»
folge ihrer Mitwirkung bei seiner Skandalheirat und ihrer Mitbeteiligung an ver-
schiedenen Lieferungen in Kiew ihn in ihrem Bann hielten. Der damalige
Ministerpräsident Stolypin, dem dieser Artikel im Abzug vorgelegt worden sei,
habe jedoch nicht gestattet, daß gegen Deutsche Ver dächt»
tigungen ausgesprochen würden. Um die Veröffentlichung seines
die Öffentlichkeit warnenden Artikels zu ermöglichen, habe Menschikow, wie er sich
ausdrückte, zur „jüdischen Sauce" gegriffen und aus Deutschen Iuden
gemacht, so habe sein Artikel erscheinen dürfen."
Endlich brachte unter demselben Datum wieder über die dänische Hauptstadt
der Telegraph Kunde über eine neuerliche Verurteilung polnischer und jüdischer
Sozialdemokraten in Moskau: „MTB. Kopenhagen, 29. Mai. Wie Moskauer
Zeitungen berichten, fand vor dem dortigen Gericht ein Prozeß gegen
mehrerePolen wegen ihrer Zugehörigkeit zu der sozialdemokratischen Partei
Polens und Litauens statt. Der Prozeß hätte in Warschau stattfinden sollen,
wurde aber nach der Räumung Warschaus nach Moskau verlegt. Ein Angeklagter
wurde zu 6 Iahren Zuchthaus, drei andere zu lebenslänglicher Verbannung ver»
urteilt. Eine andere Abteilung desselben Gerichtes verhandelte gegen mehrere
Iuden wegen ihrer Zugehörigkeit zum sozialistischen Bund. Sämtliche Ange»
Nagten wurden zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. Ein dritter Prozeß
richtete sich gegen einen Polen wegen seiner Zugehörigkeit zu der politischen
sozialistischen Organisation. Auch er endete mit der Verurteilung des Angeklagten
zu lebenslänglicher Verbannung."
Wir stellen die letztere Nachricht ausdrücklich an's Ende. Denn sie zeigt
wieder einmal unumwunden, wo der Schwerpunkt der jetzigen „Ostjuden"»Frage
ruht: nämlich in dem außerordentlich schwierigen Entscheid über die Zukunft der»
jenigen Bestandteile der alten Republik Polen mit dem Flitternimbus eines
Königsthrons, die bisher noch dem Namen nach der russischen Krone untertan sind.
Darauf erstreckt sich eins der neuesten Hefte der Reihe politischer Flugschriften
„Der deutsche Krieg", die E. Iäckh seit 1914 herausgibt, Nr. 73: M. I. Bodmer,
„Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem". Diese ungemein heikle An»
gelegenheit vernünftig zu entwirren, wird nicht nur den einzig möglichen Abschluß
der oben abgeschilderten Menschlichkeiten und Unmenschlichkelten bilden, sondern
auch eins der wesentlichsten Ziele des furchtbarsten aller Kriege.

Werner Kohler:

Die belgische Nation in klerikaler Beleuchtung.

„Nur vier Monate blieben sie diesmal hier und doch war die kurze Zeit hin-
reichend, um die schönsten Kirchen zu plündern, die herrlichsten Gefäße in Tonnen
zu stampfen und nach .... zu führen, die Gemeinden zu brandschatzen, den
Bürgern und Bauern gegen wertloses Papier die Kramläden und Scheuern zu
leeren und so Geld und Gut auf unzähligen Wagen aus Belgien nach ihrer
unersättlichen Räuberhöhle, nach dem blutbefleckten .... zu schleppen."

Klingt es nicht wie eines jener Elaborate, die wir in unseren Tagen gewohnt
sind, alltäglich in der Presse des Vierverbandes über die „Hunnenscharen des
modernen Attila", Kaiser Nilhelm II., zu lesen? Möchte man nicht glauben,
daß es sich um die Schilderung einer Episode aus der Eroberung Belgiens ^lm
Iahre 1914 durch einen gekauften Iournalisten handelt, und denkt nicht ein
jeder sogleich an die „Heerscharen des Satans", mit welcher Bezeichnung der
oberste belgische Kirchenfürst das deutsche Volksheer zu beehren beliebt? Und doch
sind in die Lücken die Worte Frankreich und Paris einzusetzen und die
Stelle befindet sich in einem berühmten Werke eines der bekanntesten vlamischen
Dichter, das uns das Wüten der französischen Revolntionshorden in packender
Weise schildert.*)

Die Zeiten haben sich seitdem erheblich geändert. Der französische Nachbar,
gegen den die belgische Bauernfaust sich im Iahre 1798 erhob, als er das freiheit»
liche Volk mit den Ideen der Libert4, Egalits und Fraternits zu unterjochen
versuchte, ist in dem im Iahre 1830 durch den Willen der Großmächte geschaffenen
Königreich Belgien das bis zur Narrheit gefeierte Vorbild vor allem der so»
genannten Intelligenz dieses Volkes geworden. Wie weit die bewußt betriebene
Französierung auch bereits auf die Charaktereigenschaften der
heutigen Generation eingewirkt hat, davon kann sich nur der ein rechtes Bild
machen, der den Eindruck der großen Ereignisse dieses Weltbrandes auf das
belgische Volk beobachten durfte. Iener echt französische Wesenszug, der sich in
Augenblicken verminderter Gefahr an hohlen und törichten Phrasen berauscht nnd,
während die harte Hand des Siegers auf den eigenen Landen ruht, noch von der
Zerstückelung des Gegners zu reden wagt, hat sein getreues Abbild in der begierig
dem Meister lauschenden belgischen Volksseele gefunden. Wenn die Schicksals»
schläge des Hammers, den die gewaltige deutsche Panzerfaust schwingt, auch nur
für einen Augenblick gelinder herüberschallen, gibt man sich einem Optimismus
hin, der um so sinnloser erscheint, wenn man bedenkt, daß die mehr als hundert»
fache Erfahrung dieses Krieges gerade das Gegenteil hätte lehren sollen. Tiefer

') Henri Conseienee: Ter Vamrnkriea. Deutsch: Stuttgart, Franckh'scher Verla«, 1853. S. 8/4.

gesehen, entspringt jene Leichtgläubigkeit aber einem nationalen Hochmut, dessen Wurzel gleichfalls lateinisch — französischen Ursprungs ist, einem Hochmut, der, unter völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, sich damit brüstet, das auserwählte Volk zu sein, und von einem längst überlebten Standpunkt aus mitleidig und zugleich verständnislos auf die rastlos arbeitende Welt ringsum schaut. Diese Anlage, die durch eine gewissenlose Presse und schlaffe Regierung gehegt und gepflegt wurde, hat zu der Verbreitung des Dogmas von der militärischen Überlegenheit Frankreichs über das deutsche Reich führen können, obwohl eine nur ganz oberflächliche Kenntnis der wirklichen Verhältnisse den handgreiflichen Unsinn dieser Anschauung hätte lehren müssen. Trotzdem ist sie in einer jahr» zehntelangen Periode des Hetzens dem belgischen Volke eingeimpft worden, bis im August 1914 das schreckliche Erwachen aus dieser Traumwelt erfolgte.

Welcher Hauptfaktor dazu beigetragen hat, diese nationale Verblendung auf» recht zu erhalten und künstlich zu nähren, werden die folgenden Ausführunzen ergebeu. Wir müssen zu diesem Zweck zurückgehen auf die Zeit vor dem Kriege, bevor jene Wolke des leidenschaftlichsten Hasses sich über die Völker legte, der jedes objektive Urteil unmöglich macht und auch die einst so geschätzten Eigen» schaften des Gegners in den Kot der Beschimpfung zieht.

Im Iahre 1913, also ein Iahr bevor der Fürstenmord in Serajewo jene düstere Totenfackel entflammte, die noch heute den Ländern Europas leuchtet und dem unglücklichen Erzherzogspaar ein Totengeleit schuf, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, erschien die letzte Ausgabe eines Werkes von Gottfried Kurth oder Godefroid Kurth, wie der Verfasser sich nennt, das sich „La National,'^ Belge"*) betitelt und dazu bestimmt war, weiten Kreisen des belgischen Volkes den Glanz und die Größe der eigenen Nation vor Augen zu führen.

Der Verfasser ist der in den akademischen Kreisen Belgiens sehr bekannte Historiker der Lütticher Universität, der vor einigen Monaten das Zeitliche gesegnet hat. „Weder Vlame noch Wallone", weist sein guter deutscher Name auf einen deutschen Renegaten hin, der, wie wir sehen werden, mit der diesen eigentümlichen Gründlichkeit verwelscht ist und seine nicht unbedeutende Geisteskraft in den Dienst welscher Sitte und Kultur gestellt hat. Sei dem, wie ihm sei. Letzten Endes ist der Mensch das, was er nach Erziehung und Geistesbildung bewußt sein will und worauf er die Arbeit eines Lebens gründet.

Das vorerwähnte Werk ist jedenfalls ein schlagender Beweis für den fast blinden Parteifanatismus des Verfassers, zu dem der wissenschaftliche Aufputz und der geschickt gruppierte und in usum velptnui zurechtgebogene historische Hinter» grund nur ein fadenscheiniges Gewand liefern. Zur Ehre delitscher Wissenschaft, deren oberstes Gesetz, wie das jeder wirklichen Wissenschaft, Wahrheit ist, sei

*) I^a 5l»tion»Iit6 Lelxe p»r Noästroiä XurtK — ^»mur, pio»r<l — V»Ioll, Nditeur. Nu« ä« lsr 14. 1913.

es gesagt, daß es wohl keinen deutschen Gelehrten von dem Rufe eines Kurth
gibt, dessen Feder ein Machwerk ähnlicher Art entstammen könnte.
Der Verfasser der „Nationalits Belge" ist Katholik, fanatischer Katholik.
Sein Werk ist hervorgegangen aus einer Reihe von Konferenzen, die er im Iahre
1905 mit den Schülerinnen der Damen der heiligen Familie in Brüssel hatte.
Wie bei so vielen katholischen Gelehrten, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit ihrer
religiösen Überzeugung unterordnen oder die erste« sogar als Beweismittel für
die letztere verwenden, zeigt es sich auch hier, daß sie, trotz der unbestrittenen Mög-
lichkeit vortrefflicher Leistungen auf dem Gebiet der Einzelforschung, sobald es
sich um den Entwurf eines Weltbildes oder auch nur dis Darstellung einer
größeren Geschichtsepoche handelt, gänzlich versagen und letzten Endes die Historie
zum Knecht der Theologie herabwürdigen, während sie doch in Wahrheit alle
Gebiete menschlichen Seins mit souveräner Objektivität bettachten soll.
Seit etwa dreißig Iahren, sagt der Verfasser, habe sich in Belgien ein
Phänomen gezeigt, an dessen Nichteristenz sich der Autor noch recht gut erinnere.
Das sei das Erwachen des nationalen Bewußtseins.
„Bis dahin kannten wir nicht einmal unser Nationallied, und niemals wäre
uns der Gedanke gekommen, es nach dem Beispiel anderer Nationen anzustimmen,
wenn bei öffentlichen Festen die Musik die Brabanyonne spielte. Mehr als ein»
mal mußten wir Fremden, die sie hören wollten, das Geständnis machen, daß
niemand von uns sie auswendig wußte."
Dann kommt das bemerkenswerte Geständnis: „Frankreich war wie die Sonne,
die uns wärmte und erleuchtete, und wir umkreisten sie wie ein Trabant." Einem
französischen Schauspieler verdankt Belgien sein Nationallied. Ia, auf dem
konstituierenden Kongreß gab es Leute, die offen die Einverleibung in Frankreich
forderten. —
Der Krieg von 1870/71, der Frankreich von seiner Höhe als erste europäisch«
Kriegsmacht herabstürzte, und die immer zunehmende antikirchliche Richtung bei
dem westlichen Nachbar hatte in Belgien je länger je mehr das Nationalbewußt»
sein wachgerufen und zur Loslösung des Landes vom französischen Vasallentum
beigetragen. Schon hier zeigt sich der schroff orthodore Standpunkt Kurth's,
wenn es wörtlich heißt: „Wir fahren fort, das christliche Frankreich zu lieben,
aber das christliche Frankreich ist eine Besiegte, die bei uns Trost und zuweilen
Lehre sucht." Das ist orthodor, aber zugleich beispiellos arrogant und kündet
den Geist des gesamten Werkes.
Die vlamische Bewegung, sagt der Verfasser weiter, habe viel dazu bei-
getragen, das nationale Gewissen aufzurütteln. Vor allem seien es aber die beiden
ersten Könige Leopold I. und Leopold II. gewesen, die das belgische Staatsschiff
durch Sturm und Klippen hindurchgcsteuert hätten und denen Belgien seine
glänzende Stellung, die es vor dem Kriege einnahm, verdankte. Ausländische
Zeitungen hätten es eine große Nation auf kleinem Gebiet genannt.

Das zweite Kapitel des Buches behandelt die immer wieder und wieder auf»
geworfene Frage, ob Belgien eine wahrhaftige Nationalität sei oder seine Ent»
stehung nur einem glücklichen Zufall, das heißt in diesem Falle wohl lediglich
dem Willen der Großmächte, verdankt. Zwei mächtige Faktoren, die wir sonst
gern zur Einheit eines Staatswesens beitragend zu betrachten gewohnt sind, fehlen
zur Bejahung dieser Frage im ersteren Sinne.
Als geographisches Gebilde genommen, ist Belgien nichts weiter als eine
Fortsetzung Frankreichs ohne natürliche Grenzen und, um mit den Worten
Leopold I. zu reden, „das am meisten ausgesetzte Land Europas".
Der zweite, weit wichtigere fehlende Faktor ist eine einheitliche Sprache nud
Literatur, die ein zweifelloses Erfordernis eines jeden wahrhaft großen nationalen
Staatswesens bedeutet. Die Zweisprachigkeit des Landes und der erbitterte
Kampf zwischen Vlamen und Wallonen, den ja nicht einmal das gewaltige
Schmiedefeuer dieses Krieges hat beseitigen können, vermag natürlich auch der
Verfasser nicht aus der Welt zu schaffen. Als ganz törichtes und geradezu sinn»
loses Beispiel für engste nationale Zusammengehörigkeit trotz der Verschiedenheit
der Sprache wird auf die Vorliebe Friedrichs des Großen für die französische
Sprache und dessen Verachtung der deutschen Literatur seiner Zeit hingewiesen.
Das wesentliche Element einer wahren Nationalität ist für Kurth das Vorhanden»
sein eines gemeinsamen freiheitlichen Regimes mit der Anhänglichkeit an gemein-
same Einrichtungen. Daher erscheint ihm die Forderung administrativer Trennung
als die größte Gefahr für die Einheit des belgischen Staates.
Die vermeintlich schon in den frühesten Zeiten vorhandene nationale
Geschlossenheit des belgischen Volkes aus der Geschichte zu erweisen, ist die Ab»
ficht der folgenden Kapitel, in denen es um des vorgesteckten Zieles willen zu
den wunderlichsten Verrenkungen und teilweis direkt zu platten Albernheiten
kommt. Wir müssen uns mit einem kurzen Überblick begnügen und werden nur die
hauptsächlichsten Ungereimtheiten zur Sprache bringen, um dem Leser zu zeigen,
wie weit der Geist des belgischen Professors sich seiner Theorie zuliebe zu verirren
imstande ist.
„Wir sind nicht ein Volk von gestern, wir sind eine historische Nationalität
mit besonderen Charaktereigenschaften, die sie dem Milieu verdankt, in dem sie sich
entwickelt hat, und den weltgeschichtlichen Dramen, in die sie hineingezogen
worden ist."
Wer erinnert sich nicht jener Stelle im 1. Buche von Caesars Kommentaren
über den gallischen Krieg, wo es heißt: „Omnium ftallorum »uut tort,i»8imi
Vslßlle." Schon damals, meint Kurth, zeigten sich die charakteristischen Züge
belgischer Nationalität. Sie waren eine Mischung zweier Rassen, der keltischen
und der germanischen. In der Zeit der Römerherrschaft habe sich dieses Volk dann
völlig romanisieren lassen, bis der Strom der Völkerwanderung über das Land
dahinbrauste und die römische Kultur hinwegfegte. Nach diesen gewaltigen Er»

eignissen finden wir in den Wohnsitzen zwischen Maas und Schelde das Volk
der Franken, deren König Chlodwig sich am Ende des 5. Iahrhunderts den größten
Teil Galliens unterwarf und damit die weltgeschichtliche Größe des Frankenreiches
begründete. Dieser germanische Chlodwig wird nun von dem Verfasser als reiner
Belgier betrachtet: „Unter seiner Führung eroberten wir ganz Gallien und
gaben die Eigenschaft der Franken allen freien Männern, die es bewohnten." —
Mit demselben Recht werden dann Pippin von Herstal, Pippin der Kurze und
Karl der Große für Belgien in Anspruch genommen. „Sie machten aus unserm
Lande das Zentrum ihres Reiches", behauptet der Verfasser. — Man bedenke,
Pippin der Kurze, der vom Papst Zacharias in St. Denis 754 zum König der
Franken gesalbt wurde, Karl der Große, dessen Lieblingsaufenthalt die Pfalzen
von Aachen und Ingelheim am Rhein waren, dessen Reich vom Ebro bis weit
hinein ins Sachsenland, von den Gestaden der Nordsee bis zur römischen Cam»
pagna reichte und der nur einen ganz minimalen Teil seines Lebens vorübergehend
auf belgischem Boden verbracht hat! — Ie höher wir aber in die Geschichte hinauf»
steigen, um so kühnere und erstaunlichere Behauptungen werden von dem Verfasser
aufgestellt.
„Die Kreuzzüge sind vor allem ein belgisches Werk." — Die Historiker von
Fach werden staunen ob dieser neuen Weisheit. Besonders aber, wenn sie neben
Gottfried von Bouillon Karl V. und Don Iuan d'Austria als belgische Führer von
Kreuzzügen genannt hören. Von den weit berühmteren Unternehmungen eines
Konrads III., Friedrich Barbarossas, der im kleinasiatischen Kalykadmus seine
Heldenlaufbahn beschloß, von denen des Staufers Friedrich II., der neben den
Kronen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und des sizilianischen
Reichs auch die des Königreichs Ierusalem auf seinem Haupte vereinigte, scheint
der belgische Professor wenig gehört zu haben. Allerdings passen sie auch nicht
in den Rahmen der von ihm vertretenen Anschauung.
Höchst sonderbar berührt es, wenn Kurth vom belgischen Volke behauptet,
es habe der Welt Karl V. geschenkt, der stärker als Atlas, das Gewicht beider
Welten getragen habe. Diese eigenartige Schlußfolgerung, daß der Enkel des
Habsburger Marimilian I. und der Sohn der Spanierin Iohanna, der zudem
von den Iesuiten in durchaus spanischem Geiste erzogen war, ein Belgier gewesen
sei, dürfte auch keineswegs allgemeinen Anklang finden.
Warum aber gerade Chlodwig, Karl der Große, der Führer des 1. Kreuz»
zuges und Karl V. als Persönlichkeiten spezifisch belgischer Geschichte reklamiert
werden, warum die Standbilder Karls des Großen in Lüttich und Gottfrieds von
Bouillon in Brüssel sich heute mahnend vor dem belgischen Volk erheben, das wird
uns erst klar, wenn wir an den eigentlichen Schlüsselpunkt der klerikalen
Geschichtsklitterung gelangen, wie sie bei Kurth ihren Niederschlag gefunden lM
Er erledigt sich mit der Frage: „Welches ist das unterscheidend« Merkmal unserer
Nationalität, was hebt Belgien in der Familie der Völker hervor? —" Arbeit»

samleit, Reichtum und Gedeihen, künstlerisches und wissenschaftliches Leben — alles dies findet sich auch bei andern Völkern, alles bis auf eines, das Belgien von Grund auf von allen andern Staaten scheidet — das istdiekatholische Regierung. Und um den geschichtlichen Beweis zu liefern, daß das belgische Volk von jeher der Lehre Iesu Christi (das heißt in diesem Falle, den Lehren der römisch»katholischen Kirche) unverbrüchliche Treue gewahrt hat, dazu müssen die vier vorerwähnten weltgeschichtlichen Persönlichkeiten herhalten, deshalb müssen sie womöglich zu Männern belgischer Geschichte gestempelt werden, damit das Volk den klerikalen Gedanken auch in den welthistorischen Gestalten seiner eigenen Vergangenheit wiedererkenne. So gilt Chlodwig als der erhabene Gründer der ersten katholischen Nation, Karl der Große als der größte aller christlichen Könige, Gottfried von Bouillon als der heldenhafte Stifter der Kreuzzüge und Karl V. als der gewaltige Kämpfer gegen die moderne Ketzerei, den Protestantismus, und den Islam. Daß das alles historisch nicht stimmt, sondern mutwillig zurecht» gestutzt ist, daß zum Beispiel die Geschichte von Chlodwig die entsetzlichsten Ver- brechen und Scheußlichkeiten zu berichten weiß, tritt alles hinter der Frage über die Stellung zur „heiligen" katholischen Kirche zurück. Wer wollte aber auch ein Volk, dessen Erziehung zu neun Zehnteln in den Händen der Geistlichkeit liegt, wahre Historie lehren?! Die gesamte neuzeitliche geschichtliche Entwicke» lung Belgiens seit den Tagen Luthers und Calvins wird durchweg vom Standpunkt der römisch»katholischen Kirche aus bettachtet. Der heroisch« Freiheitskampf der Niederlande, der in der Utrechter Union im Iahre 1579 zur Losreißung der nörd- lichen Provinzen von der spanischen Herrschaft und zur Konsolidierung des protestantischen Staatswesens unter den Oraniern führte, welches im 16. und 17. Iahrhundert trotz seines geringen Umsangs eine so glänzende weltgeschichtliche Rolle gespielt hat, bis Wilhelm von Oramen im Iahre 1688 den Thron Eng- lands bestieg, wird ohne jeden politischen Sinn für die überaus günstigen K?m» binationen, die sich für Belgien aus einem Anschluß an das nördliche Reich ergeben hätten, rein kirchlich beurteilt.

„Da man zwischen einem legitimen und katholischen Herrscher, der zwar mit eisernem Szepter regierte, und einer Unabhängigkeit, die nur in der Ketzerei zu finden war, zu wählen hatte, zauderte man nicht. Die Unabhängigkeit schien zu teuer erkauft, und man kehrte auf d i e Seite zurück, wo man Garantien für die Religion fand. Die Liebe zum katholischen Glauben trug sogar den Sieg über die Liebe zur Freiheit davon. —" Besser als mit diesen Worten, die die Taten Alerander Farneses verherrlichen, der ganz Belgien „dem legitimen Herrscher und dem Katholizismus" zurückgewann, konnte klerikale Geschichtsschreibung ihren wissenschaftlichen Bankrott wohl nicht verkündigen. Dieselbe Verständnislosig» keit für eine andere Weltanschauung findet sich dann bei der Beurteilung Iosephs II., „der, ohne ein ausgesprochener Feind der Religion zu sein, durch die Vorurteile, die die „Philosophen", d. h. die Freidenker ihrer Zeit, in Mode gebracht

hatten, einen völlig verkehrten Geist besaß." Um die Reformpläne dieses Fürsten lächerlich zu machen, wird — welch' grausame Ironie — Friedrich II. von Preußen, der Philosoph von Sanssouci, der königliche Freund Voltaires, dessen Periode die Geschichte nach ihm als das Zeitalter Friedrichs des Großen oder der Aufklärung bezeichnet, angerufen.
Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein. Das katholisch« Regiment an sich muß auch seine Eristenzberechtigung beweisen. Wie könnte es das besser, als durch den Hinweis auf ein unter seinem Szepter blühendes und reiches Land! Es gilt, die „Legende" von der wirtschaftlichen Unterlegenheit der katholischen unter die protestantischen Staaten zu zerstören. Mit blutigem Hohn wird dieses „Märchen der Handlungsreisenden und freidenkerischen Schulmeister" behandelt. Ach, wenn nur seine Richtigkeit damit aus der Welt zu schaffen wäre!
„Wir sind heut die fünfte wirtschaftliche Macht der Welt. Wir werden nur überragt von England, Deutschland, den Vereinigten Staaten und Frankreich. Wir übertreffen große Nationen wie Österreich, Rußland, Italien."
Man kann zunächst die Frage nach der Richtigkeit dieser triumphierenden Behauptung gänzlich unbeantwortet lassen. Denn ob Belgien die fünfte oder sechste Stelle im wirtschaftlichen Leben der Völker einnahm, ist für die Lösung des vorliegenden Problems völlig belanglos. Die geschichtlich bis zur Evidenz l>«» wiesene Tatsache jener von Kurth so befehdeten These wird durch das Beispiel Belgiens nicht im geringsten berührt. Ihre Richtigkeit erweist sich vielmehr selbst noch aus den Worten des Gegners. Unter den vier von Kurth aufgeführten ersten wirtschaftlichen Mächten der Welt sind England, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nord»Amerika die führenden protestantischen Nationen, die somit also an der Spitze der gesamten Weltentwicklung überhaupt marschieren. Von den drei großen Staaten, die in wirtschaftlicher Beziehung von Belgien angeblich übertroffen werden, ist kein einziger als protestantischer zu bezeichnen, wohl aber zwei als katholische. Das halbasiatische Rußland mit seinem griechisch»orthodoren Bekenntnis hat aus dem Rahmen dieser Betrachtung gänzlich auszuscheiden. Ebenso erfordert die französische Republik, die sich öffentlich von der römisch»katho» lischen Kirche losgesagt hat, für diese Frage eine wesentlich andere Beurteilung. Noch weit ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis, wenn auch die katholischen Staaten Spanien und Portugal in den Kreis der Betrachtung hineingezogen und mit dem emsigen Holland und den nordischen Nationen in Vergleichung gesetzt werden. Man sollte also etwas vorsichtiger und zurückhaltender in der Kritik so wohl fundierter Lehrsätze, wie der von der Überlegenheit der protestantischen Staaten über die katholischen, sein. Anmaßung allein besitzt noch keine Beweis» kraft. Die wirtschaftliche Blüte Belgiens vor dem Weltkriege bedeutet »och keine Widerlegung jener aus jedem Blatt der Geschichte der Neuzeit so klar hervor» gehenden Tatsache, sondern beweist höchstens, daß ein Staat unter so günstigen industriellen und kommerziellen Bedingungen wie Belgien, trotz seines aus-

gesprochenen Klerikalismus, durch den Fleiß und Gewerbesinn seiner Bewohner sich im Reigen der Völker wohl einen ehrenvollen Platz an nachgeordneter Stelle erwerben kann.
Wie gänzlich unfähig klerikale Geschichtsschreibung in der Beurteilung auch der Strömungen der Gegenwart ist, davon erhalten wir ein anschauliches Bild in dem letzten Kapitel des Kurthschen Werkes, das sich mit dem gegenwärtigen Belgien, das h«ißt dem Belgien vor dem Weltkriege, beschäftigt.
Die so außerordentlich gepriesene „katholische Regierung", die den Inbegriff des Heils für Belgien darstellen soll, ist erst verhältnismäßig neueren Datums. Ihr Geburtstag ist der 10. Iuni 1884. Bei der Niederschrift dieses Datums zittert dem Verfasser, wie er sagt, die Feder. Ihre Bestätigung hat sie durch die Wahlen des 2. Iuni 1912 erhalten. Vor jenem denkwürdigen Tage gab es in Belgien eine liberale Regierung, die durch liberale Marimen, besonders durch die Vorlage von Gesetzen, die die Erziehung des Volkes aus den Händen der Klerisei in die des Staates legen sollten, dem klerikalen System Einhalt zu gebieten ver- suchte. Leider vergebens. — Unter den vier Frauengestalten an der Colonne du Congrös in Brüssel, die die vier Grundfreiheiten der belgischen Verfassung symbo» lisieren sollen, befindet sich auch eine, die die Freiheit der Lehre verkörpert. Sie ist zweifellos diejenige von ihnen, die ihren Sinn am wenigsten erfüllt. Denn Freiheit der Lehre bedeutet für katholische Auffassung natürlich nur die un» gehinderte Freiheit der Kirche auf diesem Gebiet, jeder noch so bescheidene Ver» such von anderer Seite in dieser Beziehung wird als Entchristlichung des Volkes verschrieen und von vornherein unmöglich gemacht. So hat sich denn ja auch Belgien bis zum Ausbruch des Krieges eines Erziehungssystems zu erfreuen gehabt, das an geistlicher Beeinflussung nichts zu wünschen übrig ließ. Die Iesuiten, die Brüder von den christlichen Schulen, die Ursulinerinnen und andere Orden haben sich brüderlich in die Knaben» und Mädchenerziehung geteilt. Die Lage der weltlichen Lehrerschaft war eine geradezu erbärmliche. Universitäts» professoren erhielten Gehälter, für die unsere preußischen Volksschullehrer lieber Steine klopfen würden. Der Erfolg oder vielmehr Mißerfolg ist ja dann auch nicht ausgeblieben, wovon das weitverbreitet« Analphabetentum ein beredtes Zeugnis ablegt. Es gibt kleine ländliche Gemeinden, in denen 30 Prozent der Einwohner nicht lesen nnd nicht schreiben können. Den Geist der den Kindern verzapften Wissenschaft zu künden, erübrigt sich. Wer Interesse dafür hat, mag nur einmal in den üblichen für die Schule bestimmten Leitfäden und Lehrbüchern blättern.
Trotz diesem mit so vielem Aufwand betriebenen klerikalen System oder viel» leicht gerade deshalb, ist Belgien ein Hort des Sozialismus geworden und mit Schmerz muß der klerikale Gelehrte gestehen, daß es heute zwei Belgien gibt. Das eine, das dem Glauben der Väter treu geblieben, und das andere, das den anti» christlichen Lehren erlegen ist.

in klerikaler Beleuchtung Werner Köhler
Welche tiefgründigen politischen Anschauungen der Lütticher Geschichts» Professor hegt, geht daraus hervor, wenn es von den beiden großen Partei- lichtungen des modernen Konstitutionalismus, dem Liberalismus und dem Sozia» lismus, kurzweg heißt: „Der Liberalismus ist die Revolution zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft, der Sozialismus ist die Revolution zum Nutzen der Volksmassen."
Als besonderes Verdienst wird es der katholischen Regierung angerechnet, daß sie sich fortgesetzt von dem Geist d«r beiden berühmten Enzykliken des Papstes Leo XIII., der NuevKIiKg, InuuurtHle vei vom 1. November 1885 und der Vue^IllillH Ilerum uovarum vom 15. Mai 1891, habe inspirieren lassen.
So stellt das Buch Kurth's ein Musterbeispiel klerikaler Anschauung des geschichtlichen und politischen Lebens dar. Es versucht jenen dogmatischen Grund» satz der katholischen Kirche: Nxtr», eeczlesiaiQ llulls, «alu», außerhalb der Kirche kein Heil, auch auf das Staatsleben zu übertragen, indem es die weitverzweigten Anforderungen moderner Eristenz einzig und allein von kirchlichen Gesichtspunkten aus gelöst und geregelt wissen will. In dieser geflissentlichen Verschiebung und falschen Beleuchtung historischer Tatsachen, in der Verständnislosigkeit für andere Anschauungen und dem Nichtanerkennenwollen der Forderungen des Tages, weil man von der eigenen Unfehlbarkeit überzeugt ist, liegt natürlich eine un» geheure Gefahr auch für die politische Eristenz eines Volkes. Die klerikale Regie» rung Belgiens hat angesichts dieses gewaltigen Krieges, der schon jahrelang, man kann sagen fast ein Iahrzehnt, wie eine dunkle Wolke über den Völkern Europas hing, bewiesen, daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wußte. Das Feuer, mit dem man so leichtfertig spielte, ist zur Katastrophe geworden. Das Schwert der Vorsehung, dessen man als das auserwählte Volk Gottes und der Kirche so sicher zu sein glaubte, hat sich als Richtschwert wider das eigene Land gekehrt. Es bewahrheitet sich auch hier im Großen das Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten."
Es ist unendlich viel über die belgische Neutralität geschrieben worden.
Mehr als alles Aktenmaterial beweisen Tatsachen. Ein drastisches Beispiel davon gibt der österreichische Offizier und Dichter Rudolf Hans Bartsch in seinem Buch: «Das deutsche Volk in schwerer Zeit":
„Als Walhaem, das Antwerpener Fort, unter dem Feuer der österreichischen 30,5 Mörser zusammenknickte, war die gesamte Besatzung mit nichts anderem als mit französischen Lebelgewehren und französischer V»Munition versehen. Zeugen- aussagen bewiesen, daß dies schon seit Kriegsbeginn so gewesen sei."
Was bedarf es da weiterer Zeugnisse, wo so unwiderlegliche Beweise vor» handen sind? Belgien hat das Schicksal getroffen, das es durch seine verblendete Politik selbst heraufbeschworen hat.
3.N

Professor Dr. Konrad W. Iurisch:

Soll der Vußtag während des Krieges bestehen bleiben?

Es waren zwei schwere Feiertage, die im Kriegsjahre 1915 auf den 17. und> 21. November fielen: Bußtag und Totensonntag, mit nur drei Werk- tagen dazwischen. Mit Ausnahme der Morgenzeiwng gab es keine gewohnte Nach» richtenübermittelung. Die größten Ereignisse konnten in der Welt eingetreten sein^ ohne daß die Allgemeinheit von ihnen etwas erfuhr. Die Volksgenossen stehen im Kampf auf drei großen Kriegsschauplätzen: Alle Pulse des Herzens der Daheimge» bliebenen schlagen mit den Kämpfern, in fieberhafter Erregung und Spannung ihren Ruhm und ihre Leiden wenigstens in der Vorstellung teilend. Und da sollen wir nun plötzlich alle Teilnahme an den Vorgängen der Welt von uns abstreifen^ und nach frommer Väter Art Einkehr in uns selbst halten, bloß weil Feiertag im Kalender steht, wie in Friedenszeit?

Mitten im fortschreitenden Kriege einen solchen Bußtag feiern zu müssen, wird von vielen als ein lästiger Zwang empfunden, weil das ganze Volk ja dauernd in ernster Stimmung ist, und täglich ein jeder sich prüft, wie er seine Pflicht er» füllen kann, alle seine Kraft für das Vaterland nutzbar zu machen. Bei dauernder Buß» und Bettagstimmung braucht nicht ein in Friedenszeit kalendarisch be» stimmter Tag besonders gefeiert zu werden.

Eine ganz andere Bedeutung hatten die einmaligen Buß» und Bettage im Preußischen Staat am 27. Iuni 1866, am 27. Iuli 1870 und an einem der ersten Tage des August 1914 am Beginn großer Kriege. Freudig folgte das ganze Volk dem Rufe seines Königs, um an der Schwelle unbekannter großer Ereignisse in innerlicher Vertiefung den Entschluß zu fassen, alle Kräfte daran zu setzen, um den bevorstehenden Krieg zum guten Ende zu führen.

Gern feiern wir Feste aus natürlichen Ursachen, die schon unsere Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit gefeiert haben, wie Frühlingsanfang, Sonnwendfeste^ Erntedankfest und Neujahrstag, und lassen die Bedeutung, welche die christliche Kirche ihnen beigelegt hat, gern gelten, denn vielen Volksgenossen mag die neue Bedeutung lieber sein, als die alte. Gern feiern wir Feste, die an große geschicht» liche Ereignisse erinnern, wie den Charfreitag zur Erinnerung an die grausame Hinrichtung Iesu Christi durch den römischen Statthalter Pontius Pilatus, das Reformationsfest und die Tage herrlicher nationaler Siege, denn sie stärken und erheben die Vaterlandsliebe in der heranwachsenden Ingend.

Aber weshalb feiern wir den Bußtag? Kein alter Brauch aus heidnischer Vorzeit hat zu ihm geführt; kein geschichtliches Ereignis eines vergangenen ruhm»

vollen Tages oder eine Glaubenshandlung gilt es in der Erinnerung wach zu
halten; — bar aller inneren Berechtigung (abgesehen von Pastoralen Erwägungen)
und nationaler Notwendigkeit wird der Bußtag gefeiert.
Kirchliche Feste sind ja fast niemals aus dem Bedürfnis des Volkes heraus
geschaffen worden, sondern aus dem Wunsche der Geistlichen, sich selbst und ihre
Amtstätigkeit in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken, und
das Volk daran zu erinnern, daß die Kirche die Macht besitzt, in die bürgerlichen
Verhältnisse bestimmend einzugreifen, und diese Macht fühlbar zu machen. Der
alte Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht, der dem deutschen Volke schon
soviel Blut gekostet hat, ist immer noch nicht ausgefochten.
Bis 1773 hatten die kirchlichen Behörden der verschiedenen Konfessionen sehr
zahlreiche Buß» und Bettage eingeführt, wesentlich zu rein kirchlichen Zwecken, mit»
unter auch zu Zwecken der öffentlichen Wohltätigkeit. Aber wie gering ist der
Ertrag der Peters» und Kirchenpfennige im Vergleich zu den gewaltigen Summen,
die das Volk aufbringt, wenn es sein muß!
Diesem Wirrwar machte Friedrich der Große ein Ende durch sein
Ediktvom 28. Ianuar 1773 wegen Einschränkung der Feiertage in den
evangelisch-reformierten und lutherischen Kirchen, von ihm selbst und vonZedlih
und Dörnberg unterzeichnet.*) Hiernach gab es in Preußen bloß noch folgende
Fest» und Feiertage:
») den Neujahrstag,
b) den ersten und zweiten Tag von Weihnachten, Ostern und Pfingsten,
c) den Karfreitag,
6) den Bußtag am Mittwoch nach Iubilate (zwischen Ostern und Pfingsten,
der auch ein katholischer Bettag ist).
Die sogenannten dritten Feiertage der großen Feste, der Gründonnerstag und
alle bis dahin gefeierten Buß», Bet» und Festtage sollten fortfallen und einfache
Werktage werden. Das Fest der Himmelfahrt Christi sollte vom Donnerstag auf
den nächstfolgenden Sonntag verlegt und mit diesem gefeiert werden.
Hiermit hatte FriedrichderGroße eine für lange Zeit, zum Teil noch
heute geltende Feiertagsordnung geschaffen.
Der Bußtag mitten in der hoffnungsfreudigsten Iahreszeit zwischen Ostern
und Pfingsten wurde aber den Landwirten in der richtigen Feldbestellung hinder-
lich, und auch für Abhaltung der Iahrmärkte und der Leipziger Messe störend. Man
versuchte, den Bußtag in eine Iahreszeit zu verlegen, in welcher er weniger hinder»
lich wäre. Vorgeschlagen wurde der Mittwoch nach Estomihi (Aschermittwoch,
Kabinettsordre vom 30. Iuli, veröffentlicht am 5. September 1805); Mittwoch
*) Sammlung Preußischer Gesetze und Verordnungen von Raube. Halle 1822, über da»
Jahr 1773.

nach Invokavit, der erste Mittwoch nach Martini (zugleich als Erntedankfest), oder ein noch späterer Tag im Iahre").

Durch diese Bemühungen wurde der Feierlichkeit des Bußtages Abbruch getan. Die bestehende Feiertagsordnung wurde zweifelhaft. Außerdem waren in den 1815 neu erworbenen Landesteilen andere Buß» und Bettage üblich, sodaß wieder die Notlage eintrat, wie in dem kleineren Preußen vor 1773.

Deshalb bestimmte die Kabinettsverfügung'*) Friedrich Wilhelms III. vom 25. März 1817'**), welche den Erlaß des Ministeriums des Innern vom 31. März 1817 zeitigte, daß in ganz Preußen nur ein Buß» und Bettag gefeiert werden sollte, nämlich am Mittwoch nach Iubilate. Dieser Erlaß, der das Edikt von 1773 er» neuerte, galt für die acht (alten) Provinzen Preußens bis 1893.

In auffallendem Widerspruch zu den letzterwähnten Bestimmungen verlieh die Dienst»Instruktion für die Provinzialkonsistorien vom 23. Oktober 1817, unterzeichnet: Friedrich Wilhelm und Fürst Hardenberg, den Provinzialkonsistorien die Befugnis, kirchliche Buß» und Bettage einzurichten.

Der Widerspruch erklärt sich zwanglos aus der Notwendigkeit des Nach» gebens, um die damals angestrebte Union zwischen Reformierten und Luthe» ranern zur allgemeinen evangelischen Landeskirche in Preußen durch- zuführen, 1817.

Die Provinzialkonsistorien machten von der ihnen erteilten Befugnis nur mäßigen Gebrauch. Denn sie unterstanden dem durch Königlichen Erlaß vom 3. November 1817 eingerichteten Königlichen Ministerium der geistlichen, Unter- richts» und Medizinalangelegenheiten in Preußen, welches die staatliche Aufsicht ausübte. Denn die Einrichtung von Buß», Bet» und Dankfesten gehört in das- jenige Gebiet der Religionsübung der Kirchengemeinschaften, welches in Preußen nach dem Allgemeinen Landrecht, II. Teil, Titel 11, 8 32 der Oberaufsicht des Staates unterworfen ist. Den kirchlich anberaumten Feiertagen stand daher nicht von selbst der staatliche Schutz des Verbots von öffentlichen Lustbarkeiten und Werktagsarbeit zur Seite. Dieser Schutz wurde nur dem Bußtage am Mitt» woch nach Iubilate gewährt, und durch Kabinettsordres vom 14. März 1818 und vom 26. Februar 1837 eingeschärft. (Auch durch den Ministerialerlaß vom 4. März 1826, in Kamptz's Annalen.)

Immerhin konnte das Allgemeine Kirchenblatt für das evangelische Deutsch- land 1853, Seite 563 in 28 evangelischen Ländern Deutschlands 47 Bußtage an 24 verschiedenen Tagen des Iahres aufzählen.

') Pischon, Über Nuß» und Benage. Berlin 1873. Raub. S. 45 u. fg.

") Während ordmmgsmähig veröffentlichte Kabmettsordres damals al» Gesetze galten, wurden die ssabmettsverfügungen gewöhnlich nur handschriftlich verbreitet.

"') Amtsblatt der Königl. Reg. ,u Potsdam, Nr. 16 vom 18. April 1817.

Durch die Preußische Verfassungsurkunde vom 31. Ianuar 1850, Artikel 15, verblieb den Religionsgemeinschaften das Recht, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Dieses Recht ging auch auf die 1866 angegliederten neuen Provinzen Schleswig»Holstein, Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt a. M. über. Wenn auch dieser Artikel durch das Gesetz vom 18. Iuni 1875 (G. S. 259) aufgehoben wurde, so blieb doch der Zustand bestehen, daß außer dem einen Bußtage in den acht alten Provinzen am Mittwoch nach Iubilate andere Bußtage in den neuen Provinzen gefeiert wurden. Um hierin Ordnung zu schaffen, konnte verfassungs» gemäß nur der Weg der Gesetzgebung eingeschlagen werden.

An den sehr umfangreichen Vorarbeiten dazu beteiligten sich: die deutsche evangelische Kirchenkonferenz vom Iuni 1852, welche als wünschenswert bezeichnete: 1. daß im evangelischen Deutschland ein gemeinsamer Bußtag gefeiert werde; 2. daß das Kirchenregiment dafür einen der letzten Freitage im Jahr wählen möchte; — ferner die deutschevangelische Kirchenkonferenz zu Eise» nach 1878 und die drei großen ordentlichen Generalsynoden der evangelischen Landeskirche Preußens 1879, 1885 und 1892.

Nach diesen gründlichen Besprechungen während 40 Iahren kam endlich dasPreußischeGesctzvom 12. März 1893 zustande, welches in ganz Preußen nur einen Bußtag festsetzte, und zwar am Mittwoch vor dem letzten Trinitatis»Sonntage, der in den November fällt. An diesem Mittwoch im November wird seitdem der Bußtag gefeiert.

Trotzdem dieser Tag in die Iahreszeit fällt, in welcher seine Feier weder die Landwirtschaft noch die Iahrmärkte behindert, so erregt die Feier dieses Bußtages bei vielen Volksgenossen doch ernste Mißstimmung. Der Grund dafür liegt darin, daß der Bußtag ein künstliches Gebilde ist, ohne irgendwelche Anknüpfung an ein Ereignis von nationaler oder kirchlicher Bedeutung. Die pastorale Erwägung, daß es stets gut für die Menschen sei, Einkehr in sich selbst zu halten und Buße zu tun, ist bei einem ernsten, arbeitsamen, mündigen Volke, wie dem preußischen, das besonnen seine Pflicht erfüllt, kaum mehr berechtigt. Das preußische Volk braucht nicht mehr vom Kirchenregiment zu besonderer Buße an einem bestimmten Tage angehalten zu werden. Es hält fortdauernd Einkehr in sich selbst, und ist auch an Werktagen nicht außer sich. Die Buße ist ein persönliches Erleben; wenn sie kommandiert wird, so verliert sie ihren inneren Wert und wird zum Schau- gepräge.

Wahrscheinlich aus der weitverbreiteten Mißstimmung über den obrigkeit» lich auferlegten Bußtag, für den im Volk nur sehr spärliches Bedürfnis vorhanden ist, hat sich im Volk — vielleicht angeregt durch die angeführten Kabinettsordres von 1818 und 1837, während das Edikt von 1773 vergessen war — eine häßliche Legende gebildet, welche den Bußtag in Verbindung bringt mit dem Versprechen des Königs FriedrichWilhelms III. vom 22. Mai 1815, die Provinzial»

stände wiederherzustellen. Diese Zusage wurde vom preußischen Volke aufgefaßt
als ein Versprechen, daß der König dem Volke eine Verfassung gewähren werde
als Belohnung für die unvergleichlichen Anstrengungen von 1807 bis 1815. Ie
länger die ersehnte Erfüllung dieses Wunsches durch die beständig dazwischen
tretenden, geschichtlich bekannten Ereignisse sich verzögerte, um so mehr wuchs die
Enttäuschung und Erbitterung, bis sie 1848 zur Revolution führte.

Die gedachte Legende hat die preußische Verfassung vom 31. Ianuar 1850
überdauert, da ja der Bußtag weiter bestand. Wir führen den Inhalt der Legende
nicht an, weil jede Spur eines urkundlichen Nachweises fehlt, daß der durch
Friedrich den Großen 1773 eingerichtete Bußtag in irgend welchem
Zusammenhange mit dem Königswort vom 22. Mai 1815 stehe. Die Entstehung«»
und Entwicklungsgeschichte des Bußtages ist so durchsichtig klar, daß an keiner
Stelle die Legende anknüpfen könnte. Sie ist ein aus Mißstimmung geborenes,
freierfundenes Märchen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Legende zu
begraben.

Nachdem so das Unheil mancherlei Art geschildert worden ist, welches der
überflüssige Bußtag seit seinem Bestehen angerichtet hat, kann auch der Zweck
dieser Zeilen ausgesprochen werden: Diese Zeilen sollen die preußischen gesetz»
gebenden Faktoren dazu anregen, das Gesetz vom 12. März 1893 entweder auf-
zuheben oder abzuändern, um den überflüssigen Bußtag entweder zu beseitigen,
oder, wenn dies nicht angängig sein sollte, ihn wenigstens auf einen Sonntag
zu verlegen.

Dieser Wunsch ist durchaus nicht unerhört oder ruchlos. Schon in der Vor»
bereitung des Edikts Friedrichs des Großen sprach der Konsistorialrat
Diterich, Mitglied des Königl. Oberkonsistoriums, am 21. Iuli 1770 seine
Meinung dahin aus, daß alle Buß» und Bettage ohne Schaden abgeschafft werden
könnten (Pischon, l. c. S. 35). Ihm schloß sich auch der weltliche Beisitzer
vonIrwingan.

Die bloße Verlegung des Bußtages auf einen Sonntag kann erst recht keinen
Bedenken begegnen, denn seit seinem Bestehen wurde er zwischen Ostern und
Pfingsten als so lästig empfunden, daß man seine Verlegung in den Spätherbst
anstrebte und schließlich auch erreichte. Friedrich der Große hat ja auch
nicht gezögert, durch sein Edikt von 1773 sogar die Feier der Himmelfahrt Christi
vom Donnerstag auf den nächstfolgenden Sonntag zu verlegen.

In einer Eingabe des Kreisdeputierten des zweiten Ierichowschen Kreises
von Byern an die Königl. Regierung zu Potsdam vom 1. Februar 1810
(Pischon, l. c. S. 47) wurde berechnet, daß die Feier des Bußtages am Mitt<
woch nach Iubilate eine Einbuße an landwirtschaftlichen Werten im damaligen
kleinen Preußen verursachte, welche um mindestens 150 000 Taler im Iahre größer
war, als sie sein würde, wenn der Bußtag auf einen kurzen und kalten Herbst»

Krieges bestehen bleiben? Konrad W. Iurisch
oder Wintertag verlegt wäre. Gegenwärtig aber kann der wirtschaftliche Verlust
des preußischen Volkes durch das Verbot werterzeugender Arbeit am Bußtage im
November bereits auf einige Millionen Mark im Iahre geschätzt werden. Sind
wir so übermäßig reich, um solchen Verlust einer Einbildung wegen zu tragen?
Sicherlich ist der Wert aufrichtiger Buße an einem Wochentage nicht größer, als
am Sonntage.
In einer Zeit, in der wir gezwungen sind, die Dauer des Tages durch Ein-
führung der Sommerszeit vom 1. Mai bis 30. September um eine Morgenstunde
zu verschieben, d. h. praktisch zu verlängern, damit des Abends an Beleuchtungs»
Material gespart werden kann, können wir doch unmöglich Millionen verschwenden,
indem wir die Quelle des preußischen Reichtums, nämlich die Arbeitskraft des
preußischen Volkes, einen ganzen Tag lang ausschalten! Und das nur, um ein
Bedürfnis zu befriedigen, welches ebenso gut auch an einem Sonntage befriedigt
werden kann!
Für die Verlegung des Bußtages kommt zuerst der nächste Sonntag, also der
letzte Trinitatis»Sonntag (Totensonntag) in Frage. Da dessen Kalenderstelle aber
vom Osterfest abhängt, und man schon seit langer Zeit eine Festlegung des Öster»
festes anstrebt, so wäre es zweckmäßig, den Bußtag z. B. mit de«
dritten Sonntag im November zu vereinigen, ihn also vom Osterfest
unabhängig zu machen.
Vielleicht könnte man beim Friedensschluß vom Papste die Festlegung des
Osterfestes erlangen, und damit würden die kirchlichen Feste endlich zur Ruhe
kommen.
Die Bestrebungen, das Osterfest auf etwa den 6. April festzulegen und den
Kalender so einzurichten, daß dieser Tag immer auf einen Sonntag fällt, reichen
schon weit zurück. Einige der neuesten Vorschläge werden besprochen in der
Zeitschr. f. Technischen Fortschritt Nr. 4 v. 23. Mai 1916, S. 112; in der B. Z.
am Mittag v. 18. Iuni und v. 20. Iuni 1916.
Herr Geheimer Rat Professor Dr. Wilhelm Foerster, der sich beson-
ders um die Kalenderreform bemüht hat, fand in der Römischen Kurie verständnis»
volles Entgegenkommen für die Wahl des ersten Sonntags nach dem 6. April als
Ostertag, unter Beibehaltung des Gregorianischen Kalenders.
Die Frommen aber, welche durchaus an einem Bußtage in der Woche fest»
halten wollen, mögen an das Bibelwort denken: Sechs Tage sollst du arbeiten,
und am siebenten ruhen. Also fort mit dem Bußtage aus der Arbeitswoche!
Während die Verlegung des Bußtages aus dem Frühling in den Herbst»
monat 40jährige Besprechungen erforderte, darf man hoffen und wünschen, daß
die hier angeregte kleine Verschiebung vom Mittwoch auf den vorhergehenden oder
nachfolgenden Sonntag etwas rascher erreicht werde. Denn gerade während des
gegenwärtigen Krieges sind die Gründe dafür klar, dringend und zwingend. Das
Heer hat auch keinen Feiertag!

Aus der Geschichte des Bußtages und seinen Begleiterscheinungen lassen sich manche gute Lehren ziehen. Die wichtigste davon, welche die übrigen enthält, ist wohl folgende:

Ein Volk, welches die Schrecken des dreißigjährigen Krieges 1618—1648 überstanden hat, welches die drei Schlesischen Kriege 1740—1763 aushalten konnte, welches den Zusammenbruch 1806—1807 in eine Neugeburt verwandelte; ein Volk, welches sich durch seine stille Sammlung 1807—1813 und dann durch die bis dahin noch niemals erlebten Anstrengungen und Leistungen während der Freiheitskriege 1813—1815 selbst mündig sprach, aber doch gezwungen war, die so lange vorenthaltene Verfassung 1848 sich gewaltsam zu ertrotzen; ein Volk, welches die großen Kriege 1866 und 1870—1871 ruhmvoll zu Ende führte, und welches endlich jetzt siegreich in dem furchtbarsten Kriege sich bewährt, den die Welt je erlebt hat, — ein solches Volk darf zuversichtlich darauf rechnen, daß ihm während oder gleich nach dem Kriege ein größeres Maß politischer Freiheit und an Selbst» bestimmungsrechten gewährt werden wird, als es bisher besaß. Die durch Nicht-beachtung der Wünsche des Volkes 1815—1848 begangenen Fehler dürften sich nicht wiederholen. Auch die verhältnismäßig harmlose Legendenbildung, die sich an den die persönliche Freiheit beschränkenden Bußtag knüpfte, dürfte nicht mehr wiederkehren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. A. Riedler:

Emil Rathenau und das Werden der Groß-wirtschaft.')

Familien» und fachliche Beziehungen.

Im Bereiche wissenschaftlicher, technischer und wirtschaftlicher Leistungen haben persönliche Beziehungen außerhalb des eigentlichen Arbeitsgebietes, ins-besondere die Familienbeziehungen, nur wenig Bedeutung, sie können die Werke in ihrem Wesen nicht beeinflussen. Im Gegensatz zur Kunst: Die Namen Faust und Goethe, Tasso und Weimar, Isolde und Wesendonck stehen in untrennbarem Zu-sammenhang. Die Werke des künstlerischen Genius sind mit der Persönlichkeit

*) Im Springerschen Verlage in Berlin erscheint demnächst eine ausführliche Würdigung de» jüngst verstorbenen Bahnbrechers der elektrotechnischen Industrie, Geh. Bäumts Emil Rathenau, cm» der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters Geh.»Rat Riedler. Mit Genehmigung des Verfasser» und des Verlages bringen wir nachfolgenden Vordruck aus dem ungewöhnlich fesselnden Buche. Ne Redaktion.

und der Umwelt ihres Schöpfers durch zahllose Fäden verknüpft, und viele leiten
zugleich in das tiefere Verständnis der Werke hinein.
Die Werke der Technik können nicht mißverstanden werden, ihr Wesen und
Werden ist jedem Sachkundigen verständlich, sobald sie ihrem Zwecke dienen.
Die menschlichen Beziehungen im ereignisreichen Leben eines schöpferischen
Geistes würden zwar auch im Bereich der Technik viel Interesse bieten, aber nur da»
durch, daß sie das Bild der äußeren Verhältnisse durch einige Züge vervollständigen.
Rathenau war ganz in preußischer Einfachheit aufgewachsen. Ein Großvater
von ihm mütterlicherseits, zugleich der Großvater des Professors Karl Liebermann,
eines der Bahnbrecher der Anilinindustrie, und des Malers Mar Liebermann, war
ein Pionier der industriellen Betätigung in Preußen; er führte den Kattundruck mit
Maschinenbetrieb ein, der vor der Kontinentalsperre rein englisch war. Sein Er»
folg war groß; er wurde einer der reichsten Leute, und eine Talermillion war da-
mals ein Bleichrödervermögen. Er scheint auch ein höchst selbstbewußter Herr ge»
wesen zu sein. In Teplitz dem König Friedrich Wilhelm III. vorgestellt, nannte
er sich „der Liebermann, der die Engländer vom Kontinent vertrieben hat". Der
Vater Rathenaus war Kaufmann, erlitt beim Brand von Hamburg große Verluste
und hat seinen Kindern kein erhebliches Vermögen hinterlassen, nur ein großväter»
liches Erbteil hat Rathenau das Hochschulstudium ermöglicht.
Wesentlich für die hier zu betrachtenden Verhältnisse ist der Einfluß seines
Sohnes Walther. Hierfür fehlt mir der Nachweis, die Gelegenheit war zu selten,
diesen Einfluß am Werk zu sehen. Es ist aber meine Ueberzeugung, daß das Han»
deln Rathenaus in wichtigen Fragen von seinem Sohne mitbestimmt wurde, und
Einzelheiten hierzu würden das Lebenswerk Rathenaus noch näher kennzeichnen.
Ich habe mich wiederholt bemüht, hierüber Aufschluß zu erlangen, aber vergebens.
Ich kann daher nur auf diese Lücke in der Darstellung hinweisen.
Ich wollte, ich wäre imstande, die sachlichen Besprechungen beider anschaulich
wiederzugeben, die halben und Viertelsätze, in denen Subjekt, Objekt oder Zeit»
wort oder auch mehreres fehlte. Vieler Worte brauchte es aber nicht, sie verstanden
sich beide vollständig, auch durch bloße Andeutungen, und dabei handelte es sich
immer, soweit ich Zeuge solcher Besprechungen war, um wichtigste Angelegen»
heiten.
Die fachlichen Beziehungen Rathenaus zu vielen Personen, mit denen er
neue Gedanken optimistisch besprach, kommen hier nicht in Betracht; die waren nur
Erörterungen neuer Möglichkeiten und Pläne, Vorspiel für Vereinfachungsarbeit,
sein Denken und Handeln haben sie kaum beeinflußt, sie waren vergessen, wenn
Rathenau allein und pessimistisch an die verantwortliche Gestaltung herantrat.
Auch meine persönlichen Beziehungen zu Rathenau waren vielfach ähnlicher
Art; sie sind hier noch kurz zu erwähnen, nicht, als ob sie von Bedeutung wären,
sondern nur als Beleg dafür, daß ich tatsächlich in der Lage war, Wichtiges in un»

mittelbarer Nähe zu sehen. Einige Episoden werden zur Kennzeichnung seiner
Eigenart beitragen.
Seit 1871 habe ich zu Rathenau ununterbrochen in Beziehung gestanden und
bin ihm unter verschiedensten Umständen näher gekommen: als Belehrungsuchen»
der, als befragter Berater, als Konstrukteur und Erfinder, als Besteller und als
Befreundeter, mit dem man auch intime Dinge rückhaltlos bespricht, aber nie als
bezahlter Sachverständiger oder Gutachter. Die Beziehungen sind immer freund»
schaftlich geblieben, über vierzig Iahre lang, die großen Meinungsverschieden»
heiten haben nie gestört, weil keiner den anderen überreden wollte und jeder völlig
unabhängig war.
Wiederholt bot sich Gelegenheit zu gemeinsamen Reisen, und besonders Aus»
landsreisen gaben Anlaß zu tagelangen fachlichen Unterhaltungen, technischen wie
finanziellen. Mehrere seiner großen Schöpfungen lernte ich von den ersten An-
regungen bis zur vollen Entwicklung genau kennen.
Rathenau kennzeichnete bei solchen Besprechungen auch viele Persönlichkeiten
und treibende Kräfte des technischen, wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens ganz
rückhaltlos. Die Erinnerungen an solche Gespräche würden höchst lehrreich« Bei»
träge liefern zur Geschichte unserer Zeit, würden manche Erfolge beleuchten und
manche Trauerspiele oder auch Satyrspiele vor Augen führen, die sich im Hinter»
grunde der Wirtschaftsgeschichte abspielten. Davon gehört nichts in die Oeffent»
lichkeit, und viele der handelnden Personen sind nicht mehr unter den Lebenden.
Meine geschäftlichen Beziehungen zu Rathenau standen in Zusammenhang
mit der Ausführung mehrerer maschinentechnischer Neuerungen, insbesondere
raschlaufender Maschinen, als diese noch neu waren, raschlaufender Bergwerks»
pumpen mit unmittelbarem elektrischem Antrieb. Den elektrischen Teil mehrerer
großer Anlagen habe ich bei der ^Ntt bestellt, die der Neuerung großes Interesse
entgegenbrachte, das bei anderen fehlte. Besteller bin ich dadurch geworden, daß
mir auch die materielle Verantwortung für die neuen Konstruktionen zufiel. Alles
wickelte sich nach gewöhnlichen Geschäftsgepflogenheiten durchaus erfolgreich ab.
Die ^Ntt hat später diese Bauart schnellaufender Pumpen, „Erpreßpumpen"
genannt, erworben. Weitere Mitarbeit ist daraus für mich nicht erwachsen.
Seit meiner Uebersiedlung an die Berliner Hochschule, Ende der achtziger
Iahre, konnte ich ständig mit Rathenau auftauchende technische und wirtschaftlich«
Fragen besprechen. Mehrmals hat Rathenau Entscheidungen in dem Sinne ge»
troffen, wie ich ihn überzeugen konnte. Hierzu einige Beispiele:
Als sich der Bedarf an Großgasmaschinen einstellte, galten die Zweitakt»
gasmaschinen als die Maschinen der Zukunft, während die Viertaktmaschinen in»
folge von Fehlern bei den ersten großen Ausführungen in schlechtem Rufe standen.
Große Fabriken, wie Borsig, Aschersleben u. a., richteten sich auf den Bau von
Zweitaktmaschinen ein, Siemens beteiligte sich an der deutschen „Kraftgasgesell-

schuft" im Zusammenhang mit diesen Fabriken. Eine große Sache schien im An»
zu«.
Rathenau zog mich damals zu Rate. Ich konnte ihm nachweisen, daß das
Zweitaktverfahren für Maschinen, die Gasgemische ansaugen, ein Irrweg sei, und
daß für Kraftwerke nur Viertaktgasmaschinen oder Dieselmaschinen Erfolg ver»
sprächen. Rathenau hat sich von der starken, allgemeinen Zweitaktströmung fern»
gehalten, andere haben dabei Millionen verloren. Die Zweitaktgasmaschinen sind
aus den Kraftwerken bald verschwunden, und der Kraftgasgesellschaft war nur
ein kurzes Dasein beschieden.
Sauggasmaschinen waren nach damaliger Auffassung für kleinere Anlagen
vielversprechend, Westinghouse verwendete sich bei Rathenau kräftig für diese
Maschinenart. Ich konnte die Maschinen mit Rathenau in London prüfen und
ihn überzeugen, daß sie aussichtslos seien. Auch diese Maschinengattung ist ver»
schwunden, und wieder wurde von andern viel Geld verloren.
Später wurde als umstürzende Neuerung die Humphrey»Pumpe empfohlen,
die den Druck der Verbrennungsgase auf Wassersäulen wirken läßt. Ich konnte
Rathenau nachweisen, daß sich dabei die Massenbewegung bei nennenswerten Ge»
schwindigkeiten nicht beherrschen läßt; er hat die Finger davon gelassen, andere
haben sie sich verbrannt.
Als die Dampfturbinen brauchbare Gestalt annahmen, konnte ich Rathenau
sofort überzeugen, daß deren planmäßige Massenausführung notwendige Er»
gänzung seines eigenen Elektromaschinenbaus sei. Es wurden große Mittel für
Studien aufgewendet und der Turbinenbau unabhängig von Maschinenfabriken
durchgeführt.
Rathenau konnte allen Konstruktions» und Betriebsüberlegungen, wie auch
allen wissenschaftlichen Nachweisungen folgen und sich selbst über jede Frage ein
richtiges Urteil bilden; dieses ist immer ein ganz selbständiges geblieben, auch ein»
gehende Besprechungen waren ihm immer nur Anregungen.

Die Persönlichkeit Rathenau s.

Die inneren Gegensätze im Wesen Rathenaus waren sehr stark ausgeprägt,
sie waren fruchtbarer Art und erklären sein Schaffen.
Alle großen Schöpfungen werden aus starken Gegensätzen geboren, wo sie
nicht wirken, droht die Gefahr der Einseitigkeit, der lebenslosen Ueberlieferung, die
weiter schiebt und erledigt, oder die geschoben wird, statt zu schaffen. Die Gegen»
sätze führen allerdings zu Widersprüchen, die müssen durch richtige, vertiefte Arbeit
gelöst werden.
Unbegrenzter Optimismus erfüllte Rathenau beim Planen, Pessimismus und
schärfster Zweifel bei der Ausführung, und sie wirkten in fruchtbarer Abwechslung
hintereinander bei allen seinen großen Aufgaben.

Die Begeisterung war am Werke bei der ersten Erfassung und Verarbeitung
eines Gedankens; vor der verantwortlichen Durchführung aber setzte der Pessi-
mismus ein, der alle Schwierigkeiten noch übertrieb. Der Optimismus wirkte
aber nach dem ersten Gelingen eines Werkes lange nach, in dem Sinne, daß
Rathenau lebhaft und nachhaltig auf das Neue hindrängte und es dadurch rasch
vorwärts brachte.
Die von der Zuversicht getragene Begeisterungsfähigkeit Rathenaus war un-
begrenzt und mit fast leidenschaftlichem Erfassen der neuen Gedanken verbunden.
Alle Einfälle, auch wenig aussichtsreiche, wurden von ihm weiterverfolgt, mit
jedermann besprochen und erst fallen gelassen, wenn Unmöglichkeiten erkennbar
wurden oder sich bessere Wege zeigten.
Der Gedankenreichtum war aber weit entfernt von der Schnellfertigkeit so»
genannter origineller Köpfe, die zu jeder Sache immer Neues oder Besseres er-
denken, auch zu ihren eigenen Neuerungen, ohne die Gabe, sie zu verarbeiten, zu
vertiefen, zu vereinfachen.
Rathenau plauderte gern und mit großem Mitteilungsbedürfnis über weit
ausholende Gedanken, über Zukunftsmöglichkeiten, hörte und suchte die Ansichten
anderer, selbst von Phantasten, lieber aber von Erfahrenen. Wissenschafter oder
Praktiker galten ihm dabei gleich, wenn die Unterhaltung mit ihnen Gedankenaus»
tausch, Anregung oder Klärung brachte. Er besprach technische oder wirtschaftliche
Neuerungen mit ganz verschieden gearteten Persönlichkeiten, kritisierte die Mei»
nungen der anderen zunächst gar nicht und äußerte seine eigenen Ansichten ganz
rückhaltlos. Er dachte dann eigentlich nur laut über das, was ihm einfiel und ihn
interessierte, sagte manchmal zum Staunen derer, die ihn nicht näher kannten, das
Gegenteil von dem, was er am Vortage geäußert, weil er inzwischen die Sache von
einer anderen Seite erfaßt hatte.
Bei diesen freien Gedankengängen war er Schwärmer, seine Aufnahme-
fähigkeit unbegrenzt und die Gedanken oft von fabelhafter Kühnheit. Er gab sich
dabei ganz unbefangen, nahm ohne Mißtrauen auf, was ihm andere mitteilten,
erzählte alles, was er auf dem Herzen hatte und was er von andern gehört. Viele
hielten ihn dann für einen Projektenmacher und wollten ihn wegen der vielen
Widersprüche in diesem lauten Denken nicht ernst nehmen. Das war aber alles
nur vorläufige harmlose Plauderei, der Versuch, auf neuen Gebieten Ueberblick
zu gewinnen. Er hetzte auch seine ganze Umgebung in die neue Sache hinein und
fand dadurch ringsum freiwillige Mitarbeiter bei dieser ersten Orientierung.
Rathenau plauderte über neue Pläne selbst mit Wettbewerbern, und ganz
rückhaltlos. Es wird die Geschichte erzählt, daß eine große Unternehmung an
St. Moritz'Dad zugrunde gegangen sei. Ihr Direktor fand sich alljährlich in
St. Moritz ein, wenn auch Rathenau dort war, erfuhr von ihm die neuesten Ideen
und führte sie dann nach eigenem Ermessen durch, ohne die nötige Kritik, mit fort»
dauerndem Optimismus und schlechtestem Erfolge.

Der Optimismus entspricht einem natürlichen Triebe, dem Drange des
Menschen nach Fortschritt, der glücklicherweise nie ausstirbt. Es ist auch natur»
gemäß, das Neue arglos und mit Begeisterung aufzunehmen, und zugleich frucht-
bringend, weil eine große Zahl von Neuerungen die Auswahl sichert und mehr
Möglichkeiten von Treffern bietet.
Die Natur geht ebenso vor; sie streut überreiche Keime und trifft dann
knappste Auswahl, unter Tausenden sprießt nur einer, wächst weiter und entwickelt
sich zu kraftvoller, lebendiger Eigenart.
Der Ideenreichtum und das sorglose Erfassen des Neuen ist unschätzbar bei
schöpferischen Menschen, wird bei ihnen zur Quelle von Taten, ist aber der Ruin
der Mittelmäßigen, die den Anfang für die Sache selbst halten und zu der uner»
läßlichen schärfsten Prüfung und zu der Vereinfachungsarbeit nicht fähig sind.
Das Gegensätzliche aber, der stärkste Pessimismus, war bei Rathenau am
Werk, wenn die verantwortliche Gestaltung nahte. Dann begann er eines Tages
unerwartet, als ob er sich vorher für die Idee überhaupt nie begeistert hätte, die
strengste Kritik daran zu üben und stand fortan allen damit zusammenhängenden
Fragen streng prüfend gegenüber, unvermittelt folgte der größten Begeisterung
das größte Mißtrauen.
Besprach er vorher die Ideen mit jedem, so verarbeitete er nunmehr alles
allein, war nicht mehr mitteilsam, lebte der Selbstkritik, der Aufspürung und
Widerlegung von Bedenken und war schwer zugänglich, bis ihm die gewollte Ver»
einfachung gelang. Das Mißtrauen war aber nur tätig, solange es in dunkles
Neuland ging. Erhellte sich der Weg, dann sah er wieder vorwärts, erschaute das
Kommende als Ganzes, alles Mißtrauen war vergessen, mit der erschauten Größe
und Bedeutung der begonnenen Sache erwachte von neuem der Optimismus.
Dazwischen lag die große, vorsichtig und streng urteilende, mißtrauisch und
vorsichtig geleitete Vereinfachungsarbeit.
Der Pessimismus, in solcher Weise wirksam, ist fruchtbringend, weil er zur
Vereinfachung, zur Sicherung und Vervollkommnung der Unternehmungen und
Gestaltungen führt. Trotz alles Schwarzsehens sah Rathenau indes sachlich immer
richtig. Der Wirklichkeitssinn bewahrte ihn vor lähmender Uebertreibung; er wollte
nur vor der Entscheidung und verantwortlichen Durchführung alle Schwierig»
keiten und Gefahren erfassen, ja in übertriebener Größe sehen. Tatsächlich hat
er auch alle Fehler und Schwächen früher gesehen als andere, die vorher gar
nicht begeistert waren.
Solcher Pessimismus wirkt auch mittelbar fruchtbar, weil er alle Mitarbei»
ter zu eindringender Kritik veranlaßt, weil sie immer unter dem Eindruck leben,
die neue Sache an sich und ihre Arbeit sei mangelhaft, und in solcher Stimmung
wird dann vielleicht auch an „Unvorhergesehenes" gedacht, sicher aber werden die

wirklichen Schwächen erkannt und beseitigt. War die Zeit des Pessimismus und der Verantwortung gekommen, dann verlangte Rathenau insbesondere, daß alles wahr sei, was ihm entgegengebracht wurde.

In fachlichen Dingen gibt es aber meist mehrere Wahrheiten, mindestens zwei, wegen der gegensätzlichen Gesichtspunkte. Die Ueberzeugung des Inge» nieurs, der Vollkommenheit anstrebt, und der Standpunkt des Kaufmanns, der mit geringen Mitteln auskommen und Ertrag sehen will, unterscheiden sich manchmal wie Zukunft und Gegenwart, und doch hat jeder von seinem Stand- punkt aus vollkommen recht.

Rathenau hat in solchen Fällen immer den Erwerbsstandpunkt seiner Er- werbsgesellschaft gewahrt, aber trotzdem meist zugunsten des Ingenieurs ent» schieden, zugunsten der Zukunft, auch wenn in der Gegenwart Opfer zu tragen waren.

Inmitten der von Pessimismus geleiteten Arbeit war er oft nieder» geschlagen, nie freudig erregt, wie beim ersten Planen, nicht großzügig schwär- mend, ganz nüchtern. Uebertriebenes Mißtrauen war oft Veranlassung zur Ableh» nung von Unternehmungen, die zunächst nicht aussichtsreich schienen, die aber später selbst unter ungünstigen Bedingungen ertragsfähig wurden.

Diese gegensätzlichen, kräftig hintereinander einsetzenden Richtungen kenn» zeichnen die technische und die wirtschaftliche Politik Rathenaus, die seine Unter- nehmungen vor Schaden bewahrte und zu der Kette ununterbrochener Erfolge führte.

Die Gegensätzlichkeit zeigte sich auch in Geldsachen: an der einen Stelle größte Sparsamkeit und Vorsicht, an der andern reichster Aufwand. Die Spar» samkeit war die Folge des Pessimismus; sie floß zum Teil auch aus Rathenaus persönlicher Anspruchslosigkeit, die, aufs Geschäftliche übertragen, zum Quell einer klugen Sparpolitik wurde.

Wenn Rathenau aber eine Sache als richtig erkannte und ihre Tragweite klar überschaute, dann wurde weit ausgeholt, reiche Mittel aufgewendet, um die Fa- brikation zu fördern oder die Standkraft der Unternehmen zu sichern. Größte Sparsamkeit und höchste Finanzkühnheit walteten hintereinander. Vor weit» ausschauendem Aufbau von Unternehmungen hatte er nie Furcht. Er wägte gründlich, bevor er wagte, und strebte dem voll erfaßten Ziel erst zu, wenn er der Menschen und Mittel für die gute Durchführung sicher war und sein Unter- nehmen sturmsicher aufbauen konnte, dann aber war sein Streben kühn und un» beirrbar.

War die Sache klar und aussichtsreich, dann ging er im Interesse der Zukunft oft weit über die anfänglichen Pläne hinaus, die Räume, die Betriebseinrichtun» gen und alle Hilfsmittel wurden reichlich erweitert, die Leistung der Maschinen erhöht wegen der zu erwartenden Betriebsvorteile und laufenden Ersparnisse. So

wurden bei aller Sparsamkeit mustergültige Anlagen geschaffen, die besten, daher
teuersten Maschinen beschafft.
Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen Rathenaus bodenloser Angst vor der
Börse, seiner Abneigung gegen ihre Leute, gegen Spekulation in jeder Form und
der Wertschätzung, die ihm die Geldleute entgegenbrachten.
Sie schauten zu ihm als Zukunftskünder auf und lauschten, ob er in seinem
Rechenschaftsbericht bei den Aussichten in die Zukunft „aber" sagen werde oder
nicht; ließ er durchblicken, daß die Geschäftslage freundlich sei, was stets nur mit
größter Vorsicht geschah, dann war große Zuversicht auf dem Markte.
Rathenau bedauerte alle Aktionäre, die so abhängig sind von Geschäftslagen,
und die ^.Ntt'Aktionäre insbesondere als Besitzer eines gefährlichen Papiers, das
von seiner Höhe herabstürzen kann. Er erwies sich aber in allen Wirtschaft^ und
Geldfragen von Anfang an als überlegener Finanzmann; seine Schätzung der Ver»
Hältnisse war immer richtig und schließlich auch seine Erfahrung in Finanzgeschäft
ten groß.
Er hat Unternehmungen größter Art geschaffen, deren finanzielle Seite an»
dere nicht überschauen konnten, und hat die Finanzleute vor neue, größte Auf-
gaben gestellt, die sie zu lösen lernten. So mußte ihn schließlich auch die
Zunft der Geldleute als Meister anerkennen.
Gelderwerb war ihm persönlich gleichgültig, er hätte nur wenig andere Wege
zu gehen brauchen, um größten Reichtum zu erwerben, er hat für andere unge»
zählte Millionen verdient, sich aber um Mehrung oder nur Verwaltung seines
eigenen Besitzes nur nebensächlich gekümmert.
Das Geldausgeben für den bloßen Verbrauch vertrug er nicht, aber das Geld
produktiv zu verwerten, in Betrieben anzulegen, das war ihm Freude, und dafür
hatte er scharfen Blick, richtige Schätzung im großen wie im einzelnen.
Ungewöhnlich große Summen haben ihn nie erschreckt. Es durfte aber nichts
Herzahlt werden, niemandem mehr bezahlt werden, als seiner Leistung entsprach,
er verlangte, seiner Sparsamkeit gemäß, von der gemieteten Arbeitskraft volle
Ausnutzung der Arbeitszeit. Die steigenden Gehaltsansprüche haben ihn immer
schwer beunruhigt; Mitarbeitern, die großen Verdienst hereinbrachten, gewährte er
aber höchstes Einkommen.
Ein führender Finanzmann bemerkte: „Rathenau begreift und bewilligt
alles bis zum Betrage von dreihundert Mark. Dann kommt eine große Lücke,
innerhalb deren er finanzblind ist. Erst bei drei Millionen fängt das Verständ»
nis wieder an." Diese treffende Kennzeichnung ist aber dahin zu ergänzen, daß
die kleinen Ausgaben vereinzelt bleiben mußten, sich nicht summieren oder multi»
plizieren durften, sonst war er auch im Bereiche bis dreihundert Mark unerbittlich.
Zuviel Laufburschen, Schreibfräulein und Beamte und alles Bureaukratische
war ihm peinlich, die viele sichtbare, unfruchtbare Arbeit. Die spartanische Ein»

fachheit hat eigentlich erst im neuen großen Gebäude der ^V6 aufgehört, beim Zuschnitt aufs Große, sie war bei dem riesig angewachsenen Beamtenkörper nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Sparsamkeit an unrichtiger Stelle aber wurde nicht geübt, nie der Fehler be» gangen, mit unzureichenden Mitteln und alten Einrichtungen Neues schaffen zu wollen. Rathenau hat oft für den Neuaufbau einer Sache entschieden, wenn andern die vorhandenen Mittel ausreichend schienen. Beste Maschinen, bester Betrieb wurden immer angestrebt, große, günstige Arbeitsräume, beste und reich» liche Hilfsmittel. Die Ausgabe einer Drittelmillion für eine Werkzeugmaschine und die gleichzeitige Beschaffung mehrerer solcher war ihm ganz geläufig.

Die Gegensätzlichkeit im Wesen Rathenaus tritt sehr stark hervor in seinen Beziehungen zu den Aktionären.

Sein strenger Grundsatz, den er auch allen Mitarbeitern einschärfte, war:

Wir müssen für die Aktionäre Geld verdienen, eine andere Aufgabe haben wir nicht, dafür sind wir angestellt, wir haben nur dann unsere Schuldigkeit getan, wenn das Unternehmen großen Gewinn bringt.

Der Gedanke an die Aktionäre hat ihn immer bedrängt: Was werden die Aktionäre dazu sagen? Wir sind nur Verwalter fremden Geldes, wir sind nur Erwerbsgesellschaft! Diesen Standpunkt vertrat er auch allen Ansprüchen gegen» über, die von außen her kamen. Von den Aktionären wurde er natürlich trotzdem angegriffen.

Diese Sorge für die Aktionäre, seine Lebensaufgabe, erlitt aber immer einen argen Stoß, wenn es ans Auszahlen der Erträgnisse ging. Das stand auf einem andern Blatt. Er zahlte nur das Allernotwendigste und war doch stolz auf seine immer wachsenden Gewinne. Anfänglich hielt er sechs Prozent Auszahlung für ausreichend. Mehr, meinte er, soll man nicht auszahlen, alles andere zurück» legen. Zahlt man mehr, dann wird das Unternehmen zur Spekulation miß» braucht und finanziell geschwächt; es wird Agiotage getrieben, und die ist für den Geschäftsbetrieb nur schädlich.

Wenn die Auszahlung naherückte, dann galt der Grundsatz: erst die Siche- rung der Zukunft, dann die Aktionäre! Die dürfen nur am Ertrag der Fabrikation Teil haben, aller andere Gewinn muß zurückgelegt und fruchtbringend verwendet werden.

Treffsichere Erkenntnis derWirklichkeit, stets richtigeSchätzung gegebenerVer» hältnisse wie des Kommenden war eine erstaunlich entwickelte Fähigkeit Rathenaus. Die Erkenntnis der Wirklichkeit in technischen Dingen ruht auf der Kennttiis und Zusammenfassung einer endlosen Reihe harter und vielfältiger Tat» sachen; in wirtschaftlichen Angelegenheiten erfordert sie zugleich richtiges Vor» ausschauen, über eine Reihe unsicherer Verhältnisse hinaus, in das weite Reich von Wahrscheinlichkeiten. Nach beiden Richtungen war Rathenau Meister.

Auf zum Roten Kreuz! Frieda Lonia Martini
Frieda Lonia Martini-Chicago:
Aus zum Roten Kreuz!
Hier Licht und Duft und Glanz der frischen Matten,
Der Kinder frohes, unschuldsvolles Spiel,
Dort Schlachtgewirr und blutgetränkte Felder,
Wo mancher Streiter schon im Tode fiel.
Hier sonnig goldner, miirchenschöner Frühling,
Und grüner Weiden schattig lühle Reih'n,
Dort mörderischer Waffen höllisch Feuer,
Und Todesröcheln herbe, bittre Pein.
Hier Fried' und Ruh'in freien, reichen Gauen,
Und arbeitsfroher Völkerwohl Verband,
Dort wehrt sich kühn in blutig-wildem Ringen
Das liebe, alte, deutsche Vaterland.
Aus stillem, weißem, weinumranktem Häuschen,
Wo treue Elternliebe mich bewacht,
Zieht es mich hin, wo Kriegsgefahren dräuen,
Wo unsere Helden steh'n in heil'ger Schlacht!
Ich kann daheim nicht länger still verweilen,
Es gilt des Glückes höchsten, schönsten Preis; —
Zu heilen jene, die so bitter leiden,
Zu stillen ihre Wunden blutig heiß.
Mein Vaterland, dein Ruf war nicht vergebens,
In meinen Adern rinnt noch deutsches Blut:
Drum frisch und frei und fröhlich hin zum Dienste,
Dem Roten Kreuze weih' ich Herz und Gut!

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.
Erster Teil.
Er hielt noch die Karten in der Hand, welche Diem auf Zehenspitzen herein» gebracht und auf den Flügel gelegt. Er hatte ein wenig musiziert, nach seiner Gewohnheit im Halbdunkel leise phantasierend, und war ganz befangen von Melodien, als sie ins Zimmer trat.
Da stand sie ihm gegenüber, unter ihrem großen Hut.
„Störe ich sehr?" fragte sie und lächelt«, indem sie ihm die Hand gab.
„Stören? Bewahre . . . bewahre, Katarina." Er war einen Augenblick um die Anrede verlegen gewesen: Das alles lag schon so weit, so weit zurück! Ihr ganzes Gesicht lächelte, — sei's vor Glück, sei es vor Überraschung und Verwirrung.
„Also gar nicht stören Sie, und es ist gut von Ihnen, daß Sie kommen. Aber wollen Sie nicht Ihre Waffen ablegen, Helm und Schwert? Wir können Tee zu» sammen trinken . . .
Legen Sie noch ein Gedeck auf, Diem", sagte er zu dem Diener, der Katarinas Garderobe holte; dann zog er sie in einen Sessel und hielt ihre beiden Hände, lächelnd vor Sinnen.
„Ich habe Sie so lange, lange nicht gesehen", sagte er, und er sprach leise.
„Ia, Herr Barlösius." Sie überwand sich und sprach diesen Namen aus, der ihr fremd klang. Er merkte es wohl und lachte:
„O, Beste! Welche Zeremonien! Als ob ich der Maharadschah wäre! Haben Sie vergessen, wie Sie mich früher nannten? Damals?"
„Nein, Heiner, das vergesse ich nicht. Und wenn Sie mir erlauben wollen . . ."
„Welch ein Unsinn, liebste Freundin! Es hat sich doch nichts verändert! Er» lauben! — Ich bitte Sie darum, und Sie tun mir die Liebe, nicht wahr, Katarina?"
„Ia, Heiner."
Er betrachtete sie sinnend. Sie hatte noch das alt«, liebe Gesicht. Noch die goldbraunen Augen, die tief und lauter waren wie ein Quell.
„Und was macht die Kunst?" fragte er neckend. So hatte er auch damals immer gefragt — damals — vor Iahren . . .
„Man lebt so. Aber warum Ihnen davon erzählen?"
„Warum nicht mir?"
„Sie haben uns doch alle weit überflügelt!" sagte sie und blickte halbtraurig aus ihren Augen auf ihn:

„Sie sind uns doch allen über den Kopf gewachsen!"
Er machte eine kleine Bewegung mit der Hand: ^
„Nun, das hält sich, das mit dem „Überflügeln", will mir scheinen. Ich
für meinen Teil habe gar nicht den Eindruck."
„Aber Ihre Erfolge? — Man spricht von Ihnen in allen Zeitungen,
Heiner. . ."
„Das ist auch schon was Rechtes! Höchstes Glück der Erdenkinder —!
Nein, nein, Katarina, lassen Sie meine sogenannten Erfolge. Die mich loben,
wissen nichts von mir. — Aber Sie? Wie steht es mit Ihnen? —
Kommen Sie, wir trinken Tee," sagte er und stand auf, denn der Diener
hatte die Schiebetür zum Nebenzimmer lautlos zur Seite gerollt und sich im
Rahmen gezeigt.
Da war es dunkel. Die Vorhänge waren heruntergelassen und über dem
achteckigen Tisch brannte die elektrische Lampe.
„Wie schade, daß Sie meine Frau nicht treffen. Sie ist verreist, für ein
paar Tage, zu meinem Schwiegervater . . . Sie müssen eben recht bald wieder-
kommen, Katarina. — Einstweilen mache ich die Hausfrau", lachte er und schenkte
ihr aus dem singenden Samovar ein.
»Ia, Heiner," sagte sie und brach vom Kakes ab: „Ich komme gern ... Gemüt»
lich haben Sie es hier . . ." Sie sah sich im Zimmer um, das in goldener
Dämmerung lag.
„Das ist wahr, Katarina, wir sind hübsch eingerichtet. Meine Frau —
Inge hat sehr viel Sinn dafür. Ich zeige Ihnen die Wohnung, wenn Sie
mögen . . . Aber nun sagen Sie mir", fuhr er fort und rückte ihr ein wenig
näher: „Wie ist es Ihnen ergangen? Ich habe seit vielen Iahren nichts mehr
von Ihnen gehört."
„Da ist nicht viel zu erzählen. Wissen Sie, daß ich in Rom war?"
„Gar nichts weiß ich."
„Ia, zwei Iahre war ich in Rom. Und dann wurde ich ja krank und war
zu Hause."
„Zu Hause? So haben Sie sich mit Ihrer Familie doch ausgesöhnt?"
Sie nickte:
„Es war auch Zeit. Nun sind sie alle beide tot, seit zwei Iahren . . ."
»Ia, sie sterben alle. Wenn man erst dreißig ist, dann fallen sie sehr schnell
um einen herum. — Auch meine Eltern sind nicht mehr."
„Sie sahen sie noch einmal?"
Er schüttelte den Kopf.
„Nie wieder. Wir gingen im Zorn auseinander und nun ist es zu spät.
Und jetzt leben Sie hier?" fragte er schnell.
Sie sagte und sah ihn an:

„Ia, seit ein paar Monaten. Ich bin wieder hierher zurückgekehrt, wo ich
damals — damals so glücklich war."
„Damals . . . Sind Sie es jetzt nicht, Katarina?"
Sie antwortete nicht, sondern sah auf ihre Tasse nieder; er faßte nach ihrer
Hand und streichelte sie.
„Ich glaube, wir sind es nie. Wir dürfen es nicht sein, wir Künstler...",
sagte sie.
Aber er ließ sie los und widersprach:
„Doch, Katarina, doch, Freundin, wir dürfen es. Das Glück ist auch für
uns da: Ich habe es erfahren . . ."
„Sind Sie glücklich, Heiner? — Das wäre mir lieb."
„Ja, Katarina, ich bin glücklich und ich wäre dessen unwürdig, wollte ich
mich nicht dazu bekennen. Wir haben manch Gespräch über das Glück gehabt,
entsinnen Sie sich? In Ihrem Atelier zwischen Ihren Tonfiguren. Sie haben
mir gesagt, daß das Glück nicht unsere Sache ist, und ich habe es geglaubt, da»
mals und lange nachher. Nun aber habe ich das Gegenteil erfahren . . . ."
„Das Gegenteil ist ein Phantom und endet mit einer Enttäuschung", sagte
sie, beinahe streng.
Er lachte und schüttelte den Kopf:
„Phantome, die sich realisieren lassen, sind mir sehr willkommen —l"
‚Hamilkar° erhob sich von der Decke, darauf er geschlafen, ließ sich auf die
Vorderpfoten nieder und reckte sich und kam schläfrig, seinem Herrn die Hand zu
lecken. Es war ein ausgewachsener russischer Windhund, mit langem edlen Kopf
und mädchenhaft'sanften Augen. Sein Fell war seidenweich und wohlgehalten.
Barlösius klopfte ihm die Flanke.
„Ist das nicht ein entzückendes Tier?" fragte er stolz und nötigte ihn, die
Vorderpfoten auf seine Kniee zu legen:
„Den sollten Sie mir modellieren... Übrigens ist er der Zankapfel hier im
Hause, denn meine Frau mag ihn nicht. Sie liebt die Katzen, denken Sie sich'"
„Das tun viele Frauen."
„Ich weiß nicht, ich mag die Hunde lieber, Hunde sind so treu."
„Die Katze ist auch treu und anhänglich, aber nur ans Haus, nicht an den
Menschen . . ."
„Ia, das ist wahr. Als ich noch klein war, hatten wir eine Katze, sie hieß
Mignon, die wurde verschenkt, weil meine Eltern in eine andere Stadt zogen;
man hat mir erzählt, daß sie vor der Tür unseres alten Hauses verhungert ist . . .
Aber nehmen Sie noch eine Tasse, Katarina. Und mir erlauben Sie, daß ich
eine Zigarette rauche."
Er schenkte ihr ein und holte das silberne Etui aus der Tasche seines braunen,
mit Fangschnüren besetzten Hausrockes aus weichem Kameelhaar.
„Die hatten Sie schon damals", lächelte sie und zeigte auf die Zigarettendose.

»Ia," sagte er: „Ich weiß. Sie war damals mein einziger Wertgegenstand,
ich hatte sie von Hause mitgenommen, als ich hierherkam, und auch in den Zeiten
der größten Not habe ich sie nicht zu Geld gemacht."
„Haben Sie wirklich Not gelitten, Heiner? Die richtige, grauenvolle Not?"
Er lachte nervös — durch etwas in ihrer Stimme, oder vielleicht auch durch
einen Zug in ihrem Gesicht, nervös gemacht.
„Ein paar Iahre waren schwer, die ersten Berliner Iahre, — bis „Inge"
erschien."
„Inge," sagte sie: „wie oft habe ich das wohl gelesen . .? — Aber ist es
recht," — sie drohte ihm scherzend mit dem Finger — „daß Sie mich darin ein»
fach abkonterfeit haben, — so ganz schonungslos?"
„Ia, Katarina", sagte er, und in seiner Stimme war großer Ernst: „Es ist
recht. Und wenn Sie ein Bürger wären, hätten Sie das Recht, sich darüber zu
empören. Aber Sie sind kein ahnungsloser Bürger, und Sie verstehen, daß es
sein mußte. Meine Erfindungsgabe ist nicht sehr beträchtlich, ich muß mich immer
ein wenig an die Wirklichkeit halten."
„Und jetzt, — was machen Sie jetzt?"
„Nichts, Katarina, nichts. Ich bin glücklich. Ich habe keine Sehnsucht, —
wovon sollte ich schreiben? Wir schreiben doch immer nur von unserer Sehnsucht."
Sie lächelte bedeutsam, aber er sah es nicht. In seinen grauen Augen war
ein feuchter Schimmer, der sie blind machte für das, was vorging. Er rauchte
und lächelte durch die Wolken von Rauch. ‚Hamilkar' blinzelte mit den Augen
und nieste, weil ihm der Rauch unangenehm war.
Barlösius wies ihn in seine Ecke.
„Kommen Sie," sagte er, „nun wollen wir gehen." Er klingelte dem Diener
und öffnete die Tür.
„Wir gehen zu mir, wenn es Ihnen recht ist. — Dies ist das Zimmer meiner
Frau", sagte er und drehte am elektrischen Kontakt, sodaß plötzlich der Raum im
Lichte lag. Sie schritten auf Teppichen hindurch und verschwanden hinter einer
blaßgrünen Seidenporriere.
„Ihre Frau Gemahlin hat viele Bücher", sagte Katarina, die mitten im
Zimmer stehen blieb.
„Sie meinen, weil sie da aufgestellt sind? — Es sind zum Teil die meinen.
Sie hatten bei mir nur nicht Platz, und dann, wissen Sie, ich habe nicht gern
viel Bücher im Zimmer. Sie bedrücken mich»"
Er schloß das Fenster, das offen gestanden hatte, und ließ die Ialousie
herunter.
„Kommen Sie," sagte er: „machen wir's uns bequem."
„Da haben Sie den Frühlingstag hängen, lieben Sie den auch so sehr?"
„Ia", antwortete er; er stand ganz dicht neben ihr, und sie bettachteten
gemeinsam das Bild im Mahagonirahmen.

„Es ist soviel Glück in dem Bild, das Glück zweier Menschen. Der alte
Griesgram dahinten, der weiß nichts von Glück . . . Und dann finde ich den Ein»
fall so hübsch, daß s i e auf seiner Laute spielt . . ."
„Ia, das ist richtig," sagte Katarina, „das ist ein entzückender Einfall. Daran
habe ich noch nie gedacht . . Was für Ordnung Sie auf Ihrem Schreibtisch
haben — so gar nichts Künstlerhaftes."
„Ach, ich bin von Herzen sehr für „Ordnung" und gar nicht für das
„Künstlerhafte". Das ist Getue und selten etwas dahinter!"
„Was für Bürgertugenden ich in Ihnen entdecke", neckte sie ihn. Dann
setzten si« sich, und die Bildhauerin nahm eine von den breiten Zigaretten, die
er ihr in einer Kristalldose anbot.
Diem öffnete leise die Tür. Er brachte die Post. Barlösius sah, daß ein
Brief von Inge darunter war, und er schnitt ihn mit einem kurzen „Entschuldigen
Sie einen Augenblick" auf. Dann legte er alles in die Mappe aus Seehundsfell,
die auf seinem Tische lag.
„Er war von meiner Frau," sagte er und lächelte, weil auch Katarina
lächelte, „morgen kehrt sie zurück. Aber es ist auch so schön," setzte er, aus einem
verschwiegenen Gedankengang heraus, hinzu: „daß Sie heute gekommen sind".
„Ia," sagte sie: „Nun will ich aber fort, ich störe Sie."
„Ich sagte Ihnen doch schon einmal, daß Sie gar nicht stören. Aber wenn
wir gehen wollen — mir ist es recht. Ich begleite Sie ein Stückchen. Ich gehe
alle Abend vor dem Essen ein wenig, mit dem Hund . . ."
„Ia, Heiner, das ist lieb von Ihnen."
„Und Sie kommen bald einmal wieder, nicht wahr? — wenn meine Frau
hier ist — Sie müssen sie lieb haben, Katarina, versprechen Sie mir da? — Sie
ist so gut. . ."
Er half ihr, draußen im Korridore, in die leichte Sommerjacke, zog selber
den Überzieher an, nahm den Hund an die Leine und sagte dem Diener, der die
Tür öffnete: er wolle um halb nenn zu Abend essen.
Sie stiegen die Treppe hinunter und traten ins Freie. Die Gaslaternen
waren eben angezündet worden.
„Was für eine ruhige Straße die Ainmillerstraße ist", sagte sie, und er ant»
wortete: „Ia, deswegen sind wir auch hergezogen, obwohl es ja ein bißchen
weit nach der Stadt ist, aber Ruhe, Ruhe brauche ich. Und dann ist ganz in der
Nähe ein Droschkenhalteplatz — zur Trambahn sind es ja auch nur wenige
Schritte."
Der Iuniabend war lau und blau, sie gingen schweigend. Sie gingen ein
wenig die Leopoldstraße hinunter und bogen dann nach links ab, dem Englischen
Garten zu: dort waren sie früher so oft zusammen gegangen! Das Wasser
gurgelte, sie schritten über die Brücke, Laubdunkel umfing sie wie ein weicher,
schwarzer Schleier.

„Hier gehe ich oft," sagte Katarina endlich, „wenn ich mich allein fühle.
Man kann hier so gut nachdenken — und sich sehnen."
„Ia," sprach er, „das kann man. Das kenn« ich — von früher."
„Und jetzt?" fragte sie, und sie sah ihn im Dunkeln an: „Ietzt sehnen Sie
sich niemals, — niemals, Heiner?"
„Nein, ich sehne mich nicht. Wonach sollte ich mich auch sehnen? Ich habe
alles — ich bin glücklich."
Und plötzlich, als gälte es, sie zu überzeugen, begann er zu reden, von seinem
Glücke zu reden. Er erzählte ihr, wie er länger denn ein Iahrzehnt im Dunkeln
gegangen war und sich ausgestoßen gewähnt hatte, gezeichnet und verbannt von
aller Beglückung, von allem menschlichen Glück. Wie er stolz gewesen war auf
seine Ausgeschlossenheit von der Wärme und Behaglichkeit, wie er auf den kalten,
scharfen und glücklosen Geist sein Leben gebaut hatte, den Geist, der da Haß ist
auf die Sinne und ihr gleißendes Leben. Alle seine Irrtümer bekannte er, und
dann, indem sein düsteres Gesicht im Dunkel leuchtend sich verklärte, erzählte er
von den leidensvoll»seligen Zeiten, da Inge erschienen war, — Inge, sein Weib —
wie ein Licht in der Finsternis, erzählte er, wie die Liebe einer Frau ihn aus den
bittren Einsamkeiten erlöst und zu fröhlichem Leben geheilt hatte ... Da unten
war es geschehen, in der Stadt der Wunder, in Venedig — da war Inge ge»
kommen und hatte seine vor Sehnsucht heißen Hände erfaßt und ihn den Glauben
gelehrt, den Glauben an das Glück ....
„Inge, Inge, Inge", sprach er selbstvergessen, — und das klang wie
ein Gebet.
Katarina hatte seine Hand gefaßt.
„Das Glück hat es gut mit Ihnen gemeint", sagte sie leise und drückte sie.
„Ia, Katarina, und ich bin ihm unaussprechlich dankbar. Denn wollen Sie
mir glauben, daß ich zum Glücklichsein so recht geschaffen bin? Wollen Sie mir
das glauben?"
„Wir alle sind dazu geschaffen, Heiner. Aber wir finden es nicht alle, das
Glück. Es geht an uns vorbei und beachtet uns nicht. Ihnen aber hat es zu»
gelächelt. . ." sagte sie.
Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre breite kräftige Hand, und sah ihr voll
ins Gesicht.
Sie standen oben auf dem Monopteros, — ganz von selbst waren sie den alt»
gewohnten Weg gegangen.
Unten lag München im Lichterschmuck — die schöne Stadt.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
d
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von L. S.

England mißachtet die Rechte der Neutralen, es vergewaltigt das wehr» lose Griechenland. In einem Blutbade versucht es, die irischen Freiheitsbewe- gungen zu ersticken. Rußland läßt seine Truppen unbedenklich durch rumäni» sches Gebiet marschieren, um die Oester» reicher in der Bukowina im Rücken be» drohen zu können, und holt, ohne zu zögern, deutsche Dampfer sich aus den schwedischen Hoheitsgewässern heraus. Es ergibt einen interessanten Beitrag zur Völkerpsychologie, daß anscheinend alle diese Uebergriffe unserer Feinde nicht den Eindruck zu verwischen im» stande sind, den bei Ausbruch des Krie- ges der Einmarsch Deutschlands in Bel- gien auf die Neutralen gemacht hat. „Ihr seid die Angreifer, Ihr seid ent- gegen Euren Vertragspflichten über das wehrlose kleine Belgien hergefal» len", so tönt es uns noch heute aus dem Munde der Neutralen entgegen. „Ia, aber Belgien", erwiderte noch vor einigen Wochen der amerikanische Be» richterstatter Kurt von Wiegand auf die eindrucksvollen Darlegungen des" Reichskanzlers über die Gerechtigkeit der deutschen Sache.

Mit der öffentlichen Meinung kann man zwar nicht schießen; aber die Im- ponderabilien, die die öffentliche Mei- nung bestimmen, können vieles verder- ben, was das Schwert errungen hat. Die Haltung der Neutralen gegen uns ist zweifellos wesentlich durch ihr Ur» teil über unsere Haltung gegenüber Belgien bestimmt worden. Vieles wäre daher vielleicht von vornherein anders verlaufen, wenn gleich beim Einmarsch des deutschen Heeres in Belgien der Oeffentlichkeit überzeugend dargetan worden wäre, daß Deutschland ein völ» kerrechtlich verbrieftes Recht besaß, bei militärischen Operationen gegenüber Frankreich durch Belgien zu marschie- ren und die Maasfestungen zu besetzen. Daß dies tatsächlich zutrifft, ist ge» schichtlich nachgewiesen in einer nun» mehr in zweiter Auflage erschienenen Abhandlung von Dr. Paul Ehlers,

Hamburg, über „England, Antwerpen
und die belgische Barriere". Der Ver»
fasser legt in ihr dar, daß schon seit den
Zeiten der Königin Elisabeth Flandern
der englischen Regierung als Bollwerk
auf dem Kontinent diente. England hat
nach dem spanischen Erbfolgekrieg im
Frieden zu Utrecht die spanischen Nie»
derlande nur deshalb an Oesterreich
kommen lassen, damit Antwerpen nicht
in die Hand einer Seemacht fiel, und
Flandern ihm als Schranke gegen
Frankreich diene. Hundert Iahre später
haben die gegen Napoleon verbündeten
Mächte ihre Zustimmung zur Gründung
des Königreichs der Niederlande nur
unter der Bedingung gegeben, daß der
neue König in dem Aachener Vertrage
von 1818 für den Fall des <?a»u» foe»
seri» gegen Frankreich, England die
Festungen Nieuport, Ipern usw.,

Preußen aber die Maasfestungen Huy, Namur, Dinant, Charleroi, Mariem» bourg und Philippeville einräumte. Im Iahre 1831 haben England und Preu» ßen sich zur Garantie der belgischen Neutralität erst bereit erklärt, nachdem Leopold I., wenn auch mit Widerst«» den, dieses Besetzungsrecht für den Fall eines Krieges gegen Frankreich den bei- den Mächten neu verbürgt hatte. Die Neutralität Belgiens war daher von Anfang an nur eine scheinbare. Durch die Verträge von 1870 hat Preußen für die Dauer des damaligen Konfliktes mit Frankreich auf die Besetzung der Maasfestungen verzichtet. Aber die Verträge von 1870 liefen ein Iahr nach dem Kriege ab. Preußen und mit ihm das Deutsche Reich erlangten damit für einen Krieg gegen Frankreich ihr Be» setzungsrecht wieder; und es ist selbst» verständlich, daß das Reich Belgien ge» genüber dieses Recht nicht dadurch ver» lieren konnte, daß seit 1904 England auf die Seite Frankreichs trat.

Die einzelnen Phasen dieser Ent- wicklung sind von dem Verfasser klar und einleuchtend dargetan, der sich im übrigen insbesondere noch damit be» schäftigt, zu zeigen, welche großen An» strengungen England seit Iahrhunder» ten gemacht hat, um zu verhüten, daß Antwerpen als Hafen in die Hand einer Seemacht gelangte. Wir können daher seine Ausführungen als sehr zeit- gemäß unseren Lesern zur weiteren Be» achtung empfehlen.

Kriegs»Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

„Entbehrliche Zwischen» gliede r.'

Die ungenügende Organisation der Lebensmittelversorgung hat die breite Öffentlichkeit in den letzten Monaten vielfach erregt, und es bleibt ein ma» gerer Trost, daß von patriotischem Geiste erfüllte Ausführungen in den Tageszeitungen immer wieder betonen, ein wirklicher Mangel an unentbehr» lichen Lebensmitteln bestehe in Deutsch- land nicht. Dies werde klar zu Tage treten, sobald es gelänge, die bestehen» idein Mängel durch die Ausschaltung entbehrlicher Zwischenglieder zu besei» tigen. Nun hat sich weiter ergeben, daß auch der Bezug von Rohstoffen vielfach recht ungenügend und unzu< verlässig geworden ist. Die Frage er- scheint deshalb wohl berechtigt, ob nicht

gerade der Kriegskommunismus, der
an Stelle des bisher hoch gehaltenen
Prinzips der Gewerbefreiheit trat, der
dem Handel und der Industrie ständig
neuen schier unerträglich gewordenen
Zwang auferlegt, und der ebenfalls in
dem Schlagwort der Ausschaltung ent»
behrlicher Zwischenglieder das Allheil»
mittel sieht, die Hauptschuld an den
mangelhaften Zuständen trägt.
Es ist das Verdienst des Deutschen
Handelstages, der Vertretung sämtli»
cher deutschen Handelskammern, in
einer kürzlichen Ausschußsitzung, in der
Assistent des Deutschen Handelskam»
mertages Herr Dr. Deite als Bericht»
erstatter auftrat, den Finger in die
Wunde gelegt zu haben. Es wurden da»
bei alle die Schäden besprochen, welche
die deutsch« Kaufmannschaft erleidet
durch die Ausschaltung des Handels,
durch behördliche oder behördenähn»
liche Stellen, insbesondere durch die
aus An!laß des Krieges geschaffenen
Versorgungs» und Beschaffungsstellen,
Einkaufs» und Rohstoffgesellschaften,
durch freie Vereinigungen der Verbrau»
cher, z. B. Konsumvereine und derglei-
chen mehr.
Unterzieht man das ganze System
der Kriegsgemeinwirtschaft einer vor»
urteilsfreien Prüfung, so ist vorweg
eins zu beachten. Ein gewisser
Staatssozialismus war unter den wäh»
rend des Krieges herrschenden Verhält»

nissen, die Deutschland plötzlich zum geschlossenen Handelsstaat machten, nicht zu umgehen, mag man auch der Mei» nung sein, daß viele der geschaffenen Einrichtungen unnötig waren, weil sie eben keineswegs reine Kriegsmaßnahmen darstellen. Immerhin wird man ihnen im allgemeinen die beste Absicht zubilligen müssen. Nach Dr. Deite lie» gen dem herrschenden Drganisations» prinzip im wesentlichen zwei Ideen zu Grunde: auf der einen Seite die Nie» drighaltung der Preise und auf der anderen Seite das Streben nach einer Lenkung, Ordnung und Einschränkung der Warenverwertung.

Man erkennt deutlich die verschie» denen zur Anwendung gebrachten Systeme. Bei inländischen Waren bildet deren Beschlagnahme das hauptsäche lichste Mittel. Den Einführern aus» ländischer Ware wurde häufig die Ver» pflichtung auferlegt, sie unter bestimmten Bedingungen an die öffentliche Stelle auszuliefern, oder es wurde privaten Unternehmern die Einfuhr überhaupt versagt. Ueber diese rechtliche Beschränkung des freien Handels hinaus suchten besonders die sogenannten Rohstoffgesellschaften außerhalb des ihnen vorbehaltenen Warenverkehrs ausländische Rohstoffe aufzukaufen. Durch alle solche Maßnahmen wird ohne jeden Zweifel, wie auch Dr. Deite hervorhob, auch wenn man die jetzige Notwendigkeit einer gewissen gemeinwirtschaftlichen Versorgung anerkennt, der freie Handel verdrängt und damit empfindlich geschädigt.

Die Träger des Systems sind wieder in zwei Gattungen zu gliedern. Da finden wir einmal die bereits erwähnten Rohstoffgesellschaften, meist in der Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung, und daneben in rein behördlicher Ausgestaltung oft ebenfalls in der genannten Gesellschaftsform besondere Verwaltungsabteilungen. Bestehen die ersteren gewöhnlich aus einer größeren Anzahl von Firmen verwand» ter Geschäftszweige, so sind die Gesellschafter der Verwaltungsabteilung i» der Hauptsache Personen des öffentlichen Rechts: Reich, Bundesstaat, Gemeinden, seltener Firmen oder Einzelpersonen, wie dies bei der jetzt viel gescholtenen Zentral»Eintaufs»Gesell» schaft der Fall ist, die im Ianuar 1915 mit einem Stammkapital von 45 Mil-

lionen Mark gegründet wurde. Beide Arten sind mit behördlichen Zwangsbefugnissen ausgestaltet. Gegen die Rohstoffgesellschaften wird in der Hauptsache geltend gemacht, daß ihre Zusammensetzung die Gefahr der Wahrnehmung persönlicher Interessen nicht ausschließe, und man wittert, wie Dr. Deite ausführte und mit Beispielen belegte, hinter jeder beeinträchtigenden Maßnahme persönlichen Brotneid. Bei den Verwaltungsabteilungen, deren Geschäftsführung in den Händen von Beamten, also nicht persönlich interessierter Personen liegt, ist dieser Verdacht zwar ausgeschlossen; hier aber zeigt sich in hervorstechendem Maße der Mangel der unzureichenden Anpassungsfähigkeit und Erfahrung, der bekanntlich allen staatswirtschaftlichen Unternehmungen anhaftet.

Die Mängel hervorheben heißt den Weg zu ihrer Behebung zeigen. Die Rohstoffgesellschaften müssen auf ihre Zusammensetzung genauestens geprüft, und es müssen ihnen als Interessentenvereinigungen die behördlichen Zwangsbefugnisse entzogen werden. Hinsichtlich der anderen muß gefordert werden, daß bei jeder Gelegenheit bewährte Sachverständige zur Leitung mit herangezogen werden. Wie nötig dies ist, zeigt ein Blick auf die bisherigen Leistungen dieser Kriegsgesellschaften. Was vor allem zu großen Bedenken Anlaß gibt, ist das Verbot der privaten Einfuhr schlechthin. Es kann in gewissen Fällen allerdings eine Notwendigkeit sein, wenn es sich darum

handelt, dem ungezügelten Wettbewerb der Einkäufer und damit einer Preis» steigerung ins Ungemessene Einhalt zu gebieten. Häufig aber war der Grund des Einfuhrverbots weniger die Sorge um das allgemeine Wohl als vielmehr der Konkurrenzneid. Die Preispolitik, der Kriegsgesellschaften verfolgt näm» lich, wie behauptet wird, ungeachtet ihrer gemeinnützigen Bestimmung viel» fach reine Erwerbszwecke', und man gönnte dem privaten Handel den Ge» winn aus dem Einfuhrgeschäft nicht.
Wo man aber die Einfuhr zwar gestat- tete, zugleich aber dabei die Abliefe» rungspflicht aussprach, war der Erfolg fast der gleiche wie ein Einfuhrverbot.
Der einführende Kaufmann weiß nie, ob er mit dem Uebernahmepreis, den ihm die amtliche Stelle später bewil» ligte, den 'selbst bezahlten Einkaufs- preis decken konnte, zumal wenn der beschlagnahmenden Stelle noch nicht durch Sachverständige festge» setzte Höchstpreise vorgeschrieben wur» den. Die dadurch hervorgerufene Un» sicherheit aber ist geeignet, dem freien Handel die Lust und die Möglichkeit zu weiterer Betätigung zu rauben und ihm obendrein noch empfindliche Verluste zuzufügen.
Der einführende Kaufmann sorgt dafür, daß er seine Waren, wenn ir» gend angängig, noch schwimmend ver» kauft, um sein Kapital so oft wie mög» lich umzusetzen und jede irgendwie ge» arteten Spesen, Lager» und Versiche- rungskosten zu vermeiden. Die bureau» kratisch geleiteten Kriegsgesellschaften dagegen machen von der ihnen durch die Beschlagnahme eingeräumten Kon» troll» und Verfügungsgewalt erst bei Bedarf Gebrauch. Ob dem Importeur durch die dadurch oft bedingte Zeitver» säumnis Verluste entstehen, während die Kriegsgesellschaft beim späteren Verkauf oft 100 und mehr Prozent verdient, war ihr belanglos.
Vielfach kaufen die Kriegsgesell» schaften auch wesentlich teurer ein als die alten bewährten und zuverlässigen Firmen. Das kann nicht Wunder neh- men. Der Einkauf auf ausländischen Märkten setzt ganz besondere Erfah- rungen und Sachkenntnis voraus, über die natürlich eine staatliche Stelle, der auch die gar nicht hoch genug einzu- schätzenden Beziehungen abgehen, nicht verfügt.

Somit ist auf jeden Fall der Ver-
dacht ungenügender Sachkenntnis und
mangelhafter geschäftlicher Erfahrung
und Tüchtigkeit nicht von der Hand zu
weisen. Dazu kommen noch die viel-
fachen Klagen, daß die amtlichen Stel-
len in völliger Verkennung ihrer Be-
stimmung es an der nötigen Rücksicht
auf die Abnehmer fehlen lassen und die-
sen, indem sie auf ihre behördliche
Eigenschaft pochen, drückende Ver-
pflichtungen auferlegen.

Der freie Handel verkennt gewiß
nicht die Zwangslage, in der sich das
Reich befindet. Er darf aber für sich in
Anspruch nehmen, daß er nicht mit
Fleiß in den Hintergrund gedrängt
wird, sondern daß man ihm, wo es
das System der Kriegsgemeinwirtschaft
irgend gestattet, freie Hand läßt, min-
destens ihn in weitem Umfange als
Kommissionär zur Mitarbeit heran-
zieht. Denn der freie, jetzt so viel ge-
schmähte Handel hat vor dem Kriege
sein bedeutendes Teil zur wirtschaft»
lichen Stärke des Deutschen Reiches
beigetragen.

Der Deutsche Handelstag nahm
denn auch eine in diesem Sinne gehal-
tene Entschließung an, von der zu
wünschen ist, daß sie die gebührende
Beachtung der Regierung findet. Es
geht keineswegs an, daß die Stellen,
die doch nur eine aus der Not des
Krieges geborene Schöpfung sind, und
die hoffentlich bald wieder verschwin»
den, in dem deutschen Handel nur ein
„entbehrliches Zwischenglied" sehen
und ihm den Garaus machen.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

In sechs stattlichen Bänden spricht
der wahrhaftige, der echte große Dich-
ter zu uns: Timm Kröger.*) Ein Hei»
matdichter, wie sich der jetzt Siebzig»
jährige selbst nennt, und zugleich ein
Weltdichter ist Timm Kröger. Er
macht Holstein lebendig, das Blühen,
seiner Heide, die Feier seines Buchen-
waldes, das Ewigkeitswesen seines
Meeres, das Grauen seiner Moore;
lebendig macht er die Holstenmenschen,
gibt seinen Bauern die stille, starke,
fromme Seele, den Frauen tiefe Güte
und Anmut der Gestalt. Aber was
diese Menschen erleben und erleiden, ist
Menschenerlebnis und Menschenleid
schlechthin; unter jeder Sonne kann es
geschehen, und ein Symbol für die
Weltweite dieser Dichtung mag es
sein, daß hier einmal das Holsteinsche
Land sich ferner südlicher Gegend er»
innert, und daß dort einmal unweit der
Holstenbuchen die Tannen Masurens
stehen.

Der Zusammenklang von Heimat
und Welt, wobei der Künstler diese
Heimat realistisch zeichnet, doch nicht,
ohne diesem Realismus allerorten
schimmernde Lichtlein aufzusetzen, Duft
umzuhängen, Fittiche anzuheften —
wobei der Künstler diese Welt in leisen,
leisen, feinen, feinen psychologischen
Vorgängen schafft, doch nicht, ohne diese
Vorgänge an die Schwere dieser be»
stimmten Erde zu binden, macht We-
sen, Bedeutung, Eindruck der Timm
Krögerschen Dichtung aus.

Der Heimat verdanken diese No»
vellen ihre schwebenden Stimmungen,
ihre tönenden Farben, der Allwelt das
Tempelinnere ihrer Probleme. An der
Epik fließendem Strom pflanzt der

') Die Gesamtausgabe erschien nm bei Al-
fred Janssen, Hamburg.

Dichter Blüten der Lyrik; schon unter
dem glatten Spiegel des Stromes läßt
er der Seele Mächte ahnen, die ihn zu
Wirbel und Tosen bringen werden;
oder über seelischer Bangheit, Schwere,
Verhaltenheit läßt er die fließende
Fläche leise beben.

Sie sin5 eine große, eine echte
Kunst — Timm Krögers realistische
Heimatserzählungen und psychologische
Novellen. Was jede Kunst wirkt, wer-
den sie wirken: heißeres, erhöhtes
Leben.

Nicht wahr, wenn einer etwas Köst'
liches fand, soll er hingehen und es zei»
gen, damit auch andere sich erquicken.
So zeige ich die Bücher Timm Krögers.
Im Band „Wege nach dem Glück"
überwiegt das Persönliche des dichteri»
scheu Erlebnisses; hier atmet das Klein»
Glück des Dichtermenschen am unmit»
telbarsten; hier ist heilige Andacht vor
der Heimatflur, ist inbrünstige Liebe
zu Natur und Kreatur.
Der Band „Eine stille Welt"
bringt als Einleitung eigene Auf»
schlösse des Dichters über äußere und
innere Umstände seines Schaffens.
Nach einem schönen Schreiben über
Klaus Groth folgen dann Novellen mit
vorherrschend objektivem Charakter,
wie ihn auch die der anderen Bände
„Aus alter Truhe", „Dem unbekann»
ten Gott", „Des Lebens Wegzölle",
„Leute eigener Art" tragen. Die Be»
zeichnung der Bände ist jedesmal sehr
feinsinnig gewählt; die Novellen sind
je zu einem Strauß gebunden nach
einem gemeinsamen seelischen Duft, den
sie ausströmen.
Nicht ohne Reiz ist es, die chronolo»
gische Entwicklung des dichterischen
Schaffens, für die jeder Band einen
Anhalt gibt, zu verfolgen. Bildnisse,
Schriftzüge des Dichters, Bilder seiner
Heimat, die die Bände schmücken, tra-
gen im äußerlichen Sinne bei, ihm nahe
zu kommen.
Aber nötig wären sie im Grunde
..! _'

nicht. Denn zu mächtig ist das Werk, und rein und herrlich ist uns das Fin» den einer Seele, wie sie sich im Werke offenbart: wahr, echr, mühselig stre- bend, fromm, über dem Diesseits stehend, weil sie dem Ienseits fest ver» traut. Kommt her zu ihm alle, die ihr mühselig und beladen seid.

Was vor Wochen in der Bühnen» darstellung nichts Geringeres als ein tiefes Erlebnis wurde, kann im Buch zu jeder Stunde genossen werden: Franz Werfels deutsche Bearbeitung der „Troeri'nnen des Euripides".') In sei» nem Vorwort gibt der Dichter seinen Blickpunkt, von dem aus sich die alte Tragödie mit der heutigen Geschichte berührt, von dem wir Menschen von heute Gemeinsames haben mit Hekuba. Zu tiefen, geistreich behandelten Pro» blemen gelangen wir an des Dichters weisender Hand. Was uns unmittel» bar unter dem Atem eines langgestor» benen, unnennbaren Leids trifft, ist die Antwortklage an dieses namenlose Leid: siehe, nicht starbst du, sondern wir sind mitten in deinen Flammen und dei- nem schweren, grauen Flügelrauschen. Was haben wir zu danken. Was alt und neu zugleich ist, ist ewig; ewige Menschengefühle, ewige Herzensgeleise offenbart der neue Dichter durch den Mund des alten Dichters. Das ist Weisheit und Zartheit. Dabei will die neue Sprache nichts sein, als Dienerin des alten Geistes. Das ist hohe De» mut. Diese Sprache ist voll groß«r Schönheit.

Was haben wir zu danken. Daß ge» rade ein deutscher Dichter die Tra» gödie völligen äußeren Zusammen- bruches und nur inneren Aufrechtseins nachschreibt! Das macht wohl, daß der Deutsche gewinnen und verlieren kann. Wenn das nicht innere Größe und Herrlichkeit ist! Es will auch wie eine Zartheit berühen, ähnlich der, die einst Aischylos bewies, als er die Niederlage der „Perser" in persischem Milieu ver- klärte. Hier wird Niederlage inmitten von Erfolg geheiligt.

Es steht der Dichter Franz Werfel, der ein großer und junger Dichter ist, überhaupt mit dem Menschenleid in jedweder Form sehr vertraut. Es ist ihm das liebe Band, das alle Menschen- brüder auf weiter Erde zu einer rühren- den Gemeinsamkeit bindet. Sein Buch „Einander"*) ist bebend von dieser

Melodie des Leids und der Liebe. Wie
ist es deshalb eine Gabe zu rechter
Zeit. Realismus ist hier die künstle-
rische Art. An ganz irdisch Konkretes
— manchmal möchte man sagen: Allzu»
irdisches—ist alles gebunden, an unsere«
Wege, unsere Zimmer, an Caf»5s und
Spitale. Nichts ist dem Dichter zu ge-
ring und unwert; er liebt es, im Ein-
fachen, Geringen die gehegte Idee und
die umschwebende Stimmung zu finden.
Damit weiß er das Bett, den Tisch zu
verklären. Es ist ein mächtiger Ein-
druck, den wir empfinden, wie die
Weite und Tiefe in der Enge und
Fläche gebunden liegt und sie liebend
überwindet. Daneben atmet als Raum
der Dichtung der Kosmos selbst, atmen
Sternen» und Mondenschein, Berge und
Ströme. Neben den Wegen des Bür-
gers Wege des Menschen und der
Geister.

Eins ist bedeutend bei diesen
Gedichten: sie wirken durchaus ethisch.
Es steht hinter ihnen die wertvolle Per-
sönlichkeit eines redlich schmerzvoll
Kämpfenden, Sehnsüchtigen, Opfern-
den, Gläubigen. Für diese Zeit eine
doppelt wertvolle Gabe sind sie mithin.
Möchten sich viele in ihnen wieder-
finden, sich zu ihnen hinfinden.

Auch das bleibt zu sagen, daß diese
Gedichte reich an blankem Geist und
voll blühender Form sind, ein intellek-
tueller und ästhetischer Genuß.

*) Kurt Wolf. Verlag, Leipzig.

*1 Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Rundschau

Bruno Frank, dem wir vor kurzem eine schöne Gabe, „Die Fürstin", dank» ten, läßt uns jetzt seinen kleinen No' vellenband „Der Himmel der Ent» täuschten" liebgewinnen.*) Auch hier grüßen uns wieder die feinen und sym» pathischen Vorzüge dieser Kunst: ein männlich gewissenhafter, wahrhaftiger, keuscher Stil, bei allem Reichtum der Erfindung strenge Geschlossenheit um die Träger der Handlung, Lichtheit der herrschenden Idee, die ebenso das Herz zu ergreifen vermag, wie sie den Geist anregt. Ia, gerade das stark zum Gefühl Sprechende, doppelt packend in der anspruchslosen Form, ist bedeutend in diesen Novellen. Meisterstücke enthält der kleine Band.

Nach dem, was die Sammlung „Langens Markbücher"**) bis jetzt brachte, gebührt ihr Beachtung und Zu» spruch. Hier spendet Ludwig Thoma eine Probe seines Humors und seiner Satire im „Aquarium"; hier ist Gustav Meyrinks Phantastik, seine Schilde» rung, seine Satire, die große Beweg» lichkeit seines Geistes zu kosten im Bändchen „Der heiße Soldat". Auf ihre anderen erlesen«n Gaben soll noch hingewlesen werden.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

.Von August Friedrich Krause.

Abgesehen von mehr oder minder eifrig betriebener Sammeltätigkeit, die sich, angeregt durch den Schulunterricht, meist nur bei unserer Iugend zeigte und nur selten durch das ganze Leben fortgesetzt wurde, haben die Naturwissenschaften für weitere Kreise erst Wert und Bedeutung gewonnen, seit die biologische Forschung tiefer in das Wesen der Natur und alles Lebens eingedrungen ist und die Naturwissen» schaften damit Fühlung gewonnen haben mit den allgemeinen Geistes' wissenschaften, besonders mit der Philosophie. Ohne die Grenze zwischen der Naturwissenschaft und der Philosophie, zwischen Tatsachenerforschung und Spekulation übersehen oder verwischen zu wollen, muß doch anerkannt werden, daß für die Gewinnung einer selbständigen modernen Weltanschauung gewisse naturwissenschaftliche Kenntnisse und Anschauungen unerläßlich sind.

*) In der Sammlung „Langens Marlbücher" Band 12. Albert Langen Verlag, München.

**) Albert Langen Verlag, München.

Vielen ist die Biologie eine Brücke ge»
worden, die vom blutvollen Leben zur
Abstraktion, zu Gedanke und Empfin-
dung, zu Erkenntnis und Glauben
leitet. Ia, manchem ist die Biologie
zu einer heiligeren Lebensoffenbarerin
geworden, als dem gläubigen Christen
die Bibel.
Bei solchem Interesse, das der
Biologie im allgemeinen und jedem
biologischen Problem im besonderen zu»
gewandt wird, ist es kein Wunder,
wenn alle Neuerscheinungen auf diesem
Gebiete besonderer Aufmerksamkeit be»
gegnen. Besonders die Bücher sind
besonderer Verbreitung sicher, die mehr
die allgemeinen Fragen und Probleme
behandeln und — ohne unwissenschaft»
lich und damit wertlos zu werden —
es zu vermeiden wissen, zu sehr in's
Fachwissenschaftliche zu geraten. Zu den
besten Büchern dieser Art gehört die
„Allgemeine Biologie" von
Paul Kammerer. (Deutsche Ver-
lagsanstalt, Stuttgart und Berlin.)
Wie Kammerer im Vorwort zu diesem
Buche hervorhebt, ist er dazu gelangt,
jede seiner Veröffentlichungen auf
„Gemeinverständlichkeit" einzustellen,
und so bemühte er sich auch, in seiner
„Allgemeinen Biologie" ein Werk für

den naturwissenschaftlich interessierten Laien zu schaffen, in dem er so wenig wie möglich voraussetzt und so viel wie möglich gibt, und darin allein durch den vorgeschriebenen Umfang des Werkes sich beschränken läßt. Diese Begren» zung zwang ihn allerdings, bei seinen Lesern die naturwissenschaftlichen Kenntnisse anzunehmen, die eine mitt» lere Schule zum Lebensbesitz ihrer Schüler zu machen sich bemüht; doch ist kein Fachausdruck, und wäre er noch so bekannt, erstmalig gebraucht, ohne er» klärend eingeführt zu werden. Wo es anging, sind die verdeutschten Ausdrücke angewendet. Dadurch wird für manchen Leser der Gebrauch dieses Werkes und ein Bekanntwerden mit den Fragen der allgemeinen Biologie erst ermöglicht, sicher aber vielen bedeutend erleichtert werden.

Dem Titel: „Allgemeine Biologie" entspricht vollkommen ihr Inhalt. Kammerer schließt sich der modernsten Auffassung des Begriffes „Biologie" an und faßt sie als die Lehre von den Lebenserscheinungen in ihrer Gesamt» heit. Er will die Biologie nicht zur Physiologie werden lassen, sondern weist ihr auch die Lehre von den Lebens» formen zu. Da ihm aber die Aufgabe gestellt war, eine „Allgemeine Biologie" zu schreiben, so kam es ihm vor allem auf die Darstellung solcher Lebenserscheinungen an, die einer Marimalsumme einzelner Lebewesen zukommen. In der Einleitung werden, nachdem dieser Begriff der „Allge- meinen Biologie" festgestellt und ihr Gebiet abgegrenzt ist, kurz die Anschau- ungen über Mechanismus und Vitalis» mus erörtert, sowie die Methoden der biologischen Forschung und die Bear» beitung von Grenzgebieten besprochen. Das erste Kapitel trägt die kosmo» logischen, paläontologischen, physio» logischen, chemischen, physikalischen und kristallographischen Zeugnisse für und gegen die Urzeugung zusammen, und im darauf folgenden werden die allge- meinen Eigenschaften der lebenden Substanz festgestellt, sowie zu ihrer Er» gänzung und Erläuterung die anorga» nischen Nachahmungen der Lebenser» scheinungen dargestellt. Die Gruppie» rung des gesamten übrigen Stoffes er- folgt nach den Grunderscheinungen der lebenden Substanz, der Reizbarkeit, der Bewegbarkeit, dem Stoffwechsel, dem

Wachstum und der Entwicklung, der
Vermehrung und der Vererbung. An
dieses letzte Kapitel schließt sich von
selbst eine Erörterung der Abstam»
mungslehre, des Artenwandels, der
Auslese und der fortschreitenden Ent»
wicklung an. Durch zahlreiche Bei»
spiele und Belege aus dem Tier» wie
aus dem Pflanzenreiche wird die Dar-
stellung gestützt und lebendig gemacht.
So erhalten wir in knappen Zügen ein
vollständiges und klares Bild von allen
wesentlichen Problemen der Allge»
meinen Biologie, und wer sich durch die
interessante Darstellung Kammerers zu
weiteren Studien angeregt fühlt, findet
in den reichen Literaturnachweisen, die
jedem Kapitel und dem ganzen Werke
angehängt sind, reichliches Material zu
weiterer Arbeit.
Für viele Leser wird es einen be»
sonderen Reiz dieses Werkes aus»
machen, daß es von einem temperament»
vollen Manne geschrieben ist, einem
Manne, dem die Höherentwicklung des
Lebens nicht ein Glaubenssatz gewor-
den ist, an den er sich mit seinem
ganzen Gedanken» und Empfindungs»
leben klammert, sondern wissenschaft»
lich erwiesene Wahrheit, nüchterne,
herrliche Wirklichkeit, die seinem Den»
ken und Empfinden Richtung gibt und
Ziel. Wohl hütet Kammerer sich,
irgend etwas anzunehmen oder gar als
Grundstein für seine Darstellung zu
verwenden, was nicht durch wissen-
schaftlich erbrachten Beweis zur Tat»
fache erhärtet ist, und streng weiß er die
Grenze zu ziehen zwischen diesen natur»

wissenschaftlich erhärteten Tatsachen und gedanklich aufgebauten Hypothesen. Doch bildet der Glaube an eine Höher» entwicklung alles Lebendigen den Grundton, der seinen Ausführungen Farbe gibt. Vielleicht wäre es manchem wissenschaftlich gebildeten Leser lieber, wenn der Verfasser seine Person und seine persönliche Überzeugung mehr zu-rückgehalten hätte, wenn er besonders auf Gebieten, die nahe an Natur» philosophie grenzen, zum Teil schon mit ihr zusammenfallen, sich mehr berich-tend, die Meinungen anderer neben» einander darstellend verhalten oder sie aus dem Bereich seiner Darstellung ver» wiesen hätte. Sein Buch würde da-durch ohne Zweifel sachlicher, dafür aber auch weniger temperamentvoll ge» worden sein. — In der äußeren Aus-stattung ist die Deutsche Verlagsanstalt ihren alten ruhmvollen Überlieferungen treu geblieben: Druck, Papier und Ein-band sind gediegen und vornehm. Die Darstellung wird von zahlreichen, sehr unterrichtenden Abbildungen im Tert und von vier vorzüglich ausgeführten farbigen Tafeln im Anhang unterstützt. Würdig reiht sich das Kammerer'sche Werk der von Lamprecht und Helmolt herausgegebenen Sammlung: „Das Weltbild der Gegenwart" ein, deren elften Band es bildet.

Eine außerordentlich wertvolle Er-gänzung und Unterstützung mancher Teile des Kammererschen Werkes bildet der gleichfalls bei der Deutschen Ver» lagsanstalt in Stuttgart bereits in zwei» ter Auflage erschienene, von D r. Konrad Guenther, Privat-dozenten an der Universität Freiburg i. B., herausgegebene ausgezeich-nete Bilderatlas: „Vom Urtier zum Menschen", der uns auf 93 zum Teil farbigen Tafeln mit über 2000 Abbildungen die Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Men» schen zur Anschauung bringt. Von vorn-herein sei es gesagt: Das schöne zwei» bändige Werk ist mehr als ein Bilder-atlas. Der Tert, der sich bescheiden nur eine Erläuterung der Bildertafeln nennt, hat sich zu einer sehr instruktiven wissenschaftlichen und doch leicht faß» lichen, jedem Laien verständlichen Dar-stellung der menschlichen Abstammlings» und Entwicklungsgeschichte ausgewach-sen, von dem sein Verfasser mit Recht im Vorwort sagen kann, daß er den

Leser direkt in das Studium der Zoolo»
gie und' Anatomie hineinführe und ihn
die eigentliche wissenschaftliche For»
scherarbeit kennen lehre. Hierin liegt
das Neue und der Wert des Guenther»
schen Werkes. Es ist keine jener übel
beleumundeten populäc»wissenschaftli»
chen Darstellungen, die zu sehr an der
Oberfläche der Wissenschaft bleiben,
um dem Leser die tieferen Zusammen-
hänge erschließen zu können. Es ist in
erster Linie wissenschaftlich und darum
gründlich, und wer die Mühe nicht
scheut, die beiden starken Quartbände
von zusammen 432 Seiten Tert durch-
zuarbeiten, der „wird nicht nur über
die Abstammungsgeschichte des Men»
schen aus wirklichem Wissen heraus ur-
teilen können, sondern das reiche Tat»
sachenmaterial wird sich in seinem
Geiste nvch zu anderen harmonischen
Gebilden zusammenschließen, und nicht
zum wenigsten wird es ihn befriedigen,
Klarheit auch über den Bau des
Menschen, seine Entwicklung und die
wunderbaren Vorgänge des Lebens ge-
wonnen zu haben, die sich an ihm und
anderen Organismen abspielen." Doch
ist es Guenther gelungen, den überaus
spröden Stoff so zur Darstellung zu
bringen, daß er auch jedem Nichtfach-
mann verständlich wird. Seine Einlei-
tung zu dem Werke, in der er über
Deszendenztheorie und Abstammungs-
geschichte spricht, ist nach dieser Rich-
tung eine ausgezeichnete Leistung. Auch
Guenther setzt bei seinen Lesern nichts
voraus, führt jeden Fachausdruck, jeden
wissenschaftlichen Lehrsatz erklärend ein

und versteht es dabei, durchaus klar und sachlich zu bleiben. Seine Darstel» lung arbeitet nicht mit schönklingenden Worten und Vergleichen, sondern mit klaren Gedanken, die in logischer Folge sich aneinander reihen. Aber gerade dar» um macht es so große Freude, ihm zu folgen, und gewährt höheren Genuß und größeren Vorteil, als sich von un» klaren, halb naturwissenschaftlichen, halb naturphilosophischen Darlegungen berauschen zu lassen. Die 93 Tafeln, die das Guenthersche Werk zu einem Bilderatlas machen, sind nicht bloß zur Unterstützung der Darstellung dem Buche beigegeben, sie bilden neben dem Terte einen selbständigen Teil, der Wert an sich besäße, wenn er auch allein bestünde. Die Abbildungen bie» ten keine Phantasiegebilde, sondern auf strengsten wissenschaftlichen Forschun- gen bedeutender Zoologen und Anato» men beruhende Zeichnungen, die zum Teil aus Lehrbüchern übernommen, zum Teil aber besonders für dieses Werk zusammengestellt und angefertigt worden sind. Tert und Abbildungen stehen in innigsten Beziehungen zuein» ander und bilden ein organisches G»n» zes, ein Werk von hohem wissenschaft» lichem Werte, das einzig in seiner Art dasteht. Die Deutsche Verlagsanstalt, die auch für die äußere Ausstattung alles getan hat, was möglich war, darf mit dem Verfasser stolz auf diese Schöpfung sein.

Der Pflanzen»Biologie im beson» deren ist ein Werk gewidmet, das s. Zt. nicht nur dem Verlangen weiter Kreise nach tieferem Wissen entgegenkam, son» dern auch bahnbrechend gewirkt hat auf dem Gebiete des botanischen Schul» unterrichtes. Die bekannten Lehr- bücher von Schmeil, die in den ver» schiedensten Ausgaben in hunderten höherer und mittlerer Schulen einge» führt sind, wären vielleicht nie erschie» nen ohne die Anregungen, die Anton Kerner von Marilaun's „Pflanzenleben" gegeben hat.

Mit dem soeben von dem Bibliographi- schen Institut in Leipzig und Wien her- ausgebrachten dritten Bande ist die von Professor Dr. Adolf Hansen in Gießen neu bearbeitete dritte Auflage dieses bedeutsamen Werkes vollständig geworden. Die beiden ersten Bände dieser Neubearbeitung sind von mir be- reits im Februarheft des laufenden

Iahrganges angezeigt worden. Von ihnen behandelte der erste unter dem Titel: „Der Bau und die lebendigen Eigenschaften der Pflanzen" die Zellenlehre und die Biologie der Ernährung, während der andere unter dem Titel: „Die Pflanzengestalt und ihre Wandlungen" der Morphologie und derBlütenbiologie gewidmet ist. So erschöpfen sich diese beiden Bände in einer Darstellung der Pflanze als Einzelwesen, wohingegen der neue Band unter dem Titel: „Die Pflanzenarten als Floren undGenossen» schaften" zu der Gesamtheit der Pflanzenwelt übergeht. Nach einer klaren und geistvollen Darstellung der verschiedenen alten und neuen Ansichten über die Entstehung der Arten werden wir mit dem neuesten Stande der Pflanzenpaläontologie bekannt gemacht. Eine knappe, aber genügende Uebersicht über die Geschichte der Floristik leitet über zu einer Erörterung der Bedingungen, die bei der Gestaltung der Floren mitgewirkt haben, und der Mittel, die der Verbreitung der Pflanzen dienen. Der zweite Hauptteil des Bandes ist einer Darstellung der Pflanzengeographie gewidmet. Dieser Teil, der von Kerner in der alten Auflage stiefmütterlich auf knapp 10 Seiten abgetan worden war, ist von dem Herausgeber völlig neu bearbeitet worden. Im Gegensatz zu den meisten Handbüchern der Pflanzengeographie, die den umfangreichen Stoff nach ökologischen Gesichtspunkten ordnen, gliedert Hansen seine Darstellung nach den fünf Erdteilen, weil er mit

Recht meint, daß es dem Leser des Kernerschen Werkes darauf ankäme, zu erfahren, wie die Pflanzendecke in die» sem oder jenem Lande aussehe. Meister» haft hat der Verfasser es verstanden, uns Bilder von den verschiedensten Floren zu entwerfen. Durch den be» schränkten Raum zu knappster Darstel- lung gezwungen, gibt er doch nicht bloß allgemeine Schilderungen, die für den auf dem Gebiet der Pflanzengeo» graphie erste Belehrung suchenden Leser wenig Wert haben würden, sondern er weiß so viele ökologische und flori» stische Einzelheiten einzuflechten, daß man, wenn man mit der äußeren Er» scheinung der Pflanzen vertraut ist, ge- naue Vorstellungen der betreffenden Florengebiete erhält. Seine gedrängten Charakteristiken der Alpenflora, der Mangrove, des tropischen Urwaldes ge» hören zu den besten Darstellungen die- ser Art. Diese Anschaulichkeit und Le- bendigkeit ist neben der vorzüglichen Darstellungsgabe Hansens auch dem Umstande zu danken, daß er auf großen Reisen Gelegenheit hatte, viele der ge» schilderten Vegetationsbilder selbst ken» nen zu lernen und zu studieren. Darum war es ihm auch möglich, manche schöne Aufnahme zu dem vorzüglichen Nildermaterial des Bandes beizutra» gen, der, wie schon bei den ersten bei- den Bänden, nicht bloß dem Schmuck, sondern vor allem der Unterstützung der Darstellung und zur Belehrung des Le» sers dient. Neben 63 Tertabbildun» gen bringen 9 farbige und 29 doppel» seitige schwarze Tafeln zum größten Teile Vegetationsbilder nach Photo- graphien, die in ihrer Mehrzahl hier zum ersten Male veröffentlicht werden. — Wie der Mensch und alles mensch- liche Werk, hat auch jedes Buch nur eine begrenzte Lebensdauer, über die ihm auch kein künstlicher Galvanisie» rungsversuch hinwegzuhelfen vermag. Hier aber hat sich, dank der Kunst des Herausgebers, an einem uns lieb ge» wordenen Werk ein Verjüngungsprozeß vollzogen, der vorbildlich genannt wer- den muß. Das bewährte und noch im» mer lebendige Alte in Anlage und Durchführung ist in überaus geschickter und harmonischer Weise mit dem wissenschaftlich Neuen organisch ver» bunden worden, daß ein neues, junges Werk wie aus einem Guß entstanden ist, und das neue Lebenskraft besitzt. So

kann der neue Kerner, ein Kerner»Han»
sen, seine Anregungen und Belehrun»
gen noch um ein weiteres Lebensalter
weiter tragen in die Kreise derer, die
nach echtem Wissen dürsten.
Dabei wird es in Zukunft von
einem Werk unterstützt und ergänzt wer»
den, das gleichfalls in dem verdienst-
vollen Verlage des Bibliographischen
Institutes in Leipzig zu erscheinen be»
gonnen hat. Gerade der letzte Teil der
Neubearbeitung des „Pflanzenlebens",
der die Pflanzengeographie zur Dar»
stellung bringt, arbeitet mit so vielen
botanischen Namen, daß ein Leser, der
nicht Fachmann ist, und mit den Na»
men keine bestimmten Vorstellungen zu
verbinden vermag, kein klares Bild von
den geschilderten Floren gewinnen
kann. Da bietet sich ihm als Hilfe ein
Werk der speziellen Botanik an: „Die
Pflanzenwelt" von Professor
Di». Otto Warburg, das mit
mehr als 900 Abbildungen im Tert und
über 80 Tafeln in Farbendruck und
Aetzung ausgestattet sein wird. Der
bekannte, vor einigen Iahren an das
Kaiser»Wilhelm»Institut in Berlin»
Dahlem berufene Verfasser hat es
unternommen, eine Pflanzenkunde für
jeden gebildeten Laien zu schaffen, die
in systematischer Anordnung die Pflan-
zenwelt der Erde nahezu erschöpfend be»
handelt. Hauptsächlichste Berücksichti-
gung haben die deutsche und europäische
Flora und die für Handel und Kultur
in Betracht kommenden fremdländischen
Gewächse gefunden, so daß neben dem
allgemeinen belehrenden Zweck des

Welkes auch einem praktischen Bedürf»
nis Genüge getan wird. Es ist niemals
unterlassen, bei Schilderung der einzel»
nen Arten die Bedeutung hervorzu-
heben, die sie in früherer oder gegen-
wärtiger Zeit auf den Gebieten der
Technik und Industrie, in der wissen'
schaftlichen oder volkstümlichen Medi-
zin und im Volksglauben erlangt ha»
ben. Wer sich unterrichten will über
Aussehen und Eigenart dieser oder je»
ner Pflanze in Bau und Lebensweise,
wer Einsicht gewinnen will über die
Bedeutung einer Pflanze für das ge-
samte Kulturleben, der wird zu Mar-
burgs Werk als einem vortrefflichen
volkstümlichen Nachschlagebuch grei»
fen, das ihn in lebendiger, anschaulicher
Darstellung über alles Wissenswerte
dieser Art belehrt. Zahlreiche vortreff-
lich gezeichnete Tertfiguren und farbige
wie schwarze Tafeln ergänzen die
Schilderungen des Tertes und helfen,
daß der Leser klare Vorstellungsbilder
gewinne von der Erscheinungsform der
wichtigsten Arten. Warburgs Werk ist
aber mehr als ein Nachschlagewerk.
Machte uns der dritte Band des neuen
Kerner»Hansen'sch«n „Pflanzenlebens"
mit der Entwicklung der Pflanzenwelt
im allgemeinen bekannt, so schildert
Warburg, getreu den Aufgaben seiner
Wissenschaft, der speziellen Botanik,
auch die Entwicklung der einzelnen
Pflanzenarten, weist ihre Stellung in
der Geschichte der Pflanzenwelt nach
und stellt nach Ermittlung ihrer gegen-
wärtigen und früheren Verbreitungs-
gebiete fest, ob ihre Entwicklung sich in
aufsteigender oder absteigender Linie be-
wegt. Da er seinen ungeheuren Stoff
in der heute wissenschaftlich einzlg
moglichen Weise nach dem natürlichen
System ordnet, das ein Abbild der
natürlichen Entwicklung der Pflanzen-
welt darstellt, so wird sein Werk ganz
von selbst zu einer Geschichte dieser
Entwicklung, die nicht nur die gegen-
wärtig lebenden Endglieder des großen
Stammbaumes, sondern auch die aus
fossilen Funden uns bekannten, ausge-
storbenen Pflanzenarten berücksichtigt.
So werden die einzelnen Pflanzen von
allen Seiten her dem Verständnis des
Lesers nahe gebracht, und er lernt sie
als vollwertige Glieder einer großen
Gesamtheit kennen, die doch selbst wie-
der eine Welt im Kleinen bilden. Dazu
kommt noch, daß das Werk glänzend

und fesselnd geschrieben ist, so daß es imstande ist, auch bei denen Interesse zu erwecken, die sonst mit Botanik herzlich wenig zu tun haben. Leider ist von dem vorzüglichen Werk, das einzig in der botanischen Literatur dasteht, erst ein Band erschienen, und da Professor Warburg gegenwärtig dem Vaterlande mit der Waffe dient, ist kaum damit zu rechnen, daß die anderen beiden Bände bald folgen werden. Es wird bei Erscheinen des zweiten Bandes und nach Abschluß des ganzen Werkes Gelegenheit sein, «ingehend und abschließend auf das Werk hinzuweisen. Hoffen wir, daß es in Kürze geschehen könne.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann.

Bevölkerungsprobleme.

Der Krieg hat auf dem Gebiet der Bevölkerungsprobleme ebenso wie auf anderen Gebieten insofern umstimmend gewirkt, als durch die Verlust« an Menschenleben eine Verschiebung der Bevölkerungszahlen eingetreten ist. Wie weit diese Verluste die einzelnen Völker treffen, läßt sich zwar zahlenmäßig noch nicht angeben, doch ist bei allen Völkern darauf hinzuweisen, daß gerade die Zahl der in den besten Mannesjahren

stehenden männlichen Bevölkerung davon betroffen ist. Wie diese Verluste nach dem Kriege zu ersetzen sind, ist eine Frage, die den Volkswirtschaftler ebenso interessiert, wie den Arzt und Hygieniker.

In Frankreich hat der dort plan» mäßig betriebene Geburtenrückgang dahin geführt, daß körperlich und geistig minderwertige Elemente in die Armee eingereiht worden sind. Ganz besonders gilt dies von den Tuberkulösen, und die alte Villaretsche Statistik ist richtig, daß in Deutschland in dieser Beziehung viel günstigere Verhältnisse herrschen. Das Schrecknis des drohen» den Geburtenrückgangs hat aber in den letzten Iahrzehnten auch bei uns angefangen, eine verhängnisvolle Gestalt anzunehmen. Der Geburtenrückgang ist, wie sicher feststeht, bei uns lediglich ein gewollter und nicht etwa eine Folge der Entartung der deutschen Rasse. Daß dies der Fall ist, geht daraus hervor, daß anderweitige Entartungserschei» nungen nicht bekannt sind. Ganz besonders hatte die Zahl der Tauglichen in den letzten Iahrzehnten nicht abge» nommen, und die Aushebung zum Heere ist bei uns — systematisch seit 100 Iahren betrieben — stets eine Kritik der Volksgesundheit gewesen. Da nicht in allen Staaten die Wehrpflicht Gesetzgebung ist, so lassen sich inter» nationale Vergleiche der Tauglichen zahlenmäßig nicht geben. Wäre der Geburtenrückgang eine Folge einer allgemeinen Volksentartung, so wäre die Zahl der Tauglichen bei uns gesunken. Diese ist an sich nicht erheblich groß und beträgt nur etwa 50 v. H. aller zur Musterung Verpflichteten. Die Frage, ob die Industrie oder die Landwirt» schaft den größten Teil der Tauglichen stellt, ist strittig.

Es ist die dringende Sorge aller Volksfreunde, dafür zu sorgen, daß auch nach dem Kriege der Nachwuchs ge» sichert ist. Von verschiedenen Seiten ist darauf aufmerksam gemacht worden, so von Bornträger, Värting, Peters u. a. Man hat darin ein Heilmittel gefun» den, daß man bestrebt ist, die Heiratsmöglichkeiten zu erleichtern, Frühheira» ten zu ermöglichen und für die Erhaltung des Nachwuchses alles zu tun, was ihn hebt und hält. Deshalb sind die Bestrebungen der Säuglingsfürsorge, der Schulgesundheitspflege, der Sorge

für die schulentlassene Iugend und die Maßnahmen zur Erzielung der Wehr» haftigkeit von wesentlicher Bedeutung. Schon vor dem Kriege haben namhafte Hygieniker darauf hingewiesen, daß es in erster Linie darauf ankommt, die körperliche Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Alle Maßnahmen, welche die Ertüchtigung der männlichen und weiblichen Iugend im Auge haben, und wie sie besonders die Gesellschaft für Volks» und Iugendspiele festsetzte, sind geeignet, die Erhaltung der Volkskräfte zu gewährleisten und die körperliche Tüchtigkeit mit der Pflege des Geistes zu verbinden. Der deutsche Verein für Volkshygiene, die Zentralstelle für Volkswohlfahrt und ähnliche Gesellschaften sind nicht müde geworden, in Wort und Schrift darauf hinzuweisen, und schon hat die Bekämpfung der Tuberkulose Fortschritte gemacht. Auch dem Alkoholismus gegenüber sind in breiten Volksschichten die wichtigen Beziehungen erörtert worden, welche zwischen beiden bestehen. Die Vogel»Strauß»Politik gegenüber den Geschlechtskrankheiten ist in der jüngsten Zeit Erwägungen gewichen, die mit Recht den Schleier von diesem angeblich heiklen Gebiet abziehen. Wir wissen, daß durch die Kriege von jeher die Zahl der Geschlechtskrankheiten vermehrt worden ist. Auch für diesen Krieg sind er» schreckend hohe Zahlen berichtet. Die Erfahrungen, die bei unseren im Felde stehenden Heeren gemacht worden sind, haben die Erörterung dieser Frage in den Mittelpunkt gestellt. Es unterliegt

gar keinem Zweifel, daß ein Teil der
mit Geschlechtskrankheiten behafteten
Soldaten nach der Demobilisierung un»
untersucht oder nicht genügend unter»
sucht in die Heimat gelangt, wenn auch
natürlich Vorsorge getroffen ist, daß
niemand ohne Untersuchung entlaßbar
ist. Aber diese Maßnahme läßt sich bei
der Massenhaftigkeit der Heere wieder
vielleicht nicht so durchführen, als es
wünschenswert ist. Es wird daher nicht
ausbleiben, daß Geschlechtskrankheiten
in das Heimatgebiet übertragen werden
und so auch die Familien daheim ge»
fährden. Die großen Unterschiede in
der Zahl der Erkrankten werden zwar
zu verschiedenen Maßnahmen führen,
aber allgemein läßt sich sagen, daß die
Tatsache selbst für die Volksgesundheit
bedrohlich ist. Die deutsche Gesellschaft
zur Bekämpfung de? Geschlechtskrank'
heiten hat schon Erhebliches geleistet,
um diese Krankheiten einzudämmen,
und sie hat es auch während des Krie-
ges nicht an segensreicher Arbeit fehlen
lassen. Zweifellos hat die Gesellschaft
den weitesten Kreisen klar gemacht, daß
es sich hier um eine Frage handelt voll
furchtbaren Ernstes. Es ist erreicht wor»
den, daß es mit der früher herrschenden
Ansicht vorbei ist, man dürfe über diese
Dinge nicht sprechen. Es ist hier
gleichgültig, welcher Anschauung man
in Bezug auf diese Punkte huldigt, und
ob die einen für Abschaffung und Auf-
hebung jeglicher Prostitution aus reli»
giösen und sittlichen Gründen sind, oder
ob man die Prostitution als solche für
eins der notwendigen Uebel hält: vor
der Tatsache des Wachsens der Zahl der
Geschlechtskranken konnte jede Erörte-
rung über die Ursache verstummen.
Mag man sich zum Sittlichkeitsprinzip
stellen, wie man will, mag man Anhän»
ger der sogen, doppelten Moral sein,
die beiden Flügel der verschiedenen
Gruppen werden der Ansicht sein,
daß hier ein Zusammenarbeiten statt»
finden muß. Ob man die Wohnungs»
verhältnisse und die Lohnverhältnisse
als Ursache der Prostitution ansieht,
oder ob man sie auf einen Mangel an
Sittlichkeit zurückführt, kommt hier
nicht in Bettacht, und die Pflicht, die
Ordnung undj die Organisation ver»,
langt hier Maßnahmen in Betrieb zu
setzen, welche die Herabsetzung der Zahl
der Geschlechtskranken verbürgen.
Neben der Aufklärung in diesen Din-

gen, die zweifellos Erfolge haben wird
und die von geistlicher, ärztlicher und
nationalökonomischer Seite betrieben
worden ist, wird es sich wesentlich dar»
um handeln, daß der Erkrankte mög»
lichst bald geheilt wird und daß die
Heilung des Erkrankten in sachgemäße
Hände fällt, nicht in die Hände von
Kurpfuschern oder Naturheilern. Wenn
die Generalkommandos erfreulicher»
weise schon stellenweise durchgesetzt ha»
ben, daß die Behandlung durch letztere
nicht statthaben darf, daß jeder Ge»
schlechtskranke ohne weiteres verpflich-
tet wird, sich in ärztliche Behandlung
zu begeben, wie ein Generalkommando
bereits verlangt hat, so steht doch eine
gesetzliche Regelung noch aus. Auch das
Verbot der Mittel zur Empfiingnisver»
hütung besteht noch nicht gesetzlich. Bis
zur gesetzlichen Regelung dieser für die
Volksgesundheit so äußerst wichtigen
Frage müssen andere Mittel angewandt
werden, wie bei dem Kampf gegen die
Tuberkulose und andere Volkskrankhei»
ten. Man hat in Verbindung mit den
Landesversicherungsanstalten und den
Krankenkassen Fürsorge» und Be»
ratungsstellen eingerichtet. Diese Stel-
len würden zunächst von denen zu be»
nutzen sein, die den Krankenkassen ange»
hören, das sind ungefähr zehn Millio»
nen. Die Aerzteorganisarionen sind der
Ansicht, daß die Beratungsstellen nicht
die Behandlung der Erkrankten über»
nehmen, sondern, wie bei den anderen
Organisationen, lediglich Rat erteilen.
Diese Stellen müßten aber jedem offen
stehen, der nicht von vornherein sich der

Privatbehandlung seiner Krankheit un»
terzieht. Daß die Lösung der Bevölke»
rungsprobleme nicht lediglich von der
medizinischen Seite zu erfolgen hat,
sondern daß auch die ethische und so»
ziale Seite von Wichtigkeit ist, liegt auf
der Hand.

Der verdienstvolle Hygieniker
Sonderegger sagt in seinen,, Nor»
posten der Gesundheitspflege", einem
Buch, dessen Lesung nicht genug emp-
fohlen werden kann, daß die göttliche
Macht uns keineswegs die Gesundheit
als ein fertiges Almosen in den Schoß
wirft. Wie jedes Gut, selbst das der
Religion und Sittlichkeit, und wie ir»
discher Besitz und Macht nur durch
Kampf errungen werden können, so
steht es auch mit der Gesundheit. Der
alte Satz:

„Nur der verdient die Freiheit wie das
Leben,
Der täglich sie erobern muß"

gilt aber auf keinem Gebiete mehr als
auf dem persönlicher Hygiene. Was
aber vom einzelnen gilt, gilt auch vom
ganzen Volke, ja, gilt von allen Völ»
kern. Wenn wir auf dem Standpunkte
stehen, daß nach dem Kriege das
deutsche Volk sich dauernder Errungen»
schaften des Sieges erfreuen soll, wenn
wirklich an deutschem Wesen die Welt
genesen soll, so gehört zum deutschen
Wesen auch die Volksgesundheit. Erst
der Krieg hat uns gezeigt, wie wertvoll
dieses Gut ist, und wie die Lücken, die
er gerissen hat, bald ausgefüllt werden
müssen. Das kostet Arbeit am Volkskör»
per nach allen Richtungen hin, die reli»
giösen und sittlichen Motive sind nicht
gering anzuschlagen. In Verbindung
mit ihnen wirken alle hygienischen
Maßnahmen zur Lösung der in Rede
stehenden Bevölkerungsprobleme, die
wir nur in kurzen Strichen andeuten
konnten. Aber das Nachdenken über
diese Fragen führt zweifellos zu der Er»
kenntnis, daß ohne ernsthafte Arbeit
auf dem Gebiete nichts zu erreichen ist,
und daß das Sichgehenlassen nicht nur
zu einer Verschlechterung der Lage
führt, sondern ernste Gefahren zur
Folge hat. Diesen Gefahren wirksam
zu begegnen ist die Aufgabe aller derer,
die es mit dem Volke gut meinen,
gleichgültig, zu welchen Anschauungen
sie sich sonst bekennen. Denn das sind
keine Parteifragen, sondern Volksfra»
gen, und die Einigkeit auf diesem wich»

tigen Gebiete muß zu erreichen sein.

>-^o!>»«^

Unverlangt« Manusknpt« senden «il nicht zutück, wenn ihn«, nicht MUckport« »«liegt.

y«lau»«t!>n und «rheftedalt»»!: Pl»l. vr. Lu»»l» Stein In «»»» V lo, Lutz»wufn z». <Ttlelon «m< Nnifir!» «tr, 83081 - «»<mt»«lU!<h« 3!«l,aI>t«»l: v'. Syl»!u»«l»ckln ««»w» — «l«lü'«ei»«»»»« flli Uny«»:

«lllllch« ». ». tzostuchhclndlun« <I. ««n«,. »udaptlt V, D°i°!tya.u!«,a 2. — Vtlla, und «N!» d«i Schleich»» Vuchdnu,»«! « L. Lch»t»I<>»nd«l, N.«, «l«»Ian III.